This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

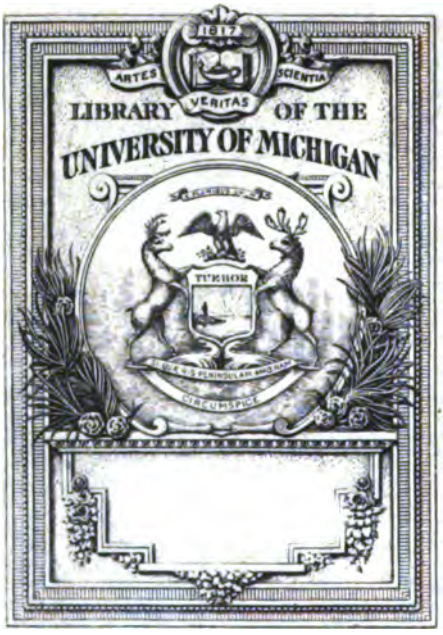
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 946,886

Litt. I.
2.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TURBOR
CIRCUMSPICE

Anhang

zu dem

fünf und zwanzigsten bis sechs und dreyßigsten

Bande

der allgemeinen deutschen

Bibliothek.

In sechs Bänden

Enthaltend

1) Die Anzeigen der neuen Bücher von 1774 bis 1777, und einige von 1778, welche in dem fünf und zwanzigsten bis sechs und dreyßigsten Bande übergangen worden.

2) Vollständige doppelte Register.

Alle Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Churfächsischen und Churbrandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,

verlegts Friedrich Nicolai, 1780.

[illegible]

Fac. Res. Inj. (Campbell)
De Bruyter
2-27-51
23643

Vorrede.

Endlich kann ich dem Publicum den Anhang vom fünfund zwanzigsten bis zum sechs und dreyßigsten Bande dieser Bibliothek ganz vorlegen. Er ist zu der ungewöhnlichen Größe von sechs Bänden angewachsen; und dennoch hätte er aus beynahe noch einmal so viel Bänden bestehen müssen, wenn in demselben alle Bücher, die in den Jahren 1774—1778. in unserm schreibseligen Deutschland erschienen sind, hätten sollen angezeigt werden. Es ist unglaublich, wie sehr das Bücherschreiben zunimmt. Man hat einigemal in öffentlichen Blättern, aus dem allgemeinen Meßverzeichnisse, Berechnungen von der Anzahl der jährlich herauskommenden Bücher machen wollen. Sie sind aber unzuverläßig: denn es steht bey weitem nicht die Hälfte derselben im Meßverzeichnisse, besonders fehlen fast alle im Katholischen Oberdeutschland herauskommende Bücher; sehr viele Schriften, die in großen Städten, als Wien, Berlin, Hamburg u. a. geschrieben, und nur in diesen Städten gelesen werden; viele Bücher die, auf Kosten der Verfasser gedruckt werden; u. d. m.

Man wird dieß schon bemerken, wenn man nur auf die vielen Bücher Achtung giebt, deren in gelehrten und politischen Zeitungen Meldung geschiehet, welches bey weitem doch nicht alle sind, die herauskommen. Nach einer Berechnung, zu der mir meine Handlungscorrespondenz Stoff an die Hand giebt, kommen in Deutschland, und in andern Ländern, in deutscher Sprache, und von deutschen Verfassern, ungerechnet Dissertationen, Programmen und einzelne Gelegenheitspredigten, an Originalen und übersetzten Werken, gewiß jährlich fünftausend Bücher und Traktätchen heraus.

Welcher Recensent, und welche Gesellschaft von Recensenten, kann mit einer solchen Menge von Schriftstellern Schritt halten? Es ist eben so unmöglich als unnütz, alle neue Bücher ohne Unterschied in der allgemeinen deutschen Bibliothek anzuzeigen. Man hat daher schon seit geraumer Zeit angefangen, viel unwichtige Uebersetzungen, und andere unwichtige Schriften wegzulassen, und wird es noch ferner thun. Gleichwohl ist dieser Anhang allein sechs Bände stark, und gleichwohl enthalten dißmal zwölf Bände, nebst den sechs Bänden Anhang noch nicht, wie sonst, die neuen Bücher von fünf Jahren. Ich bemerkte gleich beym ersten Bande dieses Anhanges, welche große Menge von Recensionen noch zurück war. Ob ich mir gleich damals noch nicht vor-

vorstellen konnte, daher so sehr groß werden würde, als er nachher geworden ist, so suchte ich ihn doch zu vermindern, und entschloß mich, die noch nicht abgedruckten Recensionen der Bücher vom Jahre 1778. herauszunehmen, und in die gewöhnlichen Stücke der Bibliothek zu bringen. Dennoch schwoll der Anhang, ungeachtet er beynahe ein ganzes Jahr weniger enthält, bis zu sechs Bänden auf.

Ich weiß es, daß sich viele Leser über die starken Anhänge bey der Bibliothek beschweren. Eigentlich müßte der Titel gleichgültig seyn: denn die Anhänge gehören eben so gut zur allgemeinen deutschen Bibliothek, als die übrigen Stücke. Es ist nicht wohl möglich, keine Anhänge zu machen. Nach einer bestimmten Anzahl von Jahren muß jedesmal abgeschlossen werden. Dieß erleichtert das Nachschlagen auf künftige Zeiten; dieß erleichtert den Ankauf der Bibliothek, da die Liebhaber, welche dieß Werk nicht vom ersten Anfange an kaufen wollen, füglich mit jeder neuen Periode, die nach einem vorhergehenden Anhange und Register beginnt, anfangen können. Diese Perioden hatte ich anfänglich auf fünf Jahre bestimmt, und glaubte, die neuen Bücher von fünf Jahren, in zwölf Bände, mit einem mäßigen Anhange zu bringen. Ich glaubte nachher, der Gleichheit wegen, mich hieran halten zu müssen. Da nun das Bücherschreiben im-

immer zunehmen, so entstunden daraus die starken Anhänge. Um sie künftig zu vermeiden, werde ich zu einer Periode nur vier Jahre (jetzt 1778 bis 1781.) annehmen; die Anzahl der Bände aber unbestimmt lassen, und darinn so fortfahren, daß der Anhang nicht über Einen oder höchstens zwey Bände stark werde. Die Erfahrung hat mich genugsam gelehrt, daß es nicht möglich ist, die Anzahl der Bände, zu einer gegebenen Periode zu bestimmen. Denn wenn man sich auch dadurch helfen will, daß man noch so viele unwichtige Bücher wegläßt, so kann man doch nicht voraussehen, wie stark sich die Schreibseligkeit in unserm lieben deutschen Vaterlande vermehren werde. Sie ist leider! stark im Zunehmen, und die Verdoppelung der jährlich herauskommenden Stücke der A. D. B. ist ein sicheres Maaß derselben. Anfänglich sollten jedes Jahr nur vier Stücke herauskommen, bald wurden sie auf sechs vermehrt, schon seit zwey Jahren kommen jährlich acht Stücke heraus, künftig werden zehen erscheinen müssen, und wenn das Bücherschreiben in dem bisherigen Verhältnisse zunimmt, so dürften endlich diese auch nicht hinreichen, oder es würden wieder starke Anhänge kommen müssen.

Wer sollte bey dieser Lage der Sachen sich nicht scheuen, ferner der Annalist der neuen deutschen Litteratur seyn zu wollen! Wie oft hat es

mich

mich auch nicht schon gereuet, daß ich jemals eine Arbeit, die so unsägliche Mühe erfordert, und doch dabey in gewisser Absicht so undankbar ist, angefangen habe! Indessen, bey allen Mühseligkeiten und Verdrießlichkeiten, die dieses Werk mit sich führt, richtet mich wieder der Beyfall auf, dessen es der aufgeklärteste Theil unserer Nation nun liegt, ein Beyfall, der sich auf den unstreitigen Nutzen dieses Werkes gründet, auf den Einfluß, den es, wie ich dreist sagen darf, auf die Aufklärung des menschlichen Verstandes, auf den Fortgang der Freiheit zu denken, und der Erforschung der Wahrheit gehabt hat. Auch würde es mir schwer fallen, da sich nun beynahe hundert rechtschaffener, gelehrter, edeldenkender Männer in allen deutschen Ländern, mit mir zum Behuf der allgemeinen deutschen Bibliothek vereinigt haben, mich aus einer so ehrenvollen, und mir höchst schätzbaren Verbindung zu reissen. Ich muß mich also über die große Mühseligkeit, und über die unglaublichen Schwierigkeiten, so wie auch über alle andere Betrachtungen hinwegsetzen, die mich schon mehr als einmal beynahe bewogen hätten, mich dieses Werks gänzlich zu entschlagen, und werde ferner, wie bisher, den größten und besten Theil meines Lebens demselben widmen. An meiner Bemühung, daß es weder an Bündigkeit und Unpartheylichkeit, noch auch an Vollständigkeit abnehme, soll es gewiß nicht fehlen. In Absicht auf die letztere werden ferner

aus allen Theilen der Wissenschaften und Künste, vortreffliche und mittelmäßige, gute und schlechte, wichtige und unwichtige, angezeigt werden; und ob man gleich fortfahren wird, um grose Weitläuftigkeit zu vermeiden, sehr unwichtige Bücher aller Art, besonders unwichtige Uebersetzungen, und allerhand unbedeutende Traktätgen wegzulassen; so wird doch wahrscheinlich keines, das sich durch irgend eine besondere Merkwürdigkeit auszeichnet, wegbleiben. Ich hoffe daher, daß dieß Werk ferner mit Recht ein treues Gemälde der neuen deutschen Litteratur, ihrer Vorzüge und Mängel genannt werden werde.

Eben auch, um zu dem wahren Gemälde des Zustandes unserer jetzigen deutschen Litteratur einen Strich hinzuzuthun, kann ich nicht umhin, einen Vorfall, der freylich zunächst, und unmittelbar nur die allgemeine deutsche Bibliothek angehet, mittelbar aber, die ganze deutsche Litteratur interessiret, anzuführen, und darüber mit der Freymüthigkeit, mit der ich allezeit sprechen werde, wenn es auf Vertheidigung der Wahrheit, und der Freyheit zu denken, ankommt, meine Meinung öffentlich zu sagen.

Die allgemeine deutsche Bibliothek hat, von ihrem Anfange an bis jetzt, ich darf es ohne Ruhm-

Aufmerksamkeit sagen, den Beyfall des aufgeklärten Theils der Nation erhalten. Wenn gleich viele verdienstvolle Gelehrten, — wie es denn nicht anders seyn kann, und seyn muß — in verschiedenen Sachen anderer Meinung gewesen sind, als die Verfasser; so hat doch keiner von ihnen einem Werke seinen großen Nutzen im Ganzen absprechen dürfen, wovon in die Augen fällt, daß Männer von Einsichten und Gelehrsamkeit daran arbeiten. Die Anfälle, welche zuweilen geschehen, um der Galle getadelter Autoren Luft zu machen, können nichts wider dieses Werk beweisen. Es hat mir bey Gelegenheit eines neulichen Falls geschienen, der Zorn, der in diesen Herren so heftig aufsprudelt, sey eine wirkliche Wohlthat der Natur, weil sonst der Haß, den die ihnen gesagte Wahrheit gemeiniglich erregt, wenn er sich nicht in Scheltworte und Stichelreyen ausließe, in stillen Groll ausarten, und ihnen noch schädlicher werden könnte. Endlich der ganze verächtliche Anhang verächtlicher Leute, die vom Anfang, und bey allen Gelegenheiten wider dieses Werk entweder kindisch geschwatzt, oder unbesonnen getobt haben, ist von Männern, denen der Fortgang der Wissenschaften am Herzen liegt, niemals der Aufmerksamkeit würdig geachtet worden.

Aber vor einiger Zeit schien es, als ob Männer, die keinesweges verächtlich sind, die allgemeine

meine deutsche Bibliothek nicht etwan bloß für unnütz, sondern sogar für gefährlich erklären wollten. Gegen das Ende des Jahres 1777 ward unvermuthet dieses Werk in allen Oesterreichischen Ländern verboten, und zwar nicht etwan ein einzelnes Stück, oder mehrere Stücke, sondern sowohl alle vorhergehende Stücke, denen doch, nach vorgängiger Censur, die Existenz in den K. K. Erbländen erlaubt worden war, als auch alle künftige Stücke, woraus erhellet, daß man das ganze Unternehmen für schädlich hielt.

Es fehlte im übrigen Deutschland nicht an Leuten, die sich hierüber freuten, wie es denn unter uns sehr viele Leute giebt, welche die Freyheit zu denken, auf dem kürzesten Wege, durch die Macht des weltlichen Arms, unterdrückt wissen wollen. Sie entblödeten sich sogar nicht, in öffentlichen Zeitungen auszustreuen, es werde auf dieß österreichische Verbot, die Kassirung des über dieses Werk gegebenen Kayserl. Privilegium, und ein Kayserliches Verbot desselben durch ganz Deutschland folgen. Daß es Leute in und außer Wien gegeben, die so etwas gewünscht, und auch wohl gesucht haben, daran ist kein Zweifel; aber ich hoffe, es werde nie so etwas Hohen Orts seyn beschlossen worden, oder jemals beschlossen werden. Der König, mein allergnädigster Landesherr, der während seiner glorreichen

Re-

Regierung beständig die Freyheit zu denken beschützt hat, befahl im März 1778 durch Sein Kabinetsministerium, in welchem Minister sitzen, die Beschützer ächter Gelehrsamkeit, und selbst ächte Gelehrten sind, dem königl. Gesandten in Wien, (und dieser war der Freyherr von Riedesel, der Freund Winkelmanns, selbst ein berühmter Gelehrter) wider ein solches Verbot, wofern es im Werke seyn sollte, glimpfliche aber dringende Vorstellungen zu thun. Dieß geschah. Es ist aber, so viel ich vernommen, niemals von einem Kayserl. Verbot durch ganz Deutschland die Rede gewesen, welches auch in unsere Freyheit zu denken, und ich darf es sagen, in die Rechte aller, besonders der evangelischen Reichsstände, aufs empfindlichste würde eingegriffen haben. Es blieb bey dem Verbote in den Oesterreichischen Erblanden, wider welches, an sich, ich weit entfernt bin, das geringste einzuwenden; denn wer wird zweifeln, daß ein Landesherr die Macht habe, in seinen eignen Landen ein Verbot ergehen zu lassen, ohne daß er jemand Rechenschaft geben dürfe, warum es geschehe?

Aber folgendes darf ich sagen, und sage es laut, mit der Freymüthigkeit, die ein gut Gewissen giebt:

Wenn der verächtliche Verfasser einer Schmähschrift oder einer Winkelschaarteke erfährt, daß

daß sein Buch von der Obrigkeit verboten worden, so mag er, nachdem es kömmt, sich heimlich kützeln, daß sein Werk dadurch einen Werth bekomme; oder um der Strafe zu entgehen, sich nicht trauen, den Kopf aufrecht zu tragen. Nicht so Männer, welche ein Werk herausgeben, worinn mit Eifer und Einsicht die Wissenschaften cultivirt, und ihr Fortgang befördert wird. Diese dürfen es laut sagen, daß sie ein solches Verbot weder an ihrer Ehre kränken könne, noch sie an ihrem Eifer, Wahrheit und Freyheit zu denken in allen Wissenschaften zu befördern, im geringsten irren müsse. Ich selbst, ob ich mir gleich von dem unstreitigen Verdienst, das die allgemeine deutsche Bibliothek um den Fortgang der Wissenschaften in Deutschland hat, nur einen sehr geringen Theil zueignen kann, darf es öffentlich bekennen, daß mich dieses Verbot zwar gekränkt hat; aber nie mich abhalten wird, beständig nach eben den Grundsätzen zu handeln, denen ich, bey der Herausgabe dieses Werks, von dem ersten Anfange desselben an, gefolgt bin.

Die Ursachen dieses strengen Verbots zu ergründen, bin ich nicht im Stande. Man erfährt von der Censur in Wien niemals den Grund, warum ein Buch verboten worden. Es ist bekannt, daß die grössere Hälfte der schätzbarsten deutschen Schriften in Oesterreich nicht gelesen werden darf. Man weiß aus dem Schlözerischen

schen Briefwechsel *), mit welcher unerhörten Strenge, noch vor weniger Zeit, gegen einige der Werke der besten deutschen Schriftsteller in Prag verfahren, und wie sie mit den schmutzigsten Schandschriften in eine Klasse gesetzt, und des Landes verwiesen worden. Nach unserer Denkungsart können wir nicht begreifen, warum dieses geschehen. Würden die Ursachen bekannt gemacht, so würden unsere besten deutschen Schriftsteller, die sonst so viel Wahrheitliebe und Einsicht gezeigt haben, wenn sie die Ursachen gegründet fänden, gewiß ihre Denkungsart und Schreibart ändern. Ist es aber unsern Schriftstellern zuzumuthen, daß sie, bloß aus blinder Furcht, ohne Gründe, bloß um sicher zu gehen, erlaubte Schriftsteller zum Muster nehmen sollen, welche die Klippen, an die ein freydenkender Schriftsteller scheitern kann, von einer nahen und strengen Aufsicht geleitet, so glücklich vermieden haben? Soll Lessing, um sich würdig zu machen, so wie in ganz Deutschland, auch in Oesterreich gelesen zu werden, so schreiben, wie der in der ganzen Welt unverbotne Stephanie? Soll Wieland, den ihm vorgeworfenen Leichtsinn zu meiden, den Pomp und die Gravität eines Haschka, oder die Lieblichkeit eines Regelsberger, nachahmen? Soll Iselin seine mit dem Verdammungsurtheil bezeichnete Geschichte der Menschheit, nach dem Maaße der dopwel-

*) XXVstes Heft, S. 51. und in einigen folgenden Heften.

doppelten Kunstrabulistik [illegible] und die Verfasser der allgemeinen deutschen Bibliothek sich die unverdächtigen litterarischen Monate zum Muster nehmen, bey jedem Blick in die Verbesserung der Philosophie und Religion, bey jedem Ausbruche der Freymüthigkeit sich an die Stirn schlagen; und ehe sie schreiben, erst zurückdenken, ob auch derjenige sie unter den Censuren zu Wien, was sie schreiben für erlaubt halten werde?

Ich wiederhole es nochmals, ich erkenne mit Ehrfurcht die Befugniß, und die Macht der höchsten Regenten, in ihren eignen Landen Schriften zu verbieten, auch ohne die Gründe anzuzeigen. Ich erkenne es, daß die Censoren in Wien, welche wider die allgemeine deutsche Bibliothek ihr Urtheil gefället haben, als Censoren betrachtet, niemals irgend jemand, ausser ihrer höchsten Landesobrigkeit, von ihrer Censur Rechenschaft zu geben, nöthig haben. Aber diese Censoren sind selbst Gelehrte, Männer, die auch ausser Oesterreich einen litterarischen Ruhm zu bewahren oder zu verlieren haben. Also bloß als Gelehrte betrachtet, kann ich sie doch wohl, mit der ehrlichen Freymüthigkeit, die einem jeden Gelehrten gegen einen andern anstehet, im Namen der vier und neunzig würdigen Gelehrten, welche jetzt die Verfasser der allgemeinen deutschen Biblio-

thek

Ehre sind, öffentlich auffodern dürfen, nicht als Censoren, sondern als Gelehrte, die Gründe ihrer Verwerfung bekannt zu machen, und sie, dem Fortgange der Wissenschaften zum Besten, einer gelehrten Untersuchung zu unterwerfen, kann ich sie wenigstens öffentlich fragen heißen:

Was sie denn eigentlich an der allgemeinen deutschen Bibliothek so ausserordentlich verdammliches gefunden haben?

In allgemeinen Ausdrücken zu sagen: die Bibliothek sey ein Werk wider die Religion, u. dgl. hieße nichts gesagt. Unbefangene Leser haben längst eingesehen, daß die freymüthigen Betrachtungen über Religionslehren, die in der Bibliothek enthalten sind, aus warmen Eifer für Religion und Sittlichkeit fliessen, und die Beförderung der wahren, dem menschlichen Geschlechte heilsamen Religion zum Zwecke haben. Es ist übrigens notorisch, daß die Bibliothek niemals im Winkel herausgegeben worden; sondern seit funfzehn Jahren vor den Augen der ganzen Nation erscheint, und mit Beyfall aufgenommen wird; daß sie sogar von der sonst so strengen Censur in Wien über zwölf Jahre lang für erlaubt erkannt worden; daß die größten Gelehrten Deutschlandes, Männer, an denen Eifer für das, was einem jeden Men-

Wenigstens heilig ist, nicht gezweifelt werden kann, daran Theil genommen haben. Dazu wird die Bibliothek vor dem Abdrucke, doppelt, sowohl in Sachsen, als in Brandenburg, durch Censoren, die von den Landesherren gesetzt sind, censiret. Es ist aber unmöglich, von einem Buche, das von einem Landesherrlich bestellten Censor censirt worden ist, zu sagen, es sey wider Religion und gute Sitten; oder man müßte mit Worten spielen; oder die ganze Einrichtung einer öffentlichen Censur müßte ganz ohne alle Kraft und Nutzen seyn, müßte nicht einmal einen bürgerlichen Effekt haben, und Schriftsteller und Verleger müßten endlich gar nicht wissen sollen, woran sie sich bey Herausgabe neuer Bücher zu halten hätten.

Wenn sich aber der Fall ereignet, daß Censor und Censor zweyerley und gerade entgegengesetzter Meynung sind, gehet denn unser ganzes deutsches Vaterland noch so sehr im Gängelbande, daß es nothwendig dem von beyden folgen muß, der Schriftsteller und Leser für Unmündige ansiehet, denen jedes spitzige Hölzgen zu nehmen ist, aus Furcht sie möchten sich damit verwunden? und nicht dem, der sie für Männer hält, denen man ein wirksames Werkzeug in die Hände geben darf, weil ihnen zuzutrauen ist, daß sie es zu ihrem eigenen und anderer Besten werden zu brauchen wissen? O! der Schande für

Deutsch-

Deutſchland, O! der Schande für das achtzehnte Jahrhundert, wenn dieſes behauptet werden müßte!

Und wenn nun der Cenſor in Wien, ein Buch für ſchädlich, und daher für verwerfungswürdig; der Cenſor in Berlin ebendaſſelbe für nützlich, und daher für erlaubt erklärt, iſt es denn ſo ganz unmöglich, einen Richter zu finden, der entſcheiden könnte, welcher von beiden Recht habe? Sollte das ganze erleuchtete gelehrte deutſche Publikum, dieſer unſtreitige Richter nicht ſeyn können? Man verfahre nur in der Cenſur mit Schriftſtellern, die die beſten Kräfte ihres Geiſtes anwenden, um ihre Zeitgenoſſen und die Nachkommen zu erleuchten, ferner nicht, wie mit den Gefangenen in der ſpaniſchen Inquiſition, denen niemals angezeigt wird, worüber ſie angeklagt ſind. Man verdamme ſie nicht ungehört; man lege ihnen Gründe des Urtheils vor, die man ja dem ſchlechteſten Bürger des Staats, der wegen der geringſten Schuldforderung oder Injurienklage verurtheilt wird; nicht vorenthält, und da Bücher, und Verbote von Büchern, eine Sache des ganzen gelehrten Publikum ſind, ſo mache man dieſe Gründe öffentlich bekannt. Laß ſie auftreten, die Männer, die nun ſchon ſeit ſo vielen Jahren die Schriften unſers Leſſings, Wielands, Moſes Mendelsſohns, Iſelins,

Hallers, Göthe, Zimmermanns, Abts, Basedows, und wie die würdigen Schriftsteller unserer Nation alle heißen, dem ganzen deutschen aufgeklärten Publicum zur höchsten Verwunderung, öffentlich in den Indicem librorum prohibitorum neben die Schatteken vom Schatzgraben und Hexenbeschwörungen, und neben die schmutzigsten Sammlungen von Schandschriften, Zoten, und Gotteslästerungen setzen! Laß sie auftreten, und dem ganzen erleuchteten Publikum die Gründe dieses befremdenden Verfahrens vorlegen! Es sey fern von mir, zu glauben, daß keine Gründe vorhanden wären, wodurch die Censoren in Wien, zu einem Verfahren, das uns, die wir eine freyere Luft athmen, so sonderbar vorkommt, bewogen worden. Es läßt sich von einem Kollegium, worinn so viele Männer sitzen, deren unbescholtene Ehrlichkeit und Gelehrsamkeit kein verständiger Mensch in Zweifel ziehen wird, nicht denken, daß es seit vielen Jahren, ohne wichtige Gründe, einer Praxis sollen gefolgt seyn, die, dem ersten Anblick nach, der Beförderung der wahren Gelehrsamkeit so hinderlich scheinet. Es werden gewisse vorausgesetzte Axiomen vorhanden seyn, aus denen man, durch Schlüsse, mehrere Gründe wird gefolgert haben, wegen welcher man geglaubt hat, so, und nicht anders verfahren zu müssen. Aber eben diese Axiomen, diese Schlüsse, diese Folgerungen sind es, von denen es höchst

zu wünschen wäre, daß sie diese gelehrte Männer, ohne Rücksicht auf ihr Amt als Censoren, bloß als Gelehrte, bloß als wahrheitsliebende Gelehrte, dem deutschen gelehrten Publicum vorlegen möchten, damit es untersuche, ob diese Axiomen, wahre Axiomen, ob diese Schlüsse und Folgerungen, richtige Schlüsse und Folgerungen sind.

Ein jeder Freund der Wahrheit würde von einem solchen Verfahren, mit Recht, die wichtigsten Folgen erwarten dürfen. Jeder Gelehrter hat das Recht, die Gründe eines andern Gelehrten zu prüfen. Die sämmtlichen würdigen Schriftsteller, welche bisher die besten Kräfte ihres Geistes, den besten Theil ihres Lebens zur Aufklärung ihres deutschen Vaterlandes angewendet haben, die von ihren Zeitgenossen sonst mit allgemeiner Stimme für gemeinnützig, für schätzenswürdig, für vortrefflich erkannt, bloß in Oesterreich durch öffentliche Autorität für schädlich, für verderblich, für verachtungs-, für verabscheuungs-, für verdammungswürdig sind erklärt worden, diese würdigen Gelehrten haben noch einen besondern Beruf, die Grundsätze, nach denen das Censurkollegium in Wien handelt, sobald sie öffentlich bekannt gemacht sind, mit aller Unpartheylichkeit, mit aller Freymüthigkeit zu prüfen. Sie werden es sich, ihren Zeitgenossen, der Ehrsam-

sammlete schuldig seyn, dieses zu thun, und das Resultat solcher Prüfung falle aus wie es wolle, so kann es zur Beförderung der wahren Gelehrsamkeit nicht anders als höchst heilsam seyn.

Sind die Ursachen gegründet, wegen welcher man in Wien so viele Bücher verbietet, die sonst allgemein für erlaubt, und nützlich gehalten werden; hat man in Wien wirklich Fehler an diesen Schriften entdeckt, wegen deren sie unterdrückenswürdig sind, und die den Verfassern und bisherigen Lesern derselben unbekannt geblieben wären; kann man den Verfassern derselben Aussichten eröffnen, aus denen ihre Schriften verwerfungswürdig erscheinen müssen: — wer wird Schriftstellern, die sonst so viel Liebe des Wahren und Guten gezeigt haben, nicht zutrauen, daß sie den überzeugenden Gründen nachgeben, wo nicht selbst ihre bisherige Schriften verdammen, dennoch in der Folge viel behutsamer und zurückhaltender seyn würden? und würde es nicht ganz Deutschland den Censoren in Wien danken müssen, wenn sie, auf diese Art, durch ihre Gründe zuwege brächten, was ihre bloße Verbote nie haben bewerkstelligen können, und nie bewerkstelligen werden!

Sollte aber, wir wollen es auf einen Augenblick annehmen, von Deutschlands besten Männern, nach gründlicher und unpartheyischer

Un-

Untersuchung gefunden werden, daß die Grundsätze, worauf das Verbot so vieler in allen andern deutschen Ländern nützlich geachteten Bücher beruhet, größtentheils eingewurzelte Vorurtheile wären, von denen man sich nur, durch einen Zusammenfluß vieler Umstände, in Oesterreich weniger als in andern Ländern hätte losmachen können; würde dieß nicht österreichische Patrioten ermuntern, mit Ernst dahin zu trachten, daß diese Vorurtheile endlich gänzlich ausgerottet würden? damit nicht die Einwohner ansehnlicher und volkreicher deutschen Provinzen, damit nicht die Einwohner der Erblande eines Durchlauchtigsten Hauses, aus welchem seit Jahrhunderten, die deutschen Kayser erwählt worden, Monarchen, die in diesen Erblanden, zum Besten der Wissenschaften, schon so sehr viele preißwürdige Anstalten gemacht haben, ferner nicht, den Einwohnern so vieler andern deutschen Provinzen, an Freyheit zu denken, folglich an Fähigkeit die Wahrheit zu untersuchen; so weit nachgesetzt werden müßten.

Aber wie? wenn ein österreichischer Patriot aufstände, und uns sagte: „Meine Lieben! „fahret nicht zu geschwind zu! Wir können ge„stehen, daß ihr für euch Recht habt, und den„noch glauben, daß euch wir, für uns, Recht „haben. Ihr müßt nicht so gerade zu uns nach „euch beurtheilen, da die Verfassungen, in denen

„wir leben, so höchst verschieden sind. Es sind „Lokalursachen in den österreichischen Erblanden, welche daselbst, in andern deutschen Provinzen aber nicht, die Verbote vieler Bücher „nothwendig machen. Die öffentliche Erörterung dieser Lokalumstände, würde bey euch vielleicht nützlich, bey uns gewiß schädlich „seyn. Die plötzliche Umänderung aller dieser „lokalen Umstände, die (wie auch bey euch viele „Lokalumstände anderer Art,) in Verfassung, „Denkungsart, Sitten, Religion verwebt sind, „ist weder rathsam, noch möglich. Seyd übrigens versichert, daß es auch bey uns Männer „von Einsicht und Redlichkeit giebt, welche mit „Ernst arbeiten, Lokalverfassungen, welche dem „Fortgange der Wissenschaften hinderlich sind, „unvermerkt abzuändern, so viel es ohne Nachtheil anderer Verfassungen, die ohne Revolutionen nicht abgeändert werden können, möglich „ist. Sie werden mit desto sicherern Erfolge „arbeiten, je langsamer und bedächtiger sie zu „Werke gehen, je weniger sie Geräusch machen, „je weniger geschwind sie sich überreden, wenn sie „etwas gethan haben, sey alles gethan; sondern „immer bedenken, wie sehr viel noch zu thun „übrig bleibt. Rechnet übrigens darauf, daß „wir eure großen Schriftsteller schätzen, wenn „wir gleich wenig davon lesen dürfen, und daß „wir nicht alle die schätzen, die uns zu lesen erlaubt sind.“

Wenn

Wenn ich den billigen Mann so reden hörte, so würde ich mich des Laufes der Welt erinnern, nach welchem, wenn man ihn kennet, vieles, was höchst widersprechend scheint, gar sehr begreiflich wird, und das, was unverzeihlich scheinen möchte, entschuldigt werden muß. Aber bey dieser Begreiflichkeit und Entschuldigung kann ich nicht umhin, in dem innersten meiner Seele zu bedauren, daß es noch ein großes und volkreiches Land geben soll, in welchem die Schriften eines Obladen, Merz und P. Alexander a S. Ioanne de Cruce, jedermann ohne Unterschied lesen kann, und in welchem die Schriften eines Haller, Iselin, und Moses Mendelssohns zu lesen, nur sehr wenigen verstattet ist. Ich kann nicht umhin, herzlich zu wünschen, daß die Zeit bald kommen werde, wo es allen denkenden Einwohnern so ausgedehnter Länder ungestört erlaubt sey, an der Erleuchtung, die sich in dem übrigen Deutschlande auszubreiten anfängt, Theil zu nehmen. Und ich empfinde tief in meinem Herzen, will auch alle, die mit mir unter dem Schutze Friedrichs des Großen wohnen, daran erinnern, wie sehr wir Ursach haben, Gott täglich zu danken, daß wir unter der Regierung dieses Einzigen leben, unter der, Freyheit zu denken, und mit ihr Liebe zur Wahrheit begünstigt werden, wodurch Künste und Wissenschaften blühen, wodurch mit der Aufklärung des Verstandes sich zugleich, anstatt eines steifen Her-

kommens, ächte gute Sitten, anstatt leerer für Religionsübungen geachteter Ceremonien und eines finstern Aberglaubens, herzliche Religionsgesinnungen immer mehr durch alle Stände verbreiten. Berlin, den 25 Hornmonats 1780.

Friedrich Nicolai.

Anhang

zu dem

fünf und zwanzigſten bis ſechs und dreyßigſten

Bande

der

allgemeinen deutſchen

Bibliothek.

Erſte Abtheilung.

Verzeichniß

der in der ersten Abtheilung des Anhangs zu dem 25sten bis 36sten Bande der allgem. deutschen Bibliothek recensirten Bücher.

1. Gottesgelahrheit.

J. A. Eberhards neue Apologie des Sokrates, 2 B. 1
G. S. Steinbarts System der reinen Philosophie, 18
G. C. Silberschlag vom wahren Christenthum, 23
Der Tod des Christen, 25
D. Williams Reden, aus dem Engl. 25
M. C. C. R. Abhandl. über das Schädliche des Predigerordens. 26
J. Lampens einige Reden bey Confirmationen gehalten, 29
D. J. D. Müllers Ueberzeugungen des gemeinen Menschen- und Bibelverstandes von dem dreyeinigen Gott. 30
Verm. Beytr. zur Theologie, Kritik und Historie. 2 Th. 31
J. F. Liedens Casualreden, 37
M. C. C. Sturms vollständiges Gesangbuch für Kinder von reiferm Alter,
J. A. B. Weigels geistliche Lieder für Kinder. 45
S. F. Schützingers die Psalmen Davids in Lieder nach bekannten Melodien verfasset, 46
S. F. Schulzens dritte Samml. der besten geistlichen Lieder neuer Dichter, 50
F. M. Ziegenhagens Paraphrases über einige wichtige Stücke aus dem Matthäo. 51
Letzte Gesinnungen zum Tode verurtheilter Standespersonen, aus dem Französ. 2 B. 52
G. H. Langens und J. G. F. Schöners Lehren und Vorschr. des vernünftigen und thätigen Christenthums, 52
J. Heß Sammlung einiger Predigten, 53
Zeit- und Handbüchl. für Freunde der theol. Lektüre aufs Jahr 1777. 54

M. C. G. Langens exeget. Verſ. über einige bibl. Worte und Redensarten, 6 St. 54
Betrachtungen über die chriſtliche Religion aus dem Engl. überſetzt, von G. A. Ebert. 56
Die heilige Schrift der guten Botſchaft vom verheißenen Könige. 56
I. F. Lippold interpr. ſacror. de Chriſto venturo oraculorum. 61
Entdeckter Kunſtgriff unſerer Zeiten, die Religion durch die Bibel — zu beſtreiten, 62
Vorſtel. die Klagen unſerer Zeit über akadem. Theol. betreffend, 63
Bibl. und emblem. Wörterbuch. 65
Unterſuchung der neueſten theol. Streitigkeiten 2 St. 70
F. W. Raſche Anleitung zur Erkenntniß der chriſtlichen Religion, 2te Aufl. 71
Ueber die innere Klarheit der chriſtlichen Religion, aus dem Engl. überſetzt von M. J. C. Volborth, 71
Th. Percy kurze Einleitung zum Leſen des N. T. aus dem Engl. 72
Acht Briefe, 73
Samml. auserleſ. Abhandl. das Chriſtenthum betref. 2 St. 74
Ueber die göttlichen Perſonen und die Urſache der Benennungen des Sohnes Gottes, 77
Philoſ. Betr. des Gottesdienſtes der erſten Menſchen im Stande ihrer Unſchuld. 80
Freundſchaftl. Br. über den jetzigen Zuſtand der Relig. unter den Lutheranern. 81
Anrede Hrn. Ulrichs an die Aſket. Geſellſch. in Zürich, 83
J. J. Heß's Vorleſung vor dieſer Geſellſchaft, dem Andenken Hrn. Breitingers gewidmet. 84
C. F. Stresows bibl. Handbuch, 3 Th. 86
Anforderung der Vernunft an die Freygeiſter, 87
H. Farmer über die Beſchaffenheit und Abſ. der Verſuchung Chriſti in der Wüſten, aus dem Engl. überſ. von J. M. Schwager, 88
Samml. von Schriftſt. nebſt Anzeige der Hauptlehren des Chriſtenthums. 92
B. Blayney neuer Verſuch über die Weiſſagung Dan. IX, 20 — 27. aus dem Engl. 95
A. W. A. Wönigers Auszug aus den wicht. Th. der bibl. Geſchichte. 96

der recenſirten Bücher.

D. J. B. Lüderwalds Bemüh. zur gründl. Beurth. und Erkenntn. der Offenb. Joh. 2 Th. 103
J. C. Eggert, das Ende der Welt, und die Zukunft Jeſu zum allgemeinen Weltgerichte. 106
Zeugniß der Wahrheit von Jeſu Chriſto. 107
Geſchichte eines freydenkenden Philoſophen — aus dem Franzöſiſchen überſetzt von J. C. F. Reich. 108
Die weſentl. Lehre K. Schwenkfelds, 109
M. I. G. Meyeri hiſtoria diaboli, 113
M. I. C. Götzingeri cauſa ſuccincta dogm. de obligat. reuerentiae erga ſacra, 117
Verm. Samml. merkw. Begebenh. aus der Geſchichte 117
Nachr. von dem Char. und der Amtsführ. rechtſch. Prediger, 4. 5 B. 118
D. J. G. Roſenmüllers Anleit. für angehende Geiſtl. 119
D. C. A. Crufius Gnomon zu Jeſ. 7 — 12. Kap. 52 — 60 Kap. aus dem Latein. überſetzt von M. C. G. Schmidt, 120
J. H. C. Zahns neue Briefe an die Freydenker, 120
D. C. J. Danovius drey Abhandl. von der Rechtfertigung des Menſchen vor Gott, 121
D. J. N. Kießlings Lehrgebäude der Wiedertäufer 122
J. Jochims Anleit. über die Religion vernünftig und ſchriftmäßig zu denken, 122
G. Schlegels Verſuch eines kleinen Katechiſmi. 126
C. Nß Glaubenslehren der wahren Mennoniten, 127
D. W. Bates Abhandl. von den vier letzten Dingen aus dem Engl. überſ. von K. F. Uhrlandt, Ebend. chriſtl. Betrachtungen, 129
A. A. Sykes Lehre der heil. Schrift von der Erlöſung der Menſchen durch J. C. aus dem Engl. überſ. 132
M. M. F. Roos Predigten über die ſonn- und feyertägl. Evangelien, 134
Ebend. Lehre und Lebensgeſch. J. C. 2 B. 135
J. Taylors Entwurf der Schriftheologie. 137
Das Gebiete der Vernunft, 141
Unausleſene Predigten der beyden letztern Lehr- und Lebensjahre D. J. F. Bahrdts, 143
Burns und Enfields Samml. von Predigten, aus dem Engl. 1 B.
J. Jortins Predigten über verſchiedene Gegenſtände, aus dem Engl. 2 Th.

Th. Bullets Predigten über die Beweise zur Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichk. der christl. Relig. 145
Freundschaft mit Gott, nach dem Engl. des R. Jones 146
C. H. Heyer Laster der Hurerey in seiner wahren Abscheulichkeit. 146
J. F. Feddersen Beyspiele der Weisheit und Tugend aus der Geschichte, 147
E. Bertrands Sittenlehre des Evangeliums, aus dem Französ. übersetzt von J. A. Emmerich, 1 Th. 150
Ebend. Anfangsgr. der allgem. Sittenlehre, aus dem Französ. 153
Auswahl vorzügl. guter Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien 2 Th.
Pr. über die Episteln durch das ganze Jahr, 3 Th. 154
J. F. Feddersen Unterhaltung mit Gott, bey besondern Fällen und Zeiten, 155
Th. Seckers Pr. über verschiedene Gegenstände, 4 B. 157
M. C. C. Sturms Predigten über die Sonntagsepisteln, 2 Th.
D. G. F. Seilers Pr. zur Befestigung im Glauben und heil. Wandel, 2 Samml. 3te Aufl.
Chr. G. Raueubergs Samml. einiger Predigten 2 Th. 2te Aufl. 159
M. C. C. Sturms Pr. über die Sonntagsepist. durchs ganze Jahr. 4 Th.
J. J. Lachmanns Unter. und Trost bey dem Absterben naher Anverwandten, 3 Th.
Die wesentl. Lehre des Evangeliums, 2te Aufl. 159
Freye, bescheidene, vernünftige, doch bibl. und meist wahrscheinl. Gedanken über versch. nicht ohnnutzbare Fragstücke, entworfen von *I. H.* 161
J. S. Patzke Pr. über die Episteln durch das ganze Jahr.
M. Ph. D. Burks Evangelienpostille.
J. C. Storren Pr. über die sonn- und festtägl. Episteln, 3te Aufl. 162
C. Meierlein neuer rechtschaffener Naturalist, 164
J. J. Lenz Anweisung, wie die Geschichte der heil. Schrift — zu lesen sind, 166
P. Kind Samml. einiger Predigten.
C. C. Klevesahl evangel. wichtige Wahrh. in Catechismuspr. 2 Th.
W. J. J. Hoppenstedt Religionsvorträge, 167

D. S. C. B. Moſche Anmerk. zu den Sonn- und Feſttagsepiſt. à Absch. 169
J. F. Fedderſens Betr. und Gebete über das wahre Chriſtenthum, 173
D. J. Watts kleine katechetiſche Schriften, 176
D. H. Herings Abhandl. von den Schulen der Propheten unter dem A. T. 178
D. C. F. Schmidii annotatt. in epiſtolam Pauli ad Romanos, 181
H. Farmers Abhandl. über die Wunderwerke, aus dem Engl. überſetzt von J. P. Bamberger, 185
C. G. H. geiſtl. Amtserfahrungen in merkwürdigen Vorfällen, 187
Geſchichte der Patriarchen, 2 B. 189
J. C. Blaſche neue Aufklärung der Schriftſtelle Röm. 8, 17 — 23. 192
E. Murſinnae compendium theologiae dogmaticae, 195
H. Farmers Verſuch über die Dämoniſchen des N. T. aus dem Engl. überſetzt von L. F. A. von Cöln. Ebend. überſ. von J. P. Bamberger. 203
Nachr. von dem Charakter und der Amtsführung rechtſchaffener Prediger und Seelſorger, 3 B. 206
J. C. Grohnerts ganzes Gnadenwerk Gottes in der Seele des Menſchen, 207
Etwas zur täglichen Andacht.
Etwas für alle Stände von Püſtern, 209
Geſchichte der Menſchheit und der Religion, 210
Bibl. Almanach für die tägl. Andacht, auf das Jahr 1778. 211
D. J. H. D. Moldenhauers zweyter Brief Pauli an den Timotheus 213
D. C. F. Schmidii hiſtoria canonis ſacri V. et N. T. 215
I. A. Turretini de ſ. ſcripturae interpretatione tr. 223
C. F. Röſslers Bibliothek der Kirchenvater, 4 Th. 231
Die vornehmſten Wahrh. und Beweiſe der chriſtlichen Religion, 2 Th. 238
W. Enfields Lebensbeſchreibungen in Predigten, aus dem Engl.
Ebend. engliſcher Prediger, 1 B. 240
D. A. A. Sykes Verſ. über die Natur, Abſicht und den Urſprung der Opfer, aus dem Engl. überſetzt. 242
Burns und Enfields Samml. von Predigten, aus dem Engl. 2 B.

H. Blairs geistl. Reden aus dem Engl. 244
M. J. A. Trinius einige Kanzel- und Altarreden.
M. C. Fr. Vöge Pr. über nöthige Wahrh. der Religion in gegenwärtigen Zeiten. 245
F. G. Pockels Pr. über Episteln und andere Texte.
M. C. F. Lohdius Samml. einiger h. Reden über wichtige Wahrh. der christl. Religion.
M. N. F. Kantz Predigten. 247
Krausens Betr. und Gebete über die Psalmen, 250
J. A. Schlegels Weissagungen J. von der Zerstörung Jerusalems, 251
I. B. Koppe N. T. graec. perpetua annotatione illustratum, Vol. I. 255
Spittlers krit. Unters. des 60sten Laodicen. Canons, 268
Th. Pyles Paraphrase über die Apostelgeschichte aus dem Engl. übers. von E. G. Küster, 2 Th. 270
Prüfung der Religion nach Schrift u. Vernunft, 2 Th. 276
J. R. Ulrich, das zur Mördergrube gemachte Bethaus, eine Pr. über Luc. 19, 41 — 46.
J. C. Lavaters 2 Predigten, bey Anlaß der Vergiftung des Nachtmahlweins. 637
Leben, Bemerkungen und Meynungen Joh. Bunkels, aus dem Engl. übersetzt. 664

2. Rechtsgelahrheit.

G. C. Gebauer corpus iuris ciuilis, 278
C. G. Riccii repertorium locuplet. in *I. F. Pfeffingeri* corpus iuris publ. edit. II. 292
F. G. A. Lobethans katechet. Unterweis. in den vornehmsten Rechtsmaterien, 1 Th. 292
Zus. zu Hrn. Wangerows Entw. des Wechselrechts.
W. G. Wangerows Erzähl. und Anmerk. über den Entw. des Wechselrechts, 294
A. W. v. Walther juristischhistor. Betracht. über die Geschichte vom Leiden und Sterben J. C. 294
Herzogl. Sachsengothaische vermehrte und verbesserte Gerichts- und Proceßordnung, 295
Karl Emanuels Gesetze und Verord. nach der wälschen und franz. Ausg. übers. von Dominicus Ziegler 299
Vom Geiste der Criminalgesetze, 302
J. G. Schloßers Vorschlag und Versuch einer Verbesserung des deutschen bürgerl. Rechts ohne Abschaffung des röm. Gesetzbuchs.

Entw. der allgem. Grundſ. der Geſetzgebung, 304
Neueſte Mannichfaltigkeiten, meiſtens juriſt. Inhalts, 316
C. Fr. Gerſtlachers Nachleſe zu ſeinen Abhandlungen, 325
K. E. v. Riegger Samml. der in Kirchenſachen ergangenen landesfürſtlichen Geſetze in Böhmen, 325
J. Douiat praenot. canon. libri V. T. II. P. I. 327
C. F. Hommelii promtuarium iuris Bertochianum, T. I. et II, 328
Synopſis iuris eccleſiaſtici publici et priuati in terris *Mar. Thereſiae.* 330
V. Reiſs analyſis collectionum et fontium iuris eccleſiaſtici publici et priuati germanici, 331
I. P. de Ludewig differentiae I. R. et G. ſecundum ordinem inſtitutionum Iuſtiniani concinnatae, 332
Iuſtinus Febronius abbreuiatus et emendatus, 333
D. I. H. C. de *Selchow* elementa I. G. priuati hodierni, edit. V. 335
Concordata nationis germanicae, T. II. III.
Ad concordata nationis germanicae faſc. I. II. 343
D. I. G. Schlyer diſſ. de alternatiua menſium,
Ei diſſ. de reſeruatione beneficiorum, 361
G. C. Gebaueri quaternio diſſertationum, 365
A. D. Alteſerrae diſſ. Iur. Canon. I., IV. ex edit. *P. E. Bertram*, 365
Diſſertat. atque Programm. Crellianor. faſc. VIII. 365
I. S. Pütteri noua epit. Proc. Imper. edit. III. 366
Gegenbericht. Befeſtigung des von Seiten der Ritter- und Landſchaft der Hochgräfl. Reuß. jüngerer Linie Herrſchaften, inſonderheit zu Gera, wider ſämmtl. Herrn Grafen Reußen jüngerer Linie, ꝛc. 367
D. G. G. Thyme auserleſene zweifelhafte Rechtsfälle, 1 B. 1. 2te Abtheil. 370
I. T. Fiſcheri comment. iur. hiſtor. portionis matricularis collectarum imperii ſereni. domus Saxon. explicans, 372
Berühmte Rechtshändel bey verſchiedenen Parlamenten in Frankr. aus dem Franz. 1 Th. 373
J. E. v. S. Antwoif. J. Kayſ. Maj. wie es mit dem Aſylo zu halten ſey, 374
C. F. Weinland Antw. auf die Fr. Was iſt der Hauptgrund, daß ein Reichsſtand — auch mehrere Subdelegirte abgeordnet? 374

A. von Balthasars historisch-jurist. Abhandl. von den in Vor- und Hinterpommer. Städten geltend gewordenen auswärtigen Rechten, 375
Ueber die juristische Schreibart, 376
Ob es für ein Land nützlicher sey, die großen Verpachtungen zu vereinzeln? 376
D. I. P. Schreveteri fundamenta iuris praesti Germanici hodierni,
Ei fundamenta I. P. German. hodierni, 376
B. Oberhauser manuale selectiorum conciliorum et canonum 377
J. St. Pütters auserlesene Rechtsfälle, 3 B. 1 T. 379
D. W. Stühle weiser Jurist 381
D. A. W. Mayeri comment. de nullitate sententiarum sanabili et insanabili, 382
J. Fr. von Tröltsch Anmerk. und Abhandl. in verschiedenen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit, 2 Th. 382
F. G. A. Lobethan catechetische Unterweisung in den vornehmsten Rechtsmaterien, 2 T. 383
J. H. C. von Selchow Grundsätze des Wechselrechts, 2te Auflage 383
K. F. Reinhards Sammlung juristischer, philosophischer und kritischer Aufsätze, 6 St. 386
I. L. E. Püttmann de Hadriani imperatoris libris cacrianis 387
D. I. C. Woltaer observatt. quae ad ius civ. et brandenb. pertinent, fasc. I. 388
I. E. I. Muller, de exceptionibus litis ingressum impedientibus 390
Gemeinnützige juristische Betrachtungen und Rechtsfälle, 2 B. 391
C. F. Hommelii epitome sacri iuris, 392
F. G. A. Lobethans Einleitung zum Bergwerksrecht 394
J. J. Mosers neueste Geschichte der unmittelbaren Reichsritterschaft, 1. 2 Th. 396
Unpartheyische Untersuchung, was es mit dem Religionszustande in der — Grafschaft Sponheim vor eine Beschaffenheit habe 398
Zwölf Reichshofrathsgutachten wegen des Jesuitenordens 399
Die Lehnsfolge der Manteckinder 399
De potestate ecclesiastica et temporali 399
D. I. R. Engau elementa iuris criminalis, edit. VII. 400

C. F.

C. F. G. Meiſters ausführliche Abhandlung des peinlichen Proceſſes in Deutſchland, 4 Th. 401
J. J. Moſers Verſ. des neueſten Europäiſchen Völkerrechts in Friedens und Kriegeszeiten, 1 Th. 401
D. H. Kemmerichii ſynopſis iuris criminalis 402
H. W. v. Günderrode Abhandlung von der Staatsverfaſſung des D. R. unter Otto dem erſten 402
C. F. F. v. und zu Mannßbach beantwortet, was iſt Rechtens, wenn nicht alle zur Viſitation des Cammergerichts deputirte Stände erſcheinen? 403
C. F. W. Lang Erläuterung der Frage: Ob die Kammergerichtsviſitationsabſchiede den kayſerl. Reichshofrath verbinden? 405
I. *V. Eybel* orat. funebris in P. I. a Riegger 405
A. Schmidt theſaurus iuris eccleſiaſtici, T. VI. 407
P. I. a Riegger elementa iuris eccleſiaſtici, P. II. 410
Ei. corpus iuris eccleſiaſtici nouiſſimi, ed. II. 411
D. E. von Heyking Curlands Grundverfaſſung gereiniget — 411
Ebendeſſelben Beantwort. und Widerlegung der Zuſätze zum Staatsrechte des Hrn. von Ziegenhorn 411
I. L. E. Puttmanni aduerſariorum iuris uniuerſi L. II. 419
C. F. Erbe rechtl. Anmerk. über den Hofdiebſtahl 421

3. Arzneygelahrheit.

Alb. von Haller bibliotheca medicinae practicae, T. II. 424
Ei. bibliotheca anatomica. T. II. 440
E. G. Baldinger ſylloge ſelector. opuſc. argumenti medicopractici, Vol. III. 449
Sammlung der neueſten gedruckten und geſchriebenen Nachrichten von Magnetcuren, vorzüglich der Mesmeriſchen 450
J. G. Wolfer Geſchichte einer Frau, die in ihrem Unterleibe ein verhärtetes Kind 22 Jahre getragen hat 455
C. L. Hofmanns Nachtrag zum Anhange des erſten Th. von den Pocken 456
Mediciniſche Commentar. von einer Geſellſchaft der Aerzte zu Edinburgh, 3 Th. 3tes u. 4tes St. 457
D. J. G. Pietſch Geſchichte praktiſcher Fälle von Gicht und Podagra 5 Th. 459

D. I. E. Neubaueri descript. anat. rariſſimi peritonaei 459
D. I. N. Pezold de prognoſi in febribus acutis, ed. II. 460
W. Grants neue Beobachtung über die anſteckenden — Catarrhalfieber und Halsentzündungen aus dem Engliſchen 460
R. Mead's Abhandlung von den merkwürdigen Krankheiten, deren in der h. Schrift gedacht wird, aus dem Lateiniſchen 462
J. Clarks Beobachtungen über die Krankheiten auf langen Reiſen nach heißen Gegenden 465
D. J. G. Zimmermann von der Erfahrung in der Arzneykunſt 469
D. J. F. Iſenflamm Verſuche einiger praktiſcher Anmerkungen über die Muskeln 469
J. G. Walteri epiſt. anatom. ad W. Hunter de venis oculi 472
S. Sincerі mediciniſches Handbüchlein 473
D. Th. Sydenhams Anweiſung zur Cur der meiſten Krankheiten, 2te Auflage 474
Abhandlung vom Mohnſaft, aus dem Lateiniſchen überſetzt von G. J. Fehr 474
J. C. G. Ackermann über die Krankh. der Gelehrten 475
J. M. Aepli Prüfung der ſpaniſchen Fliege im bösartigen Fieber 487
J. Brisbane auserleſene Fälle der ausübenden Arzneykunſt 489
C. G. Hauk Beantwortung der Frage: was iſt von den Impfpredigern zu halten? 489
Mediciniſche Fragmente, 1tes St. 490
D. C. L. Hofmanns Rede von dem Nutzen, den ein gehörig eingerichtetes mediciniſches Fach in einem Staate ſtiften kann 490
D. I. I. de Bertholdi diſſ. exhibens primas lineas noſol. morborum venae portae 491
D. J. J. Plenk Lehre von den Hautkrankheiten, aus dem Lateiniſchen überſetzt von F. D. von Waſſerberg 491
D. J. H. Lange Chirurgie für angehende Wundärzte 491
D. M. F. Alix obſerv. chirurgica, faſc. III. 492
D. O. Acrel chirurgiſche Vorfälle, aus dem Schwediſchen überſetzt von D. J. A. Murray 493

J. Foot

J. Foot kritiſche Unterſuchungen der alten und neuen Art, die Krankheiten der Harnröhre zu behandeln, aus dem Engliſchen 493
D. J. F. Henkels Abhandlungen der chirurgiſchen Operationen, 3tes St. 494
Theden's Sendſchreiben von dem neuer fundenen Catheter aus der Reſina elaſtica 495
H. A. Marteaus Abhandlung über die Bäder vom einfachen Waſſer, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von D. C. F. Held 496
J. Reinleins Vorleſungen über die Anfangsgründe der Arzneywiſſenſchaft für die Wundärzte 498
Sammlung auserleſener Abhandlungen zum Gebrauch praktiſcher Aerzte, 3 B. 3tes 4tes St. 499
F. X. de Wolfserberg faſc. IV. operum minorum medic. et diſſertt. 502
C. Guattani Anweiſung, wie die äuſſerlichen Pulsadergeſchwülſte auf eine geſchickte Weiſe von den Wundärzten zu curiren ſind? 504
D. M. F. Alix obſervata chirurgica, faſc. IV. 505
D. Smy's Abhandlung von dem Steinſchnitte, aus dem Lateiniſchen überſetzt von G. H. 506
J. Hills chirurgiſche Beobachtungen, aus dem Engländiſchen überſetzt 507
D. J. J. Plenks neues Lehrgebäude von Geſchwülſten, aus dem Lateiniſchen überſetzt, 2te Auflage 508
H. Pett's chirurgiſche Beobachtungen 508
H. F. le Dran Abhandl. von der Cur der Schußwunden, aus dem Franz. 509
A. Kölpin de capitis laeſionibus meletem. 510
D. G. Schuſters vermiſchte Schriften 4 5 Layette 511
D. E. Roſenblads mediciniſche Abhandlungen von den Wirkungen des Kohls, aus dem Lateiniſchen 511
D. D. P. Lanard Verſuche über den tollen Hundsbiß, aus dem Engl. 512
I. C. M. D. ſynopſ. fontium Auſtriae 514
D. J. E. Trampel Beſchreibung der Meinberger Mineralquellen, 3te Auflage 515
A. A. Seuſt exper. de electricitate et calore animali 516
J. R. A. Leuthner Verſ. über die Heilkräfte des Bergpechöls 519
E. J. Lauterd zweyjährige Geſchichte der Krankh. aus dem Lateiniſchen überſetzt durch J. H. Schönheyder 520

F. L.

F. I. *Wohlleben* diſſ. de gangraena generatim 521
I. *Spalowski* diſſ. de cicuta 522
D. Monros Abhandlung von der Waſſerſucht, aus dem Engliſchen 523
F. Thiery Erfahrung in der Arzneywiſſenſchaft, aus dem Franzöſiſchen 524
C. C. *Siebold* hiſtor. lithotomiae 525
D. G. C. *Arnoldi* obſeruatt. phyſicomed. annus 1772. 527
J. Lieutaud Innbegriff der ganzen mediciniſchen Praxis in zween Th. 528
D. Söderberg Abhandlung von den Hämorrhoiden 529
D. C. G. Selle Einleitung in das Studium der Natur und Arzneywiſſenſchaft 530
A. A. Senft elementa phyſiologiae pathol. Vol. II. 531
D. W. Falconers Verſuche über die mineraliſchen Waſſer, aus dem Engliſchen überſetzt von C. F. S. Hahnemann, 2 B. 531
D. I. L Fournier diſſ. de metallis 535
F. A. Cartheuſers Abhandlung vom Auerbacher Mineralwaſſer 535
D. F. A. Meyers Beſchreibung des Schwefelwaſſers zu Haſede 536
A. J. Retzii Anfangsgründe der Apothekerkunſt, aus dem Schwediſchen überſetzt von H. C. Ebermaier 537
J. F. A. Göttling. Einleitung in die pharmaceutiſche Chymie 538
H. J. Collins Heilkräfte des Wolverley in Fiebern — beſtätigt von D. J. J. Kauſch 539
C. Geſneri libellus de lacte 545
A. von Haller auserleſene chirurgiſche Diſputt. in einen Auszug gebracht von F. A. Weiz, 1 B. 546
Epitome operum omnium *A. de Haen* 548
D. I. C. Stärke de tetano. P. I. 549
H. A. Wriſbergii obſeru. anat. de vena azyga duplici 550
A. C. von Willburg Anleitung für das Landvolk in Abſicht auf die Erkänntniß und Heilungsart der Krankheiten des Rindviehes 551
D. J. C. Walters Abhandlung von trockenen Knochen des menſchlichen Körpers, 2te Auflage
Ebend. myologiſches Handbuch 553

der recenſirten Bücher.

D. A. Helvetius Abhandl. von den meiſten vorfallenden Krankh. aus dem Franz. überſetzt von D. J. G. Eſſich 553
D. S. T. Soemmering de baſi encephali L. V 555
D. I. Wrisberg ſyſtema medendi naturale 558
Medicin. Bemerk. und Unterſ. einer Geſellſchaft von Aerzten in London, aus dem Engl. überſetzt, 6 B. 564
D. D. de la Riviere wohlgegründeter Urinſpiegel, aus dem Franz. überſetzt von D. J. G. Eſſich 570
D. J. Hill Kräfte der Salbei zur Verlängerung des menſchlichen Lebens, aus dem Engl. überſetzt 570
Geſchichte der Einimpfungen der Hornviehſeuche, aus dem Dän. überſetzt von D. J. C. Tode 571
Beytrag zur Geſchichte der Rindviehſeuche im Hannöver. 572
J. J. Plenk Lehre von den Augenkrankheiten, aus dem Latein. überſetzt von F. von Waſſerberg 573
J. Gregory Anfangsgründe der Behandlung der Krankh. überhaupt aus dem Engl. 574
J. Leake's Anleitung zu der Verhütung und Heilung der chron. Krankh. des weiblichen Geſchlechtes aus dem Engl. überſetzt 576
D. C. de Mertens obſerv. de febribus putridis 578
H. Calliſen Abhandlung über die Mittel, die Seefahrenden geſund zu erhalten, aus dem Latein. überſetzt von J. P. G. Pfing 586
D. J. Gregory Vorleſungen über die Pflichten und Eigenſchaften eines Arztes, aus dem Engl. überſetzt 587
H. Boerhaave epiſtolae ad Ioan. Baſſandum 588
D. G. Proſchaſka quaeſt. phyſiol. quae vires cordis et motum ſanguinis per vaſa animalia concernunt 592
Ej. de carne muſculari tr. 595
D. F. G. Th. Gönners Einleitung in die Pathologie 600
Ueber die Hypochondrie 602
G. v. Swieten Abhandlung von der Luftſeuche, aus dem Latein. überſetzt 603
Ebend. Abhandlung von den Blattern, aus dem Lateiniſchen überſetzt 604
Die Entdeckungen der neueſten Zeit in der Arzneygelahrheit, 1 B. 604
R. L. Weickard vermiſchte medicinische Schriften, 1 St. 605
Index in *Ph. A. Maerherr* praelectionum in *H. Boerhaave* inſtit. medic. T. III. 606

J. Pringle

Verzeichniß der recenſirten Bücher.

J. Pringle Vorleſung über einige Verbeſſerungen der Mittel, die Geſundheit der Seeleute zu erhalten, aus dem Engl. überſetzt von D. Wichmann 614
Leppentin Gedanken über die veterinſchen Krankheiten 614
H. G. Courtois Unterſuchungen der Beſchaffenheit und Krankheiten der Zähne 615
D. I. I. Nehr diſſ. quare plerique moriuntur infantes 615
Sammlung auserleſener Abhandlungen zum Gebrauche praktiſcher Aerzte, 4 B. 1 und 2 St. 616
E. G. Baldingers Magazin für Aerzte, 10 St. 619
D. Steph. Weszprémi ſuccincta medicorum Hungariae et Tranſiluaniae biographia 620
Auserleſene Abhandlung. praktiſchen und chirurgiſchen Inhalts, 5 Th. 621
D. B. L. Tralles gründliche Erläuterung — von dem Gebrauche der ſpaniſchen Fliegenpflaſter in Fiebern 623
Hippokratis Aphoriſmen in das Deutſche überſetzt 626
D. J. F. Zückert von den Speiſen aus dem Pflanzenreiche 629
Acta Heluetica phyſico — med. Vol. VIII. 630
I. F. W. Boehmer de nouo pare neruorum cerebri 631
D. J. Ball's neuere Heilkunſt aus dem Engl. überſetzt von C. H. Spohr, 1 Th. 632
D. H. F. Delii aduerſaria argumenti phyſico medici, faſc. I. 635
Nachrichten 673
Beförderungen 674
Todesfälle 676
Druckfehler 677
Nachricht, die Vertheidigung wider Hrn. Wielands Recenſion, Bunkels Leben betreffend. 678

1. Gottesgelahrheit.

Neue Apologie des Socrates, oder Untersuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden, von Johann August Eberhard. — Zweyter Band. Berlin, bey Nicolai. 1778. 1 Alph. 11½ Bogen in 8.

Der Verfasser setzt in diesem zweyten Bande die in dem ersten bereits angefangenen Untersuchungen fort, dringt mit seinem bekannten Scharfsinne und ruhigen philosophischem Geiste immer tiefer in die wahre Natur und Beschaffenheit der wichtigsten und fruchtbarsten Religions- und Tugendlehren, und bemühet sich, in die richtigen Grundsätze ihrer Wahrheit mehr Licht, und in die Beurtheilung ihrer zweckmäßigen Anwendung mehr Gewißheit zu bringen. Die Widersprüche und Einwendungen, welche ihm gegen verschiedene seiner Sätze im ersten Bande gemacht worden sind, sucht er nicht sowohl zu widerlegen und abzuweisen, als vielmehr Veranlassung daher zu nehmen, die Materien selbst, worüber der Widerspruch entstanden ist, genauer auszuführen und aufzuklären: welches auch der beste und anstandigste Weg ist, den man ergreifen kann und soll, so bald es einem um nichts weiter, als um die Wahrheit und um ihren Werth zu thun ist.

In neun besondern Aufsätzen oder Abschnitten hat der Verf. seine Gedanken vorgetragen: ihm Schritt vor Schritt darinn zu folgen, würde zu weitläuftig seyn; aber das herauszuheben, was wichtige Wahrheiten für den forschenden Theil des menschlichen Geschlechts aufklären, oder doch ihre Aufklärung näher veranlassen kann, das verdient des Verf. Wahrheitsliebe, und der scharfsinnige, eindringende Geist, der ihn in allen seinen Untersuchungen leitet. Sein heller Blick in die Gründe der Wahrheit und Sittlichkeit, sein Einschauen in die Natur und Entwickelung des menschlichen Geistes, nach dem verschiedenen Fortschritt seiner Ausbildung, seine Uebersicht der mannichfaltig versuchten Auflösungen theologischer Vorstellungsarten, und sein vernunftmäßiges Bestreben, die christliche Religion auf ihre erste dem Menschen angemessene Simplicität zurückzuführen, müssen jedem denkenden und unbefangenen Leser schätzbar seyn; und wer auch nicht durch seine Gründe überall mit ihm gleichmäßig zu denken gebracht würde,

muß doch den Mann in ihm ehren, der ihn auf die Spur führet, weiter zu forschen, und durch angeregtes eigenes Nachdenken zur Klarheit und Ueberzeugung zu gelangen.

II. Abschnitt. Duldung, die politische sowohl als theologische, wird nur erhalten, und in ihrer wohlthätigsten Ausdehnung erhalten, wenn wir die Religion wieder auf ihre ursprüngliche heilige Einfalt zurückbringen, das Nothwendige von dem nicht Nothwendigen vorsichtig unterscheiden, und dadurch in unserm Glauben desto besorgter für das Erstere, desto duldsamer und ruhiger wegen des Letztern werden. S. 28—33. Die Lehre Jesu, die Religion des Friedens und der Liebe, zielte dahin; aber sie ward zu einer Lehre des Hasses und der Feindschaft S. 41, und wie? Einmal, daß man die Lehreinigkeit (die Uebereinstimmung in den Vorstellungen und Begriffen;) von früher Zeit an immer mehr und mehr zur brüderlichen Einigkeit des Geistes und der Gesinnungen für nothwendig hielt, und als unumgänglich erforderte; welche doch nach dem verschiedenen Grade der Fähigkeiten, nach der verschiedenen Veranlassung zu ihrer Entwickelung, (Richtung und Bearbeitung,) die durch Gottes Vorsehung selbst gemacht worden, nicht möglich ist. S. 42. Die gewisse Folge von solcher erzwungenen Lehreinigkeit ist nach der Geschichte der Kirche immer desto mehr Finsterniß und Aberglauben gewesen. Indessen entstand aus dieser unmöglichen Forderung nach und nach der theologische Grundsatz, daß außer der Kirche, außer der Annehmung der kirchlich festgesetzten Lehrsätze, keine Seligkeit sey; ob sich schon rechtschaffene Männer seit den ersten Zeiten des Christenthums dagegen erklärt, und mit Recht und der Natur des Menschen angemessen behauptet haben, daß das Evangelium oder der Inhalt desselben, nicht etwa dieser oder jener Theil der heil. Schriften, diese oder jene bestimmte Sammlung von Lehrsätzen, die natürliche Vernunft aufkläre und berichtige, die guten Empfindungen erwecke, belebe und in Wirksamkeit setze, und eben dadurch die Menschen zu mehrerer Vollkommenheit, Besserung und Seligkeit leite. S. 51 — 74. Zweytens war die Vermehrung der Glaubensartikel, worauf die Seligkeit gebunden wurde, eine andere Abweichung von der Einfalt des Christenthums, schadete dem Glauben an die Allgemeinheit der Gnade Gottes, und tödtete den Geist der Duldung und der brüderlichen Eintracht. Diese unübersehliche Anzahl von Glaubenslehren, kann, wenn sie auch alle wahr wären, unmöglich einen begreiflichen, leicht zu fassenden

den Einfluß auf die Gesinnung und Gemüthsruhe aller und jeder haben, und es ist unnöthig, daß ein Christ über der Erlernung derselben seinen Verstand erstumpfen lasse. Das haben alle die redlichen Verehrer Gottes erkannt, die das Christenthum für eine Sache des Herzens hielten: da zeigt es sich auch immer in seinem schönsten Glanze, wo es mittheilend, geselig, schonend und duldend ist. S. 74. folg.

III. Abschnitt. Kann etwa die vernünftige Religionsduldung durch die Zwecke einer kirchlichen Gesellschaft eingeschränkt oder aufgehoben werden? So meynen es wohl manche. Aber welchen andern Zweck kann denn eine solche Gesellschaft haben, als die bessere Erkenntniß und Verehrung Gottes gemeinschaftlich zu befördern, und tugendhafte und gottesfürchtige Empfindungen zuverlässiger zu erwecken und zu unterhalten? Und kann dies durch die Schrecken der Strafen und des Ansehens, oder muß es durch Belehrung des Verstandes bewirkt werden? Freylich hat das Ansehen gar bald in der Kirche gegolten, endlich alles gegolten, und den Gebrauch der Vernunft unterdrückt, oder die Glieder der Kirche von demselben entwöhnt. Allein wie kann man ohne Gebrauch der Vernunft zur wahren Erkenntniß Gottes gelangen? (wie kann Religion überall verstanden, empfunden, geübt,) und ihre Seligkeit genossen werden, wenn man ihr die Kraft raubt, unsere vernünftige Natur zu veredeln? S. 85 bis 96. — Aber es ist nun einmal ein Vertrag (über gewisse Religionspunkte) gemacht, die mehresten Stimmen sind dafür gewesen, du mußt dich also, wie in einer bürgerlichen Gesellschaft, nach den mehresten Stimmen bequemen, (oder aus der Gesellschaft treten.) Lieber, kann ich mich denn durch einen Vertrag binden, das für (wahr) gut, heilsam und thunlich zu halten, für dessen Güte ich zwar mehr Stimmen höre, aber nicht mehr innere Gründe bekommen habe? (Kann ich Einsicht, Gewissen, Ueberzeugungen und Gesinnungen nach den Vorschriften irgend eines Vertrags stimmen, oder durch einen Vertrag gleichsam verhandeln? Würde nicht Luther seinem gehabten kirchlichen Vertrage untreu, und handelte er etwa unrecht daran? S. 96 — 110. Unsere Vorfahren wurden ja Protestanten, sobald sie sich gegen das Ansehen der herrschenden Kirche auflehnten, und sich in den Besitz ihrer angebohrnen, und durch das Christenthum empfohlenen Freyheit setzten. Zwar verstanden sie die wahren Grundsätze der Religionsduldung nicht recht: denn sie gründeten ihr Recht geduldet zu werden, auf die Wahrheit

ihrer Lehre. Da jeder die seinige für die wahre hält, so ist bey diesem Grundsatze des Streitens (und des Verdammens und Verfolgens) kein Ende. Soll Ruhe und Freyheit zu denken unter den Menschen erhalten werden, so muß der Irrende das nemliche äußerliche Recht zu seinem Irrthum haben, das der Nichtirrende zu seiner Wahrheit hat. Der Staat muß ihn bey diesem Rechte des Urtheils in der Religion eben so wohl schützen, als er ihm seine übrigen natürlichen Rechte sichern muß. In Absicht dieses Urtheils ist die vollkommenste äußerliche Gleichheit unter den Menschen. Und der Schutz, der ihm gebührt, gehet nicht bloß auf das innere Urtheil der Seele, welches keines Schutzes bedarf; sondern auch auf die öffentliche Mittheilung desselben, so lange sie nur für das gemeine Wesen unschädlich ist. S. 110—126.

Dem Irrthum kann nur Belehrung entgegengesetzt werden, keine Glaubensvorschriften; sonst müßte man dem Menschen hinterher alles Denken und Mittheilen seiner Gedanken verbieten. Sollen aber dergleichen Vorschriften etwa den Frieden der Gesellschaft erhalten: so müssen sie von so weitem Umfange seyn, daß sie eine große Verschiedenheit der Meynungen zulassen: die Wichtigkeit der Glaubensartikel, dessen nemlich, was der Christ zu seiner Beruhigung und Heiligung wissen muß, und dessen, woran der Gottesgelehrte seinen Scharfsinn üben kann, muß sorgfältig unterschieden werden. In diesen muß man die Verschiedenheit der Meynungen dulden; jene, die dem Gewissen näher liegen, muß man aufklären, (und wie dringend und wichtig ist dieses Geschäft!) S. 126—147.

Einige angelegentliche Fragen fallen hierbey dem lehrbegierigen und nach Gewißheit suchenden Verehrer der Religion auf das Herz, welche der Auflösung eines Eberhards oder eines ihm ähnlichen Wahrheitsforschers wohl werth sind. Welches ist nun das Nothwendige und Nichtnothwendige in der Religion? Kann jenes für alle Zeiten, Völker, Fähigkeiten und Ausbildungen nach einerley Maaß und Art bestimmt werden? Ist nicht dem, der mehr Erkenntniß und Einsicht hat, das wichtig und verpflichtend, was es dem minder einsichtsvollen nicht ist? Soll es aus dem wörtlichen Inhalt der Schriften des neuen Bundes bestimmt werden, was zur Beruhigung, Besserung und Seligkeit der Menschen nothwendig sey; wer soll den Sinn der Worte bestimmen, da jeder nur nach seiner Fähigkeit und Fassung die Schrift auslegt und auslegen kann, jeder sich nach

seiner

seiner Fassung die Deutung giebt, und nach seiner Deutung Gewicht darauf legt und Gebrauch davon macht? Seit Christen in der Welt sind, seit die Bibel unter ihnen im Gebrauch ist, ist beynahe keine Stelle darinn, die nicht, wenn man die Totalität der Christen zusammennimmt, in verschiedenem Sinn, nach verschiedenem Werth, und nach verschiedener Anwendung, folglich auch von sehr vielen unrichtig und falsch wäre gedeutet, geschätzt und befolgt worden. Ein Sinn kann nur der wahre seyn, und die Wahrheit des Sinnes giebt nur die Wahrheit des Gewichts und die Richtigkeit der Anwendung. Soll etwa die Autorität den wahren Sinn festsetzen, nur sie sagen: so mußt du es verstehen; dies ist temporarisch oder unserer Denkungsart nicht mehr angemessen, dies ist nothwendig und wichtig, und für alle Zeiten und Menschen? Bey wem soll diese Autorität stehen? wer hat die Befugniß darzu? Und wird sie nicht das Recht, das jedem Menschen zustehet, kränken, für sich selbst zu denken, und jedes so zu verstehen, als er es nach seiner Fassung verstehen kann? Ja, kann das wahren und wirklichen Einfluß auf seine innere Gesinnungen und auf die innere Ausbildung und Besserung seiner Verstandes- und Willenskräfte haben, was er auf fremde Autorität genommen hat? Sollte man also nicht vielmehr, wie es Gottes Vorsehung selbst mit ihrem an die Menschen ertheilten Unterricht gemacht zu haben und noch zu machen scheint, diesen Unterricht von einem jeden auf solche Art und in solchem Maaß fassen und nutzen lassen, als er es nach seiner subjectivischen Lage fassen und nutzen kann, und es dabey auf die brüderliche Belehrung und Mittheilung ankommen lassen, wie weit sie sich unter einander und miteinander der Wahrheit nähern können?

Noch mehr. Wie ist das zu verstehen, wenn man sagt, der Inhalt des Evangelii, nicht die Sammlung von Schriften und Briefen, welche die heil. Schrift genannt werden, ist es eigentlich, der die Menschen zur Aufklärung, Besserung und Seligkeit leiten soll? Ist die heilige Schrift wirklich nicht zu dieser Absicht von Gott bestimmt, oder ist sie es? Und wie beweiset man das eine oder das andere? Besteht sie überhaupt nur aus temporarischen Schriften, die für gewisse Zeiten, Oerter und Denkungsarten gelten, und ihre respective Vernunfts- und Empfindungskräfte aufklären und erwecken sollen? und ist sie dem zu Folge nur das Geschichtsarchiv von dem ersten Anstoß, von der localen Anregung und von der ersten Bear-

leitung der damaligen menschlichen Vernunft und Empfindung, welche Gott zum Besten des nachfolgenden menschlichen Geschlechts außerordentlich veranlasset hat? Verhindert also der allgemeine und ikkokale Gebrauch dieser sonst heiligen und verehrungswürdiger Schriften nicht die Beförderung des moralischen und geistigen Nutzens, welcher sich durch den Geist der evangelischen Predigt über das menschliche Geschlecht verbreiten sollte? Hat die erste Kirche diese Schriften zur Norm und Vorschrift des Glaubens wirklich gehabt und haben sollen, und ist bey denen, die sie als Norm angenommen und behandelt haben, nicht eben so viel, wo nicht mehr Misbrauch und Misdeutung, als wahrer Gebrauch und richtige Anwendung erfolgt? Sollte es daher nicht logisch und historisch wahr seyn, daß diese Schriften nur lokal, nur auf damalige Subjecte und Denkungsarten eingeschränkt gewesen; die Predigt des Evangelii aber der menschlichen Vernunft Aussichten eröfnen, sie mit Wahrheiten versehen, des Menschen Triebe und Empfindungen auf edlere und ihrer geistigen Natur angemessenere Gegenstände richten, und überhaupt den menschlichen Geist zu einer höhern Stimmung erheben wollen, damit seine Vernunft die interessantesten Wahrheiten immer sicherer fassen und thätiger bearbeiten, sein Geist und Sinn immer würdiger entwickelt, und so das menschliche Geschlecht von Generation zu Generation, und von Volk zu Volk immer vernünftiger, sittlicher, vollkommener und glückseliger erzogen werden möchte? Ist dies nicht auch der historische Gang des menschlichen Geschlechts gewesen, je nachdem der vernunftmäßige, besserude und erhebende Geist des Evangelii, diese Erziehung Gottes, sich unter demselben verbreitet und wirksam erwiesen hat? und die hellere Vernunft, der tiefere und lebendigere Blick auf Gott, auf seine Führung mit uns, und auf unsere erhabenere Bestimmung, der gottesfürchtige und tugendhafte Sinn, der in uns jetzt durch unsere christliche Vorfahren und Zeitgenossen erweckt, angeregt und erzeuget wird, und von uns noch mehr ausgebildet und auf die Nachkommen verpflanzt wird, und werden soll, sind sie nicht ursprünglich Gottes Werk, Frucht des Evangelii Jesu? Und soll sich nicht durch diese fortgesetzte Erziehung, durch diese Fortpflanzung besser angebaueter Geisteskräfte, nach Gottes Rath und dem Zwecke des Evangelii, die Menschheit immer mehr veredeln?

Aber wie stehet es dann mit der göttlichen Autorität des Wortes Gottes? Sie scheint auf den großen Haufen der

Menschen

Menschen so viel Wirkung zu thun, zur Ueberzeugung desselben von wichtigen Wahrheiten, und zur Lenkung seiner Triebe und Neigungen aufs Gute und Heilsame so nöthig, und zur Erschütterung seines Sinnes so unentbehrlich zu seyn, daß die meiste Kraft der zu seiner Besserung erforderlichen Wahrheiten wegfallen würde, wenn sie nicht mit diesem Stempel des göttlichen Ansehens in sein Herz geprägt würden. Das ist eine wichtige Frage, die ich mich nicht zu entscheiden getraue; aber fragen will ich selbst lehrbegierig, und um Auflösung bitten.

Wie viel Kraft hat denn diese nicht mehr unmittelbar, sondern mittelbar angekündigte Autorität an sich selbst auf die Natur des menschlichen Geistes? Wie viel Kraft hat sie nach der Geschichte der Menschheit gehabt? Den Glauben an künftige Erwartungen, die sich der Mensch aus eigener Kraft und innern Gründen nicht machen oder vergewissern kann, unterstützt sie; wie viel Gewicht giebt sie aber der dogmatischen Wahrheit ohne Beyhülfe innerer Wahrheitsgründe? wie viel Regelkraft beweiset sie zur Richtung und Stimmung der Gesinnungen, zur Befolgung sittlicher Vorschriften und Aussprüche, wenn man nicht auch durch moralische Gründe, Triebe und Neigungen in Bewegung setzt, und durch Zurückführung der Pflicht auf die eigenen innern Empfindungen das Gewissen mit ins Spiel bringt? Sollte etwa die göttliche Autorität nur die erste Bekanntmachung der heilsamen Wahrheiten feyerlich bestätigen und beglaubigen, welche dem eigenen Denken des Menschen unerreichbar, aber zu seiner geistigen Ausbildung nothwendig waren? Sollte nun etwa, nachdem die Bekanntmachung einmal geschehen und der Vernunft dargelegt ist, und die nun bekannten Wahrheiten auch von dem menschlichen Geiste entwickelt, verstanden, beherziget und nach ihrem Werth angewandt werden können, nur noch Unterricht und brüderliche Belehrung nöthig seyn, um die Erleuchtung wieder zu verbreiten, das angezündete und von Vater auf Sohn fortgehende Licht immer sichtbarer zu machen, jede heilsame Wahrheit der Vernunft zur Bearbeitung, und dem Gewissen zur Erweckung immer angelegentlicher zu nähern, und den menschlichen Geist zu Ueberzeugungen und Gesinnungen, die seiner wahren Bestimmung gemäß sind, immer sorgfältiger zu entwickeln? Und wenn die Religionswahrheiten auf diese Art zur Erziehung und innern Ausbildung des menschlichen Geistes, ihn nemlich vernünftiger, moralisch-besser und

edler zu machen, gebraucht würden, könnte das nicht eben so viel, und noch mehr Wirkung auf die Besserung des Menschen thun, als alle Berufung auf die göttliche Autorität der ersten Bekanntmachung?

Ich kann mich nicht enthalten, noch eine Frage zu thun; aber es soll auch die letzte seyn. Wenn man die erweisliche Wirkung der göttlichen Autorität der heil. Schrift auf die eine Wagschale legt, und auf die andere den Aberglauben, die Schwärmerey, die verkehrte, sinnlose und abgeschmackte Denkungs- und Sinnesarten, ja die gottlose, unmenschliche und entehrende Grundsätze, welche die Menschen durch Misdeutung, verkehrte Auslegung und falsche Anwendung bis auf diesen Tag aus der heiligen Schrift gesogen und mitgetheilt haben: welche Wagschale möchte wohl, nach der Geschichte der Menschheit und des menschlichen Herzens, den Ausschlag geben? Ich höre auf zu fragen. Es ist nicht gefragt worden, um die Schwachen zu ärgern, neue Lehren auf die Bahn zu bringen, oder Verwirrung anzurichten; sondern weil dem Recensenten und vielen wißbegierigen Wahrheitsforschern zur eigenen innigen Ueberzeugung und zu fruchtbarerem Einfluß des Christenthums an ihrer Auflösung ungemein viel gelegen ist.)

Im *IV.* Abschnitt trifft man S. 151. f. auf eine psychologische Bemerkung, die zur Auslegung der heil. Schrift und zur richtigen Beurtheilung der in ihren ältern Büchern befindlichen Sprach- und Denkungsart sehr wichtig ist. Wie konnte, fragt der Verf. Gottes Vorsorge in der Kindheit des menschlichen Geschlechts die ersten wankenden Schritte des menschlichen Geistes zur Erkenntniß der Wahrheit führen? und wie werden Kinder, und überhaupt die Menschen dazu geführt? Nicht durch Eingießen gewisser Ideen, antwortet er, noch durch Einpflanzen gewisser Urtheile; sondern durch Entwickelung ihrer Begriffe, vermittelst ihrer eigenen Kraft. Dies Entwickeln erleichtert man ihnen, wenn man ihnen die Gegenstände vorlegt, ihre Aufmerksamkeit auf die Seite derselben richtet, worauf sie die Ideen und Urtheile, die man bey ihnen erregen wollte, am besten selbst anschauen und absondern können: und das ist Unterricht. (Nicht auch, wenn man ihnen gewisse Resultate solcher Ideen, die sie noch nicht entwickeln können, nach ihrem Werth und Nutzen faßlich macht und auf Glauben annehmen läßt, bis sie selbst die Gründe dazu entwickeln

wickeln können? Ist wenigstens dieses Hülfsmittel nach der Natur des Menschen nicht auch nöthig?) Das muß alles Schritt vor Schritt gehen: man kann vor der Hand in verschiedenen Kenntnissen nicht weiter mit ihnen gehen, als wozu in ihrer gegenwärtigen Ideenmasse die Vorbereitung liegt; über eine Menge von Gegenständen muß man es bey ganz unvollständigen, und folglich zum Theil falschen Begriffen bewenden lassen.

So sieht der noch ungebildete Mensch sich bey dem Anblicke der Naturbegebenheiten nach einer unsichtbaren Kraft um, welche die Ursach derselben sey, und verbindet diese und jene als Ursach und Wirkung unmittelbar mit einander. Er kennt noch nicht die Kräfte und Gesetze der Natur, welche erst aus langer und wiederholter Erfahrung erforscht werden können; sie können auch ohne viel Vorbereitung und Entwickelung mannichfaltiger Kenntnisse nicht erklärt werden, er versteht die Sprache nicht einmal, darin man sie ihm erklären wollte: wie viel Versuche muß selbst der tiefsinnige Forscher anstellen, wenn er zur sichern Kenntniß der nächsten Ursache und Wirkung und ihres Zusammengehörens gelangen soll? wie oft irrt er sich, und wie häufig muß er seine Unwissenheit bekennen! Dürfen wir uns nun wundern, (und ist es nicht vielmehr natürlich,) daß im ersten Weltalter alle Naturbegebenheiten für unmittelbare Wirkungen einer unsichtbaren (und wenn diese als Gott erkannt worden, einer) göttlichen Macht gehalten wurden, und der Mensch die Mittelursachen übergieng (und übergehen mußte, weil er sie nicht kannte,) und geradezu sagte: Gott ließ regnen, Gott verstockte den Pharao, Gott schaffet dieses Böse oder Gute in der Welt?

(Ich möchte noch hinzusetzen: daß Gott selbst keine andere Unterrichtsmethode mit dem ersten Menschen ergreifen konnte; daß es gerade ein Beweis von der historischen Unwahrheit der ältern Schriften der Bibel seyn würde, wenn sie diese Sprach- und Denkungsart nicht hätten, sondern mit den Menschen vielmehr philosophirten, und sie mit den Mittelursachen bekannt machen wollten; daß noch jetzt der größte Theil der Menschen, nach seiner Lage und Fassung, wenig oder gar nicht zur Erkenntniß dieser Mittelursachen fähig sey, und man eine vergebliche und unzweckmäßige Arbeit thun würde, solchen Geist mit Untersuchungen dieser Art zu beschweren, und vielleicht zu verwirren. Ueberdem ist es vielleicht für die gemeine Fähigkeit nicht einmal gut, sie durch Hinweisung auf die Mittelur-

sachen von der ersten abzuführen, und wahrscheinlicher Weise hat die übermüthige Zuversicht, hierin mehr als andere zu wissen, ohne daß er es doch wirklich und gründlich wissen kann, den gemeinen Mann zur Freygeisterey verleitet. Gemeine Fähigkeiten können und sollen nach meiner Einsicht, nicht anders unterrichtet werden, als daß die bewirkte Begebenheit sogleich unmittelbar mit Gott, der ersten ursprünglichen Ursache, verknüpft wird. Dies wirkt religiöse Verehrung und Gefühl der Abhängigkeit, Gewissenhaftigkeit und Vertrauen auf Gott, welche die nächsten und stärksten Prinzipien zum zufriedenen und sittlich guten Leben für den gemeinen Mann sind: weiter und mit philosophischem Geiste tiefer hergeholte Prinzipien liegen zu sehr außer seinem Kreyse und seiner Fassung: und wird er denn am Ende durch diese Unterrichtungsmethode betrogen? Bleibt Gott nicht immer die erste Ursach aller Begebenheiten, man mag die Mittelursachen kennen oder nicht kennen? Und wenn es für alle nicht möglich ist, diese zu kennen, für keinen möglich ist, sie alle zu durchschauen; ist es nicht besser, den Menschen, der nach seiner Lage nicht tief in die Natur forschen kann noch soll, von der Wirkung gerade auf Gott zu führen, und seinen Geist und Sinn beym Anschauen der Wirkung gleich auf Gott, die Ursache, zu heften, als ihn durch Mittelreihen, die er nicht überschauen, und wo er auf halbem Wege stecken bleiben kann, dahin führen zu wollen? Ich meines Orts wüßte nicht, wie man dem Bürger und dem Bauer, und überhaupt dem großen unphilosophischen Theil unsers Geschlechts, auf diesem Wege Gottesfurcht, Gewissenhaftigkeit und die davon abhangende sittliche Gesinnung einflößen wollte? Wir Philosophen (man wird es mir verzeihen, wie zu sagen,) behandeln unsern menschlichen getreten Mitbruder sehr unangemessen, wenn wir ihn nach den wenigen Stunden, wo wir uns zur Philosophie hinaufstimmen, beurtheilen und bearbeiten wollen: in dem übrigen und viel größern Zeitraum unsers Lebens sind wir ja auch nur Menschen, wie er, nicht Philosophen.)

Die Theorie von der Begnadigung Gottes durch Christum wird im *V.* Abschnitte untersucht, wo der Verf. viel richtige und bestimmte Auflösungen giebt: dem Rec. scheint es indessen, als ob die ganze Sache noch nicht in ihrem völligen Lichte da stehe. Wahr und richtig ist es, die Apostel und der gelehrte Paulus besonders, haben die Ausdrücke, Opfer, aufopfern, versöhnen, u. s. w. aus der altjüdischen gottesdienstlichen

lichen Sprache hergenommen, entweder um den Lehren des Christenthums dies den Juden heilige Gepräge zu geben; oder auch die mosaische und christliche Religion in mehrere Verbindung und Uebereinstimmung vorstellig zu machen. S. 215. f. Wahr und richtig ist es: die aus der jüdischen Opfersprache hergenommenen Bilder haben bey den Aposteln mehr als eine Bedeutung, S. 220.; die Stellen des alten Testaments werden in verschiedenem Sinne, und zu verschiedener Absicht angeführt, (wie noch jetzt auch vernünftige Prediger Schriftsteller bey verschiedener Gelegenheit verschiedentlich anführen, oder ihre Gedanken in bloß analogische Schriftausdrücke kleiden, um ihnen mehr Eingang und Ansehen bey den Christen zu verschaffen, S. 222; jede mögliche Lesart oder Auslegung des Textes wird ohne Bedenken angenommen (und gebraucht,) wenn sie zum Beweise dienen kann, S. 223.; es ist also wahr und richtig, daß die Apostel mit den Juden jüdisch geredet, sich nach ihrer Denkungsart bequemt, ihren feyerlichen Ideen, (die ihnen selbst auch noch wohl feyerlich waren,) sich aufs möglichste genähert, (sie nach ihrem eigenen Gebrauch und gewohnter Auslegungsweise ihrer heiligen Schriften behandelt haben,) und daß man aus dieser lokalen Sprach- und Denkart keine allgemeine Glaubenslehren festsetzen kann S. 224. Wir sind auch mit dem V. S. 234. eins, daß die aus der jüdischen Bilderſprache gezogene Lehren nicht alle Christen, sondern blos die Lehrer angehen, (oder vielmehr weder für diese noch für jene eigentliche Lehren und Dogma, sondern nur Auslegungen der letztern von gedachter Bibelsprache sind:) aber wenn wir nun alle Bilder und Allegorieen und Beziehungen auf jüdische Religionsvorstellungen beyseite setzen, so müssen wir doch, wie auch der Verf. S. 248. thut, bey dem simpeln, klaren Satz der Schrift stehen bleiben: der Tod Jesu hilft zur Begnadigung und Glückseligkeit der Menschen. (Wie er dazu helfe, ob mittelbar oder unmittelbar, auf diese oder jene Weise? das ist Gottes Sache, nicht unsere; das mag sich jeder so gut denken, als er kann, und als es den stärksten Eindruck bey ihm macht; das gehört nicht zur Religion, und kann ohne Nachtheil des Glaubens, der Tugend und der Seligkeit so oder anders gedacht werden. Aber der ganze Inhalt der Schrift zeuget dafür, daß die Begnadigung des Menschen und der Tod Jesu in einer genauen Verbindung mit einander stehen, und durch Gottes Rath und Veranstaltung selbst unzertrennlich verbunden worden sind. Welche Vorstellungsart wir uns

dem

dem zufolge auch immer von den Gründen und der Weise dieser Verbindung machen mögen; so müssen wir doch, dünkt mich, die Verbindung selbst, so wie sie Gott selbst gemacht hat, festhalten.)

Der Verf. sucht S. 249. f. zu zeigen, daß diese Verbindung nicht unmittelbar, sondern mittelbar zu verstehen sey. Denn einmal konne Gott nicht befriediget werden, und bedürfe es also in dieser Absicht auch keines Ersatzes. S. 259. Sehr gut und wahr. Zum Exempel, zum Schrecken für andere strafe Gott auch nicht ohne eigene abgezielte Besserung des Bestraften, wie S. 260. f. sehr scharfsinnig erwiesen wird. Aber ob durch diese Veranstaltung Gottes die Begnadigung an eine solche Bedingung zu binden; der Abscheu gegen die Sünde nicht vermehrt; Liebe, Dankbarkeit und Vertrauen auf Gott in dem menschlichen Herzen nicht erweckt werde; das verdiente doch wohl aus einem andern Gesichtspunkte erwogen zu werden, als es hier S. 268. f. geschehen ist. Der V. philosophirt zwar richtig, in so fern er eine stellvertretende Strafe und deren Erduldung bestreitet, und sich dieselbe in ihrer ganzen Ideenverknüpfung vorstellig macht. Aber wie viel Christen überschauen denn die ganze Verbindung in diesem deutlichen Lichte? wie viele können es? Die meisten werden durch unvollständige Begriffe, durch rührende Eindrücke, deren Kraft sie nur fühlen, aber nicht entwickeln, gelenkt und getrieben: der Sohn Gottes stirbt, Gott hat uns so lieb, und giebt ihn dahin, er opfert sich selbst für uns, er scheuet Schmerzen und Schande nicht, u. s. w. Diese und ähnliche Vorstellungen und Eindrücke bringen allerdings Scheu vor der Sünde, Liebe, Dankbarkeit und Vertrauen gegen Gott und Christum bey vielen hervor, und erwecken dadurch fromme und tugendhafte Gesinnungen. Wenn man über die Vorstellungen und sittlichen Wirkungen, die das Christenthum erzeugt oder erzeugen soll, raisonnirt: so philosophirt man oft zu viel, entwickelt zu weit, und erinnert sich nicht, daß nur wenig Menschen philosophiren und entwickeln können, die meisten hingegen nur an populäre Fassungsart gewohnt sind, und auch in der Religion nicht anders gewöhnt werden können und sollen. Sinnliche Eindrücke, Erschütterungen der Seele, Analogie mit menschlichen Empfindungsarten, Anschauen oder anschauliche Vorstellung rührender Situationen, Blicke auf den Werth, Preis, oder die Wichtigkeit einer Sache: das alles thut einzeln oder vereint, ohne

deutli-

deutliches Durchschauen in die Ideenverbindung, seine Wirkung aufs Herz; denn Philosophen geht es nicht besser, er würde nicht viel schaffen und wirken, wenn er es bloß nach deutlichen Ideen thun sollte; und weder er noch wir, noch das menschliche Geschlecht, würde nach der irdischen und sinnlichen Lage, darinn wir alle sind, große sittliche Fortschritte thun, wenn wir erst durch deutliche und vollständige Entwickelungen sollten geleitet, oder wie fern es dem Plane und den Grundsätzen der Regierung Gottes gemäß sey, erst übergeugt werden. Philosophie ist die oberste Stuffe der Menschheit; aber sie ist es nicht für die Totalität; selbst der Philosoph besteigt sie nur zuweilen, kann nicht darauf stehen bleiben: von dieser Höhe das ganze Geschlecht beurtheilen zu wollen, kann nicht richtiger Gesichtspunkt seyn; von dieser Höhe auf die große Zahl derer, die auf mindern Stuffen stehen, Ansprüche machen zu wollen, scheint mir über das humanum a nobis non alienum hinauszugehen. Intension, heller Zusammenhang der Begriffe, und Einschauen in ihre innere Gründe, ist nicht das Loos der Menschheit; heller gesunder Blick auf die Wahrheit, subjectivisches Gefühl ihrer Analogie und Brauchbarkeit, kräftiger Entschluß, sie mit Zweck und Nutzen anzunehmen, das scheint wohl das non plus vltra zu seyn, das uns hienieden im Ganzen beschieden ist. Aus diesem Gesichtspunkte müßte die Fassungs- und Denkungsart des Menschen, und die Erziehungs- und Unterrichtungsmethode Gottes mit ihm beurtheilt werden; und aus diesem Gesichtspunkte ist sie noch nicht sattsam, wie mich dünkt, beurtheilt worden. Mehrere aus diesem Gesichtspunkt entspringende Untersuchungen scheinen mir noch nöthig zu seyn; ehe man es so zuverlässig, als unser Verf. bestimmen kann, daß der Tod Jesu nicht **unmittelbar**, sondern **mittelbar**, durch die Besserung des Herzens nämlich, wie es S. 300. heißt, Vergebung und Begnadigung verschaffe; da denn doch zur Befriedigung derer, denen eine vermeynte oder gewohnte Stütze entzogen wird, auch gezeigt werden sollte, wie der Tod Jesu, **als Tod**, mit der Besserung des Herzens, und durch diese mit der Begnadigung eigentlich in Verbindung stehe. Wenn man einen Trost, und sollte es auch ein falscher seyn, raubt, dem muß man einen andern und bessern wieder darreichen: welches bey unserm nach Aufklärung vordringendem Geiste zum Besten schwächerer Brüder nicht immer beobachtet wird. Aber ich muß aufhören; der Verf. würde mich sonst noch in der Folge auf Erörterungen führen, die hier zu weitläuftig sind.

Die

Die Gränzen einer Recension sind so schon überschritten, daher ich das übrige nur kurz berühren darf.

Im *VI.* Abschnitte erklärt sich der Verf. über die Erbsünde. Das, sagt er S. 324. f. worinn alle übereinkommen, besteht darinn: Der Mensch wird mit Anlagen und Dispositionen geboren, woraus durch Ausbildung die Fertigkeiten des Verstandes und Willens entstehen, die sein Genie und seinen Charakter ausmachen. Er hat Anlage zum Guten und zum Bösen, zu jenem, weil er mit einem Verstande es zu erkennen, und mit einem Willen es zu begehren begabt ist; zu diesem, weil sein Verstand eingeschränkt, trüglich und den Blendwerken des Scheins unterworfen ist, weil er nur allgemach zur Reife kömmt, und sich während seiner Unmündigkeit leicht böse Gewohnheiten festsetzen, die hernach dem Lichte bessrer Einsichten nicht leicht weichen. Der Mensch trägt also allerdings den Keim des Bösen von seiner Geburt an in seinem Busen; aber auch zum Guten. Das sichtbare und unsichtbare Wirken mancher öffentlichen und geheimen Tugend in der Welt läßt sich nicht läugnen. Weder die große Gesellschaft des menschlichen Geschlechts, noch irgend eine besondere Gesellschaft könnte ohne Tugend bestehen; in jedem Menschen, und besonders in der Jugend, äußern sich die Regungen dazu, und werden auch nicht selten in jeder Brust erweckt. S. 327. 28. — Das Böse ist im Keim freylich auch angeboren; aber nur als Anlage, nicht als Fertigkeit, welche unmöglich angeboren seyn kann, nur durch Uebung erworben werden muß. S. 340. Und wie das geschehen könne, und wirklich unvermerkt zu geschehen pflege, daß man es gar mit dem angebornen vermischte, entwickelt der Verf. S. 360. f. sehr schön, und auf solche Art, daß der menschlichen Natur eben nicht geschmeichelt wird, welches nachgelesen zu werden verdient. Diesen Beobachtungen der menschlichen Natur gemäß, muß man, folgert er daraus, die Ausdrücke der Schrift verstehen und erklären, wie er es denn auf eben die Art als in den vorigen Abschnitten, auch in Absicht dieses Artikels und seiner Schriftbeweise, selbst versucht und erklärt hat. Da aber Recens. nun zum Ende eilen muß, kann er sich, wie er gern wollte, über des Verf. Art, die Schrift zu erklären, nicht herauslassen, weil es ihn zu weit führen würde. Nur den Wunsch will er hier äußern, daß der V. nicht bloß aus philosophischen Vorbereitungsgründen, sondern auch, und zwar mehr als es geschehen, aus Sprachgründen die Wahrheit

heit seiner Auslegungen erweislich gemacht hätte, um einen ansehnlichen Theil Theologen mehr zum Beyfall zu gewinnen, welche sonst gegen die tristigsten Gründe der Vernunft und Erfahrung, bey dem Schein des Widerspruchs der Schrift, doch noch immer Scheu und Einwendungen übrig behalten.

Im *VII.* Abschnitte wird die Wichtigkeit und Gemeinnützigkeit der logisch-moralischen Kraft des Wortes Gottes in einem solchen Gesichtspunkte gezeigt, daß es die Beherzigung aller derjenigen verdient, welche über dem rechtgläubigen Disputiren von dem Einwirken des Geistes, und von der übernatürlichen Kraft der heil. Schrift, den Gebrauch jener Kraft zur Belehrung und Besserung der Menschen vernachlässigen, oder gar aus den Augen setzen. — Es ist nicht genug, sagt der B. S. 411. f. daß man die allgemeine Vorschrift giebt, die heil. Schrift zu gebrauchen, (wenn man die Kraft der Gnade an sich erfahren will;) man muß den Christen auch über die Art, wie er sie gebrauchen soll, belehren, wenn er nicht, wie es oft geschieht, auf eine verkehrte Methode gerathen soll. Giebt man dem Lehrlinge einer mechanischen Kunst wohl das Werkzeug in die Hand, ohne ihm zu sagen, wie ers gebrauchen soll? (Darzu gehört aber freylich mehr Einsicht und Nachdenken, als wenn man die armen Seelen auf den Geist Gottes und seine Wirkungen verweiset.) Man muß Erfahrungserkenntniß von den Wirkungsarten der menschlichen Seele haben; man muß die Herrschaft der Sinnlichkeit über den vernünftigen Theil der Seele, und wie sie sich durch Gewohnheit festgesetzt haben, d. h. man muß die moralische Verderbniß des Menschen kennen; man muß wissen, wie man den edlern Theil desselben verstärken und den sinnlichen schwächen muß: und darzu gehört, daß man den Einsichten seines Verstandes Klarheit, Wärme, Kraft und Leben mittheile, zu diesem Ende die rechten Kenntnisse und auch die rechten Mittel, ihm dazu zu verhelfen wähle; und daß man durch zweckmäßige Uebungen allgemach der Gewohnheit ihre Kraft abgewinne, und die Neigungen zu der entgegengesetzten Seite herüberbringe — und so den Menschen aus einem Sklaven der Lüste zu einem vernünftigen Verehrer Gottes und der Tugend mache. — Zu dieser stufenweisen Hervorbringung (deutlicher Erkenntniß) und frommer Gesinnungen, muß man die Lehren der Schrift nach dieser ihrer natürlichen Denkungsart gebrauchen (und gebrauchen lehren,) wenn man den Christen vor unthätigem und unklugem Gebrauch, vor

trägem

trägem Erwarten, oder vor ängstlichem, verkehrtem oder gar schwärmerischem Spähen nach außerordentlichen Wirkungen der Gnade Gottes bewahren will. S. 414—18. Für den praktischen Gebrauch ist die Entscheidung ganz überflüßig, und liegt außer der Sphäre des gemeinen Verstandes: wie mit dieser logisch-moralischen Kraft das Uebernatürliche in den Wirkungen der Gnade bestehe? (Vielleicht ist diese Untersuchung für den gemeinen Verstand und für den pflichtmäßigen Gebrauch des Wortes Gottes gar nachtheilig.) — Die heil. Schrift selbst bedient sich aller natürlichen Mittel zu überzeugen und zu bewegen: sie beruft sich auf unser Wahrheitsgefühl und auf unsere Erfahrung; sie legt unserm Verstande Vernunftschlüsse vor, deren Bündigkeit einzusehen, Vernunftkraft in unserer Seele vorhanden seyn muß; sie erregt unsere Gemüthsbewegungen, unsere Scham, unsere Ehrliebe, unser Mitleid. S. 430. (Kurz, sie bedient sich aller Mittel, deren man sich nach der Natur der Seele zur Belehrung und Besserung bedienen kann und muß, und beweiset uns dadurch, theils daß wir es mit ihrem Inhalt eben so machen, und ihn uns oder andern eben so der Vernunft und den Empfindungen nähern müssen, wenn er Frucht schaffen soll; theils daß es für den Gebrauch und Nutzen derselben allerdings und vornemlich darauf ankomme, wie er durch die natürlichen Kräfte unserer Seele formal angenommen, entwickelt und behandelt werde. Es mag eine übernatürliche Wirkung da seyn oder nicht; so ist sie gewiß in demjenigen Subject nicht, das die logisch-moralische Kraft des Worts nicht auf sich angewandt und erfahren hat; und worin sie bestehe, ob sie mittel- oder unmittelbar ihre Wirkungen äußere; ob sie in der That Mitwirkung sey, oder nur erste Veranlassung und Quelle zu allen folgenden Wirkungen sey? das braucht der nicht nothwendig zu untersuchen und zu entscheiden, der den Werth und die Frucht der guten Wirkungen bereits an sich erfahren hat.)

Unter dem, was im VIII. Abschnitte über die natürliche Geschichte der Erkenntniß Gottes bemerkt wird, verdient besonders S. 433. f. die wahre und treffende Entwickelung der Schwierigkeiten erwogen zu werden, warum man noch keine zuverlässige Geschichte dieser Art habe, noch haben könne, und wie viel dazu gehöre, sie zuverlässig zu erhalten. Wer liest und versteht, der muß sich gewiß schämen, wenn er je den Gedanken, à la françoise, oder à la Voltaire gehabt hat, die Welt mit einer Geschichte des menschlichen Verstandes zu beschenken.

schenken. Gern möchte ich von S. 435. an einige Seiten abschreiben; aber ich muß nun einmal endigen, und des Raums schonen. — Doch nur noch ein Paar. S. 441. „Der Begriff von „Gott ist immer aus solchen Merkmalen zusammengesetzt, von denen wir uns aus dem Bewußtseyn unsers eigenen Geistes eine anschauende Vorstellung machen können. — Es ist eine „wunderbare Harmonie zwischen dem Umfange der sittlichen „Begriffe und Empfindungen des Menschen, und zwischen seiner Religion. — Wer keine Tugend hat, denkt sich realiter keinen Gott; der Gutmüthige stellt sich ihn gütig, der Harte grausam vor, u. s. w.“ Mit dem Maaß unsers eigenen Bewußtseyns und unserer Empfindungen messen wir also Gott. — Und S. 464. „Durch die mosaische Gesetzgebung ist der „erste bildlose Gottesdienst festgesetzt worden. — Um dem „Hange seines Volks, die Gedanken und Empfindungen an „Ausdehnung und Bild zu heften, eine andere bessere, und „dessen Verstand allgemach bey der Idee von Gott, von dem „Körperlichen abzubringen, nahm dieser große Gesetzgeber die „Opferhandlungen, gebrauchte sie zur Erregung und zum Ausdrucke frommer Empfindungen, und legte auf die Art alles „Sinnliche auf diese Seite.“ In welchen Worten die Gesetzgebung Mosis, welche von so vielen Leichtsinnigen beurtheilet wird, in ihrer wahren rühmlichen Gestalt und Würde erscheinet.

Und nun aus seiner Unterhandlung mit Hr. Lessing über die Dauer der künftigen Strafen im XI Abschnitt, nur noch dies zum Beschluß, S. 516. „Aus der irdischen Reli„gionssprache der Juden nahm Jesus die Redensarten und „Bilder, und veredelte und spiritualisirte die ganze Idee da„von. Wozu nach den jüdischen Vorstellungen die leibliche „Abstammung befugte, das war in Jesu Lehre der Preiß „eines gerechten, mäßigen und barmherzigen Sinnes. Dies „war Jesu zum Behuf oder moralischen Besserung seiner Zeit„genossen nur wichtig. Den Vortrag dieser nöthigen Wahr„heiten kleidete er in die Bilder seiner Zeit, und mahlete sie „mit den Farben aus, woran die Einbildungskraft seiner Zu„hörer gewöhnt war. Hieraus ergiebt sich, daß er auch den „Aeon und Olam gerade so unbestimmt ließ, als er ihn „fand. Da zur Befestigung und Ergänzung des allgemeinen „Moralsystems die Ueberzeugung von einem künftigen Zustande der Vergeltung gehört: so erklärte sich Jesus über diesen „Zustand mit solchen Worten, als er in der Sprache seines

„Volks sand, ohne ausdrückliche Bestimmungen hinzuzuthun, „die nicht im Sprachgebrauche waren.“ Sollte diese Bemerkung nicht auf verschiedene Stellen der Schrift, wenn sie anders richtig verstanden werden sollen, angewandt werden müssen?

bx.

Gotthilf Samuel Steinbarts, Königl. Preuss. Consistorialraths — System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christenthums, für die Bedürfnisse seiner aufgeklärten Landsleute und anderer, die nach Weisheit fragen, eingerichtet. Züllichau, in der Waysenhaus- und Frommannischen Buchhandlung. 1778. 228 Seiten und 18 S. Vorrede, in 8.

Glückseligkeitslehre, eine schöne Lehre! Wer wollte sie nicht gern recht kennen, und von ihrer Gewißheit innig überzeugt seyn? Der Verf. unternimmt es, zu beweisen, daß sie in den reinen und von speculativen Hypothesen unvermischtem Christenthum enthalten sey. Er verdient darüber gehört zu werden, und wir wollen den Gang, den er nimmt, mit ihm gehen.

Glückseligkeit bestehet in dem Bewußtseyn, das man von dem Uebergewicht des Guten in seinem Zustande hat, mit der Hoffnung auf die Fortdauer dieses Uebergewichts, und auf den mehreren Wachsthum an Vollkommenheiten, verbunden. Dieß ist die Glückseligkeit des Menschen, ja aller endlichen Geister. Wo eins dieser Stücke fehlt; wo Uebergewicht des Guten, aber kein Bewußtseyn desselben ist; wo gegenwärtige Zufriedenheit, aber keine Aussicht auf die Fortdauer dieses Zustandes; wo keine Hoffnung des noch besseren statt findet: da ist auch keine Glückseligkeit. Abschn. 1.

In der Natur des Menschen sind alle Anlagen zu dieser Glückseligkeit gemacht. Es giebt weit mehrere und mannichfaltigere sinnliche Vergnügungen, als sinnliche Schmerzen für den Menschen; und es ist Undankbarkeit gegen Gott, dies Leben ein Jammerthal zu nennen. Geistige Vergnügungen hat er auch mehr, als der geistigen Schmerzen. Das eigene Den-

ken

ben (und das damit verknüpfte Gefühl der Selbstthätigkeit,) ist angenehm; der unbegränzte Reichthum der Gegenstände gewährt unserer Vorstellungskraft mehr gefällige, als mißfällige Bilder; das Andenken an vergangene Freuden und Leiden ist in beyden Fällen erfreulich; die Aussicht in die Zukunft veranlaßt mehr Hoffnung, als Furcht: und die gesellschaftlichen Triebe sind eine Quelle unzähliger Freuden, deren Genuß jedem nach seiner Lage auf vielfache Weise offen stehet. Was endlich die eigentliche moralische Natur des Menschen anbetrifft: so hat ein jeder nicht mißgeleiteter Mensch, nach dem Grade des Umfanges seiner Vernunft, in den mehresten Fällen ein richtiges moralisches Gefühl, (das auch immer noch mehrerer Berichtigung fähig ist;) er kann moralisches Mißvergnügen vermeiden, (und jemehr er sich ausbildet, desto mehr Mißvergnügen vermeidet er,) und sich überall (und wenn er nur will, sich von Grad zu Grad immer mehr) moralisches Vergnügen verschaffen. Abschn. 2.

Aber giebt es nicht auch natürliche Hindernisse der höhern Glückseligkeit bey den Menschen? (Ja und Nein; wie man sich die Natur des Menschen unrichtig oder richtig vorstellen will.) Der Mensch kömmt freylich ohne alle wirkliche Erkenntniß auf die Welt, und wird dadurch in seiner Denkungs- und Empfindungsart, von seinen Sinnen, von fremden Denkungsarten und Beyspielen abhängig; allein eben dadurch wird seine Seele des Unterrichts und der Erweckungen zum Gebrauch der Vernunft und zur Moralität fähig, (und ohne diese Bedürfniß des Unterrichtes und äußerer Erweckungen zum Denken, würde sie sich wohl nie über das thierische entwickeln, und zu höhern Stuffen der Einsicht und moralischen Glückseligkeit gelangen können.) — Der Mensch wird freylich mit positiven Naturtrieben gebohren, die ihm mißlieben oder in Leidenschaften ausarten können; aber diese Triebe sind an sich gut, geben seiner Selbstthätigkeit die gehörige Schnellkraft, und sind die Prinzipien des Muths und der Standhaftigkeit, welche zum Vollbringen erforderlich sind. Erziehung, gesellschaftliche Ordnung und Einschränkung, nebst einem fortgesetzten Unterrichte, sind daher nöthig, nicht um diese Triebe zu unterdrücken, sondern zu ordnen, und auf das größere Beste und moralisch Gute zu richten. — Die übrigen Hindernisse S. 54. f. sind alle von der Art, daß denselben durch gehörige Richtung und durch aufklärende Unterweisung, welche daher für des Menschen Ausbildung zu höherer

Glückseligkeit auch nothwendig ist, begegnet werden kann. Abschn. 3.

Das reine Christenthum räumt alle Hindernisse dieser Art aus dem Wege, und ist die vollständigste Anweisung und Hülfe für den Menschen zu höherer Glückseligkeit. Denn es hebt durch seine höhere Autorität alle Furcht und Mißvergnügen erweckende Begriffe von willkürlichen Gesinnungen und Anforderungen der Gottheit auf, welche die richtige Wirkung der Vernunft hindern, und das natürliche Gewissen verwirren; und erweckt das eigne Nachdenken der Menschen zu Einsichten in ihr wahres gemeinschaftliches Wohl. Es trägt die vollständigste und vortrefflichste Moral auf eine jedermann faßliche Art vor. Es giebt den natürlichen Anweisungen der Vernunft zum moralischen Wohlverhalten, durch die göttliche Autorität ein größeres Gewicht, und eine stärkere Unverbrüchlichkeit. Es verstärkt die natürlichen Beweggründe ungemein, durch die Gewißheit der Aufsicht Gottes auf die Gesinnungen der Menschen, und durch die Hoffnung ewiger Belohnungen. Es befördert die Einsicht in das Uebergewicht des Guten in unserm Zustande, durch die Versicherung der väterlichen und moralisch guten Regierung Gottes. Es giebt die erfreulichsten Aussichten in einen unbegränzten Fortgang an Vollkommenheiten. Es befördert das Bewußtseyn von dem wachsenden Uebergewicht unserer guten Bestimmungen, erhöhet unsere moralische Freude, und verstärkt jede tugendhafte Fertigkeit durch die Empfehlung und Einladung zum Gebet. Es bringt endlich durch die historische Einkleidung die nöthigen Vernunft- und Religionswahrheiten zur Glückseligkeit, dem gemeinsten Menschenverstande nahe. Abschn. 4.

Aber es muß von den willkürlichen Hypothesen, welche den Einfluß desselben auf die Glückseligkeit verhindern, geläutert werden. Augustin hat die nachtheiligsten darunter aus seinem vorhergehenden Manichäismus eingemischt, die man auch in der protestantischen Kirche noch nicht gehörig hat absondern können. Ihm hat man folgende grundlose und unbiblische Lehrsätze der Dogmatik zu danken, welche noch mehr oder weniger auf das theologische System vieler Gottesgelehrten Einfluß haben. Daß alle Menschen nemlich schon in Adam gesündiget haben, und ihnen daher dessen erste Vergehung von Gott zur Schuld angerechnet werde. Daß durch Adams Fall die Natur des Menschen verdorben sey; worüber

die

die dafür angeführten Schriftstellen ganz etwas anders beweisen. Daß der Mensch schlechterdings ganz unvermögend sey, etwas zu seiner Besserung beyzutragen; da es theils wider die freye moralische Natur des Menschen ist, daß eine Tugend übernatürlich physisch bey ihm ohne eigene Thätigkeit bewirkt werden könne, theils auch die dafür angezogenen Schriftstellen in Vergleichung mit andern, das nicht bedeuten, was sie zur Begünstigung dieser Lehre bedeuten sollen. Daß der seligmachende Glaube der Christen sich eigentlich mit der Ergreifung und Zueignung der Gerechtigkeit Christi beschäftige; ein Lehrsatz, der sowohl aus unrichtiger und zu menschlicher Vorstellung von dem Geist der göttlichen Gesetze und Strafen, als auch aus Einmischung der alttestamentischen Denk- und Erziehungsart in die eigentliche geistliche entstanden ist; da hingegen die Ordnung, in welcher ein Mensch durchs Christenthum zu höherer Glückseligkeit gelangt, folgende ist S. 152. folg. Der Mensch muß überzeugt seyn, daß Jesus der Christ, der hochste Gesandte und Sohn Gottes sey, dessen Belehrungen zur Glückseligkeit führen. Daraus entsteht unmittelbar die Begierde bey ihm, von Jesu zu lernen, und seine Anweisung zu befolgen. Auf diesen Versuch erfolgt bey ihm einer Seits Ruhe der Seelen, Zufriedenheit über Gottes Wege und Hoffnung auf seine überwiegende Wohlthaten; anderer Seits aber der Sinn, seine natürlichen Triebe mit dem Plan und Willen Gottes harmonisch auf seine wahre Glückseligkeit zu richten. Wer auf diese Art den Geist Gottes erhalten, oder Christi Sinn angenommen hat, der ist glückselig, oder in Gnaden bey Gott. Wen dieser Geist des Christenthums beseelt, der hat den wahren, lebendigen Glauben an Christum u. s. w. Abschnitt 5.

Endlich wird im 6ten Abschnitte das System der Glückseligkeitslehre des Christenthums vorgetragen, welches in folgenden Hauptsätzen besteht: Gott ist der vollkommenste Geist, und von der großmüthigsten Güte; alle seine Anordnungen für jedes seiner vernünftigen Geschöpfe sind im Ganzen Wohlthat und Glückseligkeit, wie wir es, als Menschen, vollständig erkennen werden. Er überschauet und regiert alle seine Unterthanen, und sorget für das verhältnißmäßige Wohl aller. — Er will, daß alle sich unter einander lieben und helfen sollen, um dadurch das allgemeine Wohl zu befördern, und wahre, allgemeine Empfindungen der Tugend zu üben und zu stärken. Er will in einem künftigen Leben unse-

ſere geiſtige Thätigkeit noch mehr nähren, unterſtützen, und zu höhern Graden angenehmer Empfindungen geſchickt machen. Dieſe künftige Scene der Thätigkeit wird ganz eigentlich eine Fortſetzung des gegenwärtigen Lebens ſeyn. — In dieſem System iſt nichts unnatürliches, nichts überſpanntes, nichts die vernünftige Selbſtliebe erdrückendes: es weiſet uns an, uns durch verſtändige und fruchtbare Benutzung des gegenwärtigen aufs künftige Leben vorzubereiten; es giebt uns ein frohes Bewußtſeyn von dem Uebergewichte der Vollkommenheiten in unſerm Zuſtande, da unſere gegenwärtigen Schickſale in der Hand des Allgütigen ſind, uns die Ausſicht auf einen fortgehenden Wachsthum von immer höherer Glückſeligkeit eröffnet, der Fortgang in moraliſcher Güte und davon abhangender moraliſcher Glückſeligkeit in unſere Gewalt gegeben iſt, und alles darinn ſich durch und mit einander vereiniget, unſer Gemüth heiter und fröhlich, und zugleich rechtſchaffener, wohlwollender und tugendhafter zu machen, u. ſ. w.

Dies iſt ohngefähr der Gang, den der Verf. nimmt, den Werth und die Kraft des Chriſtenthums für die geſammte Glückſeligkeit der Menſchen ins Licht zu ſetzen. Verſtändige und nachdenkende Leſer werden mit ihm in der Hauptſache einig, und mit ſeinen mehreſten Beweisgründen zufrieden ſeyn; auch mit ihm den lebhaften Wunſch empfinden, daß doch eine Lehre, die für eines jeden Menſchen Empfindung, Hoffnung und innere Vervollkommnung ſo wichtig iſt, endlich einmal von fremden, menſchlichen Zuſätzen geſondert werden möge, die größtentheils nur die Gemüther verwirren, der urſprünglichen Natur des Menſchen widerſprechen, der Religion ihre ſonſt nicht verkennbare Würde rauben, und der thätigen Ausübung der vortrefflichen Lehren des Chriſtenthumes bey ſo vielen auf ſo vielerſtanige Weiſe nachtheilig ſind.

In der Ausführung hat der Verf. verſchiedene Beobachtungen und Anmerkungen einfließen laſſen, welche verſtändige Gottesgelehrten zum Nachdenken und zu mehrerer Berichtigung gangbarer theologiſcher Grundſätze veranlaſſen können, wovon wir noch einige hier anführen müſſen. S. 31. f. iſt die eigentliche Entſtehung des moraliſchen Vergnügens und Mißvergnügens gut aus einander geſetzt. S. 47. Bey Kindern ſind die Begierden noch ganz unmoraliſch; durch Unterricht und Erziehung erhalten ſie erſt ihre Moralität. S. 51. Hierauf gründet ſich zum Theil der Nutzen des öffentlichen Lehr-

amts.

amts. S. 55. Die Menschen merken mehr auf das Gute, das sie verlieren, als auf das, was sie noch besitzen und behalten. S. 56. Vorurtheile sind nicht allgemein schädlich, sondern auch nützlich und nöthig. S. 61. Die aus Mosis Theocratie entlehnten Worte: Gottesdienst, Gottesfurcht u. s. w. (wie überhaupt alle für jüdische Denkart gebildete und von ihr hergenommene Vorstellungen) sollten aus dem christlichen Unterricht wegbleiben. S. 68. Christus und seine Apostel leiten die Beweggründe zum Guten aus den natürlichen Trieben des Menschen, und aus den natürlichen Folgen der Handlungen her, und fordern die Vernunft zum Nachdenken darüber auf. S. 69. Die natürlichen Triebe leiten auch alle zu Gott, und es ist Mißverstand, daher entlehnte Beweggründe für schlecht und heidnisch zu halten. S. 71. So bald der Mensch sich bessert, treffen ihn weiter keine Uebel, als die natürlichen übeln Folgen seiner Vergehungen, die Gott nicht aufhebt, sondern die nur durch des Menschen eignen Fleiß vermindert werden. S. 84. Nur das ist richtiger Verstand der Sch ift, was die ersten Zuhörer dabey haben denken sollen und können. (Ein wichtiger Grundsatz, ohne dessen allgemeine Befolgung und Anwendung auch nie eine allgemeine Berichtigung der theologischen Denkungsart zu erwarten steht.)

Wenn wir etwas bey dieser Schrift zu wünschen haben, so wäre es das: 1) daß die unrichtige Erklärung der Schriftstellen für Augustins Lehrsätze, um der Schwächern willen, ausführlicher wäre entwiesen, und 2) der Vortrag noch populärer eingerichtet worden. Verständige Laien wollen doch auch den Werth der Glückseligkeitslehre Jesu kennen; die hie und da einfließende technische Ausdrücke aber werden ihnen die Sache erschweren.

abc.

Ge. Chr. Silberschlag, luth. Pred. in Berlin, vom wahren Christenthum, dessen Gründen und Eigenschaften. Berlin, Realschule 1777. 8. Erster Theil XXXIV. und 456 Seiten. Zweyter XVIII. und 540.

Sechzig Betrachtungen folgenden Inhalts: Worin das wahre Christenthum bestehe; die Vortrefflichkeit, die

Seltenheit und Hindernisse, die Nothwendigkeit deſſelben; die Mittel zu deſſen Beförderung; ob die Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit der h. Schrift durch Beweiſe und Vernunftſchlüſſe zum Chriſtenthume nothwendig ſey? Die Selbſterkenntniß; die natürliche Tugendhaftigkeit; die Erkenntniß und Bereuung der Sünden; die Mittel der Buße; die Wirkungen der Buße; warum und wie Reue über die Sünde und Glaube an J. C. bey einem bußfertigen Sünder mit einander verbunden ſeyn müſſen? richtige Begriffe vom ſeligmachenden Glauben; die zum ſeligmachenden Glauben erforderliche (erfoderliche) Erkenntniß; die einleuchtende Richtigkeit dieſer Lehre; die Beruhigung der Seele durch den Glauben; die aus dem Glauben entſtehende Gottſeligkeit; die Kraft der Gottſeligkeit; das Verhalten eines Chriſten in Anſehung irdiſcher Glückſeligkeiten; die Hoffnung eines Chriſten, der einzige Bewegungsgrund zum Chriſtenthum; weitere Aufklärung dieſer Hoffnung, oder die Größe und Gewißheit derſelben; richtige Vorſtellungen vom Tode; Zubereitung zu demſelben; von dem einigen (einzigen) Grundſatze, aus welchem alle wahre Tugend begriffen und hergeleitet wird; aus welchen Gründen die Tugend zum Chriſtenthume nothwendig ſey; das Weſen der Tugend; Geiſt und Wahrheit; der Fortgang und das Zunehmen in der Tugend; die Wirkungen der Tugend, oder deren Einfluß in des Menſchen Glückſeligkeit; die Tugend in der Verſuchung; die Tugend nach der Mode; die verſchiedenen Arten der Tugend, oder deren unzertrennliche Verbindung mit einander; die Liebe zu Gott; die Furcht Gottes; das Vertrauen auf Gott; die Uebung des Vertrauens auf Gott in den Schickſalen dieſes Lebens; die wahre Selbſtliebe; die himmliſche Geſinnung; die Geduld im Leiden; die Keuſchheit; die Mäßigung im Gebrauche irdiſcher Güter und Vergnügungen; die Selbſtverleugnung; die Liebe des Nächſten; die Liebe der Feinde; die Nachfolge J. C.; die Sanftmuth; die Demuth; die Verleugnung der Welt; die Reinigkeit des Herzens; die Gewiſſenhaftigkeit; die Zufriedenheit; das Lob Gottes.

Diejenigen, welche Luſt haben möchten, dieſe Betrachtungen zu kaufen und zu leſen, dürfen nicht beſorgen, daß ſie ihre Groſchen und Stunden auf ein „von dem Glauben „der Neodoxen durchgiftetes“ Buch verwenden werden. Nein! der V. iſt dem Kirchenſyſtem unverrückt treu geblieben; hat ſogar eine Angelegenheit ſich daraus gemacht, daſſelbe bey jedem nicht allzuweit entfernten Anlaſſe gegen die, „von Jahr

„zu

„in Jahr zu streitberem, Widersacher“ zu vertheidigen. Seine Antworten auf die „Einwendungen, mit denen die Welt sich „heutiges Tages trägt,“ sind die ni egregie fallimur — längst bekannte und hinlänglich widerlegte. Auch in Ansehung der Erklärung und Anwendung der Bibelstellen, der Wahl, Reihung und Entwickelung der Gedanken, des Styls und der Sprache, erhebt sich diese Schrift nicht über das Gewöhnliche in diesem Fache. Aus allen diesen Gründen ist es nicht erlaubt zu zweifeln, daß solche ein großes Publikum erhalten und behalten werde. Gewiß aber würde dieses noch ansehnlicher seyn, wenn es dem V. gefallen hätte, etwas kürzer sich zu fassen.

Se.

Der Tod des Christen. Zwey (zwo) Reden bey der frühen Gruft des Herrn Joh. Fr. Baron von Medem gesprochen. Nechst seinem Leben. Straßburg 1778. 8. 102 Seiten. Heitz.

Die erste, über Spr. Sal. 14, 32. in der Thomaskirche zu Straßburg gehalten, hat den Herrn Ehrlen, Diakonus an der Predigerkirche daselbst, zum Verfasser, und die zwote, bey dem Grabe gesprochen, den Herrn M. Bleſſig, der auch das Leben und den Tod dieses seines, in der Blüthe seiner Jahre hinweggerafften, hoffnungsvollen Schülers und Freundes beschrieben hat. Beyde Vorträge haben, wie der Rec. weiß, in Straßburg großen Eindruck gemacht; und werden auch, dem Drucke, dessen sie vor manchen andern werth waren, überlassen, gewiß nicht ohne Rührung gelesen werden. In die Lebensbeschreibung des Verstorbenen sind aus den, von der Frau Kammerherrin Charlotta von der Reck, an diesen ihren Bruder von Zeit zu Zeit geschriebenen Briefen, verschiedene Stellen eingerückt worden, welche von dem Geiste und dem Herzen dieser Dame einen hohen Begriff erwecken, und — wie der ganze Aufsatz des Hrn. M. Bl. — des Ausbreitens durch den Druck sehr würdig waren. **

Reden hauptsächlich über das Heucheln in der Religion. Gehalten von D. Williams. Aus dem Engli-

schen. Berlin, Decker 1777. 8. XVI. und 271 Seiten.

Eben derselbe Verfasser, der unter Uns, insbesondere durch seine Liturgy on the universal principles of religion and morality, bekannt ist, und, soviel wir wissen, gegenwärtig zu London in einem Privathause nach derselben predigt und Gottesdienst hält. Der herrschenden Parthey in unserm deutschen Vaterlande können und werden die oben angezeigte Reden desselben, sechzehn an der Zahl, nicht sehr gefallen; mehr der entgegengesetzten. Indeß werden die aufmerksame und nachdenkende Leser aus dieser wünschen, daß der V. die von ihm gewählte Materien eines Theils etwas gründlicher, und auf der andern Seite mit mehrerer Weisheit abgehandelt hätte. Die Uebersetzung haben wir nicht mit der Englischen Urschrift zusammenhalten können. Doch läßt sie sich, einige undeutsche Wortfügungen, minderpassende Ausdrücke ꝛc. abgerechnet, ganz gut lesen.

Wir setzen noch, für die etwanigen Liebhaber, die Ueberschriften und Texte der Reden her: über die falsche Frömmigkeit, Ps. 50, 21.; über die gewöhnliche Eitelkeit menschlicher Bestrebungen, Ps. 39, 6.; über die religiöse Vollkommenheit, Ps. 37, 37.; über die Gutthätigkeit gegen die Armen, Luc. 14, 12 — 14.; über die Liebe zu den Vergnügungen, 2 Tim. 3, 4.; über die Verpflichtungen gegen Gott, 1 Mos. 1, 11. 12.; über die Natur des h. Nachtmals Luc. 22, 19. 20. und die falschen Besorgnisse bey demselben 1 Cor. 11, 27 — 29.; über die Schwierigkeiten bey der Selbsterkenntniß, Ps. 19, 13.; wie man Christum predigt, 1 Cor. 1, 24.; das Haus des Traurens, und das Haus des Freudenmals, Pr. Sal. 7, 3.; über den religiösen Stolz, Es. 65, 5.; von der vergeblichen Predigt, und von dem vergeblichen Glauben, 1 Cor. 15, 14.; über das Lügen Eph. 4, 25.; über die künftige Belohnungen eines wahren Christen, Off. Joh. 14, 13.; eine Schätzung des menschlichen Lebens, Ps. 39, 5.

W.

M. C. C. N. Abhandlung über das Schädliche des Predigerordens und desselben Abänderung, geprüft und

und der Republik der Gelehrten zur wohlverdienten Weisung empfohlen von J. M. Schwager, Past. zu Jöllenbeck in der Gr. Ravensberg. Nebst einem dazu gehörigen Anhang. Bremen, Cramer 1776. XVI. und 191 S. in 8.

Daß aus der Realisirung der R.... schen Vorschläge das von ihrem Urheber erwartete und versprochene Gute nicht fließen, hingegen mancherley Unbequemlichkeiten, ja wirkliche große Nachtheile, entspringen würden: dieses ist in unsrer Bibl. (B. XXII. S. 462. f.) bey der Anzeige jener Schrift in aller Kürze erinnert worden. Der V. thut eben dieses ausführlicher. Auszuziehen und hierherzusetzen, was er darüber schreibt, dünkt uns aus jenem Grunde unnöthig zu seyn. Nicht ungründlich ist seine Widerlegung der R.... schen Abhandlung. Aber gemäßer dem Charakter eines Predigers würde es gewesen seyn, und zugleich größere Wirkung hervorgebracht, namentlich die Ueberzeugung des H. M. R. erleichtert haben, wenn der V. durchweg alle, insbesondre vermuthete Spöttereyen und Bitterkeiten gegen denselben, sich hätte untersagen wollen. Hr. M. R. ist bey allen Uebereilungen, unstatthaften Angaben, und Irrsätzen, die seine Abh. in sich faßt, ein Mann von Talenten und Einsichten, wie unter Andern, seine Schrift: Gewissenhaftigkeit und Einsicht, was fodern diese von einem Manne, der ein Glied des Hamburger Ministerii ist? (Brandenb. 1773.) bezeugt, die viel wohl Ueberlegtes, Richtiges, und gut Gesagtes enthält. Ohnmächtiger Magister, Magisterlein, Schulmajor, armer Sünder, Verfasserchen, begeistertes Männchen, großes Reformatorchen, der Herr Magister geruhe uns freyzusprechen u. dergl. m. haben wir deswegen in gegenwärtiger Prüfung ungerne gelesen. Hr. Hofr. Schlosser ist nicht der Verfasser der Nothankerschen Predigten, wie der V. S. 43. meynt, auch nicht der sel. Hartmann in Mietau, wie einer unsrer Mitarbeiter (B. XXIX. S. 458.) nach dem Vorgange des Journals für Prediger B. 6. S. 516. geschrieben hatte; sondern wie man jetzt zuverläßig weiß, und ohne sich das Sobriquet eines Anekdotenträgers zuzuziehen, öffentlich melden kann, — H. Prof. und Rektor Seybold zu Grünstadt. Den Gedanken des R., welchen er mit Hr. M. R.

u. a. gemeint hat, „daß insbesondre die Landprediger zu„gleich Aerzte seyn sollten,“ kann der Rec. nicht unterschreiben. Ihn dünkt, wer den eigentlichen Arzt machen wolle, müsse mehr als „den Unterricht eines Tissots, eines populä„ren Lehrers der Arzneykunde,“ müsse alle Theile der Medicin gehört haben, täglich noch sie studieren, täglich über sein Geschäffte nachlesen und nachsinnen, — Pflichten, die mit denen eines Studiosi der Theologie, (wenn ihm auch das Studium der heiligen Philologie erlassen wird) eines Predigers und Seelsorgers, nicht wohl zu vereinigen seyn möchten. Die Bauern vor schädlichen Drogen, Arcanis ꝛc. und gangbaren Fehlern in der Diät zu warnen, eine sich schicklichere und diensamere ihnen zu empfehlen, im Nothfalle einen Bericht von dem Krankheitszustande für den Arzt zu entwerfen ꝛc. darauf soll sich, nach des Rec. Dafürhalten, die medicinische Kenntniß und Beschäftigung des Landpredigers beschränken. Dazu braucht er aber blos für sich, in seinen Nebenstunden, Tissots Anl. für den gem. Mann, oder einiges von Unzer, Zückert, ꝛc. zu lesen. Wenn die Regierungen überall geschickte Aerzte und Wundärzte in gehöriger Zahl anzuziehen, und anzusetzen und gebührend zu besolden suchen, dabey größeren Ernst gegen alle unbefugte, herumziehende und angesessene, gebrauchen wollten: so würde für die Gesundheit des Landmannes besser gesorgt werden, als durch alle solche Plane, aus den „geistlichen Aerzten“ zugleich „leibliche“ zu machen, wodurch nichts anders, als eine zahlreichere Brut von Stümpern erzeugt werden kann, zum Schaden beydes der Seele und des Leibes der Unterthanen.

Im Anhange breitet sich der Verfasser über verschiedene verwandte Materien aus, ob man z. E. im Ganzen genommen, von den Landpredigern wohl mehr erwarten könne, so lange sie Mangel leiden müssen: über die Klagen, die Sitten, Kleidung, Lehrmethode, Sparsamkeit, Amtseifer und Mangel an Gelehrsamkeit bey denselben betreffend. Er sagt hier viel Gesundes und Richtiges, was freylich nicht zum erstenmal gesagt wird, aber oft wiederholt werden muß, wenn es Eindruck machen soll. Wir können es nicht ausziehen, sondern müssen es zum eignen Nachlesen den Regierungen und höhern Geistlichen empfehlen, so wie allen Predigern und Seelsorgern, was über das Verhalten des Pr. gegen irrig denkende und offen-

offenbare Lasterfreunde in seiner Gemeine S. 120. f. zu lesen steht. Rec. würde doch aber selbst dem Studenten, welcher blos eine Landpfarre beziele, rathen, die Dogmatik zuerst „mit allen Kunstwörtern und gelehrten Di„stinktionen“ zu hören, und hernach einen „populären „Vortrag“ derselben, nicht letztern einzig und allein.

Zu Ende hat der V. als eine Probe, oder vielmehr als eine „Rechtfertigung seiner Methode zu predigen,“ eine Predigt von dem Vertrauen auf Gott, über Matth. 6, 31. 32. abdrucken lassen; ein ganz gründlicher und faßlicher Vortrag. Zu wünschen, daß dergleichen von allen nicht nur Dorf- sondern auch Stadtkanzeln gehört würden.

Der Styl des V. ist nicht zu tadeln. Meistens ist er einfach und fließend. Doch verliert sich zuweilen der Ausdruck in das Gesuchte, wenn es z. B. S. 86. heißt: „die andern „Geschäften entsagen, um mit dem Himmel fürs Volk in „Unterhandlung zu treten,“ worüber sich mehreres erinnern ließe. Auch wissen wir nicht, ob es mit der Sprachrichtigkeit bestehen könne, wenn der V. Meyere, Magistere, Ministere, Mustere, Wolschmack ꝛc. schreibt. Oberlich S. 111. ist ein für den Rec. neues Wort; es soll von Obrigkeitswegen bedeuten. Eben so ist beknäppt S. 90. wohl aus dem Zusammenhange zu errathen; hätte aber doch mit einem bekanntern und faßlichern Ausdrucke vertauscht werden können. Anstatt musterfähig. S. 102. „die er für musterfähig hält“ sollte musterhaft stehen.

Aus dem Anhange, so wie aus der Prüfung, sticht hie und da etwas Selbstgefälligkeit hervor, welche wir, sammt den vorhin berührten Fehlern, in den künftigen Schriften des nicht ungeschickten und nicht unthätigen Verf. nicht mehr zu erblicken wünschen. Er hat, wie er am Ende meldet, „in Absicht besserer Andachtsbücher, besserer Methode „den, die Jugend zu unterrichten, und besserer Applika„tion vieler Prediger, ihrem Amte würdig zu le„ben,“ noch verschiedenes auf dem Herzen, dessen Bekanntmachung er auf mehrere Muße verspart.

Se.

Einige Reden bey Confirmationen gehalten von Joh. Lampe, Luth. Pred. zu Kleestadt. — Frankfurt a. M. Eichenbergs 1776. 8. 60 S.

Der

Der V. hat seinen Confirmanden ganz nützliche Sachen hier gesagt. Der Vortrag aber hätte hin und wieder fehlerfreyer seyn können. „Als gute Bäume der Gerechtigkeit „müsset ihr immer tiefer in Christum eingewurzelt wer„den; als Tempel des heil. Geistes müsset ihr in ihm er„bauet und gegründet seyn.“ S. 45. Dieser Gedanke hätte in deutschmäßigere und deutlichere Ausdrücke umgesetzt werden können und sollen. Eben so wenig werden die Kinder, und ihr-igen Zuhörer, die Worte verstehen: „betrübet nicht den „heiligen Geist, mit welchem ihr versiegelt seyd auf „den Tag der Erlösung.“ Die „ewige Siegeskro„nen, die Kronen des ewigen Lebens auf den Häu„ptern,“ diese Redarten kommen freylich, wie jene, außer der Offenb. Joh. auch in den apostolischen Briefen vor; sind aber in dem allgemeinen Religionsunterrichte nicht so geradeweg zu gebrauchen, — weil die himmlische Seeligkeit auf keine sinnliche Weise den Christen muß vorgebildet werden.

W.

Ueberzeugungen des gemeinen Menschen- und Bibelverstandes von dem dreyeinigen Gott. Zum Gebrauch besonderer akademischer Vorlesungen mitgetheilet von D. Joh. Daniel Müllern, — Braunschweig, im Verlag des Waisenhauses. 1776. 8. 120 Seiten.

Man weiß es, aus tausend großen und kleinen Lehrbüchern, wie die Beweisstellen für die Dreyeinigkeit aus der h. Schrift herausgesucht werden. Hr. M. hat sie alle gesammelt und in Ordnung gestellt. Es würde eine langweilige und unnütze Arbeit seyn, ihm zu zeigen, wie sie zu hunderten höchst gezwungen ausgelegt, und nach dem Systeme der Nicänischen Väter gedreht sind. Wer nichts von der Dreyeinigkeitslehre wüßte, und blos mit gemeinem Menschenverstande die Bibel läse, würde nimmermehr auf die Spitzfindigkeiten der Schulgelehrten, denen sie ihren Ursprung zu verdanken hat, verfallen. Was gelehrte Antitrinitarier gegen die gewöhnliche auch von dem V. beliebte Auslegung gewisser Schriftstellen vorlängst eingewendet haben, darüber wird bey Vertheidigung der orthodoxen

dogen Lehre immerfort so hinweggegangen, als ob alles abgeschmackt und grundlos wäre. Wie Hr. M. schließt, wenn er a priori beyläufig in der Dreyeinigkeitslehre etwas demonstriren will, davon mag folgendes eine kleine Probe seyn. Er will S. 35. aus dem Grunde, daß der Sohn Gottes aller Welt Heyland habe seyn sollen, beweisen, daß er kein über alle übrige Geschöpfe erhabenes Geschöpf habe seyn können. Denn als ein solches wäre er dem Vater schon zum vollkommensten Gehorsam verpflichtet gewesen, da wäre ihm keine einzige Handlung desselben übrig geblieben, die er „anstatt anderer, „für ihre Versöhnung, für die Erfüllung ihrer Pflichten, für „die Erwerbung einer vollkommenen Gerechtigkeit und Seeligkeit, hätte verwenden können. Noch viel weniger hätte er allen Menschen, die vor ihm in der Welt gelebt, allen Juden, „die vor ihm gestorben, allen Heyden, die nichts von ihm gehört, allen Kindern, die nichts von ihm verstanden, etwas helfen können.“ Auf was für unerwiesene, aber immer als erwiesen vorausgesetzte, in der Bibel enthalten seyn sollende theologische Dogmen sich diese Schlüsse gründen, und was das für treffliche Zirkel im Beweisen giebt, wenn man aus der Nothwendigkeit der vertretenden Genugthuung Christi die Lehre von seiner höchsten wesentlichen Gottheit, und aus dieser wieder die Vollgültigkeit jener herleitet, das überlassen wir Sachverständigen selbst zu beurtheilen. Der V. ist von seinen Freunden mündlich und schriftlich ersucht worden, die Lehre von der h. Dreyeinigkeit besonders abzuhandeln, und denen wird er schon Genüge thun, was auch Schriftausleger, welche die Bibel nicht aus der Dogmatik erklären, davon höchst schwach und mangelhaft finden möchten.

Vermischte Beyträge zur Theologie, Kritik und Historie, herausgegeben von einigen evangelischen Predigern der Zwickauischen Ephorie in Churſachſen. Erſter Theil. Chemnitz, bey Stößel. 1777. 216 Seiten.

Es fällt in die Augen, daß die deutsche Gottesgelahrheit seit dreyßig Jahren um ein großes verbessert worden. Unsere protestantische Theologen haben in allen dahin einschlagenden Wissenschaften, seit der Zeit Riesenschritte gethan. Aber die Heraus-

Herausgeber dieser Beyträge halten von den neuern Aufklärungen in der Dogmatik und Kirchengeschichte, deren sich viele gutgesinnte und gelehrte Christen itzt erfreuen, nicht allein nichts; sondern sie finden solche vielmehr der christlichen Religion so äußerst nachtheilig, daß sie die Urheber und Beförderer derselben dieserhalb sogar mit dem allgemeinen Weltgerichte, und ihre Herzen mit einer schweren Verantwortung vor demselben bedrohen. Sie sehen mit Unmuth und Mißfallen alle wahre gründliche theologische Gelehrsamkeit immer mehr verdrängt werden, und wollen zum Siege der reinen evangelisch lutherischen Wahrheit, die sie sich nicht nehmen lassen, über jeden Irrthum, allen Verfälschern des göttlichen Worts steuern und wehren helfen. Zu dem Ende machen sie ihre in Stunden der Muße ausgearbeiteten oder übersetzten Aufsätze der Welt bekannt. Hier ist der Inhalt derselben kurz angezeigt.

Der erste Theil enthält: 1) Johann Gottfried Wellers Untersuchung der Frage: Warum Christus in dem heiligen Abendmahl nicht allein seinen Leib, sondern auch sein Blut eingesetzt hat. Der Hr. Super. Weller hat zuviel Amtsgeschäffte, als daß er sich mit der Herausgabe dieser Beyträge hatte befassen können; daher hat er sie dem Hrn. Mag. Christian Heinrich Hecht, Pfarrern zu Sosa, im Meißnischen Erzgebirge, aufgetragen. Doch soll in jedem Theil eine Abhandlung von ihm selbst erscheinen. Die eben angezeigte führet die drey Hauptsätze aus: 1) das heil. Abendmahl ist eine Zueignung des Verdienstes Christi; 2) zu dem Verdienst Jesu gehört nicht allein sein Leib, sondern auch sein Blut; 3) daher hat uns Jesus nicht allein seinen Leib, sondern auch sein Blut in dem heiligen Abendmahl zueignen und einsetzen wollen — Aufrichtig gesagt, so kann wohl nicht leicht etwas armseligeres und langweiligeres, als diese Abhandlung gelesen werden. Daß das Abendmahl sub vtraque vertheidiget wird, abgerechnet, sonst möchte ein katholischer Mönch aus dem zehnten oder zwölften Jahrhundert ohngefähr etwas ähnliches geschrieben haben. Ihm hätte man auch allerley Widersinnigkeiten, wie man sie hier lesen kann, die wir aber aufzudecken weder Zeit noch Lust haben, vergeben können. Aber ein Sup. aus dem achtzehnten Jahrhundert, der große Gottesgelehrten unserer Zeit will bezüchtigen helfen, nun der sollte billig etwas gescheiteres zum Vorschein gebracht haben. II. Circularschreiben der Aeltesten und Diakonen aus Achaja von dem

Marty-

Martyrertode des heiligen Apostels Andreas, aus dem Griechischen nach der Ausgabe des Hrn. Prof. Woog übersetzt, nebst einer kritischen Abhandlung über dasselbige, und mit Anmerkungen von Hrn. Hecht. — Der V. meynet, daß die heutigen Religionsverbesserer und Toleranzprediger, welche auf eine unverantwortliche Weise zur Lauichtheit in der Religion soviel beytragen, vielleicht durch das Glaubensbekenntniß des Apostels Andreas wieder zum Eifer für die gute Sache Jesu Christi möchten angefeuert werden; wenigstens hoffet er, die neumodischen Gottesgelehrten würden vielleicht auf dem Todbette ihre Verzehungen bereuen, und alsdenn, wie Andreas, ihre Beruhigung wider die Schrecken des Todes in der Genugthuung Christi und dem auf sein blutiges Verdienst gesetzten Glauben suchen. Deshalb giebt er sich alle Mühe zu beweisen, daß dieses fast von allen protestantischen Gottesgelehrten verworfene und in spätern Zeiten geschmiedete Circularschreiben ohnfehlbar ächt sey. Er nimmt an, daß es ohngefähr um das Jahr 73. aufgesetzt worden. Die alte lateinische Uebersetzung, sagt er, sey freylich verstümmelt und verfälscht; aber das griechische Original, wie es Hr. Woog in der Baldejanischen Bücherssammlung aufgefunden, und 1749. zu Leipzig herausgegeben, sey authentisch. Wer Lust hat, mag seine Gründe selbst lesen. Einige, die andere Gelehrte gerade dawider einnehmen, dünken ihm dafür zu seyn. Z. B. daß gleich im Anfange die große Lehre von dem Geheimniß der h. Dreyeinigkeit mit einer so edlen Einfalt so populär darin ausgedrückt sey: „Friede „sey mit euch und mit allen, welche an den einigen Gott glauben, den vollkommenen in drey Personen, an den wahren „Vater, welcher gezeugt hat ꝛc.“ Als wenn man den Ursprung der Dreyeinigkeitslehre nicht besser aus der Geschichte wüßte, und diese Ausdrücke nicht gerade mit ein Beweis von der spätern Erdichtung desselben wären. — Ferner, daß die Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben — die Ewigkeit der Höllenstrafen und andere Lehren unserer Kirche so deutlich darin behauptet würden — daß in Schriften aus den sieben ersten Jahrhunderten dieses Schreibens gar nicht Erwähnung geschieht — Was thut das zur Sache? die Kirchenväter haben es entweder nicht gekannt, oder es anzuführen vergessen, wie sie es mit mehreren gemacht, die doch vorhanden gewesen sind. Und vom achten Jahrhundert an haben je doch Mönche und Bischöfe seiner hie und da gedacht.

Freylich ist das ein wenig spät. Aber über sechs, sieben hundert Jahre springt man schon einmal in der Kritik und Kirchengeschichte, wenn es auf den Beweis der Aechtheit eines so wichtigen Documents ankömmt, weg, als wenn es soviel Tage wären. — „Die Arianer hätten sich auch in den Streitigkeiten mit den Orthodoxen darauf berufen können; und „haben es nicht gethan.“ Was beweiset dies? meynt Hr. H. — Haben sich doch die alten christlichen Lehrer auf Matth. XXVIII. 19., womit sie doch alle Einwürfe der Arianer hätten niederschlagen können, auch nicht berufen — Der V. macht soviel aus der Anrede des Andreas an das Kreuz, woran er sterben sollte, und man siehet ihr in jedem Wort die Erdichtung an. Schwer und beynahe lächerlich ist es zu glauben, daß der Märtyrer in seinen letzten Augenblicken so blumenreich sollte haranguirt haben. Wenn der gröste Held zum Tode geht, kann er so nicht sprechen. Wir rathen dem V. sich nicht mit der Kritik in öffentlichen Schriften abzugeben. III. M. Johann Christoph Tschrans Sendschreiben über die Geburt Jesu zu Bethlehem, und die Zeugnisse der Kirchenväter darüber — wider Oetters Behauptung, daß der Heyland in einer Höhle gebohren worden. IV. Einige alte Urkunden von Hrn. Hecht gesammelt. Ein Butterbrief des Pabsts Julius des zweyten, zur Erbauung der Brücke zu Torgau vom Jahr 1512. Ein Befehl des Churfürsten Rudolf des zweyten an einige sächsische Städte, Vorkehrungen wider die Strassenräuber zu machen, vom Jahr 1358. Ein Verschreibungsbrief Heinrich Lösers, Erbmarschalls der Churfachsen, vom Jahr 1512, daß er 120 von den Antonierherren zu Lichtenburg im Churkreise geliehene Gülden jährlich mit sechs Gülden verzinsen wolle. Ein Schenkungsbrief an die Kirche zu Pretin von Jutte Panekoin im Jahr 1401. über 31 Schock zu einer Seelmesse. Die bischöfliche Urkunde Johanns von Meissen, worin die Stiftung eines Malers, Johann Hartwich, bestätiget wird, der an eben diese Kirche einen jährlichen Zins von 32 Gr. vermacht hatte, wofür zum Besten aller Seelen jeden Sonntag in der gedachten Kirche Pax aeterna ab aeterno gesungen werden sollte. Kaum dem Liebhaber der vaterländischen Geschichte mögen diese Dinge nur einigermaassen erheblich seyn, geschweige sonst jemanden.

Der zweyte Theil liefert: I. Wellers Gedanken über die Thränen Jesu bey seinem Leiden, und ihren Einfluß in das Werk der Erlösung, aus Ebr. V. 7, 8. Die Lehre vom hohenpriest-

priesterlichen Amte Christi, von seinem thätigen und leidenden Gehorsam, ist in diese Abhandlung mit eingewebt. II. Zuverlässige Nachricht von einer besondern Ausgabe von Philipp Melanchthons Locis theologicis des 1553sten Jahres, zur Ergänzung des Hrn. Past. Strobels Litterärgeschichte dieses theologischen Lehrbuchs, von Hrn. Hecht. Sie wird umständlich beschrieben. Das Exemplar des V. ist dasselbe, welches Melanchthon selbst besessen hat. III. Pachomius, eines alten Mönchs des siebenden Jahrhunderts, Rede wider die Sitten seiner Zeit, aus dem griechischen übersetzt, nebst einer kritischen Einleitung und mit Anmerkungen herausgegeben, ebenfalls von Hrn. Hecht. IV. Beantwortung der Frage: Ist es eine Ehre ungläubig zu seyn? von Hrn. Mag. Tschrän, Prediger zu Bockau. Eine abermalige Klag-, Spott- und Schmähschrift wider die heutigen „Vernunftheiden, welche „unter dem Schein besserer Einsichten und einer verfeinerten „Denkungsart, von dem herrschenden Lehrbegriff der evangelis„schen Kirche, als der alleinigen reinen Wahrheit des göttli„chen Worts, abgehen; aber doch einträgliche Aemter, Ehre „und Ansehen in der Kirche und dem gemeinen Wesen beybehalten wollen — die sich bey einer zügellosen Frechheit „im Wandel und in den Sitten, und bey den gefährlich„sten Meynungen, dennoch weise heißen, irrige Sätze in die „Religion hineintragen, die Kirche zu einem Stall voll rei„ner und unreiner Thiere, und aus dem biblischen System „eine Allemannstheologie machen; wider die Feinde des „Glaubens, Geheimnisse, welche unter einer einnehmenden „Maske, wie Wölfe in Schafskleidern, ein höchst böses „Herz, voll der allernachtheiligsten Absichten gegen Religion „und Tugend verbergen, leugnen, daß Jesus von Nazareth „der wahre Messias sey, Naturalismus, Deismus, Socinianismus, Indifferentismus u. s. w. predigen, unter dem „Schein der intolerantesten Intoleranz, ihre neue Verbesserun„gen auf lutherischen Akademieen, auf Kanzeln und in Schrif„ten der Welt anpreisen, um aus der Religion ein bloßes Ge„webe des Unglaubens, aus der christlichen Sittenlehre „eine weniger als heydnische Moral zu machen, — eine „Religion, wobey man so wenig als möglich glauben, noch „weniger aber thun und in Uebung bringen darf; oder bey „welcher alle Nationen ohne Unterschied, durch eine blos „bürgerliche Tugend und philosophische Rechtschaffenheit, „auf dem breiten Wege, ohne Christum und den Glau-

„ben an ihn, zum Himmel und zur ewigen Seligkeit gelan„gen können," — Diese Brut von Menschen, welche sich zusammen verkuppelt hat, der christlichen Religion den letzten, gewaltsamsten Stoß zu geben, wird hier, wie seit einigen Jahren in hundert Charteken geschehen ist, auch wieder theils belacht und verhöhnt, theils beseufzet, und in ihrer Gefährlichkeit für die bürgerliche Ordnung und Wohlfarth des Staats, welche ohne Religion nicht bestehen kann, vorgestellt. Die Frage: wo sich denn diese böse gefährliche Rotte eigentlich aufhalte, und wo er die gewisse Nachricht von ihrer Zusammenverschwörung wider die Religion oder h. Schrift her habe? hat der V., wie gewöhnlich, in Petto behalten. Dem Rec. ist seines Orts noch keiner aus ihr aufgestoßen. Er hat auch noch nie gehört, daß die Regierung seines Landes, welche sonst sehr für die Sicherheit, Ruhe und Ordnung im Staate wacht, die mindeste Nachforschung nach diesen gefährlichen Leuten hätte anstellen lassen. Ein eingebildetes Gespenst, das den Hrn. Magister und seine Gesellschaft in Schrecken setzt, kann's doch nicht seyn. Es müssen sich auf seiner Pfarre bey oder in der umliegenden Gegend einige aus dieser Bande aufhalten, sonst könnt' er ihretwegen nicht so ängstlich thun. Sein Trost ist bey aller Besorgniß für den Umsturz der Religion und der christlichen Staaten, daß Gott, der aus gerechtem Gericht die Menschen in Irrthum fallen läßt, doch über die Wahrheit des reinen evangelischen Lehrbegriffs wachen und seine Kirche schützen werde, wie er sie immer geschützt habe. (Der katholische Theolog tröstet sich für seine Kirche gerade eben desselben.) Theodor von Mopsvesia, Pelagius, Richard Simon, Crell, Limborch, Hammond, Werstein, hätten soviel falsche Meynungen und exegetische Irrthümer ausgebrütet; aber die reine Wahrheit nach Augustinus und Luthers Lehre bestünde doch noch. Ihre Nachfolger, die nur ihre Irrthümer von neuem aufwärmten, besonders die Journalisten, würden auch schon zu Schanden werden. Sie würden es in die Länge nicht weiter treiben, denn man fieng schon an den Vorzug der „soliden theologischen Gelehrsamkeit und Be„kanntschaft mit der reinen Kirchenhistorie, vor der bey Lie„be und Wein zusammengerafften" einzusehen. Das ist ja dann recht schön, wenn die Sache schon auf dem Fuße steht. So wollen wir uns denn auch nicht weiter darum bekümmern, wer diese lustigen Brüder sind, und was sie in ihren Gelagen vornehmen, da wir nichts von ihnen zu fürchten haben. V.

Einige

Einige alte Urkunden, gesammlet von M. Hecht, welche so unerheblich sind, als die im ersten Theil gelieferten.

Diese Beyträge nun, deren Inhalt wir nicht umständlicher anzeigen können, sollen die theologische und Religionserkenntniß der Leser erweitern. Es gehört wirklich viel Autorstolz dazu, sich so etwas einzubilden. Mehr verengen mögen dergleichen Schriften den Verstand und das Herz der Christen, die sie etwa lesen, helfen, aber nicht erweitern. Wie zuverläßig gilt doch eben das von unserer theologischen Litteratur, was neulich ein Recensent im deutschen Merkur von der schönen anmerkte. Sie findet sich großentheils in den ungeschicktesten Händen. Unsere einsichtsvollsten und besten Gottesgelehrten schreiben wenig oder schweigen gar. Und die Schwätzer und Schreyer führen das große Wort. Wir werden mit einer Menge von mittelmäßigen und schlechten, besonders theologischen Schriften überschwemmt. Dies thut den großen Schaden, da der Bücher zu viel sind, daß oft gerade die nicht gelesen werden, aus welchen für Gelehrte und Ungelehrte, die gern ihre Erkenntniß wirklich erweitern wollen, das meiste zu lernen wäre.

T.

Johann Friedrich Tiedens Casualreden. Nebst einem Anhange von Gedichten. Halle, bey Trampe. 1777. gr. 8. 328 Seiten.

Der V. hat das Vergnügen, seine seit 1759. da er Feldprediger bey dem Prinzl. Anhalt-Bernburgischen Regiment wurde, einzeln herausgekommenen Gelegenheitsreden, wider alles sein Denken und Vermuthen hier im Druck beysammen zu sehen; die Antritts- und Abschiedspredigt beym Regiment; eine Taufrede; zwo Traureden; fünf Leichenreden; drey Sieg- und Friedenspredigten; vier Feld- und eine Fahnenrede; und vier Inspektionsreden. Es fehlen nur noch vier Traureden, seine Antrittspredigt in Schweidnitz, eine Erndte-, Schulfest- und Kirchweihpredigt, die zum Unglück zwey andere Verfezer haben, von denen Hr. T. vergeblich gewünscht hat, „daß sie sich vereinigen und einem unter sich ihren Antheil überlassen hätten, „sonst wäre die Sammlung complet. Indessen wird das Publikum wohl die Entschuldigung gelten lassen, daß Hr. T. seine

„Gelegenheitsreden nicht einzeln würde umhergestreuet haben, „wenn er jemals gedacht, daß sie zusammen herauskommen „sollten, zumal da der Schade, ein unvollständiges Werk die„ser Art von dem V. zu besitzen, für die Welt eben nicht so „groß seyn kann. Es ist wirklich das, wofür er es selbst in „der Vorrede ausgiebt, ein unerhebliches Gemisch von alten „und neuen Reden, die an sich von ungleichem Werth, keine „Muster der Beredsamkeit sind, und nach sechzehn Jahren „ihr erstes Interesse verlieren, und (nach veränderten Zeit„und Lokalumständen) die ehemalige Wirkung nicht thun.“ — Die körperliche Beredtsamkeit, sagt Hr. T., „hat „auch zu vielen Antheil am Beyfall, den solche Reden „erhalten, als daß sie nicht durch den Druck verlieren sollten.“ So willig er diese Reden einzeln hergegeben hatte, weil er öfters um ihre Bekanntmachung ersucht worden, so große Ueberwindung hat es ihm gekostet, sie itzo wieder neu auflegen zu lassen. Aber ein vornehmer, für Schlesien unsterblicher Mann, verlangte, daß er etwas drucken liese — der Verleger meldete ihm auch, daß der neue Abdruck seiner einzelnen Reden nöthig wäre, „er möchte doch andere kleine Schriften hin„zufügen, damit ein gangbarer Band daraus würde.“ Also mußte sich der V. nolens volens entschließen, so preßhaften Umständen nachzugeben. Um nun das alte mit etwas neuen, das nicht gar zu alltäglich wäre, wie er sich ausdrückt, aufzufrischen, welches ihm Feld- und Inspektionsreden zu seyn schienen, fügte er diese nebst den Gedichten hinzu.

Wir haben dem Publikum diese eigene litterärische Nachricht des V. von seinem Werke nicht vorenthalten wollen, damit niemand, der etwa mehr, als er finden wird, davon erwartete, ihm etwas dabey zur Last lege. Höchst nothgedrungen muß Hr. T. auch wohl nur in die neue Auflage seiner Gelegenheitsreden gewilliget haben, denn sonst hätte er wohl lieber die alten ins Vergessen zu kommen wünschen, und die neuen nie zum Vorschein bringen müssen. Einen jungen geistlichen Redner, der aus Mangel der Uebung im Vortrage, die rechten Sachen in dem rechten Ausdruck noch nicht zu sagen weiß, hält man manches zu gut. Wenn man seiner Rede das gesuchte und gekünstelte anhört; wenn er nach einer ganz sonderbaren Association der Vorstellungen manchmal Dinge zusammenstoppelt, die eben nicht natürlich zusammengehören; besonders da, wo er sich am schönsten und feyerlichsten zu sprechen vorgenommen hat, ins Gezierte fällt; durch pretieuse

Centn-

Sentenzen und lakonischen Styl unwichtigen Sachen ein Gewicht zu geben denkt; überall neu und auffallend für den Zuhörer reden will; nach Antithesen jagt, Wortspiele anbringt und ohne Ende witzelt: so hört ein Mann von Einsicht und Geschmack ihn eben nicht mit Wohlgefallen; aber man vergiebt es ihm als einem jungen Mann, der wohl noch vielleicht ein guter Prediger werden wird, wenn er sich durch einen richtigern Geschmack, reifere Beurtheilungskraft, und mehr Erfahrung, mit der Zeit auf einen bessern Ton stimmen läßt. Geschieht dies, so pflegen bey zunehmenden Jahren ihm auch seine frühern Redneryproben gar nicht zu schmecken. Allein wenn er sie nicht unterdrückt, sondern durch Gönner und Buchhändler sich doch die weiche Seite abgehen läßt, sie wenigstens als Exempel einer nicht zu verachtenden Art der Beredtsamkeit ins Publikum zu bringen, dann darf doch der Kritiker, ohne dem B. übel zu wollen, ganz gutherzig und ehrlich den Leuten, die ihn etwa bewundern, oder gar, weil er ihr Vorgesetzter ist, aufs Nachahmen verfallen könnten, unverholen sagen und rathen, daß sie es bey Leibe nicht thun möchten, weil sie sich verderben würden. Und dies ist der Fall, in welchem sich Rec. in Ansehung des B. findet. Die ganz originale Affektation und Witzeley, mit der Hr. T. fast überall, wo er sich hören läßt, redet, mißfällt ihm höchlich, und er wünscht, etwas dazu beyzutragen, daß ein sonst brauchbarer Mann, wenn es noch möglich ist, sich solche abgewöhne, wenigstens, daß ihm andere nicht insgeheim folgen. Zur Rechtfertigung meines Urtheils führe ich etwas aus der vor der Taufe des Fräuleins v. Czettritz zu Pülzen bey Schweidnitz gehaltenen Rede an. Der Text ist Hiob 14. 1, 2. Da der B. gewisse Geschöpfe, die er Philosophen nennt, überall auf dem Korne hat, so giebt er ihnen gleich im Eingange zu dieser Taufrede auch eines ab. „Hochansehnliche Versammlung! fängt er an, Ist das „menschliche Leben eines Glückwunsches oder Bewunderns werth? „Wollen wir uns mit den Eltern dieses Kindes über das erste „Pfand ihrer Liebe freuen, oder unser Gesicht mit Achselzucken von ihnen wenden? Sind diese Fragen albern: so sind „es die Widersprüche der Weltweisen auch. Einige unter ihnen haben sogar alle eheliche und väterliche Verbindung tief „herabgesetzt, weil das Leben eines Menschen so nichtswürdig „sey, daß kein Weiser es suchen oder hochschätzen müsse. Ich „bin überzeugt, Verehrungswürdige! daß sie diese Art Philosophen armselig finden (wär's doch besser gewesen, Hr. T.

hätte der Armseligen hier gar nicht gedacht. Wiewohl dann hätte der Gegensatz sich nicht anbringen lassen) „aber das „Gute haben sie an sich, daß sie das Licht des Evangelii und „die Weisheit Jesu, wider ihren Willen, als Schatten erhö„hen.“ Nun der Text: Der Mensch vom Weibe gebohren ꝛc. „Wunderlicher Text zu einer Taufrede! (denn B. beliebt nur mit sich selbst zu scherzen. Er ist so unschicklich nicht, wie wir gleich hören werden) „In Leichenpredigten ist er ge„wöhnlich, und da gehört er hin. Diesen Tadel kann ich nur „von Menschen befürchten, die nicht wissen, daß Leben und „Tod, Tauf- und Leichenreden sehr nahe verschwistert, ja im „Grunde dieselben sind. Hiesiges Leben ist Entwickelung zum „Tode: Tod ist jedesmal Entwickelung zum Leben. Paulus „nennet Sterben eine Ueberkleidung. 2 Cor. 5. 2, 4. welch „unnützes Wortgezänk wäre es: ob das mehr eine Entwickelung „oder Ankleidung heiße; Tod entkleidet, Leben kleidet zugleich „an; im Grunde ist es eins. Schlimm genug, daß uns das „immer eine so auffallende Wahrheit ist! Vergieb es, lieber „Täufling! daß der Text bey deiner Taufe ein so gemeiner „Leichentext ist. Jedoch du schläfst zu sanft, und bist zu un„verdorbenen und zu friedfertigen Herzens, als daß du zudem „könntest. Möchtest du doch Leben und Tod stets als zwey „Namen, aber nur eine Sache gedenken!“ —

Der V. gesteht, daß Hiob die Lehren des Christenthums noch nicht wissen konnte; füget sie aber hinzu, daß der Gegenstand seiner Betrachtung also der durch die Taufe erhöhete Werth menschlichen Lebens wird: I. Unser geringhaltiger Werth ohne Taufe, wo die Hochansehnlichen sich in 6 Sätzen vom mürrischen Hiob sowohl die schlechte Seite unsers Lebens, als auch die gute, die er vielleicht wider Willen schildert, müssen zeigen lassen; und dann II. das menschliche Leben durch die Taufe im hohen Werth. — Wir zeichnen nur einzelne Stellen aus. „Der Mensch vom Weibe gebohren. Kurz, aber „demüthigend! Er erinnert uns an den Sündenfall, an das „Urtheil über Even, an verschweigenswerthe Umstände unse„rer Geburt! — Hiob will nun einmal den Menschen recht „klein machen, und da ist freylich unsre Geburt so fürchterlich „— daß Jesus die tiefste Traurigkeit seiner Jünger mit der „Angst einer Gebährerin verglich. Joh. 16. 21. So verber„genswerth ist unsere Geburt, daß einen Stolzen nichts mehr „demüthigen könnte, als wenn er alle Umstände seiner Geburt

„wüßte

„wicht — der Mensch ist voll Unruhe. Er sättigt sich „an Zorn und andern unangenehmen Leidenschaften. Die „Patriarchen selbst hatten keine bleibende Stätte. Und sind „das glückliche oder vorzügliche Menschen, welche sich, wie „Aepfern, an ihrem ersten Boden feste saugen, und nicht ei„ne hin und her geschleudert werden? Woher aber sind die „Unruhe der Seele, ja dann ist der Mensch gegen jedes ande„re Geschöpf ein Zwerg. Liebstes kleines Fräulein! „kennetst du die Orkane der grossen und kleinen Welt, „den Kreislauf der Moden, die verfängliche Arten „sein Glück zu machen, die hohe und niedrige Jagd „der Eitelkeit, das Wettlaufen der Stolzen, den „Galop der Leidenschaften, du würdest jetzt aufschreyen „— der Mensch geht auf wie eine Blume. Das ist „denn doch eine schmeichelhafte Vergleichung! So sind wir „darum doch schön für das Auge, und breiten Annehmlichkeiten „um uns her. Kein stehender Sumpf! kein Pest ausa„thmendes Grab! kein von Blut triefendes Raub„thier! dies alles sind wir denn doch nicht. Du bist, liebes „Fräulein! nach Hiobs Vergleichung eine Rosenknospe, die „sich bald entfalten, Reitze und Vergnügen umher verbreiten, „und ihrem Besitzer Freude und Erquickung seyn wird. Schon „jetzt ein gepflegtes Bäumchen der Eltern, welche das Auf„sprossen und Entwickeln der schönsten Farben täglich mit Ent„zücken sehen; durch Lehren und Beyspiel deinen Wuchs „befördern und richten, bald die zarte Pflanze an die Sonne, „trotzen, bald, um sie vor rauhen Winden oder Geschmeiß zu „bewahren, dich in beschützendem Schatten groß ziehen werden. „— Aber Hiob sagt: die Blume fällt ab. Mag es doch! „die Meynung kann nur von Blättern seyn. Zwiebel oder „Wurzel bleiben demnach — der Mensch stenge wie ein „Schatten ꝛc. — Die heil. Schriftsteller wollen also, daß wir „bey Betrachtung unsers Lebens an einen hinfliegenden Schat„ten gedenken sollen. Gut! aber läßt sich ein Schatten ohne „Körper denken? Unser Leben wäre also nach diesem fürchter„lich scheinenden Gemälde, der Abdruck, Abglanz, oder Schlag„schatten eines — wessen denn? — nothwendig eines bessern, „selbstständigern, kernhaftern Lebens. Ein bald verschwun„denes Schattenspiel an der Wand; aber die optische Maschine und das Auge bleibt. Bey dem allen, „hochansehnliche Versammlung! bleibt unser Leben eine arm„selige Sache: höchstens ein leicht verwehtes Feldblüm-

„eben, aber ein Schattenriß von einem unbekannten Körper. „Blieben wir also beym Hiob stehen: so wäre das heute eine „traurige, wenigstens frostige Zusammenkunft! — Aber Gott „uns, daß wir Christen sind — der Mensch vom Weibe „gebohren! Ja! und das ist nun keine Schande, kein „Vorwurf mehr. (Also zu Hiobs Zeiten wär' es Schande und ein Vorwurf gewesen, vom Weibe gebohren zu seyn!) „Der Stifter der h. Taufe, der Sohn Gottes, ward auch „vom Weibe gebohren, und unter das Gesetz gethan. Unsere „Kinder sind nicht nur Evens sondern auch Mariens Kin„der, denn sie sind Brüder und Schwestern Jesu. Unsre „Mutter sey noch so schwach und hinfällig: durch die Taufe „werden wir in Gottes Bund aufgenommen und seine Kinder. „Seine Gnade ist in den Schwächen mächtig — Der Mensch „lebt kurze Zeit: Aber wer will seines Lebens Länge ausreden, da er durch die Taufe aus der Angst und Gerichte genommen Es. 53. 8. und ein Kind des Ewigen wird. Es ist „wahr, auch ohne Taufe hätten heidnische Weltweise ein unsterbliches Leben gemuthmaaßet — Aber daß weder Vernichtigung noch Verwandlung unsers Ichs zu befürchten sey — ist „den Getauften allein vorzüglich bekannt. Sie philosophirten „nun auch, aber mit der Bibel in der Hand, diesem Sehe„rohr und Vergrößerungsglase für forschende Geister! die „Taufe wirkt Leben und Seligkeit ꝛc.. Der Mensch eine „Blume? Meint der Jünger Jesu hat einen höhern Rang. „— Blumenpracht unserer Jugend ist allerdings eine Voll„kommenheit mehr an uns! aber die schönste Farbenmi„schung kann auch eine giftige Saamenkapsel einschließen. Farben entscheiden wenig oder nichts. Je zarter die Täuflinge sind, desto dunkler pflegt ihre Farbe zu „seyn. Daß doch wir Farbenanbeter in der Moral so „schlau nicht seyn wollen, als in der Oekonomie, wo wir den „Weizen höher schätzen, als Rosen und Lilien! der Christ, „der fruchtbar an guten Werken seyn kann, entadelt sich selbst, „wenn er nach kurzer Blüthe, seine bald zu zertretende Blüther fallen läßt.

Unsere Leser haben beynahe die ganze Taufrede. Kann man wohl über einen schönen biblischen Text armseligher parafrasiren? oder einen sauersüßeren Mischmasch von ästhetischen Witzeleyen, biblischen Sprüchen und hochwelsen Sentenzen lesen? O! wenn sich doch unsere jungen geistlichen Rhetoren für die Orkane der großen und kleinen Redner, den Kreiß-

lauf

lauf der Modeberedsamkeit, die verfängliche Art Beyfall zu erjagen, die hohe und niedrige Jagd der Eitelkeit, das Wettlaufen der Stolzen, den Galop der Leidenschaften, warnen ließen, was wäre das für ein herrlich Ding! Glaubt es nicht, ihr Herren, daß königliche Beredtsamkeit jemals eine Rede heben kann, die schöngeisterisches Geschwätz ist und schöngeisterisches Geschwätz bleibt. Wenn euch jemand ein Compliment darüber macht, so ist er entweder zu gütig, oder er spottet euer.

Wir wollen noch den Uebergang der Rede zur Taushandlung selbst hersetzen: „Und nun, liebster Täuflinz! von Gott „und allen herzlich geliebt, tragen wir dich in den Schoos „deines und unsers Erlösers, durch das Sacrament der h. „Taufe sollst du einen noch ungleich höhern Werth überkom„men, als den dir die leibliche Geburt gab“ — Im Schwäbischen heißt es unter andern: „Segne Erlöser! die ganze hoch„adeliche Familie.“ Dabey fiel uns der König von Preußen ein. Zur Zeit seiner Väter hatte man immer in dem öffentlichen Kirchengebet nach den gewöhnlichen Curialien gebetet: Laß dir, o Gott, Ihro Majestät, unsern allergnädigsten König, empfohlen seyn. Der große Friedrich fand das sehr unschicklich, und befahl bey Antritt seiner Regierung, man sollte beten: Wir befehlen dir deinen Knecht, unsern König. Der Einsichtsvolle würdige Adel hört gewiß seiner im Gebet ungern mit Complimenten gedenken. — Etwas sonderbar contrastirt zu der geschmückten Rede der simple Schlußvers, vermuthlich aus einem dem Rec. unbekannten Liede:

Schreib ihren Namen aufs Beste
Ins Buch des Lebens ein.
Und bind' ihre Seele feste
Ins schöne Bündelein
Derer, die im Himmel grünen
Und mit dir leben frey:
So wollen wir ewig rühmen,
Daß dein Herz treue sey. Amen!

Indessen sind die eigenen Verse, oder Gedichte des V, die den Anfang des Werks ausmachen, nicht viel besser. Hr. T. hat zwar, wie er sagt, soviel Achtung für das Publikum gehabt, „daß er fast mehr Zeit gebraucht hat, sie unter hundert andern „heraus zu suchen, als sie zu verfertigen. Jedoch steht er „nicht dafür, daß er recht gewählt und immer glücklich gebes-

sert

„sieht habe.“ Uns scheint es auch so; oder die hundert andere müssen unendlich schlechter als diese sechs und zwanzig Gelegenheitsgedichte von verschiedenem Inhalt gewesen seyn. Zur Probe mögen dienen:

Die Afterkritik, an Hrn. Pr. M. 1770.

Des Weisen wahrer Ruhm hängt nicht von Zeitungslob,
Nicht von Kabalen ab. Kein Tadel ist so grob,
Kein Schmeichelton so fein; sind sie ganz unverdienet,
So gleichen sie dem Baum, der im December grünet,
Sich um Verderben grünt und welke Blüthen sproßt;
Die Afterwärme stärket; sie schrumpfen vor dem Frost.
Wo ist der große Geist, den man nicht klein gelogen?
Der Weise, den niemals ein Aristarch durchzogen?
Der Philosoph, den man sich nie als dumm gedacht?
Das Buch, zu dem man uns nicht spöttisch Noten macht?
Aristoter! Horaz! schrieb ihr in unsern Tagen,
Ein deutsches Blatt würd euch als Schwätzer doch verklagen;
Den Dunsen Weihrauch streun, weil sie Verdienste sind;
Hier bey Druckfehlern schärfe, und dort bey Schnitzern blind;
— Sagt, Griechen! kennet ihrs? Lernt, Römer, eure Damen
Nur so, wie wir itzt oft berühmte Männer, strafen.
Zehn Jahre noch geschimpft, so sind wir ohne Scham,
Mit Schellen rund behängt, zu wild, vielleicht zu zahm.
Dann wird ein Jünglingsschwarm sich auf den Dreyfuß setzen,
Und Hof und große Welt zur Lust die Ritter hetzen.

So klagt Germanien; und forscht mit scheuem Blick,
Druiden unserer Zeit! sie forscht von euch ihr Glück.
Durch euch bekränzt sah sie auf heidsche Nachbarn nieder!
Jetzt sträubet sie ihr Haar. — Gebt ihr die Reize wieder!
Scioppe sind verhaßt: auf! zeiget euch im Glanz!
Werft Horn und Bockfuß weg, und nehmt den Lorbeerkranz!
u. s. w.

Und dann das Gedicht auf den Tod des geh. Raths Klotz, im Namen der philosophischen Facultät zu Halle:

Vom Engel zum Ephemeron;
Vom Witz zum Lerchenbaum;
Von Andersdenken bis im Phädrum
Wog Gott mit weiser Hand, Werth, Dauer, Blüth und Raum.

Selbst

Selbst im verstorbnen Embryo
Sah er des Mannes That.
Und, ob ein Mensch wie Frühlingswerken floh:
Gar maaß die Erndte schon von seiner jungen Saat.
Für diese Welt war Philipps Sohn
In Babel alt genung.
Zu früher Tod kann Träge nur bedrohn;
Wer Jahr' in Stunden lebt, stirbt nimmermehr zu jung.
Zur Körperwelt sind Jahr' ein Maaß;
Für Geister sind sie's nicht.
Wer ewgen Nachruhm sich zum Ziel erlas,
Berühret die Erde kaum, und eilt wie Sternenlicht.
Hier dreyßig oder siebzig Jahr:
Der Spielraum ist ein Punkt.
Und Saklen (Jahrhunderte) die der kühnste Wunsch gebar,
Sind Tröpfchen an der Hand, die man ins Weltmeer sinkt.
Verdienste, Fleiß, Verstand, Genie —
Sind Taufscheins für den Geist:
Mannbares Kleid und Nunzin sind es nie;
Die sind des Alters Tracht, die oft ein Kind zerreißt.
Dein junger Geist, verdienter Mann,
Wuchs deinem Körper vor:
Er setzte kaum erst Blüth und Blätter an,
Da schwellte jener schon (ein Treibhaus) Frucht empor ꝛc.

Wieviel Prädilection muß wohl ein Poet für alle seine Verse haben, wenn er es nicht über sein Herz bringen kann, dergleichen Gelegenheitsreime zu unterdrücken, und wenn er noch obendrein verlange, weil er sie doch sonst wohl nicht zum neuen Druck in einem stattlichen Bande würde gesammelt haben, daß man ihm, als einem berühmten Manne von Griechen- und Römergeist, mit vollen Händen süßen wohlriechenden Weihrauch streue.

F.

Vollständiges Gesangbuch für Kinder von reiferm Alter. Von M. Christoph Christian Sturm, Halle, bey Hemmerde. 1777. 8. 172 Seiten.

Geistli

Geiſtliche Lieder für Kinder von Joh. Adam Valentin Weigel, Breslau, 1777. bey Korn, dem ältern. 69 Seiten, in 8.

Alle beyde ſind zu dem Zweck, den die Dichter dabey gehabt haben, nämlich Kindern zu den ihren Jahren angemeſſenen Erkenntniſſen und Empfindungen von der Religion behülflich zu ſeyn, recht gut und brauchbar. Hr. Sturm hat zu den Liedern, die er unter acht Abſchnitte gebracht, auch noch Betrachtungen und Gebete auf beſondere Zeiten und Vorfälle hinzugefüget, die uns ebenfalls ihrer natürlichen Einfalt wegen gefallen. Die Anrede an Gott, Dreyeiniger, welche ein Paarmal vorkömmt, dünkt uns wider die Analogie der Bibel zu ſeyn. Wenn Jeſus betete, ſo ſprach er: Mein Vater! und ſeine Schüler lehrte er auch beten: Unſer Vater in dem Himmel! Warum wollen wir uns anders als Jeſus und die Apoſtel ausdrücken?

Die Pſalmen Davids in Lieder nach bekannten Melodien verfaſſet, von Joh. Fr. Schützinger. Erſte Probe über die erſten funfzig Pſalmen. Frankfurt bey Monath. 1777. 8. 192 Seiten.

Es ſind dieſelben, welche ſchon im Jahr 1775. im Meyerſchen Verlage herauskamen, um welche man hier einen neuen Titelbogen geſchlagen hat. Cramer hatte die Pſalmen Davids poetiſch überſetzt. Hr. Sch. meynte, es würde gut ſeyn, wenn die Leute ſie auch als Geſänge nach bekannten Melodien ſingen könnten. Er richtete ſie alſo dazu ein. Um dem Aergerniß, welches viele an veränderter deutſcher Bibelüberſetzung nehmen, zu ſteuern, nahm er ſich vor, Luthers Ueberſetzung zum Grunde zu legen, und deſſen eigene Ausdrücke ſoviel möglich beyzubehalten. Dies iſt auch geſchehen. Bey ſo einem Zwangsgeſetze, als Hr. Sch. ſich damit auflegte, mußten die Geſänge dann aber wohl allen Geiſt und alles Feuer des bibliſchen Dichters verlieren, und ſo äußerſt matt, ſchleppend und wäſſerich werden, daß jedermann Davids Pſalmen unendlich lieber in Luthers Proſa leſen, als in Schützingerſchen Reimen ſingen wird. Zur Probe Pſ. 1. 1.

Glückſe-

Glückselig, der gottlosen Leuten
Und ihrem bösen (bösen) Rath entsagt!
Der so der Sünder Weg zu meiden,
Mit ihnen keine Freundschaft macht!
Und welcher sich da nie einfindt,
Wo lauter freche Spötter sind!

Oder Ps. 49. 1 — 5.

Luther:

Höret zu alle Völker; merket auf alle die in dieser Zeit leben! beyde gemein Mann und Herren, beyde reich und arm mit einander. Mein Mund soll von Weisheit reden, und mein Herz von Verstand sagen. Wir wollen einen guten Spruch hören, und ein fein Gedicht auf der Harfen spielen.

Schützinger:

Es hören alle Völker an,
Die sind und noch seyn werden,
Sowohl der ganz gemeine Mann,
Als Herren dieser Erden,
Und beydes Arm und Dürftige,
Und die sich über Andere
Durch Reichthum stolz erheben.
Ihr sollet Weisheit u. Verstand
Aus meinem Munde hören,
Und was mein kluges Herz erfand
Will ich euch weislich lehren:
Wir wollen ein gar feines Lied
Von dem, was in der Welt geschieht
Auf unserer Harfe spielen.

Und Ps. 37. 35, 36.

Luther:

Ich habe gesehen einen Gottlosen, der war trotzig, und breitete sich aus, und grünete, wie ein Lorbeerbaum. Da man vorüberging, siehe, da war er dahin; ich fragte nach ihm, da ward er nirgend funden.

Schützinger:

Einst war ich einem Frevler nahe,
Voll Stolz und Hochmuth war sein Sinn,
Sein schwelgerisch Herz u. Auge sahe
Auf andre mit Verachtung hin,
Er grünte wie ein Lorbeerbaum
Und kennete sich selber kaum.
Nicht lang hernach gieng ich vorüber,
Und siehe er war schon nicht mehr.
Ich fragte überall: ey lieber,
Man sage mirs doch, wo ist er?
Nichts hatte ich mit ausgericht't,
Ich suchte ihn, und fand ihn nicht.

Wie

Wie hat doch Hr. Sch. mit seinen Reimen alles kraft- und saftlos gemacht! „Dafür könnten es doch nun aber auch die Leute singen.“ Singen? Wie denn? Es stehen ja keine Melodieen darüber. Hr. Sch. glaubt, es sey nicht nöthig gewesen, sie darüber zu setzen, denn wer mit ihnen bekannt wäre, der würde es dem Psalm auch beym ersten Anblick ansehen, nach welcher Melodie er zu singen sey. Das läßt sich nun wohl von den wenigsten erwarten. Und eher jemand einen dieser Psalme nach drey, vier Melodieen probirt, wird ihm die Lust zu singen gar vergehn. Da wäre denn also die ganze Mühe des Hrn. Sch. umsonst.

Die genommene Freyheit des Uebersetzers, seine eigene Gedanken in Davids Psalmen einzuschieben, geht hie und da sehr weit. In dem 14ten Psalm z. B., wo von ganz sittenlosen Religionsspöttern und Gottesleugnern die Rede ist, läßt er den heil. Sänger bey V. 3. singen:

„So sehr hat zwar der Sündenfall,
„Was Mensch nur heißt verdorben:
„Sie sind schon von Geburt an all
„Zum Guten ganz erstorben,
„Und was sie nun
„Als Menschen thun,
„Ist wie ihr ganzes Wesen
„Ein Auszug alles Böß'en (Bösen)

(Beyläufig, Hr. Sch. spricht das einfache ſ oft wie ein doppeltes, wie ß aus, Böße für Böse, Weiße für Weise, wohlweiße Herren für wohlweise Herren.) Er meynet, weil diese Stelle vom Paulus Röm. III. 12. angeführt wird, so hätte der begeisterte David ohne Zweifel in seinen Gedanken sich vorstellen müssen, „daß das Verderben jener Gottesleugner gedoppelt groß sey, einmal weil sie von Natur grundböse und zu allem Guten erstorben wären, und hernach weil sie Gott schnöde verachteten.“ Nicht doch! dadurch wurden sie erst so böse und ungerecht, daß sie Gott verleugneten. Hätte ihr von Natur böses, von allem Guten abgeneigtes Herz, sie zur Gottesverleugnung getrieben, so wären sie entschuldiget gewesen: denn was konnten sie dafür, wenn nicht ihr freyer Wille, sondern die Natur, vor der kein Mensch Herr ist, ihr Herz so verderbt hatte? Will Hr. Sch. sagen: Nein! Gottes Daseyn hätten sie doch erkennen, und auf seine Rechte und Gebote merken können, so wäre ja doch dies Aufmerken

ten auf Gott etwas gutes, folglich nicht das ganze Herz von Natur böse und verderbt gewesen. In solche Widersprüche verwickelt man sich oft nur der leidigen Kirchenlehren willen, die durchaus auch da in der Bibel stehen sollen, wo sich doch keine Spur zeigt, daß ihre Verfasser daran gedacht hätten. — Auch manche Psalmen läßt Hr. Sch. den David im Namen des Messias singen, wo weiter kein Grund dazu vorhanden ist, als die traite Autorität menschlicher Schriftauslegungen. In unserer deutschen Bibel steht über dem und dem Psalm: Eine Weissagung von Christo. Dabey hat der Uebers. es denn auch gelassen, ob er gleich gesteht, daß die von ihm über solche Psalmen verfertigten Gesänge niemand in Beziehung auf sich singen, aber wohl zur Erbauung doch lesen könne. Es ist ganz sonderbar, wenn sonach dem David Sachen in die Feder dictirt werden, wovon kein Wort im Text steht. Z. B. Ps. 16, 1. 2. singt der Messias durch den heiligen Dichter:

„Bewahre mich, mein Gott! Zu dir steht mein Vertrauen;
„Denn du bist ja der Herr: auf wen sollt ich sonst bauen?
„Zwar hat dein Rathschluß mir zu leiden auferlegt,
„Für Menschen in der Welt, die deinen Zorn erregt.
„Ein Leiden soll es seyn, für ihre Schuld zu büssen,
„Womit sie deine Gnad auf ewig von sich stießen,
„Daß sie vor dir, o Gott, durch mein Verdienst allein
„Von Schuld und Straf befreyt, gerecht und heilig seyn.“

Da haben wir also schon in dieser Stelle des A. T. ganz klar die Lehre von der vicarischen Genugthuung Christi, und von der Rechtfertigung der Sünder, bloß durch den Glauben an diese Genugthuung. Nun komme einer, und lege es den Ungläubigen als eine Verspottung der Bibel aus, wenn sie sagen: Es sey ein so vieldeutiges Buch, daß ein jeder seine Religionsmeinungen darinn behauptet finden könne. Ist es denn nicht so nach der selbst eigenen Auslegungsmethode der Herren, die der Bibel die größte Ehre anthun wollen? Und rechtfertigen sie nicht durch ihr Beyspiel jenen Vorwurf?

Aus der Zuschrift des Hrn. Sch. an die Hoch- und Wohlweisen Herren Burgermeister, seine vielgeehrtesten Herren,

Hoch- und geneigtesten Gönner, merken wir, daß zu Weissenburg am Nordgau der Kanzleistyl mit allen Curialien und Titulaturen noch sehr im Geschmack seyn muß.

Dritte Sammlung der besten geistlichen Lieder neuer Dichter, zum gottesdienstlichen Gebrauch ausgefertiget von Samuel Fr. Schulze — Brandenburg, in der Hallenschen Buchhandlung. 1777. 8. 149 Seiten.

Hin und wieder zerstreuete Materialien, welche bey Ausfertigung eines vollständigen Kirchengesangbuches sehr brauchbar seyn werden, sind hier zusammengebracht; einige von Blum, Lavater, Löwen, Schlegel, Schiebeler, Tode, Uz, Weiße, die meisten von Meander und Münter. Zu lange Lieder sind vom Hrn. Sch. abgekürzt, auch ein und der andere zu schwere oder zu schulmäßige Ausdruck ist verändert worden, wobey ihm Hr. Blum Hülfe geleistet hat. Ihre Anzahl beläuft sich auf 102. mannichfaltigen, sowohl zur christlichen Glaubens- als Sittenlehre gehörigen Inhalts. Die alten Lieder No. 4. Wir gläuben all an einen Gott, hier: an den einigen Gott, No. 105. Von Gott will ich nicht lassen, und No. 107. Befiehl du deine Wege, sind sehr gut verbessert. Die besondern Gesänge über jede einzelne Bitte aus dem Gebet des Herrn, No. 115. das Lied eines Christen, der aus dem Wohlstande in Armuth gerathen ist, No. 131. das Lied eines jungen Frauenzimmers, No. 132. 133. die Lieder für junge Leute am Tage ihrer Confirmation, No. 149. ein Lied beym Donnerwetter, die Fürbitterlieder, No. 173. für die Könige, No. 174. der Aeltern für ihre Kinder, haben nebst mehreren andern unsern vorzüglichen Beyfall. In der 5ten Strophe des letzten Liedes:

„Groß ist die Gewalt des Spottes;
„Er vertilgt oft selbst Furcht Gottes,

ist wohl zu sehr gegen das Sylbenmaas verstoßen worden. Doch solche Kleinigkeiten muß man übersehen. Wie wahr ist übrigens der Gedanke des Herausgebers in der Vorrede: „Erleuchtet heißen unsere Zeiten zwar. Aber in Ansehung gottesdienst-

„tesdienst-

„tröstlichen Angelegenheiten sieht es wahrhaftig noch hin und „wieder so ägyptisch finster aus, als daß es so geschwind überall „helle werden sollte.“ Und es mag wohl mehrern Predigern so, wie ihm, ergehen, wenn sie in Porstens Gesangbuch ein schickliches durchaus gutes Lied zu ihren Vorträgen aufsuchen müssen.

Weyl. Herrn Hofprediger F. M. Ziegenhagens Paraphrases über einige wichtige Stücke aus dem Evangelisten Matthäo. Herausgegeben von Fr. Wilh. Pasche. Halle, in Commission bey Hesse. 1776. 8. 464 Seiten.

Unbedeutendere Paraphrasen biblischer Geschichten und Abschnitte sind wohl nie ans Licht gekommen. Der Herausgeber meynt zwar, der christliche und geneigte Leser würde gesunde Weide und Nahrung für seine Seele in diesen, wie in allen Ziegenhagenschen Schriften finden. Allein wir wissen nicht, woran es liegt, daß sie uns so wenig schmecken. Unser unchristliches oder dem sel. Verf. abgeneigtes Herz, hat wenigstens nicht Schuld daran. Zu lernen ist aus den geringfügigen und über die klärsten Stellen höchst weitschweifigen Anleitungen und Anmerkungen des Verf. schlechterdings für den Theologen nichts. Ob sie für dessen Freunde und Liebhaber, denen zu gefallen sie auch nur herausgegeben worden, erbaulich seyn werden, das steht eher zu vermuthen: denn der Geschmack in dem, was man erbaulich nennt, ist sehr verschieden. Ein denkender Christ kann wohl schwerlich seine Seele an solchen Brocken nähren, als Hr. Z. ihm z. B. über Matth. 9, 22. in der Anmerk. hinwirft: „Alles (äußerliche Anrühren Christi) ist „vergeblich, wenn es nicht auf einem lebendigen Glauben „herkommt, und wenn der Glaube nicht durch die Kleider hin„durch in ihn selbst eindringt, und nicht sein Fleisch isset „und sein Blut trinket. Joh. 6, 54—56. Bey allem Anrühren Christi, oder bey allem Gebrauch der Mittel, in welchen „er eingewickelt ist, kommt es an auf ein gebeugtes und zer„brochenes Herz, und auf einen lebendigen bittenden Glauben, „der die reinigende und heilende Kraft aus den Kleidern Christi an sich ziehet, und also in Christum selbst „und in seiner Fülle sich versenket, und daselbst Gnade „um Gnade schöpfet; ja der in seinen Reichthum und in die

„Schätze seines Verdienstes eindringet und zugreifet.“ In was für unverständlichen seltsamen Redensarten man doch noch immer dem Christenvolk das lichtvolle Evangelium Jesu vorträgt! Ez.

Letzte Gesinnungen zum Tode verurtheilter Standespersonen, oder kurzgefaßter Bericht von ihrem Leben, von dem Verfahren wider sie, und von den wichtigsten Umständen bey ihrem Tode, nebst den Briefen, die sie im Gefängnisse geschrieben, und den Reden, die sie auf dem Schaffot gehalten haben. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Berichtigungen und Zusätzen versetzen. Erster Band. Leipzig, bey Kummer. 1777. 360 Seiten in 8. Zweyter Band. 1778. 352 Seiten.

Eine Compilation bekannter Nachrichten von dergleichen Personen des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, mehrentheils aus der während diesem Zeitraum an Revolutionen und Blutgerichten so reichen engländischen Geschichte, z. B. von Thomas Wolsey, Thomas Moore, Anna Bullen, Maria Stuart, Carl Stuart, und andern; hiernächst auch einiger aus der französischen, niederländischen und hungarischen Geschichte, als Johann von Olden Barneveld, Philipp von Montmorency, Carl von Gonzaut, Herzog von Biron, Franz von Montmorency, Heinrich, der andre, Herzog von Montmorency, Franz August von Thou, Joh. Erasmus, Graf von Tättenbach. Etwas vollständiges von diesen Personen muß der deutsche Leser hier nicht erwarten. Es ist alles nur kurz zusammengezogen. Die Quellen sind größtentheils angezeigt. Wo der Verf. unrichtige Erzählungen macht, hat der Uebersetzer durch kurze Anmerkungen ihn zu berichtigen gesucht.

B.

Lehren und Vorschriften des vernünftigen und thätigen Christenthums, in Predigten über die jährlichen

chen Sonn- und Festtags Evangelien, vorgetragen von Georg Heinrich Lang, und Johann Georg Friedrich Schöner. Nördlingen, bey Beck. 1778. 670 S. in 4.

Die Verf. urtheilten sehr richtig, daß nicht sowohl theologische Abhandlungen, als vielmehr christliche Lehrvorträge auf die Kanzel gebracht werden müssen, und daß weder der gelehrte und aufgeklärte Christ, noch der arme Handwerker und Tagelöhner durch unsere nach der feinsten Rhetorik ausgearbeitete, schön stylisirte Predigten, wie sie so hie und da gehalten und dann gedruckt werden, sich sehr erbauet finden. Daher machten sie es sich zur Absicht bey ihren Vorträgen, allgemein nöthige und nützliche Glaubens- und Sittenlehren des Christenthums nach den Umständen, der Fähigkeit und Fassung auch der geringern Leute, darinn abzuhandeln, doch so, daß auch der einsichtsvollere, fähigere Theil der Zuhörer dadurch unterrichtet würde. Diesem löblichen vorgesetzten Zweck gemäß haben wir denn auch ihre Predigten gefunden. Faßlich sind sie allerdings; aber auch oftmals zu trocken.

Sammlung einiger Predigten, von dem Verfasser der Prüfung philosophischer und moralischer Predigten. Zürich, bey Orell, ꝛc. 1777. 8. 316 S.

Vierzehn Predigten. 1) Von der Verherrlichung Gottes. 2) Von dem Vertrauen auf die Vorsehung. 3) Von der Untersuchung unserer Handlungen. 4) Von den Folgen unserer Handlungen. 5) Von der Verläumdung. 6) Von dem Bekenntniß des Evangeliums. 7) Von der Zubereitung zum Tode. 8) Von dem reichen Jüngling. 9) Von dem reichen Manne. 10) Von den verschiedenen Arten des Selbstbetrugs. 11) Trauungsrede. 12) Osterpredigt. 13) Pfingstpredigt. 13) Bettagspredigt. Alle des sel. Felix Heß würdig, dessen Asche Rec. ehrt, und der, wie der Hr. Herausgeber mit Recht sagt, zu jenem von Menschentand gereinigten Christenthum geschworen hatte, dessen erstes Princip nach der Lehre und dem Exempel seines göttlichen Stifters, eine leichte heitere Erfüllung auch der schwersten Pflicht,

und eine freudige Aufopferung für das Heil seiner Brüder, ist und bleibt; ohne welche auch die heißeste Andachtsübung so wenig als Berge versetzen, und ein täglicher Thränenguß über seine Sünden so wenig als das Brennen seines Leibes, in Zeit und Ewigkeit nichts, durchaus nichts, weder helfen noch nützen wird.

F.

Zeit- und Handbüchlein für Freunde der theologischen Lectüre aufs Jahr 1777. Der geistlichen Lesegesellschaft zu Bayreuth zugeeignet. In der Lübeckischen Buchhandlung. 96 S. in 8.

Es geht auf dem Fuß, wie das vorjährige von uns angezeigte, fort. Die Nachrichten sind größtentheils unerheblich, und interessiren höchstens die Stadt und Provinz, in der das Büchlein herum kömmt.

B.

Exegetische Versuche über einige biblische Worte und Redensarten. Sechstes Stück. Nebst einem Register über die merkwürdigsten Worte und Sachen in allen sechs Stücken, angestellt von M. Caspar Gottlob Langen. Chemnitz, bey Stössel. 1776. 8. 11 Bogen.

Folgende Artikel machen den Inhalt dieses Stückes aus. 1) Anfechtung, Versuchung, versuchen. Matth. 6, 13. sagt der Vers., kann man zwar das Wort πειρασμὸς auch von Reizungen zur Sünde verstehen; aber da es auch ohnstreitig Leiden und Trübsal bedeutet: so scheint ihm die Bitte im Zusammenhange mit der folgenden besser so übersetzt: „Laß „uns nicht in gar zu große Trübsal und schwere Leiden gera„then, dadurch wir in Gefahr kommen möchten, zu sündigen, „sondern errette uns von dem Uebel, das uns drückt.“ 2) Erfüllen und Fülle. Diese Artikel ist sehr vollständig. Bey Kol. 2. 9. verweiset Hr. L. auch auf Hrn. Teller, ob er ihm gleich nicht beytritt, und die Stelle übersetzt: Bey Chri-

sto

so ist die vollkommenste Gottheit wahrhaftig zu finden, [illegible] dem typischen entgegengesetzt wäre. Fülle Heiden, Röm. 11. 25. Die volle Zahl der Heiden, die Gottes Willen in die Kirche eingehen soll. 3) Vollkomn vollenden. 4) Erlösen, Erlösung. Das dünkt nicht, daß bey der Stelle Ebr. 2, 15. etwas dunkles bl wird. Die jüdische Idee vom Todesengel und dessen meynter Gewalt über die Menschen, welche Christus zers hat, klaret alles auf. 5) Evangelium. 6) Ewigk 7) Fleisch. Wenn Fleisch und Blut Matth. 16, 17. Gal. 1, 16. Menschen bedeutet, wie der Verf. zugest wozu denn in Parenthesi der Beysatz: „Oder deine natürl „Vernunft hat dir es nicht gesagt — ich besprach mich n „mit meiner Vernunft“? Paulus handelte ja vernünf daß er gleich dem Winke Gottes folgte, ohne sich erst Menschen zu berathschlagen, was er thun sollte. 8) Frie 9) Himmel und Hölle. 10) Kreuz, kreuzigen. Name. Bey den Stellen, wo vom Bitten im Nam Jesu die Rede ist, ist der Verf. zu ungewiß, ob es hei soll: zur Verherrlichung Christi, (zur Bestätigung sei Lehre, denken wir,) oder auf seinen Befehl, oder sein V dienst, oder seine Fürbitte, oder seine Vollmacht. G meiniglich meynt er alles zusammen. 12) Herz und Gew sen. 13) Prophet, weissagen, Weissagung. Er m es sich nicht befremden lassen, daß es die Verf. der Büzo schen kritischen Nachr. für Ketzerey erklären, wenn er d poetischen Schmuck im Jesaias von den eigentlichen Weis gungen will unterschieden wissen. Es ist an ihm zu loben, d er nicht jede Stelle in den Propheten auf Christum deutet, i man sonst ohne Grund auf ihn gezogen hat. Aber für di Herren ist dies schon Verdacht der Heterodoxie genug. Unse ihm Schuld gegebene manchmal zu sklavische Anhänglichk an alte oder neue Theologen, ist in den ersteren Stücken sic barer, als in den letzteren. Vielleicht hat unsere kurze Kri ihn doch unvermerkt etwas mehr davon abgebracht. W wollten ihm wohl unsere Rechtfertigungsgründe aufzählen, wer es die Mühe belohnte, um zu zeigen, daß wir nicht partheyis nder ihn geworden sind. 14) Selig, Seligkeit. Ga recht, sagt Hr. L. „Im A. und N. Test. sollte das Wort sel „zweifen nicht stehen, weil das gemeine Volk daraus nic „klug werden kann, und Anlaß zu irren nimmt. Im A. T „sollte meistentheils glücklich dafür stehen.“ So hat er

denn auch gehörigen Ortes übersetzt. 15) Tag. 16) Werke, Werke des Gesetzes, gute Werke. Sehr richtig, daß διανοια εν τοις εργοις τοις πονηροις, Kol. 1, 21. nicht: durch die Vernunft in bösen Werken heißen muß, wie es Luther übersetzt, sondern in ihren auf böse Werke (Sünde und Laster) gerichteten Sinn und Gedanken. „Das Wort Ver„nunft wird niemals in der Schrift im bösen Verstande ge„nommen, setzt der V. hinzu. Man mache doch ja um Got„tes willen die Gabe der Vernunft den Menschen nicht ver„dächtig.“ — Hier, wie anderswo, hat sonst Hr. L. viel wider Semler und Teller, auch Bahrdt einzuwenden. — Die Partheylichkeit und Unbilligkeit mancher Recensenten, deren wir uns wenigstens nicht schuldig wissen, hat den V. verdrießlich gemacht, daß er mit diesem Stücke seine exegetischen Versuche schließt. Sie sind und bleiben immer nicht zu verachtende Beyträge eines bescheidenen Schriftstellers zu biblischen Wörterbüchern.

Betrachtungen über die christliche Religion, an einen Freund gerichtet. Aus dem Englischen übersetzt, von Gotthilf August Ebert. Hannover, in der Helwingschen Buchhandlung. 1777. 8. 152 S.

Drey moralische Abhandlungen: 1) über das Wesen der Religion. 2) Ueber die Vortrefflichkeit und Würde der christlichen Religion. 3) Ueber das, was man zu thun habe, um das Glück, das die christliche Religion verschafft, zu erreichen. Sie sind ganz lehrreich und nützlich zu lesen. Aber viele Deutsche haben eben das, und eben so gut geschrieben. Warum hohlt man aus England herüber, was man in seinem eigenen Lande aller Orten haben kann? T.

Die heilige Schriften der guten Botschaft vom verheißenen Königreich, oder das sogenannte neue Testament. Zum Dienst derer, welche sich aus den ersten Quellen der göttlichen Schriften selbst erbauen wollen, nach der heutigen deutschen Sprachart, neu übersetzt; und mit vielen zum lautern Wortverstand

seiten-

leitenden Hülfsmitteln, Fingerzeigen und Erklärungen versehen. 1777. in 12. 980 Seiten.

Es steht kaum zu begreifen, wie sich der Uebersetzer hat einbilden können, daß durch dieses Werk den Lesern der Evangelisten und Apostel, oder, wie wir seiner Meynung nach für Deutsche verständlicher sprechen sollten, den Lesern der guten Botschaftbringer und Gesandten, ein neues Licht über ihren Inhalt aufgehen werde. Er hat seine Uebersetzung aus der Lutherischen, Bengelischen, Heumannischen und Reitzischen zusammengestückelt, als Bengels treuer Schüler auch dessen Text des griechischen Testaments zum Grunde gelegt, bey den Erklärungen dunkler Stellen, welche mit kleinerer Schrift in Klammern eingeschaltet sind, unverwandt auf Bengels Gnomon gesehen, oder wenn er, wiewohl selten, von ihm abgegangen ist, doch dessen Zeitrechnung unverändert beybehalten. Die verschiedenen Abschnitte der evangelischen Geschichtbücher und apostolischen Briefe sind mit neuen Ueberschriften ihres Inhalts versehen worden, und bey jedem der vier Evangelisten hat der Uebersetzer, nach Bengels Harmonie derselben, durch Ueberschriften und angezogene Schriftstellen, die Nachrichten aus dem Leben Jesu, die der eine ausgelassen oder nicht nach der vermeynten richtigen Chronologie erzählet hatte, aus dem andern ergänzt und am gehörigen Ort eingerückt. Die Wörter Christus, Evangelium, Apostel, Testament, hat er aus bewegenden Ursachen, nämlich um grösserer Verständlichkeit willen, durch Gesalbte, gute Botschaft, Gesandten, Vermächtniß, also auf deutsch gegeben, und uns damit eine große Beyhülfe zum Schriftverstande zu leisten geglaubt. Hätte er sie doch immer stehen gelassen, denn es ist doch weiter nichts als Affectation mit diesem Tausch. Lieber hätte er suchen sollen, mehr Licht und Deutschheit in die Uebersetzung selbst zu bringen. Wird eine Uebersetzung des N. T. dadurch deutscher als Luthers seine ist, daß ein einzelnes aus dem Griechischen abstammendes Wort mit einem deutschen verwechselt wird? Dies sind wahre Kleinigkeiten. Die Sache, worauf es eigentlich für den, der Luthern verbessern will, ankömmt, besteht darin, daß er uns die Gedanken der neutestamentischen Schriftsteller, welche sie in ihrem hebräischartigen Griechischen ausdrückten, woran sich Luther noch so sehr band, in deutscher Sprache, nach deutscher Art zu reden, treulich überliefere. Aber darin hat der

Ueberſetzer ſo wenig geleiſtet, daß er nicht einmal daran gedacht zu haben ſcheint. Aus einer langen Periode, wo es wohl angegangen wäre, einige kürzere zu machen; dem Styl der Erzählung in den Geſchichtbüchern Leichtigkeit und Einfalt, der didaktiſchen Schreibart der Apoſtel Nachdruck und Würde zu geben; alles ſo auszudrücken, daß der gemeine deutſche Leſer gleich den Sinn davon faſſe, ſobald er es lieſet — wenn doch eine Spur vorhanden wäre, daß der Ueberſetzer ſich die geringſte Mühe darum gegeben hätte! Guter Luther! wie weit iſt der Maim hinter dir nachgeblieben, der es unternahm dir vorzulaufen. Hundertmal verſtändlicher und Nachdruckvoller als dieſe, iſt ſelbſt für den ungelehrten Leſer ſicherlich Luthers Ueberſetzung, obgleich unſer Ueberſetzer häufiger beym Wortverſtande geblieben iſt, als Luther. Z. B. Jud. 12. überſetzt Luther: „Dieſe Unflätер praſſen von euren Allmoſen“ der unſrige richtiger nach den Worten: „Dieſe ſind Flecken (Klippen) bey euren Liebesmahlzeiten.“ Klippen heißt hier nichts. — Aber dieſe Ueberſetzung hat doch Hülfsmittel, Fingerzeige und Erklärungen, die zum lautern Wortverſtand leiten, welche die Lutheriſche nicht hat? Freylich wohl, aber leider! ſind ſie ſo angethan, daß man allenfalls mit einiger Mühe die ganze ſcholaſtiſche Theologie daraus lernen könnte, aber nimmermehr durch ſie in den wahren Geiſt des Evangeliums eindringen wird. Der Sachverſtändige urtheile ſelbſt aus wenigen Proben, wie ſie uns ungeſucht ins Auge fallen.

„Röm. II. 26, 27. Wenn nun die Vorhaut die Rechte des Geſetzes bewahret, wird nicht ſeine Vorhaut für eine Beſchneidung gerechnet werden? und es wird die natürliche Vorhaut, die das Geſetz vollbringt, dich richten ꝛc.“

„Kap. III. 25 — 26. Denn es iſt kein Unterſcheid. Denn alle haben geſündiget, und mangeln der Herrlichkeit Gottes, und werden umſonſt gerecht gemacht durch ſeine (in ſeiner) Gnade, durch die Erlöſung (Loskaufung) welche durch den (in dem) Geſalbten Jeſum geſchehen iſt, welchen Gott hat vorgeſtellet zu einem Verſöhnungsſchirm durch den Glauben an ſein Blut (in ſeinem Blut) zur Anzeigung ſeiner Gerechtigkeit, um des Nachſehens willen derer vorhergeſchehenen Sünden, während der Gedu'd Gottes, zur Anzeigung ſeiner Gerechtigkeit in der jetzigen Zeit, damit er ſelbſt gerecht ſey, und gerecht mache, (ſpreche) den der an Jeſum glaubet (aus dem Glauben Jeſu iſt.)“

„2. Cor.

„2 Cor. XII. 7 — 10. Und damit ich mich bey dem Uebermaas der Entdeckungen nicht überhebe, so ist mir im Fleisch ein stechender Dorn (Spieß, Stachel, Pfahl,) gegeben worden, daß nämlich ein Satansengel mich mit Fäusten schlagen soll, damit ich mich nicht überhebe. Dafür habe ich dreymal den Herrn gebeten, daß er von mir abstehen möchte. Und er hat zu mir gesagt: du hast genug an meiner Gnade, denn meine Kraft wird in Schwachheit vollendet (ausgeführt). Darum will ich mich viel lieber meiner Schwachheiten rühmen, damit die Kraft des Gesalbten eine Wohnhütte über mir sey. (mich als ein Gezelt überdecke.)“

„Gal. III. 23. Ehe aber der Glaube kam, wurden wir unter dem Gesetz in Verwahrung gehalten, als zusammengeschlossene auf den Glauben, der künftig entdeckt werden sollte. V. 26, 27. Denn ihr seyd (nun) alle (zum volljährigen Alter gekommene) Söhne Gottes durch den Glauben in dem Gesalbten Jesu. Denn so viele von euch auf den Gesalbten Jesu getaufet worden sind, die haben den Gesalbten (nach seinem Auferstehungsstand, wie ein Kleid) angezogen.“

„Kap. V. 23, 24. Wider solche ist kein Gesetz vorhanden (das ihnen das Königreich Gottes absprächte). Welche aber des Gesalbten sind, (V. 18.) die haben (halten) das Fleisch (V. 19.) sammt den Leidenschaften und den Begierden gekreuziget (bey ihrer empfangenen Taufe, da sie in die Gemeinschaft des Kreuzes und Todes Jesu eingetreten; und sind nicht Willens, denselben Freyheit zu lassen.)“

„Kap. VI. 7. „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht betrügen (auslachen, an der Nase herumführen, da man meynet, Gott werde einem, der auf das Fleisch gesäet, dennoch ewiges Leben geben, und einen leeren Rauch, für das Wesen sich verkaufen lassen.)“

„Ephes. IV. 11 — 14. Und eben der hat etliche (als) Gesandten gegeben, etliche (als) Weissager, etliche (als) Verkündiger der guten Botschaft, (des Königreichs) etliche (als) Hirten und Lehrer zur Zurichtung der Heiligen zum Werk des Dienstes, zur Erbauung des Leibes des Gesalbten; bis wir alle hinankommen zur Einigkeit des Glaubens und der Erkenntniß des Sohnes Gottes (K. 3. 19.) zur Vollkommenheit eines Mannes (zu einem vollkommenen Mann) zum Maas (der Erkenntniß) der Mannsgröße der Erfüllung des Gesalbten (zu erkennen, daß der Gesalbte in den künftigen Weltzeiten das ganze Schöpfungsall erfüllen wird, wenn die

Zeit

Zeit seiner vollkommenen Mannesgröße erscheint, die er erst haben wird, wenn sein großer Leib mit allen Gliedern von ihm erfüllet ist) damit wir nicht mehr Unmündige seyen, die sich wie die Meereswellen hin und her bewogen und von jedem Wind der Lehre umtreiben lassen, durch die taschenspielerische Behendigkeit (Teuscherey) der Menschen, durch Argliſt (Allwirksamkeit) zu verführerischer Umschleichung."

„Jud. 6—8. Und die Engel, die ihren ersten Stand (Anfang, Fürstenthum, Ursprung) nicht bewahrten, sondern ihre eigene Behausung verließen, hat er auf das Gericht des großen Tages mit ewigen Banden unter das Urdunkel in Verwahrung gethan: gleichwie Sodom und Gomorra, und die Städte um selbige herum, die auf gleiche Weise, wie diese (Leute alles) ausgehuret haben, und nach (hinter) einem andern Fleisch hingegangen sind, vor (Augen) liegen, und eine (solche) Strafe ausstehen, welche des ewigen Feuers Muster ist. Desgleichen auch diese von Träumen (anstatt des Geistes der Wahrheit) getriebene beflecken zwar das Fleisch; die Herrschaft aber verachten sie (lehren, der Teufel habe keine Herrschaft über sie, und schimpfen noch die Geisterlehre der Schrift) und die Herrlichkeiten (Majestäten, böse Engel, welche einer gewissen Macht über unser Fleisch, oder über unsern Leichnahm, wie bey Mose V. 9. sich anmaßen, und in unsern Leib und Seele einwirken) lästern sie."

Unsere Leser werden hieran genug haben. Wie die Theile, so das Ganze; alles in dem nämlichen Geschmack.

Von den Reimen, in welche der Uebersetzer den Inhalt der Bücher „zum Behuf des Gedächtnisses und Uebersicht des Ganzen" gebracht hat, wollen wir die vor der Apostelgeschichte stehenden hersetzen:

„Fünf Theile merke man: wenn man will die Geschichte
„Der Wirkungen des Geists von Jesu Thron, verstehn.
„Der erste Theil davon erzählet die Berichte,
„Was von der Himmelfarth bis Pfingsten ist geschehn.
„Der zweyte Theil enthält des Geistes große Kräfte,
„Die in Jerusalem von Anfang sich gezeigt;
„Bis durch des finstern Geists Einwirkung und Geschäfte
„Sich Saul zum Widerstand der Jünger frey geneigt.
„Der dritte Theil enthält den Wachsthum der Gemeine,
„Als sie zerstreuet war aus jener großen Stadt:
„Bis in Jerusalem Gott abermal die Seine

„Von

„Von einem andern Feind mit Macht errettet hat.
„Nun fangt im vierten Theil des Paulus erste Reise,
„Und zwar mit Barnabas zum Heydenvolke an,
„Dann wurde gleich darauf auch die Beschneidungsweise
„Bey dem bekehrten Volk der Heyden abgethan.
„Er reist das zweytemal zu den entfernten Heyden,
„Wohin er diesesmal den Silas mit sich nahm.
„Er reist das drittemal, und stärkt vor seinem Scheiden
„Die Brüder überall, bis er nach Salem kam.
„Hier wird er (fünftens) nun gefangen und gebunden:
„Und endlich auch nach Rom gefangen hingesandt.
„Da er nun lange Zeit viel Freyheit dort gefunden,
„So machte er daselbst das Wort vom Reich bekannt."

Ob Kinder oder Laien diese Reime mögen auswendig lernen sollen?

Ez.

Interpretatio sacrorum de Christo venturo organorum, Matth. 10, 23. 24, 27 seqq. Io. 21, 22. auctore *Io. Fried. Lippold*, A. M. Diac. Vitemb. Dresdae ap. Gerlach. 1776. 34 Seit. 4.

Der Vers. welcher gute exegetische Kenntnisse in dieser kleinen Schrift zeigt, behauptet, die Zukunft Jesu zur Zerstörung Jerusalems, deren die Kommentatoren über das Neue Testament so oft Erwähnung thun, sey eine bloße exegetische Erdichtung. Denn nie hätten die Redensarten: Jesus wird kommen; er wird in sein Reich kommen, er wird in seine Herrlichkeit kommen ꝛc. den Sinn: er wird kommen zur Strafe über die Juden, und um Jerusalem zu zerstören; sondern allemal bedeuteten sie seine Erhöhung, und die Ausbreitung seines Reichs unter den Heyden. Es werde zwar zuweilen von dem Kommen Christi und von der Zerstörung Jerusalems zugleich geredet oder geweissaget; aber dieß rühre daher, weil beyde Dinge in einerley Zeitraum fallen. Zum Beweis, werden die vornehmsten Schriftstellen durchgegangen und erläutert, in welchen man das Kommen Christi von einer Zukunft zum Gerichte über die Juden, zu erklären pflegt. Recensent stimmt in der Hauptsache dem Vers. bey, wenn er gleich wegen Matth. 24. nicht in allen Stücken mit ihm gleich denkt.

Nicht

Nicht nur die Materie, sondern auch die gute Schreibart empfiehlt diese kleine Abhandlung.

Cz.

Entdeckter Kunstgriff unserer Zeiten, die Religion durch die Bibel, und die Bibel durch die Religion zu bestreiten. Von dem Verfasser der ganz unleugbaren Verschlimmerung der christlichen Lehre durch ihre neueste Verbesserungen. 1777. 8. 120 S.

Um ein so heilsames Werk, als der V. durch seine erste Schrift anfieng, zu vollenden, zieht er den neuen Ungläubigen oder Reformatoren, welche darauf aus sind, die natürliche und geoffenbarte Religion über den Haufen zu werfen, vollends so ganz die Larve ab, daß nun ein jeder, der nur Augen hat, ihre häßliche Gestalt sehen kann. Kein Mensch hat bisher die listigen Griffe, deren sich diese Leute zu ihren Absichten bedient haben, gewußt. Zum Glück ist der V. nun dahinter gekommen, und säumet daher, wie billig, nicht, der Welt, die sich so lange hat von ihnen äffen lassen, alles haarklein bekannt zu machen. Wir wollen sie zur weitern Nachricht für das Publikum unsern Lesern sammt und sonders im Kurzen treulich aufzählen. In allem sind der Kunstgriffe netto funfzehen. 1) Man muß die Bibel hoch anpreisen. 2) Moral und Tugendlehre über alles empfehlen, und heruntersetzen, was keinen unmittelbaren Einfluß in Leselde hat. 3) Die Toleranz rühmen, die den verdeckten Bestreitern der Religion so nöthig ist. 4) Sich die Logik vom Halse schaffen, weil man doch zur Bestreitung der Religion weder deutliche Begriffe, noch richtige Vernunftschlüsse braucht, sondern mit dem gemeinen Menschenverstande und der Raisonnirmethode besser fortkommt. 5) Alsdenn schmeißt man die Metaphysik auch weg, deren vernünftige Lehren nicht mit freygeisterischen Meynungen bestehen. 6) Eben so macht man es mit den fatalen Compendien und Systemen, nach welche die herrschende Religion ihr Ansehen behält. 7) Nun ist es Zeit, die symbolischen Bücher wegzuschaffen. 8) Da sich von diesen in Predigten, Katechisationen, Kirchengebeten, Liedern u. s. w. noch Spuren und Redensarten finden, so muß man unter einem beliebigen Vorwande

wande ſolche verdächtig machen und ändern. 9) Sind dieſe Sachen aus dem Wege geräumt, ſo ſucht man die rechtgläubigen Theologen, welche gegen die ungläubigen Reformatoren ſchreiben, ohne Schonung um alles Anſehen zu bringen. 10) Hat die Bibel zur Verkleinerung der theologiſchen Schriften ihre Dienſte gethan, ſo kömmt die Reihe an ſie, und ſie wird auch abgeſetzt. 11) Ihr folgt die chriſtliche Sittenlehre, deren Grund man untergraben, deren ſtärkſte Bewegungsgründe und Stützen man wegnehmen muß, weil dann das ganze Gebäude von ſelbſt fällt, und man der chriſtlichen Religion quitt iſt, ſobald man der Glaubens- und Sittenlehre der Bibel quitt iſt. 12) Nun iſt es Zeit, der natürlichen Religion den Reſt zu geben, welches nicht Mühe machen wird, weil die Gemüther vorbereitet ſind. 13) Da man den gemeinen Menſchenverſtand auch nunmehr nicht weiter braucht, er aber doch noch mancher Ergötzung hinderlich ſeyn könnte, ſo ſchadets nicht, wenn er ebenfalls den völligen Abſchied bekommt. 14) Statt alles deſſen, um welches man nun die Welt gebracht hat, giebt man ihr zur Schadloshaltung eine witzige franzöſiſche Schreibart, bey der ſie ſtatt ſchöner Sachen, mit ſchönen Worten ſpielen kann. 15) Sollte man damit noch nicht alle Gemüther beſänftigen, ſo ſingt man ihnen Minne- und Trinklieder ꝛc. und ſallet die Eliſionsſprache — Die Zugabe enthält einen aus dem geheimen Archiv der Religionsſpötter dem V. vermuthlich durch einen Zufall in die Hände gerathenen Aufſatz, in welchem zehen Regeln, die natürliche und groſſenbarte Religion durch den Heyland zu beſtreiten, unter den neuern Reformatoren verabredet und feſtgeſetzt ſind. — Die Welt wird erſtaunen, wenn ſie dies Büchelchen leſen wird, und Ree. möchte ſelbſt wünſchen, daß es recht viele läſen. Ein ärgerer Streich hätte den Religionsverbeſſerern unſerer Zeiten, deren mehrere man ſonſt gar nicht ſo gekannt, ſondern für ehrliche Leute genommen hat, wohl nicht geſpielt werden können, als daß ihr Geheimniß nunmehr ſo an das Tageslicht kömmt. Ich ſehe nicht, was ſie dagegen ſagen wollen. Ihre Narrheit iſt offenbar, und dem V. wird, auch ungenannt, das Verdienſt bleiben, daß er der einzige kluge Mann geweſen, der ſie entdeckt hat.

Vorſtellung die Klagen unſerer Zeit über akademiſche Theologen betreffend. Zur Beförderung der Wahrheit und chriſtlichen Liebe. 1776. 8. 90 Seiten.

Es

Es ist freylich niemanden mehr unbekannt, was seit etlichen Jahren über gewisse Universitäten und öffentliche Lehrer der Gottesgelahrheit auf denselben für laute Klagen geführet werden. Man schreyet über einige unserer gelehrtesten und besten Theologen, als über Männer, die der Religion sehr gefährlich wären, weil sie neue verderbliche Meynungen aufbrächten, die eingeführte alte theologische Lehrform verließen, nicht solche Prediger zuzögen, wie die Kirche sie brauchte, mehr als nöthig und nützlich wäre, die gelehrten Hülfswissenschaften trieben, und überhaupt die Theologie nicht auf die rechte praktische Art lehrten, als es billig seyn sollte. Die liegenden Blätter, worin solches theils auf eine ganz ehrliche, es gut meynende Art, theils aber auch auf eine höchst unwürdige, bittere und hämische, wir mögen hinzusetzen, auch kindische, abgeschmackte Weise geschieht, liegen vor jedermanns Augen. Einige haben es sich sogar erlaubt, Pasquille wider sie auszustreuen, denen man es aber beym ersten Anblick ansieht, wie sehr der Kopf ihrer Verf. an gründlicher theologischer Erkenntniß leer, ihr Herz hingegen destomehr mit Gift und Galle gegen gelehrtere und rechtschaffenere Männer, als sie selbst sind, angefüllet sey. Den Verf. obiger Vorstellung hat diese Erfahrung gekränkt, und welchen Freund der Wahrheit und Liebe sollte sie nicht kränken? Er zeigt, wie unbillig und ungerecht man damit gegen achtungswürdige Gottesgelehrte handele, daß man das ihnen gebührende Ansehen herunter setzet, und ihr für das gemeine Wesen so gemeinnütziges Amt verächtlich macht; wie man, bey dem ohnehin mühsam genug seyenden Universitätsleben, den Lehrern vollends alle Freyheit und guten Muth, ihr Amt treu zu führen, durch solch ein Verfahren benehme, und dem Christenthum selbst, dem auf Universitäten gelehrte, einsichtsvolle, rechtschaffene Lehrer zugezogen werden sollen, den größten erdenklichsten Nachtheil dadurch zufüge; ingleichen, auf wie schlechter Zeugen Aussage oft der üble Verdacht und Ruf, in den ein Professor der Theologie gebracht wird, beruhe. Sehr gegründet ist es, was er von der eigentlichen Lage und den Amtspflichten eines akademischen Gottesgelehrten sagt, der ja dazu von der Obrigkeit gesetzt ist, daß er die künftigen Prediger mit gelehrter Religionserkenntniß bereichere, ihre Einsichten aufkläre, und seine in dem Felde der Gottesgelahrheit gemachten Entdeckungen, sie seyn alt oder neu, ihnen mittheile; wozu er auch am geschicktesten ist, weil er sein ganzes Leben dem Geschäffte einer

gelehr

geübteten Wahrheitsforschers widmet, den sein Gewissen verbindet, die erkannte Wahrheit nicht zu verschweigen, sondern, wo es nöthig und nützlich ist, auszubreiten. Ebenso wahr ist auch der Umstand, dessen der V. Erwähnung thut, daß nicht mehrere junge Leute von dem trefflichsten Kopf und Herzen, die meist der Religion Ehre machen würden, abgeschreckt werden, sich der Theologie zu widmen, weil sie die nachtheiligen Urtheile, Verketzerungen, Lästerungen und damit verbundene Gemüths- und Lebensunruhen vorhersehen, denen sie sich einmal aussetzen würden, wenn sie nicht in allen Stücken nach der hergebrachten Lehrform das Christenthum lehrten. Was das für nachtheilige Folgen für die Religion und den geistlichen Stand haben wird, wird die Zeit in kurzem lehren. — Wir wünschen, daß die dringenden Vorstellungen, die der achtungswürdige V. den Gelehrten und Ungelehrten, allen gutgesinnten Christen mit soviel Vernunft, Sanftmuth, Mäßigung und warmer Wahrheitsliebe darüber thut, von vielen gelesen werden und Eingang finden mögen. Soviel kann Rec. aus der Welt, worin er lebt, dem V. versichern, daß die weisesten und besten Christen, denen die Sache unsers Glaubens am Herzen liegt, wenig oder gar nicht mehr auf das Klatschen und Klaffen solcher Leute achten, die nach alter Gewohnheit gegen alles, was ihnen nicht einleuchtet, als gegen gefährlichen Irrthum schreyen; aber auch nur mehr als zu oft ihre Unwissenheit und ihre niedrigen Passionen verrathen, vielfältig auch noch ganz junge Bursche sind, welche kaum die Universität verlassen haben, und nachdem sie ihrer geistlichen Oberen Meynung ausgehorcht, sich nun durch so ein Schriftchen wider einen angesehenen Mann beliebt machen wollen.

Biblisches und emblematisches Wörterbuch, dem Tellerschen Wörterbuch und Anderer falschen Schrifterklärungen entgegengesetzt. 1776. 8. 855 Seiten.

Nur acht Seiten von dergleichen theosophischen Unsinn durchzulesen, wird einem schon eckelhaft, geschweige über 100. Ich zweifele auch, ob in ganz Deutschland ein einziger Mensch ist, der dazu Lust haben würde, es müßte denn ein den so phantastischer Kopf als der V. seyn, der sich sonst schon in alle die schwärmerischen Ideen hineingedacht hätte, die dergleichen Leuten eigen zu seyn pflegen; doch treibt der V. die

Ungereimtheiten einer verbrannten Einbildungskraft weiter als irgend einer, der dem Rec. neuerlich vorgekommen wäre.

Man muß nicht glauben, als wenn der Mann die geringste zur Schriftauslegung brauchbare Kenntniß des Hebräischen und Griechischen hätte, oder aus dem Sprachgebrauch der biblischen Wörter und Redensarten den Sinn irgend einer Schriftstelle herleitete. Er nennet zwar sein Wörterbuch biblisch; es ist aber die gröbste Lüge, die je gedruckt worden. Man höre nur einige wenige Artikel, und urtheile selbst, ob man unerschwinglicheren Unsinn und gräulicheren Mischmasch über Gottes Wort zusammenschmieren könne.

„Braut, Nymphe. „Mann und Weib werden genennt Sie. 1 Mos. 1, 27. aber zusammen hießen sie Adam mit einem Namen. 1 Cor. 7. 11, 3. ist der wahre Aufschluß davon. **Das Weib ist des Mannes Herrlichkeit; der Mann ist Gottes Bild.** In der Wiedergeburt ist nicht Mann noch Weib, sondern einer in Christo. Gal. 3, 28. **Die Seele ist Braut.** Jesus ist Bräutigam. Joh. 3, 29. Wenn wir ihn finden, so finden wir, was uns ganz macht. Da sagt die Seele: das ist, was ich in Adam verloren, sie ist mein, mein Fleisch und Bein, meine Stärke und Kraft. Eph. 5, 30.“

„**Ausgießen das Blut Jesu**, Ekcheo. „Weil das Blut Jesu ganz ausgeflossen durch den Seitenstich: so ist ein besonderer Nachdruck in dem Wort Ausgießen. O! eine große Sache! welche man erst dorten wird erkennen, warum Blut und Wasser aus seinem heiligen Leib nach seinem Tode geflossen, und sich nicht gestocket, wie bey Sterbenden. Der Geist war noch in dem Wasser und Blut. Der Geist gieng zu Gott, das Wasser und Blut gieng auch an seinen Ort. Nun ist der Geist wieder eins mit dem Wasser und Blut Jesu, und wird nicht mehr abgetrennt. Darum ist das Blut der Besprengung ein lebendiges, heiliges, unsichtbares Wesen über alle Reinheit in der Natur, über den Baum des Lebens. Darum werden wir des Bluts Christi theilhaft über alle Empfindung durch Erkenntniß der heiligen Wahrheit in Christo Jesu. Es ist etwas großes um das reine Wesen, das vom Fluch gesondert ist; aber das ausgegossene Blut ist das allerheiligste, so allem Wesen eine Heiligung mittheilet u. s. w.“

„**Fleisch**, Sarx. „Jesus sagt zu dem Vater im Himmel: du hast mir Macht gegeben über alles Fleisch, damit ich denen, die du mir gegeben hast, gebe das ewige Leben. Das

Geschäft

Geſchäft Jeſu iſt, wie es von Poſtello im Wort Feindſchaft ſchon berührt iſt, alles Fleiſch jedes in ſeiner Ordnung in die Unverweslichkeit zu erhöhen. Auch das Fleiſch nicht nur, die Seele ſoll des ewigen Lebens theilhaftig werden. Dieſe Worte hat der Vater Jeſu gegeben, und wir halten uns daran; ſo ſittlich ſie auch von den Nachfolgern des Baumgartens herabgeſetzt werden. Fleiſch iſt ein organiſches Gewebe von Fäſern, Röhren und kleinen Canälen, aber zur Fäulniß am meiſten geneigt. Wenn ſchon eine ſo erſtaunliche Anzahl von Fibern und öhlhaften Theilen im erſten Organismo dem Fleiſch mitgetheilet worden; ſo vergeht doch das Fleiſch: und es bleibt doch die Figur des organiſchen Gewebs in dem ſpiritu rectore, welcher die Figuren der Dinge behält, daß wir ſie dort ſehen. Wenn nun ſchon das Fleiſch von der Fäulniß loß wird durch die Auferſtehung, ſo bleibt doch die Figur des künſtlichen Gewebes in der Ewigkeit. Denn das faulende Fleiſch und Blut kann nicht zum Königreich Gottes eingehen; hingegen der Spiritus Rector, oder die Tinktur von dem Fleiſch bleibt dort vor den Augen der ganzen Creatur beſtehen, als ein geiſtvolles Gewebe von verſchiedenen lichthaften und geiſtlich körperlichen Röhren: alsdenn iſt Fleiſch auch Geiſt, und dies eſſen und trinken wir hier und dorten, ſo daß Ströme des lebendigen Waſſers von unſerm Bauch ausfließen. Joh. 7. 38. ꝛc.“

„Harniſch Gottes, Panoplia. Die ganze Rüſtung Gottes, welche beyſammen ſeyn muß, wenn man dem Teufel und ſeinen ſubordinirten Geiſtern widerſtehen will.“ Die Beſchreibung davon wird denn nach Eph. 6. gemacht, und dann heißt es S. 304. „Es kömmt auf einen jeden ſelbſt an, ſich darin zu üben, daß er die Hinterſchleichungen des Satans in ſich und andern bemerke. Hr. Teller ſagt bey dem Titel Harniſch gar nichts, er ſchweigt: denn weil er das Geiſterreich verleugnet und Obrigkeiten der Welt daraus macht, ſo kann er dieſen Harniſch Gottes nicht gebrauchen gegen weltliche Obrigkeiten. Freylich iſt es zu beklagen, daß die Lehre vom Teufel nun ausgezischt wird, und von Berlin aus ſich in andere Länder zertheilt, aber Gott weißt (weiſet) ſchon Wege, dieſe Irrlehre ins Licht zu ſtellen, und die Wahrheit zu retten.“ (Was der V. damit meynen mag, verſteht man nicht; er müßte denn auf den Pater Gaſſner viel gerechnet, und auf die Offenbarung der Göttlichkeit ſeiner Wundergeſchichte damals, als er dieſes ſchrieb, noch ſtark gehofft haben) „Dies ſind eben, ſetzt er noch hinzu, Methoden des Teufels, daß er die Gelehrten

lehrten auf ihr Bischen Philosophie eigensinnig macht, daß sie die Schrift verkehren, und von allem Nachdruck ausleeren."

„Lämmlein, Arnion. Dies zärtliche Wort kommt oft vor, Off. Joh. — Warum der heil. Geist das zärtliche Wort Lämmlein und nicht Lamm gebraucht, kommt her, weil Gott sich im ganzen neuen Testament von seiner Unsichtbarkeit, dem Menschen zu Lieb, in eine Fassung begiebt, die nach und nach kann wieder erhöhet und erweitert werden. Die neue Modelehrer halten das Wort Lämmlein vor Jesu (für Jesum) zu gering und niederträchtig, und wünschen, daß solches aus der h. Schrift ausgetilget würde. Die Fülle der Gottheit hat sich schon in dem Wort von Anfang, oder in der Weisheit aus der Unsichtbarkeit sichtlich gemacht, damit sie in Maria Leib könne eingeschränkt werden. Diese Einschränkung hat zwar ihre Maase der Länge, Breite und Höhe; aber sie hat auch etwas in sich, das alles Maaß überschreitet, und die vierte Dimension hat alles in sich, Leibliches und Geistliches, davon hier nicht der Ort zu reden ist."

Dies sind einige Artikel aus dem sogenannten biblischen Wörterbuche. Rec. kann versichern, daß er sie nicht ausgesucht hat. Wie diese sind sie alle, auch nicht einen hat er gefunden, der nur erträglich wäre. Der emblematische Theil, qui nomen ex omen habet, ist der kleinste und fängt erst mit S. 727. an. Zur Probe nur gleich der erste Artikel:

„Adler. Deutet an einen jeglichen vorzüglichen Mann, dergleichen Bileam war. Deswegen das vierte lebendige Bild oder Thier im Ezechiel ein Adlergesicht hatte. Sonst ist er unter den Räzeln Hiobs. Cap. 39, 30. Heilige Menschen im Himmel und auf Erden sind Adlern gleich, die ihr Nest auf Felsen bauen, daß sie von oben herabschauen können. Derjenige aber ist dem Adler ungleich, der sich in seiner Beschauung zu sehr belustigt; denn alsdenn ist er ein unreiner Vogel, er ist hoffärtig, listig, ungeduldig, ungeachtet seiner Gaben, er will wissen und nicht glauben, haben und nicht hoffen. Der Adler überschreitet sich nicht selbst in seinem Flug, es muß aber ein Glaubiger sich selbst überschreiten durch Gnade, nicht durch Natur."

„Sonst ist der Adler auch ein Bild großer Potentaten. Ez. 17. Daher dem Weib mit der Sonnen begleitet Adlersflügel gegeben worden, welches andeutet, daß die Gemeine Gottes unter dem Schutz der deutschen Kayser ihre Nahrung

und

und Unterhalt gefunden. Siehe erklärte Offenbarung P. 641." (Diese Citation verräth den V.)

„Die zween Flügel wurden dem Weib erst, da der auf die Erde geworfene Drach sie verfolgte, gegeben. Dies ist geschehen, da beyde Kayserthümer dem Weibe zu statten kamen. Die zween Flügel wurden ihr gegeben, in die Wüste an ihren Ort zu fliegen. Der morgenländische Flügel diente dem Weib zur Flucht überhaupt, und der abendländische diente dem Weib besonders an ihrem Ort, allwo sie sich ernähret eine Zeit, Zeiten und eine halbe Zeit, nämlich 777½ Jahr. Die vierthalb Zeiten reichen hin, bis die Schlange aus dem Wege geräumet und in Abgrund verschlossen ist; da denn das Weib keine Gefahr mehr hat, und nicht mehr in die Wüste eingeschlossen ist."

Männer, welche ihren Kopf von dergleichen abgeschmackten Grillen voll haben, wie man hier an einigen Proben sieht, das sind nun die Leute, die über unsere Semler und Teller ein Zetergeschrey erheben und sie zu recht weisen wollen. Schon auf dem Titel des Buchs, sagt es der V., und in der Vorrede ist es wiederholt zu lesen, daß sein Wörterbuch „ein respectueuser Versuch, nicht mehr und nicht weniger zu denken, als wir im Wort (der h. Schrift) sehen, bis die Zeit Rosen bringt," ein Correktiv gegen das Tellersche seyn solle, welches zur Absicht hätte, „die h. Schrift, und deren Ausdrücke von aller Sinnlichkeit auszuleeren." Er wisse wohl, schreibt er, daß Hr. T. es gut meyne, mit Hrn. Crugot das Evangelium leicht und praktikable machen und die falschen Vergnügungen der Einbildungskraft in bloß sinnlichen Vorstellungen der Religion wegräumen wolle. Aber er wisse auch, daß Hr. T. dadurch in falsche Uebersinnlichkeit gerathe, und die Philosophie des Leibnitzen ihn dahin bringe. Um deswillen schriebe er ein anderes Wörterbuch, um zu zeigen, „daß die Sinnlichkeit der Schrift die Hauptabsicht Gottes dabey sey, weil Gott geoffenbart ist im Fleisch, durch die Auferstehung Jesu alles körperlich und sinnlich vor aller Kreatur darzustellen, wie die Stadt Gottes Off. 21. 22. ganz sinnlich ist." Jesus, sagt er, habe durch sein erhöhetes Fleisch alles beständbaltend gemacht — und indem wir die körperliche Offenbarung Gottes aus der Tiefe der Ewigkeit durch Christi Fleisch und Blut zu erben fähig gemacht würden, würden wir dadurch göttlicher Natur theilhaftig. Die Idealisten, welche die wesentliche körperliche Offenbarung verleugneten, hießen dies

Schwärmerey; aber sie dappten im Finstern, und diese Lästerungen fielen mit Heulen und Zähneknirschen auf sie zurück.

Was haben doch dergleichen Schwärmgeister, wie unser V. nicht schon seit undenklicher Zeiten geträumt, nicht schon für ein dunkles abgeschmacktes Religionssystem aus der heil. Schrift zusammengewebt! Und was würde wohl aus der christlichen Lehre vorlängst durch sie geworden seyn, wenn Gott nicht den guten Genius der gesunden Vernunft von Zeit zu Zeit über die Wahrheit hätte wachen, und solcher Leute Träumerey und Wahnsinn mächtig zerstören lassen. Immer suchen sie zwar noch wider diesen geheiligten Schutzengel der Religion anzustreben; aber am Ende wird es sich zeigen, wer zur Aufrechthaltung des wahren christlichen Glaubens in der Welt, doch der stärkste ist. Er? oder ihre Phantasie?

Untersuchungen der neuesten theologischen Streitigkeiten, in so fern sie den Grund und die Ordnung des Heils betreffen. Zweytes Stück. Bützow, bey Berger und Boedner. 1775. 8. 292 Seiten.

Wir haben das erste Stück B. XXVI. 2. 407. angezeigt, und den Geist des V. schon dort bemerkt. Er fährt in demselbigen Geist fort zu untersuchen: 6) Ob man in allen Religionen selig werden könne? wider den sel. Prof. Meier, der solches in seinen Betrachtungen über die wirkliche Religion des menschlichen Geschlechts behauptet, wogegen dann hier feyerlich protestirt wird. Das Resultat der ganzen Untersuchung ist dieses: daß Meier die christliche Religion mit Fleiß habe prostituiren wollen, und daß es eckelhaft sey, von einem seyn wollenden Philosophen dergleichen unvernünftiges Zeug reden zu hören. Doch ruft ihm der V. als ein Menschenfreund noch zuletzt den Spruch zu: Wache auf der du schläfest, und stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten, zu bekennen, daß er der Herr sey, ꝛc. welches zu leugnen, dem sel. guten Manne wohl niemals eingefallen ist. 7) Ob Christus wahrer Gott sey? wider Hrn. D. Teller zu Berlin, besonders seine Antithesen zum Herwood. Der V. hat selbige hier abdrucken lassen, und dann seine Antworten oder sogenannte Widerlegungen hinzugefügt. Diese bestehen dann in weiter nichts, als daß eben die von Herr. T. angeführten biblischen Stellen

aus der alten Dogmatik erklärt, und nach der Dogmatik erzeugt werden, z. B. daß Joh. 10. 30. die Gleichheit des göttlichen Wesens zwischen Vater und Sohn beweise, ob sie gleich persönlich unterschieden wären; und dann der und der Socinianer genannt wird, welcher eben das gesagt hätte. 8) Ob Christus ohne Genugthuung uns mit Gott versöhnen könne? wider Hrn. Eberhard, für den dieser Aufsatz wohl zu unbeträchtlich seyn möchte, ein Augenmerk darauf zu nehmen. Doch wissen wir es nicht, die Untersuchung ist auch noch nicht geendigt, sondern soll im folgenden Stück fortgesetzt werden. Wird ein Zweifler dadurch von dem Lehrbegriff der Kirche überzeugt, soll es uns recht lieb seyn. Man lese und urtheile selbst. Der V. meynet, seine Untersuchung könne zu der Gegners und anderer Herumholung vielleicht dienlich seyn.

Anleitung zur Erkenntniß der christlichen Religion, zum Unterricht der nachdenkenden Jugend, vormals für eine Berlinische Gesellschaft aufgesetzt, von Friedr. Wilh. Mascho. — Zweyte stark vermehrte Auflage. Hamburg, bey Herolds Wittwe. 1777. 8. 166 Seiten.

Die Zusätze betreffen hauptsächlich die christliche Sittenlehre. Sonst urtheilt Rec. von dieser Ausgabe noch so, wie von der ersten, die der Verf. Entwurf der christlichen Religion betitelt hatte, Bibl. XIII. B. I. St. S. 96—98. Aus der Vorrede leuchtet etwas schriftstellerischer Egoismus hervor.

Ueber die innere Klarheit der christlichen Religion, aus dem Englischen übersetzt, von Johann Carl Volborth, A. M. — Göttingen, bey Vandenhöck, 1776. 8. 154 Seiten.

»Es ist ein Buch vorhanden, welches das neue Testament genannt wird — Aus diesem Buche läßt sich ein so vortreflich neues Religionssystem ziehen, als vorher niemals in eine menschliche Seele gekommen ist — Auch kann man ein Sittenbuch der Tugend daraus sammeln, worinn jede auf

Vernunft gegründete moralische Vorschrift zu einem höheren Grade der Reinigkeit und Vollkommenheit gebracht ist, als in irgend einem andern Systeme der weisesten Philosophen vorhergehender Zeiten; woraus hingegen jede auf falsche Grundsätze gebauete moralische Vorschrift gänzlich weggelassen ist, so wie, hinwiederum viele neue Vorschriften hinzugethan sind, welche mit dem neuen Gegenstande der Religion in einer besondern Verbindung stehen. — Ein solches Lehrgebäude der Religion und Sittenlehre hat nun unmöglich das Werk irgend eines Menschen, oder einer Gesellschaft von Menschen, am wenigsten der unbekannten, unwissenden und ungelehrten Männer seyn können, die es der Welt bekannt gemacht, sondern es muß seinen Ursprung von Gott haben." — Diese Sätze hat der Verf. ganz wohl ausgeführt, ob gleich nicht vorzüglicher, als es längst Deutsche gethan haben. Was er von gewissen Lehrsätzen behauptet, die mehr zur Theologie, als zur christlichen Religion gehören, denen die innere Klarheit wenigstens mangelt, von denen man weiß, wie die Ausleger des N. T. darauf gekommen sind, wie sie bald so, bald wieder anders in der Kirche bestimmt worden; und was er von dem Vermögen der menschlichen Vernunft darüber zu urtheilen, S. 129. folg. beybringt, ist schwach, und thut deutschen philosophischen Lesern kein Genüge. Wer bloß die innere Vortrefflichkeit und Simplicität der evangelischen Lehre, welche für die Zweifler unserer Tage, wenn sie sonst noch vernünftige einleuchtende Gründe wollen gelten lassen, wohl immer der beste Beweis ihres göttlichen Ursprungs bleiben wird, ins Licht setzen will, der darf auf die Dunkelheit menschlicher Lehrbestimmungen gar nicht achten. Wohl den gemeinen Christen, welche so oft durch die Differenzen der Theologen in ihrem Glauben verwirrt gemacht werden, wenn sie sich lediglich an die klaren Ueberzeugungen der einfachen Wahrheit halten.

Herrn Thomas Perry, kurze Einleitung zum Lesen des Neuen Testaments, für ungelehrte Leser. Nach der zwoten Ausgabe. Aus dem Englischen übersetzt. Zürich, bey Füeßlin. 1776. 8. 156 S.

Eine ganz compendiarische Nachricht, 1) von den jüdischen Sekten oder Partheyen, 2) von den christlichen Sekten und Ketzereyen der ersten Zeit, und 3) ein kurzer Auszug

aus

aus Isaac Newtons Zeitrechnung über das öffentliche Lehramt Christi, macht die Einleitung, und eine ähnliche vom jedem Buche des N. T. besonders, das Werkchen, selbst aus. Dem vorangesetzten Inhalte nach, soll auch etwas über die Bedeutung der Wörter, Schrift, Bibel, Neues Testament, Evangelium, und über die Ordnung der vier Evangelien, darinn vorkommen. Wie es aber zugegangen ist, daß beyde Artickel weggeblieben sind, wissen wir nicht. Das Büchlein ist ganz zweckmäßig, ob gleich manches darinn, besonders was die Offenbarung Johannis, und deren Schlüssel betrifft, anders seyn sollte und seyn würde, wenn der Britte unsere Deutschen Semler und Michaelis gelesen hätte.

Acht Briefe über folgende Materien: I) Ueber Sanftmuth in Religionsstreitigkeiten. II) Ueber Einförmigkeit in der Religion. III) Ueber das Recht des eigenen Urtheils. IV) Ueber die bürgerliche Obrigkeit. V) Ueber Neuerungen. VI) Ueber Orthodoxie. VII) Ueber Verfolgung. VIII) Ueber Sophisterey. Aus dem Englischen übersetzt. Berlin, bey Decker. 1776. 8. 128 S.

Die Streitigkeiten der Engländer, über die abzustellende oder nicht abzustellende Unterschreibung der 39 Artickel veranlaßte die zu Cambridge im Jahr 1774. herausgekommene Urschrift: Arcana, or the Principles of the matter of Subscription. In VIII. Lettres to a Friend etc. welche hier in einer guten Uebersetzung, jedoch ohne die zu lange Vorrede, geliefert wird. Der Verf. ist durchaus wider die Conformitätsacte, und gänzlich für die der Vernunft sowohl, als dem Geiste des Christenthums gemäße Aufhebung der Unterschrift des kirchlichen Glaubensbekenntnisses. Seine Gründe, die nemlichen, aus welchen auch deutsche Gottesgelehrten die Verpflichtung auf symbolische Bücher seit etlichen Jahren bestritten haben, haben Evidenz genug. Es wäre zu wünschen, daß sie nur erst allgemeiner eingesehen, und von mehreren unpartheiisch erwogen würden, so würde man einmal aufhören, über eine so klare Sache länger zu sophistisiren. Doch dieses wird auch zu seiner Zeit kommen. Man muß es ruhig abwarten.

ein. Es soll uns lieb seyn, wenn die Uebersetzung verlangter acht Briefe dazu auch unter uns beytragen wird. Unwerth sind sie des Lesens gewiß nicht.

Sammlung auserlesener Abhandlungen das Christenthum betreffend. Erstes Stück. Bützow bey Berger, und Boedner. 1776, 8. 52 Seiten. Zweytes Stück. 1776. in fortlaufender Seitenzahl bis 116. S.

Eine bloße Compilation theologischer schon anderswo gedruckter Aufsätze von verschiedenen Verfassern, auf welche der ungenannte Herausgeber einen großen Werth legt, und die er bey den itzigen, seiner Meynung nach in Absicht auf die Religion besonders traurigen und gefährlichen Zeiten, für sehr dienlich hält, um die Gemüther in der Wahrheit zu befestigen, und vor Verführungen zu bewahren. Das erste Stück enthält: I) des sel. Cruſius Belehrung wider diejenigen, welche die Religion nicht in der (die) Gnade durch Christum, sondern schlechthin in der (die) Tugend setzen. Die Abhandlung steht als Vorrede zum Christus Gottes. Im Grunde ein bloßer Wortstreit. Man sollte nicht trennen, oder gar einander entgegensetzen, was unzertrennlich zusammengehört. Ohne Tugend ist doch einmal keine Religion, und die unschätzbare Gnade Gottes durch Christum, welche noch kein rechtschaffener Gottesgelehrter verkannt und gering geachtet hat, verstärkt die Motive zur Tugend. II) Aus Uhrlands Vorrede zu Bates Abhandlung von den vier letzten Dingen. III) Roos Anhang zu seiner Einleitung in die bibliſche Geschichte von der Schöpfung bis auf die Zeit Abrahams. Tübingen 1774. IV) Aus des Hrn. Iacques François de Luc observations sur les savans incredules. Geneve 1762. — Das zweite Stück. I) Fortsetzung des Hrn. D. Cruſius Belehrung ꝛc. II) Fortsetzung des Auszuges der Vorrede Hrn. Diac. Uhrlands zu Bates ꝛc. III) Hr. D. Faber: Wie ein jeder Christ, auch ohne gelehrte Untersuchungen, zu einer beruhigenden Ueberzeugung von dem göttlichen Ansehen der heiligen Schrift in ihrem ganzen Zusammenhange, gelangen könne. — Was können es für andere Leute als die so verschrieenen neuen Religionsverbeſſerer und Toleranten seyn, wider welche

der hier unter der in Bützow und Wismar besonders aufgesteckten Fahne der Crusiusischen Theologie, zu Felde gezogen wird? Es ist ja einmal ausgemacht, daß, so lange die Christenheit steht, noch kein gefährlicheres Volk, als dieses, unter der Sonnen gewesen ist, da es Menschen sind, die den Herrn Christum vom Throne werfen, sein Reich umstürzen wollen, den Geist der Gnaden schmähen, und nach Wahrheit und Rechte nicht fragen. Gegen so einen Haufen Hottentotten, die der christlichen Welt Verwüstung und Untergang drohen, muß man jeden ehrlichen Christen in die Waffen rufen, damit sie zurückgeschlagen werden, ehe sie weiter eindringen.

Zum Beweise, in was für einem Gemählde die Tolerantem hier aufgestellt werden, wollen wir nur eine Probe aus 2. St. S. 68, 69. anführen. „Es sind unzuverlässige Leute, heißt es da, denen man in keiner Betrachtung trauen kann. Sind sie völlig profan (das Wort ist nicht weiter erkläret) so versteht sichs ohnedem, daß bey Leuten, die kein Gewissen haben, auch keine Gewissenhaftigkeit ist — man richtet sich also in Geschäften mit denselben so mit ihnen ein, wie man sich nach Thieren richtet, bey denen keine Verbindlichkeit statt hat.“ (Profane Tolerantem und Thiere also sind eine Klasse von Geschöpfen. Wo mögen doch nun wohl profane Intolerantem hingehören?) — „Sind hingegen die Bestreiter der richtigen Lehre von Christo (Die Intolerantem sind also eigentlich nur in dem Besitz der richtigen Lehre von Christo, und wer Tolerant ist, streitet damit schon wider Christum.) nicht profan, und auch nicht lauliche, so verbindet sie ihr irrendes Gewissen, sobald es in ihrer Gewalt ist, die wahren Bekenner Christi zu verfolgen und zu unterdrücken; denn wer Gott im Ernst verehrt, der kann gegen die Abgötterey nicht gleichgültig seyn (duldend in der Religion, und gleichgültig gegen Abgötterey, sind demnach Synonymen.) Folglich müssen die verkappten Naturalisten, Socinianer, und wie sie alle heißen mögen, die Anbeter Christi hassen und aus irrigem Eifer für die Ehre Gottes sie unterdrücken, soviel sie können, und sobald es thunlich ist.“ Diese Ideen und Schlüsse sind freylich so ganz neu und seltsam, daß sie von allen bisher gewöhnlichen völlig abgehen. Man hat bisher immer geglaubt, die Toleranz bestünde eben darin, daß man andere ihres Glaubens, auch ihrer von uns für sehr irrig gehaltenen Religionserkenntniß wegen, nicht verfolgte, nicht unterdrückte. Hier aber wird uns das Gegentheil gelehrt.

Der

Der Tolerant muß verfolgen, muß unterdrücken. Wie denn so? Eben daß er keinen Irrthum des Verstandes, als Irrthum, für strafbar, für verdammungswürdig hält, macht ihn ja zum Tolerant. Sonderbar genug ist es, daß Christus selbst nach diesem Begriffe, Christus selbst nicht die richtige Lehre von Gott, seinem Vater, von seiner eigenen Person und der Absicht seiner Sendung müßte geprediget haben, daß er hätte ein Verfolger und Unterdrücker anderer seyn müssen. Denn kein größerer Tolerant, als er, ist doch jemals in Israel aufgestanden. Nie hat man ihn seine in vielen Stücken irrenden Schüler, nie den Samaritter oder Sadducäer, der in wichtigen Glaubenspunkten von der jüdischen Orthodoxie abwich, verdammen oder nur scheiten hören. Nicht einmal die widerspenstigerweise ungläubigen und bösen Menschen erlaubet er zu verfolgen und zu unterdrücken. Der Geist seiner ganzen Lehre ist allgemeine Duldung. Das Unkraut soll nicht ausgejätet werden, soll mit dem guten Weitzen wachsen, bis zur Zeit der Erndte. Gott läßet seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten, und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte, darum soll man die einen, wie die andern tragen, dulden, lieben. Und nun fängt man an, die toleranten Christen, die ihren Herrn hierin zum Muster nehmen, aus dem Grunde als gefährliche Leute verdächtig zu machen, weil sie andere Bekenner Christi, die sich von ihnen trenneten, Gewissenshalber verfolgen und unterdrücken müßten. Vbi iudicium? Noch ist uns keine seltsamere Verwirrung aller gesunden Begriffe vorgekommen. — Man schließe von diesem einem Pröbchen auf andere, die der Raum anzuführen verbietet. Doch noch eine sonderbare Behauptung von der Religion der Israeliten aus 1 St. S. 3., ebenfalls vom sel. Cruſius, fällt uns eben ins Auge: „Sie hatten (vor der Ankunft Christi) völlig eben das Sittengesetz, welches im N. Test. ist, und es ist ein eitles Vorgeben, als habe Christus eine andere und vollkommenere Sittenlehre gelehrt, welches der Augenschein widerlegt.“ Der Hr. Herausgeber fühlte die Ungereimtheit dieser Behauptung, und macht die Note zum Text: „dieses sey nur von der groſſenbarten Sittenlehre des A. T., so wie sie von den Erzvätern, in der patriarchalischen Religion, als nachher von den gläubigen und erleuchteten Israeliten unter dem Gesetze Mosis erkannt und ausgeübt worden, zu verstehen. Aber daß der V. nicht mit dieser Einschränkung habe wollen verstanden

seyn,

seyn, ist aus dem vorhergehenden gar zu sichtbar: denn da wird von der Religion der Juden, die in den Büchern Moses, in Davids und der nachfolgenden Propheten Schriften stünde, geredet. Wo war denn zu deren Zeiten die patriarchalische Religion? Und selbst die Sittenlehre der Patriarchen und späteren erleuchteten Israeliten bis auf Christum, man nehme sie so gereinigt und verfeinert an, als man will, kann sie der edlen vortrefflichen Moral Jesu Christi bey? Was für einen Erfolg für die Ausbreitung des Reiches Christi muß sich doch derjenige von solchen Streitschriften versprechen, der sie aus ihrer Vergessenheit, worin sie schon gekommen waren, wieder hervorzieht, und zur abermaligen Bekanntmachung sammelt? Einen guten frommen Fürsten, wie hier in der Vorrede geschieht, kann man leicht überreden, daß man sich damit um das Wohl des Staats und der Kirche sehr verdient mache, wenn man wider die natürlichen Menschen, welche vom Geiste Gottes nichts vernähmen, solche Schriften im Druck ausgehen ließe: denn von dem gottseligsten Fürsten läßt sich nicht verlangen, daß er in theologischen Lehrsätzen über Wahrheit oder Nicht Wahrheit entscheide. Der rechtschaffene Landesherr glaubt und billigt es, wenn ihm seine Theologen sagen, daß sie das Land von Irrlehren rein und unverletzt zu erhalten bedacht wären. Aber was das erleuchtete Publikum, und der einsichtsvolle Gottesgelehrte dazu sagt, wenn man in Vertheidigung der sogenannten reinen Wahrheit sehr sichtbare Blößen giebt, und den Spruch des Apostels: ψύχικος ἄνθρωπος οὐ δέχεται τὰ τοῦ πνεύματος, so wenig in seiner Sprache versteht, daß man ihn ganz unrecht deutet, das ist eine andere Frage.

Ueber die göttlichen Personen, und die Ursache der Benennung des Sohnes Gottes. Bützow, bey Berger und Boedner, 1776. 8. 104 S.

Ein Commentar über das Athanasianische Glaubensbekänntniß. Es ergänzet dem Grübler über die Dreyeinigkeit die darinn gelassenen Lücken, und bereichert einen spekulirenden Kopf, der den Modus der drey Personen in Gott und der ewigen Zeugung des Sohnes aus dem Vater gern noch genauer, als es in jenem Symbolum bestimmt werden können, erforschen möchte, noch oben drein mit einigen neuen überorthodoxen

deren Ideen, z. B. „warum nicht Gott, sondern der Vater in Jesu sey, weil nemlich Jesus allemal das letztere, aber niemals das erstere saget; denn ob wir gleich nicht mit Gewißheit sagen könnten, daß kein Unterschied zwischen Gott an sich selbst, und zwischen dem Vater, der Gott ist, sey, so könnte es doch wohl statt haben. Wenn das aber wäre, so dürften wir Beyde nicht verwechseln, weil zu befürchten wäre, daß durch den Satz: Gott ist in Jesu, etwas anders möchte gesagt werden, als der Vater ist in Jesu, und jener wohl gar irrig seyn könnte, da ihn Jesus niemals gebraucht. — Paulus sagt zwar, Gott war in Christo ꝛc. aber diese Worte hießen: Gott war in Christo versöhnend. S. 10.“ Die Theologen sind auch sonst darinn einig gewesen, daß das Wort Person, vom Vater, Sohn und heiligen Geist gebraucht, ein vocabulum ὀργανικὸν sey; der Verf. aber beweiset, es sey allerdings biblisch, denn 2 Kor. 4, 6. werde des πρόσωπον Ἰησοῦ Χριστοῦ gedacht, auch 2 Thessal. 1, 9. des προσώπου τοῦ κυρίου; πρόσωπον hieße aber auch so viel als Person, und müßte man diesen Ausdruck durch Person Christi, Person des Herrn übersetzen. Wenn nun, meynt er, das Wort Person von einem der dreyen Subjecte in dem einen göttlichen Wesen gebraucht würde, warum man es sich denn sollte abstreiten lassen? oder ein anderes unbedeutendes dafür erwählen? und warum es denn nicht auch von den beyden andern sollte gebraucht werden? S. 25. 26. — Von dem Modus der drey Personen in Gott, deren jede wesentlicher Gott sey, ohne drey Götter zu werden, weil sie nicht außer und neben, sondern bey- und in einander wären, sagt er in Ansehung des heil. Geistes: „Er wird von beyden (Vater und Sohn, von denen einer in dem andern ist,) vermöge seines Namens ausgegeistet, ohne daß er aus dem Wesen Gottes herausgehe, als worinn er bleibt. Er ist also im Vater und Sohn um der in beyden bleibenden Ausgeistung willen. Er ist aber auch bey beyden, folglich eine göttliche Person, weil er von beyden ausgehet. S. 26.“ — Den Grund, warum Jesus der Sohn Gottes genennet werde, (welcher wohl am deutlichsten von ihm selbst Joh. 10, 36. angegeben wird, wobey die Theologen immer hätten bleiben sollen,) den man aus Luc. 1, 35. herumnimt, der aber dem Verf. kein Genüge thut, widerlegt er mit der seinen Distinction zwischen Ueberkunft des heil. Geistes, und Ueberschatten der Kraft des Höchsten, auf die Art: „Ich frage: Warum soll Jesus Gottes Sohn genannt werden?

Nun

Heil. Geist in der Ueberkunft oder um der Ueberschattung, oder um beyder willen? Die Ueberkunft soll — sie die menschliche Natur wirken. Denn dadurch wird die Frage der Maria beantwortet, wie es zugehen sollte ꝛc. Die Ueberschattung aber soll nicht die menschliche Natur wirken; denn wozu sollte solcher Ueberfluß dienen? (S. 42. 43. war schon angemerkt worden, daß durch Kraft des Höchsten nicht abermals der Heil. Geist zu verstehen sey, weil das eine Tautologie wäre; sondern der Sohn Gottes, welcher auch sonst eine göttliche Kraft genannt würde. 1. Kor. 1, 24. Der Logos würde sich nemlich mit der von dem heiligen Geist abgesonderten Leibesfrucht vereinigen,) sondern dadurch soll die göttliche mit der menschlichen vereiniget werden. Um beyder willen kann er nicht Gottes Sohn genennet werden. Denn so müßte er mit mehrerem Rechte um der Empfängniß willen ein Sohn des h. Geistes genannt werden. Also liegt die Ursache der Benennung des Sohnes in der Ueberschattung. Da der Logos, als einiger Sohn Gottes, die menschliche Natur annimmt: so wird diese in Vereinigung mit jener zu einer Person, zugleich Gottes Sohn genennet." Was sagen unsere Leser zu einem so geschrten Theologen, der den Dreyeinigkeitsleugnern im 18. Jahrhunderte solche Sachen vorzudemonstriren, und den rechtgläubigen Lehrern einen neuen Schlüssel zu dem ersten Grundrisse aller Geheimnisse, so sie predigen sollen, zu geben weiß? Wir empfehlen den neuen Athanasianer allen denen, welche die alten Formeln der Dreyeinigkeitslehre vergessen haben, und Nahrung und Nutzen darinn für ihre Seele finden, sich ihrer wieder zu erinnern. Dazu kann ihnen dies Buch behülflich seyn. Rec., der überzeugt ist, daß die Gottesgelahrheit so wenig als das Christenthum durch dergleichen Schriften etwas gewinnet, will sich für sein Theil, ohne alle abstruse Lehrbestimmungen über die Trinität, welche kein Mensch je verstanden hat, oder verstehen wird, an den simpeln Ausspruch seines göttlichen Lehrers halten: Das ist das ewige Leben, daß die Menschen dich, den allein wahren Gott, und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen. Dazu braucht es nun weder eines athanasianischen Confutatis, noch eines Bürgowschen Commentars über dasselbe.

E.

Philo-

Philosophische Betrachtung des Gottesdienstes der ersten Menschen im Stande ihrer Unschuld, sowohl zu gründlicher Bestärkung vieler Lehren des wahren Christenthums, als auch zu gründlicher Widerlegung der solchen Lehren entgegengesetzten Irrthümer der Naturalisten, Socinianer und anderer nebst einem Anhange von der Beschaffenheit der höchsten Gewalt in der Kirche Gottes. Rostock bey Koppen. 1776. 8. 144 S.

Darinn hat der Verf. dieser Schrift wohl Recht, daß die Naturalisten, Socinianer und andere, die in der Religion ihre Vernunft gebrauchen, durch Vernunft müssen bestritten werden; aber wenn er glaubt, daß „eine gründliche „Betrachtung, wie der erste Gottesdienst der Menschen im Paradiese, wo er vollkommen rein muß gewesen seyn, habe beschaffen seyn müssen, nicht wenig vielen Lehren unserer evangelischen Kirche, sie zu behaupten, und die Gegner zu widerlegen, zu statten kommen," dürfte er weniger Beyfall verdienen. Denn wenn auch die Gegner, die er bestreiten will die vorausgesetzte höchste Reinigkeit des paradiesischen Gottesdienstes, (wie doch nicht zu vermuthen ist,) ihm zugestehen sollten; werden sie auch seinen Entwurf von diesem höchst reinen Gottesdienste, als das Ideal der vollkommensten Religion gelten lassen? Ich zweifele sehr daran; denn in so fern es ein System der natürlichen Religion ist, und bloß durch Vernunftschlüsse aufgeführt wird, hat es gar keine besondere Beziehung auf die Religion der ersten Menschen, und enthält auch in der That weiter nichts, als was man gewöhnlich in jedem Entwurfe der natürlichen Gottesgelahrheit findet; nur daß der Verf. auch die Lehre von der Dreyeinigkeit zur paradiesischen Religion rechnet. Aber dadurch wird er diese Lehre dem Leugner derselben nicht annehmlicher machen. Ueberhaupt hat er durch nichts bewiesen, daß der Religionsentwurf, den er hier liefert, den Gottesdienst der ersten Menschen ausgemacht habe, und wenn er es erweisen könnte: so würde dieser Umstand der Wahrheit kein größeres Gewicht geben, noch zur Bestärkung vieler Lehren des wahren Christenthums mehr beytragen, als jede richtige und gründliche Vorstellung der natürlichen Religion.

Freund

Freundschaftliche Briefe über den jetzigen Zustand der Religion unter den Lutheranern, und dessen etwanige Verbesserung. Nicht orthodox — nicht heterodox — unpartheyisch — starkes Geistes — warmes Herzens. 1777. 8. S. 148.

Man muß dem Enthusiasmus eines Freundes, der diese, wie es heißt, nicht zum Druck geschriebene und auch nicht von dem Verfasser nachgesehene Briefe herausgab, bey dem vorangeschickten Motto, etwas zu Gute halten, wenn man hin und wieder Nachlässigkeiten in der Schreibart, und ziemliche Lücken in Ausführung wichtiger Materien antreffen sollte. Der Religionszustand unter uns ist im Ganzen genommen herzlich schlecht. Diese leider! richtige Bemerkung giebt zu den Fragen Anlaß: woher kommt dieses immer mehr einreissende Uebel? und wie ist ihm am besten abzuhelfen? Bey unpartheyischer Beobachtung, sagt unser Briefsteller, wird man statt unüberlegter und mehrentheils aus sichtbaren Vorurtheilen erwachsender Klagen über Neuerungssüchtige und alles verpestende Reformatoren, weit richtiger die Quelle in den verkehrten Erziehungsanstalten und dem unschicklichen Unterricht auffinden, die in unserm erleuchteten Jahrhundert zur Fortpflanzung der Unwissenheit und Gefühllosigkeit im wahren Christenthum, unglaublich viel beytragen. Lehrmethode und Lehrsystem sind so schlecht eingerichtet, daß keine helle, feste und wirksame Grundsätze in dem aufschließenden Verstande erzeugt, keine reine Liebe und Neigung zum geistigen Guten über sinnliche Begierden und Leidenschaften emporgehoben, das wahre und einzige Ziel unsrer Glückseligkeit nicht zeitig und nicht deutlich genug ins Auge gebracht, und die weisen zuverlässigen Führungen des Evangeliums zu demselben, nicht recht anschauend und liebenswürdig gemacht werden. Die elende Beschaffenheit der Schulen, worin Kinder von den unwissendsten Schulmeistern mit Auswendiglernen, ohne Beybringung irgend eines vernünftigen Begriffs, ohne alles ihrer Fassung angepaßtes Raisonnement gequält werden, — der so zweckwidrige, weder in Ordnung der Materie, noch in gehöriger Ausführung schickliche Katechismus, legen den Grund zu einem mechanischen Christenthum, das im äußerem Gottesdienst, in der gänzlichen Absonderung der Religion von dem täglichen

Leben besteht. Man lernet nicht den Zweck des gütigsten Schöpfers, alle Menschen glücklich zu machen, nicht die einzige mögliche Art, dies Glück zu erreichen, daß wir ihm nämlich an Tugenden ähnlich zu werden suchen, nicht die Hülfsmittel, die dieses Bestreben erwecken und in Thätigkeit unterhalten, den vernünftigen Gebrauch des Glaubens und des Gebets kennen; sondern alle Tugend und Religion wird eigentlich sinnlicher Dienst Gottes, grobe Werkgerechtigkeit, oder doch heimlicher Eigennutz und Verstellung. Ein erwünschtes Mittel, so verworrene Begriffe aufzuklären, und würdige bessernde Kenntnisse an deren Stelle zu setzen, wäre der Unterricht der Erwachsenen durch Prediger. Allein auch davon steht so lange sehr wenig zu erwarten, als nicht ein besserer Grund mit der Jugend überhaupt in Schulen gelegt, und nicht vernünftiger für die Bildung der Studirenden zum geistlichen Amte gesorgt wird. (Wahr genug, da der sogenannte cursus theologicus, das Hören der Dogmatik, Polemik, Symbolik und Perikopenerklärung keinen geschickten Prediger macht, als wozu gründlichere Schulwissenschaften und praktischere Anführungen auf Akademien zum Selbstdenken, zur anschauenden Erkenntniß der menschlichen Natur und Seele, und zur Erklärung der Bibel erfodert werden dürfte, als man bisher gefunden hat. Allein außerdem sind noch andere kirchliche Hindernisse; die Einrichtung unsers Lehrvortrags von der Kanzel, und unsere erbärmliche Liturgie, die hiebey mit in Betrachtung hätte gezogen werden müssen.) Nach diesem eben nicht übertriebenen Abriß von dem Religionszustande unter uns, und dessen Ursachen, macht der V. Entwürfe zur Verbesserung, die sich auf diese Ursachen beziehen, unter welchen die Reform des Katechismus und die Gründe für dieselbe richtig durchgedacht sind. Gegen die vorgeschlagene Verbesserung der Lehrmethode auf Universitäten ließe sich indessen noch manches einwenden. Möchten doch die würdigen und menschenfreundlichen Gottesgelehrten unter beyden jetzt streitenden Partheyen sich zur Ausarbeitung eines kurzen, faßlichen und zweckmäßigen Lehrbuchs vereinigen, das den Religionsunterricht, die Anweisung zur reinen und thätigen Liebe alles sittlichen Guten, gerade aus der Quelle aufs Herz leitete, und nicht durch unnöthige und unsichtbare Umschweife der überweisen Theologie so lange herumführete, bis es Licht und Wärme fürs Herz verliert. Möchten aber auch aufgeklärte Regenten das Ihrige thun, diese Arbeit unter dem verketzernden Pöbel, hohen und niedrigen, geist-

und

und weltlichen Standes, durch ihr Ansehen zu unterstützen, und sich keine Kosten zur Verbesserung ihrer Schulen gereuen lassen, wo Armuth und Verachtung sonst der Dummheit einen ewigen Sitz bereiten müssen!

Anrede Herrn Antistes Ulrichs an die Asketische Gesellschaft in Zürich, samt der Einleitevorlesung des neuerwählten Vorstehers derselben, Joh. Jac. Heß, V. D. M. Zürich 1777. bey Fueßlin. 8. S. 71.

Auch diese Anrede und Vorlesung waren eigentlich nicht fürs Publikum bestimmt; sondern sind zufälliger Weise durch den Druck aus dem engern Kreise, für welchen sie gehalten wurden, hervorgetreten. Jene bestehe in einer kurzen, bescheidenen und treuherzigen Versicherung des verdienten Antistes von seiner Theilnehmung an dem Fortgehen der Gesellschaft, und seiner Bereitwilligkeit zur Aufrechthaltung derselben alles mögliche beyzutragen. Diese, die von Hrn. Heß bey seinem Eintritt als neuerwählten Vorsteher, gehalten worden, betrifft die Gesellschaft selbst, ihre Natur, ihren Zweck, und wie derselbe am besten erreicht werden könne. Nach einigen Bemerkungen über die Benennung dieses Instituts, und kurzer Entwickelung der charakteristischen Merkmale desselben, wird uns folgende Vorstellung von ihrer gegenwärtigen Einrichtung gemacht.

Die Gesellschaft kömmt alle Monathe zusammen, da dann ihre Versammlung mit einem anpassenden feyerlichen Gebete eröffnet wird. Einer von den Mitgliedern lieset den Aufsatz vor, den er über ein gegebenes oder auch selbst gewähltes Thema verfertigt hat. Hierauf tritt ein anderer auf, dem jener seine Abhandlung vorher gegeben hatte, beurtheilt sie freymüthig, und überläßt es allen Anwesenden nach der Reihe, ihre anderweitige Bemerkungen, die aber nur die Sachen betreffen, vorzutragen, aus welcher Unterredung von einem Aktuarius das wichtigste aufgezeichnet wird. Die übrige Zeit ist zu Erzählungen und Berichten vorgefallener Amtsarbeiten, dergleichen bey Kranken — Gefangenen — und Hausbesuchen vorkommen, auch zur Verfertigung und Ausbreitung neuer Erbauungsbücher gewidmet; auch werden mitgetheilte Nachrichten von auswärtigen Mitgliedern auf dem Lande, und deren

schriftliche Beurtheilung der ihnen zugesandten Aufsätze der Gesellschaft verlesen. Nach jenen Hauptgeschäfften bringt man den Abend in freundschaftlichen Gesprächen zu, deren Stoff Journale und eine kleine herumwandernde Bibliothek hergeben. Uebrigens besorgt ein enger Ausschuß in öftern Zusammenkünften, die Austheilung der vorzulegenden Arbeiten nach besondern Fächern, wie auch das zum ökonomischen und zum nützlichen Gebrauch des Archivs der Gesellschaft gehörige, zu welchen öftern Versammlungen denn auch jedem Mitgliede der Zutritt offen steht, um mit den Kommittirten vorläufig ihre Beyträge oder andre Vorschläge zu berichtigen. — Dies ist die Einrichtung eines allerdings nützlichen und zum Dienst der Kirche und des Staats zuträglichen Instituts, das in mehrern Ländern nachgeahmt zu werden verdienet, wo weder für Pastoralkenntnisse noch Pastoralfreundschaft Sorge getragen wird. Wir stimmen von ganzer Seele in die warmen und patriotischen Wünsche des würdigen Vorstehers ein: daß Eifer fürs Christenthum, thätige Begierde, seinen Nebenmenschen immer nützlicher zu werden, und Einigkeit des Geistes, den Ruhm und Seegen dieser Gesellschaft, allgemein und ausgebreitet machen möge.

Vorlesung vor der Asketischen Gesellschaft in Zürich, dem Andenken ihres Vaters und Vorstehers, Herrn Chorherrn Breitingers, gewidmet von Joh. Jac. Heß, V. D. M. Zürich bey Fueßlin. 1777. 8. 56 Seiten, mit einem von Pfeningern sauber gestochenen Bildniß des sel. Breitingers.

Ein Denkmal des würdigen verdienstvollen Greises, der um Litteratur und Religion in- und außerhalb der Schweiz, seinem Vaterlande, sich einen unsterblichen Namen erworben hat, das nicht so viel für das Publikum, als in Beziehung auf die nützliche Gesellschaft, deren Vorsteher er war, vom Hrn. Heß entworfen worden. Ein Zug aus demselben ist dieser: „Wo er einen Jüngling von bildsamen fähigem Geiste sah, zog er ihn hervor, nahm ihn bey der Hand, und führte ihn hinauf zur Wissenschaft. Erst führte er ihn zu den Alten, Weisheit zu lernen. Aus dem Traume Lucians zeigt er ihm der Wissenschaften Vorzug vor gröberer Arbeit. Alsdenn führt

führet er ihn vor Cebes Tafel, das anmuthige Lebensgemälde voll Einfalt und Wahrheit, unter den Sittenschriften der Alten mein Lieblingsstück — lehret ihn aus Plutarch, wie man hören muß, um lehren zu können; aus Isokrates, daß Schüler der Weisheit, gleich denen, die weite Reisen übers Meer unternehmen, um Reichthümer zu sammlen, keine Mühe sich müssen reuen lassen, des edlern Guts auch mit Einbüssung mancher Bequemlichkeit theilhaftig zu werden. Aus Theophrasts Charakteren lehret er ihn dann die Sitten der Menschen kennen. Gieng die Lernbegierde weiter, so führte er ihn, um mit Sokrates bekannt zu werden, in Xenophons und Platos Schule, aber ließ ihn die Schönheiten Homers und Virgils kosten. — (Glücklicher Jüngling der solche Führer, wie Breitinger und Bodmer waren, gehabt zu haben, sich rühmen darf.) Seine Anweisung zur Theologie war nicht weniger geschmackvoll, da es Breitingers Lieblingsgedanke war, Theologie, ächte, brauchbare Kanzeltheologie müsse man nicht aus Systemen schöpfen; sondern aus eignem Lesen und Forschen der Schrift; dieses Forschen müsse frey seyn, unabhängig sowohl vom Einflusse der Schule, als des menschlichen Ansehens überhaupt; nur von den Auslegungsregeln und der Sprachkunde müsse es abhangen. Breitinger sahe aus diesem Gesichtspunkt, daß das Schriftforschen der Grund aller theologischen und Pastoralerkenntniß sey, die Errichtung der Asketischen Gesellschaft mit großem Vergnügen, und war eifrigst bemühet, alle Uebungen derselben auf das Studium der heiligen Schriften hinzulenken; zu welchem Zwecke er auch der Hauptgesellschaft eine schriftforschende sowohl, als katechetische Klasse unterzuordnen, im Sinne hatte." — „Aber wo ist er nun," fähret Hr. H. fort, „unser Freund und Vater? Er ist gekommen zu den Weisen der alten Welt, Roms und Griechenlands Weisen, deren Schriften er durch und durch studirt hatte — und wird ihn ihren Chören mit Ehren empfangen. Sie fragen ihn von seinem Freunde, dem Dichter, den sie in ihrem Gefilde erwarten — um den Geschmack seines Zeitalters, und ob Homer und seine alten Schüler noch im Andenken sind — dann führen sie ihn hin zu den großen Evergeten, die unsrer Stadt Religion und Christenthum wiedergegeben haben — einem Zwingli, Bullinger und Zimmermann — — und diese nehmen ihn mit, und führen ihn zu der höher stehenden Schaar der Schüler und Apostel des Herrn, und die ihn dann zu dem Lehrer aller Lehrer, der da ist und bleibt der Herr aller herr-

schenden — in dessen Vaters Reich Ruhe, Friede und Eintracht wohnet — dort liebt man einander, und wer auch dort noch nicht in allem gleich denkt, (Sollte das jemals in Gottes Welt möglich seyn?) kann sich neben einander gut vertragen.“ Von diesen erhabenen Wohnungen des Friedens herab, läßt Herr Heß Breitingers letzte Ermahnung an die Asketische Gesellschaft ergehen, die sich so schließt: „Der Zeitpunkt, in welchem ich euch auf der Erde zurücklasse, ist einer der wichtigsten. Eine Geburtsstunde vieles Wahren, Guten und Schönen, wo die Kräfte verschiedener Geister selbst durch den Gegenstoß sich vereinigen müssen, Finsterniß und Unglauben auf der einen, Finsterniß und Aberglauben auf der andern Seite vollends zu vertreiben, und die Wahrheit zur Geburt zu helfen. Aber auch eine Geburtsstunde, wo Mißgebähren leicht ist und häufig wird, wenn man nicht Sorge trägt, daß das göttliche Kind, die Wahrheit, so wie sie zum Theil in der heiligen Schrift noch eingewunden liegt, unverletzt, unverstellt, ans Tageslicht komme. Ihr seyd dieser Stunde aufbehalten. An euch liegt jetzt dem Vaterland und der Religion nicht wenig. Ich bin, wo man die Wahrheit nicht mehr suchet (sollte dies so eigentlich von den Bewohnern der bessern Welt gesagt werden können?) ihre nicht mehr mit euch auf dem Meer herum. Ich habe den Port gefunden. Aber seyd männlich! Ihr werdet ihn auch finden, so Gott will, und andre mit euch ans Gestade bringen — thut das eurige — Seyd meiner eingedenk — Seyd eines Sinnes! Gott segne euch!“

Conrad Fr. Stresows biblisches Handbuch, oder fortgesetzte Theodicee der göttlichen Offenbarung. Dritter Theil, worinn die wichtigsten, besonders Messianischen Lehrstücke und Weissagungen der h. Schrift von Christo und seinem Reiche, von Davids Antritt an bis zu des Hiskia Lebensverlängerung, erwogen werden. Bützow in der Berger- und Bödnerschen Buchhandlung. 1776. 8. 647 S.

In der Anzeige der beyden ersten Theile dieses Werks haben wir gesucht, unsere Leser mit dem Geiste und den Grundsätzen

Lesern dieses wortreichen Scheiftstellers bekannt zu machen. Wie wir ihn da gefunden haben, so finden wir ihn hier wieder, äußerst scharfsichtig allenthalben, so wohl in den historischen als prophetischen Schriften des Alt. Test. den Messias und die Messianische Lehre zu entdecken, und insonderheit Vorbilder auf denselben und seine Kirche aufzuspüren. Keine Person ist so unbeträchtlich, keine Begebenheit so geringfügig, daß er in dieser Absicht nicht etwas daraus zu machen wüßte. Eine kleine Probe müssen wir doch, so wie sie uns eben auffällt, noch mittheilen. S. 561. heißt es: „Mag der König Hiskias mit „Recht als ein Vorbild Christi betrachtet werden, so konnte „sein Bedienter Eliakim desto füglicher die Diener und Werk„zeuge Christi in Pflanzung der neutestamentischen Kirche ab„bilden. Der Ort Offenb. Joh. 3, 7. allwo es von dem er„höheten Jesu mit Zurücksicht auf Jes. 22, 22. heißt: Er „sey es, der den Schlüssel David hat, der aufthut, „und Niemand zuschleußt, der zuschleußt, und Nie„mand aufthut, beweiset nicht, daß Er des Eliakims Ge„nossen sey, eignet ihm aber die autokratorische Macht, der „Schlüssel zu, deren seine Apostel sich nicht anders, als nach „der von ihm gegebenen Vollmacht und Vorschrift, bedienen „durften. Blieb Hiskia Herr und Meister über seine Schatz„kammer, die er öffnen und verschließen konnte, weil sein „Schatzmeister im Gebrauch der Schlüssel sich genau nach sei„nem Willen richten mußte; so war und blieb der erhöhete Je„sus der Herr und Verwalter aller seiner Gnadenschätze, da er „dieselben durch seine Boten, vermittelst der evangelischen Pre„digt, nur den Gläubigen zugeeignet werden ließ. Joh. 3, 17. „36. Denn seine Boten waren von ihm instruirt, und er wirkte „mit ihnen. Marc. 16, 20.“

Bs.

Anforderung der Vernunft an die Freygeister, zum Vortheil der Religion. Frankf. 1777. 9 Bogen in 8.

Ein seichteres, unordentliches Geschwätz, mit einer wichtigen Miene vorgetragen, ist Rec. lange nicht vorgekommen. Wehe den armen Freygeistern, die hier Belehrung suchen, oder vielmehr, da das wohl schwerlich geschehen möchte, wehe den armen Studenten, die dazu verurtheilt sind, dieses Docenten, (denn als einen solchen giebt er sich hin und wieder

zu erkennen,) Demonstrationen anzuhören. Eine Probe von der Demonstrirkunst und zugleich von der Schreibart des L können wir doch unsern Lesern nicht vorenthalten: sie werde denn wohl nicht mehr verlangen. Es ist der Erweis der Mehrheit der Personen in Gott aus der Vernunft, S. 102. 103. „Die Erfüllung einer Willensneigung wird ein Vergnügen genannt, und wenn sich dieselbige auf alle Begierden erstreckt, ewig dauert, das Gegentheil selbst nicht möglicher Weise zu befürchten ist: so stellt sich der Begriff der höchsten Glückseligkeit, oder Seligkeit vor Augen. In diesem Zustande hat sich Gott von Ewigkeit befunden. Kann ihm denn in einem Augenblick der Genuß der Freundschaft gefehlet haben? Das ist unmöglich! Da aber zu einer Freundschaft mehr als ein vernünftiger Geist erfordert wird: so entsteht daraus mit der Einigkeit Gottes ein schwerer Streit. Wenn sich zwey Sätze entgegen stehen, so nehmen wir in der Weltweisheit dahin die Zuflucht, daß wir durch einen gültigen Erkenntnißgrund, dem einen den Vorzug besorgen, da denn der andere entweder weichen, oder doch eine Ausnahme leiden muß. Hier aber sind die beyden Gegensätze: Es ist nur ein einiger Gott, und die Freundschaft erfordert eine Mehrheit, mit gleicher Gewißheit unterstützet. Hierdurch wird zwar die Aussicht der Vernunft umgränzet, und das Geheimniß tritt in die Stelle. Es finden doch eben die Schriftspötter, welche die Dreyeinigkeit anfeinden, Ursache, sich zu mäßigen, weil die Vernunft von mehr, als einem zu reden weiß, und solches als nothwendig erkennet." — Vortrefflich!

Je minder sie verstehn, je mehr beweisen sie.

Gt.

Ueber die Beschaffenheit und Absicht der Versuchung Christi in der Wüsten. Eine Untersuchung von Hugo Farmer. Aus dem Englischen übersetzt, von Joh. Mor. Schwager. — Bremen, bey Cramer. 1777. 239 S. in 8.

Vor einiger Zeit, bey Anzeige drey kleiner Schriften (als: Sollte der Teufel wirklich ein Unding seyn? ꝛc.) hat der Rec. seine Meynung über die Geschichte von der Versuchung Christi, kürzlich geäußert: Die Schwierigkeiten bey der Sache

Sache stiftet, und die sehr von einander abweichenden Berichte des Matthäus und Lukas, erregen Dunkelheit und Zweifel; Sichres läßt sich nicht daraus schließen; jede Erklärung behält ihre Schwierigkeiten. Unser B., der schon durch mehrere Abhandlungen bekannt ist, hat einige davon angezeiget; andere übergehet er stillschweigend. Bey dem Matth. geschahe die Versuchung nach Verlauf der 40 Tage; Lukas läßt sie ganzer 40 Tage dauern; bey jenem weicht der Teufel auf erhaltenen Befehl; bey dem letzten achtet er den Befehl nicht, sondern fängt eine neue Versuchung an, nach welcher er nur auf eine Zeit lang wich; bey beyden folgen die Versuchungen in einer sehr verschiedenen Ordnung, und sind überdies kindisch, für jeden gemeinen Menschen leicht zu besiegen.

Nun hat man 4 verschiedene Erklärungen: 1) Daß es eine wirkliche teufelische Versuchung durch äußerliche Handlungen, gewesen; die ist empfindend. 2) Daß es eine vom Teufel gewirkte bloße Vorstellung; 3) daß es bloß eine tiefsinnige Betrachtung über solche Prüfungen, gewesen sey. Was F. S. 79. hierwider einwendet, ist unwichtig. Unter andern meynt er, man finde keine vernünftige Absicht dabey; aber wir denken, die Absicht, welche bey der folgenden Erklärung Statt haben soll, lasse sich auch hier annehmen. 4) Daß es eine bloße, aber von Gott gewirkte, Begeisterung gewesen sey, die zwar eine Prüfung und Versuchung enthalten habe, doch ihrer eigentlichen Absicht nach, symbolische Vorhersagung der Schwierigkeiten, die Christus in seinem Amte und Lehrstande antreffen würde, gewesen sey. Das ist die neue Erklärung, welche F. in gegenwärtiger Abhandlung, (deren Original schon 1761. zum drittenmale aufgelegt wurde,) zu beweisen sucht. Er hat sie wirklich mit Witz und Scharfsinn vorgetragen: soll man eine Hypothese annehmen, so verdient diese den Vorzug; doch bleiben noch manche Schwierigkeiten übrig: denn 1) die Evangelisten reden von wirklichen Handlungen: Der Versucher trat zu ihm; führte ihn mit sich; wich. 2) Sie sagen, er sey vom Teufel versucht worden. Wäre es eine von Gott gewirkte Begeisterung: so hat ihn Gott versucht, oder Christus sich selbst geirrt. 3) Hat die Begeisterung 40 Tage hindurch gedauert? Lukas sagt, er sey 40 Tage lang vom Teufel versucht worden. 4) Die Engel traten zu ihm. Dies hält F. für wirkliche Handlung; warum nicht auch das vorhergehende: Der Teufel verließ ihn? Diesen Einwurf hebt F. S. 123. nicht hinlänglich. 5) Die Versuchun-

suchungen, sonderlich die dritte, bleiben immer abgeschmackt; F. mag S. 165. noch so deutlich ihre Stärke zeigen wollen. Christus müßte seine Bestimmung und Würde ganz vergessen haben, wenn sie für ihn Versuchung hätten seyn sollen. 6) War er denn beym Antritte seines Lehramts so unwissend, daß ihm durch Begeisterung desselben Schwierigkeiten mußten gezeigt werden? Und wurde er dadurch mit einemmale klüger? 7) Oder für wen war die Prüfung? Kannte Gott seinen Sohn und Gesandten nicht? 8) Wie soll sich nach Maaßgabe und Anzahl der Versuchungen, über die er siegte, Christi Verdienst vergrößern, S. 131.? er war ja mit göttlicher Kraft und Weisheit ausgerüst. 9) Die Meynung, als habe sich Christus eingebildet, der Teufel verlange, daß er sich herabstürzen, und als den erwarteten Messias durch ein solches Wunder zeigen sollte, ist lächerlich. Die Juden würden einen Menschen, der sich vor ihren Augen vom Tempel herabstürzte, nicht deswegen, daß er lebendig blieb, für ihren Messias angenommen haben; sie sahen ja alsdann, woher er kam, und wußten, daß sich nicht ein jeder gleich todt fällt; für einen Tollkühnen würden sie ihn erklärt haben. 10) Zwischen der jüdischen Erwartung, die auf ein glänzendes weltliches Reich rechnete, und der teufelischen Foderung des Anbetens, ist gar keine Aehnlichkeit, selbst in sofern man alles für bloße Begeisterung erklärt. 11) Alles, was F. von der eigentlichen Absicht dieser Begeisterung vorbringt, ist bloße Muthmaßung, und kann durchaus nicht bewiesen werden. 12) Soll man die ganze Erzählung für bloße Begeisterung halten: so wird man bald auch andere evangelische Geschichte für bloßes Gesicht und Einbildung erklären. Was F. S. 201. hierauf antwortet, wird nicht Jedermann befriedigen. — So völlig und scheinbar daher die gegenwärtige Erklärung ist, so viel Gründe der Verf. zu ihrer Unterstützung vorbringt, so viel Beyfall sie bereits erhalten hat: scheint sie doch weder die einzige sichere, noch eine völlig genugthuende zu seyn; die übrig gebliebenen Schwierigkeiten können noch manche Feder beschäftigen.

Aus des Verf. Gründen würde man leicht andere ähnliche Erklärungen erdenken können, z. B. daß es als keine wirkliche Versuchung, auch als keine eigentliche Betrachtung solcher Versuchungen, sondern bloß symbolisch anzusehen sey, wie nemlich Christus seinen Plan zur geschickten Ausführung seines Lehramts überdacht habe: daß er dabey drückenden Mangel und Verfolgung vorhergesehen, den Reiz der Ehre, der Sinnlichkeit

mächtigkeit und des Reichthums verworfen, und anstatt auf in die Augen fallende Art, etwa durch Wunderwerke sich in Jerusalem Beyfall zu schaffen, beschlossen habe, niedrige und einsame Oerter zu seinem liebsten Aufenthalt zu erwählen. Doch auch hierbey bleiben genug Schwierigkeiten übrig.

Was F. wider die alte gewöhnliche Erklärung von einer wirklichen teufelischen Versuchung erinnert, ist nicht durchgängig wichtig, und trifft eines Theils seine eigene Erklärung. Er meynt z. B. S. 32. u. f. es würde nicht einen schlechten Eindruck gemacht haben, Jesum in des Teufels Gesellschaft zu Jerusalem zu sehen. Aber der Teufel wäre vielleicht so höflich gewesen, Jesum (nach der gemeinen Meynung, oder als Geist) unsichtbar zu begleiten. Die Erzählung der Evangelisten, welche den Teufel zu Christo treten, mit ihm ein Gespräch und einen Umherzug halten lassen, macht doch wohl keinen geringern Eindruck. — Ferner sagt er, Angriffe, wie die Versuchungen Christi gewesen seyn sollen, wären nicht das Loos der Menschheit. Aber Christus mußte ja bey höherer Kraft auch stärkere Versuchungen aushalten können; und die, von denen hier die Rede ist, sind nichts weniger als stark: mach aus Steinen Brod! stürze dich (muthwillig) herab! bete mich an! Welche dumme Foderungen! Ueberdies glaubt F., Christus habe in der Begeisterung eben das empfunden, was eine wirkliche teufelische Versuchung bey ihm würde gewirkt haben; daher ist es immer anzusehen, als hätte er die Versuchungen wirklich erduldet, ob sie gleich nicht das Loos der Menschen seyn sollen. — Bey der dritten Versuchung glaubt F. sonderlich Gründe zu finden, die für eine bloße Begeisterung streiten, weil kein Berg möglich ist, von welchem man in einem Augenblicke alle Reiche übersehen kann. Aber die Ausdrücke: Reiche der Welt, und zeigen, können vielerley Sinn haben.

Die unnöthige Weitläuftigkeit z. B. S. 81 und 90, ingleichen etliche sonderbare Aeußerungen, z. B. daß man zu schweren Unternehmungen die göttliche Gegenwart durch Fasten soll zu erflehen suchen, wollen wir nicht rügen. Die Abhandlung verdient immer gelesen und erwogen zu werden.

Op.

Samm-

Sammlung von Schriftstellen, nebst Anzeige der Hauptlehren des Christenthums, zu deren Beweis sie dienen, zum Unterricht der christlichen Jugend. Frankfurt, bey den Eichenbergischen Erben. 1776. 8. 214. Seiten.

Der V. ist ein reformirter Prediger. In seiner Gemeine pflegt bey dem Unterricht der Jugend der Heidelbergische Katechismus zum Grunde gelegt zu werden, an dessen Abschaffung man seines Orts auch billig, wie er sagt, um soviel weniger dächte, da die evangelischen Lehren von der Größe des natürlichen Verderbens, und von unserer Begnadigung allein durch den Glauben an Christum, welche in demselben mit so vielem Nachdruck vorgetragen würden, in unsern Zeiten von so vielen verkannt würden, auch überdem in nicht wenigen Stellen dieses Buchs eine wahre Salbung herrschte. Indessen hat man ihm vergönnt, zur Erleichterung seines Unterrichts die Schriftstellen, deren er sich dabey zu bedienen pflegt, in der Ordnung seines Vortrages drucken zu lassen. Von den Glaubenslehren ist keine die in unsern theologischen Compendien stehen, ausgelassen, auch die gewöhnliche Lehre von Engeln und Teufeln ausführlich vorgetragen, und die christlichen Lebenspflichten sind, wie in dem heidelbergischen Katechismus, nach den zehn Geboten abgehandelt, welches der V. für nützlich erkannt hat. Die Lehren des Christenthums sind unter gewissen Hauptartikeln in kurze Sätze gefaßet, und die Schriftstellen in extenso dazu gedruckt, worunter diejenigen, mit deren Erlernung die Jugend den Anfang machen soll, mit einem Sternchen bezeichnet worden. So wohl Rec. das Buch im Ganzen nach der dabey intendirten Absicht gefällt, so glaubt er doch, wie der V. auch selbst hinterher wahrgenommen hat, daß es als Unterrichtungsbuch für eine christliche Jugend hätte um ein groß Theil kürzer abgefaßet werden sollen. Es ist immer noch zuviel Theologie darin, welche wohl nicht eigentlich für die Jugend gehört; ob wir sonst gleich dem V. das Zeugniß geben müssen, daß er die theologische Phraseologie sorgfältig vermieden, und die Lehrsätze in einer verständlichen gemeinfaßlichen Sprache ausgedrückt habe. Auch billigen wir es, daß er hie und da in Luthers Uebersetzung, wo es die größere Verständlichkeit und der richtige Sinn

der

der Schriftstelle erforderte, ein oder ein Paar Worte geän
hat. Auch die Wahl der bibliſchen Stellen iſt gröſtentei
gut getroffen; nur zuweilen hat er ſich bey Anführung
Deutung eines Spruches mehr von dem einmal angenomme
kirchlichen Syſtem, als von einer richtigen Auslegungsku
die auf den Sprachgebrauch der Worte, auf den Zuſamm
hang, Zeit, Ort, Umſtände, Perſonen, von und zu de
etwas geſagt wird, Acht hat, leiten laſſen.

Aus 1. Moſ. 8. 21. wo offenbar von dem moraliſc
Zuſtande des damaligen groſſen Haufens die Rede iſt, und
51, 7. wo David ſeine eigene individuelle Unſittlichkeit in
danken hat, wird, wie gewöhnlich, das allgemeine angeboh
Verderben der menſchlichen Natur bewieſen. Epheſ. 4,
ſpricht Paulus, wie der V. ſelbſt geſteht, von den Heide
1. Kor. 2, 14. meynt er den ſinnlichen Menſchen (ψυχ
ἄνθρωπος im Gegenſatz des πνευματικος) und doch ſoll damit
härtet werden, daß das Verderben der menſchlichen Na
ſich auf alle Seelenkräfte erſtrecke. Läßet ſich wohl, o
Vorurtheil und Rückſicht auf kirchliche, Dogmen aus Mat
7, 18. Röm. 8, 7. Eph. 4, 18. Kap. 2, 5. 1. Joh. 3, 1
die natürliche Untüchtigkeit eines jeden Menſchen zu etw
wahrhaftig, guten, darthun? Die Sprüche ſind ewig wa
Ausſprüche. Der zu beweiſende Lehrſatz mag auch gegrün
ſeyn; aber aus dieſen Sprüchen folgt er doch nimmermeh
Man beklagt ſich ſo oft, daß gewiſſe Lehrſätze von vielen v
kannt würden; und doch fährt man immerfort zur Beſtätigu
ihrer Wahrheit ſo ſchlechte, unzulängliche Beweisgründe a
der Bibel an. Hat der V. ſich nicht erinnert, was Jeſ
Matth. 18. von den unverderbten Kindern urtheilet? Wie
die ausgearteten Alten auf dieſe Kinder verweiſet, denen
erſt ähnlich werden ſollten, bevor ſie Glieder ſeines Reic
zu ſeyn, geſchickt waren? Das Urtheil Jeſu iſt in dieſer S
che entſcheidend, klärer als irgend etwas. Und doch wird imm
darüber weggeſehen. — Daß ſich der Menſch von Nat
unter der Herrſchaft des Teufels befinde, und in e
nem Stande der Feindſchaft mit Gott ſtehe, ſoll a
1. Joh. 3, 8. Apoſtgeſch. 26, 18. Eph. 2, 2. 2. Tim. 2, 2
Röm. 8, 7. 8. Eph. 2, 3. wo das Wort Natur (φυσει)
fenbar, wie Gal. 2, 15. der Antitheſe gemäß, ſo viel als, u
rer jüdiſchen Abkunft oder Geburt nach, heißt, Jac. 4,
dargethan werden. Ich frage wiederum jeden uneingenommen
Schriftforſcher, ob aus einer einzigen dieſer Stellen jene E

ge entbehrlich zu machen sind? Alle Heidnen von blinden lasterhaften Juden und Heiden zu der Apostel Zeiten, denen unsere mannigfaltige und böse Christen freylich völlig ähnlich sind. Aber soll darum jeder unverdorbene junge Mensch, in dessen Seele Gott durch die Natur schon soviel Anlagen zum Guten gemacht hat, welches auch, wenn er nicht durch verkehrten Unterricht und schlimme Erziehung darin gehindert und umgeformt wird, bey zunehmender Erkenntniß in wirklicher Liebe zu dem erkannten Gott, und der empfohlnen Tugend hervorbreche, soll der darum der Herrschaft des Teufels unterworfen und ein Feind Gottes seyn müssen? Was für Lehrsätze sind das? Und in was für ein Scheusahl verwandelt man an der unschuldvollen Jugend unserer Kinder, welche die alten Böswichter beschämen, die menschliche Natur, die noch itzt, ehe die Teufel unter den Erwachsenen sie verderben, ganz das Werk des guten Gottes ist. Man führe nur nicht die Jugend zu den Künsten der Bosheit an, es wird sich noch zeigen, daß Gott den Menschen, wie Salomon sagt, aufrichtig und gut gemacht habe. Wir können uns nicht enthalten, hier die Anmerkung zu machen, daß wir unsre christlichen Lehrbücher nimmer verbessern werden, und uns mit Verfertigung neuer ganz vergebliche Mühe geben, wenn die unzulänglichen sogenannten Beweisstellen der Bibel aus den alten nach hergebrachter Gewohnheit immer wieder in die neuen übergehen.

Matth. 5, 20. beweist, daß es beym Christenthum auf ein reines, innerlich gut gesinntes Herz, nicht aber auf äußerliche Scheinfrömmigkeit, die den Pharisäern eigen war, ankomme. Und der V. will daraus darthun, daß nichts gutes an der menschlichen Natur sey. — Bey der Strafwürdigkeit des Unglaubens S. 83. hätte wohl mögen ein Wink gegeben werden, was Unglaube sey, und wie das Verdammungsurtheil von Jesu nur über diejenigen gesprochen worde, welche der ihnen kundgemachten Wahrheit seiner Lehre freventlich widerstreben: denn zu solchen Menschen redete Jesus, an solche schrieben auch die Apostel. Der wahre Glaube ist übrigens recht gut von dem V. charakterisiret worden. — Wie Matth. 9, 2. bey der Kindertaufe zu brauchen sey, verstehen wir auf keine Weise — Jesus vereiniget sich mit dem wahren Gläubigen im heil. Abendmal, ist uneigentlich geredet, und hätte einer Erklärung bedurft. — Die Furcht vor Gott desgleichen, welche der V. pflichtmäßig bey dem Unterricht selbst mündlich giebt. — Diese wenigen Erinnerungen mögen ihm übrigens

Lehrgebäude beweisen, mit sorgfältig wie sein Buch, dem wir das verdiente Lob gern geben, ganz durchgelesen haben. Die ganze Methode, auf die Art den christlichen Unterricht der Jugend unmittelbar aus der Schrift zu schöpfen, gefällt uns sehr wohl, und es wäre zu wünschen, daß sich viele Prediger dabey solche Mühe gäben, als der Hr. V. thut, wodurch sie mit in ihrem Amte den größten Nutzen stiften würden.

T.

Benjamin Blayney Predigers — neuer Versuch über die Weissagung Daniel IX, 20—27. oder die sogenannten 70. Jahrwochen. Eine Nachlese zu dem, was neuerdings, besonders vom Ritter Michaelis, über diese Stelle ist kommentirt worden. Aus dem Englischen. Halle, bey Gebauer, 1777. 88. S. in gr. 8.

„Siebenzig (ich sage) siebenzig Jahre der Ruhe (oder der „Verwüstung) sind über dein Volk und über deine hei„lige Stadt ergangen, um den Aufruhr zu hemmen, und den „Sünden ein Ende zu machen, und Versöhnung für die Un„gerechtigkeit zu machen, und die Gerechtigkeit der alten Zei„ten wieder hervorzubringen, und zu versiegeln (d. i. zu begnadi„digen) das göttliche Orakel und den Propheten, und um zu „salben (d. i. von neuem zu heiligen) die alterheiligsten Dinge. „Und du wirst erkennen und verstehen, daß von der Zeit an, „da ein Edikt ergangen ist, Jerusalem wieder aufzubauen, „bis auf den Messias, den Fürsten, seyn sollen 70. Wochen „und 62. Jahre, es soll wieder erbauet werden, und sich wieder „vergrößern, und immer mehr beträchtlich werden, selbst in den „Zeiten des Unglücks. Und nach den Zeiten siebenzig sieben „und 62, wird der Messias von dem, was ihm angehört, „abgeschnitten, beides die Stadt und das Heiligthum; der „Fürst der kommen wird, wird das Volk zu Grunde richten; „und die Abschneidung desselben wird mit einer Ueberschwem„mung geschehen (d. i. mit dem Einbruch feindlicher Kriegs„heere,) und bis zum Ende eines mit großer Eilfertigkeit ge„führten Kriegs werden Verwüstungen seyn. Aber er wird „einen Bund bestätigen (oder einen starken Bund machen) mit

„vielen

„vielen für eine Woche, und in der Mitte der Woche wird er „machen, daß die Opfer und Speisopfer aufhören, und der „Greuel der Verwüstung wird seyn an der Stätte (d. i. er „wird die Stadt und den Tempel einschließen und hart zusam„mendrücken) und ein gänzliches Ende, selbst ein schleuniges „(oder bis zu einem gänzlichen Ende, und noch dazu einem „schleunigen) wird ausgegossen werden über den Verwüsteten.“

Das ist unsers V. Uebersetzung einer genug gemarterten und von vielen Auslegern, doch niemals befriedigend, erklärten Weissagung. Wir haben sie ganz abgeschrieben, weil vieles darinn neu ist. Die Gründe wider die bisherigen Erklärungen, und für die gegenwärtige, müssen wir Liebhabern zum eigenen Nachdenken überlassen. Männer, die in dieser Weissagung allerley theologische Beweise zu finden gewohnt sind, werden dem Verf. nicht beystimmen; sonderlich da er Manches auf bloße Muthmaßung, oder auf eine (entdeckte, oder gar noch zu erwartende) Variante bauet. Der Rec. gesteht, und Viele werden ihm nach geschehener Prüfung beystimmen, daß diese Uebersetzung viel für sich, und vor andern etwas voraus hat; alles ist ungezwungener; überdieß enthält sie eine zum Inhalt und zur Gelegenheit des Gebets des Propheten schickliche Antwort. Dies ist schon eine gute Empfehlung. Inzwischen läßt sich freylich wohl noch Manches einwenden.

Eine in der Vorrede dem Ritter Michaelis gemachte sehr tiefe Verbeugung (sie heißt: „Wofern ich es anders wa„gen darf, mich einem so großen Manne an die Seite zu se„tzen,“) würden wir mit Vergnügen als ein Opfer ansehen, wodurch stolze Engländer den von ihnen größtentheils verkannten Verdiensten deutscher Gelehrten Gerechtigkeit widerfahren lassen; wenn es uns nicht überhaupt eckelhaft wäre, einen Gelehrten seiner Würde uneingedenk in gar zu demüthiger Stellung zu sehen.

Ph.

Auszug aus den wichtigsten Theilen der biblischen Geschichte für Jünglinge, von A. W. A. Wöniger — Schwerin, bey Buchenröder. 1777. Die Geschichte des alten Bundes. 542 Seit. und des neuen 336 Seit. 8.

Es

Es ist längst der Lieblingswunsch aufgeklärter Menschenfreunde gewesen, daß ein Auszug aus der Bibel gemacht würde, den man Kindern und Laien, statt der Bibel selbst, in die Hände geben könnte. Auch hat es nicht an Versuchen gefehlt, diesen Wunsch zu erfüllen. Aber die Erfüllung desselben ist schwerer, und erfodert mehr Ueberlegungen, mehr Geschicklichkeiten, mehr wahre Weisheit, als diejenigen, welche solche Versuche anstellten, geglaubt zu haben scheinen.

Um sich von den erforderlichen Eigenschaften eines solchen Auszuges eine deutliche Vorstellung zu machen, ist nöthig, daß man erst die Gründe erwäge, warum verständige Gottesgelehrten, die es sowohl mit der Religion, als mit ihren jungen und allen andern untheologischen Mitmenschen gut meynen, Bedenken tragen, ihnen die ganze Bibel in die Hände zu geben. Ich will diese Gründe, weil sie zur Beurtheilung des gegenwärtigen Auszuges gehören, kürzlich anzeigen.

Auch diejenigen, welche jedes in der Bibel enthaltene Wort, jede Silbe, jeden Buchstab für göttlich halten, und denen man daher kein Unrecht thut, wenn man sie fanatische Bibelverehrer nennt, müssen, wenn sie nicht wider ihre eigene Ueberzeugung reden wollen, gestehen, daß nicht nur viele einzelne Stellen, sondern oft ganze Geschichten, sowohl in Ansehung des eigentlichen Wortverstandes dunkel, als auch in Ansehung der sittlichen Abzweckung des Inhalts, mancher Schwierigkeit unterworfen sind. Zum Beyspiel mag die Geschichte von Jacobs Ringen mit — (wer sagt uns mit wem?) — mit einem göttlichen Manne; nach Jacobs eigener Meynung, mit Gott selbst; nach der Meynung verschiedener Theologen aber, mit Christo, — dienen. Wo ist der Schrifterklärer, der sich rühmen dürfte, diese sonderbare Geschichte zu verstehen, oder ihre moralische Abzweckung deutlich einzusehen? Wozu wollen wir aber die Kinder und die Menschen überhaupt etwas lesen lassen, wobey sie nicht wissen, was, oder wozu sie eigentlich lesen? — Stellen und Geschichten dieser Art, deren es, besonders im A. Testamente nicht wenige giebt, sind also die erste Ursache, warum von vernünftigen Lehrern ein biblischer Auszug gewünscht wird.

Außer diesen, durch die Länge der Zeit, und durch den Verlust der zur Erklärung derselben gehörigen historischen Umstände, für uns durchaus unverständlich gewordenen Stellen, giebt es soviel andere, welche zwar deutlich genug, aber für uns ohne

allen Nutzen sind, weil sie sich lediglich auf die Verfassung, auf die Denkungsart, auf die Sitten und auf die politischen und moralischen Bedürfnisse der ehemaligen Juden beziehen, von welchen die gegenwärtigen Bedürfnisse der christlichen Welt gar sehr verschieden sind. Beyspiele? doch die wird niemand verlangen, der die Bibel jemals in der Absicht gelesen hat, das Gelesene auf sich selbst anzuwenden, um sowohl seine Religionseinsichten dadurch zu erweitern, als auch sein Herz in guten Gesinnungen zu befestigen. Einem solchen werden Beyspiele dieser Art, sowohl in den historischen, als auch prophetischen und moralischen Büchern der Schrift, bey Hunderten aufgestoßen seyn, und er wird nicht nöthig haben, darauf erinnert zu werden. — Und wozu soll das Lesen solcher, bloß für ehemalige Juden geschriebenen Stellen, unserer Jugend, wozu dem großen Haufen unserer Christen dienen, die auf Lesen überhaupt und auf das Nachdenken über Religionssachen, ihres geschäfftigen Lebens wegen, so wenig Zeit verwenden können? Wozu anders, als die Kraft der Religion, durch Zerstreuung der Aufmerksamkeit auf soviel unnütze Nebendinge, zu schwächen, und ihren Einfluß auf die Gesinnungen und Handlungen der Menschen dadurch geringer zu machen? — Also auch um solcher Stellen willen würde ein mit weiser Auswahl verfertigter Auszug der Bibel, für Kinder und untheologische Christen, ein sehr schätzbares Geschenk seyn.

Der dritte Grund ist noch wichtiger. Warum wollten wir es uns selbst, warum andern verhehlen, daß die Begriffe von Gott, welche das Kind und der gemeine Christ aus der Lesung vieler Stellen und Geschichten des alten Testaments einsammelt, nicht nur äußerst dürftig und unvollständig, sondern offenbar unrichtig sind, und so lange bleiben müssen, bis sie theils durch den Unterricht des N. Testaments, theils durch eigenes Nachdenken, theils durch Unterweisungen in der natürlichen Religion, geläutert und berichtiget werden. Die grobe sinnliche Denkungsart der ehemaligen Juden mag immer für die Propheten und Sittenlehrer derselben, wegen der Mittheilung solcher, ihrem crassen Verstande angemessenen, Vorstellungen von Gott, eine gültige Rechtfertigung seyn: wird das aber auch uns entschuldigen können, wenn wir eben dieselben groben und unrichtigen Begriffe, ohne alle Noth, auch von unsern Kindern und dem großen Haufen unserer Mitchristen einsaugen lassen? Daß aber das ganze A. T. von solchen bloß jüdischen Vorstellungen von Gott voll sey, bedarf heutiges

ger Tages wohl keines Beweises mehr. Daß er bald als ein körperliches Wesen vorgestellt wird, welches eine Gestalt hat, (IV B. Mos. XII. 8.) welches man von Angesicht sehen kann, (2 B. Mos. XXIV. 10. 11. 1 B. Mos. XXXII. 30.) welches größere Leibesstärke, als ein Mensch hat, und daher den Beynamen des Starken verdient, (1 B. Mos. XXX. 20.) welches nach menschlicher Weise herabfahren muß, um den babylonischen Thurmbau zu besehen (1 B. Mos. XI. 5.) oder sich selbst durch den eigenen Anblick zu überzeugen, ob das Gerüchte von der Sodomiter Gottlosigkeit gegründet sey, (1 B. Mos. XVIII. 21.;) bald als ein menschliche Fehler und Schwachheiten an sich habendes Wesen geschildert wird, welches sich jetzt der Schöpfung der Menschen, (1 B. Mos. VI. 6. 7) jetzt der Sündfluth, als einer vergeblichen Züchtigung, reuen läßt, (1 B. Mos. VIII. 21.) welches nicht blos um der Menschen, sondern um sein selbst willen, sich ein Zeichen setzen muß, um beym Anblick desselben sich des Versprechens zu erinnern, keine Sündfluth wieder kommen lassen zu wollen; (1 B. Mos. IX. 16.) — das alles möchte noch, als minder schädlich, hingehen; ohngeachtet es allerdings schwer ist, in einer mit solchen crassen Ideen einmal angefüllten Seele, reineren und größeren Vorstellungen von dem erhabensten Wesen Eingang zu verschaffen. Aber wenn nun eben dieses heilige, weise und liebevolle Wesen auch noch überdem mit solchen Leidenschaften abgeschildert wird, die wir unsern Kindern und Zuhörern nach den Grundsätzen der christlichen Sittenlehre, als sündliche, beschreiben müssen; wenn es uns bald, als einer, der sich im Zorn und Rachbegierde nicht zu mäßigen weiß, und sich daher entfernen muß, um im heftigen Affekte ein Volk, an dessen Erhaltung ihm gelegen war, nicht gänzlich aufzureiben, (aufzufressen, nach Luthers Uebersetzung) (2 B Mos. XXXIII. 3.;) bald als ein solcher, der im heftigen Affekt des Zorns seiner eigenen Ehre und seiner Eidschwüre vergißt, und deswegen von einem, ihn an Güte und Weisheit übertreffenden Sterblichen erinnert werden muß, um sich seiner unüberlegten Hitze gereuen zu lassen; (2 B. Mos. XXXII. 7 — 14;) bald als einer, der jemanden um einer verabsäumten Kleinigkeit willen, die er ihm überdem, der Geschichte nach, nicht ausdrücklich befohlen hatte, sogleich umbringen will; (2 B. Mos. IV. 24.;) bald als ein solcher, der selbst nicht weiß, was er eigentlich will, der erst etwas gebietet, und dann ergrimmt, daß das Gebo-

tane gethan werde, (4 B. Mos. XXII. 21. 22.) u. s. w. vorgestellt wird: so müssen solche Beschreibungen entweder ohne allen Verstand und Nachdenken gelesen werden, oder für die Religion und Sittlichkeit der Kinder im hohen Grade schädlich seyn. — Also auch solche Stellen wünschte man in einem biblischen Auszuge übergangen zu sehen.

Hierzu gehören viertens nun auch noch alle diejenigen Historien, oder diejenigen einzelnen Züge aus solchen Historien, worin lasterhafte Handlungen heiliger Personen ohne Mißbilligung derselben, oft mit ausdrücklichem Beyfall des Geschichtschreibers, ja zuweilen Gottes selbst, erzählt werden, wodurch dergleichen Handlungen in den Augen der Kinder nothwendig den Schein rechtmäßiger und nachahmungswürdiger Thaten gewinnen müssen. Von dieser Art sind z. E. die Erzählungen von der grausamen Rache, welche die Kinder Israel auf göttlichen Befehl an den Einwohnern des von ihnen zu erobernden Landes Canaan ausüben mußten; ferner die häufigen, oft wirklich schändlichen Vergehungen solcher Personen, die uns als heilige, von Gott vorzüglich geliebte Männer geschildert werden, z. E. der Betrug des Jacobs; (1 B. Mos. XXVII. XXX.;) die Liebloſigkeit Josephs, der von der großen Hungersnoth Gebrauch macht, um die Aegypter ihrer Heerden, ihrer Aecker und ihrer Freyheit zu berauben, (1 B. Mos. XLVII.;) der Diebstahl der Juden bey ihrem Auszuge aus Aegypten (2 B. Mos. XII.;) Moses Grausamkeit, da er ohne vorhergegangene Absonderung der Schuldigen von den Unschuldigen, die Leviten mit bewaffneter Hand durchs Lager gehen läßt, um alles, was ihnen vorkam, Söhne, Brüder, und Freunde, ohne Unterschied nieder zu säbeln, (2 B. Mos. XXXII.) u. s. w. Was sich zur Rechtfertigung dieser und ähnlicher Stellen sagen läßt, ist den würdigen Theologen, die sie in einem biblischen Auszuge ausgemerzt zu sehen wünschen, so gut, als andern bekannt; aber sie wissen aus Erfahrung und Vernunftgründen, daß es besser sey, sich alles Giftes trinkens zu enthalten, als es vorsetzlich einzuschlucken, und dann die schädlichen Wirkungen desselben durch Gegengift wieder hemmen zu wollen. Und deswegen wünschen sie, daß alle diese und ähnliche Stellen von Kindern und gemeinen Christen lieber gar nicht, als mit gelehrten Erklärungen und Rechtfertigungen, gelesen werden mögen. Ob sie hierin Recht haben, kann bey nachdenkenden Menschen wohl nicht die Frage seyn.

Noch

Noch ist ein fünfter Grund übrig, welcher dem Recenseuten allein schon wichtig genug scheint, um in den Wunsch nach einem zweckmäßigen biblischen Auszuge, von ganzem Herzen einzustimmen. Alles, was in der Bibel, vornemlich im A. T. erzählt wird, hat sich, dieser Erzählung nach, unter der unmittelbaren Direktion des höchsten Wesens zugetragen. Ueberall sieht man Gott selbst handeln, überall hört man ihn selbst reden, überall werden die Menschen als lebende Maschinen beschrieben, welche bloß die Werkzeuge des unmittelbar handelnden Gottes sind. Sowohl die Belohnungen, als auch die Strafen Gottes, sind unmittelbare und willkührliche. Alles geschieht daher auf eine wunderbare, übernatürliche Weise, nichts nach den bloßen allgemeinen Gesetzen der Natur, nichts so, wie wir sehen, daß heutiges Tages alles in der Welt geschieht. Hieraus scheint für junge Gemüther, welchen die erste Kenntniß der Weltbegebenheiten aus den biblischen Büchern beygebracht wird, mehr als eine nachtheilige Folge zu entspringen. Erstlich wird auf diesem Wege ihre Wißbegierde so sehr ans Wunderbare und Uebernatürliche gewöhnt, daß alle andere Geschichten von Dingen, die sich nach dem ordentlichen Laufe der Natur ereignet haben, von ihrem dadurch verdorbenen Geschmacke angeeckelt werden. Doch zu einer Zeit, da Leute, welche sich das Ansehen geben, die menschliche Seele studirt zu haben, dem gesunden Menschenverstande zum Trotz, die Feenmärchen aus Tausend und einer Nacht, als eine nützliche Unterhaltung für Kinder, empfehlen, *) dürfte dieser Grund wohl schwerlich gefühlt werden. — Die zweyte nachtheilige Folge, welche daraus für die Kinder zu entstehen scheint, ist diese, daß sie sich unmerklich gewöhnen, die göttlichen Gesetze sowohl, als auch die Belohnungen und Strafen Gottes, als etwas, nicht in der Natur der Dinge gegründetes, sondern vielmehr, als etwas willkührliches zu betrachten; wodurch dann natürlicher Weise der dunkle Wahn entsteht, daß nicht unsere Handlungen, sondern der davon unabhängige göttliche Wille uns glücklich oder unglücklich mache, und daß daher die Beobachtung des Gebets und der gottesdienstlichen Gebräuche, wichtiger als das Bestreben nach Rechtschaffenheit sey. — Endlich scheint auch dies eine von dem frühen Bibellesen zu befürchtende Folge zu seyn, daß die Kinderseelen nach und nach gewöhnet werden, etwas,

*) S. das 2te Stück des deutschen Merkurs von diesem 1778sten Jahre.

derjenigen unmittelbaren Handlungsart, nach welcher die göttliche Vorsehung im Alten Testamente wirksam war, ähnliches in ihrem eigenen Leben von Gott zu erwarten, wodurch sowohl ein Hang zur Schwärmerey, als auch Ungeduld und Kleinmüthigkeit bey ihnen entstehen kann, wenn ihre Erwartungen einer übernatürlichen Lenkung der sie angehenden Begebenheiten nicht durch den Erfolg bestätiget werden. —

Dies sind die vorzüglichsten Ursachen, welche einen nach reifer Ueberlegung mehrerer vernünftiger Gottesgelehrten verfertigten biblischen Auszug wünschen lassen, welcher die Bibel der Kinder und der gemeinen Christen wäre. Ob nun Hr. Wöniger bey Verfertigung des Seinigen diese Ursachen vor Augen gehabt und sich darnach gerichtet habe, kann man vorläufig schon aus der großen Bogenzahl des angezeigten Werks schließen. Untersucht man aber diesen Auszug selbst, so findet man, daß er die von mir angezeigten Schwierigkeiten, welche für Kinder und gemeine Christen mit dem Bibellesen verbunden sind, entweder gar nicht gefühlt, oder gering geschätzt, und sie daher alle in seinem sogenannten Auszuge beyzubehalten für gut befunden habe. Welchen Zweck er also bey der Verfertigung desselben wohl gehabt haben mag? Soviel ich einsehen kann, bloß den, die Bibel zu modernisiren, und sie eine Sprache reden zu lassen, in welcher die Verfasser derselben würden geredet haben, wenn sie Mitglieder einer deutschen Gesellschaft gewesen wären.

Mn.

D. Johann Balthasar Lüderwalds Bemühungen zur gründlichen Beurtheilung und Erkenntniß der Offenbarung Johannis in zween Theilen. Helmstädt bey Kühnlin. Erster Theil 1777. 14 Bogen. Zweeter Theil 1778. 14 Bogen in 8.

Soweit auch Recensent in seinen Meynungen über die Offenbarung Joh. von dem Verfasser verschieden ist, so kann er doch seiner Billigkeit und Mäßigung das gebührende Lob nicht versagen, und wünscht, daß alle Schriften über streitige Materien in einem so ruhigen untersuchenden Ton geschrieben seyn möchten. Denn zu verlangen, daß ein jeder gerade so denken soll, wie wir, und deswegen, weil er dies nicht thut,

thut, schlimmer von ihm zu urtheilen, würde, man habe auch eine Meynung welche man wolle, den ersten Grundsätzen der christlichen Toleranz, welche auf den Satz, unser Wissen ist Stückwerk, gebaut ist, entgegen seyn. Das Resultat seiner Untersuchungen giebt der Verf. in der ganz kurzen Vorrede an: es geht dahin, „daß er nicht Ursache gefunden, denen beyzutreten, die das Buch verwerfen, sondern vielmehr „es in seiner verdienten, jedoch nicht auf alle auszudehnenden „Würdigkeit und Nutzbarkeit zu betrachten.“ In Ansehung dieser Einschränkung äußert er in dem Anfange seiner Schrift, die Offenb. Joh. sey das sonderbarste, folglich auch nicht das nothwendigste unter den Büchern N. T. Die andern zielten zur Unterweisung des Menschen zur Seeligkeit ab, und wären deswegen freylich die vornehmsten und wichtigsten; indessen sey es doch der Weisheit und Güte Gottes vollkommen gemäß, daß er uns auch ein Buch vorgelegt, das die merkwürdigsten Weissagungen von den Schicksalen und Veränderungen der christlichen Kirche in sich enthielte. Das möchten wir Menschen a priori nun in dergleichen Fällen wohl schwerlich ausmachen können, was der Weisheit Gottes gemäß sey, oder nicht. Ueberdem möchte das Buch, bey seiner eigenthümlichen Dunkelheit, zur Befestigung in der Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums, bey denen, welche dieselbe am meisten nöthig haben, wohl schwerlich etwas beytragen können. Im ersten Theil beschäftigt sich der Verf. größtentheils mit historischen Untersuchungen, über die Aechtheit der Offenb. Joh. wobey uns aber nichts Neues oder vorzüglich Erhebliches aufgefallen ist. Der Verf. ist doch so billig, den Papias, auf dessen Alter man gemeiniglich zu pochen pflegt, und dem Hr. Michaelis, (dessen Urtheile nun freylich in unsern Augen keine Orakelsprüche sind) weil er seiner Hypothese zu statten kommt, eine sehr unverdiente Apologie schrieb, aus der Zahl der Zeugen für die Offenb. Joh. ganz auszustreichen. Es ist auch kaum zu begreifen, wie man ihn wider das ausdrückliche Zeugniß des Eusebius, der den Papias doch wohl besser kannte, als ein weit späterer Andreas, hat darunter setzen können. Denn da Eusebius nicht allein sagt, daß er es allemal melden wolle, wenn ein Kirchenschriftsteller irgend eins von den Büchern unsers N. T. angeführt, oder ein Zeugniß davon gegeben, sondern dies auch wirklich in den ersten sieben Büchern mit der größten Genauigkeit thut; da eben dieser Eusebius die Schriften des Papias gelesen hatte, wie aus

Kirchengesch. B. III. Kap. 39. erhellt; und doch nicht ein Wort davon sagt, daß er die Offenb. Joh. gebraucht habe; sondern nur bloß meldet, daß er ein Chiliast gewesen, welches er ohne die Offenb. Joh. seyn konnte; so ist doch dies sein Stillschweigen wohl so gut als das stärkste Zeugniß, daß jener nichts von dem Buche erwähnt. Und die unbestimmte allgemeine Nachricht des Andreas bedeutet nichts. Gegen den Eusebius ist der Verf. zu unbillig, wenn er seine Glaubwürdigkeit dadurch zu entkräften sucht, daß er eine Menge Fabeln erzähle: da dieser Mann doch weiter nichts thut, als mit Nennung seiner Gewährsmänner, Stellen aus denselben anführen. Mithin muß der Vorwurf des Fabulirens diese, z. E. den Hegesippus, Justin u. s. w. und nicht ihn treffen. Daraus, daß Justin der Offenb. Joh. gedenkt, auch sie namentlich dem Apostel beylegt, kann weiter nichts bewiesen werden, als daß das Buch zu seiner Zeit schon existirt, nicht aber, daß es deswegen eine Schrift des Apostels wirklich sey. Sonst müßte ein Gleiches von den Sibyllinen, die er anführt, und von andern untergeschobenen Schriften gelten, die unter dem Namen gewöhnlich angeführt werden, den sie an der Stirne führen. Vom Irenäus wird nichts, als lauter sehr bekannte Sachen gesagt. Viel gründlicher ist das, was Hr. D. Semler in seiner neuesten Schrift über die Apokalypsis, von ihm gesagt hat. Recensent, der, ohne damit zu prahlen, den Irenäus und Eusebius fleißig gelesen hat, ist schon seit geraumer Zeit auf die Spur gewesen, daß Irenäus ein Montanist gewesen. Wer seine schwärmerischen Schriften ohne Vorurtheil liest, und dann dazu nimmt, was Eusebius im Anfange des 5ten Buchs der Kirchengeschichte von ihm sagt, und aus ihm anführt, und sieht, wie sehr man sich zu Lyon der Montanisten angenommen, der wird schwerlich daran zweifeln. Wir halten uns bey den folgenden bekannten Sachen nicht auf, sie sind in den neuesten Schriften wider die Offenb. zur Genüge widerlegt. Als Gegner der Offenb. stellt der Verf. nur die Aloger, den Cajus und Nicephorus, auf, die übrigen stellt er sämmtlich unter die zweifelhaften Zeugen; was er aber gegen alle diese vorbringt, ist nicht sehr gründlich. Er will auch nicht, daß auf die Verstandeskräfte der Zeugen für die Offenbarung Rücksicht genommen werde; da man doch wohl bey andern nicht gewöhnlichen und offenbar in die Sinne fallenden Thatsachen fragen muß, ob der Zeuge auch hinlänglichen Verstand und Scharfsicht gehabt; wie vielmehr

bey

bey einer solchen Sache, wo es wirklich auf Untersuchung ankommt. Wären Justin und Irenäus mit dem Apostel Johannes gleichzeitig gewesen; hätten sie gesehen, daß er dies Buch geschrieben, so müßten wir ihnen glauben, sie möchten so einfältig und so schwärmerisch seyn, als sie wollten. So aber verhält sich der Fall ganz anders. Wir erinnern uns, daß vor einigen Jahren ein einfältiger Mensch wider den Philosophen von Sans Souci schrieb, und glaubte, es sey ein Edelmann, Herr von Sans Souci; gilt Justin als Zeuge für die Offenb. Joh., so wird auch dieser nach Jahrhunderten einmal als Zeuge gelten, daß ein solcher Edelmann gelebt, und philosophische Schriften geschrieben. Reden nicht so gar jetzt viele Gleichzeitige von der kleinen Chronik des Königreichs Tatojaba, als einer Schrift des ältern Wielands? So wenig diese einmal als Zeugen dafür gelten können, eben so wenig und noch vielweniger können Justin und Irenäus, beyde notorisch einfältige Leute, die dazu über 100 Jahre nach Johannes gelebt, als Zeugen gelten für die Aechtheit der Apokalypsis. Ein untersuchender gelehrter Dionys und Eusebius ist hierbey also [illegible] werth, als zehn solcher treuherzigen Schriftsteller, w[illegible]l. dazu der himmelweite Unterschied der Schreibart [illegible] Apokalypsis und den übrigen Schriften Johannis ze[illegible], das wichtigste Moment, das bey der Untersuchung ü[illegible]. die Aechtheit einer Schrift allemal in Anschlag gebracht werden muß.

Der Verf. kommt hierauf S. 100. zu der Erklärung des Buchs selbst, und verfährt dabey anfänglich polemisch, indem er Hrn. Semlers Erklärung in den Libellis Wetsteinii Stück vor Stück widerlegt; aber auch dies ohne Scharfsinn und Gründlichkeit. Folgende Stelle verstehen wir gar nicht: „Wir „finden die Zeiten genugsam vor uns, darinn man den Kön„gen gegen den Aufgang den Weg bereitet, d. i. da man das „Heydenthum auf alle Weise vertheidigen und annehmlich ma„chen, heydnische Völker, insonderheit gegen den Aufgang, „heydnische Länder, heydnische Sitten den christlichen weit „vorziehen, oder auch den Mahumedismus auf alle Weise be„günstigen will.“ Soll dies etwa auf einige neuere Empfehlungen der Gesetze und Religionsbücher der Hindoos gehn? Nach einer weitschweifigen und mühsamen Untersuchung, über die Zeit, da dies Buch geschrieben worden, bleibt der Verf. endlich dabey, daß es unter Domitian geschehen sey. Die außerordentliche Unregelmäßigkeit des Styls in der Offenbar. die ungeheuren Barbarismen und Solœcismen, sucht der V.

auf die sonderbare Art zu entschuldigen, daß er sagt, Johannes habe in seinem hohen Alter sein Griechisch wieder vergessen. Ob dies bey einem Manne, der beständig unter Griechen lebt, möglich sey, mögen andere beurtheilen.

Die eigentliche Auslegung der Offenb. von Kapitel zu Kapitel, nach der Vorstellung des Verf. macht den Inhalt des zweyten Theils aus. Wir enthalten uns, hievon etwas auszuzeichnen, weil wir keine Apokalyptiker, mithin über Auslegung dieses Buchs auch nicht kompetente Richter sind. Dies Eine aber müssen wir doch bemerken, daß der Verf. die Zahl 666. nicht von dem Namen einer Person, sondern von einer Reihe von Jahren verstehen will, die von dem Jahre an gerechnet werden soll, da die Offenbarung gesehen worden. Sie fällt seiner Meynung nach, in das Jahr 756, da der Pabst durch das erhaltene Patrimonium Petri ein weltlicher Fürst geworden. Allein wie würde damit das vorhergehende bestehen? wie der Ausdruck, daß es eines Menschen Zahl sey? wie die Aufforderung, daß, wer Verstand habe, die Zahl ausrechnen solle?

Die Schreibart des Verf. ist schlecht, und er verfällt oft in den Postillenton des vorigen Jahrhunderts. Auch hat er die sonderbare Gewohnheit, die Stellen griechischer Schriftsteller fast immer nach der lateinischen Uebersetzung anzuführen. Wollte er sie ja nicht in der Grundsprache anführen, so war es doch immer schicklicher, in einem deutschen Buche sie deutsch anzuführen.

Fe.

Das Ende der Welt und die Zukunft Jesu zum allgemeinen Weltgerichte, nach Inhalt der eigentlichen Worte Jesu, in dem harmonischen Text des 24 und 25 Kap. Matth., des 15 Kap. Markus, und des 24 K. Lukas gezeiget, von J. C. Eggert, Pastor zu Altstreliz. Halle, bey Curt. 1777. gr. 8. 6 Bogen.

Der Verf. erklärt die Verfinsterung der Sonne und des Monds, das Fallen der Sterne und das Kommen des Menschensohns in den Wolken, von dem Ende der Welt; das

darauf

darauf folgende Gleichniß aber vom Feigenbaum zieht er wieder auf die Zerstörung Jerusalems, als wovon vorhin geredet worden war. Er gründet seine Erklärung auf die Hypothese, daß die in diesen Kapiteln der Evangelisten angeführte Rede Jesu keine zusammenhängende Rede, sondern verschiedene besondere Vorträge seyn, da viele Fragen der Jünger, und auch verschiedene Handlungen dazwischen vorgefallen wären, und daß die Jünger nicht alles aufgezeichnet hätten.

Wir geben gern zu, daß die meisten Reden Jesu nicht ganz, sondern nur dasjenige aufgezeichnet worden, was die Jünger als besonders merkwürdig behalten hatten. Aber die Rede Jesu in diesen Kapiteln, sonderlich im Matthäus, hat wirklich einen Zusammenhang, wenn sie auch gleich etwas abgekürzt worden ist. Sie ist auch bey weitem nicht, wie der V. meynet, so lang, daß sie nicht könnte in einem Zusammenhang fort auf dem Oelberg gehalten worden seyn. Denn wenn auch nur die Hälfte der Worte Jesu aufgezeichnet worden: so würde doch der ganze Vortrag nicht eine Stunde Zeit erfodert haben. Es fällt also die Hypothese des V. und die darauf gebauete Erklärung weg. Ἐγγὺς wird auch allezeit sogleich heißen, und selbst die darwider vom Verf. angeführten Exempel bestätigen diese Bedeutung.

Zeugniß der Wahrheit von Jesu Christo, als dem Kern und Hauptinhalt der heil. Schrift, und dem wahren Lichte, welches die Messianische Lehrstücke des A. T. aufkläret, zur allgemeinen Erbauung, insbesondere aber zur richtigen Beurtheilung der fortgesetzten Theodizee göttlicher Offenbarung, ans Licht gestellet von dem Verfasser derselben. Wismar, 1778. 8. 12 Bogen.

Wenn die Lehre von der Person, dem Mittleramt Christi, und allen damit verknüpften Lehren in ein völliges Licht und ungezweifelte Gewißheit gesetzt worden wäre: so wäre es ohne Zweifel, daß diese Lehre zur Aufklärung der ganzen heil. Schrift vieles beytragen würde. Aber diese Lehre selbst ist noch so vieler Dunkelheit und Ungewißheit unterworfen, daß wir es für die erste Pflicht eines Gottesgelehrten halten, dieses

dieſelbe genau zu unterſuchen. Dieſe Unterſuchung muß aber lediglich durch Aufſpürung des eigentlichen Verſtandes der H. Schrift geſchehen. Was noch ſelbſt aus der heil. Schrift aufgeſucht werden ſoll, kann nicht als ein Erkenntnißgrund die heil. Schrift zu erklären, angegeben werden, wenn man nicht einen offenbaren Zirkel begehen will.

Es wundert uns auch ſehr, daß der Verf. in einer Anmerkung S. 58. ſchreibt: „Ich möchte aber wohl wiſſen, ob „nicht aller Ausleger Meynungen willkürlich wären? Sie „ſind es gewiß eben ſo ſehr, als ihrer Beurtheiler Lob oder „Tadel.“ Dergleichen Ausſpruch vom Herrn Konſiſtorialrath Stresow hätten wir nicht vermuthet. Der Beurtheiler Lob oder Tadel iſt gewiß nicht allezeit willkürlich. Sie haben oft ſehr hinreichenden Grund dazu, und wenn ſie ihn nicht haben, verdienen ſie ſelbſt den größten Tadel. Eben ſo wenig ſind alle Meynungen der Ausleger willkürlich. Sprachkenntnis und Zuſammenhang zwingen oft den gewiſſenhaften Schriftforſcher, einen Sinn zu erkennen, der ſeinen vorgefaßten Meynungen entgegen, und daher anfänglich ganz zuwider war.

Geſchichte eines freydenkenden Philoſophen, ſeinem Lehrer in einigen Briefen im Vertrauen erzählt, von ihm ſelbſt. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, und zur Beſchämung des Unglaubens herausgegeben, von Joh. Chr. Fr. Reich. Helmſtädt, bey Kühnlin. 1777. gr. 8. 20 B.

Ein Menſch, der ſich von allem dem, was ſeine Begierden einſchränket, losreißet, der keine Vorſehung, keine Unſterblichkeit glauben will, macht, ſobald man ihn recht kennet, eine ſo ſchlechte Idee, daß ein jeder, der nur einige Einſicht in den Zuſammenhang allgemeiner Wahrheiten, und noch einiges Gefühl der Ehrlichkeit hat, ihn nothwendig verabſcheuen muß. Freygeiſter von dieſer niedrigſten Art, die ihnen ſelbſt nur Thier ſind, fühlen ſelbſt das Abſcheuungswürdige ihrer Träume, und ſehen ſich wohl vor, ihre wahre Denkungsart in Geſellſchaft der Redlichen zu entdecken. Sie ſprechen von Tugend und Laſter, von Recht und Unrecht, da ſie doch allen moraliſchen Unterſchied der Handlungen aufheben. Ihnen

iſt

ist alles weise und recht, wozu ihre Neigungen sie treiben; nur mit der Vorsichtigkeit, daß sie den weltlichen Gerichten nicht in die Hände fallen. Sie heben alle Sicherheit der Menschen auf, und zernichten die Bande der Gesellschaft.

Der Uebersetzer dieser Schrift, die zu London unter dem Titel Confidence philosophique herausgekommen, verdient Dank. Der Verf. spielt die Rolle eines recht wilden Freygeistes. Mit Lachen und Spöttereyen erzählt er seine Bekehrung vom Aberglauben, er rühmet den glücklichen Zustand, in welchen er dadurch gesetzt worden. Mit lachendem Munde erzählt er den Tod seines redlichen Vaters, den er todt geärgert. Ohne Empfindung redet er von seinem Freunde, der einen Wechsel gestohlen. Er rühmt sich, eine ehrliche Frau, die Frau seines besten Freundes, verführt zu haben, und ohne Empfindung erzählt er, wie sie dadurch unglücklich geworden. Es schaudert einem beym Lesen die Haut; aber man merket endlich, sonderlich aus dem 9ten und 10ten Briefe, daß diese Schrift die beste Widerlegung für Freygeister sey. Sie stellet sowohl den abscheulichen Charakter derselben, als auch ihre Unredlichkeit in ihrem Disputiren wider das Christenthum, in seiner wahren Blöße dar.

Die wesentliche Lehre des Herrn Kaspar Schwenkfelds und seiner Glaubensgenossen, sowohl aus der Theologie als bewährten Dokumenten erläutert, nebst ihrer Geschichte bis 1740. ihrem Glaubensbekäntniß und Streitigkeiten. Leipzig bey Korn. gr. 8. 1. A. 8. B.

Ein Buch aus Amerika, aus Philadelphia, von den Schwenkfeldern selbst, welche seit 1734. sich daselbst niedergelassen haben. Ihre Absicht ist, ihre Geschichte, die von ihren Feinden unrichtig vorgetragen worden, in ihr wahres Licht zu setzen, und ihre besondere Meynungen zu rechtfertigen. Sie haben diese Schrift dem jetzt regierendem Könige von Preußen zugeschrieben, und danken ihm für die Gewissensfreyheit und den Schutz, welchen er ihren in Schlesien zurückgebliebenen Brüdern huldreichst angedeihen lassen. Das Buch scheint etwas älter, und der Titel neu vorgedruckt zu seyn. Zuerst erzählen sie die Schicksale ihres ersten Lehrers, und seiner Anhänger bis

bis 1742. Die Schreibart ist schlecht, wie man sie von unstudierten Leuten erwarten kann. Man kann auch bey aller Redlichkeit, die man nicht in Zweifel ziehen will, nicht für die Wahrheit aller Umstände stehen: weil Argwohn und Mangel der Einsicht, auch unschuldige Seelen zu unrichtigen Vorstellungen leiten, welche in ihre Erzählungen einen großen Einfluß haben müssen. Doch im Ganzen sind die Sachen leider wohl mehr als zu richtig

Kaspar Schwenkfeld von Ossig, ein Schlesischer Edelmann, aus dem Fürstenthum Liegnitz hatte viele Jahre studiert. Er lebte zu den Zeiten der Reformation, verließ bald die Papistischen Irrthümer, und wie er selbst rühmt, profitirte er von Luthern, den er selbst einigemal besuchte. Er war ein sehr rechtschaffner Mann, voller Glaubens und Verleugnung der Welt; aber er verfiel bald auf besondere Spekulationen, und erregte heftige und unnöthe Streitigkeiten. Er wollte durchaus nicht leiden, daß Christus nach seiner Menschheit eine Kreatur genennet würde: glaubte auch, daß diese menschliche Natur nach ihrer Erhöhung zwar noch existire, doch ganz vergöttert und aller göttlichen Eigenschaften theilhaftig sey. Er ehrete die Bibel, und studirte sie fleißig; aber er will sie durchaus nicht, als ein Mittel der Wiedergeburt und des Glaubens erkennen: wie er denn überhaupt nicht zugeben will, daß Gott durch Mittel handle. Das Brod, sagt er, das wir essen, giebt uns nicht Kraft und Stärke, sondern unmittelbar Gott. Noch mehr schreibt er alle Wirkungen in der Seele unmittelbar Gott zu. Gott spricht in der Seele, die Seele höret, und dies ist ihm das Gehör, aus welchem nach Pauli Lehre der Glaube kommt. Das innerliche Wort sey für die Seele, das äußerliche für den Leib, durch Lesung und Hörung desselben die äußerlichen Sinne zu beschäftigen. Wenn die Seele das innere Wort vernommen, so kann sie auch das äußerliche verstehen und nutzen.

Schwenkfeld verwarf nicht die Sakramente. Er pries die heil. Taufe, aber nicht als ein Mittel der Wiedergeburt, welche innerlich durch den Geist Gottes vor der Wassertaufe gewirket seyn müsse. Er redet viel von einer Feuertaufe, da er durch das Feuer den heil. Geist versteht, und unterscheidet sie von der äußerlichen Wassertaufe. Das heil. Abendmal erkennet er ganz richtig als ein herrliches Gnadenmittel, da man bey Genießung des Brods und Weins, das Gedächtniß des Leidens Jesu feyre, mit der Seele gen Himmel steige, und

auf

auf eine geistliche Art Jesu Leib und Blut genieße. Das Essen mit dem Munde, und daß die Gottlosen auch Christi Leib und Blut empfangen, war ihm ganz anstößig und unerträglich. Auch von der Rechtfertigung dachte er wohl so unrichtig nicht, wenn er solche nicht nur in der Vergebung der Sünde, sondern in einer wirklichen Gerechtmachung und Heiligung der Seele setzet.

Schwenkfeld ließ seine Meynungen drucken, schickte sie Luthern, Melanchthon und andern Gelehrten, wie auch einigen großen Fürsten zu. Der V. dieser Schrift klagt, daß er nicht sey gehört worden. Allerdings sind seine Schriften gelesen und geprüfet: er konnte aber keine Vorstellungen annehmen, weil er unmittelbar von Gott gelehrt zu seyn glaubte. Luther wies ihn endlich ganz von sich, und schickte sein übersandtes Buch, und seinen Boten mit einem Zettel zurück, der freylich zu hart ist, und mit Nichts, als Uebereilung und den unartigen groben Ausdrücken der damaligen Zeit entschuldiget werden kann. Der sanfte Melanchthon begegnete ihm ganz bescheiden: richtete aber nichts aus, sondern wurde für einen natürlichen Menschen, der nichts vernehme, was des Geistes Gottes sey, von dem frommen Schwenkfeld erklärt.

Schwenkfeld war freylich ein Fanatikus, das kann Niemand leugnen, so sehr auch seine Anhänger wider diese Benennung protestiren. Doch war er ein erträglicher, ja ein liebenswürdiger Schwärmer, ein rechtschaffener Mann, voll warmer Liebe zu Gott und Christo, ruhig, schmeidig, treu in seinen Pflichten, der für seine Beleidiger betete. Bey seiner Einbildung von dem innerlichen Worte folgte er doch in der That dem äußerlichen, das ist der Bibel: und ward dadurch vor den entsetzlichen Vergehungen anderer Schwärmer bewahrt. Er hatte auch in einigen Sätzen a's von den Sakramenten und der Rechtfertigung, richtigere Einsichten, als die Reformatores selbst. Er dachte selbst und oft gut, wenn er sich auch zuweilen unbequem ausdrückte. Es ist also unrecht, daß man ihn verfolgte. Indessen kann ich nicht unterlassen, eine kleine Anmerkung über solche liebreiche und sanftmüthige Schwärmer zu machen. Es ist wahr, sie zeigen sich gelehrig, bitten um Zurechtweisung und schelten nicht auf eine grobe Art wieder, wenn sie gescholten werden. Aber die Natur ihres Irrthums macht sie in der That ungelehrig. Die deutlichsten Gründe richten bey ihnen nichts aus: weil sie sich feste überredet haben, innerlich vom Gott selbst gelehrt zu seyn. Sie halten also alle

die

die ihre Träume nicht annehmen wollen, für Unbekehrte, und deuten auf sie wie Schwenkfeld S. 265. auf den frommen Melanchton den Spruch des Paulus. Der natürliche Mensch vernimmt nicht, was des Geistes Gottes ist. So sanftmüthig, so fromm diese Anwendung scheinet, zumal, wenn sie mit einer seufzenden Stimme und andächtigen Mine hervorgebracht wird so ist sie doch nicht weniger beleidigend, als wenn ich einen für einen Ketzer schelte. Ein Ketzer soll ein Mensch seyn, der in einem Glaubensartikel irret: der natürliche Mensch ist weit schlechter, weil er von der wahren Religion nichts verstehn kann, ein Gottloser, ein Kind des Fluchs und der Höllen ist. Sollte diese in der That recht giftige Beurtheilung rechtschaffenen Gottesgelehrten nicht so wehe thun können, daß sie auch zu einer Hätete gegen fromme Schwärmer hingerissen werden? Es sollte freylich nicht seyn; aber wir sind Menschen, und fehlen von beiden Seiten.

Schwenkfeld erwarb sich durch seine Frömmigkeit bey manchem gutem Herzen Hochachtung in seinem Leben, und Anhänger im Tode; sonderlich auf einigen Dörfern in Schlesien. Diese gleichfalls fromme Leute wurden im 16ten, 17ten und 18ten Jahrhundert heftig, und zwar, wie sie meynen, auf Anstiftung gottloser Lutherischer Prediger, mit schweren Gelderpreßungen und hartem Gefängniß gequälet; doch genossen sie zuweilen einer stillen Ruhe, in welcher die Zahl der Schwenkfelder sich merklich verringerte. Die Ursache der Verfolgung war, daß sie weder in unsere Kirchen, noch zum heil. Abendmale gehn wollten. Da sie wirklich ehrliche Leute, treue Unterthanen und gute Nachbarn waren; so sehen wir es, als einen Schandfleck unserer Kirche an, wenn evangelische Lehrer, das Nöthige sie hereinzukommen, auf gut Papistisch betrieben haben.

Das beständige Klagen der Lutherschen Geistlichen über diese Leute, die zu keiner von den privilegirten Religionen sich bekennen wollen, brachte die Jesuiten auf die Gedanken, sie in den Schooß der Katholischen Kirche zurückzuziehen. Sie kamen 1739. als Missionairs nach Liegnitz und Jauer, forderten die Schwenkfelder vor sich, zwangen sie ihrem Unterricht beyzuwohnen; und endlich 1740. machten sie einen kaiserlichen Befehl bekannt, daß sie mit Gewalt zum Pabstthum zurückkehren sollten. Die meisten traten zu den Lutheranern, die andern warteten den Ausgang ab; der Tod des Kaysers und die neue Regierung setzten sie in völlige Gewissensfreyheit. Schon

1726.

1726. waren 40 Familien zum Grafen von Zinzendorf geflüchtet; und als sie auf Befehl des Churſächſiſchen Hofes nicht länger geduldet werden ſollten: waren ſie auf Koſten einiger Gönner zu Harlem nach Penſilvanien gegangen, wohin noch andre Familien 1737 gefolget ſind.

Wir empfehlen dieſes Buch jedem Lehrer unſrer Kirche, um Vorſichtigkeit im Wandel und Klugheit gegen fromme Schwärmer zu lernen. Schwenkfelds Anhänger wären nicht mehr, wenn man ſie nicht verfolget hätte. Sie geſtehen ſelbſt, daß wenn ſie Ruhe gehabt, ihre Sekte abgenommen habe. Dies gieng ganz natürlich zu. Fromme Prediger benahmen ihnen durch liebreiche Duldung die Widerkeit und den Eigenſinn, und zogen ſie zur Gemeinſchaft unſerer Kirche: da ſie denn den Nutzen des äußerlichen Wortes ſo erfuhren, daß ſie vom innerlichen zu träumen aufhörten.

Hiſtoria Diaboli ſeu commentatio de Diaboli malorumque ſpirituum exiſtentia, ſtatibus, iudiciis, conſiliis, poteſtate. Autore *M. I. G. Meyer*. Tubingae. 1777. 4. 1 Alph. 13 Bog.

Der Rec. fühlt eben die Ehrerbietigkeit für die heil Schrift, als der V.: er fühlt aber auch das Unbequeme der Lehre von den böſen Geiſtern, wie ſie in den gewöhnlichen Lehrbüchern vorgetragen wird, in Rückſicht auf die allgemeinen Wahrheiten, welche Schrift und Vernunft uns lehren. Er wünſchte, daß der V. dies Unbequeme eben ſo ſtark fühlen möchte, ſo würde er keinen Satz behaupten, als nur den, der ganz deutlich in der Offenbarung ſtünde: und würde nicht ſo ſehr wider Andersdenkende declamiren, welche die Lehre von den Teufeln, bloß aus Hochachtung für die Offenbarung, aus derſelben heraus zu exegiſiren ſich ſoviel Mühe geben; weil ihnen dieſe Lehren, ſowohl ſich ſelbſt als den unſittigen Eigenſchaften Gottes, zu widerſprechen ſcheinen. Die Declamationen dienen ſchwachdenkende Leſer zu überraſchen; dies iſt nicht die Abſicht eines Freundes der Wahrheit. Der V. tadelt ſelbſt die Declamationen der Gegner, und führt eine Menge anzüglicher Ausdrücke von ihnen in einer Note an. Wie leicht würde ich eine größere Anzahl derſelben, die noch anzüglicher ſind, aus dieſer ſeiner Schrift ſammeln können! Es iſt nicht gut, wenn wir an andern Fehler tadeln, und ſie ſelbſt begehen.

Aber der V. denkt mehr Recht zum Schelten zu haben, weil er für die Wahrheit zu eifern glaubt; auch der Gegner denket von sich eben dieses.

Es ist unsere Absicht nicht, den V. ordentlich zu widerlegen; wir wollen nur einige Anmerkungen machen. Wenn der V. diese Lehre zum wichtigen Glaubensartikel erhebt: so hat er weder in der Schrift noch in der Sache selbst einen Grund dazu. Christus hat das menschliche Geschlecht erlöset, sein Verdienst bleibt gleich groß, die Sünde rühre vom Menschen selbst, oder von einem Geist außer ihm her. Diesen bösen Geist zu besiegen, waren die großen Veranstaltungen Gottes, sogar des Todes des Mittlers, ganz unnöthig, da der Allmächtige das ganze Heer der Höllen mit einem Wink in den Abgrund stürzen konnte. Ansprüche und Recht hat der Teufel nie an Menschen gehabt, so daß er ein Lösegeld für die Erlassung fordern könnte. Wachsamkeit über sich, Verhütung der Gelegenheit und andächtiges Gebet, sind die Waffen, dadurch ein Christ die unordentlichen Begierden besieget: sie mögen durch sinnliche Gegenstände von außen, oder durch einen fremden Geist von innen erregt werden. Es ist also unrichtig, daß der, der keinen bösen Geist glaubt, wider denselben nicht streiten könne. Er streitet wider die Lüste, wenn er nur ehrlich streitet, und streitet eben so glücklich, als wenn er alle böse Geister namentlich kennete. Die ganze Wichtigkeit dieser Lehre ist, daß die heilige Schrift der bösen Geister an einigen Orten so gedenkt, daß man deren Daseyn stehen lassen muß, wenn man dem Ansehen der Schrift nicht zu nahe treten will.

Der V. führt für ihr Daseyn mit Recht die Worte Christi an, Joh. 8. 44. Ihr seyd nicht Kinder Gottes, weil ihr nicht göttlich gesinnet seyd: ihr seyd vielmehr Kinder des Satans, weil ihr ein gehässiges Herz habt, und diesem feindselig Gesinnten ähnlich seyd. Es ist also ein Teufel, ein feindlich gesinnter Geist. Ein Gehässiger heißt in der Bibel ein Mörder. Dies ist aber auch alles, was wir aus der Schrift wissen: Wenn Christus das Herz des Menschen Luc. 8. mit einem Acker vergleicht: so ist es klar, daß die Hindernisse der Fruchtbarkeit im Acker selbst liegen. Fällt die Saat auf harten Weg, so kann sie wegen der Härte des Bodens nicht in die Erde kommen: und daß sie die Vögel fressen, ist nur eine Folge und höchstens ein Nebenumstand. So sind die leichtsinnigen Zuhörer, fremde Gedanken hindern die Aufmerksamkeit. Der Heyland drückt dieses durch eine bildliche Rede aus: denn

daß

daß Gott, der so ernstlich die Frucht seines Worts will, bey so vielen natürlichen Zerstreuungen noch eine Parthie mächtiger Geister den Zuhörern in die Kirche nachgehen lassen soll, scheinet mir der Vaterstreue Gottes zu widersprechen.

Ueberhaupt scheint es, als ob die Erfinder der Historie des Teufels, bey aller Redlichkeit ihres Herzens, nicht genug die moralischen Eigenschaften Gottes vor Augen gehabt hätten. Die gute aber ganz unerfahrne Eva, die genug Versuchung in ihrer eigenen Sinnlichkeit fand, mußte durch einen listigen Feind aus der Geisterwelt betrogen werden. Sie gieng als ein Kind unter den Augen ihres Schöpfers und Vaters herum. Dieser, der seine neue Kinder in allem unterrichtete, und demnach dem geschehenen Unglück gleich hervortrat, hätte sie bey dem ersten Angriff vor einem unbekannten und so gefährlichen Feind warnen können. Dies scheint seine Vaterstreue und Weisheit zu erfordern. Moses nennt den Verführer eine Schlange: ich kann eben so leicht die sinnliche Lust, und noch leichter als einen fremden Geist darunter verstehen. Im folgenden 4ten Kap. wird die Lust gleichfalls personificiret: die Sünde ruht vor der Thüre.

Wenn ein treuer Vater sein verführtes Kind wieder zur Ordnung zurückführen will: so ist gewiß seine erste Sorge, den Verführer ganz von ihm zu entfernen. Aber unser System belohnet den Teufel für seine abscheuliche That, daß er den ganzen Plan Gottes vereitelt hatte. Der Teufel bekommt nun ein Eigenthumsrecht und völlige Herrschaft über das arme Kind, und über alle dessen unschuldige Nachkommen. Gott will die Menschen bessern, und übergiebt sie ganz und gar der Gewalt des Verführers: welch ein Widerspruch!

Durch den Tod des Messias soll die Macht dem Teufel genommen, und sein Reich zerstöret seyn; und doch gehen noch eben die Krankheiten und eben die Laster im Schwange, die wir zu und vor den Zeiten Christi bey Juden und Heyden finden. Der Teufel vereitelt nach unserm System noch immer die besten Absichten Gottes, und Gott kann kaum so viel hauen als der Satan einreißt. Alles dies macht mir die Lehre von den Teufeln zu schwer. Es ist wahr, es kommen in der Schrift Redensarten vor, die dergleichen zu sagen scheinen: aber sagen sie es wirklich, und ist keine andre Erklärung möglich?

Wenn eine Krankheit zu Christi Zeiten ein Dämon genennet wurde, so war es einerley, ob Christus sagte: Dämon fahre aus, oder Krankheit fahre aus! Der Besessene,

Marc. am 5. macht die meisten Schwierigkeiten: werden diese aber gehoben, wenn wir eine Besitzung annehmen? Welcher Unsinn, eine Legion so mächtiger Geister in einen Menschen einzulegen? Redet der Teufel aus ihm, so ist derselbe ein Lügner, und es ist ungereimt, aus des Teufels Vorgeben Beweise in unserer Dogmatik zu nehmen. Warum bittet der Teufel um Erlaubniß in die Säue zu fahren, da er ohne Erlaubniß in den Menschen gefahren war? Sind die Menschen etwan weniger als die Säue? Und warum erlaubt der fromme Heyland den bösen Geistern diesen Muthwillen? Denn weiter war es doch nichts.

Die Erklärung wird viel leichter, wenn ich sage: der Mensch war wahnwitzig, seine verderbte Imagination stellte ihm eine Legion Teufel vor, und Raserey war es, wenn er die Menge Teufel unter die Heerde Säue wünschte. Der Heyland, der nie Schaden durch seine Wunder gethan, ließ es itzt aus sehr weiser Absicht geschehen. Aus allen Gegenden eilten Elende zu ihm, sie erhielten Hülfe. Es konnte leicht der Argwohn entstehen, als ob gesunde Leute abgerichtet worden, sich krank zu stellen. Ein solcher frommer Betrug ist wohl eher gespielet worden. Der Heyland ließ also die Krankheit von dem Rasenden auf die Säue fallen. Der Rasende stand vernünftig da, und die Säue waren toll. Der stärkste Beweis, daß wirklich die Raserey bey dem Menschen gewesen war. Der Rec. ist bey einem Wahnwitzigen gewesen, der sich fest einbildete, daß ein Dämon in ihm sey, und in seinem Leibe laut rede. Er wurde sehr empfindlich, daß der Rec. diese Stimme nicht auch hören wollte. Auch hat Rec. einen jungen Menschen, der die Nervenkrankheit hatte, genau gekannt, der die gewöhnlichen Kennzeichen eines Besessenen an sich hatte, und er wurde durch den Gebrauch natürlicher Mittel von diesen Zufällen befreyet.

Die schwere und verworrene Geschichte der Teufel wird nie in ein besseres Licht gesetzt werden, wenn man, wie bisher geschehen, die gewöhnliche Meynung immer als wahr voraussetzet, alle bisher dahin erklärte Stellen der Schrift wieder dahin erklärt, und noch hundertmal schreibt, was schon hundertmal geschrieben worden ist. Es müßte jede Stelle besonders untersucht, und mit andern Stellen, auch insonderheit mit den göttlichen moralischen Eigenschaften, verglichen werden. Man müßte gegen die Andersdenkende nicht declamiren, sondern ihre Erklärungen mit kaltem Blut untersuchen. Dann würden

den wir endlich eine historiam Diaboli bekommen, die mit sich selbst und andern unstreitigen Wahrheiten übereinstimmte.

Caussam succinctam dogmatis de Obligatione reuerentiae ergà sacra, maxime contra conuersi et plexi capite comitis Struensee primi ordinis deismum, in lucem profert *M. I. C. Götzingerus*. Wittenberg. 4. 10 B.

Der Verf. will seine Belesenheit zeigen, er sucht alles zusammen, was er finden kann. Seine Weitschweifigkeit ermüdet den Leser, und wenn er noch in einer Sprache schriebe, die er kennete!

Vermischte Sammlung merkwürdiger Begebenheiten, aus der Geschichte, zur Verherrlichung Gottes und Beförderung der Tugend. Halle, 1777. bey Hendel, gr. 8. 16 B.

Diese Schrift ist angenehm und nützlich. Die Erzählungen sind kurz, die angehängte Moral mehrentheils richtig. Was der V. S. 19. von der Wiedererstattung sagt, ist wahr; wenn er aber die Sünde wider das siebente Gebot deswegen für die gefährlichste hält, so hat er nicht bedacht, daß alle Sünden eine Wiedererstattung erfordern. Ein Verläumder muß seine Lästerungen wiederrufen; ein Ehebrecher, der ein fremdes in die Familie gebracht, muß die rechtmäßigen Kinder wegen ihrer verringerter Erbtheile schadloß halten. Wer ein unschuldig Mädchen verleitet, muß sie heyrathen, oder ausstatten. Wer jemanden zum Irrthum oder Laster verführet, ist schuldig, ihn zur Erkenntniß und Tugend auf alle mögliche Weise zurück zu führen. Es wäre zu wünschen, daß dieses in den Predigten öfter, deutlicher und ernstlicher vorgestellet würde. Wenn der V. die Erforscher der nichtswürdigsten Alterthümer, wie er sie unbedachtsam nennet, S. 130. und die Erklärer der heydnischen Dichter verdammet, übereilet er sich. Alle Alterthümer, auch die geringsten, dienen zur Erläuterung der Geschichte und zum Verstand der zu ihren Zeiten verfertigten Schriften: und die Lektüre der alten Dichter träget, wie

selbst Luther erkannt, viel zur Erklärung der heiligen Schriften bey.

Der V. redet zu unbestimmt in der Erzählung von der Frau von Ribnitz. Allerdings ist es gefährlich, einen Katholiken unter katholischer Herrschaft zu heyrathen; aber die Heyrath eines Evangelischen mit einem Reformirten hat keine Bedenklichkeit. Ganz irrig ist der Satz S. 250. „wer von der „Wahrheit seiner Religion völlig überzeugt ist, der ist auch da„von überzeugt, daß man in keiner, andern, als in der seinigen „selig werden kann.“ Wie sehr widerspricht sich der V. selbst? Er hat glänzende Exempel der Tugend von Katholiken und Mahomedanern angeführt. Sollten Muster der Tugend von einem Gott der Liebe und Gerechtigkeit verdammet werden?

Nachrichten von dem Charakter und der Amtsführung rechtschaffener Prediger und Seelsorger, 4ter Band. Halle bey Hemmerde. 1777. gr. 8. 20 Bog. 5ter Band 21 Bog.

Wir finden im 4ten Bande fast lauter deutsche, insonderheit aus der Mark Brandenburg und Pommern. Der Rec. hat sie mit Vergnügen gelesen, und nimmt sich die Freyheit zu erinnern, daß die Nachrichten von manchen, nur ihre Schicksale, nicht ihre Amtsführung betreffen. Wenn auch zuletzt in allgemeinen Ausdrücken ihre Amtstreue gerühmt wird: so thut doch solches der Absicht dieser Schrift kein Genüge, indem daraus, weder zur Prüfung, noch Nachahmung etwas genommen werden kann. An dem guten Herzen, wie auch kluger Amtsführung des seligen D. Plitts zweifelt der Rec. nicht; aber seine Schriften, deren der V. gedenkt, sind nicht sonderlich.

Im 5ten Bande sind recht lehrreiche Beyspiele, mehrentheils großer und sonst schon berühmter Lehrer. Wenn wir von einigen schon besondere Lebensbeschreibungen haben: so ist es doch sehr nützlich, daß ein Auszug daraus mehreren Lesern in die Hände gebracht wird. Es werden nicht nur ihre Schicksale, sondern auch ihre Amtsführung bemerket, die aufmerksamen Lesern zum Nachdenken und vieler Ermunterung dienen können. So groß der Charakter des seligen Abts Beithaupts geschildert ist: so ist er doch im Geringsten nicht flattirt. Er

war

war die Demuth und Redlichkeit selbst, und der Rec. erinnert sich noch mit Vergnügen, daß er in seinen dogmatischen Vorlesungen mehr Erbauung, als in den gewöhnlichen Predigten gefunden.

D. Joh. Georg Rosenmüllers Anleitung für angehende Geistliche, zur weisen und gewissenhaften Führung ihres Amtes. Ulm, bey Wohler. 1778. gr. 8. 19 Bogen.

Der Verfasser hat dieses Buch zu seinen Vorlesungen in Erlangen herausgegeben. Es ist ordentlich, vollständig, mit vieler Urtheilskraft und Unpartheylichkeit geschrieben. Wir wollen nur ein Paar Anmerkungen machen. Wir sehen nicht, wenn Brod und Wein im Abendmal nicht zureicht, und etwas nachgenommen wird, wozu eine neue so genannte Consekration nöthig sey. S. 93 Um der Communikanten willen werden die Worte der Einsetzung vorgelesen; nicht um des Brods und Weins willen, die beyde davon nichts empfinden. Da nun die Verlesung einmal geschehen: wozu nutzet die Wiederholung, wenn neues Brod oder neuer Wein erfodert wird? Mit Recht sagt der Vers., daß der sonst gelehrte Jacobi in seinem Beytrag zur Pastoraltheologie, in Absicht auf die häuslichen Umstände eines Predigers die Sache übertrieben habe. Es wundert uns aber, daß der Verf. ebenfalls so schlechthin den Ehestand anräth. Die besondern Pflichten des Lehramts rathen vielmehr den ledigen Stand an. Der Lehrer soll allen, auch den Vornehmern die Wahrheit sagen, nicht kriechend schmeicheln den Großen, die oft leider Verächter des Herrn sind, dem er dienet. Er soll ein Vorbild der thätigen Liebe seyn. Alles dies wird schwer, wenn er auf Frau und Kinder mit bekümmertem Gemüth sehen muß. Seine nöthige Pflege kann er sich auch ohne Frau schaffen, wenn er nur die Sache wohl anzufangen weiß. Am nöthigen Umgang kann es ihm nicht fehlen, und wer zu lesen weiß, hat nie lange Weile. Es wäre gut, wenn ein erfahrner Prediger die häuslichen Umstände eines Geistlichen, sonderlich auf dem Lande, besonders untersuchte. Die Hauptsache kommt darauf an, daß ein Geistlicher in seinen jüngern Jahren vor Ausschweifungen bewahrt geblieben, und keinen zu großen Hang zum andern Geschlecht hat. Denn wenn dies ist, so ist es besser, sich al-

lem Kummer auszusetzen, als sein Gewissen zu beflecken und anstößig zu werden.

Herrn D. Christian August Crusius — Gnomon oder Zeiger zum richtigem Verstande der zwey wichtigsten Stücke des Propheten Jesaias vom Immanuel und vom Werke Gottes, das der erniedrigte und hernach erhöhete Christus vollführet. Jesaia 7 — 12 Kap. 52 — 60 Kap.. Aus dem Lateinischen übersetzt, von M. Chr. Gottl. Schmidt. Leipzig, bey Langenheim. gr. 8. 10 Bogen.

Der Hr. D. Crusius hat in zwey Festprogrammen diese beyden Stücke des Propheten so erklärt, daß er das 7 — 12 Kap. und das 52 — 60 Kap. jedes für eine zusammenhängende Weissagung ansieht, die bloß auf den Messias geht. Diese Programmen sind hier übersetzt.

Da die Crusische Erklärungsart der Propheten bekannt ist, finden wir nichts anzumerken, als den bittern Ausdruck S. 61. da diejenigen, welche meynen, daß Christus und seine Apostel sich nach den gewöhnlichen Meynungen des Volks gerichtet hätten, für Betrüger gescholten werden. Dies ist gewis sehr unchristlich. Hätte man doch den der Uebersetzung angehängten Brief des Castellio an Eduard den 6ten selbst mit Bedacht gelesen: so würde man überzeugt worden seyn, wie sehr Haß und Feindschaft gegen Andersdenkende der Lehre Jesu zuwider sey.

Neue Briefe an die Freydenker, worinn sie aus ihren eigenen Schriften und der Natur der Sache widerlegt werden, von J. H. C. Zahn — Rotenburg, bey Hermstädt. 1777. 8. 11 Bogen.

Der Verf. hat vor einigen Jahren Briefe gegen die Deisten geschrieben, und jetzt hat er sich durch das Zureden seiner Freunde bewegen lassen, diese Arbeit von neuem anzufangen. Dies konnte er thun, wenn nur diese ganz artig zu lesende Briefe für den zum Nachdenken ungewohnten Freydenker

ter oft treffender wären, und nicht zuweilen gar die Gründlichkeit fehlte. Wir wollen nur ein Paar Proben davon anführen.

Ist es nicht ein Widerspruch, wenn er im zweyten Br. behauptet, daß die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele den Heyden bis Christi Zeiten unbekannt geblieben sey; und im 3ten Br., daß diese Lehre älter sey, als alle Gesetzgebungen, und von den ersten Römern so fest geglaubet worden, daß sie schon den Romulus im Gewitter gen Himmel fahren lassen?

Die Ceremonien im 25sten Briefe aus Mose als göttliche Ordnungen beweisen wollen, ist das ein Beweis gegen Ungläubige? Ist das als ein gelehrter Aberglaube zu tadeln, im 13ten Briefe, wenn man großen Gelehrten, die viel zur Aufklärung der Welt beygetragen haben, Ehrensäulen setzt? Ihre Verdienste gegen das menschliche Geschlecht sind so groß und größer, als die Verdienste eines glücklichen Kriegers. Die Säule des Erasmus macht der Stadt Rotterdam viel Ehre, so wie die Säule des Freyherrn von Cocceji in Berlin dem großen Könige von Preussen.

Ueberhaupt ist manches sehr schwankend gesagt, manches nur angestossen, daß der leichtsinnige, und mehrentheils unwissende Spötter es kaum merken, noch weniger fühlen wird.

D. Ernst Jakob Danovius, Herz. Sächs. Weim. und Eisenachschen Kirchenraths, drey Abhandlungen von der Rechtfertigung des Menschen vor Gott. Aus dem Latein. übersetzt. Nebst Beantwortung zweyer gegen des Verfassers Vorstellungsart von dieser Lehre herausgekommenen Erlangischen Programmen. Jena, bey Krökers Wittwe. 1777. 8.

Der Hr. D. Danovius hatte eine genaue Bestimmung des biblischen Wortbegriffs von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott in zwey Festprogrammen versucht. Der Herr D. Seiler tritt recht feyerlich im Namen der Erlangischen Gottesgelehrten dagegen als gegen eine sehr wichtige Abweichung von dem ächten Begriff dieses Stücks der christlichen Lehre in zwey Programmen auf. Danovius findet sich genöthiget, sich zu verantworten. Die ganze Sache läuft mehrentheils auf einen Wortstreit hinaus.

Das Lehrgebäude der Wiedertäufer nach den Grundsätzen des Martin Czechowitz, zur Vertheidigung der Kindertaufe, von D. Joh. Rudolph Kießling. Reval und Leipzig, 1776. 8. 14 Bogen.

Der Verf. vertheidiget die Kindertaufe. Er meynet, daß die Gründe, die Czechowitz im 16ten Jahrhunderte wider die Kindertaufe angeführet, stärker seyn, als die Gründe der neuen Anabaptisten, und wählt deshalb diesen Mann zu seinem eigentlichen Gegner. Er gebraucht die gewöhnlichen Beweise unserer Theologen, und vertheidiget den Glauben der Kinder. Wenn er besorget, daß die Streitigkeiten über die Kindertaufe zum Nachtheil der lutherischen Kirche jetzt wieder aufleben, und meynet, daß hin und wieder Schriften, welche die Wiedertäufer begünstigen, jetzo herauskommen, so geht er zu weit. Er rechnet unschuldiger Weise die Schrift des Hrn. Erbsteins darunter, die gewiß rechtgläubig und gründlich ist. Die Kindertaufe wird bleiben, wenn Niemand den Glauben der Kinder glauben wird. Wer Antheil an den Verheißungen Christi hat, muß durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen werden. Auch der Kinder ist das Reich Gottes, dies sagt Christus selbst: und durch Sünden haben sie sich ihres Rechts noch nicht verlustig machen können. Der Mangel einer Erkenntniß, die ihnen nicht möglich ist, kann ihnen nicht schaden. Wir schätzen den Fleiß des V.; bedauern aber, daß er die gewöhnlichen Erklärungen der Bibel auf guten Glauben, ohne sie zu prüfen, annimmt. Nicht allen Menschen ist der Glaube an Christum eine Bedingung der Seeligkeit; sondern nur denjenigen, die hinreichende Gelegenheit zu seiner Erkenntniß gehabt haben. Erstlich heißt es: Gehet hin und lehret, und dann folgt: wer da glaubt und getauft wird, wird selig werden; wer aber den Unterricht verwirft, wird verdammt. Dieses Urtheil betrifft die unschuldigen Kinder gewiß nicht.

Anleitung über die Religion überhaupt, und über die geoffenbarte Religion insbesondere vernünftig und schriftmäßig zu denken von Jacob Jochims. Fleusburg, in der Kortenschen Buchhandlung. 1777. gr. 8. 1. A. 5. B.

Der

Der V. hat sich früh mit Religionszweifeln geplaget, die ihm weder auf der Schule noch auf der Akademie gehoben worden. Er schreibt im Vorbericht „ich kam in eine Schule, die mich näher zur Akademie vorbereitete, darin wurden Dietrichs Institutiones Catecheticæ und Hunnius Auszug der Glaubenslehren getrieben. Das war nicht für mich, ich lernte nichts weiter, als was ich schon wußte, und meine Zweifel wurden nicht gehoben. Ich kam auf die Akademie, und hörte theologische Collegia. Außer einigen Allegatis, die mir bis dahin nicht bekannt gewesen, lernte ich wenig aus denselben: und man verkaufte mir als große Weisheit, was ich schon wußte.“

Der V. fieng darauf an, aus Büchern sich zu helfen, und endlich erdreistete er sich, einen Plan über die Religion zu denken, sich selbst zu machen. Er hat schon im Jahr 1771. eine kleine Schrift unter dem Titul: Anleitung über die Religion vernünftig zu denken, herausgegeben, und jetzt giebt er davon eine weitere Ausführung. Wir wollen noch einige wenige Worte aus dem Vorbericht anführen.

„Wir werden in unsern jüngern Jahren an Systeme und Kompendien gebunden, und meynen, Wunder was wir ausgerichtet, wenn wir bey anhaltendem Fleiß dieselben mühsam ins Gedächtniß gefaßet haben. In der That aber fesselt diese Art zu studieren den Geist, bindet die ganze Seele, schlägt alles Nachdenken nieder, und hindert, die Religion auf der rechten Seite anzusehen, und im Ganzen zu übersehen. Das hat hernach einen großen und schädlichen Einfluß in den öffentlichen Vortrag der Religionslehren, macht das Predigen mechanisch, verursacht, daß man die Lehren der Religion nicht bis zur Fassung des gemeinen Mannes herunterstimmet, und hindert also den ganzen Nutzen des öffentlichen Vortrages — — Was mag es doch wohl für eine Vorstellung seyn, die mancher von der Religion von der Schule mitnimmt, und auf Lebenszeit beybehält, wenn nach einem schweren Kompendio die Sache abgehandelt und kunstmäßig vorgetragen wird? Gewiß eine Vorstellung, die für ihn und durch ihn für tausend andere höchstschädlich ist. Der Schüler hat vielleicht schon starke Zweifel gegen die Religion, und mit der Zeit höret oder lieset er gewiß noch mehrere. Wenn man diese Zweifel nicht fortbringet und hebet, so ist er künftig gewiß ein Zweifler, wo nicht gar ein Feind der Religion.“ Der V. redet sonderlich

von

von jungen Leuten, die von der Schule in die feine Welt gehen.

Der V. schreibt als ein Mann, der selbst denkt, der ordentlich und deutlich denkt. Er schreibt in einem Ton, daß der Leser fühlt, der V. erkenne die Religion als das Loos, das Stück und die Würde der Menschen. Sein Plan ist gut gewählt. In der Einleitung macht er den Menschen aufmerksam auf sich selbst, dann fängt er an von Gott und dessen Eigenschaften, hierauf von der Schöpfung und Vorsehung, sodann von dem Menschen und dessen Bestimmung. Ferner handelt er von der Religion überhaupt, als dem eigentlichen Loos des Menschen, von der natürlichen und geoffenbarten Religion, von dem Uebergang zur Prüfung der geoffenbarten Religion, von den Lehren der geoffenbarten Religion, von dem Character der Personen, die die geoffenbarte Religion zuerst vorgetragen haben, von dem göttlichen Kreditiv derer, die die geoffenbarte Religion zuerst vorgetragen haben, von der nach und nach geschehenen Entwickelung oder dem Plan der geoffenbarten Religion, und den Urkunden derselben. Endlich folget die eigentliche Prüfung der geoffenbarten Religion.

S. 203. schreibt der V. sehr richtig, „ich weiß, was die ersten Eindrücke auf die menschliche Seele für einen starken Einfluß haben, und wie schwer es halte, sich von den Formen loszumachen, welche die Art der Vorstellung und des Denkens einmal angenommen hat. Ich will mich also bey dieser Untersuchung nicht an den Unterricht, den man mir zuerst gegeben, auch nicht an die Vorstellung, die mir diese oder jene Bücher beygebracht, sondern lediglich an die Bibel halten: und was ich darin finde, das will ich als wirkliche Lehren dieser Religion annehmen, es mag nun mit meinen bisherigen Begriffen und Vorstellungen übereinkommen, oder davon abgehen.“

So denkt freylich ein redlicher Freund der Wahrheit; aber einen Entschluß auszuführen, ist nicht so leicht, als ihn zu fassen. Indessen findet man, daß der V. viele menschliche Zusätze verlassen, und wenn er sich nicht völlig von ihnen losmachen können, sie doch mehrentheils gereinigter und unanstößiger vorgetragen, als man sie in den Systemen zu finden pflegt.

Von den Sakramenten giebt der V. einen richtigen und deutlichen Begriff, wenn er gleich einige Ausdrücke des Systems mit einschiebt. Er behält die Lehre von der Genugthuung

thumung Christi; erkläret aber sein Leiden blos als ein Strafexempel, wodurch Gott bey der Geisterwelt seine Gerechtigkeit rechtfertigen wollen: und sagt „S. 282. das Werk der Erlösung ändert also das Verhältniß des Menschen gegen seinen Schöpfer, und seine Verbindlichkeit gegen das Gesetz, nicht. Der Mensch bleibt auch hiebey seinem Schöpfer und dessen Gesetz unterworfen, und nur allein moralisch durch Erkänntniß und Gesinnung wird er des Wohlgefallens seines Gottes und einer wahren Glückseligkeit fähig.“ Aber hätte Gott ein Strafexempel üben wollen, so hätte er das Strafgericht selbst veranstalten müssen, etwa mit Feuer vom Himmel, welches schon sonst die Opfer angezündet. Es ist offenbar, daß der Tod Jesu, so wie der Tod anderer Märtyrer, bloß aus dem Haß gegen die Wahrheit herrührete, und daß die Menschen durch diesen Mord sich noch mehr Verschuldungen zuzogen. Gott handelte bey der Verrätherey des Judas, bey der Ungerechtigkeit der Hohenpriester, bey der Menschenfurcht des Pilatus blos Zulassungsweise, um seine Liebe gegen die Menschen desto mehr zu offenbaren, Röm. 8, 31–34. In der Lehre vom Fall der ersten Menschen, und von dem Unvermögen zum Guten, bleibt er zwar beym System; seine Vorstellungen aber sind doch etwas erträglicher eingerichtet. In der Lehre von der Dreyeinigkeit ist er ganz Athanasianisch; gehet aber mit Fleiß sehr kurz. Den Hauptbeweis nimmt er aus Matth. 28, 19. und dieser Ort beweiset gar nichts. Der Prediger giebt den Handschlag auf die Bibel und die symbolischen Bücher. Haben daher die Bibel und die symbolischen Bücher ein gleiches göttliches Ansehen? Ein Unterthan schwöret Gehorsam dem König, dem Statthalter und den Landesgesetzen. Sind König, Statthalter und Landesgesetze 3. Personen, und sind sie einander völlig gleich?

Der V. verdienet indessen die größte Hochachtung. Wir sind Menschen, und es ist so leicht nicht, alle Vorurtheile auszuwurzeln. Es leiden es auch nicht allezeit die Umstände, und dem Rec. fallen oft die Worte Christi bey: Ich habe noch viel zu sagen; aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Er wünscht dieser Schrift viele nachdenkende Leser, sonderlich von der studirenden Jugend. Die Religion wird ihnen gewiß schätzbar und deutlicher werden.

Gottlieb

Gottlieb Schlegels Verſuch eines kleinen Katechiſmus nach dem Vorbilde des kleinen Lutherſchen. Zweyte Auflage. Mietau bey Hinz. 1777. 8. 5. B.

Luther dachte viel zu groß, als daß er hätte denken ſollen, daß die beſten Einrichtungen, die er zu ſeiner Zeit machte, nach veränderten Umſtänden nicht eine Veränderung nöthig haben würden. Das unwiſſende Volk ſeiner Zeit hatte die zehn Gebote, das apoſtoliſche Glaubensbekäntniß: ſie beteten das Vater Unſer, waren getauft, giengen zum Abendmal. Luther machte eine kurze Erklärung über dieſe 5. Stücke, und ſo entſtanden die 5. Hauptſtücke des Katechiſmus. Es iſt nicht undienlich, daß dergleichen kleine Büchlein für die kleine Kinder in den Schulen beybehalten werden, wenn man auch für die Größern einen beſſer zuſammenhängenden Aufſatz gebrauchet. Nur frägt es ſich, ob man in dem kleinen Katechiſmus nothwendig Luthers Worte beybehalten müſſe? Luther ſpricht nachdrücklich aus vollem Herzen, aber nicht allezeit beſtimmt und deutlich genug. Die Taufe, heißt es, iſt nicht allein ſchlecht Waſſer; ſondern ſie iſt das Waſſer in Gottes Wort verfaſſet und mit Gottes Wort verbunden. Weiß nun ein Kind, was die Taufe iſt? Da das Untertauchen nicht mehr gebräuchlich, was hat die 4te Hauptfrage von der Bedeutung der Taufe bey Einfältigen für einen Nutzen? Die Erklärung des Vater Unſers iſt zu weitläuftig. Ein Einfältiger kann ſich des vielen was iſt das? und wie geſchicht das? beym Beten unmöglich erinnern. Es iſt auch Luthers Meynung wohl nie geweſen, daß ſeine Erklärung auswendig gelernet werden ſolle. Der V. verdienet Dank, daß er einen Verſuch machet, den kleinen Katechiſmus zu ändern. Er macht 6. Hauptſtücke: Vom chriſtlichen Glaubensbekäntniß, von der Taufe, von den zehn Geboten, vom Vater Unſer, von der Buße, vom Abendmal. Die Ordnung iſt wohl gleichgültig: wir wollen nur wenige Anmerkungen über die Sache ſelbſt machen. S. 42. „die Taufe bringt eine „geiſtliche Geburt zu wege.“ Nach der Lehre Chriſti und dem beſtändigem Gebrauch der Kirche kann keiner getauft werden, der nicht ſchon ein Chriſt iſt. Die beſte Erklärung des Hr. V. iſt, wenn man die undeutſch gegebenen Bitten in unſer deutſch überſetzt. Gieb daß du erkannt und geehret werdeſt, laß durch die Bekehrung das Chriſtenthum ausgebreitet werden. Bewahre uns vor Gelegenheit zur Sünde, u. ſ. f. Man bete

es

es den Kindern so vor, sie werden es mit Verstande nachbeten. Man bete es um der Erwachsenen willen im guten Deutsch, zuweilen auch auf der Kanzel. Der Rec. hat dieses schon viele Jahre mit Nutzen versucht: der V. erkennet dies selbst, und hat seine Erklärung in einem Gebet nach deutscher Mundart angehängt; aber er hätte Luthers Erklärung ganz weglassen sollen. Was soll in einem so kleinem Buch eine doppelte Erklärung?

Ueberhaupt würde der V. kürzer und deutlicher geworden seyn, wenn er nicht hier und dort Luthers Worte beyzubehalten sich bemühet hätte. Wenn ich doch ändern will, so ändere ich lieber alles, was kürzer und deutlicher gesaget werden kann.

Die Glaubenslehren der wahren Mennoniten, oder Taufgesinnten, aus deren öffentlichen Glaubensbekenntnissen zusammengezogen, durch Cornelius Riß. — Nebst einem erläuternden Vorbericht und Anhang. Hamburg, 1776. 4. 1 Alph. 5 B.

Im Vorbericht wird die Veranlassung zu diesem Werke gemeldet. Viele Mennonitische Gemeinden haben ihre eigenen besondern Glaubensbekenntnisse, die in der Sache selbst nicht unterschieden seyn mögen. Als sich zwo Gemeinden vereinigten, ward dem Vers. aufgetragen, auch ihre beyde Bekenntnisse zu vereinigen. Man wünschte bald darauf ein Bekenntniß, welches zum Grunde einer allgemeinen Vereinigung aller Mennoniten in und außerhalb den Niederlanden könnte gelegt werden: und diese Arbeit wurde gleichfalls dem Vers. von der Societät zu Amsterdam aufgetragen. Sein Entwurf wurde andern zur Beurtheilung zugeschickt, welche einige Anmerkungen machten, die hier mit angehängt sind, und wurden von der Societät in Amsterdam und den damit vereinigten Gemeinden approbiret; doch noch nicht als ein verpflichtendes Glaubensbekenntniß aufgesetzet.

Ferner wird im Vorbericht von der Nothwendigkeit der Glaubensbekenntnisse und von ihrer Einrichtung viel nützliches gesagt: und es wäre zu wünschen, daß alle Symbola mit solcher Vorsichtigkeit abgefaßt seyn möchten. Mir deucht indessen noch immer, daß das apostolische Glaubensbekenntniß, welches bis ins 4te Jahrhundert der christlichen Kirche hinreichend

reichend war, auch durch die folgenden Jahrhunderte hätte hinreichend seyn können. Man sagt, neu entstandene Irrthümer hätten neue Symbola erfordert. Wurden denn die vermeynten neuen Irrthümer durch die neuen Symbola unterdrückt? oder wurden sie auch nur als Irrthümer durch ihre Verwerfung erwiesen? Die Hofluft war der Geist, der die Concilien regierte. Als die Evangelischen ihr Glaubensbekenntniß zu Augsburg übergaben, war ihre Absicht, dem Kayser zu zeigen, worinn sie mit den Römischkatholischen übereinkämen, und worinn sie abgiengen; zugleich auch ihre Lehre von den Lästerungen ihrer Feinde zu befreyen. Eine verbindliche Vorschrift des Glaubens für ihre Nachkommen festzusetzen, war den guten Bekennern nicht in Sinn gekommen: vielmehr haben sie sich eine Verbesserung in Lehren und Gebräuchen ausdrücklich in ihren Schriften vorbehalten. Wenn eine Gemeinde sich über einige Lehren und Gebräuche anderer Christen ein Gewissen machen sollte, und dies sowohl um guter Ordnung willen, als auch zur Nachricht für die Landesobrigkeit bekannt gemacht werden müßte: so wäre es genug, ihre Meynung, nebst ihren Gründen andern zur Nachricht anzuzeigen. Die guten Mennoniten verwerfen die Kindertaufe, den Eyd, und die Führung des Krieges. Dies anzuzeigen, wäre für sie genug gewesen. Ich finde in diesem Bekenntniß sonst keine einzige Lehre, die ich nicht auch bey protestantischen Gottesgelehrten fände. Die Taufe halten sie mit Recht für eine feyerliche Aufnahme in die christliche Kirche; das heil. Abendmahl für ein feyerliches Gedächtniß des Todes Jesu. In der Lehre von der Dreyeinigkeit verwerfen sie das Wort Person; der Verf. geht aber etwas weiter beym heil. Geist, welchen er S. 11. eine göttliche Selbständigkeit nennet, welches mit der Athanasischen Person doch wohl einerley ist.

Uebrigens hat der Rec. alle Hochachtung für den sanftmüthigen Geist der Mennoniten, die bey ihrem Eifer in Ausübung des Christenthums, niemanden, der andre Einsicht hat, anfeinden noch verdammen. Er empfiehlt diese Schrift zur Prüfung; sie ist nichts weniger, als fanatisch. Vernunft und Bibel sind ihre einzige Erkänntnißgründe. Ihre Kirchenzucht ist vortrefflich, und es wäre zu wünschen, daß sie bey allen christlichen Partheyen, so möglich, als bey ihrer kleinen Gemeinde seyn könnte.

Wilhelm

Wilhelm Bates Abhandlung von den vier letzten Dingen, vom Tode, Gericht, Himmel und Hölle. **Erste Abtheilung**, die die Abhandlung vom Tode in sich hält, aus dem Englischen übersetzt von **Karl Friedrich Uhrlandt**, Diak. Gera bey Raschen. 1775. gr. 8. 23 B.

Zweyte Abtheilung vom Gerichte. 1776. 13 B.

Dritte Abtheilung vom Himmel. 1776. 1 Alph. 1 B.

Vierte Abtheilung von der Hölle. 1776. 7 B.

Ferner Ebendesselben christliche Betrachtungen, aus dem Englischen übersetzt von **Uhrlandt**. Gera 1777. gr. 8. 1 Alph. 8 B.

D. Bates, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gestorben, war ein gelehrter und rechtschaffener Gottesgelehrter von der presbyterianischen Parthey. Seine sämmtliche theologische Schriften, die er einzeln herausgegeben, sind nach seinem Tode in Folio zusammengedruckt worden. Weil er in allen Sätzen, sonderlich von Christo, von dem gänzlichen Unvermögen zum Guten, von der Gewalt des Teufels u. s. f. bey dem alten System der Protestanten fest und unveränderlich noch geblieben: so werden seine Schriften von vielen Evangelischen Gottesgelehrten in Deutschland vorzüglich hochgeschätzt. Sie haben die Uebersetzung derselben gewünscht, und dieses hat den Herrn Diakonus Uhrlandt bewogen, diese Arbeit zu übernehmen.

Die moralischen Schriften des D. Bates, wozu diese Uebersetzungen gehören, behalten auch immer einen Werth. Wenn man auch in Speculationen verschiedene Meynungen hat: so bleiben doch die Pflichten im Grunde einerley. Auch die neuern Gottesgelehrten predigen von den vier letzten Dingen, und gebrauchen sie, den Sünder zur Rückkehr zu Gott zu ermuntern. Und in den Betrachtungen sind schöne Abhandlungen vom Daseyn Gottes, von der Sünde als dem gefährlichsten Uebel, von der Gefahr des Glücks, von Erduldung der Trübsale, die allezeit sehr brauchbar bleiben.

Herr Uhrlandt hat der Abhandlung [illegible] Dingen einen weitläuftigen Vorbericht vorgesetzt, worin er über das große Verderben der Menschen zu unserer Zeit die bittersten Klagen führet. Er hat Recht, auch auch Unrecht. Wahr ist es, daß Eitelkeit und Lüste bey dem verfeinerten Geschmack der Menschen sehr überhand genommen haben. Er sollte aber auch bemerket haben, daß die Menschen gesitteter und freundschaftlicher geworden. Die beschiefene Trunkenheit der Deutschen bey ihren Gastmalen, die Grausamkeit der christlichen Völker selbst im Krieg, die blutigen Verfolgungen in den Kirchen, haben sehr abgenommen. Daß man anstatt der kostbaren und dauerhaften Pracht, in der Kleidung itzt leichten aber vergänglichen Putz liebet, ist eine große Wohlthat für viele tausend honette Wittwen und Jungfrauen, die durch Verfertigung desselben auf eine anständige Art ihren Unterhalt verdienen: da vormals nur wenig Menschen, der Goldschmied und Juwelier, den Nutzen hatten.

Recht hat der Uebersetzer, wenn er die Schuld des Verderbens nicht nur von den Schriften der Ungläubigen, sondern vornehmlich von den Schriften des Witzes herleitet, in welchen unter den schönsten Redensarten und angenehmsten Wendungen Sätze vorgetragen werden, wodurch alle Tugend und selbst die Sicherheit der Gesellschaften umgestoßen wird. Mit Recht beschweret er sich über die Journale, in welchen dergleichen Schriften als göttlich angepriesen, und Jung und Alt, Gelehrten und Professionisten angelocket werden, durch Hülfe der Lesegesellschaften sie zu lesen, und ihren Verstand und ihr Herz zu verleiten. So hoch die schönen Wissenschaften zu schätzen sind: desto mehr sollten die sogenannten schönen Geister einen würdigen Vorwurf wählen, nicht aber ihr schönes Talent zu Reitzungen gefährlicher Leidenschaften mißbrauchen. Was ist das anders als Gift in schönen lakirten Schaalen aufsetzen? Aber Unrecht hat er, wenn er das einreissende Verderben denen Theologen zuschreiben will, die in spekulativischen Lehren von dem gewöhnlichen System abweichen. Der gute Herr Uhrlandt sollte die wahre Lage der christlichen Religion recht einsehen lernen. Unsre ehrlichen Vorfahren konnten harte Brocken verdauen. Sie konnten ehrlich glauben, daß der Zorn Gottes nicht ohne Blut versöhnet werden könnte: und daß der liebreichste Vater der Menschen ewig alle diejenigen martern und quälen würde, die Christum nicht kennten, ob er ihnen gleich nie die Gelegenheit zur dieser Erkenntniß gegönnet hätte.

Die

Die Ungläubigen freuen sich Gelegenheit zu finden, die ganze Offenbarung daraus zu verwerfen: und gewiß rechtfertigen lassen sich keine Sätze, die mit der gesunden Vernunft und den moralischen Eigenschaften Gottes streiten. Was zu thun? Soll man, um die Ehre des Systems zu retten, die Offenbarung Preis geben, und die Lehre Jesu verächtlich machen? Oder sollen wir lieber mit der Wahrheit herausgehen und sagen: die anstößige Lehre kennet Jesus nicht? Es sind Zusätze der Menschen aus den dunkeln Zeiten des Aberglaubens: der rechtschaffene Luther und Kalvin konnten in so kurzer Zeit nicht alles durchsehen und ausmustern. Wer handelt nun am redlichsten gegen die Offenbarung? die das alte System eigensinnig vertheidigen, oder die zu Rettung der Ehre Jesu etwas vom System fahren lassen? Die Zeit des blinden Köhlerglaubens ist vorbey. Viele, auch gute Seelen sind zu aufgeklärt, als daß sie auf guten Glauben annehmen sollten, was der Prediger ihnen vorsagt.

Und wie kann die Aenderung in einigen theoretischen Sätzen die Gottseligkeit hindern, da die Moral gar nicht geändert wird, sondern stärkere Gründe erhält? Was erweckt mich mehr zur Tugend, wenn man mir sagt, ich sey ganz zu aller Tugend untüchtig, oder wenn man mir vorstellt, daß Gott mich mit einer Anlage zur Tugend erschaffen habe? Was verpflichtet mich mehr zur Gottseligkeit? wenn ich dieselbe als eine Bedingung der göttlichen Gnade ansehe, oder wenn ich glaube, daß Gott in der Begnadigung auf die Gottseligkeit gar nicht Rücksicht nehme?

Wenn der Uebers. klagt, daß die Verbesserer des Systems sich anzüglicher Ausdrücke gegen die alten Theologen bedienten und intolerant würden: so bedauert solches der Rec. mit aufrichtigem Herzen. Da er vor einigen Jahren einen der berühmtesten Theologen der Neueren sprach, und ihm die Heftigkeit seiner Schreibart vorhielt, antwortete ihm dieser ehrliche Mann: Ich bin ein Mensch, ich werde öffentlich und heimlich so angegriffen, daß mir die Geduld zuweilen vergehet. Der gute Herr Uhland möchte doch zuvörderst untersuchen, wer zu Grobheiten den Anfang gemacht? Die Vertheidiger des Systems bilden sich ein, sie eifern für die Ehre Gottes, sie halten sich alles vor erlaubt, sie verketzern, sie schreyen laut Ach und Weh, verläumden heimlich, und suchen wo sie nur können, den weltlichen Arm zur Verfolgung aufzuhetzen. Herr Uhl. lese die Bahrdtischen Recensionen: was findet man da

gen Schwächen und Schlimmern und ist ohne den geringsten Grund des Tadels anzugehen. Selbst dem so sanftmüthigen Herr Uhrl. sind soviel anzügliche Ausdrücke in diesem Vorbericht, vielleicht ohne Vorsatz, entfahren. Und selbst sein Seufzen und Winseln über die Neuern? ist es nicht eine frommere Art, seinen Gegnern recht wehe zu thun, und sie bey guten Seelen verhaßt zu machen?

Der Rec. erkennet es schlechterdings vor Unrecht, wenn die Neuern den Alten Böses mit Bösen vergelten. Er weiß die Lehre Jesu: Segnet die euch fluchen; und er wünschet, daß alle Streiter über ihrem Schreibepult mit großen Buchstaben den Denkspruch anheften möchten: Liebet Wahrheit und Frieden.

Die Lehre der heiligen Schrift von der Erlösung der Menschen durch Jesum Christum, durch Arthur Asley Sykes, aus dem Englischen übersetzt. Frankf. 1777. in Commission bey Steiner in Winterthur. gr. 8. 1 Alph. 14 B.

Man muß sich wundern, daß die Lehre von der Genugthuung Christi für alle und jede Sünden aller und jeder Menschen, zu dem ersten Grundartikel der christlichen Kirche erhoben worden. Die Kirche hat in den ersten beyden Jahrhunderten nicht so gedacht: weil sich in dem Apostolischen Glaubensbekenntniß, das doch gewiß die Grundlehren enthält, und in den Schriften des zweyten Jahrhunderts, keine Spur davon findet. Wir wollen einige wichtige Stellen aus der Vorrede des V., der vor 16 Jahren im 80sten Jahre seines Alters gestorben ist, hierüber anführen.

„Wenn man die Lehren der Offenbarung untersuchen „will, so muß man allemal die Grundsätze der natürlichen „Religion und die Aussprüche der gesunden Vernunft als wohl „verausetzen, sie zu keinen Zeiten aufheben, noch denselben „widersprechen. — — Wenn man von einer Lehre sagt, sie „sey in der Schrift enthalten; sie ist aber hie und da zerstreut; „oder sie besteht aus verschiedenen Theilen: so muß man noth„wendig alles, was die Schrift davon sagt, sammlen, und „das Ganze untersuchen. — — Wenn sich jemand einfallen „läßt, ohne auf das Ganze Achtung zu geben, auf einige

„der wenige Schriftstellen ein ganzes System zu bauen: so „müssen daraus nothwendig und natürlicher Weise die aus„schweifendsten Begriffe entstehen. Aus dieser Quelle entspring„gen alle die verschiedenen Sekten, Spaltungen und Ketze„reyen, deren zu allen Zeiten eine so große Menge in der „christlichen Welt gewesen sind. Die Stifter derselben nah„men einige wenige Schriftstellen, die in ihren Kram dienten, ohne auf den Zusammenhang und die jedesmalige Ab„sicht des Schriftstellers Achtung zu geben: und zogen denn „daraus, oft mit Hintansetzung aller grammatikalischen Regeln, „für ihre Erklärungsmeynungen so viel Schlüsse, als ihnen be„liebten. Diese Methode hat man in der christlichen Welt gar „zu stark und gar zu langs befolget, und da so viele schlimme „Folgen daraus entstanden sind: so sollte man denken, es wäre „hohe Zeit, die h. Schrift nach ganz andern Regeln zu stu„diren. Man sollte sie nämlich sorgfältig untersuchen, man „sollte nichts als geoffenbart aufdringen, als was darin enthalten ist; man sollte das menschliche Ansehen für das halten, „was es wirklich ist, und es nicht zum göttlichen Ansehen er„höhen. Und ich bin versichert, wenn man auf diese Weise „die Lehren des Evangeliums bis auf den Grund untersuchete: „so würde man sie alle zusammenhängend, vernünftig, verstän„dig, und weit von allen den Schwierigkeiten und Verwicke„lungen, unter die man sie begraben hat, entfernt, kurz des „Wesens würdig finden, welchem aller Dank, alle Herrlich„keit und Ehre gebühret.“

Christus hat uns erlöset, das sagt die h. Schrift deutlich: wie und wovon uns Christus erlöset, dies ist noch dunkel. Um dieses aufzuklären, geht der V. den sichersten Weg. Im ersten Abschnitt sammelt er alle Sprüche, die in diese Materie einschlagen, führet sie von Wort zu Wort an, und begleitet sie mit Anmerkungen. Im zweyten Abschnitt wird die ganze Lehre von der Erlösung in 48 kurze Sätze gebracht. Wir wollen einige anführen.

Der 12te Satz: das N. T. stellet Gott, so wie die gesunde Vernunft, als ein Wesen vor, das gut, barmherzig, gütig, gerecht, reich an Gnade sey.

Der 13te Satz: da Gott geneigt war, dem Menschen Gnade zu erweisen, so wird nur von ihm gesagt, er sey mit dem Menschen versöhnet worden; aber die Heyden, welche Feinde Gottes waren, mußten mit ihm versöhnet werden.

Der 23ste Satz: Von allen denjenigen, die zu ihrer Pflicht gegen Gott zurückkehren, und derselben gemäß leben, wird gesagt, sie werden selig.

Der 24ste Satz: Christus starb nicht, den Zorn Gottes zu stillen, oder seine Gerechtigkeit zu befriedigen, denn davon sagt die Schrift kein Wort; sondern der Gehorsam Christi bis zum Tode des Kreuzes war das Mittel, durch welches die Welt mit Gott versöhnet wurde.

Der 26ste Satz: Christus versöhnet die Sünden des Volks dadurch, daß er sie durch Vollendung alles dessen, was ihm Gott aufgetragen hatte, mit Gott versöhnte, und sie wieder in einen Zustand der Freundschaft mit Gott setzte.

Der 49ste Satz: Erlösung ist eine Befreyung aus einem Zustand der Knechtschaft. Wenn dieser Ausdruck von Christo gebraucht wird: so bedeutet er die Befreyung des Menschen aus der Knechtschaft der Sünde, von der Furcht des Todes und den Folgen der Sünden.

Alle diese und auch die andern Sätze werden mit Sprüchen der H. Schrift bestärkt. So kurz und dunkel der V. sich ausdrückt; so sieht man doch deutlich, daß seine Meynung dahin gehe, daß der Tod und die damit verknüpfte Auferstehung Christi die Menschen in eine solche Bewegung gesetzet haben, daß sie die Liebe Gottes erkennt, dessen Gnade gesuche, und die Bahn der Sünde verlassen. Sie wurden also durch Christi Blut von Sünden rein gemacht, und die betrübten Folgen der Sünde hören auf. Die Folgen der Sünde sind theils das Mißfallen Gottes an den Menschen, theils die Verderbenheit ihres Herzens. Denn jemehr der Mensch sündiget, je stärker werden die Lüste.

Wir wünschten, daß mehrere Gelehrte diese wichtige Lehre von der Erlösung, aber nach eben der Methode, wie der V., und zwar ohn alles Stürmen von beyden Seiten, untersuchen möchten; so würden sowohl die dahin gehörigen Sprüche der Bibel, als auch die Sache selbst, in ein helles Licht gesetzet werden. Verehrer der Bibel sind dem Uebersetzer Dank schuldig, daß er diese Schrift den Deutschen brauchbar gemacht hat.

M. Magnus Friedrich Roos, Predigten über die Sonn- und Feyertägl. Evangelien eines ganzen Jahrs, nebst angehängten Passionspredigten.

Stutt-

Stuttgard, bey Erhard, 1774. 4. 4 Alph. 20 Bogen.

Der Titel zeigt den Inhalt. Es sind auch Predigten dabey auf die Apostelntage, welche nebst den Passionspredigten, sowohl in Seitenzahlen, als Alphabeten, besonders gezählet sind.

Die Predigten haben viel gute Eigenschaften. Sie sind kurz, der Vortrag ist deutlich und liebreich, und alles auf die Besserung des Menschen nach dem gewöhnlichen System abzielend. Nur das Gleichniß in der Vorrede paßt schlecht. Er vergleicht die Bibel mit einem großen Pallast: wenn man ein Stück Mauer an demselben einreißt, so werden die übrigen Mauern nach und nach einfallen. Er warnet daher, daß man kein Stück der Bibel und keinen Lehrsatz für unnütz erkläre. Die Bibel ist eine Sammlung vieler kleiner Schriften, und eher mit einer Stadt, als einem einzelnen Gebäude zu vergleichen. Es können aus einer schönen Stadt alte stehen gebliebene Ruinen herausgenommen, und die Stadt eben dadurch in bessere Symmetrie gebracht werden. Gleichnisse beweisen nichts. Es kommt darauf an, ob ein Christ verbunden sey, Bücher als göttlich zu erkennen, deren Verfasser kein göttlicher Bote an die Menschen gewesen, und die auch keine eigentliche Lehren der Religion in sich enthalten.

Ebendesselben Lehre und Lebensgeschichte Jesu Christi des Sohnes Gottes, nach den vier Evangelisten.

Erstes Buch 1776. 1 Alph. 18 B.

Zweytes Buch 1 Alph. 11 B. Tübingen bey Fues, gr. 8.

Der V. geht nach der Harmonie der Evangelisten die Reden und Handlungen Jesu durch, und erkläre dieselben nach ihren Umständen und Absichten. Er würde auf diesem Wege nach seinem redlichen Sinn, und Wahrheitsliebe, die Wahrheit haben finden müssen, wenn nicht vorgefaßte Meynungen ihn zurückgezogen hätten. Wir wollen nur die Lehre von der Person Jesu anführen. Er zeiget dessen vorzügliche Hoheit über Menschen und Engel, und aus diesem richtigen

Gott schränke er gleich auf die Athanasianische Hypothese von der völligen Gleichheit mit dem Vater. Es heißt ja auch hier, Datur tertium: und unser Heyland zeigt bey seinen hohen Vorzügen allezeit an, daß er sie vom Vater habe. Dieß ist Ungleichheit genug.

Noch einen Fehler hat der gute V. Durch eine dunkle Einbildung dichtet er Sätze, die kein Leser denken kann, und die der V. selbst gewiß nicht verstanden hat. Wir wollen zum Beyspiel das Essen des Fleisches Christi und das Trinken seines Bluts Joh. 6. anführen. Er will, daß der Leib und das Blut, ja der ganze Christus, wesentlich genossen werde; aber nicht sichtbares Fleisch, sondern der geistliche Leib Christi in Beziehung auf 1 Cor. 15, 44. Hierdurch erlange schon hier der Mensch das ewige Leben, weil etwas Lebendiges wesentlich in ihn komme, welches auch im Tode in ihm bleibe. Die Gläubigen im neuen Bunde stürben daher nicht, obgleich die Gläubigen im alten Bunde gestorben wären. Der Genuß des Leibes und Blutes Christi geschähe im Abendmahl: aber auch ohne dieses Sakrament bey Kindern und denen, die es nicht erlangen könnten, weil sie sonst kein Leben in sich hätten. Ist es möglich, daß ein Wachender so träumen kann? Wir brauchen den guten P., daß alles sein Forschen und Schreiben zur Aufklärung dessen, was in der Lehre Jesu dunkel gemacht worden ist, wenig oder nichts beytragen wird. Wenn wir doch aufhörten, aus einigen uneigentlichen Ausdrücken des Heylandes Geheimnisse, in denen weder Sinn noch Verstand ist, durch eine erhitzte Phantasie zu erschaffen. Allerdings thun wir es freylich nicht; sonst würde der liebe Heyland schon längst in ein Licht und zu einer Stande verwandelt seyn, wenn Johannes ihn ein wahrhaftes Licht und er selbst sich einen wahrhaftern Weinstock nennet. Die Gleichnißreden Jesu sind sehr leicht zu verstehen, wenn wir nur, wie bey jeder Auslegung geschehen muß, auf die Veranlassung und auf die Absicht derselben sehen.

Unser Heyland verweiset Joh. 6. 26. den Juden, daß sie ihn bloß darum suchten, weil er ihren Leib gesättiget hätte. Sie sollten vielmehr Nahrung suchen für ihre Seele, welche zu geben des Menschen Sohn von Gott gesandt worden sey. Als ihm darauf die Juden das Manna vorwarfen, sagte er, daß das Manna nicht das rechte Brodt vom Himmel sey, sondern er selbst sey es. Durch seine Lehre und durch seinen Tod erquicke und stärke er die Seelen, daß sie ihn völlig beruhiget

eine

eine ewige Glückseligkeit in jener Welt zu erwarten hätten, wenn sie seine Lehre und seinen Tod sich recht zu Nutze mach ten. V. 32 — 40. V. 6 et Vers 40. und noch einmal Vers 47. mit eigentlichen Worten gesagt hatte: wer an mich gläubet, hat das ewige Leben: jenes das trägt er unter einem Bilde vor Vers 54. wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben. In beyden Sätzen ist das Prädikat einerley: das ewige Leben haben. Das Subjekt: wer an mich gläubet, und wer mein Fleisch isset, ist offenbar auch einerley. Unsere Gottesgelehrten haben deswegen mit Recht das Essen und Trinken durch den Glauben erklärt; und unser Heyland erkläret sich selbst, wenn er seine Rede mit diesen Worten beschließt: mein Fleisch kann nichts helfen; aber der geistliche Verstand meiner Worte ist es, der das Leben giebt. Wenn Christus nicht nur überhaupt von sich sagt: ich bin das lebendige Brod, sondern auch, mein Fleisch ist die rechte Speise, und mein Blut der rechte Trank: so zeiget er an, daß nicht nur überhaupt die Annehmung seiner Lehre, sondern auch insonderheit die rechte Anwendung seines Todes Beruhigung und Stärke der Seelen gebe. Nichts versichert mehr von der Liebe Gottes, und nichts reizet mehr zur Treue gegen ihn, als daß er seinen Sohn für uns in den Tod gegeben hat.

Johann Taylors Entwurf der Schriftheologie, aus dem Englischen. Sammt einer Pastoral-Vorlesung über die Schriftheologie von dem Herausgeber. Leipzig, bey Weber. 1777. 8. 1. Alph. 8. B.

Wer hier eine Sammlung von Glaubenslehren unter gewisse Titel eingetheilet sucht, wird sich sehr irren. Es ist vielmehr ein System der biblischen Geschichte. Die göttlichen Veranstaltungen zum Besten des menschlichen Geschlechts sind in einen Zusammenhang gebracht, woraus denn die Glaubenslehren und Lebenspflichten von selbst folgen. Die ganze Schrift bestehet aus 23. Abschnitten. Der erste handelt von der christlichen Theologie, denn folgen Betrachtungen über die Werke und Wege Gottes, von der Schöpfung, von Einsetzung des Sabbaths, von einem Stande der Prüfung, von Einsetzung des Ehestandes, vom Sündenfall, vom Ursprung der Opfer, von den göttl. Erscheinungen, von der Sündfluth, von der Zer-

Gut schließe er gleich auf die Arianische Hypothese von der völligen Gleichheit mit dem Vater. Es heißt ja auch hier, Natur ertrium: und unser Heyland zeigt bey seinen hohen Vorzügen allezeit an, daß er sie vom Vater habe. Diese Ungleichheit genug.

Noch einen Fehler hat der gute V. Durch eine dunkle Einbildung dichtet er Sätze, die kein Leser denken kann, und die der V. selbst gewiß nicht verstanden hat. Wir wollen zum Beyspiel das Essen des Fleisches Christi und das Trinken seines Bluts Joh. 6. anführen. Er will, daß der Leib und das Blut, ja der ganze Christus, wesentlich genossen werde; aber nicht sichtbares Fleisch, sondern der geistliche Leib Christi in Beziehung auf 1 Cor. 15, 44. Hierdurch erlange schon hier der Mensch das ewige Leben, weil etwas Lebendiges wesentlich in ihn komme, welches auch im Tode in ihm bleibe. Die Gläubigen im neuen Bunde stürben daher nicht, obgleich die Gläubigen im alten Bunde gestorben wären. Der Genuß des Leibes und Blutes Christi geschähe im Abendmahl: aber auch ohne dieses Sakrament bey Kindern und denen, die es nicht erlangen könnten, weil sie sonst kein Leben in sich hätten. Ist es möglich, daß ein Wachender so träumen kann? Wir bedauern den guten V., daß alles sein Forschen und Schreiben zur Aufklärung dessen, was in der Lehre Jesu dunkel gemacht worden ist, wenig oder nichts beytragen wird. Wenn wir doch aufhöreten, aus einigen uneigentlichen Ausdrücken des Heylandes Geheimnisse, in denen weder Sinn noch Verstand ist, durch eine erhitzte Phantasie zu erschaffen. Wir thun wie es freylich nicht, sonst würde der liebe Heyland schon längst in ein Licht und zu einer Stande verwandelt seyn, wenn Johannes ihn ein wahrhaftes Licht und er sich einen wahrhaften Weinstock nennet. Die Gleichnißreden Jesu sind sehr leicht zu verstehen, wenn wir nur, wie bey jeder Auslegung geschehen muß, auf die Veranlassung und auf die Absicht derselben sehen.

Unser Heyland verweiset Joh. 6. 26. den Juden, daß sie ihn bloß darum suchten, weil er ihren Leib gesättiget hätte. Sie sollten vielmehr Nahrung suchen für ihre Seele, welche zu geben des Menschen Sohn von Gott gesandt worden sey. Als ihm darauf die Juden das Manna vorwarfen, sagte er, daß das Manna nicht das rechte Brodt vom Himmel sey, sondern er selbst sey es. Durch seine Lehre und durch seinen Tod erquicke und stärke er die Seelen, daß sie hier völlig beruhigt

eine

eine ewige Glückſeligkeit in jener Welt zu erwarten hätt
wenn ſie ſeine Lehre und ſeinen Tod ſich recht zu Nutze ma
ren. V. 32 — 40. W. 6 et Vers 40. und noch einmal V
47. mit eigentlichen Worten geſagt hatte: wer an mich gläub
hat das ewige Leben: eben das ſagt er unten, einem Bi
wer Vers 54. wer mein Fleiſch iſſet und trinket mein Blu
der hat das ewige Leben. In beyden Sätzen iſt das P.d
ſung einerley: das ewige Leben haben. Das Subjekt: wer
mich gläubet, und wer mein Fleiſch iſſet, iſt offenbar auch
merley. Unſere Gottesgelehrten haben deswegen mit Recht
Eſſen und Trinken durch den Glauben erklärt; und unſer H
land erkläret ſich ſelbſt, wenn er ſeine Rede mit dieſen Wor
beſchließt: mein Fleiſch kann nichts helfen; aber der geiſtli
Verſtand meiner Worte iſt es, der das Leben giebt. W
Chriſtus nicht nur überhaupt von ſich ſagt: ich bin das le
dige Brod, ſondern auch, mein Fleiſch iſt die rechte Spe
und mein Blut der rechte Trank: ſo zeiget er an, daß ni
nur überhaupt die Annehmung ſeiner Lehre, ſondern auch
ſonderheit die rechte Anwendung ſeines Todes Beruhigung
Stärke der Seelen gebe. Nichts verſichert mehr von der
de Gottes, und nichts reizet mehr zur Treue gegen ihn, als
er ſeinen Sohn für uns in den Tod gegeben hat.

Johann Taylors Entwurf der Schriftheolog
aus dem Engliſchen. Sammt einer Paſtoral-V
leſung über die Schriftheologie von dem Heraus
ber. Leipzig, bey Weber. 1777. 8. 1. Alph. 8.

Wer hier eine Sammlung von Glaubenslehren unter
wiſſe Titel eingetheilet ſucht, wird ſich ſehr irren.
iſt vielmehr ein Syſtem der bibliſchen Geſchichte. Die gö
chen Veranſtaltungen zum Beſten des menſchlichen Geſchle
ſind in einen Zuſammenhang gebracht, woraus denn die Gl
bauchen und Lebenspflichten von ſelbſt folgen. Die ga
Schrift beſtehet aus 23. Abſchnitten. Der erſte handelt
der chriſtlichen Theologie, dem folgen Betrachtungen über
Werke und Wege Gottes, von der Schöpfung, von Einſetz
des Sabbaths, von einem Stande der Prüfung, von Einſetz
des Eheſtandes, vom Sündenfall, vom Urſprung der Op
von den göttl. Erſcheinungen, von der Sündfluth, von der

stehung der Menschen, von der Religion der Patriarchen, von der Stiftung einer neuen und religiösen Nation durch die Juden, von der Babylonischen Gefangenschaft, von den Propheten vor und nach der Gefangenschaft, vom Zustande der Juden unter andern Nationen zu der Zeit, da unser Herr in die Welt kam, von der Nothwendigkeit einer Offenbarung, von der Göttlichkeit der heil. Schrift. Er hat auch die Chronologie mitgenommen.

Wir haben diese Schrift mit dem größten Vergnügen gelesen; ob wir gleich in einigen Stücken nicht einerley Meynung seyn können. So redlich der fromme Taylor dem eigentlichen Biblischen Verstande nachspürt: so hat ihn doch hier und da bis in der Jugend gelernte System verleitet. Das Verbot vom Baum sieht er noch als eine Prüfung an, wozu gewiß kein willkührliches Gesetz nöthig war, da allerorten für einen sinnlichen Menschen sich Prüfungen von selbsten fanden. Daß der Mensch durch die erste Vergehung seinen moralischen Zustand verändert, ist zuviel gesagt. Er blieb doch eben der Mensch, ob er gleich einen Fehltritt begangen hatte, welchen er sogleich bereuete. Daß Gott durch einen Mittler eine ganz neue Einrichtung gemacht, ist der göttl. Weisheit zu nahe gesprochen; die nie Ursache hat, ihren Plan zu ändern. Die Glückseligkeit des Menschen war die Absicht seines Schöpfers; aber zu dieser Absicht wären alle Veranstaltungen Gottes von Ewigkeit überdacht und festgesetzt. Die Versuchung der Eva durch einen unbekannten Feind aus der Geisterwelt, wäre der Eva zu gefährlich gewesen, und scheinet mit der Liebe Gottes zu streiten. Doch dies sind Nebensachen; in den Hauptsachen denket und schreibet der V. richtig und schön. Ganz voll Verehrung der Schrift, giebt er auch der Vernunft ihre gebührende Ehre. Er durchschauet die Religion durch alle Zeiten, und zeiget den Werth der christlichen über alle. Er spricht in einem Ton, der sein frommes Herz entdecket, und seine Leser rühret. Wer dürfte einen Mann verkehrn, den die Liebe Gottes und Jesu Christi ganz beseelet hat? Wenn er saget, daß er von der Göttlichkeit der Schrift so gewiß überzeugt sey, als zweymal zwey vier macht: so wird solches ein jeder zugestehen, der alle Gründe und ihre innerliche Schönheit so deutlich als der Verfasser, übersiehet. Die Regeln, die er giebt, die heil. Schrift zu erklären, übertreffen weit unsere Hermeneutiken. Wir wünschten daher, daß alle Verehrer der Bibel dieses Buch

fleißig

seelig machen. Wir wollen einige Stellen aus dem Buch anführen.

„Der Nutzen der Offenbarung ist sehr groß; allein man muß einen getreuen Gebrauch von derselben machen, sonst wird sie gegen sich selbst gekehret, und zum Schutzgut der Falschheit und des Betruges gemißbraucht. Dieses hat sich auch in der That zugetragen. Schwache oder boshafte Menschen haben die Schrift verdrehet, und damit ihre Neigungen und vorgefaßte Meynungen unterstützet. Das letzte geschahe auf eine außerordentliche Art in den ersten Zeiten des Christenthums. Wenn ein Weltweiser zum Christenthum bekehret wurde, so brachte er gemeiniglich den Lehrbegriff und die Meynungen der besondern Secte mit sich, welcher er vorhin ergeben war. Diese hatten einen großen Einfluß auf seine Seele, wenn er die Schrift studierte: und machten ihn geneigt die Schrift mit seinen vorigen Meynungen in Uebereinstimmung zu zwingen. Dies ist die Ursach, daß viele Lehrsätze, die dem Worte Gottes und sich einander widersprechen, uns von den ersten Zeiten her, unter dem heiligen Charakter der reinen christlichen Lehre, sind überliefert worden." Und in unsern Tagen werden verschiedne einander widersprechende Begriffe mit der Autorität der heil. Schrift vertheidiget, die unmöglich zugleich darin gegründet seyn können.

„S. 6. Wir müssen die Schrift allezeit so erklären, daß sie mit den Gesetzen der natürlichen Religion übereinstimmet, oder mit den erkannten Vollkommenheiten Gottes; den Begriffen vom Recht und Unrecht, vom Guten und Bösen, welche aus den Werken der Schöpfung und der gegenwärtigen Einrichtung der Dinge erhellen. Die Sprache der Natur ist ganz gewiß die Sprache Gottes, des einzigen Urhebers der Natur. Und obgleich die göttliche Weisheit in einer außerordentlichen Offenbarung viel Nebendinge verschieden einrichten kann; so muß doch das Gesetz der Natur, da es auf die unveränderte Natur der Dinge gegründet ist, die Grundlage eines jeden Religionsgebäudes seyn, welches Gott aufgeführt hat."

„S. 22. Da Christus gekommen war, das Gesetz der Natur, die wahre Religion aller Nationen, herzustellen, zu erklären, und durch die herrlichsten Entdeckungen und die reichsten Verheißungen einzuschärfen; und da also seine Absicht dahin ging, eine allgemeine Religion aufzurichten — — so sollten nach diesem großen, edlen und ausgebreiteten Entwurf, die Jüdische Staatsverfassung mit den übrigen in eine gleiche Linie gestel-

gestellet werden; und die Juden selbst wegen ihres sichtbaren Nationalvortheile, künftig keinen mehrern Anspruch auf den Gegen und die Vorrechte des Reiches Gottes als die Heyden haben. — — Es müssen wir uns die Verwerfung der Juden vorstellen."

„S. 24. Nach dem Tode der Apostel gesiel es Gott, die Bekenner des Evangeliums in Religionssachen ihrer eigenen Unwissenheit, ihren Leidenschaften und Vorurtheilen zu überlassen. Dadurch ist der christliche Glaube nach und nach verderbet worden, bis der Mensch der Sünde aufstand, eine tyrannische unrechtmäßig eyndeckene Macht, die die Gewissen binden sollet, den Gebrauch des Verstandes verbeut, und die Den wahren der Erde mit falscher und unterdrückter Gelehrsamkeit, mit weltlichem Pomp und Pracht, mit religiösen Zänkereyen und grausamer Verfolgung der Wahrheit, bestrebet. — — Und so bestrebet sich die Ruhe der Vorsehung sorgt bis endlich die Morgendämmerung der Reformation in unserm glücklichen Lande erschienen ist: welche sich seit einigen Jahrhunderten stufenweise vermehret hat; und sich noch allezeit vermehret, bis es völlig Tag wird. Wenn ein Geist der religiösen Furcht, welcher lange Zeit unterdrückt gewesen ist, sich auf und wächset, die Schrift wird mit mehrerer Sorgfalt studirt, geistliche Tyranney und Verfolgung, so weit eine Freistatt haben, wie sie will, wird allgemeiner verabscheuet: und es scheinet, daß sich alles zur Liebe, Einigkeit und Thätigkeit, dem vollkommensten Zustande der Religion, in diesem Leben anlasse."

Der Herausgeber hat eine Pastoralvorlesung von der Schriftheologie vorausgesetzet, worinnen er sowohl die Schrifttheologisirende vieler Einsichte erkläret, als auch den richtigsten und leichtesten Weg zeiget, wie man dazu gelangen könnte. Er fordert mit Recht, daß ein jeder Geistlicher sein System durch eigenes und fleißiges Lesen der Bibel, im Zusammenhange nach der Schrift stimmen solle: nur dies gefällt uns nicht, daß er den Prediger vom Katechisten gänzlich unterscheidet. Freylich sind nicht alle Prediger gelehrt; aber sie sollen es seyn. Wenn wir wahre Gelehrsamkeit genau nehmen, möchte sie auch wohl manchen Doctoren und Professoren fehlen; denn Einsichten und Gründe oft sehr mürbig und seichte sind. Und wozu dienet dieser Unterscheid, den man sich kürzern einzuführen angefangen hat? Er dienet zu nichts, als faule Schüler und Studenten zu machen. Man verlangt nicht

nicht gehöret, aber erbauliche Predigen; als wenn nicht beydes beysammenstehen könnte. Der Rec., der über 30. Jahre den geistlichen Stand kennet, hat gekannt und kennet noch viele gelehrte Prediger, auf dem Lande und in den Städten, die ihren Kopf durch die Philosophie aufgeklärt, und soviel in Sprachen und Alterthümern gelernt, daß sie den Grundtext zu Aufsuchung des Schriftverstandes recht gut nutzen können. Sie haben also nicht nöthig, wie der V. ihnen anrathet, sich bloß durch Vergleichung der Versionen und durch Kommentarien zu helfen. Die meisten Kommentatoren verführen den Leser, anstatt ihm zu helfen, und wie viel Versionen kann ein Ungelehrter brauchen? Wer nur ein wenig Griechisch kann, wird allezeit sicherer gehen, wenn er bey den Versionen den Grundtext nachsiehet, und wird eben dadurch immer geschickter werden. Wir haben auf vielen Schulen so gute Gelegenheit zu den heiligen Sprachen, daß ich nicht weiß, womit ein Schüler die Zeit zubringen soll, wenn er sie nicht lernte, und auf den Akademien ist die schönste Gelegenheit die Kenntnisse zu erweitern, auch Zeit genung, wenn man die Vorlesungen der Hermeneutik, Homiletik, und Polemik möglichst. Schriftforschern zu werden, fehlet den meisten Predigern weder Vermögen, noch Zeit: Lust und Fleiß sind es, die ihnen fehlen; und die größte Hinderniß ihres Schriftforschens ist das schädliche und noch immer herrschende Vorurtheil, daß der Professor, den sie gehöret, so infallibel sey, als der Pabst, und daß alle Erklärungen der Sprüche, die sie von Jugend auf gehöret, die richtigsten sind, die je haben gefunden werden können.

Das Gebiete der Vernunft. Leipzig, bey Heinsius, 1776. 8. 10 Bogen.

Diese Schrift scheint von einem jungen Gelehrten zu seyn, der eine gute Anlage zum Vortrag der Wissenschaften, aber noch nicht alles recht durchgedacht hat. Er sagt viel richtiges; aber zuweilen verliert er sich. Er sagt S. 92.: Die „natürliche Erkenntniß wird durch die Offenbarung ganz verfliget, denn sie stehen beyde in offenbarem Widerspruch.“ Der V. hat gewiß die Kabbalehre der Juden im Sinne: wer wird diese die natürliche Erkenntniß Gottes nennen? Die natürliche Theologie ist vielmehr durch die Offenbarung berichtiget und erweitert. Was ist die ganze natürliche Theologie in allen unsern

unsern philosophischen Lehrbücher anders, als natürliche Erkenntniß, durch die Lehre der Offenbarung bereichert und verschönert?

Wenn etwas wirklich vorhanden ist, so ist es nicht eine Vermuthung, wie es S. 116. heißt; sondern die vollkommenste Gewißheit, daß die Sache nicht wider die Vernunft sey.

Daß aus dem Begriff einer göttlichen Offenbarung von selbst folge, daß Lehren darinn seyn, die über unsere Vernunft gehen, nach S. 122, ist gar nicht nothwendig. Wie viel muß ein Vater seinen Kindern sagen, das sie selbst denken können, zumal wenn sie einmal verwirrt und voll falscher Vorstellungen sind?

Daß sowohl in der Körper- als Geisterwelt Sachen sind, von welchen wir den Zusammenhang, das Wie, nicht einsehen, die also über die Vernunft erhaben, und Geheimnisse sind, wird kein Verständiger läugnen: ich sage und darf aber nie in diesem oder jenem einzelnen Fall ein Geheimniß annehmen, wenn dasselbe nicht aus der Erfahrung, oder richtigen Zeugnissen erhellet. Ich begreife nicht das Anziehen des Magnets; aber ich sehe es, und alle Menschen mit mir, also glaube ichs. Die Offenbarung ist göttlich, ihr Zeugniß ist also gewiß. Sagt sie mir einen Satz, wenn ich ihn auch nicht begreife, so glaube ich ihn, ohne Widerrede. Aber ich muß doch einsehen, daß er in der Bibel wirklich stehe. Christus sagt: Ich und der Vater sind Eins; aber er sagt nicht: ich und der Vater haben der Zahl nach, ein einziges Wesen. Vielmehr erklärt er das Eins seyn von der Gesinnung, wenn er Joh. 17. sagt, daß seine Jünger auf eben die Art eins seyn sollen, wie er und der Vater eins sind. Denn Zeugen sind eins, steht auch in der Offenbarung; aber es steht nicht dabey, in Absicht des Wesens. Zeugen sind allezeit eins, wenn ihr Zeugniß übereinstimmt.

Recht richtig ist das Urtheil des Verf. S. 151.: „Wenn „jemand mit Vorurtheilen angefüllet in die Bibel, und dann „stellt sich unsere Einbildungskraft alle Begriffe also vor, als „wenn sie dasjenige enthielten, was wir wünschen, das sie „enthalten möchten.

„Der sicherste Weg wäre freylich, gar nichts voraus zu „setzen, sondern aus den Worten dasjenige herauszusuchen, „was Gott uns nach dem Zusammenhange, worinn er sie gesetzt, „sagen wollen, und wie uns andern Stellen mehr zu ersehen „ist. Wir sollen geoffenbarte Wahrheiten lediglich mit geoffen-

„barten

„darten Wahrheiten, das heißt, Schrift durch Schrift, ohne „alle Vermischung unserer eigenen Begriffe, erklären, wenn wir „reine Schriftausleger heißen wollten. Hernach ließen sie „die gefundenen Begriffe, neben aber unter einander ordnen, „wie es der Zusammenhang erforderte.“

Der Theorie nach möchte wohl dieses Urtheil bey allen Vernünftigen Beyfall finden. Wenn werden wir aber anfangen es in die Uebung zu bringen? Sollte wohl der Verf. selbst ohne Vorurtheil die ersten 3 Kap. des 1. B. Mos. gelesen haben? Gewiß, er würde vor dem ersten Vergehen der Menschen kein andre Vernunft angenommen haben, als sie jetzt haben. S. 133. Die hohe Vernunft des Adams ist ein bloßer Traum. Moses weiß davon nichts. Alles, was von Adam gesagt wird, ist, daß er nach dem Bilde Gottes erschaffen worden und die Herrschaft unserer Erde bekommen habe. Das Bild Gottes hat der Mensch noch nach der Sündfluth, 1 B. M. 9, 6 und nach der Geburt Christi, Jak. 3, 10. und hat es noch itzt. Er ist ein denkender Geist. Die Schwäche, die er itzt hat, vom Sinnlichen hingerissen zu werden, hatte die Eva schon vor dem Falle. Sie schauete, daß die Frucht gut zu essen, und lieblich anzusehen wäre, und um ihr Gewissen zu beruhigen, mißbrauchte sie den Namen des Baums, und führte zur Entschuldigung an, daß er klug mache. So geben wir Mögen, und brauchen sie selbst nicht.

Br.

Auserlesene Predigten der beyden letztern Lehr- und Lebensjahre D. Joh. Fr. Bahrdts, Prof. und Superint. zu Leipzig. Leipzig, bey Kummer. 1776. 25 Bog. in gr. 8.

Wenn das der Hauptzweck dieser Predigtsammlung seyn sollte, das Andenken des sel. Bahrdts desto länger bey seinen vormaligen Freunden und Zuhörern in Leipzig zu erhalten: so hätten wir nichts dagegen; sondern glaubten vielmehr, daß die Lesung derselben, wenn die Erinnerung an den Charakter und die Verdienste des verstorbenen Lehrers dazu käme, vielen nützlich seyn könnte. Wenn aber dadurch, wie der Sammler und Verleger, Hr. M. Weisse zu Leipzig, merken läßt, der Name des seligen Bahrdts, als eines vorzüglichen

nöglichen Kanzelredners, (auch außerhalb Leipzig,) in der gelehrten Welt verewigt werden soll: so sorgen wir, daß dieser Zweck nicht ganz erreicht, und daß das Publikum nicht allgemein so vortheilhaft von diesen Predigten urtheilen werde, als vielleicht die Gemeine des sel. Verfassers zu Leipzig thun mag. Die guten Gaben, welche derselbe als Prediger wirklich hatte, verkennen wir keinesweges. Sein Vortrag ist fasslich, populär, eindringend und praktisch; und also in sofern für den vermischten Haufen der Zuhörer und Leser allemal passend und lehrreich. Nicht weniger ists lobenswürdig, daß der Verf. weder unfruchtbare Dogmatik und Polemik, noch auch unverständliche Mystik und Fanatismus predigt; sondern fein bey den simpeln und nöthigsten Lehren des Christenthums bleibt. Bey allen diesen guten Eigenschaften, die wir nicht verschweigen wollen, erheben sich dennoch diese Predigten nicht übers Gewöhnliche und Mittelmäßige. Dies gilt sowohl von der Wahl, als auch von der wirklichen Bearbeitung und Einkleidung der Materien. Oefters wünscht man beym Lesen mehr Sachen, und weniger Worte; zuweilen mehr Ordnung im Vortrage, und mehr Stärke in den Beweisen. Der Verf. würde ohnstreitig mehr geleistet haben, wenn er hin und wieder tiefer in seine Materie eingedrungen, und nicht zu sehr bey der Oberfläche der Sachen stehen geblieben wäre. Man kann dies unter andern in der sechsten Predigt dieser Sammlung, welche Regeln der Gottseligkeit und Klugheit zum nützlichen Bibellesen enthält, wahrnehmen. Diese sonst wichtige Materie ist zwar wirklich praktisch bearbeitet, und manches Gute darüber gesagt worden; wie uns denn besonders die Regeln der Klugheit im zweyten Theil der Predigt sehr wohl gefallen haben; allein nicht völlig so richtig und allgemein passend sind die Regeln der Gottseligkeit im ersten Theil. Man merkts, daß der Verf. hier nicht alles gehörig durchgedacht, und nicht genug Rücksicht auf die verschiedenen Charaktere der Bibelleser genommen habe. Es ist nicht genug, daß ich im Allgemeinen sage: Du mußt mit guten Absichten, mit einem redlichen ehrfurchtsvollen Herzen gegen Gott, mit Bedachtsamkeit und Aufmerksamkeit auf dich selbst, die Bibel lesen; sondern ich muß auch dem, der noch kein redliches Herz hat, der noch leichtsinnig oder lasterhaft ist, zeigen, wie er die Bibel gebrauchen solle, um dadurch zu mehrerer Redlichkeit gegen Gott und sich selbst, und zur Ehrfurcht gegen die Wahrheit

erweckt

erweckt zu werden. Doch wir können uns nicht weiter ins Detail einlassen, zumal da dies wenige schon zur Beurtheilung dieser Predigten hinlänglich seyn kann.

Barns und Enfields Sammlung von Predigten, aus den besten Schriftstellern des vergangenen und gegenwärtigen Jahrhunderts, vornämlich über moralische Gegenstände. Aus dem Englischen. Erster Band. Halle, bey Gebauer. 1777. 25 Bogen in groß 8.

John Jortins Predigten über verschiedene Gegenstände. Aus dem Englischen. Zweyter Theil. Hannover. 1777. 28 Bogen in 8.

Thomas Bulloks — Predigten über die Beweise, mit denen Christus und seine Apostel die Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion vertheidigten. Aus dem Englischen übersetzt. Breslau, bey Meyer. 1777. 16 Bogen. in 8.

Da wir mit Uebersetzungen englischer Predigten immer mehr überschwemmt werden: so können wir von diesen angezeigten Sammlungen nur wenig sagen. Die darinn vorkommenden Predigten sind mehrentheils mit Fleiß ausgearbeitet, und einige zeichnen sich vor andern durch Gründlichkeit aus. Dagegen fehlet ihnen fast durchgehends der rechte Grad von Popularität, auch oft Geist und Leben; daher sie weder dem gemeinen Manne zur Erbauung, noch angehenden Predigern zu Mustern empfohlen werden können.

In diesem ersten Bande der Burnschen und Enfieldischen Sammlung kommen fünf und zwanzig Predigten, mehrentheils von schon bekannten Gottesgelehrten des vergangenen und gegenwärtigen Jahrhunderts, z. E. Taylors, Putters u. s. f. vor. Sie sind alle von Barn selbst gesammelt worden, und wir können hinzufügen, daß solches mit guter Wahl geschehen ist.

In Bulloks Predigten haben wir viel treffende Anmerkungen und gute Betrachtungen über die Beweise für die christliche Religion angetroffen; nur können wir nicht sagen, daß solche neue Aufklärungen darinn vorkämen, die in unsern deutschen Originalen noch vermißt würden. Wer fremde Gewächse den einländischen vorzieht, der lese und brauche diese Predigten zu seiner Erbauung.

Freundschaft mit Gott, nach dem Englischen des Richard Jones. Berlin bey Decker. 1777. 9½ B. in kl. 8.

Ganz gemeine Sachen und gewöhnliche dogmatische und ascetische Vorstellungen, in der gangbaren Kanzelsprache, doch mit warmen Eifer für die Religion geschrieben, trifft man in dieser Abhandlung des Hrn. Jones an. Ob wir also gleich das außerordentliche Lob, welches der Uebersetzer dieser Schrift in seiner Vorrede ertheilt, nicht für gegründet halten; so ist doch manche passende und rührende Vorstellung darin, und die gewöhnliche Klasse von Lesern wird sie mit Erbauung lesen können. Das vorzüglichste ist, daß der V. die Religion von ihrer rechten liebenswürdigen Seite, als einen freundschaftlichen kindlichen Umgang mit Gott darzustellen sucht. Dies geschieht in vielen Erbauungsschriften gar nicht; oder wenn es geschieht, so wird so viele Mystik beygemischt, daß dadurch die würdigsten Ideen vieles von ihrem Licht und Nachdruck verlieren. Der V. hat sich vor diesem Fehler, wo nicht völlig, doch an den mehresten Orten ziemlich gehütet.

Das Laster der Hurerey in seiner wahren Abscheulichkeit entworfen von Christian Heinrich Heyer. Altenburg, bey Richtern. 1777. 9. B. in 8.

Die Absicht des Verf. ist recht gut, und sein Eifer an sich lobenswürdig. Man hat in unsern Tagen immer Ursachen genug, vor den Sünden der Unkeuschheit zu warnen, und die fürchterlichen Folgen dieses Lasters aufzudecken. Doch muß man auch viel feine Weltkenntniß und wahre Beredtsamkeit mitbringen, wenn man so über diese Materie schreiben will, daß es gefallen, und überzeugen soll. Der gewöhnliche weitschweifige

schweifige Kanzelton und die bloße Kompendiengelehrsamkeit sind hierzu viel zu unzureichend. Beydes finden wir noch in der vor uns liegenden Schrift; und versprechen ihr eben daher wenig Beyfall und gute Wirkung. Schade ists, daß der V. bey manchen nachdrücklichen und richtigen Vorstellungen so langweilig predigt, und oft so lange dogmatische Ausschweifungen einmische. Man lese nur die weitläuftige Betrachtung S. 45. u. ff. über die Erlösung Christi, und die daraus hergeleitete Warnung wider die Sünde der Hurerey. Einige Ausdrücke sind offenbar anstößig, z. E. S. 46. „da Gott der Allmächtige, „durch Menschen aufs höchste war beleidiget worden, und durch „nichts anders, als Menschenblut, das einen unendlichen Werth „hatte, konnte wieder versöhnt werden, und S. 76. der Satan, welcher da am liebsten ist, wo man wider Gott und sein „Wort handelt, stehet ihm (dem Hurer) hart zur Seiten, und „flüstert ihm immer mehrere Zweifel und Bosheiten ein, auf „die er wohl sonst von selbst nicht würde gefallen seyn“ u. d. m. Von solchen groben ungeläuterten Begriffen sollten doch endlich, wie uns deucht, unsere ascetische Schriften frey werden. Wenigstens können wir mit gutem Gewissen niemand loben, bey dem wir noch dergleichen antreffen.

Beyspiele der Weisheit und Tugend aus der Geschichte, mit Erinnerungen für Kinder, von Jacob Friedrich Feddersen. Halle bey Hemmerde. 1777. 13 Bogen in 8.

Hr. *Feddersen*, der schon lehrreiche Erzählungen aus der biblischen Geschichte geschrieben hat, liefert hier eine Sammlung guter Exempel aus der ältern und neuern Geschichte, ebenfalls zum Gebrauch und Ermunterung für die Jugend. Daß diese historische Lehrart von vorzüglichem Nutzen bey jungen Gemüthern sey, ist schon so oft gesagt, und durch die Erfahrung bewährt worden, daß wirs hier nicht abermals wiederholen dürfen. Hr. Feddersen verdient also wegen seiner löblichen Absicht, und wegen seines angewandten Fleißes, den Dank aller Kinderfreunde. Jemehr Versuche dieser Art gemacht werden; desto besser ist es. Durch Bemerkung der in solchen Schriften noch vorhandenen Fehler, wird die immer mehrere Verbesserung und Vervollkommung der künftigen Ver-

suche befördert. Denn es ist wahrlich nicht leicht, ein solches Buch zu schreiben; und noch hat es keiner so gut getroffen, daß sich nicht manche gegründete Erinnerungen dagegen machen lieſsen. Wir wollen daher auch jetzt nicht sowohl tadeln, als vielmehr ein paar nützliche Anmerkungen für die Verfasser solcher Bücher, unserer Einsicht gemäß, beyfügen.

Wenn dergleichen Schriften den Kindern selbst in die Hände gegeben werden sollen: so dünkt uns, würde es besser seyn, wenn man solche Beyspiele und Regeln, die eigentlich das Erziehungsgeschäft betreffen, ganz zurückliesse. Kinder dürfen die Maximen eben so genau nicht wissen, nach welcher weise Väter und Lehrmeister handeln sollten; sonst geschieht es leicht, daß sie dadurch zu einem unzeitigen Räsonnement über das Verhalten ihrer eignen Eltern oder Lehrer veranlasset werden. Es ist genug, wenn man ihnen solche Exempel bekannt macht, aus welchen sie lernen können, wie sie selbst gesinnet seyn und handeln müssen, wenn sie gutartige Kinder und künftig rechtschaffene Bürger der Welt werden wollen. Hr. Jedersen hätte daher den ersten Abschnitt seiner Schrift, welcher weise Regeln und Grundsätze der Erziehung enthält, füglich zurücklassen können; zumal da in selbigem Exempel vorkommen, die nicht so geradehin zu empfehlen sind. Wenn z. B. daselbst vom sel. Luther erzählt wird, daß er von seinem ältesten zwölfjährigen Sohn wegen einer begangenen Unart drey Tage lang nichts habe wissen wollen, ob derselbe gleich in einem sehr demüthigen Schreiben um Vergebung gebeten, auch seine eigene Mutter zur Fürsprecherinn gehabt hatte: so dünkt das dem Recens., der doch auch Vater ist, und seinen Kindern nicht gern Unarten übersieht, mehr eine fehlerhafte Temperamentshärte bey dem sel. Luther zu seyn, als eine lobenswürdige Standhaftigkeit in Bestrafung der kindlichen Unarten. Eben so wenig hat dieser sonst grosse Mann recht gehandelt, wenn er nach der folgenden Erzählung Seite 2. nach dem Tode seiner Tochter Magdalena in die Worte ausgebrochen ist „wenn meine Tochter sollte wieder lebendig werden, „und mir ein Königreich mitbringen, wollte ich es nicht; wer „also stirbt, der hat das ewige Leben gewiß.“ Unmöglich kann ein zärtlicher Vater bey dem Tode eines geliebten Kindes, wenn er den wahren natürlichen Empfindungen folget, so sprechen; wo nicht ganz besondere Nebenumstände den Tod des Kindes für ihn zur Wohlthat machen, oder wo nicht übel verstandene Religionssätze seine Seele mit einem gewissen Enthusiasmus

Jammer erfüllen, der dann freylich die natürlichen Empfindungen des Vaterherzens schwächen oder umstimmen kann. Gott ist selbst viel zu sehr Vater, als daß er die Thränen eines Vaters beym Grabe seiner Kinder mißbilligen könnte. Stoische Unempfindlichkeit und unnatürliche Wünsche können ihm unmöglich gefallen, da er selbst Schöpfer unsrer zärtlichen Empfindungen und aller Vater- und Mutterliebe ist. Wahre christliche Ergebung in Gottes Willen kann sehr gut mit den Wünschen für das Leben und mit den Klagen über den Tod unsrer Geliebten zusammenstehen. Die Religion muß nie den natürlichsten Empfindungen widersprechen. —

Unter den übrigen Beyspielen, welche der Verf. eigentlicher für Kinder zusammengetragen hat, finden sich viele gute und brauchbare. Indessen wünschten wir doch, daß die Auswahl noch sorgfältiger gemacht wäre; daß statt mancher Anekdoten aus der alten Welt, zu deren Anwendung öfters erst viele Erläuterungen aus der Geschichte nöthig sind, lieber Exempel aus der heutigen Welt, die mehr mit unsern Sitten und Gewohnheiten übereinstimmen, möchten aufgeführt worden seyn; daß ferner der Verf. nicht sowohl große, in der Erkenntniß und Tugend hervorragende Personen zu Mustern vorgestellet, sondern noch mehr, wie es hin und wieder geschehen ist, aus dem gemeinen Haufen rechtschaffner Christen, und soviel immer möglich, aus dem Mittel der Jünglinge und Kinder selbst, solche Fälle hervorgesucht hätte, die gewissermaßen noch mit im Gesichts- und Wirkungskreise junger Seelen liegen; das ist, die von ihnen ganz übersehen und zur Nachahmung angewandt werden können; daß endlich manche sonst gute Lehren und Regeln mit mehrerer Rücksicht auf die Fähigkeiten und Kräfte der Jugend, und mit einigen nöthigen Einschränkungen und Präcision vorgetragen wären. So scheinen uns z. E. die dringende Ermahnungen zur steten Richtung des Gemüths zu Gott, zur Feyer des Sonntags, und zum Bibellesen u. a. m. nicht mit genugsamer Behutsamkeit abgefaßt, sondern zu allgemein und in der That zu streng für junge Herzen zu seyn. Nur des Bibellesens noch besonders zu gedenken, so sagt zwar der Verf. an einem Orte, daß Kinder nicht gerade alles in der Bibel lesen dürften, sondern lieber Verständige hiebey zu Rathe ziehen sollten. Uns dünkt aber, daß nur überaus wenig Stücke in der Bibel für sie brauchbar sind, und daß sie wenigstens nie anders, als unter Aufsicht verständiger Eltern oder Lehrmeister, darin lesen müßten. Eine Kin-

herbibel, in welcher nur die nützlichste Geschichte und verständlichste Lehren aus der h. Schrift gesammelt wären, fehlt uns noch heutiges Tages, obgleich sonst so manches Gute für die Jugend geschrieben wird.

Eine andere wünschenswerthe Sache, wodurch den Verfassern solcher Exempelbücher für Kinder ihre Arbeit sehr erleichtert werden würde, wäre noch, wenn Eltern und Erzieher merkwürdige Handlungen und Begebenheiten von ihren Zöglingen sammleten, und selbige hernach den Verfassern solcher Schriften oder anderer pädagogischen Journale zur öffentlichen Bekanntmachung mittheilten. Es fehlt uns offenbar in diesem Fache an hinlänglichem Vorrath von Thatsachen; und vieles, was man noch hat, ist nicht zuverläßig, nicht brauchbar genug. Manche edle männliche That eines jungen Kindes verdiente eben so sehr in den Jahrbüchern der Menschheit verewigt zu werden, als die schimmernden Thaten großer Männer und gepriesener Heldon.

Unsre letzte Anmerkung ist diese, Hr. Jedderſen hat in diesem Buch zu wenig Geschichte und zu viel moralische Lehren und Ermahnungen angebracht. Uns dünkt, wie auch schon von vielen andern bemerkt worden ist, daß die Erzählungen für Kinder so abgefaßt werden müssen, daß die junge beobachtende Seele die Moral ohne große Schwierigkeit von selbst herausfinden kann. Lange moralische Predigten ermüden die Aufmerksamkeit. Allenfalls sind wenig Worte, am rechten Ort angebracht, hinlänglich, das Auge des lesenden Kindes zu lenken; oder der Lehrer, der ein solches Buch beym Unterricht gebraucht, nimmt bey ungeübtern Kindern der Gelegenheit wahr, die in der Geschichte liegende Moral dem Herzen näher zu bringen.

Vielleicht findet der Verf. diese gutgemeynte Erinnerungen gegründet, und also zur künftigen Ausbesserung dieses Buchs brauchbar. Wir wünschen das um so mehr, da selbiges in vieler Absicht empfehlenswerth ist.

Elias Bertrands Sittenlehre des Evangeliums, oder Betrachtungen über die Bergpredigt Jesu Christi. Erster Theil, aus dem Französischen übersetzt von Joh. Adam Emmrich. Meiningen, bey Hanisch. 1777. 34 Bogen in gr. 8.

Unter

Unter vielen Betrachtungen, welche wir über die Bergpredigt Christi haben, zeichnen sich diese auf eine vortheilhafte Art aus. Man findet darin weder dunkle Mystik und übertriebene Klostermoral, noch trockene Dogmatik oder leere Deklamation; sondern die reine evangelische Sittenlehre, gründlich und praktisch vorgetragen. Der Styl ist plan und faßlich genug; aber dennoch möchten diese Betrachtungen mehr für nachdenkende Leser als für den gemeinen Haufen der Christen gehören; indem manche exegetische Untersuchungen und mehrere aus der Sache selbst hergenommene philosophische Beweise von dem letztern schwerlich recht gefaßt werden können. Besonders hat es uns gefallen, daß der Verf. sehr richtig unterscheidet, was in dieser Predigt eigentlich nur die Apostel Jesu angeht, was sich bloß auf damalige Zeiten, Sitten und Lokalumstände beziehet, und was hingegen als ein allgemeines Sittengesetz auch von uns benutzet und befolget werden muß. Gleich in der ersten Betrachtung kommen in dieser Absicht zu manche wichtige Anmerkungen vor, die wir evangelischen Predigern nicht genug empfehlen können. Auch in Erklärung des Textes zeigt sich der Verf. als einen erfahrnen Exegeten; so daß wir ihm bey den mehresten Stellen unsern Beyfall nicht versagen können. In der zweyten Betrachtung über Matth. 5. 3. versteht er unter den geistlich Armen solche Personen, die in der Seele die erforderliche Neigungen haben, eine wirkliche Armuth zu ertragen. Diese Erklärung, so scheinbar sie auch hier vorgetragen wird, dünkt doch dem Rec. nicht im Sprachgebrauch sattsam gegründet zu seyn; so gut sie sich sonst auch hören läßt. Wenn das τῷ πνεύματι nicht im Text stünde, so wie es Lucas wirklich nicht hat, so wäre die Auslegung leicht; nun aber hat des Verf. Erklärung und jede andere ihre Schwierigkeiten. Doch, wir können uns jetzt bey dieser Stelle nicht aufhalten. Wenn der Heyland V. 17. sagt, daß er nicht gekommen sey, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen: so erklärt das der Verf. allein vom Sittengesetz, wie billig; und unter der Erfüllung desselben begreift er theils, daß Jesus selbst seinen ganzen Wandel darnach eingerichtet, theils aber es recht gelehrt und dadurch die Beobachtung desselben befördert habe. V. 19. ist ebenfalls gut erklärt. Die darin vorkommende Redensart, „der wird der kleinste seyn im Himmelreich," hält der Verf. für hebräischartig; so daß dadurch die völlige Untauglichkeit zum Himmelreich angezeigt werde. Der Sinn

dieser Stelle wäre also dieser: wer nur eins von jenen moralischen Gesetzen, so unbedeutend es ihm auch scheinen mag, übertritt, oder die Uebertretung desselben bey andern befördert, der ist kein Christ, u. s. w. Diese ganze Betrachtung über den 19 V. enthält überhaupt viel schöne Stellen. Wir können uns nicht entbrechen, eine davon hier anzufügen. Sie steht S. 334. der zweyten Abth. des ersten Theils. „Der Heyland verwirft keinen Menschen, der in der christlichen Kirche in einige Irrthümer gefallen und solche lehrt; aber dabey ein gutes Leben führt, die Regeln der Tugend befolgt, sie durch seine Unterweisungen und sein Beyspiel predigt; sondern denjenigen, der die Gebote des Gesetzes auflöset, und andre solche auflösen lehrt. Dies ist der gefährlichste, der schädlichste, derjenige Ketzer, welchen der göttliche Lehrer verdammt. Der erste verdient unser Mitleiden: dieser unsern Unwillen. Für den ersten müssen wir beten, daß ihn Christus erleuchte; den andern müssen wir als ein mit dem Krebs behaftetes Glied, das den ganzen Körper anstecken kann, für verwerflich halten. Der erste hätte niemals der Gegenstand einer offenbaren noch heimlichen Verfolgung seyn sollen; der letzte verdient den Tadel der Kirche und nach bewandten Umständen die von Obrigkeiten gefällte Strafen. Der erste muß beständig der Gegenstand unserer Liebe seyn u. s. w.“ O möchten doch die protestantische Päbste und Inquisitoren unserer Zeiten, diese so fest gegründete und ganz evangelische Regeln zu Herzen nehmen, so würde des Ketzermachens, und der Verfolgung unschuldiger Leute weniger werden. Die Erkenntniß der Wahrheit würde sammt wahrer Tugend befördert, und die rechte christliche Einigkeit im Geist unter allen Religionspartheyen ausgebreitet werden! Dank sey der göttlichen Fürsehung, daß noch immer mehrere rechtschaffene, gelehrte Männer an allen Enden auftreten, die solche weise Grundsätze predigen. Vergeblich kann das nicht seyn, wenn gleich die gute Wirkung davon nicht augenblicklich oder allgemein offenbar wird.

Wir wollen hier sogleich eine andere Schrift eben dieses Verf. mitnehmen, und das um so mehr, da sie diesen Betrachtungen über die Sittenlehre des Evangelii, in dem französischen Original ebenfalls beygefügt ist. Der Titel ist:

Elias

Elias Bertrands, u. s. w. Anfangsgründe der allgemeinen Sittenlehre, oder Abbildung der Pflichten des Menschen, in allen seinen Verhältnissen betrachtet. Aus dem Französischen übersetzt. Meiningen. 1777. bey Hanisch. 11 Bogen in gr. 8.

Eigentlich ist dieser kurze Entwurf der allgemeinen Sittenlehre von dem sel. Bertrand, laut des Vorberichts, zu seinem eigenen Gebrauch aufgesetzt, und hernach in einem noch kürzern Auszuge in dem 29sten Bande der Nordhäusischen Encyklopädie öffentlich mitgetheilt, und nun von den Herausgebern der vorangezeigten Sittenlehre vollständig bekannt gemacht worden. Aus dem Titel läßt sich schon schließen, daß hier der Verfasser die Moral in ihrer größten Ausdehnung nehme, theologische und philosophische Moral zusammenfasse, auch das natürliche Recht, Politik, Völkerrecht u. s. f. mit darunter begreife. Nachdem er im ersten Buche eine Einleitung vorangeschickt, worin er die Wahrheiten und Sachen, welche der Moral zur Grundlage und Erläuterung dienen, betrachtet hat, so handelt er darauf diese Wissenschaft in drey Theilen ab, in deren erstem er von den Pflichten des Menschen, als Mensch in seinen verschiedenen Verhältnissen, gegen Gott, gegen seines gleichen und gegen sich selbst betrachtet, redet; im zweyten von den Pflichten des Bürgers; im dritten von den Pflichten der Nationen gegen einander. Ins Detail können wir uns zwar nicht einlassen; doch aber versichern, daß das Ganze mit vieler Gründlichkeit und Scharfsinn zusammen geordnet worden sey, und daß sich von dem Verf. immer sehr viel es hätte erwarten lassen, wenn er selbst dies Gebäude weiter ausgebauet, manche Lücken ausgefüllt, und manche Sätze mehr bestimmt, erläutert und gegründet hätte. Dem Anfänger muß es ohnstreitig die Erlernung der Moral sehr erleichtern, wenn alle besondere Theile derselben auf diese Art in ein Ganzes zusammengebracht werden. Auch gefällt es dem Rec. sehr, wenn die theologische und philosophische Moral ganz mit einander vereiniget werden; und er glaubt auch, daß solches um so füglicher angehe, da beyde auf einerley Gründen ruhen, zu einem und eben demselben Ziele hinweisen, und in allen ihren Geboten ganz schwesterlich zusammenstimmen. Sind sie mit einander verbunden, so unterstützt

stützt eine die andere; die evangelische Moral wirft ihr wohlthätiges Licht auf die natürliche hin, und das Ganze bekommt nun mehr Klarheit, und kann daher auf den Verstand und das Herz des Untersuchers kräftiger wirken. Daß in den vorigen Zeiten beyde von einander geschieden worden, ist so sehr nicht zu bewundern, da man es sonst leider für ein nöthiges Stück des Christenthums und der Orthodoxie hielt, Natur und Gnade, Bibel und Vernunft, Philosophie und Theologie, so viel als möglich, zu trennen. In unsern Tagen sieht mans aber immer mehr ein, wie unnütz und unnatürlich diese Trennung sey, und wie sehr die Religion Jesu dabey gewinne, wenn diese gewaltsam zerrissene Bande wieder fester zusammengeknüpft werden. Es läßt sich daher hoffen, daß auch in Absicht der Moral der Plan unsers Verf. inniger mehr und vollständiger ausgeführt werden wird.

Um die gesunde und tolerante Denkungsart des Hrn. Bertrands, die auch in dieser Schrift herrscht, zu erweisen, wollen wir nur eine Stelle aus derselben anfügen. Sie steht S. 46. Nachdem daselbst und im vorhergehenden gezeigt worden, daß die Menschen zwar in Absicht der Glaubenslehren sehr verschiedene Meynungen hegten; aber nicht eben so in der Moral, so wird folgender Ausspruch hinzugesetzt: „In der That, wir werden einmal alle, nicht nach den Formulären des Glaubens, sondern nach den Regeln der Aufführung; „nicht über dasjenige, was wir in Einfalt geglaubt, sondern „was wir werden gethan haben; nicht nach Maasgabe eines „gewissen Eifers für gewisse Lehrsätze, sondern in Ansehung „des Eifers, den wir in guten Werken bewiesen haben, gerichtet werden.“ — Wie wahr! Wer es lieset, der merke drauf.

Auswahl vorzüglich guter Predigten der besten heutschen Kanzelredner über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahrs, für nachdenkende Leser. Erster Theil. Züllichau, in der Waysenhaus- und Frommannischen Buchhandlung. 1777. 2 Alph. 8 Bogen in gr. 8. Zweyter Theil. 2 Alph. 10 Bogen.

Predig-

Predigten über die Episteln durch das ganze Jahr, zur Beförderung des thätigen Christenthums, von verschiedenen berühmten geistlichen Rednern. Erster Theil. Erlangen, bey Schleich. 1777. 3 Alphabet in 4. Zweyter Theil. 2 Alph. 10½ Bog. Dritter Theil. 1 Alph. 11½ Bogen.

Immer noch gesammelt, und doch nie völlig so mit kluger Auswahl gesammelt, daß wir die ganze Sammlung nach unserer Ueberzeugung sicher empfehlen könnten. Entweder die Sammler müssen selbst keinen gewissen festen Geschmack haben, oder sie müssens ihren Lesern zutrauen, daß selbige gute und schlechte Nahrungsmittel nicht unterscheiden, und beydes durch einander vertragen können. Wir sinds müde, dies zu sagen, und sehnen uns herzlich, wenn ja gesammelt werden soll, nach einem Werke, das ganz mit so gutem geprüften Geschmack zusammengetragen ist, daß man auch nicht eine Predigt als schlecht mit Grunde ausmerzen dürfe.

In der Füllichauischen Sammlung ist viel vor der Erlangischen geleistet; aber doch nicht alles, was wir mit Recht fordern zu können vermeynen. Nachdenkende Leser werden darinn viel gründliche Untersuchungen und dringende Ermunterungen finden; nur sorgen wir, daß sie zugleich hin und wieder auf dogmatische Sätze und Schriftauslegungen stoßen werden, die noch nicht so sicher sind, daß man sie in Predigten vortragen dürfte.

Noch merken wir an, daß in der erstern Sammlung die Verf. nicht genannt worden sind; welches in der Erlangischen geschehen ist.

Unterhaltungen mit Gott, bey besondern Fällen und Zeiten, von Jakob Fr. Feddersen. — Der Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden, auf jeden Tag des Jahres, Dritter Theil. Halle, bey Trampe. 1774. 1 Alph. 7 B. in gr. 8.

Hrn. Sturms Unterhaltungen mit Gott, sind bekannt, und haben Beyfall gefunden. Von eben dem Werth ist auch diese

dieſe Fortſetzung, welche jedoch von Hrn. Feddersen auf Bitte ſeines Freundes ausgearbeitet worden iſt. Man merkt es, daß ſich derſelbe alle Mühe gegeben hat, um auf alle beſondere Zeiten und Fälle paſſende erbauliche Betrachtungen zu liefern. Wer daher die ſämmtlichen drey Theile dieſer Unterhaltungen mit Gott beſitzet, der wird nicht leicht in einen Fall gerathen, worinn ihm dieſes Werk nicht Anlaß zu ſeiner Erbauung verſchaffen könnte. Und dies um ſo mehr, da Hr. Feddersen dieſem dritten Theile auch eine anſehnliche Liederſammlung, die aus den neueſten und beſten Geſangbüchern genommen iſt, beygefügt hat. Daß Wiederholungen einer und eben derſelben Materie zuweilen vorkommen, iſt um ſo weniger zu bewundern, da der Verf. keinen beſondern Fall vorbeygehen wollte, und alſo nothwendig manches, was auf viele Fälle paßt, mehr denn einmal ſagen mußte. Hiedurch möchte zwar der Leſer ſo viel nicht verlieren; etwas mehr aber durch die gar zu große Kürze und Unvollſtändigkeit mancher Betrachtungen, indem der Verf. zu einer jeden nur ein einziges Blatt, eben wie Hr. Sturm in den beyden erſten Theilen, genommen hat. Was die Ausführung und den Vortrag der Sachen betrifft, ſo iſts allerdings zu rühmen, daß Hr. Feddersen vornämlich die ſimpeln und praktiſchen Religionswahrheiten in einer fließenden und verſtändlichen Sprache vorträgt. Doch glaubt der R., daß manche Betrachtungen noch mehr von den Flecken der Dogmatik, der Schulſprache und Myſtik gereinigt ſeyn könnten. Dahin gehören z. E. die Abendmahlsbetrachtungen, in welchen der eigentliche Nutzen dieſes Sacraments noch nicht ſo ſimpel vorgetragen iſt, als es bey den vielen in dieſer Sache noch herrſchenden Vorurtheilen nöthig wäre. Und da, wie dem Hrn. Verf. gewiß bekannt iſt, der Beichtſtuhl ſchon längſt zu ſo vielen falſchen Vorſtellungen von der Rechtfertigung Anlaß gegeben hat: ſo war es dem Ree. befremdend, daß in den hierüber vorkommenden Betrachtungen nicht mehr Rückſicht auf dieſe verderblichen Vorurtheile genommen worden iſt. Eben dies vermißte er auch in der Liederſammlung, wo die gewöhnlichen Rubriken vor und nach der Beichte noch beybehalten, und mit einem Bußliede und einem Dankliede für die erhaltene Vergebung der Sünden ausgefüllt ſind. Warum wollen wir auf dieſe Art die Vorurtheile der Chriſten begünſtigen? Warum ſagen wirs ihnen nicht gerade heraus, was Beichtſtuhl und Abſolution des Predigers für Kraft haben? Daß jeder ande-

re

te Ort und Zeit eben so bequem zur Demüthigung vor Gott, und zur Erhaltung der Vergebung der Sünden sey? daß der ganze Nutzen des Beichtstuhls höchstens darinn bestehe, daß man eine nähere Gelegenheit zu seiner Aufmunterung durch die Ermahnung des Predigers erhalte; daß aber dies eben so gut, ja noch besser, bey einer allgemeinen Beichtermahnung, ohne dazu kommende specielle Absolution, erreicht werden könne. — Hr. Feddersen wird uns diese Erinnerung um so weniger übel deuten, da wir sicher glauben können, daß er in der Sache selbst mit uns übereinstimme.

Thomas Seckers, der Rechte Doctors, weyland Erzbischofs von Canterbury, Predigten über verschiedene Gegenstände, nach desselben eigenen Handschriften herausgegeben, von dessen Capellänen, den Doctoren der Gottesgelahrheit, **Beilby Porteus**, und **George Stinton**. **Vierter Band.** Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung. 1776. 1 Alph. in gr. 8.

Seckers Predigten sind in Deutschland nicht mehr unbekannt, und bedürfen daher keine ausführliche Beurtheilung. Wenn ja alles, was aus England kommt, übersetzt seyn muß, so verdienen es diese Reden eher, als viele andere. Das Publikum ist nun einmal lüstern nach fremder Waare; sonst hätten wir wahrlich zu unserer Erbauung hinlänglichen Vorrath an deutschen Originalen. Eine Predigt von Sack, Spalding, Teller, Jollikofer, Alberti, Sturm, u. a. m. ist dem Rec. eine weit nahrhaftere Speise als diese Seckersche Reden. Für den großen Haufen sind diese zu gelehrt, zu philosophisch geschrieben. Der denkende Leser wird dagegen oft auf Stellen stoßen, wo die Begriffe nicht genugsam geläutert sind, und wo ein seichtes Räsonnement die Stelle gründlicher Beweise vertritt. Selbst in der Schrifterklärung ist der Verf. noch weiter zurück, als man denken sollte. In seinen Vorstellungen ist auch mehrentheils so wenig Wärme und Leben, daß sie nicht wohl vermögend sind, die Herzen der Hörer und Leser wieder hinlänglich zu erwärmen; so wie solches doch allerdings eine Hauptabsicht eines geistlichen

Redners

Redners seyn soll. Denn ob wir gleich das ungestüme Andringen an die Herzen durchaus nicht billigen; so muß sich doch billig der Vortrag eines Predigers eben dadurch von dem Vortrage eines Professors auf dem Katheder unterscheiden, daß in demselben nicht nur Gründlichkeit und Klarheit, sondern auch ein solcher Grad von Wärme herrschet, als nicht nur zur Ueberzeugung des Verstandes, sondern auch zur Lenkung des Willens erforderlich ist. Was dazu alles gehört, kann hier nicht wieder ausgeführt werden; daß aber Hr. Secker in seinen Predigten wirklich so kaltblütig philosophire, kann jeder fühlen, der sie zu seiner Erbauung lesen will.

Am wenigsten hat uns in diesem Bande die achte Predigt über Gal. 4, 4. gefallen. Der Verf. will da zeigen, daß Gott seinen Sohn zur bequemsten Zeit in die Welt gesandt habe, und zwar erstlich, in Rücksicht auf diejenigen, die vor seiner Zukunft lebten, und zweytens, in Beziehung auf diejenigen, die nach derselben lebten. Nach des Rec. Meynung gehörte diese ganze Untersuchung gar nicht auf die Kanzel. Der gemeine Christ denkt so weit nicht hinaus, und der Gelehrte kann solches besser aus Büchern lernen. Ueberdem sind die Gründe, welche der V. hier zum Beweise seines Satzes anführt, zum Theil sehr seicht, und veranlassen nur neue Fragen und Zweifel. Will man ja dergleichen Materien auf der Kanzel berühren: so muß es mit großer Behutsamkeit geschehen; und das sicherste ist wohl allemal, daß man seine Zuhörer aufs lebhafteste von der Weisheit und Güte Gottes, die in allem das Beste erhält, zu überzeugen suche; und sie daneben mehr auf die erweislich guten Folgen der Zukunft Christi, als auf solche problematische Untersuchungen aufmerksam mache.

Predigten über die Sonntagsepisteln durchs ganze Jahr, von M. Christoph Chr. Sturm. — Erster Band, welcher den ersten und zweyten Theil enthält. 28 Bogen in 8.

Zweyter Band, welcher den dritten und vierten Theil enthält. 30½ Bogen, neue wohlfeilere Ausgabe. Halle, bey Trampe. 1776.

Predig-

Predigten zur Befestigung im Glauben und heiligen Wandel, von D. Georg Fr. Seiler. — Erste Sammlung. Dritte Auflage. Bayreuth, bey Lübeck. 1777. 1 Alph. 1 B. in 8.

— Zwote Sammlung. Ebendaselbst. 1773. 23. Bogen.

Sammlung einiger Predigten von Chr. Günther Rautenberg. Erster Theil, zweyte Auflage. 1 Alph. 18. Bogen in 8.

— Zweyter Theil. Zweyte Auflage. 1. Alph. 10. Bogen. Braunschweig, bey Meyer. 1777.

Wir haben von diesen Predigtsammlungen wenig zu sagen, da bereits bey der ersten Ausgabe derselben das nöthige in unserer Bibl. erinnert worden ist. Für die Liebhaber der Sturmischen Predigten merken wir nur an, daß diese neue Auflage seiner Epistelpredigten zwar mit der erstern völlig übereinstimmend, aber doch weniger kostbar sey, indem man durch kleinern Druck alle vier Theile in zwey mäßige Bände zusammengebracht hat.

Die Seilerschen und Rautenbergischen Predigten sind ebenfalls nach den ersten Ausgaben unverändert abgedruckt worden.

Br.

Predigten über die Sonntagsepisteln durchs ganze Jahr, von M. Christoph Chr. Sturm. — Vierter Theil. Halle, bey Trampe. 1776. 1 Alphabet. 3½ Bogen, in gr. 8.

Unterricht und Trost bey dem Absterben naher Anverwandten, in einer Sammlung von Amtsreden, bey Leichenbegängnissen, von verschiedenen Verfassern.

Dritter

Dritter Theil, herausgegeben, von Joh. Joachim Lachmann. — Züllichau, in der Wayſenhaus- und Frommanniſchen Buchhandlung. 1777. 19 Bogen in 8.

Die weſentliche Lehre des Evangeliums; die Gerechtigkeit durch den Glauben an Jeſum. In ſechs Predigten über Apoſt. Geſch. 10, 43. Herausgegeben von einem Schweizertheologen. Zweyte Auflage. Baſel, bey Scholer. 1776. 168 S. in 12.

Wir nehmen dieſe Predigten zuſammen, nicht, als wären ſie von gleichem innern Gehalt; ſondern weil es theils Fortſetzungen, theils neue Auflagen ſchon recenſirter Predigtſammlungen ſind, deren wir alſo nur mit zwey Worten Erwähnung thun dürfen. Hr. Strem hat mit dieſem Bande ſein Werk über die Epiſteln vollendet. Wir haben auch hier, wie in den vorhergehenden Theilen, viel wahre Erbauung gefunden, und glauben, daß uns auch andere lehrbegierige Leſer hierinn beyſtimmen werden. Faſt alle in dieſem Bande vorkommende Predigten ſind moraliſchen Inhalts; und einige der abgehandelten Materien ſind vorzüglich wichtig, und die Bearbeitung derſelben iſt auch recht gut und praktiſch gerathen. Wir rechnen dahin unter andern: Am 22 S. nach Trin. Von den Hülfsmitteln zur Beſtändigkeit im Glauben. — Am 24 Sonnt. n. Trin. Von der Pflicht der Fürbitte für unſere Nächſten. — Am 3ten Advent. Chriſtliche Grundſätze, welche wir bey unſerm täglichen Wandel vor Augen haben ſollen. — Am 6ten Epiph. Von der Verbindung der häuslichen Frömmigkeit mit der häuslichen Andacht, u. ſ. f.

Was von Hrn. Lachmanns geſammelten Leichenreden bey Recenſion der beyden erſten Theile geſagt worden iſt, gilt auch von dieſem dritten. Es kommen manche wichtige und paſſende Themata vor, deren Ausführung zuweilen gut, zuweilen auch höchſt mittelmäßig ausgefallen iſt. Wer ſich berufen fühlt, ſolche Sammlungen zu machen, ſollte doch, wie uns dünkt, nichts anders darinn aufnehmen, als was wirklich meiſterhaft iſt. Wer ſelbſt einen guten feſten Geſchmack

hat,

hat, dem kann das so schwer nicht werden. Wer den aber nicht hat — nun, der ist auch zum Sammler gar nicht zu rufen.

Von den sechs Predigten über die Gerechtigkeit durch den Glauben u. s. f. dürfen wir weiter nichts sagen, als daß sie ein unveränderter Abdruck der ersten schon in dieser Bibl. recensirten Ausgabe sind. Ein Freund der in diesen Predigten herrschenden Denk- und Lehrart hat diesen neuen Druck auf seine Kosten veranstaltet, um sie für einen geringen Preis desto eher in viele Hände zu bringen. Wir denken nun freylich über den Werth dieser geistlichen Reden viel anders als er; indessen verdient doch solche gutgemeynte Freygebigkeit an und für sich Lob, und am rechten Ort wirkliche Nachahmung.

Freye, bescheidene, vernünftige, doch biblische und meist wahrscheinliche Gedanken über verschiedene nicht ohnnutzbare Fragstücke: 1) Erscheinung Samuels nach seinem Tode, ob er es selbst gewesen? 2) Azazel, der weggehende Bock, was der bedeute? 3 B. Mos. 16. 3) Ob vor unsrer Welt noch Welten gewesen? 4) Neue Meynung von den Kometen. 5) Ob unsere Welt die beste? 6) Ob Christus als Mensch habe sündigen können? 7) Was von der Erbsünde zu halten? 8) Von dem Wunder der Sprachen am Pfingsttage, Ap. Gesch. 2. 9) Die uneigen- und eigennützige Liebe Gottes, welche gegründet? — den unpartheyischen Gelehrten und andern Verständigen zum nützlichen Zeitvertreib und weitern Nachdenken entworfen von I. H. 1775. (ohne Benennung des Druckorts) 12½ Bog. in 8.

Viel paradoxe Fragen, und eben so viel paradoxe Antworten! Der Verf. glaubt die wirkliche Erscheinung der Seele Samuels in einem Luftkörper; versteht unter dem Bock Azazel den Teufel; hält die Kometen für in Brand gerathene Planeten; träumt beyläufig von andern Welten und ihren

Bewohnern, von Wiederherstellung aller Dinge, dem Hengels tausendjährigem Reich, von Bekehrung der Teufel, u. s. w. So sehr indessen dem Rec. bey Durchlesung dieser ersten Fragen die Geduld vergieng: so wurde er doch mit dem Verfasser bey der folgenden sechsten und siebenten Frage einigermaßen wieder ausgesöhnet. Hier zeiget derselbe mehr gesunde Vernunft und richtige Auslegung der h. Schrift, als man nach Inhalt der ersten Abhandlungen erwarten konnte. Besonders urtheilt er sehr gut über die Erbsünde; welches, ob es gleich nicht ganz neu ist, doch von manchem, der diese Lehre bloß aus dem Kompendium kennt, gelesen zu werden verdiente. Sonderbar ists, und für den Psychologen noch immer eine Materie zu manchen fruchtbaren Untersuchungen, daß gesunde Urtheile neben den Träumen einer schwärmenden Einbildungskraft ganz schwesterlich in einem und eben demselben Kopfe beysammen ruhen können; daß ein nachdenkender Mann in einer Stunde viele Gegenstände so sieht, wie sie wirklich sind; von andern aber ganz verkehrt urtheilt, ihnen eine ganz fremde sonderbare Gestalt giebt, neue Welten schafft, Gespenster sieht, u. dgl. Uns dünkt, daß unter den Leuten, die zu der Bengelisch-Crusiusschen Schule gehören, mehr solcher Exempel zu finden sind.

Predigten über die Episteln durch das ganze Jahr, von Johann Samuel Patzke. Erster Theil. Magdeburg, bey Scheidhauer. 1777. 3 Alphab. 6 Bogen in 4. Zweyter Theil. 3 Alph. weniger 2 Bog.

M. Philipp David Burks Evangelienpostille: bestehend in erbaulichen Betrachtungen und Predigten über die evangelische Texte des ganzen Jahrs, da zugleich die Texte selbst mit einer kurzgefaßten Erklärung und vielen nützlichen Anmerkungen begleitet werden; samt einer summarischen Vorstellung der ganzen evangelischen Geschichte, und einer harmonischen Tabelle über alle evangelische Texte. Aus den hinterlassenen Handschriften des sel. Verfassers gesammlet, und zum bequemen Gebrauch für aufmerk-

merksame Christen eingerichtet durch M. Johann Albrecht Burk. Heilbronn, 1777. bey Eckebrecht. 5 Alph. 7 Bogen in 4.

Johann Christian Storren Predigten über die Sonn- und Festtägliche Episteln und feyertägliche Evangelien, nebst einer Lebensbeschreibung des seligen Herrn Verfassers. Dritte Auflage. Stuttgart, bey Betulius. 1776. 6⅓ Alph. in 4.

Wehe uns armen Recensenten, wenn wir die ungeheuren Predigtbände, die mit jeder Messe in großer Anzahl erscheinen, Wort vor Wort durchlesen; und jede darin vorkommende Predigt nach ihrem innern Gehalt anzeigen und würdigen sollten! Billige Leser werden, wie wir hoffen, zufrieden seyn, wenn wir soviel lesen und prüfen, daß wir von der Güte des ganzen Werks unser Urtheil mit Zuversicht abgeben können. Das soll denn auch jetzt mit wenig Worten geschehen.

Wer die drey Verfasser der angezeigten Postillen nur einigermaaßen kennt, der wird sich schon im voraus von Hrn. Patzken etwas mehreres und vorzügliches versprechen. Wir dürfen also nur versichern, daß diese Erwartung völlig zutrifft, und zwar so merklich, daß wir kaum eine Vergleichung zwischen diesem Werke und den beyden übrigen anstellen können. Hr. Burk und Storre mögen beyde sehr rechtschaffene Männer gewesen seyn, auch Wissenschaft und andre Verdienste gehabt haben. Dies wollen wir glauben; aber um deswillen können wir ihre Predigten nicht loben, nicht das für lehrreich und gründlich erklären, was nach unsrer Empfindung nur gutgemeynte, aber geist- und kraftlose Geschwätz ist; das freylich noch von vielen Kanzeln gehört wird, auch unter dem großen Haufen der Christen seine Liebhaber findet; aber billig mehr gerügt und ganz verbannt werden sollte.

Uebrigens wollen wir nicht sagen, daß die Patzkenschen Predigten von allen Fehlern frey wären. Doch dürfen wir uns hier in keine nähere Anzeige derselben einlassen; da solches sonst schon geschehen ist. Wenn's dem Verf. gefällig wäre, lieber weniger Predigten drucken zu lassen, und die wenigen desto mehr zu poliren, so würden seine Arbeiten ohnfehlbar noch uneingeschränktere Empfehlung verdienen.

Der neue rechtschaffene Naturalist, in erbaulichen Betrachtungen über natürliche Gegenstände nach Anleitung der Sonn- und Festtäglichen Evangelien des ganzen Jahres, zur Ermunterung der Hausandacht ausgefertigt von Conrad Meierlein. Nürnberg, bey Stiebner. 1777. 148 Seiten, ohne Vorrede, in gr. 8.

Der Titel sagt schon, was man hier zu suchen hat. Wir können hinzusetzen, daß das Ganze eine Nachahmung der bekannten Uberschen Wochenschrift, die unter eben diesem Titel zu Hamburg herausgekommen ist, sey; wie der Verf. solches auch selbst in der Vorrede eingesteht. Die Absicht ist an sich nicht zu tadeln; aber die Ausführung könnte viel besser seyn. Der Anlaß, welchen der Verf. aus den ordentlichen Evangelien zu seinen Betrachtungen nimmt, ist mehrentheils nicht natürlich, sondern gezwungen. Wenn er ja schreiben wollte, warum wählte er nicht mit völliger Freyheit die brauchbarsten Gegenstände aus dem großen Reiche der Natur? In Predigten läßt sich dieser Zwang eher entschuldigen, wenn man zumal an die ordentlichen sonntäglichen Texte gebunden ist. Und wären auch diese Betrachtungen, wie die Vorrede zu sagen scheint, aus wirklich gehaltenen Predigten entstanden: so wundern wir uns billig, daß der Verf. seine schon fertige Arbeit lieber zerstücken, und in eine neue Form, und noch dazu in unzusammenhängende Paragraphen umgießen, als etwas Neues über andere schicklichere Gegenstände ausarbeiten wollen. Dies ist sonst in den mehresten Fällen für einen denkenden Kopf eine sehr unangenehme Sache. Uebrigens glauben wir selbst, daß diese Schrift aus des Verf. Predigten geschmiedet worden sey; denn der Kanzelton herrscht merklich darin, und die Schreibart ist so altväterisch und wäßricht, wie sie in den gewöhnlichen Postillen zu seyn pflegt.

Um zu zeigen, wie mühsam der Verf. alles zusammentreffe, um etwas erbauliches sagen zu können, wollen wir nur mit wenig Worten den Hauptinhalt der dritten Betrachtung über einen Weg aus Matth. 11, 10. anführen. §. 1. Die Propheten und zuletzt Johannes mußten dem Messias den Weg bereiten. §. 2. Frage an die Leser: ob sie Jesu einen Weg in ihre eigne Herzen bereitet haben? §. 3. Etwas von

alten

alten und neuen Landstraßen, und von den Vortheilen dieser Einrichtung. §. 4. Ermahnung, den Weg, welchen uns Gott in seiner Offenbarung gewiesen, zu gehen. §. 5. Der leichtsinnige Sünder ist einem Reisenden gleich, der die rechte Straße verläßt, um in einer lustigen Gesellschaft fortgehen zu können. §. 6. Man muß seine Reisegefährten zur Ewigkeit mit Vorsichtigkeit wählen, und mit ihnen friedfertig umgehen. §. 7. Der Christ muß in der Welt viele beschwerliche Wege thun. §. 8. Es giebt Kreuzwege, die wegen Gespenster im übeln Ruf stehen. §. 9. Wer uns auf den rechten Weg bringt, verdient Dank und Folgsamkeit. §. 10. Etwas vom Fluchen der Fuhrleute, von Unbarmherzigkeit gegen das Vieh, von Ungeduld und Eigensinn. §. 11. Vom Wege des Todes. — Aus dieser einzigen Betrachtung kann man schon auf die ganze Methode des Verf. schließen. Hier ist noch eine Probe, wie gezwungen seine erbauliche Anwendungen sind. Sie ist aus der neunten Betrachtung über die Gefäße §. 4. Seite 67. genommen. „Wie manches Faß hast du schon gesehen, und ausleeren „heißen! Ein alltägliches aber nicht minder merkwürdiges Gefäß. Es ist aus so vielen Theilen zusammengesetzt; und doch „verwehrt es dem kleinsten Tropfen den Ausgang. Wenn „man allemal einen ganzen Stamm dazu aushölen müßte? „Welche Arbeit! wo fänden wir Bäume genug, die dazu „taugten? Und hast du auch daran gedacht, daß die Bestimmung der zunehmenden Weite desselben von dem Boden bis „zum Spunde, eine eigene Aufgabe in der Rechenkunst ist? „Weißt du, daß man ihm diese Form deswegen giebt, damit „das gährende Getränk gegen seinen Mittelpunkt einen Spielraum habe, wodurch es nicht nur milder, sondern auch seine „Stärke so gebrochen wird, daß es nicht die Böden austreibe „und verloren gehe? Wendet die nämliche Klugheit bey Erziehung der Kinder an, Väter und Lehrer! Ihr Jugendfeuer „ist nicht zu verlöschen. Es würde sie eher verzehren und an „allen Orten durchbrechen, und eure Erwartungen vernichten. „Aber lenket es dahin, wo es wirken soll, u. s. w.“ So schön diese Regel für Erzieher ist, so gezwungen und possierlich ist der Uebergang vom Bau des Fasses und Gähren des Getränks zur Kinderzucht.

Bey allen diesen Fehlern glauben wir dennoch, daß diese Schrift in dortiger Gegend ihre Leser finden könne, die sie mit Nutzen lesen werden. Es sind wirklich sehr viele gute Bemerkungen und Lehren darin enthalten. Vorzüglich

müssen wir den Verf. loben, daß er bey aller Gelehrheit dem gangbaren praktischen Vorurtheilen und dem noch immer sehr mächtigen Aberglauben des großen Haufens entgegen arbeitet. Man lese z. E. die zweyte Betrachtung, wo er von Zeichen und Vorbedeutungen, und die drey und dreyßigste Betrachtung, wo er vom Gespenstern handelt. Neu ist das alles zwar nicht, auch für aufgeklärte Köpfe nicht interessant genug; aber für die abergläubische Menge immer sehr wichtig.

Anweisung, wie die Geschichte der heil. Schrift zum Vortheil des Gedächtnisses, Verstandes und Herzens mit der Jugend zu lesen sind, nebst einem Erklärungsregister dunkler Wörter in der Bibel — entworfen von Joh. Jakob Lenz — Braunschweig, bey Meißner, 1777. 6 Alph. 13 B. in 8.

Daß die biblische Geschichte mit Nutzen beym Religionsunterricht der Jugend anzuwenden sey, wird kein Sacherfahrner leugnen; daß aber durch bloße Aufstellung des dürren Gerippes dieser Historie solcher Zweck nicht nur nicht erreicht, sondern dagegen vielmehr Schaden angerichtet werde, ist eben so unleugbar bekannt. Und gleichwohl ist dies alles, was Hr. Lenz in diesem Buche gethan hat. Er fängt von der Schöpfungsgeschichte an, und zergliedert jede in der Bibel vorkommende Geschichte ohne alle Auswahl, bis zum letzten Kap. der Apostelgeschichte, in Fragen und Antworten; doch so, daß er hin und wieder einige kurze Lehren herausliest, und dabey andere Schriftstellen zum Beweise anführt. Wir beklagen in der That die Jugend, die aus diesem Buche von drittehalb Alphabeten die biblische Historie lernen soll; wir beklagen auch den Verf., der durch diese Arbeit der Welt einen überzeugenden Beweis giebt, wie weit er noch in den theologischen, exegetischen und philosophischen Kenntnissen zurück sey. Gerade dieselbe Dogmatik und Auslegungsart, die man in des sel. Joach. Langens bekanntem Werke, Licht und Recht genannt, antrifft, findet man auch hier. Ein Mann, der auf solchem Posten steht, sollte doch in unsern Tagen mehr Erziehungsschriften gelesen und genutzt haben. Er sollte es aus ihnen wissen; wenn es nicht durch eigenes Nachdenken von selbst

selbst hätte lernen können, daß nicht alles, was in der Bibel erzählt wird, schlechterdings für die Jugend gehöre; daß trockene Zergliederung im Fragen und Antworten am wenigsten die Aufmerksamkeit der Kinder reize; daß nicht die Menge moralischer Lehren, zumal wenn sie nicht natürlich aus der Geschichte fließen, oder bloß aus dem Kompendium hergeleitet sind, sondern deren eine Stellung und Anpassung derselben zur Bildung junger Herzen beförderlich sey, u. s. w.

Aus dem Buche selbst können wir wegen seiner Größe, keinen Auszug machen. Von den beygefügten Nutzanwendungen wollen wir nur ein Paar herstehen, um zu zeigen, wie wenig Aufklärung und Bestimmtheit in den Ideen des Verf. anzutreffen sey. S. 98. wird bey Erzählung der Geschichte vom Osterlamm gefragt: „Wie sollten die Israeliten dieß „Lämmer essen? Antw. Sie sollen gegürtet seyn, u. s. w. „Lehre: Wenn wir aus der Welt gehen wollen: so ist billig, „den Leib und Blut Jesu des Lammes Gottes genießen.“ Wie unbestimmt ist dies gesagt! welche grobe Begriffe von der Kraft des Abendmahls beym Ausgange aus der Welt, setzt es voraus! — S. 196. „Fr. Wer war zu der Zeit Richterin „in Israel? Antw. Die Prophetin Debora. Lehre: Obgleich „Weibspersonen an sich schlechte Werkzeuge sind, 1 Petr. 3, „7.: so giebt ihnen doch Gott zuweilen besondere Klugheit.“ Was soll das sagen? Wozu soll es den Kindern nützen? Wußte der Verf. nichts gründlichers und besseres anzubringen? — S. 513. bey der Geschichte, da Daniel den Traum Nebucadnezars auslegte, steht folgende Lehre: „Gott kann den Menschen auf ihr Gebet auch in solchen Dingen Erkenntniß geben, welche sie für sich nicht ergründen können. Jac. 1, 5.“ Wie unbestimmt und unbehutsam ist das gesprochen! Wie leicht können dergleichen Lehren allerley Mißverständnisse erwecken! Doch genug; wer mehr wissen will, lese selbst.

Sammlung einiger Predigten, von Paullus Kind. — Chur, bey Otto. 1777. 1 Alph. 2 B. in 8.

Evangelische wichtige Wahrheiten, in Catechismus- und einigen andern Predigten, öffentlich vorgetragen, von Erich Chr. Klevesahl. — Erster Theil. Basel, bey Serini. 1776. 1 Alph. in 8.

— Zweyter Theil. Ebend. 20 Bogen.

Religionsvorträge, von Wilh. Joh. Jul. Hoppenstedt. — Hannover, 1776. bey Schmidt. 12 Bogen in gr. 8.

Diese Predigten erheben sich allesammt nicht über das Mittelmäßige. Hrn. Rinds Predigten sind mehrentheils dogmatischen Inhalts, und mit dem Lehrsystem seiner Kirche übereinstimmend. Er spricht mit vieler Empfindung und Wärme; doch leitet ihn eben der große Affekt öfters von gründlicher Untersuchung seiner Materie ab. Statt so vielen schön klingenden Redensarten, gehäufter und doch oft unrechte angewandter biblischer Stellen, und unerklärt gebliebener Bilder, wünschten wir mehr Licht in den Sachen, mehr Einfalt im Vortrage, und mehr Richtigkeit in Erklärung der Schrift. Welch ein Wortgepränge, und wie wenig dogmatische und exegetische Genauigkeit herrscht nicht z. E. in folgender Stelle, S. 13.: „Der ewige Vater hat seinen ewigen „Sohn, dem er sein Wesen, ohne Vervielfältigung und Verringerung, von Ewigkeit an mitgetheilt hatte; diesen Abdruck seiner unendlichen Vollkommenheiten; das ausgedrückte Ebenbild seines in aller Betrachtung unergründlichen Wesens, den hat er für uns dahin gegeben! In so hoch hat „Gott die Welt geliebet! den Gott, der da stehet, den Beherrscher der Welt, 1 B. Mos. 16, 18. den starken Gott „von Bethel, 1 B. Mos. 31. den Gott der Heerscharen „des Himmels, dessen Name Jehova ist, Hos. 12. Gott, den „alle Engel Gottes anbeten, Ps. 97. den Sohn, durch welchen beyde, das Sichtbare und Unsichtbare gemacht worden; „den Schöpfer aller Dinge: den hat Gott, der hat sich „für uns dahin gegeben! — Uns, die wir nicht einmal „werth waren, daß die Sonne des Himmels mehr ob unserm „Haupte aufgehe; uns hat er die Sonne der Gerechtigkeit, „den Glanz aller seiner Vollkommenheiten, unter deren Flügel ewiges Heil ist, in unserer Finsterniß aufgehen lassen, „u. s. w.“ — Dies sey zur Probe genug. Uebrigens müssen wir loben, daß der Verf. in allen seinen Vorträgen mit ernstem Eifer auf die Heiligung des Herzens und Lebens dringt.

Weniger Kunst und Feuer, nicht mehr Licht und Gründlichkeit, und eben die Anhänglichkeit an System, findet man in

in den Predigten des Hrn. Kleuker sahls. Man darf zum Beweise dessen nur unter andern die achte Predigt des ersten Theils durchlesen, darinn der Verf. vom Gesetz und Evangelio im gewöhnlichen dogmatischen Tone redet, welches man in unsern Tagen kaum von einem Lehrer auf Akademieen ertragen sollte.

Hr. Hoppenstedt scheint nicht ohne Geschicklichkeit und gute Anlage zu seyn; aber er geht noch auf Höhen einher, von welchen er erst herunterstteigen muß, wenn er seiner Gemeine nützlich werden will. Jetzt sieht es so aus, als suchte er mehr seine eigene Ehre, als die Erbauung seiner Zuhörer. Wäre das nicht, so würde er bedacht haben, daß der hohe philosophische Ton, und die rednerischen Ausdrücke, wovinn er so häufig redet, unmöglich zum Kanzelvortrage passen; darum, weil der größte Theil der Gemeine beydes nicht fassen, nicht anwenden kann. Man höre nur die Beschreibung eines Rachgierigen, die uns eben in die Augen fällt. S. 82.: „Aber eine Gestalt mit dem schäumenden Munde, mit knirschenden „Zähnen, mit flammenden Augen, mit stampfendem Fuß, — „vielleicht denkt ihr, daß ich eine der Furien beschreibe, die, wie „die heydnischen Dichter erzählen, die Verbrecher verfolgen, „und mit nicht zu sehenden, aber sehr sichtbaren Fackelschlägen „durchs Leben zur Hölle peitschen sollen. — Nein, es ist wirklich ein Mensch, den die Rache rasend gemacht. — Wie er „jeden anstarret, ob er etwa eine verächtliche Mine erblickte! „Wie er lauscht, ein Wort zu hören, daß seine Herzhaftigkeit in Zweifel ziehe! u. s. f.“ — Wird Hr. Hoppenstedt die Dogmatik fleißiger durchdenken, und mehr Simplicität in seine Vorstellungen und Vortrag bringen: so wird ihm das mehr wahre Ehre erwerben, als aller eitler Pomp der Redekunst und Gelehrsamkeit.

D. Gabriel Christoph Benjamin Mosche Anmerkungen zu den Sonn- und Festags-Episteln. Zweyter Abschnitt. Frankfurt, bey Fleischer. 1777. 2. Alph. in 8.

Da der erste Abschnitt dieser Anmerkungen des Hrn. Mosche bereits von einem andern Recensenten beurtheilt worden ist: so verweisen wir unsre Leser dahin, und für-

gen hier nur zur weitern Einsicht in die Moschische Erklärungsart, einige Proben aus diesem zweyten Abschnitte bey. In der am dritten Trinit. Sonnt. zu erklärenden Epistel versteht der M. unter dem Widersacher v. 8. den Teufel selbst, oder einen bösen Geist, und glaubt, daß durch ihn den Feinden der Christen wirklich böse und mörderische Anschläge eingegeben worden wären. Diese ganz gewöhnliche Auslegung vertheidigt er, nicht mit kühlem Blut, sondern mit merklicher polemischer Hitze gegen diejenigen, welche hier unter dem Teufel einen feindseligen Menschen und Verläumder, wovon das Grundwort in andern Schriftstellen unleugbar genommen wird, wollen verstanden wissen. Zur Unterstützung seiner Meynung führet er an, daß der Apostel nur von einem Teufel (im Singulari) rede; da er doch mehrerer hätte erwähnen müssen, wenn er die Verläumder der Christen im Sinne gehabt hätte. Dieser Grund ist wohl schwerlich zureichend, und läßt sich sehr leicht dadurch umstoßen, wenn man annimt, daß der Apostel auf einen vornehmen mächtigen Widersacher, allenfals auf den damaligen Beherrscher des römischen Reichs selbst, ziele; den er aber sehr weislich nicht näher bezeichnen und namentlich nennen wollte. Hr. Mosche deklamirt hierauf weiter gegen diejenigen, die hier gar annehmen, daß der Apostel den Teufel gemeynt; sich aber darin blos nach den Vorurtheilen der Juden und nach der unter ihnen recipirten Vorstellungsart gerichtet habe. Er fragt hiebey S. 35. „Glaubten „nicht schon damals die Sadducäer: es sey weder Engel „noch Geist? War diese Meynung richtig und gegründet, „warum lehrten die Apostel nicht eben so, wie diese? Warum „blieben sie lieber bey den Pharisäischen Grillen und Vorurtheilen? Mir ist dies in der That unbegreiflich. Können „diejenigen, die jetzt die ganze Theologie begreiflich zu machen suchen, diese Schwierigkeit heben, so werde ich ihnen dafür „danken.“ — Rec. verlangt diesen Dank nicht, mit dem es auch bey einer so spöttischen Herausforderung eben nicht ernstlich gemeynt seyn mag. Ihm dünkt indessen doch, daß die hier vorgetragene Schwierigkeit eben so groß nicht sey, vorausgesetzt, daß Paulus wirklich in dieser Stelle den Satan oder einen bösen Geist habe nennen wollen. Konnte denn nicht der Apostel noch selbst an diesen Vorurtheilen hangen, und also nach seiner eigenen, obwohl unrichtigen Vorstellungsart, in dieser Sache reden! Finden wir nicht in der Apostelgeschicht und in den Briefen ganz in die Augen fallende Spuren solcher noch

übrigen

übrigen Vorurtheile? Ihr außerordentlicher Beruf, und das Ansehen ihres Amts und ihrer hinterlassenen Schriften, verlieren hierunter nichts. Sie waren Lehrer des Christenthums, und in so fern sie die eigentlichen Lehren desselben vortrugen, war ihnen der Geist der Wahrheit und Weisheit von Christo zugesagt worden. In ihren übrigen Meynungen, sie möchten Philosophie oder Theologie betreffen, konnten sie irren, konnten alte Vorurtheile beybehalten und selbst in diesem und jenem Punkt verschieden unter einander denken. Die eigentliche Hauptlehren des Christenthums haben mit diesen Privatmeynungen nichts zu thun, sie sind im N. T. hinlänglich ausgezeichnet und deutlich genug vorgetragen. Wer Lust und Fähigkeit hat, in den apostolischen Schriften zu forschen, wird schon Spreu vom Waizen unterscheiden lernen, und Jesum und seine Apostel bey dem allen nicht weniger hochschätzen, als der strenge Orthodox, der jedes Wort für inspiriet hält. — In der folgenden Epistel am 4. Sonnt. Trinit. über Röm. 8, 18. u. ff. legt der V. die Meynung, daß die seufzende Creatur v. 19. auf die bekehrte Heyden zu deuten sey. Er stimmt hier in manchen Stücken mit den Erklärungen Semlers und Nösselts überein; geht aber auch in andern von ihnen ab. Wir müssen gestehen, daß seine Erklärung viel Gründe für sich habe, obgleich noch manche exegetische Schwierigkeiten unaufgelöst geblieben sind. — In den Anmerkungen zu Röm. 6, 3–11. giebt sich der V. alle erfinnliche Mühe, diese sonst nicht schwer zu erklärende Stelle zu verdunkeln, um nur die gewöhnliche Doktrin von der Genugthuung Christi hineinbringen zu können. Die Redensart, der Sünde absterben, soll durchaus übersetzt werden, um der Sünde willen sterben, und das nicht nur, wenn sie z. 10. von Christo gebraucht wird, sondern auch v. 2. 11., wo es auf die Christen angewandt wird. Aus dem Sprachgebrauch und Zusammenhang kann der V. diese Erklärung freylich nicht beweisen; aber statt dessen sucht er durch ein weitläuftiges Geschwätz die Nothwendigkeit derselben darzuthun. Frägt man — und wer muß nicht bey dieser Auslegung auf solche Fragen gerathen — in wie fern sind denn die Christen um der Sünde willen, gestorben? Die Leute, an welche Paulus schrieb, lebten ja damals noch, und hatte um ihrer Sünden willen keine Leibesstrafen, und noch weniger den Tod erduldet? — Hierauf antwortet Hr. Mosche S. 71. „daß man dies in so fern von ihnen sagen könne, in „so fern sie glaubten: daß nicht nur die Strafe, die sie mit ih-

„nen

„ren Sünden verdient hätten, an Christo sey vollzogen worden; „sondern daß auch die Absicht Gottes bey diesem Leiden dahin „gegangen sey, daß dadurch die Christen von der Begehung „vorsetzlicher Sünden desto mehr zurückgehalten würden. Das letztere ließe sich nun gewissermaßen hören; aber es dient doch auch hier nicht zur Rechtfertigung der angenommenen Erklärung. Das erste hingegen riecht so sehr nach der Dogmatik, und ist so unnatürlich und gezwungen zur Beantwortung der Schwierigkeit herbeygezogen, daß man nur unverdorbenes Menschengefühl haben darf, um die Härte dieser Erklärung zu empfinden. Man kann schon hieraus schließen, was es den V. für Schweiß gekostet habe, die übrigen Redensarten dieses Textes so zu erklären, daß im Ganzen eine Zusammenstimmung unter den Gedanken des Apostels und mit dem Lehrbegrif der Kirche herauskomme. Uns eckelt solches weiter anzuzeigen, oder Punkt vor Punkt zu widerlegen. Wie sonnenklar und zusammenhängend wird dagegen diese ganze Ermahnung Pauli, wenn man sich ganz in die Lage und Seele desselben hineindenkt, und ihn weiter nichts sagen läßt, als was er durch diese Anspielung auf den Tod Christi, und durch die bildliche Vergleichung des Untertauchens in der Taufe mit seinem Begräbniß, andeuten will. Alles was dann herauskommen kann, ist etwa dieses: Christen haben durch die Taufe Jesum als ihren Herren erkannt, und den genauesten Antheil an allen ihn betreffenden Umständen, und besonders an seinem Tode genommen. Bey der Taufe sind sie gleichsam mit ihm gekreuziget, getödtet und begraben, damit sie hinfort als neue Menschen nach seinem Gesetze leben möchten; so wie er jetzt nach seiner Auferstehung selbst ein neues himmlisches Leben führet — Denn durch den Tod wird der Mensch von dem sündlichen Wesen, was in der Welt ist, geschieden — so ist auch Christus durch den Tod, den er einmal erlitten hat, auf einmal von der sündigen Welt und allem dem Elende, das um der Sünde willen darinnen ist, entfernet, und lebt nun in einem freyern seligern Zustande bey Gott — Und so soll der Christ, als ein Angehöriger Jesu, auf eine ähnliche Art (so weit es in diesem Leben von einem sündigen Menschen geschehen kann) sich immermehr von aller Gemeinschaft mit der Sünde losmachen, (gleichsam nun todt seyn für den Sündendienst) und dagegen nach Jesu Vorschrifte Gott zur Ehre leben — Man sieht leicht, daß das Sterben der Sünde bey Christo in etwas anderm Sinne zu nehmen sey, als bey dem sündigen Menschen; indem

bey

bey den Juden, da er selbst von moralischen Beflecknngen frey war, nur ein entfernter Antheil an manchen Folgen der Sünde und den daraus entstehenden Beschwerden dieses irdischen Lebens, statt finden konnte. Indessen nimmt's der Apostel selten in seinen Anspielungen und bildlichen Vergleichungen recht genau, sondern ihm ists genug, wenn nur eine allgemeine Aehnlichkeit in den Abbildungen vorhanden ist. Uebrigens mögen geübte und unpartheiische Exegeten entscheiden, welche von diesen Auslegungen die richtigste und natürlichste sey.

Betrachtungen und Gebete über das wahre Christenthum; darin des sel. Johann Arnds Bücher vom wahren Christenthum zum Grunde gelegt, geändert, neu umgearbeitet und mit Zusätzen vermehrt sind, von Jakob Friedrich Feddersen. Erster Theil. Frankfurt bey Brönner. 1777. 1. Alph. 3. B. in gr. 8.

Der sel. Arnd war ein rechtschaffner Mann, der von einem großen Eifer für die Religion belebt wurde. Zu der Zeit, da er lebte, fieng man schon an, blinde Orthodoxie und einige äußerliche mechanische Uebungen zu Hauptsachen des Christenthums zu machen; und das erweckte diesen thätigen eifrigen Mann, sich in seinen Schriften diesem verderblichen Strome entgegen zu setzen, und vor allen Dingen auf innere Rechtschaffenheit und thätigen Glauben zu dringen. Es gieng ihm dabey, wie es zur Zeit der nachherigen pietistischen Streitigkeiten vielen gutmeynenden Theologen ergangen ist, daß er zu weit auf die entgegenstehende Seite verschlagen wurde, manche Foderungen des Christenthums überspannte, oder sie doch in dunkle mystische Vorstellungen und Redensarten einhüllte, und statt der alten unnützen Form des Christenthums eine neue machte, die zwar, wenn wir auf die Folgen sehen, dem Ganzen weniger Schaden brachte; aber doch immer noch Menschenkunst verräth, und nicht völlig mit dem Bilde des ersten simplen apostolischen Christenthums übereinkam. Dem ohngeachtet bleibt sein Buch vom wahren Christenthum immer in vieler Absicht eine vortreffliche Schrift. Wenige Erbauungsbücher haben einen so allgemeinen und fortwährenden Beyfall erhal-

erhalten, und einen so ausgebreiteten Nutzen gestiftet, als dieses. Wir glauben freylich an die Wunder nicht, welche von dessen Erhaltung in Feuer und Wassersnoth erzählt werden; auch sind wir überzeugt, daß selbst der Fanatismus aus diesem Buche neue Nahrung gehabt habe; doch kann uns dies alles nicht hindern, von dem wahren Werthe desselben unpartheiisch zu urtheilen. Ob es aber diesen Werth noch in unsern Tagen habe; ob es nicht Zeit sey, unsern Christen bessere Erbauungsschriften, die mehr von dogmatischen, polemischen und mystischen Flecken gesäubert, und vom altmodischen Sprachgewande entkleidet sind, in die Hände zu bringen? das, dächten wir, müßte jeder bejahen, der Beobachtungsgeist und Wahrheitsliebe genug besitzet, um alle gangbar gewesene Christenthumsformen und Bekehrungsmethoden nach Schrift und Vernunft prüfen, und zwischen alten und neuern Zeiten richtige Parallelen ziehen zu können. Wenn also auch viele vorhanden wären, die, wie Hr. Feddersen besorgt, aus übertriebener Anhänglichkeit an diesem Arndischen wahren Christenthum, die Umarbeitung desselben tadeln und den Urheber derselben verschreien sollten; so wird es dagegen auch nicht an vernünftigen Lesern fehlen, die von diesem Unternehmen billiger urtheilen werden. Wollte Gott! daß man so manche alte Postillen, Kommunion- und Gebetbücher und andre ascetische Schriften mehr, die als Heiligthümer in manchen Häusern aufbewahrt und verehrt werden, und die oft weit mehr, als das Arndische Buch mit unreinen fanatischen Vorstellungen, erbaulich scheinenden Tändeleyen, kraft- und saftloser Dogmatik angefüllet sind, fortschaffen, und bessere gemeinnützigere an ihre Stelle bringen könnte: wie viel hätten wir dann gewonnen! und wie viel sicherer und stärker würden dann unsere öffentliche und besondere Ermahnungen wirken!

So sehr nun Hr. Feddersen in dieser Absicht unsern Beyfall hat; so wünschten wir doch, daß er lieber statt dieses umgearbeiteten Buchs, eine eigene Anweisung zum wahren Christenthum geschrieben hätte. Ohnehin ist jetzt die Umänderung in Sachen und Schreibart so total, daß kaum noch jemand den alten Arnd darin erkennen wird. Sollte es brauchbar werden, so mußte das freylich geschehen. Doch würde, wie wir glauben, ein ganz neues Werk noch besser gerathen seyn. Es ist doch immer unangenehmer Zwang, wie jeder denkende Geist weiß, wenn man dem Leitfaden eines andern folgen, fremde Gedanken und Erfindungen putzen und ordnen,

und

und in ein altes irreguläres Gebäude Festigkeit und Symmetrie bringen soll. Bey aller rühmlichen Mühe, die der V. auf diese Arbeit gewandt hat, merkts der Kenner dennoch, daß es nur Aufputzung und Ausbesserung eines alten Werks ist. Vielleicht versprach er sich auf diese Art mehr Leser seines Buchs, da man doch einmal so gute Vorurtheile gegen den sel. Arnd hat. Und wenn das ist, so entschuldigen wir ihn um so eher.

Für diejenigen, welche dies Unternehmen des Hrn. F. noch näher möchten kennen lernen, wollen wir die dahin gehörige Nachricht aus der Vorrede abschreiben. „Ich bin, sagt Hr. F. S. 7. „wenn ich die Hauptgedanken aus jedem Kapitel gefaßt „hatte, in der Ausführung und Einkleidung derselben meiner „eignen Vorstellungsart und Ueberzeugung gefolgt. Nach der„selben habe ich sie bald ungeändert wieder hingeschrieben, „bald erweitert, bald abgekürzt. Besonders habe ich gesuchte, „wo der sel. Arnd nach dem Geschmack der Zeiten, darin er „lebte, eine Sache verschiedenemal in einem Kapitel, mit „fast eben denselben Worten gesagt, dieselbe in zusammengedrun„genen Worten vorzutragen. Auch da, wo seine Gedanken „und Ausdrücke nicht lichtvoll und bestimmt genug waren, „habe ich mich bemüht, sie so zu stellen, zu ändern und zu „berichtigen, daß sie dem unstudirten Leser deutlicher und faßli„cher würden. Hingegen hab ich alles weggelassen, was mir „zu dunkel, figürlich und sinnlich schien, als daß dadurch deut„liche, richtige und überzeugende Kenntnisse des Christenthums, „ein in die Tiefe der Seele dringendes Wohlgefallen an demsel„ben, und ein wahrer anhaltender Eifer in der Uebung desse„ben, könne befördert werden“ — „Die Zusätze, die ich hinzu„gefügt habe, sind bald ganze Betrachtungen über Materien, „die nicht behandelt waren — bald stehen sie unter den Be„trachtungen unter dem Namen Zusätze. Warnungen, u. s. w. „bald sind sie auch ohne ausdrückliche Anzeige in den Vortrag „eingemischt u. s. f.“ — Der V. hat außerdem fast jeder Betrachtung ein Gebet und ausgesuchtes neues Lied beygefügt. Da wir mehrere Betrachtungen mit dem Original des sel. Arnds verglichen haben, so können wir versichern, daß Hr. F. sein Versprechen mit vieler Sorgfalt nachgekommen sey; und ob wir ihm gleich nicht völlig in allen besondern dogmatischen Vorstellungen und Schriftauslegungen beystimmen, auch seine mehr gedrungene Kürze wünschten: so glauben wir doch, daß diese Arbeit für den gemeinen Haufen der Christen

brauch-

brauchbar und empfehlenswerth sey. Auszüge aus einzelnen Abhandlungen beyzubringen, verstattet der Raum nicht.

D. Isaac Watts kleine katechetische Schriften, aus dem Englischen, nach der sechsten und achten Ausgabe derselben; nebst Hrn. D. Gabriel Wilhelm Göttens Abhandlung von der nöthigen Vorsicht beym Auswendiglernen des Katechismus, als einer Einleitung dazu. Leipzig, bey Hertel 1777. 21½ Bogen in 8.

Diese kleine katechetische Schriften des sel. Watts sind schon vor zwanzig Jahren übersetzt und edirt worden. Auch ist damals schon die Göttensche Abhandlung Anhangsweise beygefügt gewesen, die man bey diesem neuen Druck nur statt einer Vorrede ohne Veränderung vorangesetzt hat. Da jedoch dieser Schriften in unsrer Bibl. noch keine Erwähnung geschehen ist: so wollen wir davon mit wenig Worten unser Urtheil sagen. Ueberhaupt halten wir nicht dafür, daß eine neue Ausgabe dieser Schriften in unsern Tagen nöthig war, da viele hier gut ausgeführte Sachen zwar vor zwanzig Jahr neuer und erheblicher scheinen konnten; jetzt aber zu bekannt sind, und zu häufig, auch zum Theil besser in andern pädagogischen Schriften ausgeführet worden sind. Was besonders die vorangesetzte Abhandlung **von der nöthigen Vorsicht beym Auswendiglernen des Katechismus** betrifft, so stimmen wir derselben der Hauptsache nach völlig bey. Die darauf folgende Einleitung des sel. **Watts von der katechetischen Lehrart, und wie ein Katechismus am besten einzurichten sey**, enthält noch mehr wichtige und schöne Wahrheiten; so daß man fast alle die Bemerkungen darin findet, die seitdem von unsern besten Theologen in Absicht des Religionsunterrichts eingeschärft und weiter und gründlicher ausgeführt worden sind. Zum Beweis wollen wir nur einige von den Regeln, die der V. hier ertheilt, anführen. S. 39. Man soll Kinder nichts lehren was sie nicht verstehen können — S. 56. Man muß solche Sachen wählen, die ihnen wirklich zu wissen nöthig sind — S. 60. Es sollen nur ganz deutliche biblische Ausdrücke in einem Katechismus gebraucht

werden

werden — S. 61. Die geringern Mißhelligkeiten unter den streitenden Partheyen der Christen sollen Kindern unbekannt bleiben — S. 67. Das Praktische muß am meisten getrieben werden; u. s. w. Auch darinn hat der V. ohne Zweifel Recht, daß es sehr bequem und nützlich sey, mehrere Katechismen für die verschiedene Klassen der Kinder nach dem Verhältniß ihres Alters und Fähigkeiten auszuarbeiten. Schwerlich wird er aber Beyfall finden, wenn er solche Lehrbücher durchaus in Fragen und Antworten abgefaßt wissen will, und wenn er das Auswendiglernen dieser seiner Katechismen begehret.

Auf diese allgemeine Einleitung folgen nun einige Katechismen selbst. Zuerst einer für Kinder, die noch nicht sieben bis acht Jahr alt sind, und zwar erstlich ein **Lehrkatechismus**, und dann ein **historischer** über die merkwürdigsten Namen in der biblischen Geschichte. Der **zweyte Katechismus** ist etwas ausführlicher, und daher für ältere Kinder bestimmt; übrigens ist er ebenfalls wieder in einen **Lehr- und historischen Katechismus** getheilt. Das **dritte** Stück führt den Titel: **Verwahrungsmittel wider die Sünden und Thorheiten, der Jugend in Fragen und Antworten aufgesetzet, nebst einem ausführlichern Verzeichnisse der merkwürdigen Namen aus der h. Schrift**, u. s. w. Vieles gefällt uns in diesen verschiedenen Katechismen allerdings. Es herrscht gute Auswahl der Sachen und viel Simplicität darin, wenigstens in Vergleichung mit andern receptirten Lehrbüchern dieser Art. Man merkt es, daß der sel. **Wanns** die rechte Spur gefunden hatte, einen gesunden Religionsunterricht abzufassen. Doch ist es ihm auch so ergangen, wie es allen selbstdenkenden Verbesserern zu gehen pflegt, daß sie nemlich noch viel Altes beybehalten, was sie entweder alsobald oder in der Folge selbst würden abgeschafft haben, wenn nicht äussere Verbindungen und die Kürze des menschlichen Lebens solches verhindert hätten. Manche dogmatische Sätze und untaugliche biblische Beweise, die der V. hier seinen Kindern zur Speise vorgesetzt hat, würde er vermuthlich, wenn er noch jetzt lebte, als unschmackhafte und nahrlose Gerichte von selber verworfen haben. Auch glaubt man in unsern Tagen fast allgemein, daß der erste Unterricht der Jugend billig ganz historisch seyn müsse, und daß daher die Trennung, welche der sel. **Wanns** hier gemacht hat, nicht eben zum Vortheil der Jugend gereiche. Uebrigens **gefällt** uns die Methode ganz gut, den Kindern zuerst einige **der merkwürdigsten Namen** aus der Bibel bekannt

zu machen, und sie dadurch dazu dahin gehörige Erzählungen allmälig zur weitern Kenntniß nützlicher biblischer Geschichte fortzuführen.

Q.

Dan. Heinr. Herings, Abhandlungen von den Schulen der Propheten unter dem A. Testam. Von der Schule des Apost. Johannes zu Ephesus, und von dem Kanon des N. Testaments. Breslau. Meyer. 1777. 8. 11 Bogen.

Die erste dieser Abhandlungen haben wir mit Vergnügen gelesen. Der V. hat darin von den Prophetenschulen die wenigen biblischen Nachrichten, (denn andere sind gar keine mehr vorhanden) gut erläutert, und sie so beurtheilt, daß das Wahre oder Wahrscheinliche, was bisher davon gesagt ist oder gesagt werden kann, von dem vielen Falschen und Ungewissen, womit jüdische und christliche Träumer es durch ihre Erdichtungen und Mißdeutungen bereichert haben, geschieden worden. Viel dunkles bleibt indessen doch noch immer bey der ganzen Sache, besonders was den eigentlichen Zweck dieser Schulen und den Unterricht betrifft, der darin gegeben worden. Poesie und Musik, Beschäfftigungen, in welchen wir die Prophetenschüler bey der nur gelegentlichen Erwähnung derselben wirklich antreffen, kann man allein mit Gewißheit nennen, alles übrige nur muthmaßen; freylich einiges mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, wie die Uebungen in der Volksgeschichte und Religion, Gesetz und Gottesdienst. Aber die Erklärung der Vorbilder dieses Gottesdienstes und seiner Ceremonien von dem künftigen Heyland und seinem Erlösungswerk, worauf einige soviel rechnen, und die auch Hr. H. als ein Geschäft und Studium dieser Schulen annimmt, erfoderte wohl bessere Beweise, als die man in ein Paar Psalmen zu finden meynt. Solche Erklärungen und Kenntnisse waren unsers Erachtens für jene Zeiten noch zu hoch, und wir begreifen auch nicht, wie man davon bey dem jüdischen Volk so gar keine klaren Spuren finden sollte, wenn dessen Religion und Gottesdienst so messianisch und evangelisch gewesen wäre, als man sie vermittelst dieser von den Propheten ertheilt seyn sollenden geistlichen Deutungen und Typologien machen will. — Daß die Prophetenschüler

Städte und in Einöden und von Menschen abgesondert gewohnt, daß sie sich andrer als der gemeinen Nahrungsmittel bedient, und nur von Kräutern und Früchten gelebt, daß sie sich durch neue besondere Kleidung unterschieden haben, dies alles, weswegen Hieronymus sie zu Mönchen gemacht, widerlegt der V. sehr gut, und zeigt, daß es bloße falsche Folgerungen oder Mißverständnisse der Stellen 2 Kön. 6, 2. 4, 38. 39. und 1 Sam. 19, 24. sind. Von der letzten Stelle, in der, so wie man sie gemeiniglich versteht, Saul eine seltsame Figur macht, müssen wir des V. neue, und der Sache ein ganz anderes Ansehen gebende Erklärung hersetzen. Es heißt nämlich nach derselben nur: Saul habe sich wie einer der hier zu Hause war und zu bleiben dachte, entkleidet, und habe sich denselben ganzen Tag und die ganze folgende Nacht hier aufgehalten, er sey hier verblieben, (das Grundwort פָּשַׁט wird auch sonst, z. E. Richt. 7, 12. 1 Mos. 25, 18. so gebraucht) bis zum Anbruch des folgenden Tages. So wenig, will der Geschichtschreiber sagen, habe Saul an die Ergreifung und Abführung des Davids von Najoth, sobald er daselbst angekommen, weiter gedacht. — Daß übrigens die im Namen Gottes an das Volk redende Propheten meistens aus diesen Prophetenschulen gewesen, scheint uns Hr. H. nicht mit genugsamen Grunde zu bezweifeln, und überhaupt sich von dem Amte und Geschäffte dieser öffentlich auftretenden Propheten einen zu eingeschränkten Begriff zu machen, daher er auch der Uebung in Poesie und Musik keinen Antheil oder Einfluß auf dasselbe zugestehen will. Er denkt bey denselben Propheten zu sehr an lauter Weissagung oder Offenbarung von zukünftigen Dingen, und unmittelbare Eingebung. Allein wie Gott so sparsam Wunder, besonders Seelenwunder, thut, als möglich: so glauben wir immer, daß Poesie und Musik den Geist der Propheten oft gleichsam stimmten, der Begeisterung ihn fähiger machten, und überhaupt auf ihre Vorträge stark mitgewirket haben. Woher käme sonst die im Hebräischen und fast in allen alten Sprachen befindliche Synonymie zwischen Prophet und Poet? Woher käme es, daß alle der alten Propheten Reden und Vorträge lauter wirkliche Poesie und zum Theil sehr ausgearbeitete Poesien sind? die ihnen doch wohl nicht der Geist Gottes ohne alles eigenes Zuthun so wörtlich eingab und dictirte. Ja nicht selten, dünkt uns, ist es merklich genug, wie in feurigen Offenbarungen und bey erhitzter Einbildungskraft, die Propheten Ahndung, Wunsch, Hoffnung, Furcht in Weissagung

sagung und Vorherverkündigung übergieng, ohne daß man deswegen eine höhere Einwirkung und Offenbarung überall anzuschließen dürfte; nur daß diese allezeit soviel natürlich zugehen läßt, als da kann. Das Exempel des Elisa, der, ehe er seine Orakel vorbrachte, sich vormusiciren ließ, will der V. zwar mit einigen andern so verstehen, als ob der Prophet auf diese Weise nur sein aufgebrachtes Gemüth habe besänftigen wollen. Allein des Unanständigen, das uns dann in dem Betragen zu seyn scheint, nicht zu gedenken, so hat dagegen Lowth mit Grunde gesagt: quasi nimirum omnis vehementiorum affectuum motus sancto spiritui aditum praecluderet, et cum prophetia constare non posset; cuius tamen operationem cum incitatissima animi commotione grauissimisque perturbationibus persaepe coniunctam fuisse, multis ipsorum prophetarum testimoniis comperimus. p. 350. — Die beyden andern Abhandlungen in dieser kleinen Sammlung haben uns weit weniger Genüge gethan. Die zweyte gründet sich ganz auf eine Stelle des **Irenäus**, darin dieser sich zur Bestätigung einer offenbaren Lüge auf das Zeugniß solcher Presbyter beruft, die selbst **mit Johanne sich unterredet haben**, (συμβεβληκοτες) worin wir mit **Mosheim** und unserm V. noch keine eigentliche Schule oder theologisches Seminarium sehen können. Indessen giebt Hr. H. den Unterricht an, welchen Johannes in dieser Schule den jungen Geistlichen ertheilt habe, und rechnet insonderheit auch dazu, daß er den Kanon des N. Test. werde bestimmt haben. Und darauf bauet nun die dritte Abhandlung weiter fort, die in unsern Augen nicht vielmehr als ein Gewebe von mehr oder weniger wahrscheinlichen Muthmaaßungen und Möglichkeiten ist, denen es an sichern historischem Grunde sehr fehlt. Der V. will, der Kanon des ganzen neuen Testaments sey noch zu Johannis Lebzeiten, und vornehmlich durch sein Zuthun völlig zu Stande gekommen, nur nicht auf einmal, sondern in dreyen Absätzen. Erst seyen die vier Evangelien von Johanne in eine Sammlung gebracht, nach der hierüber vorhandenen bestimmten historischen Nachricht beym **Eusebius** (aber **Eusebius** berichtet in der Stelle nur eine Sage, φασι, spricht er) bald nachher, ebenfalls noch vor der Zerstörung Jerusalems, und noch bey Lebzeiten Petri und Pauli, sey auch das erste Stück des apostolischen Kanons, die sämmtlichen ὁμολογουμενα enthaltend, zu Stande kommen, wobey sich der V. theils auf die davon schon zu der Apostel Zeiten gemachte lateinische und syri-

sch-

sche Uebersetzung, theils auf die Stelle 2 Petr. 3, 15. 16. gründet. (Daß jene Uebersetzungen so früh gemacht worden, wird hier dem Hrn. Michaelis sehr zuversichtlich nachgesagt; der es aber gewiß nicht bewiesen, und uns so wenig, als einem Ernesti, Semler, Griesbach glaublich gemacht hat.) Der angeführte Schriftsteller aber beweist (bey vorausgesetzter Authenticität des Briefes) freylich, daß schon damals in manchen Händen mehrere Paulinische Briefe gewesen; aber nicht, daß Petrus oder die, an welche er schrieb, schlechterdings alle Briefe Pauli schon in einer bestimmten Sammlung gehabt haben müssen. Es heißt freylich in allen seinen Briefen; aber dies kann relativisch zu verstehen seyn, soviel ihrer Petrus oder die, an welche er schrieb, gesehen hatten oder kannten.) H. H. geht indessen in seinen Vermuthungen noch weiter und will aus 2 Tim. 4, 9. 21. herausbringen, daß Paulus selbst im Gefängniß seine Briefe in eine Sammlung gebracht; und da er im Gefängniß nicht alles thun konnte was er wollte, so meynt der V. er habe den Johannem davon benachrichtiget, welcher die übrigen Stücke und auch seinen eigenen ersten Brief hinzugethan, und so diese Sammlung bekannt gemacht habe. Darauf sey denn zuletzt auch der zweyte Theil des apostolischen Kanons hinzugekommen, welcher die übrigen Schriften des N. Testam. enthält, so bey Bestimmung des erstern Theils noch nicht geschrieben gewesen. Dies sey wohl erst nach der Zerstörung Jerusalems geschehen; aber doch auch noch von Johanne. Wir übergehen, was der V. für diese seine Meynung, und überhaupt noch für die apostolische Abschliessung des Kanons anführt, weil es uns, die Wahrheit zu gestehen, gar zu schwach und gekünstelt scheint, auch die darwider aus Baumgarten angeführten Einwürfe nichts weniger als genüglich von ihm beantwortet sind.

D. Christ. Frid. Schmidii, S. Theol. P. P. O. Annotationes in Epistolam Pauli ad Romanos philologicae, theologicae et criticae. Lipsi. ap. Kummer. 1777. 8. 20 pl.

Es sind annotationes perpetuae, aus des V. Vorlesungen über diesen Brief entstanden, und sie haben, so fern sie für junge Studierende und philologisch sind, ihren Werth. Das theologicae und criticae aber hätte wohl vom Titel weg-

bleiben können; denn von dieser Art sind der Anmerkungen zu wenig, und diese wenigen zu seicht und unbedeutend, als daß sie sonderlich in Betracht kommen könnten. Auch schenken wir gern einem Manne seine theologischen Anmerkungen, wenn er sie so wie hier H. S. meist nur nach dem System zu formen und zuzuschneiden pflegt; wovon folgende Erklärung über C. 10, 4. ein Exempel seyn mag: *etenim non Israelita quisquam, sed Christus legis praecepta exacte secutus est, hoc modo cuique qui fide ipsi addictus fuerit, eiusmodi sanctitatem conciliaturus, vt idem sit, ac si praecepta legis ab ipso homine perfecte expleta essent.* Dennoch ist der V. wohl nicht mit allem, was die gewöhnliche Dogmatik zu setzen pflegt, eins, und dies vielleicht die Ursache, warum er bey C. 7, 14. ff. lieber gar keine Anmerkung darüber gemacht hat, in wessen Person der Apostel hier rede; sondern nur, ohne weiter ein Wort dazu zu sagen, den **Chrysostomum** und **Theodoretum** angeführt hat, denen es nun freylich gar nicht einfällt, an einen Wiedergebohrnen zu denken, so wie vor **Augustin** dies niemanden eingefallen ist. Die Kritik ist eben so wenig des V. Sache. Manche doch nicht unbeträchtliche Varianten berührt er gar nicht, z. E. K. 11, 6. 15, 29. Bey andern spricht oder schreibt er bloß **Bengeln** nach, z. E. K. 14, 23. nobis de translatione istius clausulae Rom. 16, 25 - 27. ad finem capitis 14. placet sententia *Bengelii*, graecos nempe, ne lectio publica in seueram sententiam; *quicquid non est ex fide, peccatum est*, desineret, hanc ei clausulam attexuisse. Gewiß eine sehr unwahrscheinliche Auflösung dieses kritischen Problems, mit dem sich neuerlich H. **Griesbach** in seinen Curis weit besser abgegeben hat. Anderwärts urtheilt H. S. selbst, und widerspricht auch wohl einmal dem **Bengel**, als K. 2, 5. persuasum nobis est, lectionem κατ' ἐνεργειαν, quam *Bengelius* probat, doctequo defendit, dictioni Paulinae haud conuenire. Aber hier hat er gewiß unrecht. Die Lesart, die er verwirft, hat soviel vor sich, daß wir sie ohne Bedenken in den Text setzen würden. Das κατ' ἐνεργειαν konnte nicht leicht von Abschreibern hinzugesetzt, wohl aber leicht von solchen für falsch angesehen und ausgelassen werden, die das ὁ ἐν ἡμιν nicht verstanden oder nicht merkten, wie es auch H. S. hier und mehrmals gegangen ist, als K. 2, 7. wo er ἀφθαρσιαν incorruptam sanctitatem übersetzt, da es doch offenbar so viel ist als δοξαν και τιμην ἀφθαρτον. Hingegen könnten wir, wie gesagt, die eigentlich philologischen

logischen Anmerkungen des V. Anfängern mit Grund empfehlen. Er geht den rechten Weg, die Bedeutung der Worte und Redarten aus dem Hebräischen und hebräischartig Griechischen des alten Testam. und der LXX. zu bestimmen. Dabey führet er die alten **Glossarien** öfters an, ingleichen des **Chrysostomi** und **Theodoreti** Erklärungen, so wie auch manche gute Anmerkungen aus dem **Wetstein**. Manche Hebraismen und Hellenistische Bedeutungen hat er indessen doch noch verkannt. Z. E. K. 2, 8. sind οἱ ἐξ ἐριθείας wohl nicht eigentlich contentiosi et rixantes; sondern impii, in Deum rebelles, nach dem Hebr. רשע. K. 3, 9. giebt er ὁ πάντως non omni ex parte, non omnino; allein nach dem Hebräischen, womit er es selbst vergleicht und wo die Negation vorzustehen pflegt, heißt es sicher: nulla ex parte, gar nicht. An eben dieser Stelle sagt H. S. προέχω und προέχομαι heiße beydes übertreffen. Von προέχομαι hätten wir den Beweis zu sehen gewünscht. Dies heißt sonst nur *praetendere*, *praetexere*, welche Bedeutung es nach **Hemsterhuisens** Meynung auch hier bey Paulo hat, worin ihm **Venema** entweder beygepflichtet, oder προέχομεν gelesen haben will. K. 4, 13. Ἀλεξανδρεὺς ἀπὸ τοῦ κόσμου soll κοσμικὸς nicht mehr als יון und nur **das Land Canaan** gemeynet seyn. Wir haben uns oft gewundert, daß diese Erklärung bey mehrern neuern Auslegern soviel Beyfall hat finden können. Denn es ist das nicht nur nach dem Sprachgebrauch für κόσμος zu wenig, sondern es ist auch die Paulo so geläufige jüdische Theologie dagegen, in der (man sehe nur den *Vitr. Obs. S.* T. II. *de haereditate gentium et mundi*) diese Vorstellung von Abraham als einem Herrn der Welt gewöhnlich, aber nicht aus 1 Mos. 12, 7. sondern aus 12, 3. entlehnt war, und ihre Beziehung auf die Proselyten aus den Heyden hatte. Diese Idee und Verheißung hat ohne Zweifel auch Paulus im Sinne, wie aus Vergleichung von Gal. 3, 16. ff. und hier daraus klar ist, daß er die Verheißung V. 16. auf alle Gläubigen zieht und V. 17. den Abraham πατέρα πολλῶν ἐθνῶν nennt. — K. 7, 15. heißt ὁ γνόμενος wohl nicht, *non intelligo seu ignoro*, sondern **ich billige, ich liebe es nicht**; wie das gleichfolgende erfodert, und dem Hebraismo gemäß ist, den der N. T. 3, 29. selbst annimmt und erweist. — Wußte der V. nicht, daß συμπαραγενόμενος nach dem Sprachgebrauch des N. T. nicht mehr heißt als das simplex παραγενόμενος, weil er K.

, 16. noch übersetzt: *unus enim quisque noſtro iudicio*? Doch wußte es, und versteht es selbst K. 2, 15. 9, 1. so: er hätte also zeigen müssen, daß und warum es dort anders zu nehmen sey. — Daß ἐκλεκτοὶ seyn ad felicitatem aeternam deſtinati, muß man so schlechthin nicht sagen, wie der Verf. bey Luc. 8, 33. thut, und sich auf Matth. 20, 16. und ähnlichen Stellen berufen. Deſtination ist eigentlich gar nicht in Begriff des Wortes. Auch wenn H. S. wohl einmal eine neue Erklärung wagt, scheint es nicht glücklich, z. E. K. 14, 1. übersetzt er: *ne eis dumtaxat diuinarum abſque haeſitatione e peruerſis opinionibus enata*, germ. ohne euch Vorurtheil und Bedenken dabey zu machen. Seine Gründe dafür wollen uns gar nicht überzeugen, so gewiß auch Hr. S. seiner Sache zu seyn glaubt, so daß er darüber die Erklärungen Wetsteins, Semlers, Erneſtis sehr zuversichtlich verwirft. Wir sagen Erneſtis; denn der ist es doch wohl, den der V. meynt, wenn er schreibt: *alius vir doctus, cuius, ſententiam Pauli hoc modo corrupit: meliora docet infirmum, attamen ſic, vt eum non coniiciatis in cogitationes difficiliores.* Die Art, wie H. S. den großen Mann hier anführt, und wie im ganzen Buche, des Nennens nicht werth achtet, ist im Vorbeygehen gesagt, ein wenig beleidigend, und desto unartiger, jemehr selbst diese Anmerkungen an vielen Stellen beweisen, daß er von ihm gelernt habe. Ueber manche Erklärungen solcher Stellen, wobey der Verf. Dogmatik interessirt ist, ließe sich noch viel sagen; wir wollen uns aber jetzt nicht dabey verweilen, zumal das meiste schon oft genug, auch in dieser Bibliothek, gesagt ist. Nur können wir nicht umhin, einen Ausspruch des V. zu rügen, den er bey K. 9, 5. thut, wo er wider den D. Semler streitet, und von dessen, in seiner Paraphraſi dieses Briefes gegebenen Erklärung sagt: partem poſteriorem huius commatis prime contra *grammatices* regulas torquet; und: per leges grammatices verba ὁ ὢν etc. non poſſunt non ad Chriſtum pertinere. Das ist doch wahrlich zuviel gesprochen, nach dem so tüchtige Sprachgelehrte, und solche die aus andern Gründen selbst die Worte auf Christum beziehen, gestanden haben, daß bloß nach Sprache und Grammatik zu urtheilen, auch die andere Erklärung angehe, von welchen wir jetzt nur den *Coccejum* nennen wollen, weil wir ihn von andern hiebey noch nicht angeführt gefunden haben. Er sagt epiſt. 125. Opp. T. VI. Duplex conſtructio

structio locum habet in verbis. 1) Θεος ὁ ὢν ἐπι πάντων εὐλογητος εἰς τους αἰωνας subint. ἐστι et 2) ὁς ἐστιν ἐπι πάντων Θεος εὐλογητος. Hoc modo subiectum praedicationis est Christus. Ratio autem huius constructionis retinendae est, quia id postulat distinctio τῶν ὀνομάτων ἐπιφορᾶς. Ergo alio respectu non est ex Israele, sed super Israelem; welcher Grund, der doch mehr logisch als grammatisch ist, und auch von Hrn. S. angedrungen wird, wieder andern, auch orthodoxen Theologen kein Genügen thut, und z. E. von dem sel. Zachariä, so sehr er auch die gemeine Erklärung in seiner biblischen Theologie wider Semler vertheidigt, verworfen wird. Und was führt denn Hr. S. für einen Beweis von seiner angeschuldigten grammatikalischen Torheit, von seinem non posse non ad Christum pertinere per leges grammatices? Er sagt, wie andere auch gesagt haben, es müßte heißen ὁ Θεος ὁ ὢν i. q. etc. und beruft sich auf 2 Kor. 11, 31. Joh. 1, 18. 3, 13.; allein diese Stellen sind der mistigen nicht ähnlich genug, und können hier nicht entscheiden. In denselben müssen die Worte ὁ ὢν etc. für ὡς ὢν und als ein bloßes Prädicat in appositione stehen; sie können da nicht einen besondern Satz ausmachen. Aber dies verhält sich in unsrer Stelle anders, wo, wenn man bey εὐλογητος nach einer in solchen Fällen häufigen Auslassung, nur ἐστι oder ὢν versteht, die Worte ὁ ὢν — ἀμην ganz füglich eine eigne Proposition und Doxologie für sich ausmachen können. Und daß sie dies wirklich thun sollen, wird wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß im Fall die Worte auch noch auf Christum gehen sollten, es wohl ὁ καὶ ὢν, oder ὁ ἐστως ὢν heißen müßte, wie selbst Ernesti gestanden hat; und wenn man noch die andern Gründe dazu nimmt, welche wir hier nicht anführen, weil sie schon im 20sten Bande dieser Bibliothek S. 95. 96. zu lesen sind.

C.

Hugo Farmers Abhandlung über die Wunderwerke, als Beweise einer göttlichen Vermittelung, wie auch der Göttlichkeit der Sendung und Lehre eines Propheten. Aus dem Englischen übersetzt, von J. P. Bamberger. — Berlin, bey Decker. 1777. 33½ Bogen in 8.

Mit lautem Beyfall kündigten gelehrte Zeitungen dieses Buch an; wir haben es aufmerksam durchgelesen, des Verf. Scharfsinn und Belesenheit, verschiedene gute Erklärungen: aber auch noch manche ungefüllte Lücke und wichtige, ganz aus der Acht gelassene Zweifel, bemerkt.

Was Fatm. über das Wort Dämonien sagt, ist nicht neu; aber sehr gut ins Licht gesetzt und bewiesen worden. Viele Theologen haben desselben Bedeutung (da es eigentlich Heidengötter, vergötterte Menschen, ausdrückt,) gar nicht erwogen, dasselbe geradezu durch Teufel übersetzt, und dadurch mehrern neutestamentischen Sprüchen einen ganz falschen Sinn gegeben. Solche finden hier eine gute Zurechtweisung; ingleichen alle diejenigen, die den Teufel für einen berühmten Wunderthäter halten. Was der Verf. hingegen von den Wunderwerken selbst vorträgt, hat uns gar nicht genug gethan. Er erklärt sie S. 9. für „Widersprüche gegen die Einrichtung des „Natursystems, und gegen den damit übereinstimmenden Lauf „der Begegnisse in demselben.„ Wir viel läßt sich dagegen erinnern, was schon **Bonnet**, (den unser Verf. nicht zu kennen scheint,) darwider vorgebracht hat! Ohne daran zu denken, daß das Wort **Widersprüche** hier unschicklich ist; daß bey öftern Wundern das Natursystem in Flickwerk ausarten würde; daß sich eine Verkettung in den großen Plan, leichter denken lasse; daß Widersprüche, wenn sie nicht Unmöglichkeiten ausdrücken sollen, eine Beziehung auf die Schwäche der Einsicht und Kraft haben müssen; daß folglich bey einer ausgebreiteten Kenntniß Wunderwerke leicht aufhören können, solche zu seyn, und daß sich ihre Anzahl, Beschaffenheit und Gewißheit, nach der jedesmaligen Kenntniß des Natursystems richten werde; (so wie **Gassner** bey Einigen ein Gaukler, bey Andern ein Wunderthäter heißt,) so ist doch unstreitig, daß man nach dem gegebenen Begriff keine einzige außerordentliche Begebenheit für ein Wunderwerk halten kann, so lange man nicht das ganze Natursystem und alle desselben Gesetze, völlig zu übersehen im Stande ist; oder Gott müßte unmittelbar bezeugen, daß diese oder jene außerordentliche Begebenheit ein Wunderwerk sey; das heißt, er muß jedes Wunder durch ein neues Wunder bestätigen, und folglich immer, oder niemals Wunder thun. Dieß sagen wir bloß gegen den vorgebrachten Begriff von Wundern. Zur Erläuterung erinnere man sich, daß der Pöbel oft Wunder sieht, wo Leute von Einsicht keine Spur davon finden; daß in der römischen Kirche viele an

der

der Wirklichkeit eines Wunders zweifeln, welches Andere unstreitig und gewiß halten, u. dgl. — Zur Hebung die Schwierigkeiten, verlangt der V. S. 17, daß der Naturl. vorher müsse einigermaaßen (ein sonderbarer unbestimm Ausdruck!) verstanden werden, „dann müsse jede sichtb „Abweichung von den bekannten Naturgesetzen oder ein „der augenscheinlicher Widerspruch gegen dieselben, ein off „bares und unstreitiges Wunderwerk seyn.“ Auch dies nichts gesagt. Welche veränderte Gestalt hat die Natur de seit 30 Jahren angenommen! Wenn ist der Zeitpun mit Gewißheit zu entscheiden? wie mehr Naturgesetze bekan werden, desto kleiner muß die Anzahl der Wunderwerke bl ben: wie schwer ist es, sie von seltnen Naturbegeb heiten gehörig zu unterscheiden!

Wer will es also einem bekannten Gelehrten verdenk wenn er aus mehrern Gründen in einem genugsam verbre ten Brief erklärt, daß Wunderwerke für ihn kein hinlän cher Beweis einer göttlichen Sendung sind. Und eben die Punkt hat Farm. im 5ten Hauptst. am schwächsten vor tragen. Die ihm beystimmen, wenn er Teufeln, Zaubere Heiligen, u. dgl. die Macht, Wunder zu thun, abspricht, w den große Lücken wahrnehmen, sobald er daraus die Schl se zieht, daß Wunderwerke Beweise einer göttlichen Sendu und das geschickteste Mittel sind, eine fortdauernde Offenb tung zu begleiten, u. s. w. Was wird man einem Konfes antworten, wenn er fragt: Warum überzeugten die Wun nicht diejenigen, vor deren Augen sie verrichtet wurden?

Ph.

C. G. H. * geistliche Amtserfahrungen in me würdigen Vorfällen. Leipzig, bey Holle. 1776. 184 Seiten.**

Besonders merkwürdig sind, meines Bedünkens, die V fälle eben nicht, die der Verf. in seiner Amtsführ erfahren hat; auch sind die Betrachtungen, die er darüber stellt, zwar größtentheils richtig, aber bekannt und gewö lich. Welcher Prediger hat nicht Gelegenheit, eben wie der zu erfahren, daß es in seiner Gemeinde Verächter des göt chen Worts, der Sakramente und des öffentlichen Gottesdi sts giebt; oder verhärtete und sichere Sünder, die ihre B

bis aufs Todbette verschieben? Dies sind die Erfahrungen, welche der Verf. gemacht, und die er hier nebst seinem Verhalten in diesen Vorfällen erzählet. Es ist wahr, der letzte am ausführlichsten beschriebene Vorfall scheint sich als außerordentlich auszuzeichnen. Es ist die Geschichte eines fanatischen und wahnsinnigen Menschen, der mit Gewalt sich zum Schulmeister und Küster aufwerfen wollte, und allerhand Unfug in der Gemeinde und Kirche des Verf. anrichtete; aber endlich, nachdem er eine Zeitlang eingesperrt worden, wieder zum Gebrauch der Vernunft gelangte. Man kann aber leicht denken, was für Vorstellungen und Ermahnungen der Verf. bey diesem Menschen angebracht, und wie wenig dadurch bey ihm ausgerichtet worden.

Sonst streuet der V. manche gute und brauchbare Betrachtungen ein; insonderheit gefällt mir, was er über die späte Bekehrung auf dem Siechbette sagt. Allein besonders scharfsinnige und lehrreiche Bemerkungen über die Führung des Predigtamts darf man von ihm nicht erwarten. Denn wenn man seine Gedanken hierüber in der langen Vorrede liest: so sieht man, daß er seine Aufmerksamkeit auf das, was billig beobachtet werden sollte, nicht gerichtet hat, nemlich, woher das einreißende und überhandnehmende Uebel komme? Wenn es wahr ist, was der V. anmerkt, S. 4.: „daß in unsern gegenwärtigen christlichen Gemeinden die Mitglieder gar nicht mit dem Geist und der geoffenbarten Worts erfüllet sind; sondern daß vielmehr an vielen Orten die gröbste Unwissenheit in göttlichen Dingen, die schändlichste Verachtung der göttlichen Gnadenmittel, der unglücklichste Aberglauben, und die verabscheuungswürdigste Schwärmerey, welche das Ansehen behaupten will, in einem nähern Umgang und Vereinigung mit Gott zu stehen, an vielen Orten herrschen!“ Ist es wahr, daß Ruchlosigkeit, Aberglauben und Schwärmerey in unsern Zeiten mehr, als jemals überhand nehmen: so ist es wohl der Mühe werth, zu untersuchen, was unsere heutigen Religionsunterweisungen und Vorträge für ein Verhältniß gegen diese Uebel haben, und ob sie auf die jetzt unter den Menschen gewöhnliche Denk- und Sinnesart eine solche Beziehung haben, daß sie gegen dieses Verderben etwas ausrichten können. Es ist der Mühe werth, zu bemerken, welche Lehren des theologischen Systems die meiste Kraft zur Besserung haben, welche hingegen nichts fruchten, gemißdeutet und gemißbraucht werden, u. s. w.

Geschich-

Geschichte der Patriarchen, von dem Verfasser der Geschichte Jesu. Erster und zweyter Band, Zürich, bey Orell, &c. 1776. Erster Band 437. S. Zweyter Band 440 S. in 8.

Ein wohlgerathenes Buch bey der Menge von Betrachtungen, Aufklärungen und Erläuterungen über die uralte Geschichte der Bibel, keinesweges überflüßiges Buch. Der ohnehin bekannte Verf. desselben hat sich sehr gut in die Denkungs- und Empfindungsart der Zeit, worinn jene ehrwürdige Stammväter der Israeliten lebten, zu versetzen gewußt; sehr gut und natürlich ihre Begebenheiten in einen übersehbaren und schicklichen Zusammenhang mit wichtigern Veranstaltungen Gottes auf dem Erdboden gebracht, und dadurch die mosaische Erzählung, insbesondere wenn man sie zunächst aus dem Gesichtspunkte eines Israeliten, als für welche diese Geschichte geschrieben war, lieset, überaus lehrreich und unterhaltend gemacht. Wer sie mit Nutzen lesen und verstehen will, muß mit einem hinlänglichen Vorrath von erforderlichen Kenntnissen der Sprachkunde, Alterthümer, Erdbeschreibung und spätern Reisebeobachtungen versehen seyn, um durch Hülfe alles dieses sich ganz in Zeit und Ort der Geschichte zu versetzen. Ohne das gehörige Licht solcher Hülfsmittel, wird man überall auf Räthsel, Abentheuer und Ungereimtheiten stoßen, welche uns die ganze Geschichte unverständlich, langweilig und verächtlich machen. Dank verdient da der Mann, der den alten Schriftsteller für uns so faßlich und unterhaltend erzählen läßt, daß wir ihm in alle Auftritte seines Zeitalters mit Auge und Herz folgen können. Das Verdienst hat sich der Verf. in einem vorzüglichen Grade erworben, indem er, so weit sich bey der Aufklärung unserer Zeit thun ließ, die Begebenheiten, welche das Leben der Patriarchen enthalten, begreiflich und lichtvoll vorgetragen, und sie in bester Verbindung mit dem großen und weitangelegten Werke Gottes, das auf alle nachfolgende Zeit der Welt hinausgehen sollte, zu stellen, verstanden hat. Er mußte hiezu eine freye Erzählung wählen, in welcher er am bequemsten, so wie es die besondere Veranlassung dieses oder jenes Umstandes mit sich brachte, bald eine nöthige Reflexion, bald ein vollständigeres Gemälde der patriarchalischen Lebensart und Haushaltung, auch hin und wieder weitläuftigere Untersuchungen und Abhandlungen einfließen lassen konnte.

könnte. Am Ende der Lebensgeschichte eines jeden Erzvaters, hat er außerdem noch eine gedrängtere Vorstellung alles dessen hinzugefügt, was über den Zusammenhang der göttlichen Führung, in der Erzählung selbst war bemerkt worden, damit derselbe zur Bestätigung seiner Lieblingsidee (wie er sie nennet,) von der planmäßigen Führung Gottes, mit einem Blick übersehen werden könnte.

Auszüge aus diesem Werke, dessen erster Band das Leben Abrahams, nebst einer Einleitungsgeschichte Mosis zu denselben, der zweite das Leben Isaaks und Jacobs enthält, wird man hier nicht erwarten. Der V. hat sehr glücklich durchgehends die Erläuterungen und Bemerkungen gelehrter Schriftsteller, insbesondre der Herren Jerusalem, Michaelis u. s. w. zu nutzen gewußt, und bey seinen eignen oder von andern entlehnten Muthmaaßungen über diese oder jene schwierige Stelle, weder seiner Einbildungskraft zuviel nachgegeben, noch auch, welches ein gewöhnlicher Fehler beym Erklären des A. T. ist, zu sehr der Geschichte evangelischer Zeiten vorgegriffen. Wo es den Anschein haben möchte, daß er zu dem letztern sich hingeneigt hätte, so wäre dies unsers Bedünkens, bey der Erzählung des Falles der ersten Menschen, und am meisten bey der von Isaaks Aufopferung geschehen. Dort soll die Schlange nicht eine sinnbildliche, sondern eine eigentliche Schlange seyn, die zum Werkzeuge eines unsichtbaren Verführers diente, von dessen feindseeliger Nachstellung auch Eva durch einen ihrer Nachkommen bey der Geburt ihres ersten Sohnes befreyet zu werden hoffet. So wahr und fruchtbar die Idee des V. ist, die ersten eilf Kapitel des ersten Buchs Mosis als eine Einleitung zur Israelitischen Geschichte anzusehen, in die er nur diejenigen Fragmente und Urkunden aufnahm, welche ihm zu Warnungen vor Abgötterey, zu Lehren und Veranstaltungen, die sich zu dem ganzen sittlichen und politischen Zustande des jüdischen Volks schickten, die reichhaltigsten zu seyn schienen; so wahrscheinlich macht es uns gerade diese Betrachtung, daß die Schlange, der verbotene Baum — zur Zeichenschrift gehören. Das mag immer ein Grund für Mosen gewesen seyn, unter den uralten schriftlichen (nemlich wie man sie aus diesem Zeitalter, in sehr rohen Hieroglyphen erwarten muß) Ueberlieferungen diejenige anzubringen, die vor dem Schlangendienst der Egypter eine Warnung seyn könnte; aber deshalb dürfen wir sie so eigentlich nicht erklären, wie sie da vom Mose in der Einleitungsgeschichte der Israeliten hingesetzt ist — Eben so

wenig

wenig will uns die Warburtonische Hypothese gefallen, daß Abraham bey der Aufopferung Isaaks eine Vorempfindung dessen gehabt haben soll, was durch den Tod und die Auferstehung Eines seiner Nachkommen für Gutes gestiftet werden würde; daß er in diesem Sinn den Tag des Herrn gesehen, und sich gefreuet habe. Eine nähere Rücksicht, außer der Prüfung und Bestätigung des Gehorsams und Vertrauens auf Gott, möchte diese Geschichte auf die schrecklichen Kinderopfer gehabt haben, die unter den abgöttischen Völkern nachhero so allgemein wurden, und vielleicht schon zu Abrahams Zeiten anfiengen eingeführt zu werden. Wenn ja Abgötter dieser unnatürlichen Handlung den Anstrich der Tugend gaben; so war es von Seiten der außerordentlichen Selbstverleugnung und Entsagung dessen, was einem das Liebste in der Welt war. Abraham, der durch diesen Anschein der Heiligkeit geblendet werden konnte, sollte auch zu seiner Bekehrung hierüber von dieser Selbstverleugnung eine Probe ablegen. Er zeigt bey derselben einen willigen Gehorsam gegen den Befehl Gottes, und ein uneingeschränktes Vertrauen zu dessen Allmacht und Wahrhaftigkeit. Mehr verlangte Gott nicht von ihm. Er verboth ihm, das schreckliche Opfer zu vollziehen. Er nahm dafür das Opfer eines Widders mit weit größern Wohlgefallen an, da es ihm allein um das Gott ergebene Herz des Opfernden und nicht um Menschenblut zu thun war. Wie schicklich müssen wir diese Prüfung in dieser Rücksicht betrachtet, nicht für die Kenntniß und Zeiten Abrahams, und wie lehrreich für einen Israeliten in seiner Volksgeschichte finden!

Die eingestreueten Reflexionen des V. z. B. über den unter Kains Nachkommen einreißenden Unglauben und die Verwilderung ihrer Sitten, über den Ursprung der Abgötterey und deren allmählige Zunahme, über die Offenbarungen und Erscheinungen Gottes, über die Begriffe der Altväter von dem Seegen Gottes im Leiblichen, sind sehr wohl in der Geschichte angebracht, und haben uns zu manchen weitern Untersuchungen Anlaß gegeben, von denen wir vielleicht bey der Forschung dieses Werks ein mehreres sagen könnten. So scheint uns Abrahams Ruf aus Charan auszugehen, eine natürliche Eingebung seiner Vernunft, und schon seit einiger Zeit rege gewordene Wahrheitsliebe gewesen zu seyn. Die in seiner Familie aufbehaltene Urkunden und Traditionen mögen ihn auf die nähere Spur der Erkenntniß eines einzigen und höchsten Gottes gebracht, und den Vorsatz in ihm erweckt haben, nach

Kanaan

Kanaan zu ziehen, von in Vergleichung mit andern Ländern damaliger Zeit, noch am mehresten scheint eine bessere Religion erhalten zu seyn, und wenn das Andenken über Chams Sohn, von dem die Einwohner dieses Landes abstammten, noch hinzu kam; so mußte dies ein neuer Antrieb, ein durch den Erfolg göttlich gewordner Ruf für Abraham werden, sich von seines Vaters Hause zu trennen, und im Vertrauen auf den alleinigen Gott das Haupt eines einzigen religiösen Stammes zu werden. Damit leugnen wir nicht die nachherigen Erscheinungen, denen erst dem Leben der Erzväter gedacht wird, diese Hoffnung zu bestätigen und zu erweitern, ob wir gleich von der eigentlichen Beschaffenheit derselben in manchen Fällen, z. E. bey dem nächtlichen Kampf Jakobs, ganz anders, wie unser V. denken. — Wir empfehlen dies Buch allen denkenden und vernünftigen Bibellesern, und glauben, nach unsrer Erfahrung, nicht zuviel zum Lobe desselben zu sagen, wenn wir behaupten, daß keinem seine Zeit und Mühe bey Durchlesung desselben gereuen werde.

Bs.

Neue Aufklärung der Schriftstelle Röm. 8, 17—23. von der seufzenden Kreatur; nebst andern erläuterten Paulinischen Schriftstellen und einem Anhange von Joh. Christian Blasche. Jena, bey Gollner. 1776. 8. 152. Seiten.

Herr B. bestreitet hier besonders die Ausleger, namentlich den Grotius, welche v. 20—22. zur Erklärung derselben auf die Prosopopoeie verfallen sind. Da er durch κτισις, so wie durch τεκνα του θεου, Christen versteht: so bringt er nach dem Context dieser Stelle folgenden Sinn des Apostels heraus: „Wir, die wir den kindlichen Geist, die kindliche Gesinnung gegen Gott haben, sind Erben Gottes und Miterben Christi; aber unter der Bedingung, wenn wir den Entschluß fassen, nach dem Beyspiel Christi allerhand Leiden zu übernehmen, und mit Geduld zu ertragen, indem auf diese Leiden eine unaussprechliche Herrlichkeit folgen soll. Das ist aber die Denkungsart aller ächten und erleuchteten Christen, daß sie als der Eitelkeit (worunter er auch die Erbsünde mit begreift) und den daher rührenden Leiden, Unterworfene ihre Hoffnung beständig auf eine unaussprechlich große Herrlichkeit richten. — Sie wissen,

sen, daß sie selig sind auf Hoffnung So denken alle — bewährte Christen, die durch Leiden schon sind geprüft worden; so denken die allerersten mit besondern Gaben erleuchteten Christen, und unter denselben die zwölf Apostel; und das ist auch endlich meine Art zu denken. Begierig warte ich unter meinem Leiden auf die herrliche Offenbarung der Kinder Gottes. Lasset euch hirs, geliebteste Brüder zu Rom, zum Unterricht, zur Ermunterung und Nacheiferung, gesagt seyn.“ Wie der V. die Richtigkeit seiner Auslegung beweiset, die Schwierigkeiten dabey zu heben suchet, und die Stelle am Ende in ihrer ganzen Ausdehnung paraphrasirt, muß der, dem daran liegt, selbst nachlesen. Die Erklärung ist freylich natürlicher als manche andere, und nichts erhebliches dagegen einzuwenden. Aber doch dünkt den Rec. daß es einen noch simpelern Sinn gebe, wenn man unter κτίσις Menschen überhaupt, unter τέκνα τῦ θεῦ, υἱοὶ τῦ θεῦ die Christen, unter τὴν ἀπαρχὴν τῦ πνεύματος ἔχοντες die Apostel versteht. Alsdenn wäre die Meynung des Apostels: Ihr Christen leidet um des Evangeliums willen viel; aber seyd getrost und haltet in Geduld, wie Christus aus; denn ich bin gewiß, daß die gegenwärtigen Leiden in keine Vergleichung zu stellen sind mit dem ruhigern, besseren Zustande, den wir zu hoffen haben, (wo nicht hier noch, wenn der äußerliche Zustand der Kirche glücklicher werden wird, doch gewiß in dem künftigen Leben) wornach sich ein jeder Mensch, der hier leidet, mit vieler Unruhe und Aengstlichkeit sehnet. Gott hat nun einmal sein Geschöpf, den Menschen, hienieden auf einen Stand der Prüfung gestellt, den er freywillig wohl nicht würde gewählt haben. Er hält ihn hier durch Auflegung manches beschwerlichen, mühseligen Joches unter einer Art von Dienstbarkeit. Aber es kömmt eine Zeit, wo er es seiner seufzenden vernünftigen Kreatur abnehmen wird. Meynet ihr Christen, daß euch allein darnach verlangt? Ach! es sehnt sich ein jeder Leidender nach Erlösung und Freyheit in einem besseren Leben. Es wird ihm zur Qual, sein mühseliges Joch lange zu tragen. Selbst uns, euren Lehrern, die wir zuerst den Geist Gottes in so reichem Maaß empfangen haben, verlangt herzlich, daß es Gott gefallen möchte, unsern großen Mühseligkeiten und Trübsalen ein Ende zu machen, und uns zu der glückseligen Befreyung von allem Uebel auszuhelfen, welche den Kindern Gottes, den Christen, gewiß bevorstehet, und worauf alle sehnlich warten. Hoffet ihr also auch darauf, und tröstet euch in euren Trübsalen, wie alle vernünftige Menschen, und um

mehr die gläubigen Christen thun, damit, daß es besser erden, und eure Erlösung gewiß kommen wird. — So t Rec. diese Stelle immer verstanden. Er hat nichts wider rn. B. Erklärung; aber für so neu hält er sie nicht, als sie in V. vorkömmt. Neuer und sehr in den Zusammenhang paß- id ist die Erklärung, welche Hr. D. Semler in seiner raphrasis epistolae ad Romanos von dieser Stelle gege- n hat.

Doch das scheinet Hrn. B. Art zu seyn, daß er alles, as er sonst noch nicht gedacht oder gelesen hat, neu nennet. id er wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir frey gestehen, ß die Art, seine ihm neuen Gedanken an den Tag zu bringen, vas zu umständliches und langweiliges an sich hat. Er unte mehrentheils den Leser durch weniger Umwege zur Sache ren — Außer dem Angezeigten, enthalten diese Bogen noch gende Aufsätze: Erklärung der Schriftstelle 1. Kor. 5, 6. 7. 8. antwortung der Frage: Aus welchem Grunde Timotheus il. 2, 20. vom Paulus sey ἰσόψυχος genannt werde: zur iderlegung einer wider die Amtsgehülfen dieses Apostels sgestoßenen Lästerung; Abhandlung über 2. Tim. 2, 4–6; hang, welcher mehrere Erläuterung vorher erklärter Schrift- len betrifft, besonders den Ausdruck Furcht und Zittern il. 2, 12. wo Hr. B. Recht hat; Zusatz zur Erklärung Kor. 7, 14. Jac. 2, 14.–26. dessen Schluß eine Beschwer- über den Recensenten enthält. Ich sehe daraus, daß wir s Beyde ungleiche Begriffe von dem, was Schriftstellerey: **Mikrologie** heißt, machen. Wer den Sinn, sie bey en oder neuen Schriftstellern zu fühlen, nicht hat, dem läßt sich nicht geben, auch dem Autor nicht, der sonst ein ganz chicken, würdiger und Wahrheit suchender Mann seyn mag, i deren Zahl Rec. Hrn B. gewiß nicht ausschließet. Nur cht es einen bey dem vielen unnützen Bücherschreiben in un- i Zeiten fast unvermeidlicher Weise mißmuthig, wenn man i dem Buche eines Verfassers eben nichts lernt, dem er h eine so große Wichtigkeit gab, und worin man ihn zur fklärung mancher Sachen, welche einem hellen Kopf von st ziemlich klar sind, erst große weitläuftige Zurüstungen ma- i sieht. Das ist nun freylich ein Fehler an den B. unserer bl., daß sie das so dreist von der Leber weg sagen, welches ere Schriftsteller nicht leiden können. Da soll man immer, großen Ehrfurchtsbezeugungen loben, oder tadeln, auch e unerhebliche Brochüre mit einem allgemeinen Urtheil

abfer-

abfertigen, sondern in alles, so sie drucken lassen, mit allen Gründen pro und contra hineingehen, welches doch selbst ein Journal, wie das unsrige ist, unmöglich zulässet. Thut man das nicht, so ists nicht recht, wie wir auch von dem V. erfahren. Wir wollen ihn gern freundlich ansehen. Liefere er uns nur in dem Fache der theologischen Gelahrheit etwas recht wichtiges, mehr als bloße Programmen, die höchstens für Studenten geschrieben seyn können, und in denen doch wahrhaftig viel unbedeutende Dinge, die ein unverdüstertes Auge von selbst sehen konnte, vorn und hinten und auf allen Seiten beleuchtet werden, welches so en detail zu recensiren, wie es die Hrn. V. verlangen, die undankbarste Arbeit von der Welt seyn würde.

T.

Compendium Theologiae dogmaticae, quod in vsum praelectionum suarum euulgauit *Samuel Mursinna* — Halae impensis Trampii. 1777. 17 Bogen und 2 Bogen Vorrede in gr. 8.

So unerheblich auch vielleicht das Verdienst neuer theologischen Compendien zu seyn scheinen möchte; so bleiben sie doch immer, wofern anders ihre Verfertiger dem Recht des eignen Denkens nicht völlig entsagt haben, als Resultate der von Zeit zu Zeit mehr gereinigten Religionsbegriffe, und erweiterten theologischen Einsichten, und als Denkmäler des geänderten theologischen Unterrichts, merkwürdig. Aus diesem Gesichtspunkt ist es uns auch die neue Dogmatik des Hrn. *Mursinna*. In der Vorrede erklärt sich der V. daß er sich bey deren Verfertigung die strengste Forschung der Wahrheit, Anwendung zur Gottseligkeit, und Toleranz gegen Andersdenkende zum Zweck gesetzt habe. In der Erforschung der Wahrheit, fährt er fort, wird derjenige nicht weit kommen, wer solche bloß innerhalb der Gränzen der eingeführten Lehrvorschriften und öffentlichen Glaubensbekenntnisse suchen will; aber eben deswegen ist es eine undankbare Arbeit: quoniam ex plurimorum exemplis constat, quam plenum inuidiae hodie sit, eusmodi libros exarare, et quantopere illi inprimis, qui a trita in hoc rerum genere via paulum declinent, et maiorem veritatis, quam humanae autoritatis, habeant rationem, a nonnullis exagitentur. Da heißt es:

unsere Vorfahren haben schon hinreichend untersucht, was in Religionssachen wahr ist, und es auf immer entschieden, was man glauben und nicht glauben soll. Die Kraft der Glaubenslehren zur Gottseligkeit ersticken aber diejenigen, die Gott bloß aus Willkühr handeln lassen, die das natürliche Verderben des Menschen übertreiben, alle Tugend der Wirkung Gottes zuschreiben, gewissen Cerimonien einen zu großen Werth beylegen, und die Seligkeit allein an den Glauben binden. Durch Schilderung dieser Abwege seiner Vorgänger, erregt der V. gute Erwartungen von seinem Buche: und daß er diese Erwartungen nicht täusche, davon wollen wir unsre Leser selbst durch einige Auszüge urtheilen lassen, ohne ihm mit unserm eignem Urtheil vorzugreifen.

Der V. trägt nach einer kurzen Einleitung seine Dogmatik in 14 Kapiteln vor: 1) von der Religion überhaupt, und deren großen Verschiedenheit unter den Menschen; 2) von der natürlichen Religion; 3) von der heiligen Schrift; 4) von der ältesten und daher entstandenen jüdischen Religion; 5) von der christlichen Religion; 6) von Gott und den göttlichen Eigenschaften nach der heiligen Schrift; 7) von der Schöpfung; 8) von der Versehung und den Rathschlüssen Gottes; 9) von dem zweyfachen Zustande der Menschen; 10) von Jesu Christo dem Erlöser; 11) von der Heilsordnung; 12) von den Sacramenten; 13) von der christlichen Kirche; 14) von dem Zustande der Menschen nach dem Tode.

Wir wollen nur eins und das andere aus dem Buche auszeichnen. — Die Theologie ist eine Lehre von der Religion: die Religion aber ist entweder eine natürliche, oder **bürgerliche**, d. i. mit gewissen bürgerlichen Rechten verknüpfte Religion, und da diese sich meistens einer göttlichen Offenbarung rühmt; so heißt sie auch die **geoffenbarte**. Der Zweck der Religion ist **bloß** die moralische Vollkommenheit oder Glückseligkeit der Menschen. Der Vortheil derselben, der Nachtheil, der zuweilen unter ihrem Namen gestiftet wird, und die Regeln zur Beurtheilung fremder Religionen, werden wohl auseinander gesetzt; nichts aber von den Kennzeichen der wahren Religion gesagt. Bey dem Beweise für die Wirklichkeit Gottes aus der Zufälligkeit der Welt, wird der Fortgang in der Reihe äußerer Ursachen, bis ins Unendliche, als unmöglich; ohne Beweis vorausgesetzt. Das Argument von den Absichten in der Welt, sollte nicht bloß hingeworfen, sondern auch einige Merkmale angegeben werden, das Verhältniß

riß eines Dinges gegen das andere, in so fern es bloß zufälliger Gebrauch, oder wirkliche Absicht des Schöpfers ist, von einander zu unterscheiden, ehe man geradezu aus der Anwendung einer Sache, als einer Absicht, auf das Daseyn eines Schöpfers schließt. Auch er ist dem metaphysischen Beweis des **Des Cartes**, aus dem Begriff des vollkommensten Wesens, abgeneigt. Er scheint es zu bezweifeln, ob die Möglichkeit dieses Begriffs noch erwiesen sey. Wir unsern Theils sehen nicht ein, was man für dessen Wahrheit für einen weitern Beweis erwarten wolle. Alle in den Begriff des vollkommensten Wesens eintretende Merkmale sind bejahend: denn jede Vollkommenheit, und zumal eine Vollkommenheit ohne Schranken, ist ja etwas positives; folglich kann keine der andern widersprechen, eben weil nichts negatives in dem Begriffe ist: ist aber kein Widerspruch in dem Begriffe, so muß er auch möglich und folglich wahr seyn. Auch meynt der V. wer a priori die Eigenschaften des vollkommensten Wesens bestimmen wolle, könne leicht darin fehlen, daß er Gott etwas zuschreibe, was ihm nicht zukomme. Wir sollten das nicht meynen: die Eigenschaften Gottes lassen sich aus dem Begriff des vollkommensten Wesens leichter und wenigstens eben so sicher herleiten, als aus seinen Wirkungen abziehen. Nur in Bestimmung der Anwendung einer göttlichen Eigenschaft auf besondere Handlungen kann der Mensch fehlen; der aber, der sie a posteriori erkennt, so gut als der sie a priori schließt. Z. B. Aus dem Begriff der höchsten Vollkommenheit folgt unleugbar, daß Gott weise seyn und stets das Beste wählen müsse. Indem ich also Gott diese Eigenschaft beylege, fehle ich nicht; wenn ich aber nun bestimmen will: daß Gott vermöge seiner Weisheit dies oder jenes thue, die Welt oder die Seelen der Gottlosen, eher erhalten als vernichten müsse: da kann man fehlen, und Gott was beylegen, was ihm nicht zukommt; weil der eingeschränkte Verstand des Menschen nicht bestimmen kann, was das Beste sey, das Gott wählen müsse. Ist diesem Fehlen aber nicht derjenige sowohl ausgesetzt, der die Weisheit Gottes aus seinen Werken abstrahirt, als wer sie ihm a priori beylegt? Die göttliche Allgegenwart ist eine Folge seines vollkommensten Verstandes, durch den ihm alle Dinge nahe sind, und seiner höchsten Macht. Bey der natürlichen Religion, wird auch, wie billig, von der Moralität unsrer Handlungen gehandelt: die Tugend ist habitus *bonas peragendi actiones*, welches nun wohl etwas besser

hätte gesagt werden können. Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ist vollkommen nach unserm Sinn vorgetragen; erst aus der Immaterialität der Seele, ihre ewige Fortdauer geflossen, und dann von der göttlichen Weisheit, Güte und Gerechtigkeit, ihre Erhaltung in dem Zustande des Bewußtseyns und der Erinnerung, erwartet; und dabey bekannt, daß sie sich eigentlich nicht demonstriren lasse. Und das ist auch wirklich an dem. Der Satz: daß Gott die Seelen erhalten wolle, ist schon an und vor sich, als ein historischer Satz; ausser den Gränzen einer Demonstration, und von dem, was Gott thun wird, läßt sich ohne Vermegenheit, a priori nichts bestimmen, sondern wir müssen davon durch eine Offenbarung unterrichtet werden.

Die **heilige Schrift** ist eine Sammlung von Büchern, die die alten Hebräer und die ersten Christen, in ihrer Religion für klassisch gehalten haben. Da der V. der philosophischen Lehrart, so weit es sich thun ließe, zu folgen versprach: so hätte er einen Ausdruck von so unbestimmten Begriffe, nicht ohne Erklärung in die Definition bringen sollen. Die **Eingebung** derselben besteht in dem göttlichen Beystand, den ihre Verfasser bey Verfertigung der biblischen Bücher genossen. Zur Ueberzeugung von ihrer Wahrheit gelangen wir, wenn wir aus ihrem Gebrauch Nutzen ziehen, und aus der Erfahrung lernen, daß das wahr sey, was sie von dem Nutzen der Gottseligkeit und der Ausübung ihrer Religion sagt: diese Gewißheit aber leiten einige von einer übernatürlichen Wirkung des heil. Geistes her, und nennen das das **Zeugniß des heiligen Geistes**. Das Kapitel von der patriarchalischen und jüdischen Religion ist ganz historisch; das von der christlichen Religion wird mit einem schönen Entwurf des Lebens Jesu und seiner Lehre angefangen. Die erste seiner Lehren war freylich, daß nur ein einziger wahrer Gott, und der allein anzubeten sey: allein zu seinem Lehrbegriff gehört ja auch, was er von sich selbst und seiner Person lehrte: warum wird das übergangen? Das übrige ist eine Religionsgeschichte. Die Trennung der beyden protestantischen Gemeinen wird beklagt, und die Reformationsgeschichte mit den Worten beschlossen: amicus nobis sit Lutherus, amicus Zwinglius et Caluinus, amicus Arminius, imo ipse Socinus; sed magis amica veritas. Die Reformatoren, heißt es ferner, haben es sich nie in den Sinn kommen lassen, zu glauben, daß sie durch ihre Lehre den Gränzstein der Erforschung der Wahrheit

sollten

sollten gesetzt haben. Ihre Confessionen hatten nicht den Zweck, Lehrvorschriften für die folgenden Jahrhunderte zu werden; sondern waren bloß Bekenntnisse für ihre Zeitverwandten. Ja wohl würden sie sich wundern und betrüben, daß ein unprotestantischer Gewissenszwang die Gränze ihrer damaligen Einsichten, die sie doch selbst mit jedem Jahr verbesserten, noch nach 250 Jahren zum non plus vltra der Religionsforschung gemacht habe. Bey dem Artikel von Gott wird der Lehre von **Gott Vater, Sohn und heiligem Geist**, aus ihren Hauptstellen kurz erwähnt, und dabey geäußert, die simwelste und für den Glauben eines Christen hinreichende Erklärung sey wohl die, sich unter diesen drey Namen die verschiedenen Verhältnisse des einzigen wahren Gottes gegen unsere Wohlfarth vorzustellen, und eben denselben Gott als Schöpfer, Erlöser und Heiligmacher zu verehren. Doch wird, nach dem Sinne derer, die sich darunter drey unterschiedene Substanzen denken, die Gottheit des Sohnes und des heil. Geistes, nach den gewöhnlichen Beweisen, gleichsam historisch vorgetragen, und mit der Regel geschlossen, man solle nicht jede Abweichung von der gewöhnlichen Lehrformel für gefährlich ausschreyen; sondern zufrieden seyn, wenn man an dem einzigen wahren Gott, und den er gesandt hat, Jesum Christum glaubt, und sich der Gnade des heil. Geistes zu seiner Besserung bedient. Ueber die Schöpfungsgeschichte, Ordnung der 6 Tage, und richtige Vorstellungsart dessen, was Gott an jedem gethan hat, ist unserm Bedünken nach, für ein Lehrbuch, zu wenig gesagt worden. Es ist wohl unumgänglich nöthig, sich darüber zu erklären, daß Moses mit die Schöpfungsgeschichte unsers Erdplaneten zum Zweck gehabt haben könne, und daß die himmlischen Körper am vierten Tage nicht erschaffen, sondern der neuerschaffnen Erde nur sichtbar wurden. Hier wird auch die Lehre von den Engeln mitgenommen, ihre Wirklichkeit vertheidiget, und die Hypothese von ihren Körpern wahrscheinlich gemacht. Die Lehre von der Prädestination wird überaus behutsam und richtig vorgetragen, und aller unbedingte Rathschluß und unwiderstehliche Gnade verworfen. Unter den Vertheidigern einer absoluten Prädestination wird auch, wie leicht zu erwarten war, **Luther** neben **Calvin** und **Beza** angeführt. Es wäre aber der vollkommenen Unpartheylichkeit, die der V. in seinem ganzen Buche blicken läßt, gemäß gewesen, nicht Ausdrücke aus einem schon 1525. herausgegebenen polemischen Buche de

servo arbitrio, sondern die in seinen gesammelten spätern Schriften, und sonderlich in seinem Glaubensbekenntnisse zerstreueten Aeußerungen, für die wahre und standhafte Meynung des Reformators von der Prädestination anzunehmen. Die geistige Natur des Menschen war der vornehmste Zug des ihm anerschaffnen göttlichen Ebenbildes: die Herrschaft über die Thiere und die moralische Aehnlichkeit mit Gott folgen aus jenem. Zurechnung des Sündenfalls und Erbsünde wird als eine Meynung der Gottesgelehrten angeführt, und derselben die Gegengründe an die Seite gesetzt. Der V. mengt hier beyde Lehren zusammen; die aber nicht nothwendig zusammenhängen, sondern besonders geprüft werden sollten. Der Recensent hält die (moralische) Zurechnung des Sündenfalls für ein Gott entehrendes Hirngespinst; kann sich aber noch nicht überreden, daß was man Erbsünde nennt, als eine physische Folge der durch die Sünde verderbten Natur unserer ersten Eltern, völlig zu leugnen. Die Sünde wider den heiligen Geist wird bloß genennet. Die Lehre von Christo wird wieder mit seiner Lebensgeschichte angefangen, und über seine Höllenfahrt nichts entschieden. Sein Verdienst, oder die Wohlthaten, die wir ihm schuldig sind, bestehen darin, daß er uns nach 1. Cor. 1, 30. von Gott gemacht ist, zur Weisheit; indem er uns die wahre Religion lehrte; zur Gerechtigkeit; indem er uns lehrte, was wir thun müssen, um Vergebung unsrer Sünden von Gott zu erhalten, und weil er uns durch seinen Tod die Versicherung solche zu erhalten, verschafft hat; zur Heiligung, durch die Vortrefflichkeit seiner Moral sowohl als seines Beyspiels; und zur Erlösung; indem er uns von dem beschwerlichen Joch des Mosaischen Gesetzes befreyet, und uns endlich zur Seligkeit verhelfen wird. Diese ganz einfache Lehre von Christus, dem Erlöser, heißt es ferner, hat man von jeher mit eingebildeten Geheimnissen und menschlichen Lehrformeln vermehrt; dahin gehören, die persönliche Vereinigung seiner beyden Naturen, die Mittheilung ihrer beyderseitigen Eigenschaften, sein thuender Gehorsam, und seine Genugthuung. Das letzte Wort brauche Tertullian zuerst. Weil aber doch die Schrift von dem Tode Jesu, als einem Opfer und Mittel unserer Erlösung und Aussöhnung mit Gott, rede: so hätten sich hierin die Apostel, nach den Vorstellungen der Heyden sowohl, als der Juden gerichtet, bey denen die Vergebung der Sünde, durch Opfer müßte erhalten werden. Und weil sie ohnedem gewohnt waren, die

Wohl-

Wohlthaten N. T. mit denen A. T. zu vergleichen, und mit jüdischen Redensarten auszudrücken: so konnten sie auch von dem Tode Jesu als einem Opfer reden, weil dadurch eine Religion bestätiget wurde, die den Menschen lehrte, ohne Opfer Vergebung der Sünden zu erlangen. Doch werden auch andere Vorstellungsarten der Erlösung Jesu angeführt. Uebrigens ist er für alle, und nicht bloß für die Auserwählten gestorben; sein Tod aber schließt die so außer seiner Kirche tugendhaft lebten, nicht von der Seligkeit aus. Die Heilsordnung besteht in Buße, Glauben und Heiligkeit des Lebens. Die Buße (resipiscentia) besteht in dem Anfang der Besserung, der Glaube aber ist die Gewißheit von der Wahrheit der Evangelischen Religion, und an Christum glauben diejenigen, die seine Lehre als wahr annehmen. Die die Besserung des Menschen wirkende Gnade Gottes kann nicht wohl übernatürlich genennet werden. Sacramente sind zur Erinnerung der Wohlthaten Jesu, und zu Unterscheidungszeichen der christlichen Religion, angeordnet. Die übertriebene Vorstellung von der Wirkung der Taufe hat die Kindertaufe veranlaßt, die in der Lehre und Praxis der Apostel keinen Grund hat: einige giengen in der Hitze des Streites gar so weit, daß sie behaupteten, Kinder hätten den Glauben, und könnten durch die Taufe wiedergebohren werden. Sie hat aber weiter keinen Zweck, als die Kinder gleich von ihrer Geburt an, Gott zu widmen, und die Eltern zu ihrer christlichen Erziehung zu verpflichten. Das ist in den Einsetzungsworten des heiligen Abendmals, wird mit den gewöhnlichen Beyspielen durch **bedeutet**, erkläret. Wir würden noch überdem die Vertheidiger des eigentlichen Wortverstandes auf die nämlichen Einsetzungsworte beym **Paulus** 1 Cor. XI, 25. verweisen, wo es heißt: **Dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blut.** Warum sollen zwey parallele Sätze: **das** (was ich euch reiche) **ist mein Leib**; und, **dieser Kelch ist das neue Testament**, nicht gleiche Auslegungsregeln haben? Und da man sich bey diesem hermenevtischen Streit nicht nur auf den Sprachgebrauch der biblischen, sondern auch vernünftiger Profanscribenten zu berufen berechtigt ist: so würden wir die Worte des **Aeneas** (Aen. XI, 16.) damit vergleichen, wenn er, die dem erschlagnen Etruriſchen Tyrannen ausgezognen Waffen, in der Hand haltend sagt:

— manibusque meis *Mezentius hic est.*

Wir würden ferner darauf bestehen, den lutherischen Communicanten keinen größern Glauben zuzumuthen, als die ersten Communicanten, die guten Jünger selbst, hatten, die sichs wohl nicht in den Sinn kommen ließen, zu glauben, daß sie mit dem gereichten Brod, ihren Herrn, der es ihnen reichte, selbst essen sollten. Doch wir sollen ja nur eine fremde Dogmatik recensiren, und nicht selbst dogmatisiren. In dem Capitel von der Kirche wird auch von den Symbolen derselben gehandelt; aber viel zu mangelhaft und gelinde, als es die Unbilligkeit des auf sie zu leistenden Eydes verdiente, und als es die in der Vorrede geäußerten Klagen über ihren Zwang erwarten ließen. Ueber die Ewigkeit der Höllenstrafen wird nichts entschieden.

Da der Verf., wie aus diesem Auszug zu sehen ist, die neuesten Berichtigungen des theologischen Lehrbegriffs so fleissig genützt; seine Dogmatik nicht nach den Zeiten der Gerharder und Calove, sondern nach dem achten Decennium des achtzehnden Jahrhunderts, gemodelt; dabey aber die alten Meynungen nicht übergangen, sondern mit ihren gewöhnlichen Gründen angeführt; oft nicht einmal darüber geurtheilt, sondern dem Leser die Wahl zwischen dem Alten und Neuen gelassen hat; da er überdem so sehr das Lob der Unpartheylichkeit und Toleranz verdient: so versprechen wir seinem Buche vielen Beyfall und Gebrauch. Er hat durch und durch die neuesten zu seinem Zweck dienenden Schriften fleißig angeführt. Dennoch aber haben wir zuweilen, z. B. bey der Immaterialität und Unsterblichkeit der Seele, bey der Seligkeit der Heyden, und bey der Ewigkeit der Höllenstrafen einige Hauptbücher vermißt.

Bz.

Hugo Farmers Versuch über die Dämonischen des Neuen Testaments. Aus dem Englischen übersetzt, von L. F. A. v. Cöln. Nebst einer Vorrede D. Joh. Sal. Semlers. Bremen, bey Cramer. 1776. 8. 327 S.

Versuch über die dämonischen Leute, oder so genannten Besessenen, deren im N. Test. gedacht wird, von

von Hugo Farmer. Aus dem Englischen übersetzt, von Joh. Peter Bamberger. — Videndum est, vt sobria sapiamus ex verbo Dei, ne pro veritate aniles fabulas substituamus. Beza. Berlin, bey Decker. 1776. 8. 343 S.

„Zu einer Zeit," sagt Hr. Bamberger in einem kurzen Vorbericht, „da so vieles über Besitzungen und Geisterbeschwörungen geschrieben wird, kann eine genaue und unpartheyische Untersuchung der Geschichte von den so genannten Besessenen, deren im N. Test. gedacht wird, nicht unwillkommen seyn." Mir ist kein Werk zu Gesichte gekommen, in welchem dieses, meinem Bedünken nach, mit soviellem Fleiß, und mit so ungemeiner Deutlichkeit, Gründlichkeit, und Ausführlichkeit geschehen ist, als in dem gegenwärtigen. Der Verf. (ein Presbyterianischer Prediger in der Nachbarschaft von London,) hat das, was andere Gelehrte vor ihm davon geschrieben, sehr gut zu benutzen gewußt, in eine gute Ordnung gebracht, und mit vielen eigenen Betrachtungen bereichert." Diesem Urtheil stimmt der Recensent völlig bey; und daß dieser Versuch zu gleicher Zeit zwey geschickte Uebersetzer gefunden hat, beweiset, wie sehr man sich eine günstige Aufnahme desselben in Deutschland versprechen. Zwar ist der Hauptsatz des Verf., daß die dämonischen Leute des N. Test. nicht von bösen Geistern, am wenigsten vom so genannten Teufel leiblich besessen und geplagt worden, keinesweges neu und unerhört in Deutschland, nachdem sich schon seit der vorgegebenen Lohmannischen Besitzung Hr. D. Semler viele, und wie wir hoffen dürfen, nicht ganz vergebliche Mühe gegeben, neuere sowohl als ältere Besitzungen verdächtig zu machen, und alle Arten von Teufeleyen in Mißcredit zu bringen. Aber selbst dieser fleißige Gelehrte hatte diese Materie nicht so vollendet, daß dem Verf. dieses Versuchs nicht noch eine beträchtliche Nachlese gelassen wäre. Diese findet man nun in diesem Buche, wobey der Verf. eine hieher gehörige Schrift des Hrn. D. Semlers vor Augen gehabt, und hin und wieder geprüft hat. Die Ordnung des Werks ist folgende: Erstlich sucht der Verf. zu erklären und zu bestimmen, was eigentlich durch den Ausdruck dämonisch zu verstehen sey; dann bemüht er sich, die verschiedenen Einwürfe, die man gegen seine Erklärung

klärung vorgebracht hat; zu beantworten; und endlich zeigt er die Vortheile derselben, wie auch die mit der gewöhnlichen Erklärung verbundenen Unbequemlichkeiten.

Folgende Sätze, worauf die Erklärung des Verf. beruhet, scheinen mir von demselben auf eine genugthuendere Weise ausgeführt und bewiesen zu seyn, als es sonst zu geschehen pflegt. — Die Geister, die, wie man glaubte, von den menschlichen Leibern Besitz nahmen, werden im N. Testament durchgehends Dämonen, nie Teufel, genannt. — Durch Dämonen müssen wir nicht gefallene Engel, sondern die heydnischen Gottheiten, solche derselben, die ehemals Menschen gewesen, verstehen; (überhaupt würde ich lieber sagen, abgeschiedene menschliche Geister, vorzüglich freylich solche, die vergöttert werden, wegen ihrer größern Macht und Stärke.) — In diesem Sinne wird das Wort Dämonen von Heiden, von Griechen und Römern, und auch von den Juden, insbesondere von den Pharisäern, namentlich vom Josephus, ferner von Christo und seinen Jüngern, von den ersten Christen, von Justin dem Märtyrer, gebraucht. — Beelzebub, der oberste der Dämonen, ist nicht der so genannte Teufel; sondern eine heydnische Gottheit. — Diejenigen, die für besessen gehalten wurden, hatten wirkliche und heftige Krankheiten, insonderheit solche, die den Verstand verwirrten, und mit epileptischen Zufällen verbunden waren: und alle dämonische Leute des N. T. waren entweder wahnsinnige oder epileptische. — Dämonische Besitzungen gab es nicht bloß im jüdischen Lande, und zu den Zeiten Christi, noch waren sie in diesen Zeiten häufiger, als in andern. — Die dämonischen Leute des N. Test. sind von denen, deren in andern alten Schriftstellern gedacht wird, nicht unterschieden. — Es ist kein hinlänglicher Beweis aus der Vernunft für die Wirklichkeit der dämonischen Besitzungen; sie widerspricht vielmehr dieser Voraussetzung — aber auch von der jüdischen und christlichen Offenbarung wird die Meynung von wirklichen dämonischen Besitzungen gänzlich umgestossen. Hier beruft sich der Verf. nicht nur auf die Aussprüche der alten Propheten, worinn sie die Nichtigkeit der heydnischen Götter behaupten; sondern auch vornemlich auf die Worte Pauli 1 Cor. 4, 2. daß ein Götze nichts in der Welt sey. Zwar könnte man dagegen einwenden, daß in dieser Stelle εἰδωλον, nicht aber δαιμονιον stehe; allein der Verf. zeigt sehr gut, daß beydes hier einerley bedeuten müsse, weil der Apostel kurz vorher gesagt hatte, daß was die

die Heyden opfern, sie den Dämonen opfern. Dämonen müssen also ihre θεοὶ gewesen seyn. Wenn nun diese Dämonen so viele Unordnung und Zerrüttung in der Welt und den menschlichen Leibern hätten anrichten können, als ihnen durch den Glauben an wirkliche Besitzungen zugeschrieben wird: so müßten sie allerdings etwas in der Welt gewesen seyn. Wenn sie aber schlechterdings Nichts oder ein Unding waren: so konnte es niemals einen wirklichen besessenen Menschen geben.

Auch die Einwürfe, die gegen diese Erklärung, theils aus den Reden und Handlungen der dämonischen Leute, theils aus den Umständen einiger wunderthätigen Heilungen derselben, theils aus den Ausdrücken Christi und seiner Apostel hergenommen werden, beantwortet der Verf. hinlänglich und oft sehr glücklich. Insonderheit weiß er die Geschichte des Gadarenischen Besessenen und der ins Meer gestürzten Säue zum Vortheil seiner Erklärung anzuwenden. Desto mehr verwundere ich mich, daß er die merkwürdigen Worte Christi beym Lucas: **Wenn ich die Teufel durch Beelzebub austreibe, durch wen treiben sie eure Kinder aus? darum werden sie eure Richter seyn**, nirgends angeführt noch genutzet hat, und dennoch scheint es, wie auch bereits, wo ich nicht irre, vom Hrn. D. Semler irgendwo angemerkt worden, daß Christus durch dieselbe freylich auf eine etwas verdeckte Weise, die Besitzungen für natürliche Krankheiten erklärt habe. Denn durch ihre Kinder konnte er nicht seine Jünger verstehen, weil gegen diese eben der Einwurf, (daß sie die Dämonen durch Beelzebub den Obersten derselben austrieben,) als gegen ihn selbst, ihren Meister, statt fand, und also die Instanz nicht treffend gewesen wäre, sondern vielmehr die jüdischen Exorcisten, von denen bekannt ist, daß sie außer abergläubischen Beschwörungen auch gehörige Arzneymittel gegen die Besitzungen gebrauchten. Wollte und konnte nun Christus nicht behaupten, daß diese Exorcisten durch ihre Zauberformeln und abergläubische Ceremonien die Besessenen gesund machten: so müßte er anzeigen wollen, daß sie die Heilung derselben durch natürliche Mittel verrichteten. Und wenn er dies sagen wollte: so mußte er Krankheiten, die durch natürliche Mittel geheilt wurden, natürlichen Ursachen, nicht aber der Besitzung der Dämonen, zuschreiben, weil sich Dämonen und Teufel nicht durch Arzeneyen vertreiben lassen.

In dem dritten Abschnitte zeigt der Verf. die Vorzüge seiner Erklärung vor der gewöhnlichen Lehre, daß nemlich durch dieselbe die Quelle so manches Aberglaubens und Unheils, so aus dem Glauben an Teufeleyen und Besitzungen entstanden, und zum Theil sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, völlig verstopft, und insonderheit daß dadurch die Gewißheit und die Größe der an dämonischen Leuten geschehenen Wunderwerke bewiesen wird; da hingegen durch die gewöhnliche Erklärung die Evidenz dieser Wunder zernichtet, wenigstens das göttliche Ansehen derselben sehr geschwächt wird.

Die Uebersetzungen lassen sich beyde gut lesen, und mir ist keine Stelle vorgekommen, wo in der Bambergischen wenigstens, die ich ganz durchgelesen habe, der Sinn verstellt oder verdunkelt wäre. Nur eine Stelle ist mir in beyden Uebersetzungen undeutlich geblieben: daher vermuthlich die Schuld an dem unschicklichen oder zweydeutigen Ausdrucke des Verf. selbst liegen mag. Es wird die ungereimte Meynung derjenigen angeführt, welche behaupten, daß zu den Zeiten Christi Gott dem Teufel nicht nur erlaubt, sondern ihn auch gezwungen, sich seines natürlichen Vermögens, in die Leiber der Menschen zu fahren, und sie zu quälen, häufiger, als jemals, zu bedienen, um dadurch den Sieg Jesu über den ausgetriebenen Teufel desto mehr zu verherrlichen. Hier heißt es nun: „Der Teufel ward indessen doch nach dieser Vorstellung in große Verlegenheit gesetzt. Wenn er auf der einen Seite sich nicht der Freyheit, den Menschen Schaden zu thun, die er jetzt hatte, bediente; wie konnte er seine Bosheit im Zaume halten? Und wenn er auf der andern Seite seine Bosheit im Zaume hielt: so sahe er vorher, daß er nur dadurch die Siege Christi befördern würde. Die erste Betrachtung treibe ihn zur Thätigkeit an; die andere hält ihn zurück.“ Hier scheint es nämlich, daß beydesmal, anstatt des Ausdrucks: **Die Bosheit im Zaum halten**, gesetzt werden müsse, **die Bosheit befriedigen**; wenigstens erfodert der Zusammenhang diesen Ausdruck. Die Vorrede des Hrn. D. Semlers enthält einige lesenswürdige Anmerkungen so wohl über Färmers Abhandlung, als über den Inhalt derselben. Bs.

Nachrichten von dem Charakter und der Amtsführung rechtschaffener Prediger und Seelsorger. Dritter Band. Halle, 1776. gr. 8. 18 Bogen.

Der

Der Herausgeber liefert in diesem Bande vornemlich deutsche Lehrer. Er führt aber auch Ausländer, und sogar Lehrer von andern Religionspartheyen an, welches wir billigen. Zuweilen führet er nur einen einzigen Hauptzug von einem Manne an: denn eine einzige hervorstechende Handlung kann eine Ermunterung zur Nachahmung werden. Der Recensent hat viele von den gepriesenen Lehrern persönlich gekennt. Er giebt den Verfassern das Zeugniß, daß der Hauptcharakter gut getroffen sey: indessen ist leicht zu erachten, daß es Fremden, die einen Freund schildern, so gehe, wie freundschaftlichen Malern, die die Gesichtszüge richtig zeichnen, doch zugleich etwas verschönern, wenigstens Flecke weglassen.

Das ganze Gnadenwerk Gottes in der Seele des Menschen, in einigen Predigten von Joh. Karl Grohnert. Königsberg, 1776. 8. 1. Alph. 16. B.

Der V. besorget in der Vorrede unbescheidene und hohnsprechende Kritiken. Diese hat er, wenigstens von unserer Bibliothek, nicht zu besorgen, deren Hauptregel die Toleranz ist. Er bittet zugleich um gütige Beurtheilung, und verspricht mit Dank solche zu erkennen. Wir trauen dem Worte eines redlichen Mannes, wofür wir ihn zu erkennen selbst aus diesen Predigten gegründete Ursache finden. Sein Vortrag ist nicht hochtrabend, er ist natürlich, leicht, ordentlich, mehrentheils gründlich: und er hat die Gabe mit einer warmen Liebe ans Herz zu predigen, und dringet ernstlich auf Rechtschaffenheit und Tugend. Solche Predigten können nicht ohne Nutzen seyn. Aber ein Punkt ist, worüber wir uns mit dem V. in Liebe besprechen müssen, weil dieser die Hauptabsicht des Drucks dieser Predigten nach der Vorrede ist.

Er sagt, daß sehr viele der in diesen Predigten abgehandelten Grundwahrheiten in unsern Tagen von manchen Lehrern gar nicht gepredigt, sondern wo nicht geleugnet, doch wenigstens verdrehet, und zum Schaden der ihnen anvertrauten Seelen verschwiegen würden. Der V. sieht hier vornemlich auf die Lehre von der Genugthuung Christi. Der Rec. hat vormals eben so gedacht, eben so gepredigt und mit großem Eifer mündlich und schriftlich diese Lehre vertheidiget. Er hat aber bey einer ganz gelaßnen Untersuchung eine andere Aussicht

in

in die Wichtigkeit und Beschaffenheit dieses streitigen Lehrsatzes bekommen. Bey beyden Theilen bleibt Christus der einzige Grund unserer Seligkeit, weil wir alle Rechtschaffenheit und alle Begnadigung, ihm zu danken haben. Bey beyden Theilen bleibt die unendliche Liebe Gottes in Christo unser einziger Trost und unsere einzige Hoffnung. Da Gott bloß um unserer Errettung willen seinen Sohn in die Welt sendet, so haben wir schon hierdurch die vollkommenste Versicherung seiner Liebe und seiner Bereitwilligkeit, zurückkehrende Sünder zu begnadigen. Auch der die Genugthuung nicht glaubt, spricht mit Paulus: Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn? welcher auch seines einigen Sohnes nicht verschonet hat, sondern ihn für uns alle dahin gegeben: wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Was brauchen wir weiter zu unserer Beruhigung? Wer bey einer so thätigen Beweisung der göttlichen Barmherzigkeit sich nicht befriedigen kann, wird sich nie befriedigen können. Der Streit hat also in das Wesen des Christenthums keinen Einfluß: es kommt nur bloß darauf an, welche Meynung die stärksten Beweise für sich habe.

Alle Gründe, die man aus den Eigenschaften Gottes herleitet, sind mehr wider die Genugthuung als für dieselbe. Der V. beruft sich auf die Wahrhaftigkeit und Heiligkeit Gottes. Was die erste betrifft, lese man doch die deutlichen Erklärungen Gottes Jes. 1, 16–18. Hes. 18, 21–24. Mich. 6, 6–8. Math. 11, 28–36. Luc. 18, 13. 14. Wo ist hier die geringste Spur von einer Ersetzung oder Bezahlung? Gott fordert allein Besserung und keine Erstattung. Und was die Heiligkeit betrifft, so streitet es nicht mit derselben, Beleidigungen großmüthigst zu vergeben, wohl aber einen Unschuldigen zu martern. Das Beyspiel von einem Bürgen passet hier gar nicht. Ein Bürge ist nicht unschuldig, sein Gutsagen ist die Ursache, daß ich das Geld seinem Freunde geliehen: und wenn ich es verlieren sollte, wär er einzig Schuld an meinem Verluste. Es ist also Pflicht für ihn, meinen Schaden zu vergüten.

Es bleibt nichts übrig, als die Zeugnisse aus der heiligen Schrift: diese haben größtentheils einen andern Verstand, als man ihnen beygeleget hat. Sünde tragen heißt so viel als Sünde wegnehmen. Die Worte des Jesaias: der Herr warf alle unsere Sünden auf ihn, können sehr wohl also erklärt werden: da die leichtsinnigen Menschen nicht die geringste Sorge für ihr Heil trugen; übergab Gott unser ganzes Verderben dem Messias. Diesem abzuhelfen kam er also auf Erden,

den, und erduldete die Folgen der verhaßten Wahrheit. Er ließ sich als einen Sünder behandeln, und litte unverdiente Strafen, auf daß wir zur Erkenntniß, zum Vertrauen, zur Besserung und zur Beruhigung gebracht würden. Daß Christus für uns gestorben und ein Opfer für unsere Sünde geworden, ist und bleibt ewig wahr. Es ist und bleibt wahr, daß Christus sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung. Aber wovon? Von der göttlichen Rache? Wo sagt dies die Schrift? sondern sie erklärt sich deutlich, daß er uns erlöset und gereiniget vom Dienst der Sünde und unserer vorigen Lebensart. Tit. 2, 14. 1 Petr. 1, 16–19. 2, 24.

Die Redensarten, daß Christus eine Versöhnung für uns sey, und Gott um seinetwillen uns begnadige, fassen keine gerichtliche Bezahlung der Sünden in sich. Alles, was sie sagen, ist dies, daß Gott allen, die Christo folgen, seine Gnade versichert. Und dies gehört zu den Belohnungen des Messias, da alle Gläubige als ein Eigenthum Christi angesehen werden, und um deßwillen alle väterliche Liebe von Gott zu erwarten haben. Es ist dieses also eine besondere Verheißung des N. Bundes, wodurch die Verheißung des A. Bundes, Wer sich bekehrt, soll leben, nicht aufgehoben, sondern bestätiget wird. Wir sind für eine Recension zu weitläuftig geworden. Wir wünschen, daß der V. unpartheiisch alles überlegen möge. Er hat völlige Freyheit, bey seiner bisherigen Meynung zu bleiben. Er wird aber auch diejenigen tragen, die von einer gerichtlichen Bezahlung sich nicht überzeugen können, um so viel mehr, da dieselbe keinen Einfluß in das Wesen des Christenthums, und überdem dies Unbequeme hat, daß die Vergehungen der Menschen durch die allergrößten Vergehungen erstarret seyn sollen. Die erste Kirche hat diese Genugthuung wohl nicht, wenigstens nicht als einen Grundartikel, gekannt. Selbst im Apostolischen Glaubensbekäntniß, da ein ganzer Artikel von Christo handelt, findet sich nicht die geringste Spur einer solchen Genugthuung.

Etwas zur täglichen Andacht. 8. 5 Bogen.

Etwas für alle Stände. 8. 4 Bogen. Vom geheimen Justizrath Pütter. Zweyte Auflage. Göttingen, 1776.

In der ersten Auflage waren beyde Stücke beysammen; jetzt ist jedes besonders. Das erste Stück ist etwas vermehrt. Sie sind beyde ihrem Verfasser eine Ehre, und zur Beförderung eines rechtschaffenen Christenthums nützlich. Wir beziehen uns auf die Recension über die erste Auflage.

Geschichte der Menschheit und der Religion, in Erzählungen zur Unterweisung der Jugend. Berlin, 1776. 8. 19 Bogen.

Man findet hier die ganze biblische Geschichte, von Mose an bis zur Geschichte der Apostel, und also eine Geschichte, nicht nur der Religion, sondern auch der Menschheit: da die Handlungen der Menschen in einer Folge von 4000 Jahren, von ihrer ersten Entstehung an, bis zu einem gewissen Grad der Ausbildung vorgestellt werden. Man findet nicht nur einen richtigen Leitfaden der biblischen Geschichte; sondern auch die merkwürdigen Begebenheiten besonders entwickelt.

Der Verf. hat einen unendlichen Vorzug vor allen, die bisher die biblische Geschichte für die Jugend geschrieben haben. Er ist kurz und doch hinlänglich. Dies wird möglich, weil er viele besondere Geschichte, die oft den Gelehrten unbegreiflich, und der Jugend ganz unnütz, ja oft schädlich sind, weglässt. Das ganze Buch der Richter fasst er in eine sehr artige Erzählung zusammen. Ueberhaupt trägt er die Geschichte auf eine angenehme, verständliche und nützliche Art, mit daraus fliessenden heilsamen und faßlichen Lehren vor. Er verlässt freylich sehr oft die gewöhnlichen Erklärungen, die wir aus den dunkeln Zeiten, da man alles voll Wunder und voller Geheimnisse machte, geerbt haben; aber seine Erklärung ist doch wahrscheinlich, (und was kann man in den alten Geschichten oft mehr als Wahrscheinlichkeit suchen?) und der Würde der Bibel gemäß. Er hebt glücklich viel Schwierigkeiten. Wir wollen nur ein Beyspiel anführen, nemlich die Geschichte der beyden Besessenen im Lande der Gadarener. Es ist nun wohl ziemlich ausgemacht, daß nach der dogmatischen Denkungsart Wahnwitzige für Besessene gehalten wurden. Aber die Besessenen im Lande der Gadarener? Das müssen wohl nothwendig Geister seyn, weil sie in die Säue fahren, und dieselben in die See stürzen? Der Verf. macht diese so befremdende Geschichte deutlich und leicht. Er setzt voraus, daß einer

dieser

dieser Wahnwitzigen in gesunden Tagen von Jesu und seinen Wundern gehört: er lief ihm also entgegen, und schrie, wie Rasende zu thun pflegen, unordentliche und unverständige Worte. Jesus redt, um ihm die Furcht zu benehmen, ihn freundlich an: Wie heißest du? Legio, war die Antwort, denn unser sind viel. (Der Recensent bittet alle verständige Menschen, zu überlegen, ob hier nicht der Wahnwitz deutlich in die Augen falle? Man mag von den Dämonen denken, was man will: so wird doch kein Vernünftiger 5000 oder 6000 derselben in einen einzigen Menschen einquartiren. Es hat ihn allezeit äußerst betrübt, wenn man diese Worte des Wahnwitzigen in der Dogmatik, und wohl gar in den Katechismen, als einen Beweis von der Menge der Teufel angeführt hat.)

Jesus, der es noch nicht Zeit findet, sich mit Widerlegung dieses Aberglaubens abzugeben, noch mit dem Wahnwitzigen zu disputiren, sprach nach der Sprache des Landes, und nach der Idee des Kranken, und befahl den Teufeln, auszufahren. Die Wahnwitzigen baten im Namen der Teufel, von denen sie sich besessen hielten, ihnen zu erlauben, daß sie in die Heerde Schweine führen, welche eben am Ufer weideten. Jesus gewährte ihnen diese Bitte. Die Krankheit der Raserey fuhr in die Schweine, sie wurden toll. Den Gadarenern geschahe kein Unrecht, weil ihr Schweinehandel wider das Gesetz war: und das Wunder Jesu wurde desto auffallender. Weil die Kranken wirklich von dem Wahnwitz frey wurden, und die Raserey sich an den Schweinen äußerte: so verlor sich aller Verdacht, als wenn die Sache zwischen Jesu und den Kranken verabredet gewesen wäre.

Wir empfehlen dieses Büchlein nicht nur der Jugend, sondern auch den Alten, und selbst den Lehrern. Wir verlangen gar nicht, daß sie in allen Stücken der Meynung des V. folgen sollen. Der Rec. hat selbst nicht immer die Meynung desselben; aber sie können doch lernen, daß viele Geschichte einer weit verständigern, und der Hoheit Gottes würdigern Erklärung fähig sind, als diejenige ist, die man in den Zeiten der Unwissenheit angenommen hat.

Br.

Biblischer Almanach für die tägliche Andacht, auf das Jahr 1778. Leipzig bey Heinsius. 17 Bogen in 8.

Man findet in diesem Almanach auf jeden Tag des Jahres einen biblischen Spruch, und eine auf denselben sich beziehende Strophe, großentheils aus bekannten Liedersammlungen; beym Anfange des Jahres und jedes Monaths ein Lied von einigen Strophen, und beym Schluß eines jeden Monaths ein kurzes Stück aus der ältesten biblischen Geschichte. Die letzten viertehalb Bogen enthalten unter der Aufschrift: **Vermischte Aufsätze zur Erbauung**, einige Gebete, einen kurzen Abriß des Lebens Jesu, und kurze historische Nachrichten von den Propheten des A. T. und von den Evangelisten und Aposteln.

Der Einfall ist nicht übel, den Christen auf diese Weise für jeden Tag des Jahres einen erbaulichen Gedanken zu weiterm Ueberlegen an die Hand zu geben: auch ist in der Ausführung viel Gutes. Die biblischen Sprüche sind größtentheils gut gewählt; obgleich manche vorkommen, die dem Recensenten nicht gemeinnützig und deutlich genug scheinen, z. B. S. 120. Ps. 36, 7. **deine Gerechtigkeit stehet wie die Berge Gottes, und dein Recht wie große Tiefe:** — und statt deren er lieber andere fehlende gesetzt sähe. Die darunterstehenden Verse sind ebenfalls zum Theil recht gut; aber auch zum Theil herzlich schwach. z. B. S. 162. zu Ps. 31, 6.

Mein Erbarmer, dir befehle,
Dir, in deine Vaterhand,
Uebergeb ich meine Seele,
Zu bewahren, wie ein Pfand.

zum Theil zu spielend. z. B. S. 71. zu Ebr. 5, 7.

So viel Tropfen Blutes dir entflossen,
So viel Thränen du für mich vergossen,
So viel sind der Stimmen, die dort beten,
Und mich vertreten.

Bisweilen hat der V. auch die Verse, die er aus Liedersammlungen nahm, durch seine Veränderung gar sehr geschwächt. z. B. S. 57.

Wie groß ist deine Allmächtgen Güte!
Wo ist ein Mensch, den sie nicht rührt,
Der mit verhärtetem Gemüthe,
Den Dank erstickt, der ihr gebührt?
Vom Abende, bis an den Morgen,

Ist

Ist, Vater, deine Güte groß;
Du wirst für mich auch liebreich sorgen,
Ich ruhe sanft in deinem Schooß.

Der Abriß des Lebens Jesu ist in der That gar zu kurz. Die Nachrichten von den Propheten würden, wie auch schon andere Recensenten bemerkt haben, zweckmäßiger seyn, wenn sie nach der Zeitfolge geordnet wären. Die Gebete sind rührend, und reden die ungekünstelte Sprache des Herzens.

C.

Der zweyte Brief Pauli an den Timotheus — der Brief Pauli an den Titus — der Brief Pauli an den Philemon — nach dem Grundtext übersetzt, sammt einer kurzen Erklärung und einigen Nutzanwendungen, entworfen und vorgetragen von D. Joh. Heinr. Dan. Moldenhauer. Hamb. bey Wörmer 1776. zusammen 8 Bogen, 8.

Man kennet des Verf. Art, die Schrift zu behandeln, schon aus seinen andern exegetischen und eigentlich mehr gelehrten Arbeiten. Denselben Grundsätzen folgt er auch hier, wo er, nach Gewohnheit der Hamburgischen Prediger, den Hauptinhalt seiner Predigten liefert. Sehr zu loben ists an Hrn. M. daß er ganze Bücher des N. T. auf die Weise seinen Zuhörern in Predigten erklärt, eine Methode, die gewiß unendlich mehr Nutzen hat, als wenn man Jahr aus Jahr ein, über Evangelien und Episteln, oder auch in den Wochenpredigten, (wie diese) über Materien predigt, die in den ohnehin genug ausgepreßten und durch falsche und gekünstelte Erklärungen ohnehin entstellten Sonntagstexten (man sehe z. E. die sogenannten Texte mancher Kollegen des Hrn. M.) liegen, damit ja ein und derselbe Zirkel beständig fortdaure. — In dieser vor uns habenden Arbeit des Verf., liefert er erst eine Uebersetzung einiger Verse, mit in Klammern eingeschlossenen umschreibenden Erläuterungen; dann folgen aus einer solchen Stelle die Anwendungen. Diese sind zu Zeiten dogmatisch; doch mehr moralisch, und wie sie es zumal bey diesen Briefen nicht anders seyn können, und billig bey der Erklä-

rung des ganzen N. T. am meisten seyn sollten — praktisch. — Die Uebersetzung trifft durchgängig nebst den beygefügten Erläuterungen den richtigen Sinn des Schriftstellers, und ist, soviel wir bemerkt haben, im Ganzen mit der größern und eigentlich zum gelehrten Zweck abzielenden Arbeit des Verfassers übereinstimmend. Nur dünkt der Verf. dem Recensenten noch zu ängstlich nach dem Original zu übersetzen, zuviel hebräischartige, und also dem deutschen Leser unverständliche Ausdrücke beybehalten, und überhaupt eine zu unbiegsame und gedehnte Schreibart zu haben. Besonders widrig klingt das so häufig vorkommende: in der Art statt so (sic, ita) z. E. „den Unreinen ist nichts in der Art rein ꝛc.“ und eben so oft in den Anwendungen: da es mit ihnen in der Art stehet. Warum Hr. M. sich dieses Ausdruck in den Text gefällig gemacht habe, begreife ich nicht, da wir Deutschen ihn sonst in der Art nicht gebrauchen. — In den Anwendungen herrscht eine gewisser dictatorischer Ton, der den Jahren und der Erfahrung des Verf. angemessen ist; auch sind manche Worte zu seiner Zeit und an seinem Orte geredet, darunter die des Verf. Freymüthigkeit Ehre machen. Z. E. in Briefe an den Timotheus S. 48. zu Kap. 5, 1 – 5. ist die letzte Anwendung: „Wenn ein Lehrer gleich die Evangelischen Wahrheiten treibet, und für dieselben eifert, sich aber unsrer Lehrarten nicht gemäß beweiset, und besonders stolz und eigensinnig ist, so ist er bey allem seinem Glanz ein Greuel vor Gott.“ Oder zu Titus 1, 1 – 11. (S. 11.) „Ob sehr wenn in der ersten Christenheit darauf gesehen hat, um die besten unter den Christen zu Lehrern zu verordnen, so wenig wird dieses heutiges Tages gesehen. Denn wer siehet zu, ob sich ein Lehrer, welcher auf die Wahl kommen soll, das sittet, welches hier von einem Lehrer erfodert. Ist man nicht schuldig, wenn man sich zur reinen Lehre bekennet? und wird der nicht für den Besten gehalten, welcher vorzüglich die juckenden Ohren belustigen kann? Aus dieser Quelle aber rühret das ganze Verderben her, welches zu dieser Zeit die Christenheit überschwemmt hat, u. s. w.“ Oder zu Titus K. 2, 1 – 5. „In der ersten Christenheit haben sie, wenn die Gemeine oft zusammengekommen ist, die Zeit nicht mit Lehrpunkten zugebracht, sondern vielmehr eingeschärft, wie sich Männer und Frauen, Aeltern und Kinder, Herrschaften und Dienstboten, und alle und jede gegen sich und ihren Nächsten verhalten, und alle damalige Leiden geduldig ertragen sollten, und damit haben sie recht

recht gehandelt. Denn alle von Gott geoffenbarte Wahrheiten zwecken (auf) unsere Heiligung ab, und müssen daher dazu angewandt werden, daß wir uns gegen uns selbst und gegen andere rechtmäßig beweisen. Man hätte daher hiebey bleiben sollen; dasselbe aber ist nicht geschehen, und daher rühret es, daß Männer und Frauens, Eltern und Kinder, Herrschaften und Dienstboten, und alle andere sich nicht so beweisen, wie es seyn sollte, und dadurch das gemeine Wesen mehr und mehr zerrutter wird.“ Was wird mancher Wächter des Hamburgischen Zions zu diesen und ähnlichen Anmerkungen seines Hrn. Kollegen, oder was werden die Herrn Wählenden in Hamburg, die sich seit ein Paar Jahren durch alle Hamburgische Zeitungen berühmt machen, zu der zweyten Anmerkung sagen? — Wie dem aber auch sey, so empfehlen wir diese Arbeit nicht nur solchen; die für sich die biblischen Bücher mit Nutzen lesen wollen, sondern auch jungen Predigern zu ihrer Belehrung, und mutatis mutandis zur Nachahmung.

We.

D. *Chr. Fr. Schmidii* historia antiqua et vindicatio canonis sacri veteris nouique Testamenti, libris II. comprehensa. Lipsiae apud Saalbach. 1775. 2 alph. 2 plag. 8. mai.

Die neuern Streitigkeiten über den Kanon, und die Angriffe der Herren Oeder und Semler auf das kanonische Ansehen einiger Bücher des A. und N. Testaments, haben den Hrn. Verf. bewogen, eine Vertheidigung sowohl des Kanons überhaupt, als der einzelnen bestrittenen Bücher insbesondere, mit beständiger Rücksicht auf beyde genannte und einige andere Gegner, (Hr. Michaelis, Vogel u. a.) zu schreiben. Wie wichtig ihm dieses Unternehmen geschienen haben müsse, und mit welcher Gemüthsfassung er zur Ausführung desselben geschritten seyn möge, läßt sich daraus abnehmen, daß er nicht nur S. 10 — 56. behauptet, es sey in unsern Zeiten schlechterdings nicht mehr erlaubt, an der Richtigkeit des Kanon auch nur zu zweifeln; sondern daß er auch S. 29. versichert, die Art, wie man jetzo den Kanon bestreite, habe, wo nicht den Zweck, doch gewiß den Erfolg, daß die ganze geoffenbarte Religion in ein leeres Pfaffengeschwätz verwandelt, und nichts davon übrig gelassen werde,

einige exegetische Vorschriften. Das wäre in der That
recklich! Wär es wahr, so würde es Pflicht seyn, alle
heologen und alle denkende Christen zur Vertheidigung dessen
fzubieten, was sie mit Recht für die größte und schätzbarste
ter allen göttlichen Wohlthaten halten. Wie aber? wenn
: durch die Bestreiter des Kanons angerichtete Verwüstung
iter nicht sich erstreckte, als auf einige dürftige Paragra-
en dogmatischer Kompendien, oder auf etliche Abschnitte
ht mit durchaus gleicher Genauigkeit geschriebener Apologien
r das Christenthum, oder auf einige dreiste Behauptungen
wöhnlicher Handbücher der Kirchengeschichte? Wie kann
an doch vorgeben, daß die Bestreitung einiger Bücher, der
n Aechtheit von den ältesten Zeiten her Zweifeln unterwor-
n gewesen ist, auch diejenige der Zahl nach weit mehrere
ücher ungewiß machen könne, an deren Aechtheit nie diejeni-
n gezweifelt haben, auf deren Urtheil und Zeugniß es hier-
y ankommt? Oder wie kann man sagen, daß die Religion
bst in Gefahr gebracht werde, wenn einige Männer etliche
nige Bücher aus der Sammlung der Erkenntnißquellen
rselben auszuschließen rathen, weil sie glauben, diese Bücher
thielten nichts, woraus sich etwas zur geoffenbarten
eligion gehöriges erkennen lasse? Sind es denn die Schrif-
n des Jesaias, Johannes oder Paulus, welche man in
weifel ziehen will? oder sind es die Bücher Ruth, Esther?
ängen etwan die letzten näher mit der geoffenbarten Religion
sammen, als die erstern? Oder passen die gegen die letzten
rgebrachten Zweifelsgründe auch nur einigermaßen auf die
stern? Und ist es wohlgethan, die Gewißheit der Religion
i die Gewißheit des Kanons zu knüpfen? Ist es löblich, den
einden und Spöttern der Religion neue Waffen in die Hände
geben? Denn sind es gleich stumpfe blecherne Waffen: so
nnen sie doch durch ein Blendwerk von Politur und durch
ne Garnirung nach der neuesten Mode manchen schwachen
opf glauben machen, sie seyen unwiderstehlich.

Der Verf. schlägt einen ganz richtigen Weg ein, indem
vom Kanon historisch handelt, und Zeugnisse sammlet
d sedurt. Er selbst aber hält von dem historischen Beweise
cht viel; fordern preist das innere Zeugniß des heil. Geistes
s das Hauptargument an, S. 63. ff. — bey welcher Gele-
nheit H. Michaelis, welcher ehrlich gestanden hatte, er habe
seinem Leben kein solches inneres Zeugniß von der Inspira-
on eines gewissen Buchs empfunden, die Lektion bekommt:

der

der Mangel eigner Erfahrung könne nichts beweisen, wofern man nicht darthun könne, man sey wahrhaftig wiedergebohren; denn fast alle profane Menschen pflegen geistliche Wahrheiten, wegen Mangel eigner Erfahrung, zu verwerfen. — Das Zeugniß des heil. Geistes setzt der Verf. in einen sensum efficacem von der göttlichen Vortrefflichkeit und Kraft der heiligen Bücher, (eigentlich, der in den Büchern enthaltenen Geschichte und Lehre.) Man sollte also denken, er sey mit seinem Hauptgegner, welcher die erfahrne Nutzbarkeit des Inhalts zur Beförderung christlicher Einsichten und Gesinnungen, als den wahren Charakter eines göttlichen Buchs ansah, wirklich über den vornehmsten Streitpunkt einig; dies scheint dem Hrn. Verf. selbst aufgefallen zu seyn. Allein er findet dennoch einen großen Unterschied zwischen sich und dem Gegner. Wären die unseligen Mißverständnisse gehoben, so würde die Verschiedenheit geringer, und des Streitens weniger seyn.

Das erste Kapitel der Prolegomenen enthält kurze Erinnerungen über die Schicksale der Bücher A. und N. Testaments, von den ältesten Zeiten an bis jetzt. Manche hier erzählten Fakta hätten mit schärfern, und besser zur Sache passenden Beweisen unterstützt werden müssen, als man weder hier noch sonst irgendwo in dem ganzen Buch für sie angeführt findet. Dahin gehört nicht nur, was von den Archiven der ersten Christen gesagt wird; sondern auch der Satz, daß die öffentliche Annahme der Schriften des N. T. auf der eignen Anordnung der Apostel beruhe. Im zweyten Kapitel werden über die Art, wie in unsern Zeiten des göttliche Ansehen kanonischer Bücher bestritten wird, Anmerkungen gemacht, und zwölf Einwürfe beantwortet. Hier wünschte ich, daß deutlicher angezeigt worden wäre, was eigentlich durch jeden Einwurf bestritten werden solle, damit man die verschiedenen Streitfragen z. E. vom Kanon, von Inspiration ꝛc. und ihren Zusammenhang untereinander richtig übersehen, und jeden Einwurf, nach seiner Absicht und seiner besondern Beziehung auf den Hauptstreit, beurtheilen könnte. Noch unangenehmer ist es, daß der Sinn mancher Einwürfe unrichtig dargestellt wird, welches dann weiter die Folge nach sich ziehen mußte, daß die Antworten des Verf. oft ganz und gar nicht passen, und zu nichts helfen, als den Gegner bey unachtsamen Lesern verhaßt zu machen. Ein Beyspiel mag S. 39. ff. seyn, wo sich der Verf. lustig darüber macht, daß man be-

haupert habe, die Meynung von einer göttlichen Eingebung des A. T. sey aus der Fabel entsprungen, daß die Uebersetzung der LXX Dollmetscher aus Inspiration gemacht worden sey. Aber dies ist schlechterdings eine falsche Anklage, und gar niemand dergleichen behauptet. Nur dies hat man gesagt, (wie selbst die unter dem Text angeführten Worte des Gegners beweisen,) aus der Legende von einem göttlichen Ursprung der griechischen Uebersetzung möge wohl bey den alten Christen die Meynung entstanden seyn, alle Bücher, welche man als ein Ganzes mit dieser Uebersetzung zu betrachten pflegte, und also auch die Bücher der Makkabäer, Weisheit, Sirach ꝛc. seyen göttlichen Ursprungs; und überhaupt seyen alle in dieser Version enthaltene Bücher völlig einerley Art, und eins eben so gut als das andere aus Inspiration geschrieben. Recensent setzt noch hinzu, daß vielleicht eben diese Legende Gelegenheit zu der Behauptung gegeben hat, alle und jede einzelne Worte und Sylben seyen eingegeben, und die heiligen Schriftsteller hätten sich während der Inspiration nicht anders verhalten, als Flöten, aus welchen man durch Einblasen jeden beliebigen Ton hervorbringe. — Die Klage über unrichtige Vorstellung der Einwürfe und Meynungen der Gegner, hat nicht bey diesem Kapitel allein, sondern fast durch das ganze Buch durch statt. Zum Beweis führe ich die erste beste Stelle an, die mir in die Hände fällt. H. Schmid hatte geschrieben, alle biblische Bücher seyen auf göttlichen Befehl als inspirirte anerkannt und angenommen worden. Darauf war geantwortet worden, es lasse sich nicht erweisen, daß diese Annahme auf einen besondern göttlichen Befehl sich gründe. Nun erwiedert H. Schmid, wahre Eingebung erfordere ganz nothwendig, daß die biblischen Schriftsteller auf göttlichen Befehl geschrieben hätten. Aber wie kam die Rede vom Schreiben? — Zu dergleichen polemischen Schwulsten kommt noch der herrschende, oft recht bittere, polemische Ton der ganzen Abhandlung, welchen die einzelnen Ketzerparallelismen (neue Marcioniten, neue Gnostiker u. dgl.) noch kräftiger, aber zugleich auch noch widriger, machen. — Das dritte Kapitel besteht aus Erinnerungen über die beste Art, die Inspiration der biblischen Bücher zu erweisen. Sie würden anders ausgefallen seyn, wenn der Verf. nicht allenthalben Dinge miteinander vermischte und verwechselte, die sehr von einander verschieden sind. Daher kommt es auch, daß nachher bey der Führung des eigentlichen Beweises,

weiſes alle Argumente, aus welchen entweder erhellet, ein Buch ſey ächt, oder es ſey von den erſten Chriſten in den Kanon geſetzt worden, oder es enthalte Wahrheiten der von Gott geoffenbarten Religion, oder die darin enthaltene Lehre ſey von Gott beſtätigt, oder der Verfaſſer ſey ein mit hinlänglichen Kreditiven von Gott verſehener Lehrer, oder — — daß alle dieſe Argumente gerade hier zum Beweis der Inſpiration gebraucht werden. Und doch nimmt der Verf. Inſpiration nicht etwa in einem weitern Sinn; ſondern beſchreibt ſie S. 78. als ein in der Seele des Schriftſtellers gewirktes Wunder. Ganz natürlich können nun jene Argumente nicht mehr zur Sache paſſen, weil ſie weiter ausgedehnt werden, als ihre wahre Beweiskraft reicht.

Das erſte Buch beweiſet im erſten Abſchnitt den göttlichen Urſprung der Bücher des A. T. aus den alten Zeugniſſen der Juden und Chriſten, und beſtreitet die von Oedern und andern gemachten Einwürfe gegen verſchiedene einzelne Bücher des A. T. Das erſte Zeugniß, auf welches ſich H. S. beruft, iſt das Zeugniß der Propheten, welche ſelbſt ihren Büchern einen göttlichen Urſprung beygelegt hätten. Setzt man dies voraus, ſo bekommen freylich dadurch alle folgende Zeugniſſe ein neues Gewicht. Aber eben deswegen hätte mit den entſcheidendſten Gründen überzeugend bewieſen werden müſſen, daß die Propheten ſelbſt verſichert hätten, ihre Bücher (nicht ihre Lehre, ſondern ihre ganzen Bücher, ſo wie wir ſie jetzt haben,) ſeyen göttlichen Urſprungs. Einen ſolchen Beweis finde ich bey dem H. Verf. nicht, am wenigſten einen ſolchen, der auf alle Bücher des A. T. ſich erſtreckte. Der zweyte Zeuge, den H. S. auftreten läßt, ſind die LXX Dollmetſcher, von welchen er behauptet, daß ſie nicht mehr und nicht weniger überſetzt haben, als die in unſerm Kanon befindliche Bücher. Der ganze Beweis, den der Verf. hierauf bauet, iſt ſo eingerichtet, daß dabey vorausgeſetzt werden muß, alle Bücher des A. T. ſeyn mit einerley Art von eben denſelben Perſonen überſetzt worden. Und das iſt falſch, wie bekannt. Von Aquila, Theodotion ꝛc. verſichert H. S. daß auch ſie, ohne ein apokryphiſches Buch untermiſchen, weder mehr noch weniger überſetzt hätten, als in unſerm heutigen hebräiſchen Kodex ſteht. Hierbey muß der Verf. der ſo gern Patres citirt, nicht an die Hauptſtelle, nämlich Origenis Brief an den Afrikanum, gedacht haben, wo §. 2. ganz ausdrücklich geſagt wird, daß die Hiſtorie von der Suſanne, und andere dort namhaft gemach-

gemischte Stücke, nicht nur in den LXX Dollmetschen, sondern auch in Theodotions Version gestanden haben. Und daß diese Geschichte auch den hebräischen Juden nicht unbekannt gewesen sey, kann man ebendaselbst §. 7. und 8. sehen. Doch genug von diesem Abschnitt. Der zweyte handelt von der Eintheilung des hebräischen Kodex in 22 und in 24 Bücher; von dem gleichen Ansehen aller dieser Bücher bey den alten Juden, gegen die neuern Juden, die einen dreyfachen Grad der Inspiration annehmen; daß der Pentateuchus, ingleichen alle übrige Bücher des A. T. vom Anfang an seyen angenommen, treulich aufbehalten, und ohne Vermischung eines nicht göttlichen Buchs, bis zu Christi Zeiten erhalten worden, woraus dann folge, daß der Kanon, so wie er 22 Bücher in sich faßte; ein Werk der Propheten und besonders des Esdras sey, und wer also meyne, es sey erlaubt, an jedem Buch zu zweifeln, eben als wenn es keinen Kanon gäbe, der verrathe entweder seine Ignoranz in der alten Geschichte, oder zeige animum petulantem admodum et perversum. (Dieses Trumpfs ohnerachtet gestehe ich doch ehrlich, daß den Beweis, wie H. S. ihn führt, gewaltige Lucken hat. Nur eins anzuführen, so bekennet der Verf. daß zu den Zeiten des Königs Manasses nur noch ein einziges Exemplar des Pentateuchus übrig gewesen sey, nämlich das im Tempel verstekte und nachher wieder gefundene. Ganz natürlich ist hier die Frage: wie gieng es indessen den andern Büchern? war ist uns Bürge, daß kein fremdes unInspiriertes, damals unter sie gekommen, und bey ihrer öffentlichen Wiederherstellung unter ihnen geblieben sey? Hierauf antwortet der Hr. Verf. nicht befriedigend. Denn daß er sagt, ein Rabbi melde, die übrigen biblischen Bücher seyen ebenso wie der Pentateuchus im Tempel aufbewahret worden, ist wohl keine Antwort. Doch er setzt hinzu, es habe immer Propheten gegeben, von welchen — die synagoga magna abstammte; und Daniel habe auch im Exilio die Weissagungen Jeremiä gehabt und nachgesehen. Das letztere gehört nicht zur Sache. Denn die Frage ist nicht, ob die biblischen Bücher erhalten worden seyn; sondern, ob in ihre Sammlung nie etwas Fremdes sich eingeschlichen habe. Am Ende kommt doch alles auf den Esdras an.) Weiter, von der Fabel, daß Esdras die gänzlich verlornen gegangnen biblischen Bücher aus göttlicher Eingebung wieder hergestellt, und die Vocale hinzugesetzt habe; vom samaritanischen Kodex, von masoretischen und antimasoretischen Handschriften u.

s. f.

§. 5. Ihr Beschluß sind zehn Seiten aus — Crusii theologia prophetica abgedruckt.

Das zweyte Buch hat zwey Theile. In dem ersten werden alle Kirchenschreibenten vom Barnabas an bis auf Chrysostomum durchgegangen, und bemerkt, welche Bücher des N. T. von einem jeden allegirt worden sind. Der zweyte enthält eine Einleitung in die einzelnen Bücher des N. T. Hier handelt Hr. S. von den Lebensumständen des Verf., der Sprache, deren er sich bedient hat, wenn, wo und an wen er geschrieben hat, wer an der Aechtheit, oder an der Göttlichkeit eines jeden Buchs gezweifelt oder gar es verworfen hat; und wer hingegen unter den Alten es angenommen und gebraucht hat. Besonders weitläuftig ist Hr. S. bey der Apokalypse. Auch möchte er gerne die unächte Stelle 1 Joh. 5, 7. vertheidigen; ob er gleich selbst gesteht, daß er sie verwerfen würde, wenn die Entscheidung (einer kritischen Frage) nach kritischen Gründen allein geschehen sollte. Indessen sagt er zur Vertheidigung dieser Stelle gar nichts, was nicht schon längst widerlegt wäre. Das Hauptargument ist, der Zusammenhang gehe verloren, wenn man den siebenten Vers wegtasse. Gesetzt nun, dies wäre wahr, so wäre dies gewiß nicht die einzige Stelle im N. T. und in Johannis Schriften, wo der Zusammenhang etwas dunkel ist. Aber es ist auch schon oft genug gezeigt worden, daß ohne den 7ten Vers dennoch ein guter Zusammenhang bleibe. Freylich, wenn man die Erklärung des vorhergehenden und folgenden Verses läßt, die Hr. S. annimmt, so scheint etwas im Zusammenhange zu fehlen; aber was nöthigt ihn, die ganze Stelle gerade so zu verstehen? Er nimmt höchst gezwungen an; Geist, Wasser und Blut seyen die Propheten, Johannes der Täufer, und (Blut, d. i. die Zeugen von Christi Tod und Auferstehung, d. i.) die Apostel. (Unmittelbar vorher war Wasser und Blut, nach des Hrn. Verf. eigenen Erklärung, die Taufe und der Tod Christi; hier mit einemmal Johannes der Täufer und die Apostel.) Und nun läßt er Johannem im 9ten Vers fort argumentiren: wenn wir das dreyfache Zeugniß dieser dreyerley Menschen annehmen: so müssen wir das dreyfache Zeugniß der drey Personen der Gottheit für noch größer halten. Wenn aber auch dies alles richtig wäre, wie es doch wohl schwerlich ist: so folgte immer noch nicht, daß Johannes die drey göttlichen Zeugen ausdrücklich und namentlich im vorhergehenden schon angeführt haben müsse. Man nehme sogar die eigene

Para-

Paraphrase des Verfassers, lasse V. 8. in terris, und denke ganzen 7ten Vers weg, und sehe, ob nicht ein sehr vernünftiger Zusammenhang bleibt, zumal, wenn man sich das Gott zugeschriebene Zeugniß aus V. 11. erklärt: dadurch giebt Gott Jesu Zeugniß, daß er uns durch ihn das ewige Leben schenkt. — Den Beschluß des zweyten Theils machen einige Erinnerungen über die alte Form; Sammlung und Erhaltung des neutestamentischen Kodex, gegen welche sich aber noch mancherley einwenden ließe.

So wenig ich in vielen Stücken die Meynungen des Herr. Verf. für richtig halten kann; so spreche ich doch nicht seinem Buche alle Brauchbarkeit ab. Bey weitem der schlechteste Theil ist der polemische. Besser ist die Einleitung in die einzelnen Bücher des N. T., welche manche ganz brauchbare Anwendungen enthält. Das nützlichste würde die Sammlung von Zeugnissen der Kirchenväter für jedes Buch seyn, welche das von Lardner zusammengetragene kurz, und so gar mit einigen Zusätzen, enthält; wenn nur nicht einige Umstände die Nutzbarkeit dieser Sammlung merklich verminderten. Dahin gehört erstens, daß die Zeugen ohne allen Unterschied ihres Gewichts unter einander gemischt werden, eben als wenn es bloß auf ihre Zahl ankäme. Zweytens, häufig wird aus den Stellen der Patrum mehr gefolgert, als darinnen liegt. Wenn ein Schriftsteller sich irgend einmal ein Wort oder einen Ausdruck hat entfahren lassen, der allenfals eine Anspielung auf irgend eine Stelle eines neutestamentischen Buchs seyn könnte, so ist der Mann dem Hrn. S. gleich ein Zeuge; und zwar nicht etwan ein Zeuge, daß das Buch schon damals existirt habe, auch nicht bloß, daß man es für ächt gehalten, und es gebraucht habe; sondern ein Zeuge von dem göttlichen Ansehen des Buchs. Alter, Aechtheit, kirchlicher Gebrauch, göttliches Ansehen, Inspiration, das alles wird unter einander gemengt; und wer eins von diesen Stücken bezeuget, wird angesehen, als wenn er alles das zusammen bezeuge. Aber nicht nur in der Anführung der Zeugen für das göttliche Ansehen der Bücher schließt der V. zu viel aus den Stellen der Patrum; sondern auch sonst verfällt er in diesen Fehler. Z. E. S. 722. N. 78. folgert er aus einer Stelle des Tertullians Dinge, die ich auf keine Weise daraus herzuleiten wüßte. Drittens erklärt er manche Stellen der Kirchenväter unrichtig. Ich will nur bey der bekannten Stelle des Eusebius stehen bleiben, in welcher die Bücher des N. T. in gewisse Klassen gebracht werden. Es

356. giebt der V. darüber diesen Kommentar: Eusebius mache zwey Hauptklassen von Büchern; in der ersten stünden die ἐνδιάθηκα, in der andern die apocryphi, die man als abgeschmackt und gottlos schlechterdings verwerfen müsse. Die erste Klasse begreife wieder drey Arten unter sich, ὁμολογούμενα, ἀντιλεγόμενα, und νόθα. Hiermit vergleiche man nun eine andere Stelle des Eusebius, B. 3. K. 3. welche Hr. S. selbst unmittelbar darauf anführt, und wo es heißt, den zweyten Brief Petri τῶν ἐνδιαθήκων εἶναι παραδεδώκασιν. Wäre obige Erklärung des V. richtig; so würde hier der zweyte Brief Petri zu den absurden und gottlosen Büchern, die man schlechterdings verwerfen müsse, gezählt. So gewiß dieses falsch ist, so gewiß muß auch jene Erklärung falsch seyn. Nicht viel richtiger scheint mir es zu seyn, wenn ebendaselbst die νόθα des Eusebius von solchen Büchern erklärt werden, welche eine falsche Aufschrift hätten, und einem Auctor irrig beygeleget würden, von dem sie nicht herrühren. Hätte Eusebius dieß sagen wollen, so würde er den Hirten des Hermas wohl nicht zu den νόθοις gezählt haben. Auch sonst stoßt man hie und da auf Behauptungen, die jeden befremden müssen, der mit Kirchengeschichte und Patristik etwas näher bekannt ist. Z. B. S. 51. versichert der V. es sey ein Glaubensartikel, daß der Kanon aus so oder so viel Büchern bestehe, und die alte Kirche habe eben deswegen Verzeichnisse der biblischen Bücher in die Kanones und Kirchenschlüsse eingerückt, weil sie diese Verzeichnisse zu den Glaubensartikeln gerechnet haben. Eine unerhörte Neuigkeit, daß alles, was die alte Kirche in einen Koncilienschluß verfaßt hat, eben hierdurch für einen Glaubensartikel ausgegeben werde. So wäre also z. E. der siebente Nicanische Kanon: Weil die Observanz es mit sich bringt, daß der Bischof von Jerusalem einen vorzüglichen Rang habe, so soll es auch künftig so gehalten werden; das wäre ein Glaubensartikel? Was gilts, Hr. S. verwechselte Kanones und Symbola!

Wb.

Io. Alph. Turretini de S. Scripturae interpretatione tractatus bipartitus, restitutus varieque auctus per *Guil. Abr. Teller.* Francofurti ad Viadr. sumtibus Straus. 1776. 404 Seiten 8.

Turre

Turretin, einer der gelehrtesten reformirten Theologen, trug die biblische Auslegungskunst in seinen Vorlesungen ehedem vor. Ohne sein Vorwissen ward eine schlechte Nachschrift davon im Jahr 1728. durch einen gewissen Franciscus Senex (Oudmann) herausgegeben. Turretin erklärte diese Ausgabe für äußerst fehlerhaft, und wollte das Buch, so wie es da lag, nicht für das seinige erkennen. Nachdem man vergeblich auf eine berichtigte Ausgabe gewartet hatte, kam das Buch nach und nach fast ganz in Vergessenheit. Gleichwohl machten die Fehler des Nachschreibers es keinesweges ganz unbrauchbar; und ohnerachtet der Verfasser ihm eine noch grössere Vollkommenheit würde gegeben haben, wenn er selbst die letzte Hand daran gelegt hätte, so war es dennoch eines Turretins gewiß nicht unwürdig. Auch noch jetzt, nach den großen Verdiensten einiger neuerer Geleherten um die Auslegungskunst, verdiente es immer noch gar sehr, in den Händen jedes Schriftforschers zu seyn, zumal da Turretin nicht bloß auf das Neue, sondern auch auf das Alte Testament Rücksicht genommen, und nicht nur die richtigen Auslegungsregeln vorgetragen, sondern auch die vornehmsten falschen Hypothesen, welchen man bey Erklärung der Bibel gefolget ist, ausführlich geprüft und widerlegt, und überdieß zu den allgemeinen hermenevtischen Regeln noch besondere Vorschriften, wie historische, prophetische, moralische und dogmatische Texte zu behandeln seyn, hinzugefügt hat. Auch an erläuternden Exempeln hat es Turretin nicht fehlen lassen, und z. B. den ganzen Propheten Joel, bey Gelegenheit des Kapitels von prophetischen Texten, erkläret.

Hr. Teller hat in dieser neuen Ausgabe die fehlerhaften Stellen, welche sehr oft den ganzen Sinn verdunkelten, ungemein glücklich verbessert, und Anmerkungen unter den Text gesetzt, welche Turretins Sätze bald berichtigen, bald bestätigen und weiter erläutern. Doch am meisten hat sich Hr. Teller durch einige, unter dem Namen Excursus, eingeschaltete eigene Abhandlungen um das Buch und um die Auslegungskunst verdient gemacht. Die erste S. 38–45. handelt von der Freyheit des Privaturtheils in Erklärung der Schrift. Wenn die römische Kirche diese Freyheit einschränkt, so handelt sie ihrem System und ihren übrigen Grundsätzen gemäß, und kann doch einen Grund angeben, warum eine solche Freyheit nicht statt haben dürfe. Wenn hingegen Protestanten jene römische Grundsätze als irrig bestreiten, und gleichwohl in den daraus herge-

hergeleiteten Folgerungen der römischen Kirche beystimmen: so ist ihr Verfahren äußerst inconsistent. (Nicht leicht wird ein Protestante eingestehen, daß er seine Brüder, in Absicht auf Erklärung der Bibel, dem Urtheil der Kirche unterworfen, und sie an die Auslegungen der ältern Lehrer binden wollte. Man giebt sogar zu, daß die Verpflichtung auf symbolische Bücher nicht so zu verstehen sey, als wenn man auch in der Exegese mit den Verfassern dieser Bücher durchaus übereinstimmen müsse. Das klingt ganz fein. Aber wenn nun ein Gottesgelehrter diese richtigen Grundsätze wirklich in Ausübung bringen will, und es wagt, seinem eignen Urtheil in der Erklärung einiger Stellen zu folgen, auf welche bey der genauern Bestimmung und dem Beweis gewisser Dogmen etwas ankommt, so hört man hier ein dumpfes Murmeln, und dort ein lautes Schreyen, der Mann sey ein Verächter des göttlichen Worts, ein Bibelverdreher, ein Naturalist mit der Bibel unter dem Arm, er mache die Bibel zu einer wächsernen Nase, u. dgl. Sichtbar genug ists, daß man den Mann nicht eigentlich darüber tadelt, daß er in seinem Urtheil über den Sinn dieser Stellen geirrt und gegen erwiesene hermenevtische Regeln angestoßen hat; sondern darum ereifert man sich gegen ihn, weil er die Kühnheit gehabt hat, die Bibel für sich selbst auszulegen, und sich nicht an die hergebrachte Erklärungen der Lehrer unsrer Kirche zu binden. Daher kommts, daß man Stellen, die nicht dogmatisch sind, oder über deren Sinn selbst orthodoxe Dogmatiker notorisch uneins sind, erklären kann, wie man nur immer will, ohne verunglimpft zu werden; nur über dogmatische Stellen, von denen es gleichsam eine kirchliche, von allen oder doch den meisten Orthodoxen angenommene, Auslegung giebt, wird Lerm erregt. Und eben daher kommts auch, daß die Eiferer gewöhnlich nicht mit exegetischen und philologischen Gründen gegen den Neuerer zu streiten pflegen; sondern sich Hoffnung machen, schon dadurch ihn zu Boden werfen zu können, wenn sie ihn für einen exegetischen Neuerer öffentlich ausrufen. Es war also selbst noch in unsern Tagen nöthig und nützlich, dieses ganz unprotestantische Verfahren zu rügen.) Es könnte zwar scheinen, daß die Einschränkung des eignen Urtheils durch den Schaden nothwendig gemacht werde, welchen der Gebrauch einer völligen Freyheit anrichten dürfte. Allein Hr. T. zeigt, daß der Nachtheil, der aus dem Verlust der exegetischen Freyheit nothwendig entstehen muß, jenen befürchteten Schaden unendlich überwiegt,

und daß die Spaltungen und Zänkereien, welche man uns als die traurigen Folgen der gestatteten Freyheit vormalet, nicht aus dem Gebrauch der Freyheit, sondern daher entstehen, weil es Leute giebt, die andern ihre Freyheit streitig machen wollen — In dem zweyten Excursus S. 45. wird behauptet, die Auslegung müsse sich nicht nach der Analogie des Glaubens, (d. h. der Dogmatik) sondern nach der Analogie der Schrift richten. Doch würde Rec. nicht blos die obersten Axiomen unsrer Erkenntniß von Gott, z. E. er sey der reinste Geist, sey väterlich gegen alle gesinnt ꝛc. zur Regel der Auslegung annehmen; sondern er würde alle und jede Religionssätze der Bibel hieher nehmen, welche in gewissen Hauptstellen so deutlich vorgetragen worden sind, daß ihr Sinn keinem vernünftigen Zweifel bey uneingenommenen und sprachkundigen Lesern unterworfen seyn kann. Es versteht sich aber von selbst, daß sie nur in sofern die Richtschnur der Erklärung andrer Stellen seyn können, als sie deutlich sind. Denn oft ist zwar ganz deutlich gesagt, daß eine Sache sey; aber wie und warum sie so sey, ist nicht hinlänglich klar, sondern bedarf selbst noch einer Bestimmung nach der Analogie andrer biblischen Aussprüche. Auch müßte jedesmal vorläufig die Frage aufgeworfen werden, ob nicht vielleicht der Satz bloß ad hominem, um der damaligen Leser willen, angeführt und beybehalten werde, so daß der biblische Schriftsteller ihn nicht als seinen eignen Lehrsatz vortrage und bestätige, sondern ihn bloß zu Hülfe nehmen, um etwas anders damit zu erläutern, und seinen Lesern desto begreiflicher zu machen. Indessen möchten, aller solcher Vorsichtigkeitsregeln ohnerachtet, sich dennoch die Exegeten der verschiedenen kirchlichen Partheyen so wenig über die Analogie der Schrift vereinigen können, als sie über die Analogie des Glaubens einstimmig denken. Und vielleicht ist eben diese Betrachtung die Ursache, weswegen Hr. T. nur einigen wenigen ganz allgemein zugestandnen Grundsätzen diesen Vorzug einräumet, daß nach ihrer Analogie die Auslegung aller andern Stellen eingerichtet werden müsse. Ich besorge nur, daß auf diese Weise die Beobachtung der Analogie kaum bey etlichen wenigen Stellen dem Exegeten Dienste von einiger Wichtigkeit leisten werde. Sollte es daher nicht rathsam seyn, zwey verschiedene Regeln, statt Einer zu geben? 1) die Erklärungen der Bibel dürfen nie den unstreitigen Aussprüchen der natürlichen Religion, welche die Schrift wiederholt und bestätigt, entgegen seyn; 2) man

richt.

richte sich bey der Erklärung dunkler Stellen und unbestimmter Ausdrücke nach der Analogie andrer, in welchen eben die Sache deutlicher und bestimmter vorgetragen wird. Das letztere würde ich Analogie der Schrift, und das erstere Analogie der in der Bibel bestätigten Vernunftwahrheiten, nennen. Ueberhaupt aber würde bey dem Erklären nach Analogie, Rücksicht genommen werden müssen auf das Maaß und den Grad der Vollkommenheit der Religionskenntnisse, zur Zeit des Verfassers und seiner ersten Leser. So wenig man die vollständigern Begriffe, die man in den spätern biblischen Büchern antrifft, in die ältern übertragen darf, so wenig ist man auch berechtigt, unsre vollkommnere Einsichten von Religionssachen jenen Menschen zu leihen, von welchen zunächst und zuerst ein biblisches Buch verstanden und genutzt werden sollte. Wer unter uns kann zweifeln, daß Gott ein Vater aller Menschen und aller Nationen sey? Und doch darf man nicht alle Stellen des A. T. nach der Analogie dieser Grundwahrheit erklären! Auch hier wird die güldne Regel: jeden Schriftsteller aus sich selbst, und aus denen, welche ihm der Zeit und dem Ort nach am nächsten sind, zu erklären, treffliche Dienste thun. Man erkläre also den David aus David, und nach der Analogie des Davidischen Systems, so wie dieses aus den deutlichsten Stellen seiner Schriften gesammlet werden kann, und versetze sich ganz in den Horizont der Davidischen Kenntnisse; und Paulum erkläre man aus Paulo, und nach der Analogie des paulinischen Systems. Will man aber für uns und unsere Zeitgenossen ein System der Religionswahrheiten aus der Bibel zusammentragen: so suche man die deutlichsten und bestimmtesten Aussprüche in der ganzen Bibel auf, vergleiche sie sowohl untereinander, als mit den unter uns allgemein anerkannten Wahrheiten der Vernunft, und lege die solchergestalt gefundenen Sätze bey der Auslegung dunklerer Stellen zum Grund. Einiges hierher gehörige hat der Hr. Herausgeber S. 405. noch nachgeholt. — Ein andrer Exkursus S. 105. verlangt von dem Bibelerklärer, daß er sensum communem haben, ihn fleißig kultiviren, und bey dem Auslegen ihn stets als Führer brauchen soll. Die Nothwendigkeit hiervon erhellet daraus, weil jeder Schriftsteller, der selbst gemeinen Menschen-Sinn hat, diesem im Schreiben folgt, und weil die Regeln, nach welchen sich der Sprachgebrauch richtet, auf eben diesem Sinn beruhen. Der nächstfolgende Exkursus S. 169 — 194. ist vorzüglich wichtig. Die Hermeneuten haben

haben ganz brauchbare Regeln gegeben, wie man uneigentliche oder tropische Redensarten von eigentlichen unterscheiden, und Tropen sowohl als Allegorien und Parabeln erklären soll. Aber immer fehlt es noch an tauglichen Kennzeichen, nach welchen man sicher entscheiden könnte, ob ganze Bücher und größere Abschnitte derselben eigentlich oder allegorisch zu verstehen seyn. Daher kommts, daß viele, welche kein Bedenken tragen, das Hohelied allegorisch zu erklären, sich sehr entrüsten, wenn jemand die Schöpfungsgeschichte allegorisch verstanden haben will. Seht da, ein neuer Origenist, rufen sie aus, der die Wahrheit der ganzen biblischen Geschichte untergräbt! H. T. belehrt diese strenge Antiorigenisten zuförderst, von der wahren Meynung Origenis in Absicht auf Bibelerklärung, und zeigt, daß sie so schlimm und gefährlich nicht sey, als manche sich überreden. Doch dünkt dem Recens. daß Origenes, wenn er einigen biblischen Stellen σκοπον abspricht, etwas mehreres habe sagen wollen, als bloß dies, daß sie nicht in ganz crassem Sinn genommen werden dürfen. Schwerlich möchte Origenes, dessen Begriffe vom eigentlichen und uneigentlichen Sinn ziemlich verworren waren, hier ganz entschuldigt werden können; ob er gleich wegen der Umstände, in welchen er sich befand, viele Nachsicht verdient. Auch verräth es immer einen Mangel der Bekanntschaft mit Origenis Erklärungssystem, wenn man diejenige, welche z. B. die Geschichte des Falls allegorisch erklären, eines Origenismi beschuldiget. Nach diesen vorausgeschickten historischen Bemerkungen, kommt der H. Herausgeber auf die Sache selbst. Daß ein guter Schriftsteller dogmatische Sätze parabolisch vortragen könne, ist außer Zweifel. Nur fragt es sich, ob man auch Thatsachen und Begebenheiten, ohne einen Fehler zu begehen, in ein ænigmatisches Kleid einhüllen könne? Und warum sollte das nicht angehen, wenn den gleichzeitigen Menschen diese Art Begebenheiten sich vorzustellen, und ihre Vorstellungen davon andern mitzutheilen, geläufig war? Aber die Wahrheit und Gewißheit der Geschichte, sagt man, geht hierdurch ganz verloren. Keineswegs. Das Faktum bleibt der Hauptsache nach immer dasselbe, man mag die Erzählung davon buchstäblich oder allegorisch verstehen; nur die Art und Weise, wie das Faktum geschehen sey, wird man sich anders vorstellen, je nachdem man die eine oder die andere Auslegungsart wählt. Es kommt also nur darauf an, daß man eine sichere Regel habe, nach welcher man in zweifelhaften Fällen urtheilen könne. Der

von

von Origenes und andern angenommene Kanon: da müsse man allegorisch erklären, wo der buchstäbliche Sinn etwas unmögliches, gewissen Wahrheiten widersprechendes, Gott unanständiges, ꝛc. enthalten würde; ist in den wenigsten Fällen hinreichend. Der H. Verf. glaubt mit Recht, daß bey der Entscheidung auf mehrere Dinge zugleich Rücksicht genommen werden müsse. Dahin rechnet er erstens, die jedem Zeitalter eigene Art, sich Dinge vorzustellen, und sich darüber auszudrücken, welche zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden war, und überdies noch bey jeder Nation ihre besondere Modification jedesmal erhielt; sodann die Merkmale, welche man in der vorliegenden Schrift selbst antrifft, nämlich die Schreibart, deren sich der Verfasser bedient, sein Zweck, der Kontext, und anderwärts vorkommende verwandte Stellen: ferner, der Sprachgebrauch, sowohl der allgemeine, als auch der einem Volk oder einem Schriftsteller eigene; endlich, die Natur der Sache. Diese Merkmale des allegorischen oder des buchstäblichen Sinnes werden erst kurz, aber doch einleuchtend, erläutert, und sodann auf einige Stellen des A. T. angewendet. Buchstäblich nimmt H. T. Joel 2, 4. den 45 Psalm und das Hohelied; allegorisch hingegen erklärt er Sprüchw. 8. 1 B. Mos. 1. 2, 3. und Hiob 1, 2. Am weitläuftigsten ist er bey Psalm 45. von welchem er eine eigne Uebersetzung giebt, und sie mit Anmerkungen begleitet, worin er verschiedene Conjekturalemendationen des Texts vorschlägt, die durch ihre Leichtigkeit sich Kennern größtentheils empfehlen werden. — Dem Kapitel von Auslegung moralischer Stellen hat der Hr. Herausgeber S. 364. einen Anhang beygefügt, worin er vier sehr nöthige Vorsichtigkeitsregeln einschärft. — S. 372. giebt Turretin die nützliche Regel, bey Erklärung der dogmatischen Bücher des N. T. müsse man die damaligen Streitigkeiten beständig vor Augen haben, und mit den Irrlehren der damaligen Zeit, z. E. den Irrthümern der Gnostiker, oder, wenn man lieber will, ihrer Vorläufer, genau bekannt seyn. Hiervon nimmt der H. Herausgeber Gelegenheit, S. 381 — 386. seine Gedanken über die vermeynten Erzketzereyen der Gnostiker zu sagen. Er glaubt nicht, daß diese Christen solche abentheuerliche und zum Theil schändliche Meynungen gehegt haben, als Irenäus und Epiphanius ihnen Schuld geben. Recensent stimmt hierin gerne bey. So wenig man aus Recensionen in gewissen Journalen einige jetzlebende Gelehrte, die für heterodox ausgeschrieen werden, richtig und zuverläßig ken-

den lernen wird, noch viel weniger darf man hoffen, von den Gnostikern aus jenen alten Ketzermeistern eine der Wahrheit gemäße Vorstellung zu bekommen. Ich will sogar glauben, daß die Gnostiker in einigen Punkten dem wahren Geist des Christenthums gemäßer gedacht haben, als der große Haufe der damaligen sich so nennenden Katholischen. Aber auf der andern Seite scheint mir doch auch gewiß zu seyn, nicht nur, daß es unter den Gnostikern auch große Phantasten gegeben habe; sondern auch, daß unter ihnen gewisse Irrthümer herrschend gewesen seyen, die aus der im Orient damals geltenden Philosophie entsprungen waren, und von denen man auch anderwärts in der damaligen und nächstfolgenden Zeit häufige Spuren antrifft. Daß diese Irrthümer (nicht die vom Irenäus und Tertullian den Gnostikern des zweyten Jahrhunderts beygelegten, und vielleicht angedichteten) schon zu der Apostel Zeiten unter bekehrten Juden eingeschlichen waren, und daß mehrere Stellen des N. T. in Hinsicht auf sie geschrieben sind, bleibt immer höchst wahrscheinlich. Und hierin zeigt sich der eine Theil des Nutzens, den uns eine richtige Kenntniß des Gnostischen Systems bey dem N. T. verschafft. Der andere ist der von dem H. Herausgeber bemerkte, und bestehe darin, daß man den besondern Gebrauch der Wörter κοσμος, ὑλη, ψυχικος, πνευματικος etc. im N. T. aus den Lehrsätzen der Gnostiker erläutern kann. Der letzte größere Zusatz des H. Herausgebers S. 397 — 408. enthält in gedrungener Kürze so viel Lesenswerthes, welches von jedem, der sich mit Theologie beschäftiget, beherzigt werden sollte, daß sich kein Auszug daraus machen läßt. Er betrifft die richtige Art, mit dogmatischen Stellen umzugehen, und aus ihnen die ächten Grundsätze und Unterscheidungslehren des Christenthums herzuleiten. Und dies ist gerade das wichtigste, das, wozu alle andere dem Ausleger nöthige Kenntnisse nur Hülfsmittel seyn sollen. Man kann ein guter Kritikus seyn, ausgebreitete Sprachkenntnisse besitzen, sich an die größte Genauigkeit in der grammatischen Interpretation gewöhnt haben, in Vergleichung der verwandten Dialekte, der Uebersetzungen und der Profanscribenten geübt seyn, u. dgl. und dennoch sehr ungeschickt zu Werk gehen, und daher ungemein unglücklich seyn, wenn man bey dogmatischen Stellen die wahren Schriftbegriffe und Schriftsätze aufsuchen will. Was hierzu außer jenen Kenntnissen noch weiter gehöre, und was für Regeln hierbey zu beobachten seyen, muß man bey H. T. selbst nachlesen.

Christ.

Christ. Friedr. Rößler Bibliothek der Kirchenväter, in Uebersetzungen und Auszügen aus ihren fürnehmsten, besonders dogmatischen Schriften. Aelteste Periode, bis auf die Kirchenversammlung zu Nicäa. Erster Theil. Leipzig, 1776. 384. Seiten in 8.

— Zweyter Theil. 1776. 396. Seiten.

— Dritter Theil. 1777. 422. Seiten.

— Vierter Theil. 1777. 436. Seiten, ohne das Register über alle vier Theile.

Kirchenväter zu lesen, kommt allmählig aus der Mode, und kaum unterhalten noch etliche Theologen der ersten Ordnungen einige Bekanntschaft mit ihnen. Viele haben keine Gelegenheit, ihre weitläuftige und kostbare Werke zu brauchen; andere werden durch die vielfältigen Schwierigkeiten dieser Lectüre abgeschreckt; und noch andere lassen sich durch allerley Vorurtheile abhalten. Die Kirchenväter, glaubt man, haben wenig kluges gesagt; sie waren eben so schlechte Exegeten als Philosophen; ihre Dogmatik ist jetzt ganz unbrauchbar, ihre Moral überspannt und mönchisch, ihre Polemik leere Declamation und ärgerliche Ketzermacherey, ihre Homilien ohne allen Geschmack; sie waren leichtgläubige und zum Aberglauben geneigte Leute; sie dachten unordentlich und schrieben schlecht. So denkt man, und bekümmert sich unter Protestanten wenig mehr um die Kirchenväter. Ist das wohl recht und gut?

Freylich würde man sich trügen, wenn man sich einbildete, das, was man in den Kirchenvätern findet, könne der Theologe ganz unmittelbar bey dem Vortrag seiner Wissenschaft, wie dieser in unsern Zeiten beschaffen seyn muß, brauchen. Der Dogmatiker sucht vergeblich die genauen, bestimmten, auf richtige Exegese sich gründenden, und durch gesunde Philosophie gereinigten Begriffe, die man heut zu Tag von ihm fordert. Der Polemiker trift fast blos veraltete Morgensterne, Streitkolben und Blunderbüchsen an, die zu ihrer Zeit wohl große Verwüstungen unter den Feinden angerichtet haben mögen, mit denen man aber gegen einen Feind, der mit jetzt üblk-

tödlichen Waffen sich, wenig ausrichten würde, und die also nur als Raritäten zum Aufstellen und Vorzeigen in einer Rüstkammer zu taugen scheinen. Die großen Schilde, die er hier findet, und hinter denen sich die guten Alten so sicher zu seyn dünkten, sind demnaßen schwer und unbehülflich, daß unter der jetzigen Miliz kaum einer und der andere sich befindet, der sie zu heben und zu regieren vermag; der großen Ritze und Spalten nicht zu gedenken, welche die alles verzehrende Zeit in ihnen gemacht hat. Der Homilet ist nicht glücklicher. Er findet in den tausenden von Homilien nur wenig von den Materialien, die er zum Nutzen seiner jetzigen Zuhörer verarbeiten soll, und noch weniger trifft er hier die Muster zu der Form an, die er seinen Materialien geben soll. Aber sind denn nun die Kirchenväter ganz unnütz, wenn sie in den bemerkten Rücksichten ziemlich unbrauchbar sind? Das dächte ich nicht. Schon das ist etwas werth, daß man aus ihnen den innern Gehalt der Religionsbegriffe, und den Umfang und die Beschaffenheit der theologischen Vorstellungsarten in den frühern Zeiten des Christenthums kennen lernt. Noch nützlicher wird dieses, wenn man eine Vergleichung jener alten Vorstellungsarten mit den heutigen anstellt, und sich daraus die Fragen beantwortet: Kannten die ältern Lehrer alle die Dogmen, die man jetzt als unentbehrlich ansieht? Wie kams, daß in der Folge der Zeit die Zahl der für nothwendig gehaltenen Dogmen sich vermehrete? Hatten die alten Lehrer von denen Dogmen, die sie mit uns gemein hatten, eben die bestimmten Vorstellungen die wir uns davon machen? Waren diese bey allen einerley? Hielt man eine Uebereinstimmung in der Vorstellungsart der Dogmen, für nothwendig? Merkt man, daß der Mangel einer gewissen und bestimmten Vorstellungsart von diesem oder jenem Dogma irgend einen Einfluß auf das praktische Christenthum gehabt habe? Wenn aus der Verschiedenheit in den Lehrformen Weiterungen entstünden, die der christlichen Gesellschaft nachtheilig wurden, was war da jedesmal die wahre Ursache des angerichteten Schadens? Durch wie viele Veränderungen ist die Vorstellung von jedem Dogma durchgegangen, bis es in die jetzige Form gebracht wurde? Was waren die Gründe und Veranlassungen zu diesen Abänderungen? und dergleichen Fragen mehr. Es ist gewiß, und die Erfahrung bestätigt es, daß ein Theolog gewisse eingewurzelte Vorurtheile nicht geschwinder ablegen lernt, als wenn er, neben seiner Bibel, die Geschichte der Glaubenslehre studiert. Mit dieser vertraut, wird

sich er über manche Dogmen und manche neuere Streitigkeiten viel unbefangner und freymüthiger urtheilen. So ist der Geist der Mäßigung und Duldung wird durch dieses Studium genährt. Es hilft mit dazu, uns von den Schulsystemen auf ächte biblische Theologie zurückzuführen. Denn nur in dieser finden unser Fuß Ruhe, wenn wir lange genug herumgeirret haben.

Das wäre so ohngefähr der Gesichtspunkt, aus welchem die Nutzbarkeit des Rößlerischen Werks zu beurtheilen ist. Sind die Schriften der Kirchenväter zu kostbar und weitläuftig, als daß man sich sie anschaffen, und zu ihrer Durchlesung Zeit abmüßigen könnte; hier hat man die, welche bis auf Konstantin geschrieben haben, (und das sind unter allen die wichtigsten) Griechen und Lateiner, in vier kleinen Händen auszugsweise beysammen, und kann daraus von der schriftstellerischen Geschicklichkeit der Patrum und von ihrer Dogmatik sich einen hinreichenden Begriff machen. Enthalten ihre Wercke mit grosser Weitschweifigkeit vieles fast ganz unnütze, wenigstens dem der sie in dogmatischer Rücksicht lesen will, unbrauchbare; hier findet man mit Uebergehung alles andern blos das ausgewählt, was zur Geschichte der Dogmen in der That brauchbar und wichtig ist; und doch wird man durch die zusammenhängende Auszüge in den Stand gesetzt, den Hauptinhalt jeder Schrift kennen zu lernen, und den ganzen Plan ihres Verfassers zu übersehen. Sind die Kirchenväter oft dunkel, und schwer zu verstehen; in gegenwärtiger Uebersetzung wird man ihren Sinn leicht treffen können, und bey schweren Stellen in den häufigen und langen Anmerkungen Hülfe finden; oft ist schon die nähere Zusammenrückung ihrer Gedanken hinlänglicher Kommentar, und die durch die Auszüge erleichterte Uebersicht des Ganzen wird uns meistentheils dem wahren Sinn näher bringen, und ihn uns einleuchtender darstellen, als ganze von Gelehrsamkeit strotzende Dissertationen über einzelne schwere Stellen. Ist man endlich im Lesen patristischer Schriften noch ganz ungeübt, oder weiß man nicht, worauf man eigentlich seine Aufmerksamkeit richten soll; unter Hrn. R. Anführung wird mans bald lernen, und dann sich auch gewöhnen, ohne Führer zu gehen. Kurz, ich wäßte keine bessere Anleitung zum Studium der Patristik, als gegenwärtiges Buch. Man hat zwar auch andre nützliche Schriften, welche mit dieser einige Aehnlichkeit haben, z. E. die mit vieler Freymüthigkeit und grossem Forschungsgeist geschriebene Geschichte der christ-

lichen Glaubenslehre, welche Hr. Semler der Baumgartenschen Polemik vorgesetzt hat, und die in Hrn. Schrockhs christlicher Kirchengeschichte eingerückten Auszüge aus den Schriften der alten Kirchenlehrer. Allein das erstere Werk (dessen neue Durchsicht und Fortsetzung man längst gewünscht hat) legt nicht den ganzen Inhalt der patristischen Schriften im Zusammenhang vor; sondern beschäftigt sich mit einzelnen Stellen und einzelnen Dogmen. Das andere giebt nur überhaupt den Inhalt dieser Schriften an, ohne den dogmatischen Theil desselben besonders herauszuheben oder zu erläutern. Doch werden beyde sehr nützlich mit dem Buch des Hrn. Röslers verglichen werden können.

Die zwey ersten Bände enthalten die griechischen Väter, der dritte die lateinischen, und der vierte sehr ausführliche Auszüge aus der Kirchengeschichte des Eusebius, die apostolischen Kanones, und Excerpte aus einigen alten apokryphischen Büchern. Den Beschluß macht eine summarische Vorstellung der christlichen Lehre der ältesten Zeiten bis auf das Concilium zu Nicäa. Unter dieser Aufschrift hat der Verf. die Hauptsätze seines **Lehrbegriffs der christlichen Kirche in den drey ersten Jahrhunderten** wieder abdrucken lassen, und unter jedem Satz die Stellen aus den vier Bänden gegenwärtiger Bibliothek der Kirchenväter citirt, welche als Belege dienen können. Da nicht alle Schriften der Kirchenväter dogmatischen Inhalts sind: so gehörten auch nicht alle in den Plan des Verfassers. Er hat also nur die zu seinem Zweck vornehmlich dienlichen ausgewählt, und in einen Auszug gebracht. Es ist wahr, daß in manchen weggelassenen Schriften hie und da dogmatische Sätze auch vorkommen; aber gewisse Gränzen mußte sich doch der Verf. setzen, wenn er nicht unter einer unabsehlichen Arbeit erliegen wollte. Und wirklich wird man bey den Kirchenvätern dieser Periode keine merkwürdige dogmatische Vorstellung antreffen, die man nicht an einem oder dem andern Orte in diesen Auszügen fände. Den Auszügen aus jedem Kirchenvater ist eine Einleitung vorgesetzt, welche den Leser soweit mit dem excerpirten Verfasser selbst bekannt macht, als zum vorhabenden Zweck nöthig ist.

Schade ists, daß H. R. nicht allemal der besten Ausgaben der Kirchenväter hat habhaft werden können. Diese würden ihm zuweilen zu Berichtigung der Lesart gute Dienste geleistet haben, und auch die in einigen befindliche Prolegomenen, Dissertationen und Anmerkungen wären ihm vielleicht

nicht

nicht ganz unnütz gewesen. Doch vielleicht hätten sie ihn auch wohl eher hie und da verwirrt, und von der richtigen Spur unvermerkt abgeführt, welches um soviel leichter geschehen kann, da die meisten Editoren der Patrum ein Hauptgeschäfte daraus gemacht haben, die guten Alten orthodoxer vorzustellen, als sie wirklich sind. Zudem soll durch unser Buch das eigene Lesen der Kirchenväter und das Untersuchen ihrer wahren Meynung nicht unnütz gemacht, sondern nur erleichtert, und eben hierdurch allgemeiner gemacht werden. Und in dieser Absicht sowohl, als auch in Rücksicht auf diejenige, welche ohne ihn die Patres vielleicht nie würden haben näher kennen gelernt, und denen doch eine Bekanntschaft mit der ältesten Lehrart gar heilsam wäre, hat er in der That alles geleistet, was man erwarten konnte. Daß Recensent nicht alle die Folianten, aus welchen hier Auszüge vorkommen, mit diesen habe vergleichen können, versteht sich wohl von selbst. Aber einige ganze Bücher hat er doch mit dem Auszug zusammengehalten, und da war das Resultat: daß H. R. seiner Arbeit gewachsen gewesen; daß er die erforderliche Sprachkenntniß und Uebung, sowohl in der Kritik, als im Auslegen alter Schriftsteller, zu seinem Geschäfte mitgebracht habe; daß er keine wichtige Stelle, wofern sie nicht etwas schon Dagewesenes bloß wiederholt, leicht vorbeygelassen habe; daß er den Zusammenhang ehrlich vorstellt, und auch die einzelnen wichtigern Stellen, die meist wörtlich übersetzt sind, treulich und mit größter Unpartheylichkeit darlegt, ohne den Schriftsteller orthodoxer oder heterodoxer machen zu wollen, als er ist; endlich, daß er die verworrensten Stellen in gutem verständlichem Deutsch glücklich ausgedrückt hat. Zuweilen stellt sich zwar Recensent den Sinn einer Stelle etwas anders vor, als Hr. R. Aber so wenig es zwey Exegeten giebt, die in der Auslegung der Bibel niemals verschiedener Meynung wären: so wenig läßt sich bey der Erklärung der Patrum so etwas erwarten. Um nun recht sicher zu gehen, hat Hr. R. durchgehends bey besonders merkwürdigen oder schweren Stellen, die eigentlichen Worte des Auctors in der Originalsprache in den Noten abdrucken lassen. Da mag denn jeder sein Heil versuchen, und sehen, ob er es oft besser wird machen können.

Um nicht bloß im Allgemeinen zu reden, und um zu zeigen, daß ich die Rößlerischen Auszüge auch im Detail geprüft habe, setze ich einiges hieher, was ich bey der Vergleichung mit dem Original bemerkt habe. Die Ueberschrift

der

der Bücher des Origenes de Principiis übersetzt Hr. R. Freye Untersuchungen über die ersten und vornehmsten Gründe der Dinge, und tadelt diejenigen, welche es übersetzt haben: Von den ersten Gründen der christlichen Lehre. Mir dünkt, die letztern haben nicht ganz unrecht; nur muß man nicht Anfangsgründe, sondern die innern Gründe christlicher Lehrwahrheiten verstehen. Denn über diese stellt eigentlich Origenes in diesen Büchern freye Untersuchungen an. In der Vorrede: multi qui putant sentire, quae Christi sunt, heißt wohl nicht, manche nehmen sich heraus, über christliche Dinge urtheilen zu können; sondern manche denken, ihre Meynungen seyn der Lehre Christi ganz gemäs. — Gleich darauf: Man muß zusehen, daß die Lehre der Kirche, welche nach aller Ordnung von den Aposteln her auf uns gekommen ist, — erhalten werde. Ich würde übersetzen: Man muß zusehen, daß der in der Kirche allgemein angenommene Lehrbegriff (die Grundlehren, in welchen die ganze katholische Kirche übereinstimmte, deren aber, wie Hr. R. ganz recht erinnert, damals nur sehr wenige waren,) welcher sich von den Aposteln herschreibt, und durch eine an einander hangende (an die Apostel anschließende) Kette von Lehrern fortgepflanzt worden ist — in nichts verletzt werde. Weiter unten: Der aus Nichts alles hervorgebracht hat. De la Rue liest: qui, *cum nihil esset*, esse fecit vniuersa. — Gleich nachher: Fleisch wurde er, da er Gott war, und Mensch blieb, was Gott war. So übersetzt Hr. R. seinen Text treulich; schlägt aber selbst in der Note eine andere Lesart vor. De la Rue hat die richtige: Er ward ein Mensch, da er Gott war, und als er Mensch geworden, blieb er was er war, Gott. In eben der Note bemerkt der Verf., daß manche damals die Worte: durch ihn ist alles gemacht, so verstanden hätten, patri in creatione *ministrauit*. Aber nach dem Origenes war das nicht die Meynung *mancher*, sondern der damalige kirchliche Lehrbegriff. — Bald darauf: Ob der heil. Geist gebohren oder nicht gebohren sey? De la Rue setzt noch hinzu: an filius etiam Dei habendus sit, nec ne. — Gegen das Ende der Vorrede: Man hat auch zu untersuchen, wie ferne man das Wort Körperlich von Gott nehmen könne, ob er in einem andern Verstande es sey, oder von ganz anderer Natur als die Körper. Ich lese und interpungire mit dem de la Rue anders, und übersetze: Auch das ist noch ein Gegenstand der Untersuchung, wie man sich Gott vorzustellen habe,

habe, körperlich und nach einer gewissen Gestalt gebildet, oder von ganz anderer Natur, als die Körper. Dem zu folge würde nun auch einiges nachher in der Anmerk. 19. zu berichtigen seyn. — Im ersten Buche Kap. 2. kommt eine Stelle vor, von welcher Hr. R. S. 106. bemerkt, daß sie vielen dunkel seyn werde, und daß Hieronymus dem Origenes andere Worte in den Mund lege. Er erklärt die Stelle so gut, als es angeht, und überläßt dem Leser, zu urtheilen, ob das, was Hieronymus den Origenes sagen lasse, dem Zusammenhang sogar zuwider sey. Ich setze hinzu, daß Rufini Uebersetzung, wenigstens wie wir sie jetzt haben, unstreitig falsch ist, und daß Hieronymus recht gelesen hat. Die Worte sind: imago est invisibilis Dei patris salvator noster; quantum ad ipsum quidem patrem, veritas: (man muß mit dem Hieronymus lesen, non veritas) quantum autem ad nos, imago est per quam cognoscimus patrem, oder, wie Hieronymus gewiß Origenes Meynung richtiget ausdrückt, imaginaria veritas. Der Sinn ist ohne Zweifel: In Absicht auf den Vater ist Christus nur ein Bild, nicht aber veritas, d. i., ein ungekopirtes Urbild, ein ἀγέννητος: hingegen in Absicht auf uns Menschen, die wir den Vater unmittelbar und ohne ihn nicht kennen lernen würden, ist er etwas mehr, da ist er veritas und ἀγέννητος; jedoch nur imaginaria veritas, d. i. ein Urbild, das aber doch wieder in Absicht auf den Vater, nur eine Kopie, ein imago ist. Man vergleiche, was Origenes bald drauf von der bonitate des Sohns sagt, welche Stelle wir griechisch übrig haben, und im Kommentar über den Johannes tom. 1. §. 19. und tom. 2. §. 2. Am letzten Ort sagt er: wir sind Bilder des Erstgebornen; dieser aber ist ἀγέννητος εἰκών. In solche Spekulationen hat man sich gar frühzeitig verliebt. — Das ists, was ich bey Vergleichung mit dem ersten Buch de principiis bemerkt habe. Auch das herzusetzen, was ich bey den andern drey Büchern gefunden habe, verbietet der Raum. Ich füge über den Paedagogus vom Klemens ein Paar Erinnerungen bey; aber, der Kürze wegen, auch nur über das erste Buch. Im ersten Kap. findet H. R. darinn eine Schwierigkeit, daß Klemens sage: so wie bey dem Menschen drey Dinge sich unterscheiden, εἶδος, κρᾶσις, und πάθος: so habe er sich in seinem dreyfachen Werk darnach gerichtet. Sein Protrepticus habe sich auf die εἶδος bezogen; nun müsse eine Anweisung zu den κράσεις folgen; (im Paedagogus) und dann müßten noch die πάθη geheilt werden. Das letzte zieht Hr. R. auf die Stromata,

mata, und kann nun freylich nicht absehen, wie diese sich mit den παθη beschäftigen sollten. Allein das ist unrichtig. Der Paedagogus soll zugleich auf πραξεις und παθη sich beziehen. Klemens schreibt deutlich, nachdem er von dem vorausgeschickten λογος προτρεπτικος geredet hatte: του δε διδασκαλικου το μεν (geht auf παθη) και υποθετικος (geht auf πραξεις) αμα αμφω — και παθων ημιν και πραξεων παιδαγωγος. Dann erst kommt er auf die Absicht der Stromatum, und beschreibt diese durch διδασκαλικος λογος und ειδοποιια. Diesem gemäß wäre überhaupt der Auszug aus dem ersten Kapitel anders einzurichten gewesen. Kap. 3. muß es nicht heißen: durch welchen, sondern: um welcheswillen (δι ὁν) der Erstgeborne gesendet wird. Kap. 8. τον ὀντως μονον ὀντα würde ich nicht übersetzen: der allein wahrhaftig ist; sondern, der wahrhaftig der Einige ist.

Recensent wünscht gar sehr, daß es dem gelehrten Hrn. W. gefallen möge, diese Bibliothek der Kirchenväter bis auf den Augustinus fortzusetzen.

Cz.

Die fürnehmsten Wahrheiten und Beweise der christlichen Religion, aus der Vernunft und Offenbarung. Erster Theil 17 Bogen. Zweyter Theil 12 Bogen. 8. Basel, bey Serini. 1778.

Trotz des guten Papiers und netten Drucks, ein äußerst mittelmäßiges Werkchen! Der Verf. hatte es ursprünglich zu seinem eigenen Gebrauch aufgesetzt, und fordert, daß man von ihm, als einem Unstudirten, keine gelehrte systematische Ordnung, noch einen fließenden Stil, erwarten solle. Und freylich ist er von diesen beyden Vorzügen eines nützlichen Autors sehr weit entfernt geblieben. Immittelst thut er in seiner Einleitung mit auswärts erborgten Citaten aus den Kirchenvätern u. a. sehr erudit, glaubt auch, aus Mangel aller kritischen Kenntniß, ganz kurz und gut die Aechtheit der verdächtigen oder vielmehr untergeschobenen Stellen im Josephus, von Jesu und Johannes dem Täufer, erhärten zu können. Es ist nicht nöthig, den Plan einer Schrift, worinn eigentlich keine Ordnung ist, den Lesern vorzulegen. In der ersten Hauptabtheilung führt er hauptsächlich den Beweis aus den Weissagungen aus, und bemerkt besonders in Ansehung

Jesu

Jesu Christi dreyßig vorhergesagte und erfüllte Umstände. Wir bedauren nur, daß bey einer exegetischen Prüfung der prophetischen Stellen, manche Lücke in seinem Beweise entstehen würde. Er spricht hierauf auch von der **Gnadenwahl**, oder dem göttlichen Rathschluß, Menschen durch Jesum Christum selig zu machen, und Recensenten hat es gefreuet, daß, ohngeachtet der Verf. im Kanton Bern, vermöge der vom Prof. Stapfer ertheilten Approbation, zu suchen ist, und die Geistlichkeit dieses Kantons, misvergnügt über den freyen edlen Untersuchungsgeist der Zürcher, für die Kirchenorthodoxie sehr eifert, er von dem so genannten **absoluten** Rathschluß nichts wissen will, sondern dergleichen wichtige Sätze, als S. 145. **Gott will, daß alle Menschen selig werden, wirket das Gute, und bietets ihnen an**; S. 153. **Der Mensch hat die Wahl, und besitzt einen freyen Willen, Gutes und Böses zu thun**; S. 159. **Darum ist die Berufung oder Verordnung bedingt durch Glauben und Werke**, behaupten darf. In der zweyten und dritten Haupttheilung sucht der Verf. die Wohlthätigkeit des Christenthums, und seinen Einfluß auf die gegenwärtige und zukünftige Glückseligkeit der Menschen aus seinen Lehren und Vorschriften zu zeigen; welches aber von unzählichen andern, und auf eine bessere Art, ausgeführt worden. Den weit größern Raum des ganzen Buchs füllen Excerpte aus der Bibel, die den kurzen Sätzen des Verf. zu belegen dienen sollen, und die wir auch recht gerne sehen würden, wenn sie mit einer strengen Auswahl und Kenntniß der Sache gesammelt wären.

Im Schlusse der Vorrede will der Verf. ein Unternehmen, dem er augenscheinlich nicht gewachsen war, wie gut er es mit dem Christenthum auch meynen mag, mit dem Motto vertheidigen: **Der geringste Unterthan, der ungedinge** (ungedungen) **die Straßen von losen Steinen räumt, der ist im Kreise seiner Wirksamkeit ein Patriot. Demnach kann ein jeder, wes Standes er immer ist, die unschätzbare Würde eines Patrioten sich erwerben.** Mit Erlaubniß! Man müßte z. E. es sich gefallen lassen, wenn ein lahmer Hausvater die Straßen aufräumen wollte. Inzwischen könnte er, statt ein Aufsehen in seinem Orte zu erregen, wohl etwas nützlicheres in seinem Hause verrichten, und weil er nicht gut zu Fuße ist, allenfalls seiner anderwärts beschäftigten lieben Hälfte zu Gefallen, das

Kind

Kind in Schlaf singen. — Daß doch nicht zuletzt alle unsere Scribler von Patriotismus sprechen!

Lebensbeschreibungen in Predigten, oder eine Reihe Kanzelreden über die Abschilderung der vornehmsten Männer in der Schrift. Aus dem Englischen des Hrn. Wilh. Enfields. Leipz. bey Weidmanns Erben und Reich. 1777. 12 B. gr. 8.

Der englische Prediger, oder Predigten über die Hauptgegenstände der Religion und Moral, gesammelt, durchgesehen und abgekürzt, von Wilh. Enfield. Erster Band. Bremen und Leipzig, bey Cramer. 1777. 23 B. gr. 8.

Enfields biographische Predigten, zwölf an der Zahl, enthalten einige Bemerkungen über den Charakter und die Geschichte Abrahams, Jakobs, Josephs, Mose, Hiobs, Davids, Petri, Pauli, und endlich unsers Herrn Jesu Christi selbst, in so ferne diese zum moralischen Unterrichte anwendbar sind. Denn letzteres ist nach der kurzen Vorrede sein Hauptzweck. Ist nun gleich das Bild jener ehrwürdigen Personen nicht nach dem tiefspähenden Blick eines Jerusalems, noch mit dem Pinsel des Verfassers der Charakteristik der Bibel gemalt; so können sie doch Lesern, welche Erbauung suchen, wegen ihres praktischen Inhalts nützlich seyn. Er hat meistens gesunde Begriffe und Urtheile. Z. E. manchem Prediger, der vom Glauben so unverständlich schwatzet, und von dem Lämpgen seiner Dogmatik geblendet, über das Muster Abrahams, worauf Paulus so oft hinweist, wegschielt, wären E. Gedanken S. 15. anzupreisen: **Abrahams Glaube war ein thätiges Principium der Religion, das vernünftige Ueberzeugung von des höchsten Wesens Macht, Güte und Treue in sich faßte, und herzliches Vertrauen auf jede göttliche Verheissung, willigen Gehorsam gegen jedes göttliche Gebot, hervorbrachte. — Alles, was unter einem solchen wirksamen Trieb der Religion als Abraham hier (bey der Aufopferung Isaaks) äusserte, stehen bleibt, wird**

wird uns niemals Gott angenehm machen, und niemals zur Gerechtigkeit angerechnet werden. Die Flecken in einigen dieser Charaktere, als Davids und Jakobs, sucht E. auch nicht aus einem unrichtigen Eifer wegzuwischen, womit der Uebersetzer in Ansehung des letztern unzufrieden ist, und S. 12. f. die niedrige Handlung, womit Jakob das Recht der Erstgeburt an sich bringt, und den Betrug, wodurch er nachher den ersten Segen Isaaks erschleichet, gar auf die Rechnung einer ausdrücklichen göttlichen Eingebung setzen will. Wie ungereimt, sieht ein jeder leicht ein; und hätte der Mann den seinen eigenen Landesleuten, Michaelis, Jerusalem, u. a. sich sollen belehren lassen. So wenig wir seine Beurtheilungskraft, so wenig können wir auch seine Arbeit loben; denn die Uebersetzung ist äußerst steif und holpericht. Er giebt sich besonders eine recht ängstliche Mühe, den deutschen Artikel auslassen zu können, und macht daher Inversionen, welche unserer Muttersprache nicht natürlich sind, und deren häufiger Gebrauch nicht nur unserm Gefühl nach unangenehm in das Ohr fällt, sondern auch zuweilen den Sinn der Periode verdunkelt. Beyspiele führen wir nicht an. Fast auf jeder Seite wird der, welcher sie aufsuchen wollte, solche finden.

Weit anders und wohlgerathen ist die Uebersetzung der andern Sammlung. Sie liefert, wie unsere mehresten Leser aus den Ankündigungen sich erinnern werden, eine Auswahl meist praktischer Predigten von englischen Verfassern, die zwischen 1660 und 1760. geblühet haben. Schon in diesem ersten Bande findet man Reden von **Tillotson, Smalridge, Clark, Waterland, Atterbury, Foster, Abernethy, Evans**, auch von andern in Deutschland nicht so bekannten Verfassern, **Grove, Batty, Hutton, Denne, Holland, Balguy, Tidcombe, Trebeck**. Der Herausgeber, **Enfield**, hat sie nicht allein gesammelt, sondern auch die allzuweitläuftigen Reden abgekürzt, die viele bey den ältern Predigern gewöhnliche Ab- und Unterabtheilungen weggelassen, auch Worte und Redensarten, welche nach der Veränderlichkeit lebender Sprachen gegenwärtig veraltet oder niedrig schienen, mit schicklichern vertauscht. Etliche Vergleichungen, welche wir zwischen seiner Ausgabe, und der von den Verfassern selbst, angestellt haben, geben ein günstiges Vorurtheil für seine Arbeit. Denn wir finden, daß er geschickt dabey verfährt, und bey seinen Abkürzungen nichts wesentliches ausmerzet. Proben von einzelnen Predigten wird niemand hier erwarten, da viele den

Deutschen bereits längst bekannt sind, und alle nöthige Materien enthalten. Unter andern hat uns vorzüglich die 15te Predigt (von Abernethy) über Matth. 6, 22. 23. von den Ursachen und der Gefahr des Geldbetrugs gefallen. E. sagt, die ehedem gebräuchliche Methode der Einleitung einer Predigt, da alle, sowohl Haupt- als Nebengedanken in regelmäßige Ab- und Unterabtheilungen zerstückelt, und durch Zahlen unterschieden worden, sey von der jetzigen (in England) so sehr unterschieden, daß die beste Predigt, worinn dieses beybehalten ist, ein pedantisches Ansehen habe. Er mag in der Hauptsache recht haben. Denn jenes gehäufte Ab- und Unterabtheilen ist, wie schon die alten Rhetoriker gezeiget haben, nicht sowohl belehrend, als verwirrend. Nur Schade, daß die modernen englischen Prediger oft in das entgegengesetzte Aeußerste verfallen, und um des vermeynten Schmuckes willen ihren Zuhörern gar keinen Leitfaden in die Hände geben! Wir wünschen, daß unsre jungen Prediger dieses eben nicht nachahmen. Ihre Gemeinen werden lieber etwas Zierrath, als einige Hülfe zum Ueberdenken, Behalten und Wiederholen der Predigt entbehren wollen. *)

Sa.

D. Arthur Ashley Sykes Versuch über die Natur, Absicht und den Ursprung der Opfer. Aus dem Englischen übersetzt. Mit Anmerkungen, Zusätzen und Vorrede von D. Joh. Sal. Semler. Halle, bey Hemmerde. 1778. 388 S. in 8. ohne Register und Vorrede.

Bey der Anzeige dieses mit vieler klassischen Gelehrsamkeit angefüllten Buchs können wir, wenn wir nicht zweckwidrig weitläuftig werden sollen, weiter nichts thun, als daß wir kurz die verschiedenen Hypothesen angeben, welche man hier zusammen antrifft. Sykes und Taylor haben bündig gezeigt, daß die gemeine Meynung von der Absicht und dem Ursprung der Opfer falsch sey; und daß man dabey nicht mehr an die Uebertragung der Schuld des Opfernden auf das Opfer denken dürfe. Dafür aber trugen beyde wieder ihre eigenen

*) Vergl. Allg. d. Bibl. XXXI. B. 2 St. S. 430. 431.

genen neue Hypotheſen vor; und nun zeigte ihnen Jak. Richie, daß ihre Hypotheſen unſtatthaft wären, ohne ſelbſt ein neues Syſtem anzugeben. Der Herausgeber dieſer von einem andern Gelehrten verfertigten, und ihm zugeſchickten Ueberſetzung, fügte daher der Sykiſchen Schrift als einen Auszug aus Richie's Criticism upon modern notions of Sacrifices being an examination of D. Taylor's Scripture doctrine of atonement examinirt Anhangsweiſe bey, und ſucht in der Vorrede, eine ehedem mehr gewöhnliche Vorſtellung von der Natur und Abſicht der Opfer wieder in Gang zu bringen.

Sykes und Taylor ſtimmen darinn beyde überein, die Opfer ſind Symbola, oder Emblemata. Aber in der Entwickelung davon weichen ſie von einander ſehr ab. Sykes hält ſie für äuſſere Zeichen der Freundſchaft mit Gott. Denn Eſſen und Trinken war die Art, wie die alten Völker ſich mit einander in Freundſchaft begaben; natürlich alſo wollten ſie auf eben dieſelbe Art mit Gott in Freundſchaft treten. Nun zeigt Richie in dem vom Herausgeber beygefügten Anhang, daß zu der Zeit, als Opfer zuerſt aufkamen, noch kein bekannter gemeiner Gebrauch geweſen, ſich durch gemeinſchaftliches Eſſen und Trinken in Freundſchaft zu begeben, Bündniſſe zu ſchlieſſen, u. ſ. w.; daß ſein Begriff von der Natur und Abſicht der Opfer weder mit der Natur Gottes, noch mit den Verſtellungen gereimt werden könne, welche die Schrift von den Opfern macht, u. ſ. w. Das Sykiſche Syſtem hat auch der Herausgeber in ſeinen beygefügten Anmerkungen widerlegt, die ſo, wie alle ſeine Schriften, von ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit zeigen.

Hr. D. Semler äuſſert in der Vorrede ſeine Gedanken von der Abſicht und der Natur der Opfer. Er hält die Frage für eine bloſſe Aufgabe, die in den Glauben und den Grund der chriſtlichen Religion gar keinen Einfluß habe. Nach ihm ſollen die jüdiſchen Opfer nur ein Zeichen geweſen ſeyn, daß derjenige, welcher ſie brachte, ein Mitglied des jüdiſchen Volks war; daß er geſonnen ſey, ferner als ein unbadhaftes Mitglied in dieſer Societät zu leben, und daß er die begangene Uebertretung oder Verſündigung auf eine gültige Weiſe abthun, und aufheben wolle. Prieſter, Obrigkeit und Iſraeliten urtheilten nach der äuſſerlichen anbefohlnen Ordnung; an der Stelle des Sünders, ſtatt ſeiner Strafe und ein Opfer erfodert und gebracht: nun war auch der bür-

gerliche äußerliche Ruhe ganz unmittelbar da; hier Mensch durfte dem Bilder weiter gemacht werden, als habe er die Rechte eines rechtschaffenen Mannes verloren. Alles bezog sich aufs äußerliche — an eine innere Gemüthsverfassung, an geistliche Verehrung ward dabey gar nicht gedacht. — So soll Melanchthon in der Apologie der Augspurgischen Confession und von ihm die Kirchenväter der ersten Jahrhunderte gedacht haben. — Die falsche Erklärung des Briefs an die Hebräer hat die Gelehrten zu der gemeinen falschen Deutung von der Natur und Absicht der Opfer geführt.

Dies ist ohngefähr die Summe der Sykischen und Semlerischen Vorstellung von der Natur, Absicht, und dem Ursprunge der Opfer. Wir gestehen, daß uns bey der von dem Herausgeber vorgetragenen Darstellung noch manche Zweifel übrig bleiben, und wünschten daher, daß es ihm gefällig seyn möchte, sie vollständiger ausgeführt, dem Publiko vorzulegen.

3.

Burns und Enfields Sammlung von Predigten, aus den besten Schriftstellern des vergangenen und gegenwärtigen Jahrhunderts, vornehmlich über moralische Gegenstände. Aus dem Englischen. Zweyter Band. Halle, bey Gebauer. 1777. 1 Alphabet 5 Bogen, in gr. 8.

Hugo Blairs geistliche Reden. Aus dem Englischen. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1777. 22 B. in gr. 8.

Dieser zweyte Band der Burn- und Enfieldschen Sammlung ist dem bereits beurtheilten ersten in Absicht des innern Werths ganz gleich. Es kommen darinn sechs und zwanzig Predigten von verschiedenen Verfassern vor. Die mehresten sind von Taylor, Patrik, Pelling, deren Namen und Denk- und Lehrart schon sonst bekannt genug sind. Manche Materien sind vorzüglich wichtig. Z. E. von der Pflicht, Uebels von dem Herrn zu empfangen, von Elagett — von der wahren Beschaffenheit und Möglichkeit der wahren Heiligkeit; —

was für Grade der Heiligkeit erfodert werden; — wie man die Heiligkeit erhalten müsse, — welche drey vom Hrn. Pelling ziemlich gut abgehandelt worden sind. Weniger haben uns gefallen die erste Predigt: Von der Taufe, von Newcome, und die Predigten über das Abendmahl von Kerrlowal. Nicht nur hat es uns befremdet, daß dieser Verfasser die Stellen aus Joh. 6, 53. 56. noch aufs Abendmahl deutet; sondern wir haben auch in der Vorstellung dieser Lehre nicht ganz die biblische Simplicität gefunden, die wir derselben wünschten; ob wir wohl nicht leugnen wollen, daß hier viel richtigere und bessere Sachen vorkommen, als man in andern Predigten und Communionbüchern zu finden pflegt.

Warum Hrn. Blairs Predigten übersetzt worden sind, wissen wir nicht. Sie gehören bloß zu den mittelmäßigen englischen Produkten, wovon wir schon reichen Vorrath haben. Wir wollen zwar dem Verf. Gelehrsamkeit und Gründlichkeit im Denken nicht absprechen; allein oft schimmern manche Gedanken und Vorstellungen mehr wegen des geschmückten Vortrags, als ihres innern vorzüglichen Gehalts halber. Ueberhaupt sind diese Predigten für unstudirte Christen nicht faßlich genug. Vielleicht hat auch der Uebersetzer diese Dunkelheit des Originals noch durch die Wahl abstrakter und aus der gelehrten Sprache hergenommener Wörter vermehrt. Im Vortrage dogmatischer Lehren bleibt der Verf. dem Systeme ziemlich getreu. Man kann das am deutlichsten aus der fünften Predigt über den Tod Christi ersehen. Uebrigens merken wir nur noch an, daß die Zahl aller Predigten funfzehn betrage, und daß der größte Theil derselben moralischen Inhalts sey.

Einige Kanzel- und Altarreden, von M. Joh. Anton Trinius. Halle, bey Hendel 1777. 1 Alphab. 2 Bogen, in 8.

Predigten über nöthige Wahrheiten der Religion in gegenwärtigen Zeiten von M. Elias Friedrich Poege, Leipzig, bey Böhme. 1777. 8 Bogen in gr. 8.

Hr. Tolnius predigt plan und populärisch; und das sind zwey Eigenschaften seiner Predigten, die wir rühmen müssen. Doch bedienet er sich zuweilen solcher biblischen und dogmatischen Ausdrücke, die zwar gemein genug sind, auch erbaulich klingen, aber von dem großen Haufen gemeingemachet nicht verstanden werden. Mit dem Lehrsystem seiner Kirche stimmt er, so viel wir gemerkt haben, ziemlich genau überein; nur in einigen Nebenpunkten sucht er das Paradoxe; oder trägt doch seine Meynung so vor, daß es auffallend wird. Dies erhellet besonders aus der fünften Predigt, worin er die Seligkeit aller Kinder zu erweisen unternimmt. Er behauptet hier, daß der größte Theil der Menschen selig werde, und gründet diese Meynung darauf, daß alle Menschen ohne Ausnahme, die in ihren Kinderjahren sterben, selig würden. Er erklärt daher die Aussprüche Jesu Matth. 10, 14. 7, 13. 14., bloß von Erwachsenen. Hierin hat er zum wohl an und für sich recht; aber sein ganzer Beweis von der Seligkeit aller Kinder gefällt uns deswegen doch nicht; ob wir wohl weit davon entfernt sind, die Kinder, welche ohne Taufe sterben, zu verdammen. Es gründet sich derselbe theils auf einige vortheilhafte Aussprüche Jesu von kleinen Kindern z. E. Matth. 18. theils und vornehmlich auf die Paulinische Stelle Röm. 5, 18. und auf die gewöhnliche Theorie von der Genugthuung Christi. Der Verf. hält dafür, daß alle Kinder durch den Tod Christi wirklich gerechtfertiget und also der ewigen Seligkeit theilhaftig gemacht worden sind. Natürlicher Weise mußte ihm hier aus dem System seiner Kirche der Einwurf einfallen: wozu nutzet denn die Taufe, wenn die Kinder schon ohne dieselbe begnadiget werden? Um denselben zu heben, muß er freylich etwas heterodox werden; und er mag zusehen, wie er damit bey den steifen Dogmatikern durchkomme. Er behauptet nämlich, daß die Taufe nur für Erwachsene ein Mittel der Wiedergeburt sey; bey Kindern aber bloß die schon empfangene Gnade Gottes versiegele, oder ihnen solche geistliche Gnadenkräfte mittheile, die sie bey zunehmenden Jahren zum Wachsthum im Guten brauchen können. — Wir hätten viel zu thun, wenn wir uns hierüber erklären und in den Streit des Verf. einlassen wollten. Unserer Empfindung und Ueberzeugung nach ist die ganze Untersuchung, so wie sie der Verf. angestellt hat, völlig unnütz. Will man einen Weg bekommen, so muß man die Sache nicht nach dem Compendium, sondern aus einem ganz andern Gesichtspunkt betrachten.

ren. Verdammen wird der Vater der Menschen kein getauftes oder ungetauftes Kind: das ist so sicher, so ganz der bibliſchen Lehre von Gott und ſeinen Eigenſchaften gemäß, daß dem Recenſ. allemal ein Schauer überfällt, wenn er die Verdammungsurtheile evangeliſcher Lehrer über die ungetauften Chriſten- oder Heydenkinder lieſt oder hört. Aber dennoch muß man ſorgfältig unter der Seligkeit der Erwachſenen und derjenigen, welcher die Kinder fähig ſind, unterſcheiden. Auch müſſen die Begriffe von Erbſünde, Genugthuung, Rechtfertigung und Taufe, mehr als gewöhnlich geläutert ſeyn, wenn man ſich bey dieſer Unterſuchung nicht in ewige Schwierigkeiten verwickeln will. Hr. Teimus hat ſelbige zwar gemerkt, aber keinesweges gehoben. Dies ſey genug!

Unter den angehängten Altarreden finden wir eine, die bey der Copulation eines Brautpaares gehalten worden iſt, worin der Verf. erweiſet, daß vieles Unglück im Eheſtande aus der verkehrten Ordnung, da nämlich die Frau über den Mann herrſchen will, herrühre. Wahr mag das zuweilen wohl ſeyn; ob's aber ſchicklich war, es bey ſolcher Gelegenheit und ſo dürre, mit vieler Heftigkeit zu ſagen, wollen wir nicht weiter unterſuchen. Uns dünkt, ein Lehrer hat in unſern Tagen viel Politeſſe nöthig, um bittere Wahrheiten zu rechter Zeit und auf die rechte Art vorzutragen.

In den Predigten des Hrn. Pöge ſind folgende Materien abgehandelt worden: 1) Der Sieg des Chriſten über die Hinderniſſe der Gottſeligkeit. 2) Jedem das Seine. 3) Woher kommt es, daß ſo wenig Chriſten das ungerechte Gut erſetzen, da ſie doch wiſſen, daß ſie es erſetzen könnten und ſollten? 4) Die große Kunſt frölich und ſelig zu ſterben. 5) Die Würde der Sonntagsfeyer. 6) Rath und Troſt für bekümmerte Freunde Jeſu, bey den unbilligen Urtheilen der Welt über ihre gute Handlungen. — Aus dieſer Anzeige wird man ſchon ſehen, daß die Wahl der Sachen gut angeſtellet ſey; und ſo iſt auch die Ausführung ziemlich gut gerathen; ob ſich wohl dieſe Predigten, im Ganzen betrachtet, nicht über das Mittelmäßige erheben.

Predigten über Epiſteln und andere Texte herausgegeben von Friedrich Gottlieb Pockels. Erſte

Sammlung. Halle, bey Hemmerde. 1778. 20 Bogen in gr. 8.

Sammlung einiger heiligen Reden über wichtige Wahrheiten der christlichen Religion, welche in der Universitätskirche zu Leipzig gehalten worden sind, von M. Carl Friedrich Lohdius. Leipzig bey Böhme. 1777. 7 Bogen in gr. 8.

Predigten von M. Nathanael Friedrich Kauß. Nach dem Tode ihres Verfassers mit einer Vorrede und Nachricht vom Leben und den Schriften desselben, auf Verlangen herausgegeben von Carl Benjamin Lengnich. Leipzig, bey Jacobäern. 1777. 20 Bogen in gr. 8.

Man muß gestehen, daß Hr. Pockels viele gute Anlagen zum Kanzelredner zeigt; und in so fern verdient er Aufmunterung, wenn gleich diese Predigten noch nicht für Muster passiren können. Seinem Vortrage fehlt es noch an Simplicität, die immer mehr Wirkung thut, als der gesuchte Schmuck und Schimmer der Redekunst. Manche Redensarten und Worte sind aus der wissenschaftlichen Sprache entlehnt, und für den gemeinen Mann zu dunkel. Z. E. Speculation, Vorspiegelung u. s. f. Die Abhandlung der Materien selbst ist in einigen Predigten gründlich und praktisch gerathen, in andern aber seichter und alltäglicher. Zur letztern Klasse gehört gleich die erste: traurige Vermuthungen rechtschaffener Christen wegen des künftigen Zustandes der Kirche Christi unter uns. In dieser Predigt hat der Recens. nichts neues, nichts, was er nicht schon vor mehr als zwanzig Jahren aus dem Munde eines Struensee, Bilzings, und anderer damals lebender höllischen Prediger gehört hätte, gefunden. Solche Klagen fruchten wenig, wo sie nicht auf sehr auffallende Zeitumstände und unleugbare Erfahrungen gegründet sind. Am wenigsten kleiden sie einen jungen Prediger, der selbst noch nicht so gar weit zurückdenken kann. Man kann und muß herrschenden Irrthum in der

Religion

Religion und gangbare Laster strafen; ohne solche Parallelen zu ziehen, die oft mehr erbittern, als überzeugen und bessern. Doch wir können uns nicht weiter ins Detail einlassen, und würden auch diese Erinnerungen nicht gemacht haben, wenn wir uns nicht von der Geschicklichkeit und Fleiße des Verf. noch vorzüglichere Proben versprächen.

Hr. Lohdius hat zu seinen Predigten sehr gemeinnützige Materien gewählt und selbige gründlich und sorgfältig bearbeitet. Nur glauben wir nicht, daß der gemeine Mann alles recht verstehen und zu seiner Erbauung anwenden könne. Die zweyte und dritte Predigt haben vorzüglich einen wichtigen praktischen Inhalt. In der erstern von diesen untersucht der Verf.: wie man seine Kenntniß in der Religion durch das Lesen der h. Schrift und anderer guten Bücher erweitern und verbessern soll; und in der darauf folgenden: wie man seine Kenntniß durch eignes Nachdenken erweitern soll. Man findet hier viele richtige praktische Regeln, zu welchen jedoch der Recens. gern manche Anmerkungen beyfügte, wenn die Enge des Raums solches zulassen wollte. Nur Eins anzuführen, so hat es ihn gewundert, daß der Verf. unter die Bücher des A. T. welche vor andern zur Erbauung gelesen werden sollen, das Predigtbuch Salomonis und den Hiob mitgerechnet hat; da doch beyde nicht nur offenbar zu dunkel für den gemeinen Christen sind, sondern auch leicht zu Mißverständnissen und Zweifeln Anlaß geben können. Selbst der Sirach und die Sprüche Salomonis sind nach unserer heutigen Denkart wohl nicht so allgemein brauchbar, als Hr. Lohdius dafür hält. Uns dünkt, ein anderes moralisches Buch, das eben die Wahrheiten in unsere Sprache gekleidet, und zu unsern Sitten angepaßt, vorträgt, kann mehr Nutzen für die ungeübten Leser haben, als jene alte Originalstücke, denen wir übrigens ihr verdientes Ansehen keinesweges rauben wollen.

In den Predigten des sel. Kanz, die vom Herrn Langnich gesammlet, auch in Absicht der Schreibart moderniset worden sind, finden wir ganz gemeine dogmatische Kenntnisse und den gewöhnlichen Kanzelton. So behauptet der Verf. gleich in der ersten, am Neujahrstage gehaltenen Predigt, daß die Juden durch die Beschneidung nicht nur an gewissen äußerlichen Vorrechten dieses Volks Antheil bekommen hätten, sondern auch an den geistlichen Wohlthaten des Messias. Dergleichen Erklärungen und damit überein-

stimmende Schriftauslegung trift man auf allen Seiten an. Nothwendig muß daher dem unpartheyischen Leser der hohe Ton, in welchem der Verfasser von diesen Predigten redet, sehr auffallend seyn. Indessen glauben wir gern, und sehen's auch aus dem vorangedruckten Namensverzeichniß der Subscribenten, daß diese Predigten in und um Danzig viele Liebhaber gefunden haben. Der Geschmack ist verschieden. Wird nur einige Erbauung durch diese Predigten geschafft, so sind wir's gerne zufrieden; ob wir dieselben gleich nach unserm Geschmack nicht sehr empfehlen können.

Br.

Betrachtungen und Gebete über die Psalmen, auf die verschiedenen Umstände und Veränderungen im menschlichen Leben angewendet. Nebst einer Vorrede von M. Christoph Christian Sturm. Halle, bey Trampe. 1777. 11 Alph. 7 B. 8.

Hr. Diakonus Krause zu Wittenberg ist laut der Vorrede des Hrn. Sturms der Verf. dieser Betrachtungen über die Psalmen. Er hat dabey die Absicht, die wichtigsten Wahrheiten, welche in jedem Psalm liegen, durch kurze und faßliche Reflexionen zur Erbauung der Christen anzuwenden. Daß hiezu die Psalmen vor andern Büchern des N. Test. brauchbar sind, ist wohl ausgemacht; auch müssen wir sagen, daß der Verf. nicht nur viel erbauliche Sachen in einer simpeln Schreibart vorträgt, sondern sich auch vor unnützen dogmatischen Spekulationen und andern Ausschweifungen hütet, so daß der gemeine Christ, der nicht tief denkt, und im Ernst Erbauung sucht, nicht ohne Nutzen in diesem Buche lesen wird. Wer aber etwas mehr als alltägliche Betrachtungen im gewöhnlichen ascetischen Ton gestimmt, zur Nahrung seines Geistes verlangt; wer dagegen, statt dunkler biblischer Redensarten und erbaulich scheinender Floskeln, lauter simple Wahrheit, feste Grundsätze, durchdachte Reflexionen, Enthüllung poetischer Bilder und Aufklärung dunkler Stellen sucht, der wird freylich in diesem Buche seine völlige Befriedigung nicht finden. Nach der Absicht des Verf. durften hier zwar keine gelehrte, dogmatische, kritische und exegetische Untersuchungen vorkommen. Aber doch dünkt uns, daß, ob schon leicht

leicht gewesen wäre, auf eine ganz faßliche Art manches zur Aufklärung der Dunkelheit in diesen geistlichen Liedern anzubringen; und wär' es auch bloß durch eine kurze und deutliche Umschreibung des Textes geschehen. Diese hätte statt der hier wörtlich abgedruckten Lutherischen Version, vor jeder Betrachtung hergehen können, und würde wenigstens dem gemeinen Christen zur bessern Einsicht in die Psalmen, und zur Hebung mancher Anstöße, die aus Luthers Uebersetzung herrühren, dienlich gewesen seyn. Auch hätten manche Psalmen, die sich ganz auf jüdische Geschichte und Lokalumstände beziehen, und nicht ohne große Schwierigkeit und viele Erläuterung zur christlichen Erbauung brauchbar sind, füglich ganz zurückbleiben können. Mehr wollen wir nicht hinzufügen, sondern vielmehr dem Verf. die möglichste Erreichung seines guten Zwecks von Herzen wünschen.

Weissagungen Jesu von der Zerstörung Jerusalems erläutert und mit der Geschichte verglichen von Joh. Adolf Schlegeln, Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1 Alph. 19 Bogen in 8.

Die Weissagungen unsers Erlösers von der Zerstörung Jerusalems und den damit verbundenen traurigen Schicksalen des jüdischen Volks, verdienen die Aufmerksamkeit eines jeden, der entweder schon ein überzeugter Christ ist, oder diese Ueberzeugung erst suchet. Die mehresten derselben sind zwar an sich so deutlich, wenigstens was den Hauptinhalt derselben betrifft, daß sie auch von ungelehrten Christen verstanden und zur Bestätigung der christlichen Wahrheit angewendet werden können: indessen bleibts doch auch wahr, daß manche exegetische und historische Schwierigkeiten anzutreffen sind, die eine nähere Auflösung und gelehrtere Untersuchungen nicht überflüßig machen. Hr. Schlegel hat daher allerdings eine nützliche Arbeit unternommen; und er verdient um so mehr Beyfall, da er seine Materie wirklich mit vielem Fleiß gründlich und gut bearbeitet hat. Die Geschichte ist sehr glücklich aus weltlichen Schriftstellern, besonders aus dem Josephus, erläutert, und die dunkelern Stellen in den Weissagungen sind fast durchgehends so gründlich und natürlich erklärt worden, daß das Werk in dieser Absicht eine vollständige Vollständigkeit und Brauchbarkeit

barkeit erhalten hat. Das ganze Buch ist in vier Abschnitte getheilt. Im ersten liefert der V. eine kurze Geschichte der Zerstörung Jerusalems aus dem Josephus; im zweyten exegesirt er die Weißagungen nach der Reihe ziemlich ausführlich; im dritten folgen einige allgemeine Betrachtungen über diese Weißagungen, und im vierten vergleicht er dieselben mit den Begebenheiten selbst, um die genaueste Erfüllung alles dessen, was Jesus geweissagt hatte, zu zeigen. Jeder Abschnitt enthält wieder mehrere Unterabtheilungen, die wir hier nicht anführen können. Diese starke Zergliederung giebt freylich dem Werke das Ansehen einer größern Gründlichkeit, und der Gelegenheit, alles umständlich beyzubringen, was nur einigermaßen zur Aufklärung der Sache dienen konnte. Allein es entstand auch daraus eine Weitschweifigkeit und so manche Wiederholung einer und ebenderselben Sache, daß ein belesener Leser etwas Geduld mitbringen muß; zumal da die Betrachtungen und Erzählungen durch viele Abtheilungen und Noten sehr häufig abgebrochen werden. Uns dünkt, wenn es dem Hrn. V. gefallen hätte, das ganze Werk nur in zwey Haupttheile zu theilen, und etwa im ersten die Weißagungen Jesu exegetisch durchzugehen, ohne sich jedoch so ausführlich auf Anführung und Widerlegung aller verschiedenen Auslegungen einzulassen, im andern Hauptstücke aber die Erfüllung derselben aus der Geschichte gründlich und scharfsinnig zu zeigen: so würde er viele Bogen gesparet und manchem Leser den Kauf und die Untersuchung des Ganzen erleichtert haben. Um der Zweifler willen hätte allenfalls noch in einem besondern Abschnitte die Glaubwürdigkeit der evangelischen Erzählung dieser Weißagungen erwiesen und vornemlich gezeiget werden können, daß die Evangelisten selbige anoch vor ihrer wirklichen Erfüllung niedergeschrieben haben — doch es ist leichter zu tadeln, als es selbst besser zu machen. Vielleicht gefällt andern, besonders jungen Studirenden, welchen dies Buch ohne das nach des V. Absichte vorzüglich bestimmt ist, eben diese Ausführlichkeit, welche wir tadeln. So viel ist gewiß, daß es jedem nützlich werden kann, der es mit Aufmerksamkeit liest.

Daß des V. Schriftserklärungen mehrentheils gut gerathen sind, ist schon angezeigt worden. Es würde zu weitläuftig werden, solches durch Anführung einzelner Stellen zu erweisen: wir wollen daher nur ein paar Exempel anführen, wo uns derselbe nicht völlig befriediget hat. Die schwere Stelle Luc. 14, 35. umschreibt der V. also: es sind kein Nutz der Gnade

ferner

ferner an euch ergehen; es müsste denn seyn, daß ihr bereitwilliger würdet, mich für den Messias zu erkennen und mein Evangelium anzunehmen. Erwiesen dabey an, daß diese Worte eigentlich eine Drohung an die Galiläische Pharisäer und übrige ungläubige Einwohner dieses Landes enthielten. Dies letztere scheint uns nicht genug erwiesen zu seyn, da die klaren Worte es geben, daß Jesus zunächst Jerusalem meynte, wiewohl alle Einwohner von Galiläa, die an der Bosheit Jerusalems Theil nahmen, immer gegründete Ursach hatten, die Drohung zugleich auf sich zu deuten. Im übrigen würden wir die Erklärung dieser Stelle allen übrigen vorziehen und also unter dem Sehen mit Hrn. Schlegeln den Auf der Gnadaden die Verkündigung des Evangeliums verstehen, wenn es aus der Geschichte erweislich wäre, daß die Drohung auf diese Art erfüllt worden sey. Wir glauben aber, aus der Apostelgeschichte erhelle das Gegentheil; und alles, was der V. zur Auflösung dieser Schwierigkeit sagt, ist uns zur Entkräftung dieses Einwurfes nicht zureichend gewesen. Auf eine richtige Erklärung des Sehens kommt hier das mehreste an. Von einem leiblichen Sehen kann es nicht füglich genommen werden, und will mans geistlich deuten, so leidet es nach dem Sprachgebrauch wieder mehrere Erklärungen; so daß immer die Frage übrig bleibt, welche hier die angemessenste sey. Dem Recensenten scheint es nach dem ganzen Zusammenhange, daß Jesus, nachdem er dem jüdischen Staat im vorhergehenden Vers eine gänzliche Verwüstung angedrohet hatte, hier eine noch allgemeinere Drohung beyfügen wolle, „daß sie, die Juden nemlich, nicht eher seine Gnade, d. i. bessere Schicksale, Hülfe, Glück und Segen, zu erwarten hätten, bis sie ihn für den verheißenen Messias erkennen würden“ Der Raum erlaubt jedoch nicht, mehr zur Erläuterung zu sagen. — Bey Erklärung des Gleichnisses von der Königlichen Hochzeit, Math. 22, 2–7. stimmen wir zwar sonst dem V. völlig bey: nur hält er sich zu ängstlich bey Enthüllung aller Nebensachen in der von Jesu gebrauchten bildlichen Vorstellung auf. Wozu nützet die ganze mühsame Untersuchung, wer bey dieser Hochzeit eigentlich die Braut sey? Er verstehet darunter mit vielen andern Auslegern die Kirche Christi; welches freylich auch am ersten anzunehmen ist. Weil aber die geladene Gäste auch gewissermaßen mit zur Kirche gehören und also die Braut ausmachen helfen; so entstehet daraus eine seltsame Verwickelung, welche hier zwar zum Theil, aber nicht völlig aufgelöset

ist.

ist. Wie manchen Tropfen sauren Angstschweiß könnten sich doch die Schriftausleger ersparen, wenn sie bey Erklärung der Gleichnißreden Jesu, nur vor allen Dingen auf die Hauptabsicht desselben und auf das tertium comparationis merkten, und alles, was bloß zur vollständigen Ausbildung und mehrerer Ausschmückung der Parabel gehöret, fein weislich zurücklißen! Doch das ist schon von andern mehrmals erinnert worden, und es befremdet uns, daß Hr. Schlegel dennoch in diesen Fehler gefallen ist. — Die Worte Jesu, Matth. 24, 36. welche den Dogmatikern zu allen Zeiten so viel zu schaffen gemacht haben, sind hier ebenfalls mit viel gelehrter Kunst in einer langen Rede untersucht, aber unserm Gefühl nach, mehr verdunkelt als aufgeklaret worden. Der V. merkt die Unbequemlichkeiten der gewöhnlichen Auslegung sehr gut; er weiß manche gezwungene Auflösungen anderer glücklich zurück; er bemühet sich, es besser zu machen, ohne jedoch der recipirten Lehrart von der Vereinigung beyder Naturen in Christo zu nahe zu treten, und erklärt daher den dunkeln Ausdruck „auch der Sohn weiß es nicht“ also: und auch der Sohn enthält sich, es zu wissen. Er meynt, es gehe diese Sache nicht auf den Gottmenschen, als Gottmenschen, sondern bloß auf die Menschheit. Diese letztere habe außer der mitgetheilten göttlichen Herrlichkeit, und außer den Anlagen, die er bey der Taufe durch die Salbung des heil. Geistes erhalten, auch noch natürliche Vorzüge z. E. größere Verstandeskräfte besessen. Nun werde hier eigentlich auf diese letztere gesehen, und folglich von Jesu behauptet, daß er aller seiner natürlichen Vorzüge ohngeachtet nicht vermögend sey, die Zeit des jüngsten Tages zu entdecken u. s. w. — Die liebe Dogmatik! wie viel verdirbt sie doch, wenn sie der Exegese zur Unzeit ins Auge fasset! Wenn hat doch Jesus jemals in seinen Reden solche Unterscheidungen gemacht, als der V. sie hier macht? Wenn hat er göttliche und menschliche Natur so vereinigt, oder auch so getrennet, wie der Systematiker thut? Unserer geringen Einsicht nach redet immer der ganze Erlöser, wenn er sagt; Ich weiß das nicht: so meynet ers im Ernst so; er redet wirklich von einem Mangel der Erkenntniß; und es wäre durchaus mit seinem ernsthaften Charakter und mit der Vernunft nicht zu reimen, wenn man es anders, und etwa nach des Verf. Art, erklären wollte. Wie diese Unwissenheit des Erlösers mit seiner unleugbaren göttlichen Würde zusammenpasse, kann hier nicht gezeiget werden, obgleich

der

der Ver. nach seiner Ueberzeugung die schönste Zusammenstimmung erkennet.

Diese wenigen Proben beweisen zwar, daß Hrn. Schlegels Werk nicht von allen Fehlern frey sey; sie rauben aber demselben seinen wahren Werth und Brauchbarkeit nicht. Bey schönen Schriftstellern übersieht man kleine Fehler: bey Männern, die fast jedermann lobt, müssen sie zum Beweise der Unpartheylichkeit um so eher angezeigt werden.

Q.

Novum Testamentum graec. perpetua annotatione illustratum a *Io. Beniam. Koppe*, Th. P. P. O. *Volumen I.* complectens epistolas Pauli ad Galatas, Thessalonicenses, Ephesios. Goettingae, ap. Dieterich, 1778. 1 Alph. 3 B. gr. 8.

Das ist endlich einmal eine Erklärung des Neuen Testaments, wie wir sie lange gewünscht haben, von einem Manne, der eine richtige und feine Kenntniß der Sprache, des Zeitalters, der Sitten, Gebräuche, und anderer zur Erklärung nöthigen Dinge besitzt, verbunden mit einer gesunden Urtheilskraft, und der dabey, ein Umstand von der größten Wichtigkeit, sich von keiner Dogmatik die Augen verblenden läßt, keine aus derselben gelernten Begriffe unterschiebt, nicht nach vorgefaßten Urtheilen den heiligen Schriftstellern einen Sinn aufdringt, nicht mystischen Sinn und Allegorieen hascht; sondern der bloß nach den gemeinen und besondern hermeneutischen Regeln, mit Zuziehung des gesunden Menschenverstandes, Schrift aus Schrift, wie einen klassischen Schriftsteller erklärt: und dies ist gewiß der einzige und richtige Weg. Eine andere Tugend, die diese Erklärung hat, besteht darinn, daß der Verfasser allen überflüßigen Prunk von Gelehrsamkeit vermieden, und nur gerade so viel gesagt, und so viel an Sprachbeyspielen zur Erläuterung angeführt hat, als nöthig war. Schwere Stellen; z. E. Gal. 3, 20. und wichtige öfter vorkommende Begriffe, als νόμος, πίστις, πνεῦμα, δικαιοσύνη, σάρξ, υἱὸς θεοῦ, ἀμὴν u. s. w. sind in besondern, jedem Briefe angehängten Excursibus ausführlicher erläutert, mit Angabe der verschiedenen und vielfachen Bedeutungen derselben, wodurch viel Raum erspart worden. Die Einrichtung ist so, daß zuerst

der

der Text selbst, alsdann die Anmerkungen mit den kritischen Anmerkungen, deren aber sehr wenige sind, so daß sich nur ohngefähr auf den Hälfte Seiten dergleichen finden, doch hat der Verf. seine in der Kritik wichtige Stellen übergangen, und endlich die erklärenden Anmerkungen, die den größten Theil des Buchs ausmachen. Jedem Briefe ist eine kurze Einleitung vorgesetzt, worinn von der Absicht des Briefs, der Gemeine, an welche, und der Zeit, wann er geschrieben worden, gehandelt wird. Wobey wir gewünscht hätten, daß der Verf. zugleich eine kurze Skiagraphie des ganzen Briefs beygefügt hätte. Daß der Verf. mit den Briefen überhaupt den Anfang gemacht, mißbilligen wir nicht: sie sind ohne Zweifel der schwerste Theil des N. T., und da der Verf. uns zugleich eine Probe seiner Geschicklichkeit und Manier zu erklären geben wollte, so that er wohl daran, daß er die Briefe wählete, weil wir das gegründete Vertrauen haben können, daß ein Mann, der diese so gut und so richtig erklärt, auch die historischen Bücher auf eine befriedigende Art zu erklären wissen werde. Daß er gerade diese Briefe wählete, davon giebt er den Grund an, daß er hier die Gelegenheit gehabt, sich mit diesen am meisten zu beschäftigen. Es würde aber doch vielleicht zum bequemern Gebrauch besser gewesen seyn, wenn er die Briefe in der gewöhnlichen Ordnung gelassen, und nach einem vorhergemachten Ueberschlage, auf diesen Band etwa Volumen VI. oder VII. gesetzt hätte, da es bey großen Werken nicht ungewöhnlich ist, daß die folgenden Theile eher herauskommen, als der erste. Doch dies ist eine Kleinigkeit, die, wenn es der einsichtsvolle Verf. gut findet, in der zweyten Auflage, die wir nicht allein zur Ausbreitung einer gesunden Erklärung wünschen, sondern auch gewiß hoffen, verbessert werden kann.

Es ist billig, daß wir unsre Empfehlung dieses schönen Buchs mit Beweisen belegen, die wir gewiß nicht weit suchen dürfen, da unserm Gefühle nach, noch nie ein Ausleger es fast durchaus so richtig getroffen. Wir wollen uns dabey, um nicht zu weitläuftig zu seyn, bloß auf den Brief an die Galater einschränken.

Kap. 1, v. 5. zieht er mit Mill und Griesbach die Lesart μὴ dem gewöhnlichen οὐδὲ vor, und erklärt den Ausdruck τῇ ὑποταγῇ οὐδὲ πρὸς ὥραν εἴξαμεν τῇ ἀνάγκῃ ὑμῶν, durch, qui nostris adeo supplicium, nostra hominum improborum cuilla sulcipere non detrectavit, so daß πρὸς τὴν ἀνάγκην ὑμῶν so viel heißt, als πρὸς ὑμᾶς τὴν ἀνάγκην, und diese Stelle wird

nicht

nicht nur durch Eph. 5, 2. sondern auch durch 1 Makkab. 6, 44. wo vom Eleazar gesagt wird: καὶ ἔδωκεν ἑαυτὸν τοῦ ῥύσασθαι τὸν λαὸν αὐτοῦ, sehr glücklich erläutert.

v. 6. wo andere Ausleger, z. E. Grotius, Erasmus, Valla, Vatablus und Vitringa das τοῦ καλέσαντος mit χριστοῦ verbinden, und ἐν χάριτι für sich nehmen, zieht er das καλέσαντος ganz richtig auf den Vater, und verbindet dagegen ἐν χάριτι mit χριστοῦ, welches schon Luther gethan. Herr Griesbach ist geneigt, das χριστοῦ ganz zu verwerfen.

v. 23. bemerkt er richtig, daß πίστις die Lehre des Evangeliums sey; νόμος heißt in sehr vielen Stellen beym Paulus, und im Briefe an die Galater fast durchaus, das Christenthum, oder die christliche Religion, ἔργα das Judenthum, und ἁμαρτία das Heidenthum. Ohne diese Erklärung, die von vielen Auslegern verkannt worden, kann man einen großen Theil dieses Briefs unmöglich verstehen; nimmt man sie aber an, so fallen nicht allein viele andere Dunkelheiten, sondern auch der thörichte Streit über Glauben und Werke von selbst weg, da es offenbar ist, daß Paulus unter Werke nicht christliche Tugenden, sondern das Judenthum versteht. Herr Koppe hingegen hat durch Annahme dieser Bedeutungen verschiedene sonst dunkle Stellen sehr richtig erklärt; dahin gehört nicht nur Kap. 2, v. 15. der Ausdruck ἐξ ἐθνῶν ἁμαρτωλοί, im Gegensatz der Ἰουδαῖοι, sondern auch die von den meisten falsch verstandene Stelle v. 17. εἰ δὲ ζητοῦντες δικαιωθῆναι ἐν χριστῷ εὑρέθημεν καὶ αὐτοὶ ἁμαρτωλοί, ἆρα χριστὸς ἁμαρτίας διάκονος; μὴ γένοιτο. Welche Stelle noch mehr Licht dadurch gewinnt, daß der Verf. sie als einen Einwurf vom Petrus, und als ein Argument, womit dieser sein Verfahren entschuldigen wollte, darstellt. Der Sinn derselben, den schon ehemals des Maizeaux einigermaßen gesehen, wäre also dieser: **Wenn wir aber bey dem Vorgeben, daß wir bloß durch das Christenthum, mit gänzlicher Wegwerfung des Judenthums, gerecht werden müßten, so weit gehen, daß wir gegenseitig in das Heidenthum verfallen,** (wohin den ängstlichen judenzenden Petrus das freye Betragen Pauli zu führen schien) **würde nicht daraus folgen, daß wir Christum zum Lehrer und Beförderer des Heidenthums machten?** Auch das ist recht, daß er ἁμαρτίας διάκονος, durch doctor, fautor et adiutor gentilismi erklärt, und das folgende μὴ γένοιτο für A nimmt, ingleichen, daß er bis zu Ende des zweyten Kapitels alles zum Dispüt Pauli mit Petrus rechnet, wel-

chen die allermeisten Anlegen bloß auf die wenigen Worte des 14ten Verses einschränken.

Die Erklärung des 3—5 Verses dieses Kapitels, welche allerdings ihre sehr große Schwierigkeiten haben, hat uns nicht völlig Genüge gethan; ob man gleich aufrichtig gestehen muß, daß der Verf. ebenfalls viel für sich hat. Er nimmt das εἰς ὥραν v. 5. als ächt an, und seine Gründe sind: 1) weil fast alle griechische Handschriften bis auf die einzige Clermontische noch es lesen. 2) Weil das Ansehen Tertullians, besonders in seinen Streitschriften, nicht groß ist. 3) Weil Paulus den Galatern und seinem Collegen Petrus nicht hätte so harte Vorwürfe machen können, wenn er eben das gethan hätte, was er an ihnen tadelt. Allein auf der andern Seite kann man auch wieder sagen, daß sehr oft das Ansehen einer einzigen Handschrift, wenn sie nicht einen offenbar jungen Text enthält, oder sonst große kritische Fehler hat, hinlänglich ist, eine Lesart zu rechtfertigen, die aus andern Gründen viel für sich hat; zumal wenn die andere Lesart erweislich sehr alt ist, und vermöge eines frühen Irrthums in Einer Handschrift, leicht in alle hat kommen können. Wenn auch gleich das richtig ist, was der Herr Prof. vom Tertullian sagt: so folgt doch daraus weiter nichts, als daß wir die Lesart οἷς nicht mit demselben dem Marcion beyzulegen haben; übrigens aber behält sein Zeugniß für die Auslassung der Verneinung dadurch Kraft, daß viele andere lateinische Väter auf seiner Seite sind, und selbst Hieronymus in seinem Commentar lateinische Handschriften anführt, die quibus ad horam cessimus subiectioni lesen. Denn wenn gleich Hieronymus diese Lesart aus anderweitigen Gründen verwirft, welches fast die nämlichen sind, die Herr Koppe braucht, quae est ista veritas euangelii, hypocrisi cedere Iudaeorum? ipsius epistolae sensui valde repugnat, Galatas ad circumcisionem reuocare; quod si dicit, se necessitate superatum vt circumcideret Titum, quo Galatas reuocat a circumcisione, a qua nec Titum qui secum fuerat ex gentibus, Hierosolymis potuit excusare? so gilt doch diese Verwerfung für weiter nichts, als für die Stimme eines philosophirenden Kritikers, der überdem am Ende noch die Wahl läßt: itaque aut iuxta graecos codices est legendum; aut si latini exemplaris alicui fides placet, secundum superiorem sensum accipere debemus, vt ad horam cessio non circumcidendi Titi, sed eundi Hierosolymam fuerit. Gleichwohl hat es das Ansehen, als wenn Hieronymus in einem Briefe

an

an den Augustinus, der der 89ste unter seinen Briefen ist, dem Apostel Paulus selbst seine Condescendenz vorwürfe, daß er Timotheum habe beschneiden, und sich selbst zu Kenchrea mit Jerusalem nach einem jüdischen Gelübde bescheren lassen. Und gerade diese Beyspiele konnten es als nichts Widersinniges darstellen, daß Paulus mit dem Titus ein Gleiches vorgenommen, als mit dem Timotheus. Ließ er den letztern, weil den diejenigen, welche ihn verwerfen, sagen, schon um der unser Palästina lebenden Juden willen, beschneiden, damit er als Lehrer desto eher bey ihnen Eingang finden und keinen Anstoß verursachen möchte, wie viel eher wird er dies nicht um der strengern Palästiner willen gethan haben, die überdem zu Jerusalem mehr Rechte hatten oder zu haben glaubten, als auswärts. Es ist kaum glaublich, daß der Umstand, daß Timotheus von einer jüdischen Mutter gebohren gewesen, etwas zu der Entschließung Pauli, ihn beschneiden zu lassen, beygetragen. Eben diese Kritiker behaupten, daß die Auslassung und Verneinung dem Sinne und der Absicht Pauli so wenig zuwider seyn würde, daß sie vielmehr damit sehr wohl zu bestehen scheine. Paulus würde, ihrer Meynung nach, hierdurch den Galatern gewissermaßen Rechenschaft von der Beschneidung des Titus ablegen, damit sie sich nicht mit diesem Beyspiele rechtfertigen möchten. „Ungeachtet es nicht durchaus verlangt wurde, daß mein Gefährte Titus, der ein gebohrner Grieche war, beschnitten werden sollte, und er durch keinen Zwang dazu angehalten wurde; so ließ ich es doch um der Umstände willen geschehen, und bequemte mich auf eine Zeitlang in die palästinische Verfassung. Und zwar um verschiedener unächter judenzender Christen willen, die nur auskundschaften wollten, wie weit wir auswärts in unserer christlichen Freyheit giengen, um ihre Maaßregeln darnach zu nehmen und Unruhen anzustiften, die darauf abzwecken sollten, daß sie uns in die Sclaverey der jüdischen Verfassung versetzten. Diesen bin ich deswegen gewichen, um diese Unruhen zu vermeiden, und dadurch die Lauterkeit des Christenthums frey vom jüdischen Gesetzeszwang bey euch zu erhalten.“ Oder auch, „um mit desto mehrerm Rechte meine Verfassung außer Palästina behaupten zu können, wenn ich mich zu Jerusalem in die dortige Verfassung bequemte.“ Vergl. v. 9. und Ap. Gesch. 15. Die Lesart ohne οἷς, sagen sie ferner, hat dem ersten Anscheine nach etwas Anstößiges, und eben daher ist eher abzusehen, warum es jemand hereinsetzen konnte, als warum man es vorsetzlicher

Weise fehlte ausgelassen haben. Wenn wir unsere Meinung sagen sollen, so halten wir das οἷς auf alle Fälle für ächt, weil es der Schreibart Pauli gemäß ist, wie der Verf. bey Kap. 1, v. 7. richtig bemerkt hat, ob es gleich ohne diesen Relativ nach der Grammatik besser zusammenhienge; aber eben dies ist nach der Kritik für ὅτι. Was aber die Verneinung betrifft, so scheinet es, daß der vierte Vers keinen guten Sinn gebe, wenn sie ächt ist. Warum sollte nur Paulus gerade um dieser falschen Brüder willen nicht nachgegeben haben? Würde dies nicht auf Eigensinn oder Trotz hinaus laufen, daß er es sonst wohl würde gethan haben, aber nur um diesen falschen Brüdern den Gefallen nicht zu thun? Und ließ er diese nicht gerade dadurch ihre Absicht, κατασκοπῆσαι τὴν ἐλευθερίαν, erreichen, wenn er nicht nachgab; sondern ihnen seine volle Freyheit zeigte, wozu hätte es dienen Umstand, diese ihre Absicht angeführt, wenn er darinn nicht den Grund seines Verfahrens hätte angeben wollen?

Wir glauben aber doch, daß dieser Einwurf wohl zu heben, und dennoch der vierte Vers auf eine befriedigende Art zu erklären, und zugleich οἷς zu retten wäre, wenn wir den dritten in eine Parenthese setzten, und das διὰ δὲ τοὺς παρεισάκτους ψευδαδέλφους nicht auf die Beschneidung des Titus, sondern auf die Reise Pauli nach Jerusalem zögen, und mit v. 1. und 2. verbänden, so daß Paulus im vierten Verse den eigentlichen Bewegungsgrund angäbe, warum er diesmal nach Jerusalem gereiset wäre. Alsdenn stimmt dieser Vers mit Apost. Gesch. 15, 1. καὶ τινες κατελθόντες ἀπὸ τῆς Ἰουδαίας, ἐδίδασκον τοὺς ἀδελφούς. ὅτι ἐὰν μὴ περιτμηθῆτε τῷ ἔθει Μωϋσέως, οὐ δύνασθε σωθῆναι u. s. w. vollkommen überein, und erhält sein volles Licht daraus. Denn daß diese Reise mit der, die Ap. Gesch. 15. erwähnt wird, einerley sey, zeigen alle Umstände, und der Herr Prof. hat es Kap. 2, v. 1. selbst bemerkt. Aber darum wäre auch der 5te Vers nicht vom Verhalten des Apostels zu Jerusalem in Ansehung der Beschneidung des Titus und der persönlichen Beobachtung jüdischer Gebräuche allein, sondern hauptsächlich davon zu verstehen, daß er dem Verlangen der judenzenden christlichen Pharisäer, das uns Ap. Gesch. 15, 1. 5. gemeldet wird, nicht nachgegeben, und es nicht verstattet, daß man außer Palästina unter den bekehrten Heiden die Beschneidung und andere jüdische Gebräuche einführte. Das παρεισάκτοις wäre darin nicht auf das Christenthum überhaupt, sondern speciell auf Antiochien und die Diöces Pauli zu ziehen,

und

und v. 7—9 wäre mit Ap. Gesch. 15, 12. parallel. Und diese Erklärung scheint uns fast unter allen die leichteste zu seyn; wenigstens wüßten wir ohne dieselbe sie nicht zu vertheidigen. Ueberhaupt aber glauben wir, daß man dies ganze Kapitel nicht hinlänglich verstehen kann, wenn man nicht Apost. Gesch. 15. dazu nimmt. Eben hieraus erhält auch das Betragen Pauli gegen Petrus das größte Licht; Paulus war zu dem Tadel, den er ihm gab, vollkommen durch Petri eigene Erklärung Ap. Gesch. 15, 7—11. berechtigt, und gerade auf diese Erklärung beziehet sich hier Gal. 2, 18. ἃ γὰρ κατέλυσα, ταῦτα πάλιν οἰκοδομῶ.

Sehr wohl hat uns die feine Bemerkung bey dem Ausdruck ἐγὼ διὰ νόμου νόμῳ ἀπέθανον gefallen, daß man in dieser und ähnlichen Stellen den Aorist nicht aus den Augen lassen müsse, indem Paulus das Präsens hiervon gar nicht brauche, und auch nicht brauchen könne. Man müsse nicht bey dem ἀπέθ. stehen bleiben, noch es durch absterben übersetzen, sondern es heiße vielmehr für das mosaische Gesetz todt seyn. Und das ist auch richtig; Paulus fuhr ja nicht noch immer fort, sich mehr und mehr vom Judenthume loß zu machen; sondern er hatte sich schon ein für allemal davon losgemacht. Eben so richtig ist es, wenn er das erstere νόμου vom Christenthume nimmt, und πίστεως dabey versteht, auch empfiehlt, daß man in dem ἐκπέφευγεν nichts besonders suchen solle. Das übrige, was hierbey gesagt wird, ist ebenfalls sehr schön, wir können es aber nicht ausziehen, ohne zu weitläuftig zu werden.

Kap. 3, v. 1, οἷς κατ' ὀφθαλμοὺς Ἰησοῦς Χριστὸς προεγράφη ἐν ὑμῖν erklärt er, qui finem omnem atque vim mortis Iesu Messiae tam clare edocti estis, und bemerkt dabey ganz richtig, daß man bey dem προεγράφη sich nicht aufhalten, und es etwa durch antea übersetzen müßte. Wenn πρὸ ja übersetzt werden sollte; so müßte es durch palam oder publice ausgedrückt werden. Eben so richtig ist es, daß v. 2. πνεῦμα nicht Wundergaben bedeute, wenn er aber hinzusetzt sed quaelibet spiritus s. beneficia, so ist dies zwar vollkommen wahr, nur scheint es in diesem Falle nicht bestimmt genug. In dem Excurse über das Wort, wird es genauer ausgedrückt, daß es das gewesen sey, was die Juden רוח הקדש nennen, und was im A. T. auf die Propheten und Lehrer gewirkt habe. Es schien uns immer, daß es so etwas seyn müßte, was in die Augen fiel, und was die Christen nicht mit Schwärmerey

und Einbildung verwechseln konnten, da Paulus sich so ausdrücklich darauf beruft, und da es dem Simon so auffallend und reizend war, daß er Geld bath, um das Vermögen zu erlangen, das πνεῦμα erlangen zu können. Vielleicht bestand es darinn, daß Christen, von denen bekannt war, daß sie vorher unwissende, einfältige, ungelehrte Leute gewesen waren, nach Empfang des πνεύματος im Stande waren, von erhabenen theologischen und moralischen Wahrheiten, deutlich, ordentlich, zusammenhängend und herzrührend mit Enthusiasmus zu sprechen, und zwar so, wie sie nach ihren sonstigen Umständen, und ihren vorigen schwachen Einsichten und wenigem Vermögen sich auch nur über gemeine Dinge auszudrücken, unmöglich hätten sprechen können.

Auch darin stimmen wir dem Verf. vollkommen bey, daß Paulus V. 3. die Wörter σάρξ und ἐπιτελεῖσθε an und für sich selbst von der Sache, die er ausdrücken will, nicht würde gebraucht haben, wenn es nicht in Beziehung und im Gegensatz auf die vorher gebrauchten Wörter πνεῦμα und ἐναρξάμενοι geschehen wäre; daß man also aus eben dieser Ursache diese Ausdrücke nicht im strengsten Sinn nehmen müsse, wie kein guter Ausleger bey einem Schriftsteller thue, der Gegensätze liebt. Τοσαῦτα ἔπαθετε, V. 4. haben die meisten Ausleger, und manche darunter wohl aus Mangel an Sprachkenntniß, von Leiden und Trübsalen verstanden, die die Galater erdulden müssen; Hr. Koppe aber erklärt es richtig nach dem Sprachgebrauch, von dem πνεύματι und andern Wohlthaten und Vortheilen, die die Galater durch das Christenthum erhalten hatten; eine Erklärung, die der ganze Zusammenhang erfordert. Von dem εἰ γε καὶ εἰκῇ trägt er zweyerley Erklärung vor; einmal, daß εἴγε soviel heiße, als καὶ γάρ, wie 2 Kor. 5, 2. da es denn übersetzt werden müsse: ja wohl vergeblich. Die andere, daß εἴγε in seiner gewöhnlichen Bedeutung bliebe, und die apoſiopesis eine Androhung von Strafen enthielte: wenn es anders dabey bleibt, daß ihr dies bloß umsonst empfangen habt, und nicht noch mehr darauf erfolge. Und diese Erklärung gefällt uns am besten. — V. 6. wird λογίζεσθαι ἐντῷ οὐρανῷ ganz wohl und schicklich durch das deutliche earus Deo propter fidem übersetzt. Die Redensarten ἐκ πίστεως und ἐξ ἔργων νόμου erklärt der Verf. durch ἐκ πιστεύοντος und ἐργαζόμενος τὸν νόμον; dem Sinn nach ist dies richtig: sollte aber der Grammatik nach, wohl nicht bey beyden Redensarten zu verstehen

seyn

ſeyn ἐγκαινίσας τὴν διαθήκην, und ſollte dies nicht zugleich dem Sinn mehr Beſtimmung geben? Hienach könnte auch V. 12. ὁ δὲ νόμος οὐκ ἔστιν ἐκ πίστεως erklärt werden, wenn man nämlich hinzudenkt: δοθεὶς τὴν διαθήκην, oder wenn man die vorige Ellipſes annimmt, und mit dem Verf. νόμος hier durch ἐγκαίνισμος τὴν νόμον erklärt. Das γεγένηται ἐπὶ ἡμῶν κατάρα drückt er nicht nur richtig durch κατάρατος, poenas divinas expertus ipſe aus; ſondern macht auch die eben ſo richtige Bemerkung, daß Paulus dieſen Ausdruck, der an ſich weiter nichts ſagen ſolle, als παραβάτης oder ἐναντιούμενος ἐπὶ ἡμᾶς, nur deswegen gebrauche, weil das Wort κατάρα vorher gegangen war, und er ein großer Freund des Paralleliſmus in Worten und Gedanken ſey. Wenn man dieſe Bemerkung nicht vor Augen hat: ſo wird man oft verleitet, in manchen Ausdrücken des Apoſtels ganz andere Gedanken und Emphaſen zu ſuchen, die gar nicht darin liegen.

Wir halten es ferner für recht, wenn der Verf. die Worte ἀνθρώπου κεκυρωμένην διαθήκην οὐδεὶς ἀθετεῖ, ἢ ἐπιδιατάσσεται durch οὐδεὶς ἀνθρώπων τὸν ἑαυτοῦ διαθήκην ἀθετεῖ erklärt, indem hier nicht von dem, was ein anderer, ſondern was der Urheber eines Verſprechens oder Vertrags ſelbſt thut, die Rede iſt; ingleichen wenn er das Wort διαθήκη nicht wie gewöhnlich durch Teſtament ſondern durch Verſprechen oder Vertrag überſetzt, hingegen das κεκυρωμένην nicht durch wenn es beſtätigt iſt, überſetzen laſſen will, welches auch wirklich einen unrichtigen Nebenbegriff hineinbringt, an welchen Paulus nicht gedacht hatte, ἐπιδιατάσσεσθαι iſt wirklich: hinterher eine andere Verordnung machen, die der vorigen entgegen iſt, und dieſelbe aufhebt. Κληρονομία wird V. 18. ſo erklärt, daß es im eigentlichen Sinn, die Beſitznehmung von Paläſtina, im figürlichen aber alle Art von Glückſeligkeit, beſonders die in dem Reich des Meſſias zu erwartende, bedeute.

Die ſchwere Stelle V. 20. ὁ δὲ μεσίτης ἑνὸς οὐκ ἔστιν, ὁ δὲ θεὸς εἷς ἐστιν erklärt er ſo: Iam quidem non unius Moſis tantum, unus eſt μεσίτης, (plures fuerant, inprimisque ὁ μεσίτης τῆς καινῆς διαθήκης Ieſus) ſed unus tamen idemque Deus eſt, qui miſit omnes, is adeo debet ſibi conſtare, nec poteſt ſecum ipſe pugnare. Ob wir gleich dieſe Erklärung allen übrigen vorziehen; ſo thut ſie uns doch nicht völlig Genüge. Daß ὁ θεὸς εἷς ἐστιν ſoviel heiße als ὁ αὐτὸς ἐστιν, **er iſt einer und eben derſelbe**, iſt ganz gewiß, und wird durch den Sprachgebrauch Röm. 3, 30. und 1 Kor. 3, 8. beſtätigt.

stätigt. Eben so gewiß ist es, daß ὁ μεσίτης weder auf Christum noch auf jeden Mittler im Allgemeinen, sondern besonders auf Mosen gehe. Ὁ μεσίτης ἑνὸς οὐκ ἔστιν kann nicht heißen: ein Mittler setzt immer zwo Partheyen voraus, wie es einige seichte Ausleger erklären. Denn was sollte das heißen? es würde ohne alle Absicht von Paulus gesagt werden. Ἑνὸς ist hier also in eben der Bedeutung zu nehmen, worin bald darauf ὁ steht, nämlich für τῷ αὐτῷ, und dies τὸ αὐτὸ zeigt kein Subjekt, sondern ein Objekt an; ohngefähr wie der Ausdruck μεσίτης τῆς καινῆς διαθήκης gebraucht wird. Dies τὸ αὐτὸ ἀγαθὸν, dessen μεσίτης Moses nicht ist, ist ζωὴ, εὐαγγελικὸς ζωὴς, δικαιοσύνη, vergl. V. 21. Der Sinn ist also dieser. Dieser Mittler aber und sein Gesetz hatte nicht den nämlichen Zweck, oder war nicht zur Erreichung des nämlichen Zwecks Mittler, wozu die Verheissung dem Abraham gegeben war, und welcher durch den Glauben, oder das Christenthum erreicht werden sollte; Gott aber ist der nämliche, ist unveränderlich, und konnte den Zweck, die Erreichung der Gerechtigkeit und Glückseligkeit durch den Glauben, welche er dem Abraham verheissen hatte, nicht fahren lassen, und dagegen durch Mose eine andere Anordnung machen, die die erstere umstieße. Daher kann man auch nicht sagen, daß das Gesetz wider die Verheissung Gottes sey, fährt der Apostel fort; denn würde es dies seyn, wenn es vermögend wäre, den Menschen glücklich zu machen, dann würde man sagen können, daß die Gerechtigkeit oder Gottgefälligkeit durch die Beobachtung des Gesetzes erhalten würde, und daß es also ein dem vorigen gerade entgegengesetztes Mittel zur Erreichung des nämlichen Zwecks sey. So aber ist das Gesetz nur um anderer Absichten willen (also οὐκ ἐκ) als ein Interim gegeben, daß es nämlich bis zu der Zeit, da Gott seine einige Absicht und Versprechen in die Erfüllung gehen lassen könnte, ein παιδαγωγὸς des Volks sey, unter welchem die Erfüllung der Verheissung ihren Anfang nehmen sollte, daß es dasselbe vorbereitete und in Ordnung erhielte. Da übrigens diese Stelle gerade in einer epistolischen Sonntagslection steht: so wird man leicht erachten können, wieviel liebliche und erbauliche Themata darüber schon ans Licht gekommen. In Luthers Uebersetzung steht überdem noch unrichtig **des Mittlers** für **eines Mittlers**, und umgekehrt hernach, da es heißen sollte **dieser Mittler**, hat der sel. Mann **ein Mittler** gesetzt.

Der

Der Verf. glaubt nicht, daß die Redensart ὀργὴ ἐπὶ υἱοὺς ἀπειθείας statt finde, wir glauben dies von der andern συγκαλυμμένην ἐν τῷ μαθητικῷ πίνακι noch weniger, und treten ihm daher völlig bey, wenn er dies letztere Verbum mit ἀπὸ υἱῶν, das erstere hingegen mit ἐν τῷ μαθητικῷ πίνακι verbindet, und weiter keinen Nachdruck darin sucht, als daß es die Dauer einer langen Zeit anzeige. Bey υἱοὶ Θεοῦ wird mit Recht bemerkt, daß der Ausdruck solche bezeichne, die keine Kinder mehr sind, mithin nicht unter dem harten Zwang irgend eines Aufsehers stehen, sondern schon zu erwachsenen Jahren gekommen, und von keinem außer ihrem Vater abhängig sind: daher der Verf. es durch freye unabhängige Gottes-Söhne, ausdrücken will. Wir billigen es auch, daß er, Christum anziehen, von der Theilnehmung an den Vorrechten, die Christus zuwege bringt, versteht; dies besagt der 29 Vers ausdrücklich, daher auch der Ausdruck mit dem dort vorkommenden Χριστοῦ ἐστε einerley ist.

Kap. 4, 3. erklärt der Verf. στοιχεῖα τοῦ κόσμου sehr gut von jeder alten abergläubischen Religion, die vor dem Christenthum vorhergieng, der jüdischen sowohl als heydnischen. Wenn man beyde nur einigermaaßen mit der Würde und Majestät des erhabensten Wesens vergleicht: so haben sie offenbar viel kindisches an sich. Wir billigen daher auch des Verf. Uebersetzung, die Kinderreligion der jüdischen und heydnischen Welt. Daß es auf beyde gehe, und nicht bloß von den Juden die Rede sey, erhellet aus V. 8. 9. Die Lesart ἡμᾶς V. 6. hat er zwar um des ansehnlichen Zeugnisses so vieler alten Handschriften aus verschiedenen Recensionen willen, welchen die gründlichsten Kritiker beytreten, als unächt bezeichnet; allein er gesteht doch, daß ἡμῶν seiner Empfindung nach äußerst hart sey, und daß hier der kritische Kanon, daß die schwerere und nicht so passende Lesart vorzuziehen sey, wohl nicht statt finde, da in keiner von beyden Lesearten eine vorsetzliche Aenderung, sondern in einer von beyden bloß die gewöhnliche fehlerhafte Verwechselung des η und ι, die man besonders bey diesen Pronominibus in den Handschriften von allen Schriftstellern so häufig findet, zu suchen sey. Allein, warum sollte ἡμῶν keine vorsetzliche Veränderung seyn? Jeder zum Aendern und Bessern geneigte Abschreiber mußte natürlich darauf fallen, wenn er sahe, daß ἡμᾶς vorhergieng. Hierzu kommt, daß die Lesart ἡμῶν ältern ist, als die häufige Verwechselung des ι und η. Diese ist besonders seit der Zeit erst stark einge-

rissen, da man angefangen hat, das η wie ι auszusprechen. Daß es aber noch in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt als ε ausgesprochen worden, ist eine Sache, worüber schwerlich ein Kritiker zweifeln kann. Daß aber die Lesart ἡμῶν älter sey, erhellt daraus, weil Handschriften und Väter aus allen Recensionen sie haben, und sie also vor der Trennung dieser Recensionen, das ist im zweyten Jahrhundert, schon da gewesen seyn muß; welches durch Tertullians Zeugniß noch mehr bestätigt wird. Uebrigens erklärt der Verf. diesen Vers sehr schön. Πνεῦμα τοῦ υἱοῦ αὐτοῦ soll nicht soviel heißen, als der Geist, der von Christo gesandt wird, sondern qui erat, agebat in Christo. Schade! daß wieder eine schöne Stelle für die processionem spiritus a filio dadurch wegfällt. κράζον ist soviel als ἐν ᾧ oder δι' οὗ κράζομεν. Endlich glaubt der Verf. daß das syrische Abba der Ausdruck sey, dessen sich Paulus selbst wörtlich in seinen Gebeten bedient habe, und den er hier um der Griechen willen, die denselben nicht verstanden, griechisch übersetzt habe. Wie abgeschmackt ist es aber nicht, wenn selbst Geistliche ihre Kinder Abba Vater beten lassen, dergleichen doch häufig geschieht? Aber der Herr Papa weiß gemeiniglich selbst nicht, was Abba heißt, sonst würde er nicht seine Kinder ein fremdes Wort hersagen, und es dem lieben Gott selbst vorübersetzen lassen. Υἱοθεσία διὰ θεοῦ erklärt er nicht durch **erkannt von Gott**, sondern **von Gott zu seiner Erkenntniß gebracht.** V. 24. ἅτινά ἐστιν ἀλληγορούμενα: **die ganze Geschichte läßt sich auf einen viel erhabnern Sinn hindeuten**; wo wir das übrige, was er über diese Stelle sagt, sehr zum Nachlesen empfehlen. Ganz recht werden die Worte, τὸ γὰρ Ἅγαρ Σινᾶ ὄρος ἐστὶν ἐν τῇ Ἀραβίᾳ, über welche sich der Verf. in einem besondern Excursus weiter ausbreitet, in eine Parenthese gesetzt, und συνστοιχεῖ mit dem vorigen Verse verbunden. Wir möchten dies Wort übersetzen, sie steht **im gleichen Verhältniß als die jüdische Stadt Jerusalem.** ἐν τῇ Ἀραβίᾳ zieht er nicht auf Σινᾶ ὄρος, sondern auf ἐστὶν, daß es hieße, das Wort Agar bedeutet in Arabien, oder in der arabischen Sprache, den Berg Sinai. Hin und wieder hat der Hr. Prof. auch manches von der Stärke und Bündigkeit der Beweise, die Paulus hier so häufig braucht, gesagt; wenn man sich in die Denkungs- und Disputirart damaliger Zeit, besonders unter den Juden, hineinzudenken weiß, so wird man gewiß finden, daß sie ein Meisterstück sind.

Auch

Auch ist es gut, daß er Kap. 5, 15. bey den Worten μὴ τὴν ἐλευθερίαν εἰς ἀφορμὴν τῇ σαρκὶ; den Uebergang und die Gelegenheit zu den folgenden moralischen Vorschriften bemerkt. Paulus warnt hier für das, was Petrus nach Kap. 2, 17. besorgte. Der Hr. Prof. supplirt in dieser elliptischen Redensart ἔχωσι, und erläutert sie durch eine ähnliche aus dem Arrian, μόνον μὴ τι παρὸν namlich φέρῃ. Er hätte überhaupt bemerken können, daß beym Warnen oder Verbieten die Auslassung des Verbi nach μὴ oder μηδὲ sehr gewöhnlich ist. Z. E. μηδὲν ἄγαν, μηδὲ σπάσῃς (Lucian im Timon) μηδὲν πρὸς ὀργὴν (Sophokles in der Elektra) vergl. Aristophanes Acharn. 447. Sehr wohl hat es uns gefallen, daß der Verf. mehrmalen darauf dringt, daß man in den Redensarten, mit Christo gekreuzigt seyn, sein Fleisch kreuzigen u. s. w. nicht bey dem Ausdruck des Kreuzes oder Kreuzigens stehen bleiben, und abergläubischer Weise darin einen besondern Nachdruck suchen müsse, da sie weiter nichts bedeuteten, als durch Christum oder um Christi Willen, die Welt und seine Begierden verleugnen.

Kap. VI, 1. versteht der V. nicht blos von übereilten Fehlern, sondern überhaupt von jeder Vergehung, worin ein Mensch verfällt. Die Erklärung von v. 3—5. ist neu, und hat uns recht wohlgefallen. Den 4. und 5. v. übersetzt er so: Prüfe nur jeder sein ganzes Thun, gewiß wird er dann, was rühmlich an ihm ist, gern für sich allein behalten, nicht damit stolz thun gegen andere. Jeder wird wohl seine eigene Last haben, die ihn drückt. Dasselbige müssen wir bey v. 7. sagen, wo der V. voraussetzt, daß die Galater ihren Lehrern den nöthigen Unterhalt nicht gereicht, und sie noch dazu verspottet hätten. In der Stelle v. 9. καιρῷ γὰρ ἰδίῳ θερίσομεν, μὴ ἐκλυόμενοι, die wir übersetzt lesen: denn zu seiner Zeit werden wir, auch erndten ohne Aufhören, verbindet er μὴ ἐκλυόμενοι nicht mit θερίσομεν, sondern nimmt es für die Bedingung und für gleichbedeutend mit μὴ ἐκκακῶμεν, so daß er es übersetzt: Nur freylich müssen wir nicht matt werden im Gutes thun. Denn erndten können wir einst nur dann, wenn wir nicht ermatten. καιρὸς v. 10. wird richtig von der Gelegenheit erklärt, und sollte auch nicht übersetzt seyn, weil wir dann Zeit haben, wobey sich der gemeine Haufe gewöhnlich Muße denkt. v. 11. läßt er es zwar unentschieden, ob das πηλίκοις ἐγράψαμεν auf die Länge des Briefes oder auf

die

die Größe und Ungeschicklichkeit der Buchstaben gehe; doch scheint er der letztern Meynung mehr geneigt zu seyn.

Dem Briefe an die Galater sind neun Excurſus angehängt, den Briefen an die Theſſalonicher zwey, und dem Briefe an die Epheſer drey. Noch müſſen wir das Verfahren des M. in Anſehung des Gebrauchs der übrigen Ausleger erwähnen und rühmen. Er ſetzte ſie vors erſte ganz bey Seite, um nicht durch ſie irre geführet zu werden; und machte zuerſt ſeine Auslegung bloß nach der Grammatik und Hermeneutik, und wenn dies geſchehen war, zog er die übrigen zu Rathe: und verbeſſerte ſeine Erklärung, wo es nöthig war, aus ihnen. Der einzige und richtige Weg, welchen wir von allen beobachtet wünſchten.

Ha.

Kritiſche Unterſuchung des ſechzigſten Laodiceniſchen Canons, von M. Ludw. Timoth. Spittler. Bremen, bey Cramer. 1777. 86 S. in 8.

Um die Mitte des vierten Jahrhunderts ward zu Laodicea in Phrygien eine Kirchenverſammlung gehalten, welche verſchiedene Schlüſſe machte, die nachher von dem ökumeniſchen Concilium zu Chalcedon beſtätigt wurden, und hiedurch zu einem allgemeinen Anſehen in der Kirche gelangten. Der letzte aber ſechzigſte dieſer Schlüſſe enthält ein Verzeichniß der kanoniſchen Bücher des A. und N. Teſtaments. In dieſem Catalogus fehlen bey dem A. T. alle die Schriften, welche von den Proteſtanten für apokryphiſch gehalten werden; und bey dem N. T. iſt die Apokalypſe ausgelaſſen. Nun begreift alſo leicht die Wichtigkeit dieſes Concilienſchluſſes bey mehr als einer theologiſchen Streitigkeit. In Abſicht auf die Apokalypſe wird er noch wichtiger durch den Umſtand, daß Laodicea eine von den ſieben Gemeinden iſt, an welche die apokalyptiſchen Briefe gerichtet ſind. Bisher ſtritt man zwar über den Sinn dieſes Concilienſchluſſes; aber ſeine Aechtheit pflegte man als gewiß vorauszuſetzen. Nun zeigt Hr. Spittler mit muſterhafter kritiſcher Genauigkeit, aus den griechiſchen Handſchriften und den Ueberſetzungen der Concilienſchlüſſe, und aus dem ſyſtematiſchen Sammlern derſelben unter Griechen und Lateinern, daß der höchſten Wahrſcheinlichkeit nach, dieſer ſechzigſte Canon unächt, und nichts anders iſt, als eine ſpätere

Erklä-

Erläuterung des vorhergehenden neun und funfzigsten, in welchem überhaupt befohlen wird, keine andere als kanonische Bücher in den Kirchen zu brauchen. Einigen seiner Beweise scheint der Verf. etwas zu viel Gewicht zuzutrauen, so lange man sie einzeln betrachtet; aber wer alle zusammennimmt, wird ihm nicht leicht seinen Beyfall versagen können. Und nun die Apokalypse? — Man wird aus diesem Kanon ihre Aechtheit nicht mehr auf die Art, wie bisher bestritten konnten; allein so viel bleibt doch immer, daß der Urheber dieses Zusatzes, er sey wer er wolle, die Apokalypse den übrigen Büchern des N. T. nicht gleich geschätzt hat. Er bleibt also ein Zeuge gegen sie; aber freylich bey weitem kein so wichtiger, als eine Kirchenversammlung zu Laodicea seyn würde. Seine Stimme verliert sich unter dem Haufen der übrigen Zeugen, welchen er beystimmt. — An dem Schluß seiner Abhandlung sagt unser gelehrter Hr. V.: So viel erhelle aus dem ächten Stück des Laodicenischen Kanons (nämlich aus dem 59) ganz gewiß, daß man zu den Zeiten dieser Synode von den kanonischen Büchern des A. und N. T. als von einer völlig bekannten Sache gesprochen habe. Denn wenn die Laodicenischen Väter nicht für allgemein bekannt angenommen hätten, was für Schriften kanonisch seyen, so wäre ihr Schluß, keine als kanonische in den Kirchen zu brauchen, thöricht unbestimmt. — Soll dieß heißen, es sey damals überhaupt unter den Christen bekannt und ausgemacht gewesen, welche Bücher kanonisch seyen, und welche nicht; so ist es unrichtig. Die Laodicenische Synode war doch unstreitig nur eine Provincialsynode einiger asiatischer Bischöffe, deren Anzahl man nicht einmal weiß. Diese Bischöffe reden von dem in ihrem Gemeinden bisher gültigen Kanon, und nehmen die Abrede, daß es bey demselben auch künftig bey dem Gottesdienste in ihren Gemeinden sein Bewenden haben solle. Von diesem ihrem Kanon konnten freylich die guten Väter als von einer ihnen und den übrigen völlig bekannten Sache sprechen. Aber daraus folgt gar nicht, daß es überhaupt und allenthalben mit dem Kanon damals eine bekannte (und ausgemachte) Sache gewesen sey; oder daß eben derselbe biblische Kanon, den die Laodicenischen Bischöffe hier im Sinn hatten, auch an andern Orten eben so gegolten habe. Und am Ende fragt sich noch, ob nicht der Inhalt des unächten Stücks den Sinn der Laodicenischen Väter richtig darstelle? Sie wollen keine unkanonische Bücher in ihren Kirchen eingeführet haben. Aber die Apokalypse war unter

ter den Griechen bisher gewiß noch nicht an allen Orten ein kanonisches Buch gewesen. Eben damals ward sie bey den Griechen hie und da in den Kanon aufgenommen, wo sie bisher noch nicht darinn gestanden hatte.

W.

Thomas Pyles, Canonici zu Sarum und Predigers zu Norfolk, Paraphrase über die Apostelgeschichte und die apostolischen Briefe des neuen Testaments. Nach der fünften von dem Verfasser verbesserten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt, und mit einigen erläuternden Anmerkungen versehen, von **Eliesar Gottlieb Küster**. — Erster Theil. Hamburg, bey Bohn. 1778. 798 Seiten. Zweyter Theil. 680 S. Nebst einem Sachregister von vier Bogen.

Wir wollen uns bey der Anzeige dieses großen Werks, auch weil es größtentheils Uebersetzung ist, kurz fassen. Es ist eine Fortsetzung der Clarkischen Paraphrase über die vier Evangelisten, nach dessen Muster der Vers. gearbeitet, und, nach des Uebersetzers Urtheil, ihn an Deutlichkeit und Gründlichkeit noch übertroffen hat. Der Rec. bekennet, daß er überhaupt kein Freund der Umschreibungen ist, auch der besten unter ihnen, wozu wir gerne die vor uns liegende zählen; und es ist ihm beynahe unbegreiflich, wie jemand eine Paraphrase machen, und noch mehr, wie man eines Andern seine übersetzen könne: unstreitig leistet eine getreue Uebersetzung mit Anmerkungen bey schweren Stellen dem Leser weit bessere Dienste. Allein die Paraphrase ist eine Art der Auslegung, die sehr bald und leicht den Bogen füllt, zumal wenn noch eine Uebersetzung, wie hier die lutherische, daneben steht; und dieses mag sie auch sonst geschickten Auslegern empfohlen haben. Und bey unserm Werk ist die fünfte englische Ausgabe doch Beweis, daß das Buch im Englischen Leser, wenigstens Käufer gefunden; und diese findet es denn vielleicht auch in einer sehr guten deutschen Uebersetzung. Um über die eigene Arbeit des Uebersetzers urtheilen zu können, wovon wir eigentlich

Nach-

Nachricht zu geben haben, schlugen wir einige schwere, oder verschiedentlich von den Auslegern erklärte Stellen in der Apostelgeschichte auf, bey welchen des Verf. Anmerkungen häufiger sind, als bey den übrigen Büchern; und wir wollen unsern Lesern sagen, was wir gefunden haben.

Kap. 1, 2. fanden wir keine Anmerkung des Uebersetzers; obgleich P. hier nach unserm Urtheile nicht das rechte getroffen hat. Die Paraphrase verbindet sehr unschicklich zwo Erklärungen: „Ich fieng von der Geburt und der Predigt Johannis des Täufers, seines Vorläufers, an, der, vermöge seiner göttlichen Sendung, die Gemüther der Menschen zur Annehmung seiner Religion vorbereiten sollte; (Alle die Worte und die ganze Nachricht von Johanne erlaubte die Paraphrase hinzuzusetzen, wenn der Text gleich nichts hiervon sagt,) und hörte bey dem Tage auf, wo er durch die Kraft eben des heil. Geistes, der ihr bey der Wahl seiner zwölf Apostel, die die Zeugen seiner Thaten und Lehren seyn sollten, geleitet und regiert hatte, in den Himmel aufgenommen wurde.“ In der Note hierzu sagt der Verf., er habe in seinen Text, weil die Ausleger uneins wären, zwo Erklärungen gesetzt; allein die wahre scheint ihm die zu seyn, nach welcher διὰ πνεύματος ἁγίου mit ἐν ἐξελέξατο verbunden würde. Der rechten, die die Vulgata ausdrückt, hat er gar nicht gedacht, nach welcher die Wortfügung so zu machen ist: ἄχρι ἧς ἡμέρας ἐντειλάμενος διὰ πνεύματος ἁγίου τοῖς ἀποστόλοις, οὓς ἐξελέξατο, ἀνελήφθη. „Im ersten Buch, lieber Theophilus, meldete ich dir alles, was Jesus gethan und gelehrt hat, bis auf den Tag, da er aufgenommen wurde, nachdem er den Aposteln, die er erwählet, durch den heiligen Geist (in göttlicher Kraft) seine letzten Befehle ertheilt hatte.“ Der Anfang des vierten Verses heißt hier: „Das letztemal, als er auf diese Weise mit ihnen allen in Gesellschaft und Unterredung war, (und dies war der Tag, wo er gen Himmel fuhr,) befahl er ihnen, u. s. f. Auch hierbey ist keine Anmerkung des Uebersetzers. Aber P. folgt der falschen Lesart συναλιζόμενος, oder übersetzt die ächte, die in den ältesten Handschriften und den alten Versionen gefunden wird, συναλιζόμενος, unrichtig. Es muß heißen: „Zuletzt, als er mit ihnen zu Tische saß, gab er ihnen den Befehl.“ Man vergl. unsere Bibl. B. XXIII. S. 107. V. 18. Bey πρὶν γενέσθαι, worüber so viel gestritten worden, hätte der Uebers. anmerken sollen, daß Luthers „er hat sich erhenket,“ nicht im Text stehe; sondern „von einer Anhöhe ist er herab

herabgestürzt, (nachdem er sich erhenkt hatte,) und ist mitten entzwey geborsten, und hat sein Eingeweide verschüttet." Was der Verf. in der Note sagt, die Bedeutung von ἀπάγχεσθαι sey von den Auslegern nicht genau bestimmt, ist falsch. Jak. Gronovius hat es durch eine Menge Stellen aus den Alten hinlänglich gegen den Pexizonius erwiesen, daß das Verbum ἀπάγχεσθαι allemal sich erhenken bedeute; und Pexizonius hat für seine Meynung auch nicht eine einzige anführen können. Hier ist in der Umschreibung ἐκχυθὲν χαλῶν gar ausgelassen: „Von seinem ungerechten Lohn ward ein Acker gekauft," causam emendi dedit.

Kap. II, 3. wo der Verf. sagt, die gespaltenen Zungen, die wie Feuer geglänzt, hätten die Sprachenlgabe angezeigt, erinnert der Uebers. richtig, das griechische γλῶσσαι πυρὸς heiße Feuerflammen, und diese wäre eine Anzeige der geschwinden Einflüsse des heil. Geistes. V. 23. heißt ὡρισμένη nicht, wies der Verf. erklärt: „der durch den festgesetzten Rathschluß Gottes euch zum Heylande gegeben war," sondern, der euch nach dem zuvorbestimmten Rathschluß Gottes (zur Kreuzigung) ist übergeben worden." Ungerechte, ἄνομοι, sind hier vielmehr Heyden, die das Gesetz Mosis nicht hatten. Schmerzen des Todes V. 24. sind nach dem griechischen, Banden des Todes. V. 26. „Meine Zunge freute sich, sagt der Verf., sey dem Verstande nach einerley mit dem, was im Psalm steht: Meine Ehre (d. i. mein Geist,) freuet sich;" die Zunge des Menschen werde seine Ehre genannt, weil sie das Glied sey, womit er Gott ehre. Vielmehr dürfte wohl ἡ γλῶσσά μου in den LXX Dollmetschern, denen Lukas folgt, eine falsche Lesart seyn, für ἡ δόξα μου, wie sonst die LXX כְּבוֹדִי übersetzen. V. 42. hätte der Verf. immer in die Umschreibung für κλάσει τοῦ ἄρτου, den gemeinschaftlichen Genuß des Abendmahls setzen können. Weil in der ersten Kirche mit demselben eine Mahlzeit verbunden war, und nach der Mahlzeit das Brod gebrochen wurde: so wurde es daher das Brodbrechen genannt. Daß die Gemeinschaft der Güter, wie Seit. 30. gesagt wird, und Salmasius de Vsur. p. 656. glaubte, nur in der Gemeine zu Jerusalem gewesen, ist wohl falsch: auch Lucian de mort. Peregr. p. 338. wirft den Christen die Gemeinschaft der Güter vor. Allein es war, wie wir denken, und aus andern Stellen klar ist, keine völlige Gemeinschaft der Güter in der ersten Kirche, so daß Niemand ein gewisses Eigenthum gehabt; sondern die Reichen

chen theilten gerne von ihrem Ueberfluß mit, und unterhielten die Armen. Man s. auch Kamb. Dos Exercitat. philol. pag. 71.

Kap. III, 15. Des heiligsten und unschuldigsten Mannes, der je auf der Welt gewesen ist, ist die Umschreibung des ἀρχηγὸν τῆς ζωῆς. Vielmehr „den Ueheber eures Heils, eurer Wohlfahrt, habt ihr getödtet," hätte in der Umschreibung stehen sollen; denn das heißt dieser Ausdruck, nicht Herzog, Anführer des Lebens, wie in der Note gesagt wird. V. 20. „Diesen Jesum, durch dessen Wunder und Predigt ihr euch nicht bekehren lassen wolltet," ist die Umschreibung von τὸν προκεχειρισμένον ὑμῖν. Aber die richtige Lesart ist τὸν προκεχειρισμένον ὑμῶν; ante designatum vobis, den Jesum, der euch zuvor zum Heyland im Rathschluß Gottes bestimmt worden. Wie die χρόνοι ἀποκαταστάσεως πάντων zu verstehen seyn, ist unter den Auslegern streitig; wir glauben, der V. habe Recht, wenn er das Ende der Welt versteht: „bis auf die Erfüllung der Zeiten, oder bis daß alles erfüllet ist, was Gott vom Anfange der Welt durch seine Propheten hat verkündigen lassen." Richtig wird ὁ τῆς διακονίας v. 26. vom Ueberf. erklärt.

Kap. IV, 1. Sehr gut hat der Ueberf. den V., der στρατηγὸς τοῦ ἱεροῦ durch den im Tempel wachthabenden römischen Officier übersetzt hatte, verbessert, und dafür den Levitenobersten gesetzt. Die Umschreibung v. 22. sagt etwas ganz anders als der Text, wozu den V. allein das Wort τὸ σημεῖον, da doch τὸ σημεῖον τῆς ἰάσεως nichts weiter ist als ἡ ἴασις, verleitet hat. Der Text sagt bloß: „Der Gesundgewordne war bereits über vierzig Jahre alt."

Kap. V, 12. Die Versetzung, die der V. vorschlägt, diesen V. nach dem funfzehnten zu setzen, können wir nicht billigen. Der zwölfte V. läßt sich unsers Urtheils nicht wohl mit dem funfzehnten verbinden, und der dreyzehnte nicht mit dem eilften. „Die Apostel, sagt Lukas, waren oft in der Salomonshalle versammelt; von Andern aber, die nicht zur Gemeine gehörten, getraute sich Niemand, sich zu ihnen zu halten; das Volk aber schätzte sie hoch, und die Zahl der Gläubigen vermehrte sich täglich." Der falsche Gedanke des V. hat hier seiner Umschreibung, die der gewöhnlichen Ordnung der Verse folgt, allen Zusammenhang genommen. Mit Grunde erinnert der Ueberf. gegen den V. bey v. 20., daß unter πάντα τὰ ῥήματα τῆς ζωῆς τούτης die Lehre Christi zu verstehen

ſey: es iſt eben das, was Kap. XIII, 26. ὁ λόγος οὗτος ἀπεστάλη ἡμῖν. Was der Ueberſ. v. 37. vorſchlägt, um Lucä Erzählung mit Joſephs Berichte Antiquit. V, 28. XVIII, 1. zu vereinigen, ſind Behelfe, die man eben ſo wenig, ohne der Wahrheit Abbruch zu thun, annehmen darf, als Hrn. Strodhs Gedanken über Euſebii Kirchengeſchichte II, 11. Joſeph, der faſt ein Jahrhundert ſpäter lebte, kann ſich ja eben ſowohl, und eher geirrt haben, als ein gleichzeitiger Zeuge Lukas, und den Paulus bey ſeinen Nachrichten von der evangeliſchen Geſchichte leitete; wie auch der Ueberſ. ſelbſt am Ende geneigt iſt anzunehmen.

Kap. VI, 1. eine gute Anmerkung des Ueberſ. von den Ἑλληνισταῖς, griechiſchredenden Juden. Es iſt falſch, was der Verf. in der Note V. 9. nach dem Pearſon ſagt, die Libertiner wären Kinder römiſcher Freygelaſſener. Wie Burmann ad Sueton. Claud. Cap. XXIV. zeigt, waren Libertī und Libertini einerley, römiſche Freygelaſſene; nur führten ſie dieſe verſchiedne Namen in verſchiedner Beziehung. Und die hier genannten Libertiner waren nach dem Joſeph. Antiquit. XII, 1. gefangene Juden, die nachher von den Römern die Freyheit erhalten hatten.

Kap. VII, 10. Ἔδωκεν αὐτῷ χάριν καὶ σοφίαν heißt in der Umſchreibung „ſeine daſelbſt bewieſene Weisheit und Frömmigkeit.“ Es ſollte heißen: „Gott machte Joſeph durch ſeine Weisheit dem Pharao beliebt.“ Den 16ten Vers wiſſen wir, wir geſtehen es, mit der Wahrheit durchaus nicht zu vereinigen, und können dem Verf. und Ueberſetzer nicht Beyfall geben, wenn ſie die Worte, τοῦτο τὸν ἐν Συχὲμ ἐμνήσθη durch neben dem Grabe, das Jakob nachher von den Kindern Hemors kaufte, überſetzen. Warum ſoll denn nicht Stephanus geirrt haben, oder die Stelle längſtens von Abſchreibern verdorben ſeyn? Bey V. 18. hätte die wahrſcheinlichere Meynung Marshams können angemerkt werden, daß der erſte König von den Hykſos oder Hirtenkönigen, die die eingebohrnen Aegypter verdrängten, Salatis, eben der ſey, der die Iſraeliten zu drücken anfieng. Dieſer wußte nichts von Joſeph. Andere halten die Hykſos für die Iſraeliten. V. 20. „Moſes war ein fein Kind vor Gott.“ Vielmehr er war ein überaus ſchönes Kind, diuinitus venuſtus. P. ſetzt in die Umſchreibung: „er wurde durch eine beſondere göttliche Vorſehung erhalten; er ſcheint alſo gratus Deo, wie die Vulgata überſetzt, verſtanden zu haben. Aus Jablonſkis Remarks

phus Illustrato Frf. ad V. 1731. hätte über V. 43. etwas Richtigers können gesagt, und bemerkt werden, daß man übersetzen müsse: „Ihr truget die Hütte Molochs und das Bild eures Gottes Remphan.“ V. 45. διαδεξάμενοι hat Luther unrecht verstanden, und unser Verfasser, wie vieles, gar nicht ausgedrückt. „Welche Hütte unsre Väter, die sie von ihren Vätern erhalten hatten, mit Josua ins Land brachten.“ Im folgenden Verse heißt ἐυρεῖν σκήνωμα, nicht eine Hütte finden, sondern bauen. V. 52. übersetzt P. οἱ διαταγὰς ἀγγέλων durch, „feyerlich vom Himmel.“ Eigentlich ists, in Gegenwart der Engel, inter ordines angelorum.

Kap. VIII, 20. Sehr schwach ist die Umschreibung, und gar nicht der Ausdruck eines im Affect Redenden. „Behalt dein Geld; deine Habsucht und deine Liebe zum Gelde wird dich noch unglücklich machen. Das Griechische sagt: in malam rem abi cum tuo argento. „Verdammt seyst du mit deinem Gelde, daß du glaubst, Gottes Gabe könnest du für Geld kaufen!“ V. 23. sollte übersetzt seyn: „denn ich sehe, daß in die bittere Galle, und daß du von der Ungerechtigkeit gefesselt bist.“ Du hast Feindschaft gegen Gott und ein böses Herz. V. 26. „daß er den Weg von Jerusalem nach Gaza, besonders nach der einsamen Wüste von Judäa zu, nehmen sollte.“ Der V. verbindet die letzten Worte des Verses unrichtig mit ὅδ᾽: sie gehen auf Gaza, „welche Stadt jetzt wüste ist.“ Es gab nämlich ein gedoppeltes Gaza in Syrien. Palästogaza war von Alexander dem Großen zerstöret worden, und fast leer von Einwohnern. Man s. Wesseling ad Diod. Sic. L. XIX. p. 381. V. 23. ἡ κρίσις αὐτῦ ἤρθη, „er ist losgesprochen, von aller Schuld frey erklärt worden.“ Unser Verf. giebts: „während seiner Erniedrigung, wo er als ein Mensch auf Erden lebte, hat man ihn auf die ungerechteste Weise gemißhandelt, und ihm kein Recht wiederfahren lassen.“

Wir sind nur wenige Kapitel durchgegangen, und haben doch schon so viel anzumerken gefunden, daß, wenn wir unsere Erinnerungen fortsetzen, und nur aus der ganzen Apostelgeschichte, oder gar noch aus andern Büchern, aller vom Uebersetzer unbemerkt gebliebene Fehler anzeigen wollten, wir das Maaß einer kurzen Anzeige weit überschreiten würden. Doch wir glauben, unsere Leser von der Beschaffenheit und dem Werthe des Werks, wovon wir geredet, hinlänglich unterrichtet zu haben. Es war, nach unserm Urtheile, wie so viele Werke der Ausländer, die wir Deutsche übersetzen, keiner Ue-

versetzung werth. Die guten Anmerkungen des Uebersetzers sind noch weit seltener in den Briefen der Apostel, wo sie doch nöthiger waren, als in der Apostelgeschichte.

Cl.

Prüfung der Religion nach Schrift und Vernunft. Zweyter Theil. Von den Lebenspflichten, oder der Sittenlehre der heil. Schrift, in Betrachtungen zu Erbauung seiner selbst von einem Layen aufgesetzt. Halle, bey Gebauer, 1777. 14 Bog. gr. 8.

Im Ganzen müssen wir hier eben das Urtheil fällen, was wir schon bey Recension des ersten Theils dieser Betrachtungen ausgesprochen haben. Bey den vielen Spuren des Selbstdenkens und eines redlichen Herzens, die man in diesem Buche antrifft, kann man's dem Verf. zu gute halten, wenn er als Laye nicht immer mit der Schärfe beobachtet und erklärt, auch nicht so richtig und gründlich exegesirt, wie man's von einem Manne, der ein Theolog von Profession ist, billig verlangen würde. Dagegen ists wirklich angenehm, wenn man hie und da auf solche freymüthige Urtheile und sichere practische Bemerkungen stößt, die man in vielen weltberühmten Schriften hochgelahrter rechtgläubiger Theologen vergeblich suchen muß. Der Verf. empfiehlt überhaupt Liebe und Toleranz mit vieler Wärme des Herzens, und dringt bey aller Gelegenheit auf eignes Nachdenken und freye Untersuchung der Wahrheit. Wir wollen doch zum Beweis eine Stelle aus dem Beschlusse dieses Buchs hier abschreiben und sie unsern orthodoxen und heterodoxen Lesern zur weitern Beherzigung bestens empfehlen. S. 213. heißt es: „Die Schrift sagt: prüfet alles, und das Gute behaltet. Gott hat uns den Verstand gegeben, daß wir ihn auf solche Art gebrauchen sollen. Wenn ich mir nun von drey Selbstständigkeiten oder drey Personen in einem göttlichen Wesen eine Vorstellung machen soll, weil ich diese Lehre für einen offenbaren Widerspruch halte; so fällt mir allemal des Herrn von Holberg komische Erzählung ein, da er in seiner unterirdischen Reisebeschreibung vorgiebt: in der Unterwelt wären Menschen, die viereckichte Augen hätten, und denen alles viereckicht vorkäme; weilen sie aber in Ansehen stünden, so verlangten sie von denjenigen, so runde Augen hätten, wenn sie eine Ehrenstelle haben wollten.

wollten, daß sie beschwören sollten! eine runde aufgestellte Scheibe sey viereckicht, weil sie solche dafür ansähen (schön! passend! man denke doch hier an die Beschwörung der symbolischen Bücher, die noch hie und da verlangt wird). Der Verstand läßt sich nicht zwingen, und ob ich wohl glaube, daß viele Gottesgelehrte sind, die drey Personen in einem göttlichen Wesen glauben, weil aber davon nichts in der Schrift steht, und es der Vernunft widerstreitet, so kann ich diese menschliche Lehre nicht glauben, so sehr sie auch den Beyfall des Alterthums und der größten Gottesgelehrten vor sich hat. (Recht so, mein guter redlicher Lade! fahre nur fort zu forschen, du wirst noch mehr menschliche Meynungen, noch mehr dogmatischen Sauerteig finden.) Und so ist es auch mit der Lehre vom heil. Abendmahle beschaffen, durch welche die traurige Spaltung zwischen der lutherischen und reformirten Kirche entstanden ist, obgleich die Gottesgelehrten der lutherischen Kirche nunmehr selbst eingestehen, daß die Meinung der Christen der ersten drey Jahrhunderte die Lehre der Reformirten gewesen sey, (wird noch nicht so allgemein eingestanden, als der Vers. es glaubt.) Gewiß, Lutherus, wenn er die Erkenntniß und Einsicht in die Kirchenväter, wie sie jetzt ist, gehabt hätte, würde mit Freuden aus Liebe zur Wahrheit von seiner vorgefaßten Meinung abgegangen seyn. Nicht ohne Betrübniß habe ich manchmal vernommen, daß lutherische Geistliche, wenn Reformirte auf ihrem Krankenbette das h. Abendmahl von ihnen verlangten, sie solches um deswillen den Kranken abschlagen und ihn hülflos gelassen, weil sie in diesem Punete nicht einerley Meinung mit ihnen hätten. Wie stimmt dies mit der Liebe, die der Heiland bey Stiftung des Abendmahls so ernstlich anbefohlen hat? u. s. f." Ja wohl kann man in diesem und vielen andern Fällen fragen: wie stimmt das mit der christlichen Liebe? Nur Schade, daß die strenge Eiferer immer in ihre Schlupfwinkel zurückweichen, wenn man ihnen mit dieser Frage zu nahe tritt. Sie glauben sogar nach der christlichen Liebe zu handeln, und Gott einen Dienst zu thun, wenn sie Leute verfolgen, die mit ihren runden Augen nicht sehen können, daß eine runde Scheibe viereckicht sey. — Uebrigens kann Recens. auf sein Gewissen und aus neuern Erfahrungen in seiner Gegend bezeugen, daß es wirklich solche lutherische Geistliche, noch dazu vom ersten Range, giebt, die darum einem reformirten Kranken das Abendmahl verweigern, weil dieser nach seiner Ueberzeugung an die Worte in, mit

und unter nicht glauben kann. Traurige Erfahrungen, wenn werden sie aufhören!

Die erste Betrachtung über des Menschen Natur und Beschaffenheit der Leibes- und Seelestäfte, und die zweyte über den Fall der ersten Eltern, haben dem Recensenten am wenigsten gefallen. Der Verf. bleibt in Absicht des Falles völlig bey der buchstäblichen Erzählung Mosis, und bey der gewöhnlichen dogmatischen Erklärung. Nur hat er die besondere Meinung, daß die ersten Eltern noch vierzig Jahre in der ersten Unschuld im Paradiese gelebt, auch nicht eher Kinder gezeugt haben. Es ließe sich hiegegen manches erinnern, wenn wir Lust hätten, unsern engen Raum mit solchen unfruchtbaren Untersuchungen anzufüllen. Wir wollen uns eben so wenig bey den folgenden Betrachtungen über die Sünden und Laster, und über unsere verschiedene Pflichten und Tugenden, aufhalten; sondern nur kurz anmerken, daß wir vorzüglich gute practische Anweisungen in der sechsten Betrachtung, die von Wiedergebuhrt, Buße und Bekehrung handelt, gefunden haben; ob gleich auch hier manches besser hätte bestimmt, und manche Schriftstelle richtiger erklärt werden können. Auch ists an sich ein guter Einfall, wenn der Verf. in der eilften Betrachtung Tugenden und Laster gegen einander über stellt, um die Vorzüglichkeit eines tugendhaften Lebens zu zeigen. Ein Sittenlehrer, der Scharfsichtigkeit und Selbstkenntniß genug besitzt, muß auf diesem Wege viel Gelegenheit zu fruchtbaren Untersuchungen und zur Empfehlung der Tugend und Sittenlehren finden.

Q.

2. Rechtsgelahrheit.

Corpus iuris ciuilis, Codicibus veteribus manuscriptis et optimis quibusque editionibus collatis, recensuit *Georgius Christianus Gebauer*, I. C. et post eius obitum editionem curauit *Georg. Aug. Spangenberg*, Goetting. apud Dieterich. 1776. 7 Alph.

Hier

Hier wäre denn also endlich der erste Theil eines Werks, das seit seiner Ankündigung von dem juristischen Publicum mit der äußersten Sehnsucht erwartet, und das, seitdem es endlich erschien, vom Recensentenvolk so einmüthig angestaunt, von einigen im Präconentone gelobt, von andern so flach, seicht und schief beurtheilt worden ist, daß der verständigere Leser schon längst ohne Zweifel auf ein genaues, unpartheyisches und gründliches Urtheil gewartet hat. Wir wollen uns bemühen, dieser Erwartung ein Genüge zu thun; mit welchem Erfolge, das mögen Kenner entscheiden.

Wer von den Vorzügen oder Mängeln, dem Werthe oder Unwerthe dieses ersten Bandes, und von den Verdiensten, welche Gebauer, Köhler und Spangenberg sich dabey erworben haben, gründlich urtheilen will, der muß *Gronouii* historiam Pandectarum authenticam, Lugd. Bat. 1685. et cum notis *Conradi* Hal. 1730. *Brencmann* historiam Pandectarum Traiect. ad Rhen. 1722. und *Gebaueri* narrationem de Brencmanno, Goett. 1764. gelesen haben, und zugleich die Taurellische, Haloandrinische, Charondasische, Baudozische, Ketwenische, und andere vorzügliche Editionen mit Variänten vor sich haben, um die nöthige Vergleichungen anstellen zu können. Recensent besitzt diese Bücher sämmtlich, und wäre also in so weit ad causam legitimiret.

Doch näher zur Sache. Der oben hergesetzte Titel geht, wie man sieht, nicht bloß auf den ersten Band, welchen wir bis jetzt nur erhalten haben, sondern stellt den allgemeinen Titel des ganzen Werks vor.

Wenn es übrigens auf diesem Titel heißt: et *optimis quibusque* editionibus collatis, so lassen wir dieses zwar von den Institutionen, wo Otto vorgearbeitet hatte, gelten, und Herr P. Spangenberg mag es auch wohl bey dem Codex, den Novellen, ꝛc. erfüllen. Aber von den Pandecten läßt es sich nicht behaupten; wie nachher an seinem Orte gezeiget werden soll.

Das Format ist Medianquart, die Lettern sowohl im Texte, als in den Noten schön geschnitten und scharf, der Druck sehr sauber. Kurz von Seite der typographischen Schönheit kommen wenige in Deutschland gedruckte Bücher dem gegenwärtigen bey. Nur das Papier könnte besser seyn. Es ist nicht egal, und durch den ganzen Band gleich gut. Der Verleger versprach den Pränumeranten weißes Schreibpapier; aber er hat nicht völlig Wort gehalten. Recensent hat Exemplarien

ten gesehen, in denen fast der dritte Theil planirt werden mußte, weil er statt Schreibpapiers ins weißem Druckpapier bestand.

Auf das Titelblatt folgt eine Dedication an den König von England in des Verlegers Namen; dann ein Specialtitelblatt zu diesem ersten Tom, und darauf eine Vorrede von Hr. P. Spangenberg auf drey Blättern, worin er hauptsächlich von dem, was versprochen, und was geleistet worden ist, Nachricht giebt.

Billig hätte H. P. Spangenberg in dieser Vorrede dem Leser die Erklärung des von Gebauer gebrauchten Zeichens ‖ ‖ geben sollen. Denn, wenn man das Corpus Juris aufschlägt, und diese Zeichen bald gar nicht, bald selten, bald häufig erblickt: so weiß man nicht, was man daraus machen soll. Man sucht also in der Vorrede Belehrung, und findet keine. Zu wissen ist also, daß zu Florenz über jedem Gesetz der Name des Juristen, das Buch und dessen Zahl befindlich ist. Haloander hingegen hat zuweilen den bloßen Namen des Juristen, zuweilen auch das Buch und dessen Zahl. Um nun anzuzeigen, wo das letztere bey Haloandern fehle, gebrauchte Gebauer die oben bemerkte Zeichen. Aber mit dem 19sten Buche der Pandecten hören diese Zeichen ganz auf. Davon wird S. 519. in der zweyten Note folgende Ursache angegeben:

Cum Haloander nunc parcissimus esse incipiat in memorandis libris ICtorum, signa hactenus vsurpata ‖ ‖ quibus ea inclusi, quae in Haloandri rubris desunt, rursus omittenda esse credidi: sane ad vnumquodque rubrum, si quid praeter ICti nomen in Norica adiit, monebo; vbi nihil monitum est, ibi in eadem praeter ICti nomen nihil legi sciat. B. L. GEB. Wer ist aber gleich so glücklich, auf diese Note zu stoßen? Also dieser Punkt hätte in der Vorrede, oder in einer andern allgemeinen Anzeige erläutert werden sollen.

Der Vorrede folgen die Institutionen. Sie sind mit einem eignen Titelblatte versehen, auf dessen Rückseite ein Register der Institutionentitel stehet; so wie sie auf einander folgen, nicht nach alphabetischer Ordnung. Dieß ist ein Fehler, worüber auch nachher bey den Pandecten zu klagen seyn wird. Das folgende Blatt enthält Haloanders und eines Unbekannten Vorrede, welche letztere vor der Cujacischen Edition, vom Jahr 1585. stehet. Nach dieser Edition nemlich sind die Institutionen abgedruckt. In den Noten findet man Varianten, critische

critische Noten und Sacherklärungen. Die Varianten sind aus dem Otto genommen. Man hat aber die Haloandrinische Lesarten, welche Otto nicht bemerkt hatte, zugesetzt. Ein Bauer glaubte dadurch seiner Edition einen ansehnlichen Vorzug zu verschaffen. Allein, nicht zu gedenken, daß der Haloandrinische Text schon mehrmals abgedruckt ist, so ist bey dieser Variantensammlung die erforderliche Accurateſſe nicht beobachtet worden. Schon in dem ersten Bogen finden sich mehrere Stellen, wo die Haloandrinische Leſeart nicht bemerkt ist. Die folgenden Bogen zu conferiren, hat Rec. sich nicht überwinden können. Also einige Proben aus dem ersten.

Gleich in dem Anfang des Prömium stehet im Text: et Princeps Romanus victor existat, non solum in hostilibus proeliis. Bey dem Haloander aber heißt es: et Princeps Romanus non solum in hostilibus praeliis victor existat. Diese Verschiedenheit ist nicht bemerkt.

Im §. 6. prooem. steht: tres praedicti viri prudentes, Haloander lieſt: tres viri prudentes praedicti.

Im Lib. 1. Tit. 2. §. 1. heist es im Text: id ipsius civitatis proprium est. Aber Haloander hat: id ipsius proprium civitatis est. Beyde Varianten sind nicht angezeigt. Man sage nicht, die Variante ist unwichtig, besteht in einer bloßen Versetzung der Worte. Es ist doch immer eine verschiedene Lesart, und von der Gattung, wie sie bey Haloander häufig vorkommen, auch an andern Stellen, sowohl in diesen Institutionen, als in den Pandecten angemerkt sind.

In demselben Titel steht §. 3. im Text: Constat autem ius nostrum (12) aut ex scripto, aut ex non scripto (13) dagegen heißt es bey Haloander: Constat autem ius nostrum, quo utimur, aut scripto, aut sine scripto. Also sind hier drey Varianten 1) die zugesetzte Worte: quo utimur 2) scripto statt ex scripto und 3) sine scripto statt ex non scripto. Die erste ist unter n. 12. und die dritte unter n. 13. bemerkt, aber die zweyte fehlt. Mithin glaubt nun jeder, die Stelle laute bey Haloander also: Constat autem ius nostrum, quo utimur, aut scripto, aut sine scripto; da doch das ex bey Haloander fehlt.

Im 4. Titel pr. steht im Text: quia non debet calamitas matris ei nocere, qui in ventre (5) est. In der angezeigten fünften Note ist bemerkt: Hal. utero, welches falsch ist; dann auch Haloander liest hier ventre. Wenn es hingegen bald darauf im Text heißt: sufficit enim ei, qui in

ventre eſt: ſo findet ſich keine Variante angemerkt, und hier lieſt doch Haloander utero ſtatt ventre. Im §. 1. dieſes Titels ſteht im Text: non officit *illi*. Haloander hat ei. Auch dieß iſt nicht angezeigt.

Wer alſo glaubte, daß er in den Noten den wahren Haloandriniſchen Text fände, der würde ſich irren.

Die Anmerkungen ſind aus den ältern Commentatoren, **Coſta, Maxcilius, Muretus**, Otto ꝛc. genommen. Hier und da hat auch **Gebauer** ein Scherflein beygetragen. Am beſten wäre es geweſen, daß man dieſe Anmerkungen ganz weggelaſſen hätte. Dann man hat doch nichts ganzes darin, und die Proportion dieſer Noten gegen die Anmerkungen in den Pandecten iſt ſo wenig beobachtet, daß die Pandecten neben den Inſtitutionen, wie eine magere Kuh neben einer fetten, ſtehen. Wenigſtens hätte die Auswahl beſſer ſeyn ſollen. Wer wird z. E. wenn er im Proömium der Inſtitutionen lieſt: Princeps Romanus per legitimos tramites calumniantium iniquitates expellens, wer wird da eine Erklärung des Worts calumniantium verlangen? Gleichwohl findet man dieſe in der beygeſetzten Note: qui per fraudem et fruſtratiqnem alios vexant litibus L. 233. pr. D. de V. S.

Den wahren Urſprung der querelae inofficioſi, die verſchiedenen Etymologien des Worts ſuus heres, hört man in allen Vorleſungen über die Inſtitutionen. Von dieſen Dingen alſo hätte S. 135. der Inſtit. nichts ſollen geſagt werden.

Wir gehen zu den Pandecten. Auf ihrem Specialtitelblatte ſtehen die Worte: ad Pandectas Florentinas fideliter expreſſi, et cum editione Norica et *vulgata accurate* collati. Das letzte iſt unrichtig, wie nachher bewieſen werden ſoll. Auf das Titelblatt folgen: Die Taurelliſche Dedication und Vorrede, und auf einem ganzem Blatte die dem Florentiniſchen Buchhändler Lorenz Torrentin vom Pabſt, Kaiſer und den Königen in Frankreich und England ertheilte Druckprivilegien. Zu welchem Endzweck und Nutzen dies geſchehen iſt, ſehen wir nicht ein.

Dann folgt: Index librorum et titulorum Digeſtorum nach der Ordnung der Bücher und Titel; aber wieder kein alphabetiſches Regiſter. Dieß iſt ein Hauptmangel; dann die Ausgabe kömmt doch manchem in die Hände, der ein ſolches Regiſter nicht entbehren kann. Indeſſen könnte dieſem Mangel im folgenden Bande noch abgeholfen werden, wenn dort etwa am Ende des Werks ein allgemeines alphabetiſches Regiſter

gister aller Titel angehängt würde. Und dieß muß billig geschehen. Wir führen dieß deswegen an, weil wir hören, daß der Verleger nicht Willens ist, es zu thun.

Nun folgt die Haloandrinische Vorrede, und das vor dem Florentinischen Manuscript befindliche Epigramm, worauf die Justinianische Constitutionen de conceptione et confirmatione Digestorum kommen. Endlich gelangt man zu den Pandecten selbst.

Hier müssen wir die allgemeine Anmerkung machen, daß sowohl in den Institutionen als Pandecten oben auf der Columne nur die Zahl des Buches und Titels, und nicht zugleich die Ueberschrift oder der Inhalt des Titels angegeben ist. Dieß ist ein so wesentlicher Mangel, daß Rec. nie das Buch ohne wahren Unwillen ansieht, wann er ihn erblickt. Man hätte dem Leser eine so große Bequemlichkeit verschaffen können, ohne Mühe, ohne Kosten, und hat es nicht gethan; das ist wirklich unverantwortlich. Wer auch im Corpus Juris gut bewandert ist, hat doch nicht die Zahl eines jeden Titels im Kopfe. Er weiß indessen ungefähr, in welcher Gegend jeder steht, und welches die benachbarte Titel sind; kann also, wenn über den Columnen die Rubriken der Titel stehen, leicht finden, was er sucht. Jetzt, da diese Rubriken fehlen, muß er oft lange suchen. Aber Gebauer soll sein eigner Richter seyn. In seiner narrat. de Brenkmanno S. 60. sagt er vom Simon van Leeuwen und dessen kostbaren Edition folgendes: Fuit vir doctus et laboriosus, cui adeo multum debet nostra ars. Sed haec ipsa laborum, vt verisimile est, moles effecit, ut tanta cura et industria non praefuerit splendidae illi editioni, quantam ea meretur. Videtur oscitantia Editoris cum elegantia chartarum typorumque certasse. Vt et ipse hoc aliquo indicio firmem, *constet omnibus*, in suprema paginarum regione cuilibet literarum columnae inscribendas esse *titulorum rubricas*, quod illud *non commodum modo sit*, sed et in illa nostra per eas allegandi textus consuetudine *perneceſſarium*. In ista eximia editione per XXI. libros Digestorum priores, inscriptionis loco, nil, praeter librorum titulorumque numeros, legitur. Tandem *insigni* hoc *naevo* animadverso, circa finem libri XXII. p. 325. rubricam *de testibus* atque ita ordine reliquas addi coeptum est. Nun urtheile ein Jeder, wer will, ob Gebauer die mindeste Entschuldigung für sich habe; zugleich

zugleich aber, ob nicht bey diesen Umständen ein alphabetisches Titelregister unumgänglich und doppelt nöthig sey.

Aber genug davon. Wir wollen tiefer in die Beschaffenheit der Pandecten hineingehen, und untersuchen, was der Herausgeber geleistet hat. Der Billigkeit nach kann man von Niemand mehr verlangen, als er versprochen hat. Gebauer ist von seinem in narrat. de Brenkmanno gegebenem Ideal, besonders in Absicht der Gothofredischen Noten, wegen der damit verbundenen großen Arbeit und Mühe abgegangen, und hat in dem Avertissement, das er im Jahr 1770. publicirte, weniger versprochen, als man nach jenen ersten Gedanken erwarten konnte. Wir wollen also dieß Avertissement zum Grunde legen, und Stück vor Stück durchgehen.

Gebauer versprach darin a) genuinam literam Florentinam, cum lignis Taurelliorum, geminationibus et permutationibus elementorum. Dieses ist, wenn man Text und Noten miteinander verbindet, geliefert. Nur muß man nicht glauben, als ob der Text genuinam literam Florentinam enthalte. Nein. Im Texte stehen die Worte so, wie sie vermöge einer angenommenen Gemination, oder vermöge einer Vertauschung der Buchstaben lauten müssen, und in den Noten sind die Buchstaben, wie sie im Florentinischen Manuscript stehen, mit den Bemerkungen der Taurelle, welche Buchstaben zu geminiren oder zu vertauschen seyn, angeführt, z. E. im L. I. §. 6. D. nautae caupones steht im Florentinischen Manuscript cuiasalnumforeceperint. Nun ist in diesem Manuscript zwischen den Worten kein Raum gelassen; sondern eins hängt dicht am andern. Ferner müssen manche Buchstaben darin doppelt gelesen werden, und manche sind verwechselt; z. E. b steht statt v. Das g statt c ꝛc. Taurell aber ließ die Worte absetzen, er ließ auch die zu geminirende und die zu vertauschende Buchstaben, aus Versalschrift setzen, wenn das Wort aus der Currentschrift gesetzt war, und umgekehrt, diese Buchstaben mit Currentschrift, wenn die andern aus der Versalschrift waren. Also in dem angeführten Exempel ließ er setzen: CVIVs ALVVM FOre CEPERINT. Und damit deutete er an, das s und die Sylbe re müsse doppelt, folglich die ganze Stelle also gelesen werden: cuius saluum fore receperint, Gebauer aber läßt gleich in dem Text setzen cuius saluum fore receperint, und führt in der Note an, wie Taurell die Stelle hat abdrucken lassen. In demselben Gesetz steht zu Florenz nauigularius: Taurell läßt drucken

ck.n navi Gulariis zum Zeichen, daß der Buchstabe g statt des c gebraucht ist. Gebauer läßt gleich in den Text setzen nauicularius, und führet in der Note die Taurellische Buchstaben an.

Ob dies heiße; genuinam literam Florentinam liefern, wollen wir andern zu beurtheilen überlassen. Unserm Ermessen nach hätten die Worte gedruckt werden sollen, wie sie in dem Florentinischen Manuscript stehen, und in den Noten hätten die geminationes et permutationes elementorum angeführet werden sollen. Der Prätext, daß ein Anfänger auf diese Art leicht hätte irre gemacht werden können, gilt bey uns nicht viel. Denn das ganze Werk ist für den ersten Anfänger nicht, und die Noten hätten ihn leicht zurecht geholfen.

Aber Gebauer ist auch nicht einmal in dieser Art von Noten ohne Fehler. Von mehreren Beyspielen, die uns aufgestoßen sind, wollen wir nur Eines, wegen eines besondern Umstandes anführen. L. 1. D. de hered. instit. fängt zu Florenz an: QVI TESTATOR, und es muß gleichwohl heißen: Qui testatur. Gebauer sagt in der Note, Taurell hätte drucken lassen können: testatOr. Können? Und Taurell hat wirklich: TESTATOR, welches eben so viel ist. Herr Spangenberg setzt deswegen zu: Imo, quod monet Gebauerus, aperte fecit Taurellius, habens: TESTATOR. Das war wirklich zuviel Höflichkeit. Besser die Gebauerische Note ausgestrichen.

Auch sehen wir nicht ein, warum Gebauer, da er genuinam literam Florentinam versprach, die Zahl des Buchs eines jeden Juristen, woraus die Gesetze in den Pandekten genommen sind, mit lateinischen Ziffern, und nicht, wie im Florentinischen Manuscript geschehen ist, das Zahlwort mit Buchstaben ausgedrückt hat. Taurell hat dieses genau beobachtet. Gebauer hätte dies um destomehr thun sollen, da ein großer Theil der Brenckmannischen Noten sich auf diese Zahlworte beziehet. Z. E. S. 225. n. i. Taur. habet *vicensimo sexto*, sed hic et in L. 3. vicesimo scriptum. Litera s autem istic solummodo est suppleta et quidem antiqua. BR. *Istic* hoc est, in L. 3. hoc inde colligo, quod Brenkmannus in exemplo typis destinato s in L. 1. deleri, in L. 3. non aeque. GEB. Das verzweifelte Istic! Von dergleichen unbedeutenden Kleinigkeiten wimmelts gleichwohl in den Noten. In dem Florentinischen Manuscript steht meistentheils *vicensimo*, gar selten *vicesimo*.

Bey

Bey dieser Gelegenheit müssen wir noch einen offenbaren Fehler, welchen Brenkmann begangen hat, und der nicht verbessert worden ist, anmerken. L. 1, de condict. ob turpem vel iniustam causam hat die Rubrik:

Paulus libro X 1) ad Sabinum

und in der dazu gehörigen Note 1) stehet: Taur. in ipso textu *vicesimo* et in margine *vicensimo*, quod a manu subantiqua factum est. BR. Das ist falsch. Taurell hat im Text richtig *decimo* und am Rande *vicensimo*. Dieses sey zur Probe. Denn wer mag alle Fehler, deren eine ungeheure Menge in den Noten steckt, aufsuchen.

Niemand glaube also, daß ihm, wenn er das Gebauerische corpus iuris hat, die Taurellische Pandecten entbehrlich seyen. Denn die Taurellische Paragraphen, Zeichen und Interpunktionen fehlen ihm noch immer, weil Gebauer in diesem Stücke die Leeuwenische Ausgabe zum Grund gelegt hat.

Gebauer versprach b) omnes editionis Noricae siue Haloandri diuersitates accuratissime annotatas. Schon Brenkmann hatte einige Varianten aus dem Haloander gesammelt. Gebauer wollte die Variantensammlung vollständig machen, und conferirte die Haloandrinische Ausgabe aufs neue, setzte auch hinter jede Variante entweder BR. oder GEB. Wozu diente dies? Raum und Papier hätte zu etwas bessern verspart werden können. Es macht auch einen Mißstand in den Noten. Aber Gebauer hatte noch nicht alle Varianten gesammelt. Herr P. Spangenberg unternahm daher vom fünften Buche der Pandecten an, eine dritte Collation. Wäre dies nicht geschehen, so würden unzählige Varianten mangeln. Und doch ist noch manches übersehen. Nur einige Beyspiele. Im L. II. §. 2. D. ad SC. Trebell. hat Haloander adit statt adiit; — vt (sicubi euenerit) statt: vt sicubi euenerit; — restituere hereditatem sibi statt restituere sibi hereditatem. Im L. 27. §. 15. eod. si eidem legatum *fit*, statt si eidem legatum *esset*. An die verschiedene Orthographie z. E. quotiens, quoties; dumtaxat, duntaxat; adulescens, adolescens; extitit, exstitit; heres, haeres; optulit, obtulit; comprehensum, compraehensum, welche bald bemerkt, bald ausgelassen ist, wollen wir nicht denken.

Also auch Haloanders Ausgabe bleibt dem Critiker noch allezeit unentbehrlich; einmal, weil, wie gesagt, nicht alle ihre Varianten hier bemerkt sind. Aber auch fürs andere deswegen, weil man sich aus den stückweise angeführten Varianten

sianten in weitläuftigen und verwirrten Stellen den ganzen Z
sammenhang nicht recht deutlich vorstellen kann: und fü
Dritte darum, weil die Haloandrinischen Interpunktionen nic
angeführt sind. Und diese sind doch von den gewöhnlichen, d
Gebauer angenommen hat, gar sehr unterschieden. Wir wo
len eine Probe davon hersetzen. L. 3. D. de eo, qui pro t
tore ist bey Gebauern so interpunctirt: Quaero, an
qui cum tutor testamento datus esset, et id ipsum ign
raret, pro tutore negotia pupilli gesserit quasi tutor: a
quasi pro tutore negotia gesserit, teneatur? Respondi
non puto teneri quasi tutorem: quia scire quoque se t
torem esse debet, vt eo, affectu negotia gerat, quo t
torgerere debeat. Bey Haloandern aber also: Quaero, a
is, qui cum tutor testamento datus esset, et id ipsum ign
raret, pro tutore negocia pupilli gessit: quasi tutor, a
quasi pro tutore (negotia gessit) teneatur? respondi
non puto teneri quasi tutorem: quia scire quoque se t
torem esse debet, vt eo affectu negotia gerat, quo t
tor gerere debet.

Die Verschiedenheit dieser Interpunctionen führt ei
ganz verschiedene Erklärung des Gesetzes mit sich, und gleic
wohl findet sich in den Noten hier so wenig, als anderwär
das mindeste davon bemerkt.

Gebauer versprach c) vulgatam lectionem infinitis i
locis a Brenkmanno cum Taurelliana et Haloandrina coll.
tam; also nicht alle Varianten der vulgatae; kaum der sechs
Theil von den bekannten ist es, was Gebauer giebt. W
finden nicht nöthig, Beweise anzuführen, da jeder, der m
die Gothofredische Edition mit Noten besitzt, auf allen Blä
tern Beweise in Menge finden kann. Wenn doch die Gebau
rische Edition nur den Vorzug hätte, daß man darinn alle b
kannte Varianten zusammen anträfe! Sie würde sich dadur
allen Kennern mehr, als in ihrer jetzigen Gestalt empfehle
Warum erwarb sich nicht Gebauer solidam illam laudem, w
von er in narrat. de Brenkmanno schreibt: Erunt fort
inter posteros, qui et haec Blaubommiana, Stephaniana, He
uagiana, quae multi et ipse Brenkmannus per aliquod ten
pus cum Haloandrinis confuderunt, Vintimilliana, rel
qua, colligent in vnum, quibus hanc laudem solidam re
linquere malim, quam Brenkmanni vestigia in hac re s
qui, pauciss imis locis exceptis, vbi res ipsa istorum mi
minisse flagitabat.

Weit

Meiner d) wollte Gebauer liefern: plurimorum MSS. varias lectiones a Brenkmanno in locis difficilioribus inspectorum a me (Gebauero) ex eiusdem collatione MSS. reuisas et suppletas. Die codices hat Brenkmann in seiner historia Pandectarum beschrieben. Aber bey den einzelnen Gesetzen, wo er diese codices conferiret hatte, meldete er nur überhaupt: so viele codices haben diese, so viele haben jene Lesart. Gebauer glaubte, diese in solle gegebene Nachricht sey den Regeln der Critik zuwider, und gab sich daher die ansägliche Mühe, aus den Brenkmannischen Manuscripten ausfindig zu machen, welche Manuscripte so, und welche anders lasen. Und damit raubte sich der gute Mann die Zeit zu nützlichern Arbeiten an seinem Werke. Ob übrigens die Berichtigung dieses Punctes nicht zur Mikrologie gehöre, das mögen andere entscheiden. Wir wenigstens, die wir doch die codices nicht nachlesen können, und auf Brenkmanns Wort glauben müssen, haben ihm wenig Dank dafür.

Aber Gebauer versprach e) variantes codices Rehdigeriani ad Digestum nouum. Unter allen diesen Varianten haben wir keine von Wichtigkeit gefunden, welche nicht schon bekannt gewesen wäre.

Ferner wollte Gebauer geben f) Brenkmanni notas ad 50. libros Dig. perpetuas, in quibus omne id *sanctissime* comprehensum est, quidquid a Brenkmanno, comite et adiutore Abbate Saluinio, ex ipsis membranis Hetruscis est obseruatum. Hr. Prof. Spangenberg macht hierbey die bedenkliche Anmerkung: Notae Brenkmanni sunt perpetuae, *sed nontiquam tales, quales ipse ad Digesta conscripserat*, verum selectae ex illis et summa religione exceptae, vt Gebauero integrum iuris ciuilis corpus edituro *conuenies videbatur*. Dies ist durchaus nicht zu billigen. Wir wissen zuverlässig, daß der beste Schatz der Brenkmannischen Noten ungedruckt geblieben ist, weil Gebauer im seinem hohen Alter der Sache überdrüßig war, und die Herausgabe des corporis iuris noch bey seinem Leben vollendet zu sehen wünschte. Nun waren Brenkmanns Noten zum Druck nicht präpariret; also wurden dann nun in der Geschwindigkeit Excerpte daraus gemacht. Sie betreffen größtentheils Varianten, und die im Florentinischen Mspt. gemachten Veränderungen. Selten findet sich eine zur Erklärung der Sachen dienende Anmerkung.

Gebauer

Gebauer verſprach g) Notulas Corn. a Bynkershoek et Car. Andr. Dukeri ineditas. Jene gehen vom 12ten Buche der Pandecten bis zum 2ten Titel des 35ſten Buches. Dieſe vom 12ten Buche bis zum 3ten Titel des 22ſten Buches. Beyde enthalten Kleinigkeiten, und waren des Druks kaum werth. Bey den berühmteſten und zweifelhafteſten Geſetzen findet man nichts befriedigendes. Z. E. bey L. 13. §. 1. de pigner. act. ſteht nichts, als: in hoc §. Niellius diſput. feud. III. Coroll. ſub lit. K legit: at in commodato venit et cuſtodia. Noodtio igitur praeuenit. BYNK. *Ad in commodato* adſcriptum erat meo exemplari ante annos plus centum. DVK. Bey L. 57. D. mandat. iſt angemerkt: vid. Iac. Gothofr. animaduerſiones C. II. BYNK. Bey L. 69. D. pro ſocio ſteht: Ante de Toullieu hanc legem illuſtrauit Lanas a Coſta, cuius diſſertatio in h. l. ſubiecta eſt vtriqne commentario, et ad *Inſtitutiones* et *ad Decretales*. DVK. De verborum *a negotio dimitteret* ſententia agit etiam Rud. Fornerius II. rer. quotid. 3. DVK. Was in Bynkershoeks Noten ſteht, trifft man faſt alles ſchon in deſſen Obſervationen an, und die Noten ſind daher entbehrlich, Z. E. bey L. 16. de cond. cauſ dat. (wo noch dazu Gebauers Allegat IV. 24. falſch iſt, und geleſen werden muß VI. 24.) Man ſehe auch die vierte Note ad L. I. de vſur. wo eine Anmerkung vom Bynkershoek ſtehe, die weitläuftig in ſeinen Obſervationen enthalten iſt.

Endlich wollte Gebauer h) liefern: Notulas etiam ſuas paſſim adiectas. In dieſen Nötchens findet man meiſtens nichts als Remiſſionen auf ganz bekannte kritiſche Schriftſteller, welche die Stelle erklärt haben. Nachdem die Hommelſchen Amanuenſes ihren Patron durch das ſo genannte Corpus iuris cum notis variorum verewiget haben, ſo waren alle dieſe ohnehin ſehr unvollſtändige Noten überflüßig und unnöthig. Wer glauben wollte, daß Gebauers Noten nach der Probe, welche er in ſ. Diſſ. ad tit. D. de optione vel electione legata gab, eingerichtet ſeyen, würde ſich ſehr irren. Man ſchlage nur dieſen Titel in dem corp. iuris auf, und vergleiche damit die Diſſertation. Einigemal hat auch Gebauer in ſeinen Noten einen Verſuch mit Geminationen gemacht, ſo wie es ihm gelegentlich bey dem Durchleſen eingefallen iſt. Denn ſonderliche Mühe hat er ſich dabey nicht gegeben, wie wir mit einem merkwürdigen Beyſpiele beweiſen wollen. In L. 1. §. 47. de O. I. ſteht: ſed plerumque iudicibus *ipſi* ſcribebant.

bant. Haloander lieſt ipſis. Gebauer in ord. inſtit. Excurſ. I. p. 182. ſagt: man könne hier more Taurelliano leſen; ipſi Scribebant — Gut und ſchön! Aber warum iſt dieſe Emination bey dieſer Stelle im corp. iuris ausgelaſſen?

Die Gothofrediſchen Noten ſind ganz weggeblieben, da doch zuvor Gebauer den Vorſatz gefaßt hatte, den Kern herauszuziehen. Wir vermiſſen dieſe Noten ungern, und glauben gewiß, daß der Mangel derſelben dem Debit des Buchs ſehr nachtheilig ſeyn wird. Ein practiſcher Juriſt kann aus den Noten, die jetzt da ſtehen, wenig Troſt holen, und den critiſchen Juriſten befriedigen ſie eben ſo wenig. Gebauers Verdienſte um das Corpus iuris alſo ſind geringe. Das Gute und Brauchbare, was dieſe Ausgabe an ſich hat, hat man dem unermüdeten Fleiße Hrn. Prof. Spangenbergs zu danken, von welchem wir vielleicht auch die Brenkmanniſchen Obſervationen und Noten vollſtändig erhalten. Hätte doch Gebauer den Gedanken fahren laſſen, das ganze Corpus iuris herauszugeben und wäre bloß bey den Pandecten ſtehen geblieben! Vielleicht hätte er da eher etwas Ganzes geliefert.

Aber, wird vielleicht mancher denken, nun haben wir doch genuinam literam Florentinam, und brauchen nicht mehr das Florentiniſche Manuſcript nachzuſehen, weil Brenkmann es von Anfang bis zu Ende, von Geſetz zu Geſetz, von Sylbe zu Sylbe, von Buchſtaben zu Buchſtaben mit der Taurelliſchen Ausgabe verglichen hat, und dieſes Geſchenk iſt doch vieles werth. — Ja wohl, wäre vieles werth, wenns da wäre! Man glaubt gemeiniglich, daß Brenkmann in Geſellſchaft mit Salvini eine ſolche Collation vorgenommen habe. Aber wir glauben es nicht. Wahr iſt, ſie haben 14 Monathe über der Vergleichung zugebracht, täglich 3 Stunden Vormittags. Aber rechne die Feſttage in Italien ab, Feſtivitäten, Kopf- und anderes Weh, Diſcurſe, Viſiten, übles Wetter. Wie viel wird von den 14 Monathen übrig bleiben? Anfänglich mochte Brenkmann dieſen Vorſatz haben; allein wir glauben, ſelbſt in ſeiner hiſtor. Pandect. S. 383. u. f. gefunden zu haben, daß er ihn nicht ausgeführt hat. Nur die pudenda des Florentiniſchen Codex, wo nämlich die Correcturen, Raſuren u. d. ſind, hat er in Augenſchein genommen, und ſtatt der Hauptſache, einer treuen integralen Collation des Manuſcripts mit der Taurelliſchen Edition, machte er mit Salvini Reflexionen über mancherley Nebendinge. Unſre Anklage klingt hart, alſo zum Beweis! Wer Bücher vom Anfang bis

zu

zu Ende vergleichen will, fängt doch von forne an, nicht wahr? Aber nun thue man nur in die Constitutiones Iustiniani praefatorias einen Blick, und sehe, was selbst Gebauer in den Noten nicht verbergen kann. Es ist bekannt, daß Lorenz Theodor Brenck in seiner historia Pandectarum authentica dem Taurel in diesen constitutionibus s. epistolis Iustiniani viele große und wichtige Abweichungen vom Florentinischen Codex Schuld gab. Man sollte also glauben, daß Brenkmann jeden Fehler berichtiget, und den Leser außer Verlegenheit gesetzt haben werde. Aber weit gefehlt! Wer muß nicht unwillig werden, wenn Gebauer selbst sagt: En! litem nonnisi literae Pisanae inspectione finiendam. (Was hilft uns also Brenkmanns Collation?) Brenkmannus hic tacet. Miror hic Brenkmanni silentium etc.

Aber noch ein zweyter Beweis. Unter den Brenkmannischen Papieren fand Gebauer schedulam ad Saluinium. In seiner narrat. de Brenkmanno giebt er davon folgende Nachricht: Denique in horum voluminum vno in manus incidit nihil tale opinantis Schedula manu BRENKMANNI scripta et hoc titulo: *Denuo conferenda in Pandectis Florentinis*, insignita, in cuius margine postquam et SALVINII manum adscriptaque aliquoties figla P. F. agnoueram, esse eandem Collationum Florentinarum insigne supplementum, facile agnoscebam. Nempe postquam BRENKMANNVS ex Italia redux, suasu BYNKERSHOEKII inter alias veteres celebresque editiones etiam *Hugonis a Porta* duas contuliſſet, animaduertit, ibi nonnullas lectiones laudari, vt e *Florentinis Pandectis* petitas a se in *aduersariis* non annotatas. Fidebat merito summae diligentiae a se et SALVINIO in magno opere nauatae, hominem tamen se esse meminerat, adeoque ista et nonnulla alia sibi ipsi dubia loca in schedula, quam dixi, notata, dubio procul Florentiam misit, SALVINIVS vero rursus collato celeberrimo codice, quod absque noua Magni Ducis venia fieri vix potuit, veram lectionem ad singula dubia pauciſſimis in margine, et vbi hic iam occupatus literas non admisit, in calce dubiorum Brenkmannianorum adscripsit. Ego sane statim suis vbique locis ista omnia reposui.

Diese schedula ist in den Noten hier und da allegirt, und giebt den unumstößlichsten Beweis, daß Brenkmann das ganze Florentinische Mspt. nicht collationirt hat. Nur Ein Exempel.

Im Tit. der Pandecten quod falso tutore stehen bey Haloandern der L. 4. und 5. in verkehrter Ordnung, und Hugo a Porta setzte in seinen Editionen vom J. 1550. und 1551. an den Rand, daß diese Inversion sich in P. F. so finde. Als Brenkmann nach seiner Zurückkunft dieses las, schrieb er deshalben an Salvini, weil er nicht wußte, daß Hugo a Porta diese Haloandrinische Variante fälschlich auf die Reichnung der Florent. Pandekten gesetzt hatte. Nun sage uns einer, wie hätte Brenkmann einen Augenblick ungewiß seyn können, wenn er die Collation, so wie man insgemein glaubt, angestellt hätte? Wie hätte er eine solche Versetzung übersehen können? Also ist es außer Zweifel, daß Brenkmann seiner Collation nicht traute; also auch offenbar, daß sie nicht so genau und sorgfältig gewesen ist, als man bisher geglaubt hat.

Christiani Gottlieb Riccii Repertorium locupletissimum in Io. Frid. Pfeffingeri corpus iuris publici i. e. Vitriarium illustratum vniuersum etc. *Editio secunda reuisa et a mendis expurgata.* Francof. apud Varrentrapp. 1776. 3½ Alph. in 4.

Druck und Papier dieser zweyten Ausgabe könnten besser seyn. In wie weit sie verbessert und von Fehlern gereinigt sey, können wir nicht sagen, da wir weder Zeit noch Lust haben, eine Vergleichung mit dem Werke selbst anzustellen. Warum aber ist noch Niemand auf den Gedanken gekommen, Pfeffingers Buch zu suppliren und zu continuiren? Dieß wäre ein nützliches Unternehmen. Aber freylich, Leute, die Fähigkeit und Neigung haben, mit Pfeffingers Fleiß und Gelehrsamkeit zu arbeiten, sind selten.

Catechetische Unterweisung in den vornehmsten Rechtsmaterien, und einigen andern Lehren, die sich damit verbinden lassen. Zum Gebrauch der Unterthanen und Schulen Deutschlands. Nebst einem Anhange, welcher eine Nachlese für die Fürstl. Anhalt-Cöthnische Unterthanen und Schulen enthält. Erster

ster Theil, von F. G. A. Lobethan, außerordentlichem Professor der Rechte zu Zerbst. — Lemgo, im Verlag der Meyerischen Buchhandlung. 1777. 124 S. in 8.

Wenn in unserm lieben deutschen Vaterlande etwa ein Mann von einiger Wichtigkeit gelegenheitlich den Gedanken hinwirft, daß dies und jenes Ding geschrieben werden könnte oder sollte, und kein großer Aufwand von Genie nöthig ist, das Ding zu schreiben: husch, so sind ein halb Dutzend Federn in Bewegung, und schreiben das Ding wirklich. So geht z. E. mit den juristischen Catechismen. Seit kurzem sind drey bis vier geschrieben worden; und ob wir gleich keinen Wahrsagergeist haben, wie die Magd in der Apostelgeschichte; so getrauen wir doch zu prophezeyhen, daß in den nächsten zehn Jahren deren noch ein Dutzend geschrieben werden wird. Des Nutzens aber von allen wird vielleicht so wenig seyn, daß ihn eine Mücke auf dem Schwanz wegtragen kann, wie Meister Säuberlich sagt. Wenn solche Tissotische Anweisungen fürs Landvolk noch etwas gutes stiften sollen: so müssen sie nur die allgemeinsten, und dabey höchst practischen Rechtsregeln, vornehmlich aber auch Cautelen für den gemeinen Mann enthalten, wie er Processe vermeiden soll. Alles andere, dergleichen dann sehr viel in gegenwärtigen Bogen stehet, dient ihm zu nichts, weil ers nicht verstehet. Auf Schulen können diese Anweisungen auch nichts helfen: denn entweder will der Schüler ein Jurist werden, oder nicht. Im ersten Falle lernt er die Grundsätze der Rechtsgelehrsamkeit doch nachher besser und gründlicher. Im letzten ist dessen, was er aus dem juristischen Catechismus auf der Schule gelernt hat, so wenig, und er vergißt noch dazu so viel wieder davon, daß der Ueberrest gar nichts heißt, gar nichts nützet.

Der Verf. gestehet, er habe das meiste aus dem Jacobischen und dem zu Leipzig erschienenen Versuche in diesem Fache genommen. Er habe es berichtiget, deutlicher gemacht, mit Zusätzen bereichert, und in katechetische Form gebracht. Die Deutlichkeit ist indessen noch lange nicht von dem Grade, daß der gemeine Mann das Buch verstehen könnte. Statt zuzusetzen, hätte er weglassen sollen. Kurz, wir wissen nicht, wem und wozu auch dieser Catechismus eigentlich dienet.

Zusätze zu des Herrn Regierungsrath Vangerows Entwurf des Wechselrechts, nach den Grundsätzen der preussischen Staaten. Halle, 1775. bey Lehmann. 207 S. in 8.

W. G. Vangerow Erzählungen und Anmerkungen über den Entwurf des Wechselrechtes, nach den Grundsätzen der preussischen Staaten. Halle, bey Hemmerde. 1776. 64 S. in 8.

Der anonymische Verf. der ersten dieser Schriften ist ein in seinem Fache wohl verstirter Mann. Er glaubte, daß der Vangerowische Entwurf des Wechselrechts kein so deutlicher, gründlicher und vollständiger Unterricht für den Anfänger, und kein so brauchbares Handbuch für den Kunstverwandten sey, als man verlangen könne; nahm sich daher vor, es durch diese Anmerkungen zu berichtigen, zu erläutern und brauchbarer, gemeinnütziger und vollständiger zu machen.

Hr. Regierungsrath Vangerow hat in seinen eigenen Anmerkungen ebenfalls Zusätze und Berichtigungen gegeben. Zuweilen sucht er dem in jener Schrift gemachten Critiker zu begegnen; oft aber hat er auch Anmerkungen des anonymischen Verfassers benutzt, und in seine Schrift aufgenommen. Uebel ist es, daß man nun genöthiget ist, in Wechselsachen drey Bücher bey jeder Materie nachzuschlagen, den Vangerowischen Entwurf, und diese gedoppelte Anmerkungen; und es wäre zu wünschen, daß, in so weit es möglich ist, aus diesen drey Schriften Ein Ganzes gemacht würde.

Vg.

Anton Balth. v. Walther — juristisch-historische Betrachtungen über die Geschichte vom Leiden und Sterben Jesu Christi, darinnen die merkwürdigsten von den vier Evangelisten beschriebenen Umstände dieser Geschichte aus den Römischen, wie auch Jüdischen Rechten und Alterthümern erläutert werden, nebst einem Vorbericht von dem politischen

tischen Zustande der Juden unter der Römer Bothmäßigkeit, und einem doppelten Anhang I. von den mit und ohne Grund dem Pilato in diesem peinlichen Processe vorgeworffenen Fehlern, II. von den hieher gehörigen untergeschobenen Gerichtsacten. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Breslau, 1777. 368. S. in 8.

Dieses mit vieler Gründlichkeit, einer ausgebreiteten Literatur, und sorgfältiger Genauigkeit geschriebene Werk, aus welchem sowohl Rechtsgelehrte als Gottesgelehrte sich auf eine nützliche und angenehme Weise erbauen können, ist unsern Lesern aus der im J. 1738. erschienenen ersten Ausgabe bereits bekannt. Wir begnügen uns also mit der bloßen Anzeige und aufrichtigen Empfehlung desselben um so mehr, da wir in dieser Ausgabe keine beträchtliche Veränderungen wahrgenommen, und selbst die Schreibart nicht dem Geschmack unsers Zeitalters gemäß abgeändert worden ist. Auch die neuere diesen Gegenstand betreffende Schriften sind gänzlich übergangen, z. E. Walthers unter Geh. Rath Hofmann in Tübingen vertheidigte Streitschrift *de coniungendo cum studio iuris SS. Theologiae studio*, und der Beweis, daß die, welche Christum gekreuziget, Westphälinger gewesen, und eben so hätte unter den medicinischen Schriften *Richter* de morte *crucis* besonders verdient angeführt zu werden.

Herzoglich Sachsengothaische vermehrte und verbesserte Gerichts- und Proceßordnung, welche auf Befehl des Durchlauchtigsten Herzogs und Herrn Herrn Ernst des zweyten, Herzogs zu Sachsen ꝛc. verfasset, und in dem Herzogthum Sachsengotha zur allgemeinen Nachachtung bekannt gemacht worden. Im Jahr 1776. Gotha, ohne Eingang und Register, 503. S. in 4.

Ein neuer Beweis unsers auf die Gesetzgebung aufmerksamen Zeitalters, dem wir nicht nur wegen seiner wich-

zigen Vortheile überhaupt, sondern auch wegen seiner vorzüglichen Güte, viele Nachfolger wünschen. Gotha hatte zwar schon von Herzog Ernst I. im Jahr 1670. eine Gerichts- und Proceßordnung erhalten, von welcher Rec. die Ausgabe von 1704. vor sich liegen hat; und diese ist durch verschiedene nachher erlassene Verordnungen und Mandate verbessert und verändert worden; jedoch haben verschiedene Mißbräuche den regierenden Hrn. Herzog veranlaßt, diese neue Ordnung verfertigen zu lassen, deren Anfang auf den 9ten Sept. 1776. bestimmt ist, bey welcher zwar die Altenburgische Proceßordnung von 1744. zum Grunde gelegt worden; welche aber doch viele neue vortreffliche Verordnungen enthält. Im Ganzen ist der Plan der ältern Proceß- und Gerichtsordnung beybehalten worden, da wie in jener, also auch in dieser neuen der 1ste Theil vom ordentlichen Proceß, der 2te von einigen besondern Processen; der 3te vom Criminalproceß, der 4te von den Pflichten der Unterobrigkeiten bey Verwaltung der Justiz handelt; aber in der Zahl und Vollständigkeit der Kapitel, durch die angehängte Advocaten- und Taxordnung, welche in der ältern nur das 14te und 16te Kapitel des 4ten Theils ausmachen, noch mehr aber in der Ausführung selbst ist das neuere Gesetzbuch gar sehr verändert und verbessert. Wir wünschten sehr, unsern Lesern vieles von dem guten Vorrath merkwürdiger Gesetze aus dieser Ordnung aufzuführen, wenn uns nicht der Raum unserer Blätter zu viel einschränkte, aber doch einiges wenige anzuführen, können wir uns nicht enthalten.

Nach 1 Th. 1. Kap. §. 16. soll den Advocaten, wann die Güte durch ihre Zurede, Vermittelung und gethane Vorschläge verfängt, für die zur Güte gehaltene Termine und Vorstände im ordentlichen Proceß jederzeit das doppelte der gewöhnlichen Gebühr, auch wann die Sache weit aussehend, oder sehr wichtig gewesen, wohl das dreyfache und vierfache, nach Ermäßigung des Richters, zu liquidiren nachgelassen seyn. Nach Kap. 2. §. 1. soll ein Vormund, es sey dann in Sachen, da eine geständige Schuld ausgeklaget, und weder vom Schuldner etwas eingewandt, noch von einem Dritten eine Priorität gesucht wird, nicht befugt seyn, für sich litem zu reassumiren, oder eine neue Klage anzustellen, oder sich auf eine gegen ihn als Vormund gerichtete Klage einzulassen, und soll von einem Unterrichter bey 10. Rthlr. Strafe weder eine solche litis Reassumtion, oder neue Klage angenommen, noch auf eine gegen den Vormund eingerichte Klage etwas verfügt werden,

den; sondern es soll im Fall der litis Reassumtion, oder wenn der Vormund verklagt wird, der Unterrichter die Acten nebst Bericht an die Regierung und Obervormundschaft einsenden; im Fall einer neuen Klage aber der Vormund vor Anstellung derselben zuförderst eine speciem facti, mit Beyfügung der zur Sache dienenden Urkunden und Nachrichten, bey gedachter Regierung überreichen, und darauf Erlaubniß, oder nach Befinden andern Verhaltungsbefehl erwarten: auf gleiche Weise soll es in Ansehung aller Universitäten und Gemeinden gehalten werden. Nach Kap. 4. §. 1. soll kein Advocat oder Procurator oder sonst jemand zur gerichtlichen Handlung für einen andern zugelassen werden, er bringe dann von demselben alsobald, und gleich bey seinem ersten Vortritt, genugsame Gewalt. Nach Kap. 8. soll künftig in processu ordinario gar keine Widerklage, und folglich auch keine Caution dieserwegen Statt finden; sondern es hat Bekl. dißfalls seine Nothdurft bey den Exceptionibus in der Conventionssache zu beobachten. Den Eid vor Gefährde kann der Richter, wenn er es für gut findet, nach Kap. 18. §. 1. von einen oder dem andern Theil oder deren Advocaten fordern. Auch der Beweis durch briefliche Urkunden muß nach Kap. 24. §. 1. innerhalb der Beweisfrist geschehen. Kap. 30. §. 1. ist die Verschickung der Acten an Auswärtige untersagt, ausgenommen, wann sie beyde Parthien verlangen, und die Sache den Richter selbst einigermaßen angeht, oder Lesterung und Oberleuterung eingewandt worden ist. Im 32sten Kap. ist auf die Fälle, wo nicht ein Definitivurtheil im processu ordinario vorhanden, eine mündlich oder schriftlich bey der Regierung einzulegende, von der Appellation unterschiedene Provocation gestattet, bey welcher lediglich keine Formalität, als die Einwendung innerhalb zehn Tagen, erforderlich ist. Wann ein Client durch seines Advocaten Betrug oder Nachläßigkeit verkürzt worden: so wird er ohne vorhergehenden Proceß breui manu in integrum restituirt, der Advocat aber, ausser der Ersetzung der auf das Restitutionsgesuch verwandten Kosten, wegen einer bloßen Nachläßigkeit in 10. Rthlr. wegen eines Betrugs zu 4 Wochen Gefängnißstrafe condemnirt, und hat sich der Sache gänzlich zu enthalten. Die vorzüglichste Verbesserungen glauben wir im 57sten Kap. vom Concursprocesse bemerkt zu haben, welches in Artikel abgetheilt ist, denn Ueberschriften wir hieher setzen wollen. I. Wenn ein Concursproceß zu eröffnen. II. Von der Edictalcitation, Berichtigung der Concursmasse, Pflegung der Güte, und

wie bey geringen Concursmaſſen zu verfahren. III. Wie bey ſtärkern Concursmaſſen ferners zu verfahren. IV. In was für Ordnung bey entſtandenem Concurs die Gläubiger zu befriedigen, und von Diſtribution der Concursmaſſe. Hier werden zuerſt diejenigen angeführt, welchen als Eigenthümern etwas extra concurſum vor andern Gläubigern zu verabfolgen iſt; ſodann vier Claſſen von Gläubigern, welche theils nach den Regeln des gemeinen Rechts, theils nach der natürlichen Billigkeit geordnet ſind; der Liedlohn kommt nur von 3 Jahren her in die erſte Claſſe, die Rentabgaben ohne Einſchränkung von Jahren. Wenn aber ein Beamter ſie, ohne ſeine Diligenz erweiſen zu können, zu ſehr hat aufſchwellen laſſen, ſo muß er ſie der Concursmaſſe wieder erſetzen; wer auf ein bewegliches Pfand Geld geliehen, und das Pfand in Händen hat, muß es zwar wieder zur Maſſe geben; aber von dem daraus erlöſten Geld wird er mit Capital, Intereſſen und Zinſen in der erſten Claſſe befriediget. In der zweyten Claſſe kommen, der Zeitordnung nach, die gerichtlich beſtätigten Unterpfänder; diejenigen, welchen ihrer Forderung halber die gerichtliche Hülfe und Einweiſung zuerkannt iſt; wiederkäufliche Zinſen, welche gerichtlich conſentirt und confirmirt ſind; die ſtillſchweigenden Hypotheken der Eheweiber und ihrer Erben, wegen des Eingebrachten aller herrſchaftlichen Caſſen und Einnahmen im Vermögen ihrer Verwalter, der Unmündigen, piorum corporum und Gemeinden im Vermögen ihrer Vormünder und Pfleger, wogegen aber alle übrige ſtillſchweigende Unterpfänder abgeſchafft ſind; in die dritte Claſſe kommen die perſönlich privilegirten Gläubiger, nehmlich alle herrſchaftlichen Caſſen, wegen der Strafgelder und anderer zuvor nicht erwähnter Forderungen, die Alimenten und Ziehegelder; in die letzte Claſſe alle übrige gemeine Schulden. Schuldner, welche culpa lata oder dolo um das ihrige gekommen, kommen mit dem ganzen Willkommen im erſten Fall Lebenslänglich; im andern auf einige Jahre ins Zuchthaus.

Doch wir müſſen nun den übrigen Inhalt ganz kurz anzeigen. Der 2te Theil handelt e) von Sachen, welche ohne Weitläuftigkeit zu erörtern ſind; 2) vom Executivproceß; 3) vom Wechſeln und Wechſelproceß; 4) vom proceſſu poſſeſſorii ſummariiſſimi; 5) vom Inhibitivproceß, und 6) vom Proceß des Conſiſtorii. Der 3te Theil vom Criminalproceß beſtätigt den Inquiſitionsproceß; nur in groben Verbrechen wird, nicht zur Anklage, ſondern dazu ein Fiſcal beſtellt, und

dasjenige, was der Inquisit in seinen ad acta gegebenen Schriften, durch Verdrehung des vormals gethanen Geständnisses und der Zeugenaussagen, boshafte Antastung des richterlichen Amts und Verstringirung des Proceſſes, widerrechtlich vorgenommen, darzustellen. Im 2ten Kap. §. 1. sind vortreffliche Vorschriften von Beschaffenheit der Gefängnisse; im Kap. 4. §. 5. wird mit Aufhebung der übrigen allein das forum delicti anerkannt. Cap. 6. enthält schöne Regeln von Einrichtung der Inquisition. Nach des 9ten Kap. §. 3. werden in großen und Capitalverbrechen Zeugen zugelassen, die sonst ganz verworfen sind. Z. E. die noch nicht zwanzig Jahre erreicht haben; wir besorgen, daß dieses nicht überall Beyfall finden möchte. Die Folter ist im 10ten Kap. als ein nothwendiges Uebel, aber mit vieler Vorsicht, beybehalten worden. Vor Vollstreckung der Urthel muß nach Kap. 12. das hochnothpeinliche Halsgericht gehalten werden, dessen Formalien S. 374. ff. beschrieben werden.

Die angefügte Advokatenordnung enthält in 31 §§. Verordnungen von der Anzahl, Annahme, Amt, Pflichten, Bestrafung, Gebühren, und deren Liquidation und dem Amt der Advokaten. Die Taxordnung handelt 1) von den in den Gerichten vorfallenden gemeinen Sachen. 2) Von den actibus voluntariae iurisdictionis. 3) Von den bey der iurisdictione contentiosa und in Proceſſen vorkommenden Expeditionen. 4) Von Hülfs- und Concurssachen. 5) Von den Untersuchungen, Inquisitionen und Verrichtungen in peinlichen Sachen. 6) Von den Advokatengebühren. 7) Von den Gebühren der Amts- Raths- und Gerichtsdiener, und 8) von den Nachrichtersgebühren. Endlich folgen sehr brauchbare Register über alle diese Ordnungen.

Karl Emanuels, Königs von Sardinien, Geſetze und Verordnungen, ein überaus treffliches Werk, welches zu Bildung guter Weltbürger sonderlich nutzet, und alle Theile der Rechtskunde schönstens beleuchtet; nach der wälschen und französischen Ausgabe übersetzt von Dominicus Ziegler, Augsburg. 1777. 600 S. in 8.

Von

Von dem Geschmack des Uebersetzers können unsere Leser aus der weitläuftigen Aufschrift dieses Buchs sich einige Vorstellung machen, und wer sie noch genauer haben will, der lese die Zuschrift. Die Uebersetzung ist übrigens gut und fließend; ob sie eben so richtig und getreu seye, können wir in Ermangelung des Originals nicht entscheiden. Von dem innerlichen Werth dieses Gesetzbuches, welches von Karl Emanuel den 7ten April 1770. publicirt worden, zu urtheilen, tragen wir billig Bedenken, und begnügen uns, nur einiges unsern Lesern zur Nachricht auszuzeichnen. Das erste Buch enthält meistens Policeygesetze, welche die Religion betreffen. Nach tit. 8. Kap. 6. soll ein Jude, der eine Schmachrede wider unsern Heyland, oder seine jungfräuliche Mutter, oder wider einen Heiligen oder sein Bildniß ausstößt, mit dem Tod bestraft werden. Nach Kap. 8. sollen die Juden nie mit Gewalt zur Taufe gezwungen, noch die Kinder wider ihrer Eltern Willen getauft werden; nach Kap. 9. soll niemand die Juden mit Werken oder Worten beleidigen; Kap. 10. soll kein aus dem Judenthum bekehrter Christ mit den Juden heimliche Gemeinschaft und vertrauliche Gespräche halten; nach Kap. 13. stehen die Juden, sowohl in bürgerlichen als peinlichen Sachen, unter der Bothmäßigkeit jener Orte, wo sie wohnen, Verträge machen, oder Verbrechen begehen. Das zweyte Buch handelt von Obrigkeitspersonen und Gerichten, das dritte vom Processe. Wenn der Beklagte, nach Ausgang der durch die Vorladung bestimmten Zeit, nicht erschienen ist, so soll man ihn ohne weiters für ungehorsam, den Rechtsstreit für befestigt, und die gerichtliche Fragen, auf welche der Beklagte antworten sollte, nach der Wahl des Klägers für bejahet oder verneinet halten. Schrecklich ist die Eidesformul, welche tit. 14. §. 4. vorgeschrieben wird; sie darf auch durch keinen Sachwalter, wenn er auch ausdrücklich Vollmacht dazu erhalten hätte, geschworen werden. Die Berufungen gehen nach tit. 26. in bürgerlichen Rechtshändeln, von den Richtern an den Landvogt, von diesem an den Rath. Das vierte Buch handelt von peinlichen Sachen. Nach tit. 10. soll ein jeder Landvogt oder Richter mit seinem Schreiber, die Gefangene, welche in den Kerkern seiner Gerichtsbarkeit sitzen, alle acht Taze besuchen, und sich erkundigen, wie sie sich befinden, und besonders, ob sie von ihren Fürsprechern genug vertheidigt werden. Die Folter wird tit. XIII. zugelassen in Verbrechen, welche die Galeeren- oder Todesstrafe nach sich ziehen; darf

aber

aber nicht über zwo Stunden dauren; doch wenn der Beschuldigte am andern Tag sein Geständniß wieder zurücknimmt, so ist die Peinigung von neuem vorzunehmen, und soll durch die ganze bestimmte Zeit währen, ohne diejenige abzuziehen, welche unter der vorigen Handlung vergangen ist; im Fall eines neuen Unbestands darf man die Peinigung dreymal, aber nicht öfter brauchen. Wer nur wegen der Mitverbrecher zu peinigen ist, dem soll man keine Strafe androhen; sondern als einem Zeugen in der Sache anderer Leute den Eid auftragen, mit der Ermahnung, niemanden wider die Wahrheit anzugehen, und mit der Vorstellung, daß die Verschweigung der Wahrheit so sträflich sey, als die Vortragung der Falschheit. (Unwahrheit.) Nach tit. XXV. sollen in peinlichen Sachen, da es schwere und greuliche Verbrechen betrifft, diejenige, welche das zwanzigste Jahr ihres Alters erfüllt haben, für volljährig gehalten werden. Nach tit. XXVII. gehört der achte Theil der eingezogenen Güter den Rentbeamten, wie auch der vierte Theil jener Geldstrafen und Vergleiche, die man der Rentkammer oder den Lehenträgern schuldig ist. Nach tit. XXXIV. Kap. 1. sind jene, welche die heilige Bildniss Gottes, der allerseligsten Jungfrau und der andern Heiligen beschädeln, verderben, oder mit Füssen treten, auf die Galeeren oder zum Tode zu verdammen. Der Diebstahl wird mit dem Tode bestraft, wenn er zum vierten- oder fünftenmal begangen worden, und im ersten Fall mit dem vorhergehenden die Summe von 200 Pfund beträgt; wenn gleich der Dieb wegen der vorhergegangenen Diebstähle nicht bestraft worden. Der Diebstahl geweiheter Sachen von einem geweiheten Orte wird immer mit dem Tode bestraft. Die stufenweis vorgeschriebenen Strafen des Diebstahls kann der Rath, so wie es das gemeine Beste erfordert, vergrößern, ja bis auf der Diebe Hinrichtung erstrecken, wenn die Diebstähle mit schwerer machenden Umständen begangen worden. Der Hexerey wird mit keinem Wort gedacht. Das fünfte Buch enthält die Lehren von der Erbfolge mit und ohne Testament, von der Vormundschaft, Verpachtungen liegender Güter, Beschenkungen, Verzichten, Verpfändungen, von Zinslehen, Verjährungen, Vergleichen, Hinterlagen, von öffentlich bewäheten Schreibern und den Aufzeichnern; das sechste endlich handelt von der Obrigkeit der Rechnungskammer, den Kammergütern, Lehen, von der Lehnfreyheit und Lehnbarkeit der Güter, von der Steuerfreyheit wegen der Zahl von zwölf Kindern, von den Erzadern, Flüssen

sen und Bächen, Strassen, Hölzern und Wäldern, von den Vorrechten der Rentkammer, von der Belohnung derjenigen, welche noch unbekannte Rechte zu Vermehrung der Königlichen Erbrenten entdecken, und von Gesetzen wegen der Fremdlinge.

Vom Geiste der Criminalgesetze. Hamburg. 1777. 120 S. in 8.

Eine Schrift, die viele Gedanken und viele Gelehrsamkeit, in gedrängter Kürze enthält; aber noch nicht mit derjenigen philosophischen Genauigkeit geschrieben ist, welche wir bey dieser Gattung von Schriften, vorzüglich fordern. Sie handelt in 28 besondern Abschnitten, vom Rechte zu strafen, von der Strenge und Milde, von der Todesstrafe, Leibesstrafe, Infamie, Verbannung, und Geldbuße, von der Strafe des Mords, der öffentlichen Gewalt, des Diebstahls und Betrugs, der Unzucht, des Ehebruchs, der Sodomiterey und Blutschande, der Nothzucht, der Blasphemie und Zauberey, des Meineyds, des Pasquilles, des Brandes, der falschen Münze, des Hochverraths, der beleidigten Majestät, und des Selbstmords; vom Zusammenlaufe der Verbrechen, von der fiskalischen Anklage, vom Beweise der Verbrechen, vom Urtheil, von der Verjährung der Verbrechen, und vom Rechte der Begnadigung.

Das Recht zu strafen leitet der V. daher, daß einzelne Menschen ihres Rechts zu hassen, zu rächen, zu strafen, und eine äußerliche Gewalt durch ihre eigene zu vertreiben, nachdem sie in gesellschaftliche Verbindung zusammengetreten, sich begeben, und es dem Staat aufgetragen haben; und als Endzwecke, wegen welcher der Staat sein Recht zu strafen, ausüben kann, giebt er diese an, den Verbrecher zu bessern, andere durch die Strafe vom Verbrechen abzuschrecken, und die Gesellschaft vor einem gefährlichen und verleumdeten Verbrecher, in Sicherheit zu setzen. Beydes aber ist nach des Rec. Meynung, wo nicht unrichtig, doch wenigstens nicht genau ausgedrückt. Das Recht zu strafen muß ganz allein darauf gegründet werden, daß demjenigen, der die höchste Gewalt im Staat hat, auch zugleich die Pflicht auferlegt ist, für das Beste des Staats zu sorgen, und alle Gefahr und Schaden von ihm abzuwenden; hat er diese Pflicht auf sich, so müssen ihm auch die Mittel gestattet seyn, dieselbe in Erfüllung zu bringen;

bringen; er muß also auch Strafen wider die Verbrechen ordnen können, durch welche er Uebelgesinnte abhalten kann, daß sie nicht die Sicherheit und das Wohl des Staats entweder unmittelbar, oder mittelbar durch einzelne Glieder stören und beleidigen: und eben daher ist der Hauptendzweck der Strafe nicht Rache und Genugthuung für den Staat oder den Beleidigten, nicht die Besserung des Verbrechers selbst, und dergl. sondern allein die Verhütung mehrerer Verbrechen, oder der Handlungen, wodurch die Wohlfahrt und Sicherheit des Staats gestört und beleidiget wird. Aus diesen Grundsätzen allein wird sich eine richtige Bestimmung der zu bestrafenden Verbrechen, und ein richtiges Verhältniß zwischen Verbrechen und Strafen herleiten lassen; am allerwenigsten aber muß Rache der Endzweck der Strafe seyn; wie der V. S. 8. selbst bekennet, folglich ist es ganz unrichtig, wenn er selbst, wie S. 43. beym Ehebruch geschieht, bey Bestimmung der Strafe die Rache zum Grund legt. Noch unrichtiger wird S. 47. die Strafe der Sodomiterey und Blutschande darnach gemessen, daß dadurch niemand beleidigt werde; Verbrecher dieser Art aber in heutigen gesitteten Ländern einen Abscheu erregen. (Soll denn der Abscheu anderer vor einer gewissen Handlung, der noch dazu nicht allgemein ist, hinlänglich seyn, eine Strafe zu bestimmen, wenn zumal durch jene Handlung niemand beleidiget wird? Muß nicht auch hier der Nachtheil des Staats, in welchem durch diese Verbrechen, die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts gehindert wird, welcher bey einiger Nachsicht leicht ins Große gehen kann, der einzige Maasstab seyn? Daß ein Gotteslästerer deswegen, weil er keine Privatbeleidigung begeht, weil kein Privatkläger da ist, nicht gestraft, sondern nur durch Verbannung aus dem Staat weggeschafft werden soll, ist ganz unrichtig; vielmehr, weil der Gotteslästerer zwar Gott, aber den Staat nicht anders, als entfernter Weise beleidigt, so hat der Staat auch nicht Ursache, dieses Verbrechen hart zu bestrafen. Die Todesstrafen hält der V. in allen Fällen, mit Ausnahme des Mords, für ungerecht; jedoch läßt er sie auch bey dem Attentat eines Mords zu, als z. E. bey einem gewaltthätigen Räuber, bey einem Mordbrenner, der Wohnhäuser anzündet. Von der Verbannung, Infamie und dergl. ist viel Gutes gesagt; aber von Zuchthäusern, Vestungsstrafen und dergl. hätten wir mehr zu lesen gewünscht. Vorzüglich gut ist die Lehre vom Hochverrath und Verbrechen der beleidigten Majestät, und vom Selbstmord

ſtord angeführet. In dem Abſchnitt von der ſyſtematiſchen Anklage wird billig dem Anklageproceß vor dem Inquiſitionsproceß der Vorzug gegeben; aber wenn der V. in Verbrechen, welche Privatbeleidigung enthalten, nur den Beleidigten zur Anklage zulaſſen will, können wir ihm nicht beyſtimmen. Die Folter verwirft der V. S. 103. nur in dem Fall, wo Mitſchuldige zu entdecken ſind, will er ſie beybehalten wiſſen. Die Schreibart des V. iſt gut, und wir verſprechen uns, wenn er mehr feſtes Syſtem, mehr Ueberſicht über das Ganze, mehrere Anordnungsgabe im Plan des Ganzen bekommt, an ihm einen ſehr brauchbaren Schriftſteller zu erhalten.

Vorſchlag und Verſuch einer Verbeſſerung des deutſchen bürgerlichen Rechtes, ohne Abſchaffung des römiſchen Geſetzbuchs, von Johann Georg Schloßer. Leipzig, 1777. bey Weygand, 319 Seiten in 8.

Entwurf der allgemeinen Grundſätze der Geſetzgebung. Frf. u. Lpz. 1777. 188 Seiten in 8.

Daß unſere Geſetze einer Verbeſſerung bedürfen, und daß, ohne dieſe Verbeſſerung, die Fortſchreitung der Menſchen zu höherer Vollkommenheit und Glückſeligkeit nicht möglich ſey, davon iſt der vernünftigere Theil unſers Vaterlands überzeugt. Nur das Wie? iſt die Frage, über deren Beantwortung man ſich noch nicht vereiniget hat, und ſich auch, wahrſcheinlicher Weiſe, noch ſo bald nicht vereinigen wird. Entwürfe ſind bald gemacht; aber ob man bey deren Ausführung unüberwindliche Schwierigkeiten antreffe? ob bey Vorausſetzung unſerer itzigen Sitten, unſerer Denkungsart, Regierungsform, u. ſ. ſ. dieſe Ausführung möglich ſey? ob nicht dadurch Nachtheile entſtehen können, gegen welche das Unheil unſerer Geſetzverwirrung immer noch geringe iſt? dieſe und viele andere Ob fallen vielen unſerer Geſetzverbeſſerer nicht einmal ein; geſchweige daß ſie in ihren Entwürfen gehörig Rückſicht darauf nehmen ſollten. Entweder ſie bilden ſich ein Menſchengeſchlecht, wie ſie es eben brauchen: oder ſie bleiben im Grunde bey den alten Geſetzen ſtehen, ändern nur die äußere Geſtalt, und bilden ſich ein, die Geſetzgebung verbeſſert zu haben. Beyde Irrwege hat Herr

Schloßer

Schlosser in seinem Vorschlage zu vermeiden gesucht. Und er konnte es, da er Rechtsgelehrter und Philosoph ist, und Menschen- und Weltkenntniß genug hat, um einzusehen, welches die Bedürfnisse unserer Zeit in Ansehung der Gesetze sind, und wie ihnen am leichtesten abzuhelfen sey. Da Hr. S. zuweilen überspannte Ideen äußert; und an sich wahre Sätze durch eine ausgedehnte Allgemeinheit sowohl, als durch Verstärkung des Ausdrucks, übertreibt: so erwarteten wir etwas Aehnliches bey seinem Vorschlage. Aber unsere Erwartung wurde zu unserm Vergnügen getäuscht. Der Verf. entfernt sich von denen, welche mit einemmal alle unsere Gesetze abgeschafft, und an deren Stelle ganz neue gemacht wissen wollen, und urtheilt ganz richtig, daß eine solche Verbesserung noch zur Zeit unmöglich sey. Alle Verbesserungen der moralischen Gebrechen der Menschen können nur nach und nach geschehen: und schon deshalb sollte man bey Verbesserung der Gesetze nicht gleich mit einem gänzlichen Umsturze der alten Gesetze anfangen. Einige, welche dieses vorschlagen, oder auch versucht haben, wollen ein vollständiges über alle Gegenstände sich erstreckendes Gesetzbuch an dessen Stelle setzen, so wie Claproth es unternommen hat. Aber ein solches in das kleinste Detail gehende Gesetzbuch würde unerträglich seyn; da es viele willkührliche Verordnungen enthält, die entweder den verschiedenen Verhältnissen der Menschen, die sich doch immer verändern, und dem scharfsichtigsten Beobachter entgehen, angepaßt seyn müßten; oder wenn sie das nicht wären, mehr üble Folgen, als unsere jetzige Gesetze, nach sich ziehen würden. Der bekannte Claprothische Versuch kann hierzu Beyspiele liefern. Andere kommen zwar mit jenen in der gänzlichen Ausrottung der fremden Rechte überein; wollen aber das positive Recht bloß auf das Recht der Natur einschränken. Aber auch ein solches Gesetzbuch würde jetzt große Verwirrung anrichten. Unzählige Dinge, und ein großer Theil des Rechts und Unrechts, beruhen auf der Willkühr der Menschen; auf der andern Seite aber sind die zu entscheidende Fälle zu vielfach, als daß ein Philosoph, durch bloße Entwickelung seiner Grundsätze von Recht und Unrecht, Gesetze hervorbringen sollte, in welchen die Entscheidungsgründe aller der unzählig verwickelten Fälle, die täglich vorkommen, zu finden wären. Das meiste also würde der willkührlichen, einschränkenden und ausdehnenden Erklärung der Richter überlassen werden, wodurch die Ungewißheit und Verwirrung der Rechte erst recht überhand nehmen

nen würde. Ueberhaupt hat die gänzliche Abschaffung des eingeführten positiven, besonders Römischen Rechts, wenn sie auf einmal geschehen sollte, zu viele üble Folgen, als daß sie vor der Hand geschehen könnte. „Denkt man, sagt der V. S. 14, daß die nach römischen Gesetzen seit so vielen hundert Jahren eingerichtete Gerichtshöfe, die nach ihnen unterrichtete Advocaten und Richter, die nach ihnen abgefaßte Verträge, Rechtssprüche, Testamente, Theilungen und Contracte nun auf einmal in eine andere Welt getragen würden; daß die besondern Statuten und Observanzen auf einmal aufgehoben, und alles, was seit so langer Zeit zur Erläuterung der Rechte geschrieben und gedacht worden, unnütze gemacht werden, alle Schöppenstühle, Academieen reformirt, alle Gerichtsstühle in eine neue Form gegossen, und jeder kleine Amtmann oder Dorfschultheis zu dem philosophischen Geiste eingeweyhet werden müßte, der einen solchen Gesetzgeber triebe; denkt man alles das, so wird man gewiß lieber bey dem alten bleiben, als einem solchen Solon, oder soll ich sagen Herostrat? Gehör geben wollen." So ganz unrecht hat der V. nicht; ob gleich diese Anmerkung nur auf diejenigen geht, welche nicht nur das ganze römische Recht verbannen, sondern auch die Gesetze so vereinfachen wollen, daß sie zwar auf ein in ihrem Kopfe gebildetes Menschengeschlecht, nicht aber auf unseres, paßt. Wir können aber nicht umhin hierbey noch diese Anmerkung zu machen, daß auf der andern Seite auch diejenigen, welche zwar nicht ein bloß philosophisches Gesetzbuch im Kopfe haben, aber doch das Römische gänzlich verbannen wollen, wie z. B. Claproth, den größten Theil ihrer Gesetze doch aus den Römischen herleiten, und ebendeshalb den Schaden so wenig heilen, daß vielmehr dadurch, daß in Zukunft bey zweifelhaften Fällen aus dem römischen Rechte dieses oder jenes Gesetz erklärt werden müßte, nach und nach das völlige Römische Recht sein Haupt emporheben, und sich in seine alten Rechte einsetzen würde. — Noch eine Klasse von Rechtsgelehrten giebt es, die ihre neuen Gesetze aus dem alten deutschen Rechten herholen wollen: diesen aber antwortet der V. mit Grunde, daß wir theils nicht mehr dies Volk sind, was wir ehemals waren, theils, daß unsere Verfassungen, Einsichten u. s. w. geändert sind: und wir können hinzufügen, daß es abgeschmackt sey, die Gesetze eines unkultivirten Volks bey einem kultivirten einführen zu wollen, welches sich nach bessern Gesetzen umsieht.

Dieser

Dieser und anderer Gründe wegen urtheilt der V. ganz richtig. „Wenn man unpartheyisch alle Quellen untersucht, aus welchen ein neues Gesetzbuch für uns geschöpft werden könnte: so wird man doch endlich keins finden, aus welcher man sicherer schöpfen könnte, als eben das Justinianische Gesetzbuch, aus welchem alle die Ungewißheit und alle die Unordnung, die nur in unsern bürgerlichen Rechten herrschen, geflossen sind.“

Ehe der V. zu der Vorlegung seines eigentlichen Vorschlags kömmt, legt er sein Glaubensbekenntniß von dem römischen Rechte dem Leser vor Augen, vermuthlich um den Vorwurf der Anhänglichkeit an dieses Gesetzbuch von sich abzulehnen. Er verkennt seine Fehler nicht, vielmehr geht er sie alle durch, und setzt sie ins Licht. Er giebt es zu, daß es bloße ohne Wahl gemachte Collectaneen sind, denen man den Geist des Stubengelehrten, nicht den Geist des Gesetzgebers ansieht; daß es ein unverdauetes Schulsystem sey, was heut zu Tage kein Professor mehr erklären, und kein Richter und Sachwalter mehr lesen mag; was in vielen Stücken höchst unbestimmt, in andern auf Grundsätze gebauet ist, die bey uns wegfallen; wo einerley Sache an vielen Orten, unter mannichfaltiger Gestalt, vorgetragen worden, wie z. B. die Lehre vom Schadenersatz, vom Betrug u. a. einen jeden überzeugen kann. Dies sowohl, als der streitige Sinn vieler Gesetze, und die Vermischung deutscher Rechte mit dem Römischen, hat die Folge gehabt, daß heut zu Tage mehr die Schriften unserer Rechtsgelehrten, als die Gesetze, studirt und gebraucht werden. Der Fehler liegt am Ende am Justinian, der aus den gemachten Collectaneen kein eigentliches Gesetz machte, sondern sie so ließ, und ihnen die Kraft eines Gesetzbuchs gab. Des Verfassers auf den angeführten Gründen gebaueter Vorschlag also ist: daß man da anfange, wo Justinian aufgehört hat; daß man aus der justinianischen Sammlung die Gesetze, die unter so vielen Nebensachen darinnen verborgen liegen, herausziehe, und diesen die gesetzliche Kraft gebe; daß man bey dieser Arbeit das, was wegen einzelner Veranlassung zu sehr bestimmt ist, und was bloß auf Römische Verfassung, Sitten und Einrichtungen sich gründet, weglasse; und nur das, was als Grundsatz zu Entscheidung der bey uns noch möglichen Fälle gebraucht werden kann, beybehalte; bey welchem Verfahren der V. das ganze Corpus iuris auf zehn Bogen

zu bringen sich getrauet. Es ist nicht zu läugnen, daß dieser Vorschlag, wenn er ausgeführt werden sollte, vielen bey Einführung eines neuen Gesetzbuches unvermeidlichen Schwierigkeiten und übeln Folgen nicht ausgesetzt seyn, und doch einen großen Theil der Absichten, die man bey dem Wunsche eines neuen Gesetzbuchs hat, erfüllen würde. Alles gieng seinen alten Gang fort; Lehrer, Richter und Sachwalter brauchten ihre Kenntnisse und Erfahrungen nicht für vergeblich anzusehen; brauchten nicht erst von neuem zu lernen; und doch wäre das Studium der Gesetze leichter; jeder Unterthan würde in Stand gesetzt, die Gesetze zu verstehen, und ohne Gelehrter zu seyn, seine Rechte wissen zu vertheidigen, u. s. f. Denn daß die herausgezogenen Gesetze in deutscher Sprache bekannt gemacht werden müßten, versteht sich von selbst. Um nun die Möglichkeit dieses Vorschlags sinnlich vor Augen zu legen, und zugleich denselben deutlicher zu machen, hat der V. den Versuch mit einigen Materien angestellt, nämlich mit den 4 Lehren von den **Contracten überhaupt**, von **Schenkungen**, vom **Kauf und Verkauf**, und von **Pacht und Miethe**. Aus den Titeln der Pandecten und des Codex, welche davon handeln, hat er nach der obenangeführten Idee die allgemeinen Grundsätze herausgezogen, und dadurch eine Anzahl von mehr als 700 Gesetzen auf 87 gebracht. Diesen ganzen Versuch hat er hier mitgetheilt. a) Die Lehre von **Contracten überhaupt** faßt er S. 35. in 22 Gesetzen, und nun geht er die Titel des Corporis iuris, woraus er sie genommen, nemlich aus den Pandecten die de pactis; quod metus causſa; de dolo malo; de doli mali metusue excepr. und aus dem Codex die Titel: de pactis; de his quae vi metuue; de dolo malo, durch, und nimmt ein jedes einzelnes darinn vorkommendes Gesetz vor, setzt es in deutscher Uebersetzung hin, und fügt jedesmal die dahin gehörigen, zum Beweis seiner Grundsätze dienenden Anmerkungen bey, welche ungefähr auf folgende hinauslaufen: Dies liegt in dem und dem von mir angegebenen Gesetze; dies gründet sich auf römische Verfassung; fällt also weg; dies ist ängstliche römische Wortklauberey; dies versteht sich von selbst; dies ist durch ein ander Gesetz aufgehoben; dies ist bloß Doctrinal und gehört nicht in ein Gesetzbuch; dies ist lediglich aus dem geschlossenen Contracte zu beurtheilen; dies gehört nicht zu dieser Materie; dies ist eine von den allgemeinen Rechtsregeln, die in einem besondern Kapitel vorgetragen werden müßten, und auf deren bessere Ausführung der Verf. an

mehrern

mehrern Orten sehr bringt, weil dadurch eine Menge Gesetze überflüßig würden. Auf eine gleiche Art geht er auch b) die Lehre von den **Schenkungen** durch, S. 125. und zieht auf den Gesetzen der Titel in Pandecten de donationibus, und im Codex de donationibus, de donationibus quae sub modo; und de revocandis donationibus, 13 Gesetze. Eben so verfährt er c) mit der Lehre vom **Kaufe** S. 155. von welchem er die in den Titeln der Pandecten de Contr emt. vend; de in diem addictione; de lege commissoria; de heredit. vel act. vendita; de rescindenda venditione; de periculo et commodo R. V; de act. E. V; und des Codex de Contr. E. V. de heredit. vel act. vend. de rescind. Vend.; Quando liceat ab Emt. recedere; ſi propter publ. penlit. vend. Sine Censu vel reliqu. fundum non comp. posse; de periculo et commodo R. V; de Act. E. V.. ſiquis alteri vel sibi; de reb. alien. de Com. reb. al. und de Pact. inter Emt. et vend. befindliche Gesetze nach der vorhin berührten Art auf 30 reducirt. Bey dem vierten Versuche endlich von **Pacht und Miethe** S. 268. bringt er die Gesetze der Titel in Pandecten de locat. cond. und im Codex de loc. cond. die er gleichfalls einzeln anzeigt, auf 22 Gesetze.

Diese Versuche, die der V. zum Beweis seines Vorschlags gemacht hat, werden gewiß jeden Leser überzeugen, daß derselbe vor vielen andern den Vorzug habe, und in der Ausführung weniger Schwierigkeiten unterworfen sey: und vielleicht werden dadurch Männer, welche über die Gesetzgebung unserer deutschen Länder wachen, erweckt, um so geschwinder das Werk anzugreifen. Es ist auch zu hoffen, daß es auf diese Art eher geschehen wird, als auf eine andere, da dieser Vorschlag unter andern Vortheilen noch einen hat, welchen der V. nicht mit berühret. Es kann nemlich eine gänzliche Umschmelzung unserer Gesetze nur dann geschehen, wenn alle Landesherren in Deutschland darüber einstimmig zu Werke giengen. Hier aber kann es jeder Landesherr allein thun, ohne daß deshalb bey dem Verhältnisse seines Landes zu den übrigen Ländern, und zu dem deutschen Reiche, die geringste Verwirrung zu besorgen wäre. — Wäre nur erst dieser Schritt geschehen, so würden wir uns der Natur um vieles nähern; und dann erst würden nach und nach die Wünsche so vieler edeln Menschen erfüllt werden, welche alles auf die Ordnung der Natur zurück zu rufen, Politik, Oekonomie, Erziehung und Gesetzgebung in eine beständige Harmonie zu bringen sich bestreben. — Mit diesen Männern, mit

denen Physiocraten, redet der V. noch am Ende seines Versuchs; und obgleich Recensent der Meinung des V., als wenn die neuen Bemühungen in der Erziehung auf unsere Zeiten und Menschen noch nicht paßten, nicht beytreten kann, so ist er doch mit dem V. darinnen, daß man bey Verbesserung der Gesetze nur stufenweise fortschreiten müsse, vollkommen einig. Was er darüber sagt, verdient es, daß wir es zum Beschluß beyfügen: „Wenn erst die Staaten wissen, was sie wollen; wenn erst die Regenten das Gesetz der Natur aufmerksamer hören, als ihre Prärogativen; wenn erst Einfalt und Wahrheit und Arbeitsamkeit auch in der Armuth geehrt und geliebt wird; wenn erst der nervenlose Arm der Nationen wieder angestrengt wird; wenn erst Weisheit wieder ihre Stimme erheben und Gerechtigkeit wieder lauter reden kann, als Stolz und Reichthum; wenn brüderliche Liebe und Freundschaft vergiebt und übersieht, und lieber giebt als nimmt; wenn Glanz nicht mehr zum Werthe, und Name nicht mehr zur Ehre gehört: dann kretet auf, und gebt uns — die zehn Gebote; wir brauchen kein ander Gesetz, brauchen dann die nicht! Bis dahin müssen wir uns behelfen; denn Behelf ist es nur, was ich vorschlage; nur erster Schritt, von dem unsre Nachkommen weiter gehen können. Wehe unsern Nachkommen, wenn auch das Gesetzbuch, was ich vorschlage, über hundert Jahre dauert; und wehe uns, wenn wir uns Gesetze aus elysäischen Republiken aufdringen lassen. — Lieber wünschte ich, wir blieben beym Alten. Was soll dem Zwerge ein Riesenschwerdt!“

Daß der V. in manchen dieser Sätze die Sache übertreibe, und von dem Feuer seiner Phantasie hingerissen, sich in ganz andere Welten setze, ist wohl nicht zu leugnen. Eine Welt, wie er sich hier vorstellt, wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht wirklich werden. Denn so sehr sie in der Vollkommenheit fortschreitet; so sehr werden die Menschen Menschen bleiben, und bey der unendlichen Manchfaltigkeit ihrer Neigungen und Gesinnungen, Gesetze nöthig haben, die bey Zusammentreffung dieser verschiedenen Neigungen das Gleichgewicht erhalten. Auch ist gewiß, daß so wenig die Männer, welche jetzo so vortreffliche Erziehungsanstalten machen, Menschen bilden, die, wie sich der V. vorstellt, für andere Welt gar nicht sind; so wenig trauen wir dem enthusiastischen Physiokraten zu, daß er glauben sollte, es würde jemals, auch im Jahre 2440. eine Welt entstehen, wo wir weit den 10. Geboten oder mit dem bloßen Naturrechte auslan-

gen

gen konnten. Doch dem sey wie ihm wolle; so bleibt so vi
von des V. Meynung wahr, daß man bey den tief eingewur
zelten Mängeln unsrer Gesetze, die Verbesserungen nach un
nach vornehmen müsse, um den Schaden zu verhüten, de
eine plötzliche Veränderung nach sich ziehen würde. Und darzu
wir wiederholen es nochmals, ist sein Vorschlag vortrefflich

Da wir einmal von diesem Buch Gelegenheit genommen
haben, über die Gesetzgebung zu reden: so wollen wir zugleich
sehen, was der V. des angezeigten **Entwurfs der allge
meinen Grundsätze der Gesetzgebung** für Vorschläg
thue. Er gehört nicht zu der Parthey derer, welche alle po
sitive Gesetze verbannt wissen wollen. Er will nur, daß di
Gesetze, ob sie gleich positive Gesetze sind, doch aus der Natu
der menschlichen Handlungen hergeholt, und nach den jedes
maligen Verhältnissen der Menschen bestimmt werden sollen
Ueberhaupt hat dieser V. einen ganz andern Standpunkt ge
nommen. Er will nicht sowohl Vorschläge thun, was man
jetzt in Deutschland für Veränderungen mit den Gesetzen vor
nehmen solle; sondern unbekümmert, ob unsere Gesetze gu
oder nicht gut sind, will er bloß die Frage beantworten: wi
bey Gebung irgend eines neuen Gesetzes zu verfahren, und
nach welchen Grundsätzen dies geschehen solle? Er holt sehr
weit aus, indem er im ersten Kap. von den ursprünglichen
Gesetzen der Menschen etwas beweiset, welches er sicher als
bekannt hätte voraussetzen können, daß, so wie die ganze Na
tur, also auch die menschlichen Handlungen ihre bestimmten
Gesetze haben. Der V. dringt besonders darauf, daß dies
natürlichen Gesetze von Gott herrühren, daß dieser sie festge
setzt, und uns bekannt gemacht habe. Darwider haben wir
nun zwar nichts einzuwenden; und wir geben dem V. zu, daß
diese Betrachtung ein mächtiger Bewegungsgrund sey, diese
Gesetze zu befolgen. Allein der V. sollte bedenken, daß es ge
nug Menschen giebt, welche dagegen mancherley zu erinnern
haben, und daß die Möglichkeit und Nothwendigkeit der na
türlichen Gesetze auf einem allgemeinern und wenigen Schwie
rigkeiten unterworfenen Wege zu erweisen ist. Doch das
möchte seyn. Allein darinnen können wir dem V. unmöglich
Recht geben, wenn er unter den Mitteln, wodurch die na
türlichen Gesetze uns bekannt gemacht worden sind, das mo
ralische **Gefühl** S. 10. zuerst aufführt. Ohne uns auf die
Widerlegung der ohnedem schon oft widerlegten Meynung
einzulassen, daß man sich in Beurtheilung unsrer Handlungen
au

auf das Gefühl beziehen, und, wie sich der V. ausdrückt, „dessen Anleitung ohne Gefahr des Betrugs sicher befolgen könne," wollen wir nur anführen, daß der V. nicht nur selbst die Zulänglichkeit dieses Gefühls erkennt, und daherro sich mit Recht auf die Vernunft beziehet; sondern daß er, seiner Meynung gerade entgegen, an einem andern Orte S. 24., wo er sich auf dieses moralische Gefühl nicht besonnen haben mag, behauptet: „daß die menschliche Natur so sehr verderben sey, daß die meisten Menschen, durch ihre Neigungen verleitet, alles das für recht und billig hielten, was ihren Leidenschaften schmeichelt, und ihrem besondern Vortheil gemäß scheint." Außer den genannten gewöhnlichen Mitteln, wodurch uns die natürliche Gesetze bekannt werden, rechnet der V. auch, als ein außerordentliches hieher, wenn Gott große Männer gewehret, am unsere Erkenntnis vom Guten und Bösen zu erleichtern. Aber wozu daraus eine besondere außerordentliche Klasse zu machen? Es gehört dies unstreitig zu dem einzigen Weg, den wir haben, der Vernunft, worinnen ein Mensch in dem andern Kenntnisse erweckt, jenen sey nun ein Sokrates, oder Confutius, oder ein gewöhnlicher Mensch. Von diesen allgemeinen Betrachtungen geht der V. in 2ten Kap. auf den Satz über, daß wegen der Verschiedenheit der menschlichen Gesinnungen und Neigungen positive Gesetze nöthig sind, und daß diejenigen, welche alles nach dem Naturrechte beurtheilt wissen wollen, nicht bedenken, daß ohne positive Gesetze die größte Verwirrung entstehen würde. Wir stimmen diesem völlig bey, und erinnern nur um derer willen, welche, so wie Hr. Schlosser, die Zeiten erwarten, wo wir an dem Naturrechte genug haben werden, daß die Gebung positiven Gesetze dieses nicht ausschließe, und daß es nur darauf ankomme, jene nach richtigen auf unsere jetzige Verhältnisse angewendeten Grundsätze des Naturrechts einzurichten. Von dem Rechte Gesetze zu geben, wo theils größtentheils bekannte Dinge gesagt werden, nimmt der V. Gelegenheit, denen verschiedenen Gesetzen, Gewohnheitsrechten, fremden, von einzelnen Personen, Gesellschaften, von öffentlichen Tribunalien und von ganzen Städten oder Provinzen gemachten Gesetzen, ihren Werth anzuweisen, sagt aber darüber sehr bekannte uns sehr wenig befriedigende Dinge: wie er denn auch über die Methode Gesetze zu machen, in 4. Kap. hauptsächlich nur das anführt, daß es gut sey, wenn aus den erleuchtesten Männern eine Commission niedergesetzt würde, welche sich mit Abfassung der Gesetze und

mit

mit Prüfung der ihr dießfalls mitgetheilten Beobachtungen beschäftige. Es war nicht nöthig, die Güte dieses Vorschlags so weitläuftig zu beweisen. Von der Art, die Gesetze einzurichten, im 5ten Kap. urtheilt zwar der Verf. ganz richtig, daß sie nach einem gewissen festgesetzten möglichsten Plane, und nicht nach der jedesmaligen anzunehmenden Erfordernis der Umstände gemacht werden müssen. Allein er sagt uns mit vielen Worten, was schon alle wissen, die irgend über die Gesetzgebung nachgedacht haben, daß die Gesetze auf die körperliche und intellectualische Glückseligkeit abzwecken, und nach der Verschiedenheit der Lebensart eines Volks und des Himmelsstrichs eingerichtet werden müssen; daß es mehr durch mittelbare Anstalten, als durch unmittelbare Gesetze, auf die einfachste Art, mit den wenigsten Gesetzen, geschehen müsse. Wie aber alles das bey der Ausführung zu bewerkstelligen sey, giebt er nicht an. Mit dergleichen allgemeinen Sätzen, die ohnedem bekannt sind, wird man zuverlässig nicht ein besseres Gesetz erhalten: und es wäre uns mehr geholfen, wenn der Verf. über einen einzigen Gegenstand Betrachtungen angestellt, fruchtbare und leicht anwendbare Grundsätze entwickelt hätte, als nun, da er uns durch Gemeinsätze bekannte Dinge sagt, und uns nicht um einen Schritt näher zu einem bessern Gesetzbuch bringt. Besser hat uns das gefallen, was er im 6ten Kap. über die Art, die Gesetze auf die beste Art abzufassen und bekannt zu machen, sagt, da freylich das äußere Kleid unserer meisten Gesetze andere, als zu den Geheimnissen der Rechtsgelahrheit eingeweyhte Leser, abschrecken; und überdem die meisten Unterthanen keine bequeme Gelegenheit haben, sich mit den Gesetzen genau bekannt zu machen. Ueber die Mittel, die Gesetze wirksam zu machen, hat sich der Verf. im 7ten Kap. sehr weitläuftig herausgelassen, und besonders Grundsätze, wie die Strafen einzurichten sind, geben wollen. Aber was wir über diesen Punkt so oft gefunden haben, finden wir auch hier. Man giebt uns eine Menge Regeln, und am Ende ist man so weit wie zuvor, weil man nicht bedenkt, daß diese Regeln selbst meistens in Collision kommen, und daß, wenn man die eine befolgt, wider eine andere verstößt. Unser Verf. scheint überdem, aus Mangel von Menschenkenntniß und Erfahrungen, harte Strafen den gelindern vorzuziehen. Er schließt seine Abhandlung im 8 Kap. mit einigen Anmerkungen über die Abänderung der Gesetze, wo er besonders anräth, sich weder durch Liebe zu den Alten, noch durch eine Neuerungssucht verleiten zu lassen; sondern

dern immer die Mittelstraße zu gehen. Und diese Mittelstraße hat, unserm Bedünken nach, Schlosser gezeiget. Man betrete sie, und die Erfahrung wird uns gewiß überzeugen, daß sie die sicherste sey. Schlossers Schrift verdient daher in dieser Absicht sowohl, als auch von Seiten der bloß schriftstellerischen Verdienste, den Vorzug vor dem andern mit angezeigtem Buche, welches bey weitem so fruchtbar an nützlichen und neuen Ideen nicht ist, als die Schlosserische Schrift.

Ul.

Es sey einem andern Recensenten erlaubt, noch einige Worte über die Schlosserische Abhandlung beyzufügen. Der Vorschlag des Verf. ist nicht neu, in Betracht der aus der Justinianischen Sammlung auszuziehenden Grundsätze; aber neu in Betracht deren Anwendung auf ein neues Gesetzbuch; und blind muß derjenige seyn, der das Gute daran verkennen will. Stufenweise müssen wir Deutsche zu einem neuen Gesetzbuche kommen, anders haben wir keine Hoffnung; und hiezu scheint kein sicherer Weg zu seyn, als wenn zuerst das Römische Recht von allem unbrauchbaren gesäubert, in einfachere Grundsätze aufgelöst, zum Grund des Gesetzbuchs gelegt, und hiemit das deutsche Recht in Vereinigung gebracht wird. Sind wir einmal so weit, so haben unsere Nachkommen schon einen guten Schritt näher zur Vollkommenheit, und wir selbst erndten schon große Vortheile von dieser Verbesserung ein. Aber nur diesen ersten Schritt zu machen, liegen uns schon eine Menge Schwierigkeiten im Wege, welche der Verfasser vielleicht nicht alle gefühlt hat, und wir nicht deswegen anführen, als ob wir die Ausführung für unmöglich hielten; sondern um alle superficielle Gelehrten von dem Unternehmen eines solches Versuchs abzuhalten. Soll ganz Deutschland an diesem Gesetzbuche Antheil nehmen! wie schwer sind alsdenn alle gesetzgebende Mächte zu vereinigen? Wird nur ein und der andere Reichsfürst, und zwar jeder ein anderes Gesetzbuch nach diesem Plan verfertigen lassen, wie solches gewissermaaßen durch den Codicem Maximilianeum in Baiern geschehen: so wird der Nutzen sehr eingeschränkt seyn. Wie schwer wird es seyn, das ganze Gesetzbuch in eine unentbehrliche systematische Ordnung zu bringen, welche zwar bey einzelnen Materien leicht; aber bey dem Ganzen großen Schwierigkeiten unterworfen ist; wie schwer wird es in der Folge werden, die Auswahl unter den heut zu Tage brauchbaren und nicht brauchbaren

ren

ren Gesetzen des Römischen Rechts zu machen, und an dieser Stelle die heut zu Tage üblichen zu setzen, da die Uneinigkeit der Rechtsgelehrten hierüber keine Gränzen hat; wie schwer, das mit dem Römischen vermischte deutsche mit der gehörigen Beurtheilungskraft an den nöthigen Stellen einzuschalten, und doch alle Widersprüche zu vermeiden; (dann ein bloßer Auszug aus der Justinianeischen Sammlung würde immer noch von geringem Nutzen seyn,) wie schwer, dies neue Gesetzbuch noch mit den besondern Statuten und Observanzen, die sich nicht abschaffen lassen, zu vereinigen. Alles dieses sind Schwierigkeiten, welche die Sache zwar nicht unmöglich machen; aber zeigen, welch ein Mann, oder vielmehr welche Männer erfodert werden, ein solches Gesetzbuch zu Stande zu bringen, wie viele Kenntniß des Römischen und deutschen Rechts, Erfahrung und Beurtheilungskraft derjenige haben müsse, der dieses Unternehmen wagt; und dann — wie wird er dieses Werk ausführen, wenn er nicht thätige Unterstützung von den Grossen genießt, damit er seine ganze Zeit diesem wichtigen Werk widmen könne.

So gut großentheils die Erklärungen des Verf. von den Gesetzen sind: so dünken sie uns doch, so wie auch seine Urtheile über die Brauchbarkeit eines Gesetzes, manchmal unrichtig zu seyn. Z. E. l. 6. l. 22. D. de hered. et act. vend. würden wir anders als der Verf. S. 207. S. 210. gethan, erklären, und l. 21. §. 1. D. de contr. emt. mit der l. 11. §. 5. D. de act. emt. et vend. nicht wie der Verf. S. 213, sondern dadurch vereinigen, daß in jener vom Irrthum ohne Betrug, in dieser von einem durch Betrug veranlaßten Irrthum gehandelt wird. Doch da der Verf. hier nicht einen Kommentar über die Gesetze zur Hauptabsicht gehabt: so würden wir unrecht handeln, wenn wir in diesem Betracht eine scharfe Untersuchung anstellen wollten. Also nur noch einige Hauptzweifel, die uns gegen seinen Vorsatz in Beziehung auf seinen Vorschlag beygefallen sind. Seine Gesetze dünken uns für die heutige deutsche Welt zu einfach. Die Römer konnten in den ersten Zeiten mit den Gesetzen der zwölf Tafeln, und unsre Vorfahren in diesen Zeiten mit noch wenigern Gesetzen sich begnügen. Aber so wenig zu Augusts Zeiten die Gesetze der zwölf Tafeln hinlänglich gewesen seyn würden: so wenig würde es für uns ein Gesetzbuch von so geringem Umfang seyn, wie es der Verf. haben will. Die erste schlimme Folge würde diese seyn, daß wir auch so scharf als jemer auf unserm

Corpus

Corpus iuris teiten, und daraus unsere Gesetze erklären würden, und daß bald wieder eine Menge von Glossatoren und Commentatoren entstehen würden, welche unser Gesetzbuch so sehr, als die Bartoli und Baldi die Justinianeische Sammlung mißhandeln würden. Die zweyte noch schlimmere Folge wäre, daß der Richter bey so weniger Bestimmtheit der Gesetze allzu viele Gelegenheit haben würde, seinen Leidenschaften die Gerechtigkeit aufzuopfern, wenn es z. E. der V. dem Gutdünken des Richters lediglich überläßt, in wie ferne eine eingejagte Furcht oder der Irrthum eines Contrahenten zu Entkräftung des Contracts hinlänglich sey oder nicht; wenn er so oft bey den Römischen Gesetzen sagt: das versteht sich ohne Gesetz. Auch sind wir nicht mit dem Verf. einig, wenn er die Römischen Subtilitäten so ganz mit Stumpf und Stiel ausrottet, welche doch gewiß in einem Gesetzbuche, das besonders auf Römische Grundsätze gestützt seyn soll, unvermeidlich sind; z. E. es muß durchaus genau bestimmt werden, ob und in wie fern ein Contract schon vor oder erst nach der Uebergabe richtig sey, und ob im erstern Fall das Eigenthum ohne Uebergabe übergehe oder nicht? Endlich bemerken wir noch, daß die vom Verf. zum Versuch gewählten Lehren hiezu beynahe die leichtesten sind, und z. E. die von Testamenten, von der Gerichtsbarkeit, vom Processe, theils wegen ihrer mehreren Subtilitäten, theils wegen ihrer mehreren Vermischung mit den deutschen Rechten, weit schwerer seyn würden, und überhaupt die geschickte Einrichtung der deutschen Rechte und Observanzen noch einer der schwersten Punkte seyn werde, den wir daher in des Verf. Versuch gern ausgeführt gesehen hätten.

Neueste Manchfaltigkeiten, meistentheils juristischen Inhalts. Patriae. Nördlingen bey Becken. 1776. ohne die Vorrede 278 S. in 8.

Eine kleine Provinz, heißt es in der Vorrede, die bisher größtentheils im litterarischen Todesschlummer gelegen, will Zeichen des Erwachens von sich geben. Nicht nur in jener kleinen Provinz, worunter wahrscheinlich die Grafschaft Oettingen und das enclavirte Nördlingen verstanden ist, sondern überhaupt in der Gegend, wo Franken, Schwaben und Baiern zusammengränzen, breiten sich seit einiger Zeit Litteratur und guter Geschmack aus, und wir können zum Beweis dessen

Beſſen etliche, auch periodiſche, gute Schriften, im juriſtiſchen Fach aber einen v. Trölſch und Länge in Oetingen anführen. Die Verf. der Manchfaltigkeiten liefern 10 Gedichte, und 10 proſaiſche, faſt ganz juriſtiſche Abhandlungen. Ueberhaupt iſt eben die Manchfaltigkeit des Inhalts das, was uns nicht gefallen hat. Rechtsgelahrheit, wenn ſie in einem noch ſo modernen und eleganten Kleide erſcheint, hat nicht das allgemeine Intereſſe, welches Werke für das Herz und des Geſchmacks, nicht das Intereſſe, welches Theologie, Arzeneywiſſenſchaft, Geſchichte u. dgl., nachdem ſie vorgetragen werden, auch für außerzünftige Leſer haben, und ein Rechtsgelehrter, nach Unſers Arzt zugeſchnitten, würde denſelben Zweck nicht erreichen. Zu was Ende alſo in einem Buch allgemein intereſſante, und wieder ſolche Stücke, die nur der zünftige Juriſt leſen wird? Die Gedichte gehören nicht unter den Gerichtszwang des Rec. er redet alſo nur von den proſaiſchen Abhandlungen. Die 1ſte, S. 44. iſt eine muntere Schutzſchrift vor die juriſtiſche Schreibart. — Sunt, quos genus hoc minime iuuat. Horat. Freylich nicht für die noch ſo alt hergebrachte Sprachunrichtigkeiten, nicht für ein ſintemal, aber und dieweil, nicht für verworrene, ſchwerfällige Perioden, nicht für den Wuſt von Terminologien, Sprachmengereyen, Citationen bey den bekannteſten Dingen u. ſ. w. ſondern für eine Schreibart, die einerſeits von dieſen Fehlern, anderſeits von Tändeley, und von dem, was den ſchönen Geiſtern und ihren Schriften erlaubt iſt, ſich gleich weit entfernt, die natürlich, populär, die feyerlich und umſtändlich iſt, und ſich durch Ueberſetzung technischer Ausdrücke der Geſetzbücher nicht auszeichnet. Einige wahre Bemerkungen ſchellen wir mit: „Manches römiſche Wort iſt unüberſetzlich, und man muß ſich begnügen, etwa nur mit einer deutſchen Endigung nachzuhelfen. Damit will ich aber den aus ſtolzer oder träger Liebe zum Alten beybehaltenen römiſchen Ausdrücken das Wort nicht reden; vielmehr wünſchte ich, daß dafür gleichbedeutende, beſonders kernhafte, altdeutſche Ausdrücke geſetzt, und in dieſer Abſicht die Spiegel, die Minneſänger, und überhaupt die Urkunden mittlerer Zeit, die Reichsabſchiede, die einen wahren, bisher gar nicht oder nicht genug gebrauchten Sprachſchatz enthalten, mit Fleiß ſtudiert würden. Mancher hat vielleicht Federn und Nägel zerbiſſen, bis er einen deutſchen Ausdruck erfunden, der dem Sinn des römiſchen entſprechen ſollte. In der C. G. Ordnung würde er einen beſſern,

bessern, und noch dazu durch die Gesetzgebung geheiligten Ausdruck angetroffen haben: z. E. spolium: Entsetzung. Via facti, thätliche Handlung u. s. w." „Ein rechtliches Gutachten mit seinen Sintemalen, Aber und Dieweilen ist für mich eine grammatikalische Aergerniß. Da gedenk ich zu Vermehrung meines Eckels an die Aussprüche der römischen Juristen in den Pandekten, die eine förmliche Satyre auf so manche Urkelsverfasser (Rec. möchte hinzusetzen, besonders auf einige der aufgeklärtesten juristischen Facultäten) unserer Zeit sind."

II. **Die Gemeinschaft der Güter unter den Eheleuten in Deutschland, im ersten Absatz unter 4 Epochen historisch, im zweyten politisch betrachtet.** pag. 45–78.

Voraus der Grundsatz, daß bey den bürgerlichen Einrichtungen, oder vielmehr bey den Spuren bürgerlicher Einrichtungen der alten Deutschen, als Barbaren, keine Politik, sondern natürlicher Zustand, und die Haushaltung der Nation zum Grund gelegen. 1 Absatz, 1 Epoche. Cäsars und Tacitus Zeiten. Einfalt der Sitten, Heiligkeit der Ehe, Treue der Weiber, die sogar am Krieg Theil nahmen, rohe Natur, waren den Deutschen so eigen, daß man nicht daran dachte, das wenige, was Eheleute damals eigen hatten, abzusondern: sondern sie hatten gemeinschaftlichen Genuß und Gebrauch. Nach der bekannten Stelle des Tacitus de moribus German. c. 18. Ne se mulier — denunciant, werden auch die Worte Cäsars von den Galliern Lib. 6. cap. 19. de bello gallico: viri, quantas pecunias — temporum peruenit: deswegen angeführt, weil Strabo im 4ten Buch der Erdbeschreibung bezeugt, die Gallier seyen den Deutschen vollkommen ähnlich gewesen. Aber damals, als es bey den Galliern nach Cäsars Zeugniß ein Grundeigenthum gab, war bey den Deutschen noch kein Gedanke davon, und Cäsar, nachdem er vom 18 bis zum 20 Kapitel in einem Contert fortfährt, fängt das 21ste also an: Germani multum ab hac consuetudine differunt. Nur soviel konnte man also richtig bestimmen: bey den Galliern hat sich die Gemeinschaft der Güter früher gebildet, als bey den Deutschen. Sonst haben jenes schon Pütter in Elem. iuris german. priu. Edit. III. §. 259. n. 1. Heumann im Geist der Gesetze der Deutschen, XVI Kap. §. 4. und Westhus in Diss. de origine commun. Bb inter coniuges, speciatim per dioec. Monaster. Goett. 1773. Kap. III. §. 8. gesagt. 2 Epoche, 5–9 Jahrhundert. Ob sich gleich die Sitten milderten, so blieb doch der Natio-

nalcha-

nalcharakter, und mit diesem bildete sich die Gemeinschaft der Güter mehr aus. Dann schon Zeugen, Gesetze und Urkunden von Benutzung und Verwaltung der Güter, die beyden Eheleuten gemein war. Der V. erklart nämlich die Worte in Lege Ripuar. tit. 37. §. 2. „de omni re, quam simul collaborauerint," nicht nur von gemeinschaftlicher Errungenschaft; sondern also, daß die Eheleute nicht anders als gemeinschaftlich zu Hause gewohnt gewesen wären; und das deswegen, weil J. H. Böhmer, vom Zustand der Schenkungen zwischen Mann und Frau, Urkunden aus dem 8 Jahrhundert, (in welchem wohl diese Gütergemeinschaft nicht erst entstanden seyn werde) anführt, in welchen begüterte Eheleute allemal zugleich ihr ganzes Vermögen, „quod simul collaborati habemus" ad pias causas hingeben. Diese Auslegung gefällt uns nicht. In einigen Fällen konnte freylich das ganze Vermögen erspart (collaborirt) seyn. Hingegen ist collaborare zu deutlich, kommt im 4 Buch §. 9. der Kapitularien, die der V. anführt, in keinem andern Sinn vor, und der scharfsichtige Heumann an a. O. legts nicht anders aus. 3 Epoche. Die Zeiten der Spiegler und der ältesten geschriebenen Rechte. Dem aufblühenden Handel in den neugebauten Städten war die einfache alte Sitte angemessen, aus welcher sich allmählich das dem Credit so zuträgliche völlige Miteigenthum, und die Aufhebung der repetitionis illatorum vxori bildete, und von Handelsstädten in ganze Provinzen (aber nicht in alle, denn es giebt mehrere, wo nur id, quod collaborarum, die Errungenschaft, gemein ist) aus: Sprüchwörter hiervon. 4 Epoche. Gütergemeinschaft bis auf unsere Zeiten, vom Römischen Recht fast nirgends ganz verdrungen, hie und da mehr oder weniger modificirt, je nachdem römische Sapienti's, (wie dieser, aus dem Drama Götz von Berlichingen entlehnte Name hieherpaßt, ist schwer abzusehen) sich mit der Gesetzgebung beschäftigten. II. Absatz. Politische Betrachtungen. Das meiste haben wir im historischen Absatz angezeigt. Nur eins noch: die Gütergemeinschaft, besonders die allgemeine, soll ein arcanum für den lieben Hausfrieden unter Eheleuten seyn. Wir kehren es gerade um: wo kein Theil allein disponiren, und dem andern etwas entziehen kann, da haben beyde nicht nöthig, um des Vermögens willen einander gute Worte zu geben.

III. **Wie weit ist ein Rechnungsbeamter oder dessen Erben, wegen Rechnungsunrichtigkeiten den Herr-**

Herrschaft zu hafften verbunden, und was ist dabey sonst noch zu beobachten? S. 79–103. Die Absicht des V., nach welcher er von Rechtsgelehrten beurtheilt seyn will, ist Rechnungsverständigen, die die Rechte nicht wissen, mit dieser Abhandlung einen Dienst zu erweisen, und durch die viele beygefügte Allegationen, worunter aber nur solche, die vor 30 Jahren Mode gewesen seyn mögen, und kein A. L. C. Schmid de impugnandis rationibus, postquam approbatae sunt, u. s. w. sich befinden, einen Leitfaden zum Nachschlagen zu geben. Wir finden auch wirklich nichts, als die bekanntesten Dinge von der Pflicht eines Rechnungsbeamten, seine Rechnung zu gehöriger Zeit zu stellen, von wiederholter Revision einer abgehörten und quittirten Rechnung, von Vernachläßigung oder betrüglichem Aufenthalt der Rechnungsabhör, und dem daraus entstehenden Schaden, von unrichtigen Rechnungen, vom crimine residui, von der act. resid. pecuniae. Und das alles in einem ziemlich holprichten Styl, nicht immer richtig und deutlich, so daß der V. auch ungelehrten Rechnungsverständigen keinen sonderlichen Dienst erwiesen hat, und wir uns wundern, wie diese Abh. unter die übrigen aufgenommen worden ist. Nur ein Beyspiel §. 5. „Da viele Rechtslehrer der erhaltenen Quittung oder dem Losspruchungsbriefe nach Maßgabe erst angezogener Stelle, aus dem l. 2. C. de iure fisci, die Wirkung einer abgeurtheilten Sache beylegen: so sind der Regel nach, die einmal revidirten und gebilligten Rechnungen eines Beamten, von dessen Principalschaft so leicht nicht wieder für die Hand zu nehmen, um daraus gegen den Rechnungssteller, wegen den nachgehends sich äußernden Unrichtigkeiten, und daraus allenfalls entspringenden Verletzungen, zu verfahren. Wenn sich aber der Fall ereignete, daß solche wichtig und daher eine neue Revision nothwendig wäre: so mag sie innerhalb 20 Jahren geschehen, nach diesem aber, kann sich der Rechner mit der Verjährung schützen, es wäre denn, daß ihm ein vorsetzlicher Betrug oder Verstoß im Calcul klar dargethan werden könnte, wo sodann derselbe im letztern Falle 30 Jahre lang, im erstern hingegen beständig hafften muß, ebenfalls nach dem Zeugniß verschiedener Rechtsgelehrten. Die Erben eines solchen Rechnungsführers hingegen hafften nach des letztern Absterben nur 10 Jahre.“ Hätte der V. nicht sagen können: Revidirte und approbirte Rechnungen; auch wenn eine Hauptquittung darüber gegeben worden, können wider den Rechner selbst innerhalb

halb 20, wider seinen Erben aber innerhalb 10 Jahren, von neuem untersucht werden. L. 13. §. 1. ff. de diu. tempor. praescript. Das Gesetz bestimmt hier nicht, ob eine Ursache, und welche bey einer wiederholten Revision vorhanden seyn müsse. Vom errore calculi aber sagt der L. 8. ff. de administr. rerum ad ciuit. pertin. daß er auch nach 10 und 20 Jahren condictione indeb. angefochten werden könne, L. vn. c. de errore calculi; diese aber dauert bekanntlich, auch wider die Erben 30 Jahre. Im §. 16. wird gar behauptet, daß, wenn sich die angeschuldigten Verbrechen eines Erblassers darthun, die öffentliche Genugthuung in eine Geldstrafe verwandelt werde, welche die Erben dem Fiskus zahlen müssen. Es läuft wider die bekannteste Grundsätze, daß Erben eine Strafe, in die der Erblasser bey seinen Lebzeiten nicht förmlich condemnirt worden ist, dem Fiskus bezahlen müssen. IV. C. Trebazius Testa, S. 104–124. Auf eine andere Manier, als Gundling in seinem C. Treb. Testa cet. Halae. 1710. thut, wird hier meist aus Cicero's Briefen an ihn und an andere, der öffentliche und Privatcharakter dieses alten Rechtsgelehrten, nebst andern Lebensumständen sorgfältig und unterhaltend vorgetragen. V. Etwas vom Gerichtsstande der Pächter, S. 125–141. Ein Pachter, als solcher, kann vor der Obrigkeit des Orts, seiner Pachtung nicht belangt werden; sondern die Erfordernisse des fori domicilii (oft setzen die Pachter ihr vorheriges domicilium fort,) contractus, delicti, rei sitae, (wenn der Pachter an demselben Ort eigenthümliche Güter hat,) müssen hinzukommen, wo nicht der Pachter die Gerichtsbarkeit, auf die Obrigkeit des Pachtorts, welches auch der Verpachter selbst seyn kann, prorogirt hat. Zu einer gütlichen Abrechnung aber muß, nach dem L. 1. Cod. vbi de ratioc. der Pachter an dem Ort der Pachtung immer gestellt werden. Diese Abhandlung enthält einige gute Anmerkungen, und ist durch einen wirklichen Fall erläutert. VI. Juristerey aus den Minnesängern gezogen, in einem Schreiben an Herrn von .... Ein Nachahmer Dreyers, der in dieser Abhandlung mehrere Theile der Rechtsgelahrheit, S. 142–154. berührt. Nur eine Probe, aus dem Lehenrecht. Bey dem im mittlern Zeitalter herrschenden bon ton, alles zu Lehen zu machen, ist es kein Wunder, wenn ein Petit maitre damaliger Zeit, (Proben der alten schwäbischen Poesie. Zürch. 1748. S. 6.) seiner Gebieterinn ganz förmlich sein Herz in feudum offerirt, es auf der Stelle

ohne Lehenskindult in eigner Person wieder empfangen, und der Schleppe ihres Kleids und einem Kuß investirt werden; und schwören will, ihr **Mannsrecht** zu thun, sein Herz mit Liebe statt des Zinses beladen, jederzeit darzubringen, und sie allenthalben für die Schönste und Beste zu rühmen, u. s. w. Ohne neue Beobachtungen im deutschen Recht, möchte die Fortsetzung zwar für manche Leute wohl amüsant, aber auch mehr nichts seyn. VII. **Historische Bemerkungen über das Ehescheidungsrecht unter Christen**, S. 155–181. Bey der ersten christlichen Kirche, und unter den christlichen Kayfern im Orient bis auf Justinian, und einige seiner Nachfolger, ja auch im Occident noch zu Zeiten der fränkischen Könige, war die Ehescheidung eine Sache, die der bürgerlichen Gesetzgebung unterworfen, und aus erheblichen oder erheblich scheinenden Ursachen, von den Kayfern erlaubt oder eingeschränkt wurde, bis die Kirchenväter, und besonders Augustin, das, was das Evangelium als heilsame Sittenlehre von der Ehescheidung sagt, den Layen als Kirchenzucht einschärften, und bis zur gänzlichen Unauflöslichkeit der Ehe trieben. Dieser Gedanke kam von Kirchenvätern zu Concilien, von Concilien zum Pabst, vom Pabst aber, der mit seiner Geistlichkeit, nach den damaligen Vorurtheilen, die ganze Gerichtsbarkeit in Ehesachen, an sich zu ziehen Gelegenheit hatte, als ein äußerlich verbindliches **bürgerliches** Gesetz in die ganze christliche Welt, und noch bey der Tridentinischen Kirchenversammlung, (welches hier nicht angemerkt ist) Sess. 24. Can. 7. wurden alle Widriggesinnte zum anathema gemacht. Bey der Reformation wurde die Unauflöslichkeit der Ehe, auf die in der heil. Schrift ausdrücklich und stillschweigend angezeigte Fälle eingeschränkt. Aber auch das ist noch irrig. Christus kam nicht, einen Staat zu gründen, ihn mit anpassenden Gesetzen zu versehen, und der bürgerl. Legislation ein Ziel zu setzen; sondern eine Religion und Sittenlehre zu predigen, die den innern Menschen bilden, die Gewissen beruhigen, und uns in allem Betracht rechtschaffen handeln lehren sollte. So lang also vom bürgerl. Leben, von bürgerl. Gesetzen, welche nur die ersten Schranken des menschlichen Uebermuths sind, die Rede ist: so kann man das, was in der Schrift von Ehescheidungen steht, deswegen weil es darin steht, so wenig für ein im bürgerlichen Leben, auch für Christen verbindliches Gesetz halten, als man den, der das andern Weib aus unerlaubten Absichten ansieht, für einen Ehebrecher im Verstand bürgerl.

gen. Gesetze halten würde. Auch die Protestanten vermengen also Moral und bürgerl. Recht, das was im Gewissen, und das was vor Gericht erlaubt ist, ius coeli, und ius fori. Diese Abhandlung enthält wenigstens, was nicht theils J. Schilter in historia iuris circa dogma eccles. christianae de dissolut. matrimon. und J. F. Kaiser, theils Michaelis in seinem Mosaischen Recht, woraus auch am Schluß eine schöne Stelle abgeschrieben ist, gesagt haben. Aber sie hat doch einen Verf., der selbst denkt, und der rein und nachdrücklich schreibt. VIII. Rabulisten, Legulejen, Empiriker, Rechtsgelehrte, Rechtsverständige. S. 186—195. Bekannte Dinge in Deklamationsdampf eingehüllt. IX. Fragmente. S. 197—226. Nur einige: 1) Etwas Theologisches, Juristisches und Medicinisches. Abgebrochene Gedanken. Vergleichungen juristischer mit theologischen und medicinischen Ideen: „An Tissots Anleitung für das Landvolk in Absicht auf ihre Gesundheit, kann ich nicht gedenken, ohne mir und dem gemeinen Mann, ein ähnliches Werk, in Ansehung ihres Vermögens und ihrer Rechte zu wünschen. Allenfalls wollt ich mich noch mit einer bloßen juristischen Diätetik begnügen. Beobachtet diese der gemeine Mann nach einer guten Anleitung genau, o! wie oft könnte er mit etlichen Unzen Blutes davon kommen, da er sich ausserdem nicht selten von Advokaten und Richtern — vom Präsidenten an bis zum Kanzleydiener herunter — seine ganze Blutmasse, in aller Form Rechtens aus den Adern zapfen lassen muß.“ Man straft uneheliche Vergehungen des Fleisches, wenn sie wider gewisse, nicht in der heil. Schrift, sondern nur durch fremde Gesetze, verbotene Grade sind, schärfer, als schlechte dergl. Fehler. Und doch muß oft der Richter die Grade selbst erst berechnen, ehe er sein Strafdekret fällen kann: wie sollte sie denn Hans und Grethe vorher so genau berechnet haben können?“ 3) Etwas vom Niklas Vigelius, einem Marpurgischen Rechtsgelehrten, von der Veranlassung und Güte seiner Responsen. 4) In Rechten sind alle Umschweife zu vermeiden: aus dem Französ. des Patru. Exempel sind im L. 11. ff. vius fructus (soll heißen: L. 9. ff. vsufructuarius) quemadmodum, und im L. 53. ff. de condict. indeb. 6) Etwas von Landgerichten. Nicht von Kayserlichen, sondern der Reichsstände Landgerichten. Hier wird kurz gezeigt, auf welche Personen, auf welche Gegenstände sie sich ausgedehnt.

dehnt. Eine mit Beweisen versehene größere Ausführung würde der Schriften, die wir von Landgerichten haben, unerachtet, willkommen seyn. Das bleibt gewiß, daß es hohe und niedere Landgerichte gegeben, und daß sie an verschiedenen Orten, verschiedene Einrichtungen und Gränzen haben. 7) Lieber vertrieben als verzigen. Erklärung dieses Sprüchworts. 11) Ists erlaubt und christlich, Urkunden und Verträgen, die Formel: Im Namen der allerheil. Dreyeinigkeit ꝛc. voranzusetzen. Die ganze Antwort ist: wie lautet das andere Gebot? 13) Landesordnungen. Aus deren Bekräftigung mit Landgerichtsinsiegeln erhellet die Bestimmung der Landgerichte nicht nur zu Rechtshandeln, sondern zu öffentlichen Landesangelegenheiten. 14) Vom Ursprung der Karten (ey, ey, wie mannichfaltig!) im mittlern Zeitalter, aus dem Englischen. Beweis, daß sie um's Jahr 1390. in Frankreich entstanden. Bedeutung der 4 Farben, und der Bilder in den Karten. X. Ob die Gerichtsbarkeit der höchsten Reichsgerichte in Kreissachen, durch den §. 4. Art. XII. der kayserl. Wahlkapitulation aufgehoben sey? Aus den der Wahlkapitulation Carl des VII. neuerlich eingeschobenen Worten: „Wir wollen, daß — denen Reichsgerichten keinesweges gestattet werde, in die innere Kriegs- Civil- und ökonomische Verfassung derer Reichskreise, Hand einzuschlagen, darüber auf einigerley Weise zu erkennen, oder wohl gar Processe ausgehen zu lassen," wollten einige Ausleger eine gänzliche Exemption der Kreise von der reichsgerichtlichen Gerichtsbarkeit herleiten. Hier wird aus dem allgemeinen Staatsrecht, aus der Analogie der ganzen Reichsverfassung und der Reichsgesetze, aus der Absicht der Kreiseinrichtung, aus der Geschichte dieses §. 4., überzeugend dargethan, und durch reichsgerichtliche Erkenntnisse, die wider Kreismitglieder, nach Einschaltung dieses §. ergangen sind, bestätiget, daß Kreissachen, sobald sie iura quaesita singulorum betreffen, also zu Justizsachen werden, unter jenen im §. 4. des 12 Artik. ausgenommenen Kreisangelegenheiten nicht begriffen, keinesweges also weder kayserl. Majestät zu Beförderung gütlicher Auskunft, noch einer Comitialdeliberation, sondern der Entscheidung der Reichsgerichte bloß unterworfen seyn. Unerachtet wir von Struben und Nettelbladt, die der V. neben den übereinstimmenden Meinungen anderer Rechtsgelehrten anführt, eigene Abhandlungen über diesen Gegenstand haben

so

so bleibt doch diese Schrift um einiger neuen Bemerkungen, um ihres reinen und männlich schönen Vortrags, nach jenen immer lesenswürdig. Die Summe unsers Urtheils über die neueste Mannichfaltigkeiten ist: die Verf. haben nicht viel neues gesagt. Sie sind aber doch (der Verf. der dritten ausgenommen) hell und gründlich denkende Köpfe. Ihre Schreibart ist gar oft witzelnd und pretiös, weil sie nicht trocken schreiben wollten. In vitium ducit culpae fuga eet.

Pm.

Carl Friedrich Gerstlachers Nachlese zu seinen Abhandlungen, vom Erbrechte der Ordensleute, die zur evangelischen Religion übergehen. Frankfurt, bey Fleischern. 1777. 19 S. in 4.

Der Hr. geheime Referendar antwortet hier auf verschiedene gegen ihn seit 1773. herausgekommenen Schriften; besonders sucht er gegen eine Piece unter dem Titel: Dissertatio ex actis publicis adornata, et praetensionibus Caroli Friderici Gerstlacher, Consiliarii aulici Badensis, opposita, qua demonstratur, a religioso professo ad Protestantes transeunte ius hereditarium non recuperari. anno 1774. die Gewissensfreyheit der Ordensleute aus dem Religions- und Westphälischen Frieden zu behaupten.

Karls Emanuels von Riegger — Sammlung der in Kirchensachen ergangenen landesfürstlichen Gesetzen, die von undenklicher Zeit bis auf die Regierung Marien Theresiens in Böhmen, und denen dazu gehörigen Ländern kund gemacht worden. Wien, bey Kurzböck. 1778.

Da man heut zu Tage auch in der katholischen Kirche nicht mehr glaubt, daß dem Regenten in Ansehung der Kirche, die sich in seinem Staate befindet, keine andere Befugniß, als zu schenken, und Privilegien zu überhäufen, zukäme; sondern vielmehr darauf bestehet, daß auch die Kirche, (man mag unter derselben verstehen, wen man will,) dem Regen-

len unterworfen seyn müsse, wenn er in Kirchensachen, so fern es das Wohl des Stifters erheische, Gesetze und Verordnungen macht: so kann eine Sammlung solcher landesfürstlicher Kirchengesetze dem Staate, auf den sie sich beziehen, nicht anders, als sehr nützlich und schätzbar seyn. Auch die Kenntniß der ältern Gesetze von dieser Art hat noch vielfältigen Nutzen; ob sie gleich, weil sie sich auf die damaligen Umstände gründeten, oder anderer Ursache wegen, ihre verbindliche Kraft verloren haben. Der Regent lernt dadurch die Fußstapfen seiner Vorfahren kennen, denen er folgen soll, und ihm wird ein so gegründetes Majestätsrecht gegen die ungehorsamen sicheren gemacht. Die Kirche selbst wird bey jedem Gesetze, welches sie darinn antrifft, ihrer Pflicht erinnert, gegen die kluge Vorsicht ihres Regenten dankbar, und seinem Willen gehorsam zu seyn. Es ist daher nicht zu zweifeln, daß gegenwärtige Sammlung der landesfürstlichen Gesetze ein allgemeines Lob und Beyfall finden werde, besonders da sie von Riegger verfaßt worden ist, dessen gründliche Denkungsart und Wärme für die landesherrliche Gerechtsame an einer klugen Auswahl nicht zweifeln lassen. Wir wünschen, mehrern Raum zu haben, um den Inhalt, oder zum wenigsten doch die Titel der zusammengetragenen Gesetze dem Leser kund machen zu können. Da aber die Anzahl derselben ziemlich groß ist, und sie sich auch nicht auf Deutschland zunächst beziehen: so wollen wir uns anmerken, daß dieselbe nach chronologischer Ordnung auf einander folgen. Die erste Verordnung ist von 1307, in welcher die vom Pabst Clemens VI. wegen der Crönung der Böhmischen Könige erlassene Bulle bestätigt worden ist. Die folgenden betreffen verschiedene Gegenstände des landesfürstlichen Rechts in geistlichen Sachen, z. B. die Gerichtsbarkeit über Geistliche und geistliche Sachen, die Veräußerung an milde Stiftungen, die Duldung der Stände sub vtraque, das Freyheitsrecht, welches verschiedenen Verbrechern versagt wird, u. dgl. Endlich folgt noch eine Sammlung von den in Böhmen, Mähren und Schlesien überhaupt kund gemachten Gesetzen in Kirchensachen. Der Verf. bietet auch einen Auszug aus diesen Gesetzen an, den er, wie er in der Vorrede sagt, schon verfaßt hat. Da mehrere Leser sind, denen es mehr um den Inhalt dieser Gesetze, als um die eigentlichen Worte derselben zu thun ist: so halten wir dafür, daß es an Liebhabern dieses Auszugs nicht fehlen werde.

Pro-

Praenotionum canonicarum libri quinque, quibus sacri iuris atque vniuersi Studii ecclesiastici principia et adminicula enucleantur. Exarabat *Ioannes Douiat* — Editio noua. Recensuit, notas adiecit atque praefatus est D. *Aug. Fr. Schott* — *Tomi secundi pars prima.* Mitauiae, apud Hinzium. 1778. 274 S. 8.

Hr. Prof. S. liefert hier den ersten Theil des zweyten Bandes der Doujatischen Pränotionen, und verspricht in der Vorrede, in dem künftigen Jahre die Ausgabe völlig zu Ende zu bringen. Wir wiederholen das Urtheil, welches wir bey der Ausgabe des ersten Bandes geäußert haben, *) und fügen nur noch einige kurze und der Absicht des Verf. gemäße Bemerkungen bey, die von ihm nicht gemacht worden sind. So hätte S. 9. u. f. noch angemerkt werden können, was van Espen gegen die zwey von Justellus und Quesnel herausgegebnen Codices, deren am a. O. Erwähnung geschieht, eingewendet hat. S. 29. ist nicht angemerkt, daß einige, z. E. Zallwein, mehr als 232 Capita von der Breuiatione canonum Ferrandi angeben. S. 35. hätte der Verf. noch anmerken sollen, daß die concordia canonum auch nicht von Allen für ein Werk des Cresconius gehalten werde, indem dieses von dem Breuiario canonico angemerkt wird. S. 56. sagt er von der falschen Decretalsammlung des Isidorus schlecht weg, daß das Ansehen derselben auch in der deutschen Kirche gewachsen sey. Gewiß wird mancher Leser gerne wissen wollen, ob dieselbe auf einmal, oder nach und nach, und durch was für Wege sie dieses Ansehen in Deutschland erhalten habe. Der Verf. hätte also zum wenigsten den Leser auf die Tractationem iuris publici de appellationibus et euocationibus ad curiam romanam etc. verweisen sollen, wo dieses ausgeführt ist. S. 57. hätte er noch anführen können, daß Febronius und andere katholische Scribenten dreist sagen, Pabst Nicolaus I. habe auf die Annahme der falschen Decretalen gedrungen, wogegen ihn doch die Meisten unter den katholischen Canonisten zu vertheidigen suchen. Man sehe davon Zaccaria Antifebron. Tom. II. Diss. 3. c. 3. ferner Schmidt in Thesaur. iur. eccles. Tom. II. in einer Anmerkung zu der Kaßieschen Dissertation de

*) B. XXXI. S. 149.

potestate episcoporum primigenia et fidei regendi disciplinas suas. S. 272. u. f. hätte doch die theatralische Natur und Beschaffenheit der regularum cancellariae roman. eine besondere Bemerkung verdient. Sie bestehe darinn, daß dieselbe nach dem Tode eines Pabstes ebenfals gleichsam erstorben, und während der Sedisvacanz ohne verbindliche Kraft sind, bis sie von dem Neuerwählten von neuem wieder promulgirt werden, da sie denn erst ihr voriges Leben wieder bekommen. Dieser Umstand veranlaßt eine in dem deutschen katholischen Kirchenrechte wichtige Frage, nehmlich, ob die in Deutschland durch die Observanz angenommene regulae cancellariae an dieser Veränderung noch Antheil nehmen, oder nicht? welche der Verf. in seiner Anmerkung von dem Ansehen und der Verbindlichkeit derselben in Deutschland ebenfalls nicht berührt hat.

Promtuarium iuris Bertochianum ad modum Lexici iuris practici, sive locorum communium ex recentiorum ICtorum scriptis, cura et studio *Caroli Ferdinandi Hommelii*. T. I. et II. 2104 pagg. med. 8. Lipſ. 1777. apud Fritſch.

Daß dieses Repertorium für die Advocaten und andere Practiker eine angenehme Schnabelweide gewesen ist, beweisen die vielen Auflagen, die es erlebt hat. Im J. 1726. gab es Joh. Benedict Carpzov zum erstenmale, 1735 Bertoch zum zweytenmale vermehrt heraus. Im J. 1740. wurde es ins Deutsche übersetzt. Eine neue Ausgabe, die aber nicht, (wie die Lipenische Bibliothek irrig angiebt) vermehret ist, kam 1753 heraus. Hier erscheint nun eine fünfte vermehrte Ausgabe. Wenn das Buch dem rechten Manne in die Hände gekommen wäre, so hätte es ein sehr nützliches Werk werden können. Der Verleger aber glaubte, er müßte sich an einen grossen gelehrten Mann addressiren. Diesen fand er in Herrn H. Und siehe da, dieser läßt denn einige Verbesserungen und Zusätze machen, die nichts Halbes, nichts Ganzes vorstellen, und giebt es cum praefatione Hommeliana heraus. Wie gesagt, das Buch hätte sehr gut und brauchbar werden können, wenn es auf die gehörige Art verbessert worden wäre, wenn man aus den neuen practischen in Ansehen stehenden Schriften, Leyſers, Pufendorfs, Struvens, Böhmers, Hertz,

Cra-

Cramers, den Tübingischen Consilien ꝛc. Supplemente gemacht, und kein practischer Satz, der in irgend einem dieser Autoren steht, in dem Buche gefehlt hätte. Bloß theoretische Lehrsätze, die dem Practiker nicht unmittelbar dienen, hätten müssen nach dem Zweck des Buchs ausgeschlossen bleiben. Was hat aber Hr. H. gethan? Er hat durch Dn. Io. Christoph. Regnerum, virum legum peritissimum, etwas aus Leyſers Meditationen, Pufendorfs Observationen, Menkens Pandecten, dem dritten Bande von Wernhers Observationen, die sämmtlichen Hauptsätze der Hommelischen Rhapsodie, die Sächsischen Verordnungen aus dem Augusteischen Codex, und etwas weniges aus dem Kästnerischen Supplementbande beyfügen lassen. Alsdenn hat er selbst, wie er versichert, alles ab ooo ad mala durchgelesen und verbessert. Also der erste Fehler ist, daß so wenig Schriftsteller bey der Vermehrung des Buches benutzt und excerpirt worden sind. Der andere, daß man aus diesen wenigen nicht alles nahm, was sie darbothen. Z. E. Pufendorfs Observationen sind nicht gebraucht in dem Artikel: abortus procuratio, absens, abusus, academicus civis, acculator, acta, actio, adiudicatio, aedificium, aequipollens. Zum Erstaunen ists, daß von allen den sehr practischen Sätzen Pufendorfs von den Administratoren, auch nicht ein einziger allegirt ist. Eben so ist Leyſer nicht benutzt in abdicatio, nur wenig in abolitio, etc. etc. etc. Dazu kommt drittens, daß manche Artikel unverständlich sind, z. E. ABIGEATVS. Man höre: „Abigeatus crimen hodie punitur vt furtum, Carpzov etc. Berger etc. *Neque tamen hoc semper.* Hommel Rhapsod. Obs. 29. n. 2. So unbestimmt kann man in einem Register reden; aber nicht in einem solchen Repertorium, das auch der muß gebrauchen können, der die allegirte Autoren nicht besitzt. Oder Seite 21. „ACTIO DE IN REM VERSO. Hanc saepe realem esse, atque adnexam habere hypothecam, docet variis exemplis Leyser. Sp. 167. S. 28. ACTVS MERAE FACVLTATIS. Quid sint res merae facultatis, exponit Hommel. Rhapsod. Obs. 33. S. 270. CIVILITAS. Quandoque nocina, Hommel Rhapsl. Obs. 212. Bertoch blieb seinem Zwecke in diesem Stücke viel getreuer. Er brachte keinen Satz in sein Buch, den man nicht ganz verstehen konnte, ohne den allegirten Schriftsteller aufschlagen zu müssen. Endlich finden wir auch Artikel, die in ein Repertorium, das bloß dem Practiker dazu dient, um seine Allegatenhungrige

Seele zu sättigen, und Pfeile zu holen, die er auf den Gegner abschießen kann, ganz unschicklich sind. Z. E. S. 14. „ACTIO IN FACTVM. Factum apud veteres ICtos interdum denotat aequitatem, vnde actiones in factum sunt actiones iuris gentium, siue ex aequitate. Hommel Rhapsod. Obs. 537. S. 985. IVS GERMANICVM. In iure canonico plus est iuris germanici quam romani, nec possunt pontificum leges sine notitia iuris germanici commode explicari. Hommel etc. Und ein Exempel, das alle andere an Unschicklichkeit übertrifft. S. 983. IVRISPRVDENTIA. Specimen iurisprudentiae legislatoriae, intuitu determinationis poenarum, exhibet Hommel etc. Aber der Dnus Io. Christoph. Regnerus hatte nun einmal den Auftrag, alles aus der Hommelischen Rhapsodie in das Promtuarium zu bringen, es mochte nun dahin sich schicken oder nicht.

Synopsis iuris ecclesiastici publici et priuati, quod per terras hereditarias Augustissimae Imperatricis Mar. Theresiae obtinet. Vindobonae, Typ. Trattner, 1776. 77 pag. in 8.

Dieses Werkchen enthält kurze mit vieler Präcision verfaßte Sätze, in welchen das Kirchenstaatsrecht von dem Privatkirchenrechte getrennet ist, und lauter Rieggerische Grundsätze beygebracht werden. Es ist auch in seiner Art ziemlich vollständig; nur ist die so practische Lehre von den Verlöbnissen und der Ehe ganz weggelassen worden. Die in den Landen der Kaiserinn-Königinn ergangene Verordnungen, welche hier und da angeführet sind, zeigen, daß die geistliche Gerichtbarkeit daselbst mehr als in andern Ländern eingeschränkt ist. So gehören z. E. die Patronatsachen vor die weltlichen Gerichte u. dgl. S. 47. §. 155. begeht der V. eine unverantwortliche Handlung. Er behauptet am a. O., daß die Verordnungen des westphälischen Friedensinstruments, in Ansehung des iuris reformandi, auf die Lande des Hauses Oesterreich nicht paßten. Zum Beweis führet er den §. 41. Art. V. I. P. O. mit folgenden Worten an; regia Maiestas Sueciae et Augustanae Confessionis Ordines sibi *nihil aliud* reseruarunt, *quam* facultatem apud suam Caesaream Maiestatem, pace tamen semper permanente, et exclusa omni hostilitate, vlterius respective inter-

ueueniendi et demisse intercedendi. Wer hat denn dem V. die Macht gegeben, nach seinem Dünkel die Worte: *nihil aliud . . quam* einzuschalten? Warum läßt er die Worte: eo nomine in proximis comitiis aut alias etc. weg? Manchem Leser wird eine kurze Erklärung der angeführten Stelle nicht unangenehm seyn; der Recensent fügt sie daher bey. Aus den westphälischen Friedenstractaten bey Meiern u. a. ist es sichtlich, wie sehr der kaiserliche Hof sich einer nothwendigen und gesetzlichen Gestattung der protestantischen Religionsübung in den Oesterreichischen Landen bey den Friedenshandlungen widersetzt habe. Er wollte sich sein ius reformandi, in dessen Besitz er war, keineswegs einschränken, und ein Gesetz vorschreiben lassen. Die wiederholte expressive Erklärungen dagegen, und weil die Friedenshandlungen noch mehr würden verlängert worden seyn, wenn man auch diesen Punct noch gänzlich hätte abgleichen wollen; (einige setzen hinzu, weil die schwedischen Gesandten mit Geld wären bestochen worden) veranlaßten den erwähnten Paragraph, worinn die schwedischen Gesandten und übrigen protestantischen Stände zwar aller Feindseligkeit entsagten; jedoch aber dem kaiserlichen Hofe kein freyes und ganz unumschränktes ius reformandi nachgaben, sondern diesen Punct auf dem nächsten Reichstage, oder bey einer andern Gelegenheit nochmal vorzunehmen, und daselbst das ius interueniendi und intercedendi sich vorbehielten. Wenn nun dieses Recht nicht ohne alle Wirkung seyn soll: so muß demselben auch Gehör gegeben werden. S. 63. §. 49. schränkt der V. die Worte des W. F. Art. 5. §. 35., welche befehlen, daß niemand wegen der Religion von öffentlichen Begräbnißstätten, und einer ehrbaren Beerdigung ausgeschlossen werden soll, in Ansehung der Protestanten nur auf diejenigen Orte ein, wo dieselbe eine öffentliche Religionsübung haben; an andern Orten aber sey nichts im Wege, sie als Ketzer von der öffentlichen Begräbnißstätte auszuschließen. Allein wo steht diese Einschränkung in dem W. F.? Hat der V. einen Grund, dieselbe zu machen, warum giebt er ihn nicht an? Und hat er keinen, wie unterfängt er sich, einen solchen Friedensbrüchigen Satz zu behaupten?

Analysis collectionum et fontium iuris ecclesiastici publici et priuati germanici, quam in commodiorem vsum tyronum iuris sacri ex pro-

probatiſſimis auctoribus collegit, et vna cum ſelectis corollariis iuridicis publicae diſputationi expoſitis in lucem publicam emiſit P. *Vdalricus Reiſt.* Auguſtae Vindelicorum, ſumptibus Riegerianis, 1777. S. 224 nebſt den Sätzen zur Diſputirübung, in 8.

Dieſes Werk enthält Prolegomena des Kirchenrechts, welche der V. aus Barthels, Horix, von Ickſtatts, Rieggers u. a. Werken zuſammengetragen hat, und mag alſo in Klöſtern ſeinen guten Nutzen haben. Es iſt leicht zu erachten, welcher Meinung der V. in den zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Canoniſten und Publiciſten ſtreitigen Rechtsfragen, z. B. von dem Simultaneum, der geiſtlichen Gerichtsbarkeit katholiſcher Landesherren über ihre proteſtantiſchen Unterthanen u. dgl. beypflichtet. Doch ſieht man, daß der monarchiſchen Kirchenregimentsverfaſſung auch in den Klöſtern der Umſturz drohet; ja der V. hat unter die Quellen des deutſchen Kirchenrechts auch die Reichsgeſetze, und ſogar die güldne Bulle gezählt. Daß er aber aus den Worten dieſes Reichsgeſetzes: *vt populo chriſtiano caput eligatur, qui ad hoc idoneus exiſtat — — hominem iuſtum, bonum, et vtilem in Imperatorem pro ſalute populi chriſtiani eligant*, folgert, es könne kein Proteſtant vermöge der güldnen Bulle zum Kaiſer gewählt werden, iſt ſehr ungeſchickt, und ſchmeckt noch nach der Kloſterlogik.

Io. Petri de Ludewig IC. Differentiae iuris romani et germanici ſecundum ordinem Inſtitutionum Iuſtiniani Imp. concinnatae. Lemgouiae in officina Meyeriana 1778. pag. 208. in 8.

Dieſes Werkchen enthält kurze Anmerkungen über den Text der Inſtitutionen, die den vſum modernum derſelben zeigen ſollen. Der V. ſagt in der Vorrede, daß Ludewig dieſelbe ſeinen Zuhörern in die Feder dictirt und Vorleſungen darüber gehalten habe, und daß der Nutzen, den ſie Anfängern verſchaffen könnten, ihn bewogen habe, ſie gegenwärtig bekannt zu machen. Unſers Erachtens wäre ihr Untergang kein Verluſt

list für die deutsche Rechtsgelehrsamkeit gewesen. Denn erstlich verschaffet die sonst so beliebte Methode, differentias iurium zu sammeln, einem Anfänger keine systematische Kenntniß, und macht ihm nur den Kopf voll unzähliger Abweichungen der verschiedenen Rechte, ohne daß er mit den gehörigen Grundsätzen bekannt wird. Und denn ist zweytens in den gegenwärtigen Anmerkungen gar nichts neues gesagt. Sie sind ein Mischmasch einzelner oft mit den Haaren herbeygezogener Sätze aus dem deutschen Staats- Kirchen- Lehn- und Privatrechte, die oft auf das, wovon der Text der Institutionen redet, gar keine Beziehung haben, sondern von ungefähr Lust wegen dabey eingefallen zu seyn scheinen. Zum Beyspiel wollen wir nur eine Anmerkung beysetzen, die er S. 35. zum §. 3. I. de Libert. macht. In L. R. sagt er, hoc olim fuerat iniquissimum, libertos statim adscribere ciuium romanorum classi. Nam ius ciuitatis tum in maximo pretio. Hinc triplices incolae, 1) ciues, 2) Latini, olim a Romanis distincti, 3) deditii. In I. G. huc trahere possemus triplicem in quibusdam imperii ciuitatibus statum, 1) *der Patricier*, 2) *der gemeinen Bürger*, 3) *der Halbürger oder Einwohner*. His fere nihil concessum, quam incolatus; illis negotia permittuntur (*die bürgerliche Nahrung*), illi vero magistratus sieri possunt. Hodie pro diuersitate vrbium etiam facilius est, ius ciuitatis consequi. Ferner trifft man so viele Unrichtigkeiten und falsche Sätze in diesen Anmerkungen an, daß wir billig einen Anfänger in der deutschen Rechtswissenschaft vor denselben warnen müssen. So wird S. 49. gesagt, daß in Deutschland die väterliche Gewalt mit der Minderjährigkeit der Kinder aufhöre. S. 50. wird behauptet, daß in Deutschland die Ehen der Castraten getrennt würden, u. d. m.

Iustinus Febronius abbreuiatus et emendatus, id est, de Statu Ecclesiae Tractatus ex Scriptura, Traditione, et melioris notae catholicis scriptoribus adornatus, ab Auctore ipso in hoc Compendium redactus. Coloniae 1777. 310 pagg. in 4.

Der noch immer sich nicht nennende V. liefert in diesem Werke einen kürzern Auszug, worinn man alle die Sätze

Sätze und zugleich auch die Gründe derselben, welche in den fünf Bänden seines größern Werks zerstreuet sind, beysammen antrifft. Diese Bequemlichkeit giebt der V. zur Veranlassung gegenwärtigen Auszuges an; vielleicht hat er auch die Absicht gehabt, sein System dadurch gemeiner zu machen. Die Stelle der Vorrede nimmt ein Widerlegungsschreiben an P. Thomas Mamachius ein, in welchem der V. die Schrift beantwortet, welche derselbe im J. 1776. zu Rom gegen ihn herausgegeben hat; und nach einem vorläufigen Discurse, in welchem er auch die scholastische Theologie und seichte Methode, welche bisher in dem Kirchenrechte geherrschet hat, schilt, handelt er in dem ersten Kapitel von der Kirche und dem Zustande derselben, im zweyten von den allgemeinen Kirchenversammlungen, in dem dritten von dem Primat in der Kirche, in dem vierten von dem Bißthum, in dem fünften von den geistlichen Pfründen und Dignitäten, in dem sechsten von dem Gesetze und Gerichten in der Kirche, in dem siebenten von der Freyheit derselben. Der V. hat sein ehemaliges System nicht geändert; sondern vertheidiget noch überhaupt die Grundsätze, welche er in seinem größern Werke behauptet hat, und zeiget, daß er nichts lehre, als was schon vor ihm die besten katholischen Schriftsteller gelehrt haben, und noch heut zu Tage lehren. Er führt deswegen aus Gibert, Tallwein, Rautenstrauch, Riegger, Schrod, Schmide u. a. weitläuftige Stellen an, und spricht fast auf allen Blättern mit fremden Worten: doch hat er auch verschiedene Stellen und Allegaten, die in seinem großen Werke befindlich sind, weggelassen. Dahin gehört, was er von der Verfassung des Gehorsams als einem Mittel, die unrechtmäßigen Anmaßungen des Pabsts einzuschränken, behauptet hat; ferner die Stelle aus Pufendorfs Abh. de habitu religionis christianae ad vitam ciuilem, deren er sich vorhin bediente, die Beschaffenheit der christlichen Kirche zu erläutern, u. dgl. Von diesem ist ohne Zweifel das auf dem Titelblatte befindliche emendatus zu verstehen. Uebrigens äußert der V. noch immer, daß die Vereinigung der Protestanten mit der römischen Kirche die Absicht seines Werks sey, die er zu erreichen glaubt, wenn er den Pabst auf seinen alten Fuß, wie er glaubt, und in einen solchen Zustand setzte, in welchem er denselben nicht mehr so gehäßig seyn könne. Allein so löblich diese Absicht ist, so unbedenklich ist dieses Mittel. Denn 1) bleibt doch noch immer ein Pabst, 2) wenn Febronius auf einer Seite die Macht des

Pabstes

Pabstes einschränkt, und ihm die angemaaßten Gerechtsame eines Imperanten und Monarchen in der Kirche nimmt, so giebt er dieselbe auf der andern Seite den Bischöfen, und macht so viele Päpste, als Bischöfe sind; da doch die Protestanten so wenig, ja noch weniger, mehrere Imperantes in der Kirche anerkennen werden, als sie bisher einen anerkannt haben; und wenn auch dieses nicht wäre, so bleiben 3) noch viele andere Lehren, von der Rechtfertigung des Sünders, den Sacramenten, u. a. m. in der römischen Kirche übrig, die den Protestanten ein Stein des Anstoßes sind, und ihnen den Weg zu derselben versperren.

D. Io. Henr. Christiani de Selchow — Elementa iuris germanici priuati hodierni, ex ipsis fontibus deducta. Praemissum specimen bibliothecae iuris prouincialis et statutarii germanici. Editio quinta prioribus auctior et emendatior. Hannouerae, sumtibus Schmidt. 1775. 828 S. außer dem Register, in 8.

Es ist zwar sonst unsere Gewohnheit nicht, neue Auflagen weitläuftig zu recensiren. Bey gegenwärtiger Ausgabe des Selchowischen Lehrbuches aber müssen wir eine Ausnahme machen, weil es ehemals *) in der deutschen Bibliothek nur kurz angezeigt worden ist. Doch werden wir auch besorgt seyn, denen, welchen dieses Buch schon bekannt ist, nicht verdrießlich zu werden. Nur ein Wort von dem Plane des V. zu reden, so hat er nach vorausgeschickten sehr ausgedehnten Prolegomenen, worinn die Geschichte des deutschen Rechts enthalten ist, die Methode der Justinianeischen Institutionen zum Grunde gelegt, und nach dem dreyfachen obiecto iuris auch das deutsche Privatrecht vorgetragen. Wenn auch dieser Plan den römischen Rechten genau anpaßte; so scheint er doch für die deutschen Rechte sich keineswegs zu schicken. Wie oft muß der V. nicht ausschweifen, und ganze Blätter voll Remissionen aus dem römischen Rechte einschalten, um die Lücken zu stopfen, welche ihm bey seiner Methode blieben. Zum Beweis dienet hauptsächlich das vierte und fünfte Buch, worinn der Verf. die Lehre von den Contracten, der Erbfolge und Gerichtsverfassung in Deutsch-

*) S. B. VII. 2. 262.

Deutschland vorgetragen hat. Ueberhaupt ist ein natürliches System des deutschen Privatrechts noch die Erwartung aller gründlichen Rechtsgelehrten. Was die Ausführung betrifft, so hat der V. nicht nur deutsche Rechtsalterthümer, sondern eine practische, aus den Statuten verschiedener Provinzen abstrahirte Rechtswissenschaft abzuhandeln gesucht, und hat so viel geleistet, daß es wirklich die gröste Undankbarkeit wäre, wenn man die Verdienste des Verf. um die deutsche Rechtsgelehrsamkeit läugnen wolte. Aber er wird es uns auch zu Gute halten, wenn wir ihm offenherzig sagen, daß uns manches in seinem Buche nicht gefällt.

S. 275 u. ff. trägt er den Unterschied der Rechte, welcher durch die Verschiedenheit des Geschlechts begründet wird, verworren und unvollständig vor. Denn *a*) mischet er die verschiedenen Rechte einer Kauffrau ein, welche doch offenbar ihren Grund nicht in der Verschiedenheit des Geschlechts, sondern in dem besondern Zustande, worinn sie durch die Handlung gesetzt ist, haben; und *b*) hätte er nebst der Kauffrau noch andere Gattungen von Frauenzimmer, z. B. die Wittwen, schwangern Frauen, Kindbettetinnen, Jungfrauen, und deren besondere Rechte anführen, und zugleich zeigen müssen, welche davon reell und in den deutschen Rechten wirklich gegründet, und welche hingegen aus einer eingebildeten Billigkeit von einigen Rechtsgelehrten behauptet worden, und daher auch in ein oder des andern Statutum aufgenommen worden sind. Allein auf diese Art hätte er auch seinen ganzen Vortrag systematischer einrichten müssen.

S. 289 verwirft der V. die gewöhnliche Eintheilung der Infamie in die maiorem und minorem, aus dem ganz unerheblichen Grunde, weil die infamia minor ihren Ursprung in den Vorurtheilen des Pöbels habe. Entweder hat er einen bloßen Wortstreit erregt, oder seine Meinung ist ganz unrichtig. Wenn man auch zugiebt, daß die infamia minor sich in den Vorurtheilen des Pöbels gründe, so ist doch gewiß, daß die deutschen Gesetze diese Vorurtheile zuweilen anerkannt haben. Die leuis notae macula der Hurenkinder z. B. ist freylich durch Vorurtheile veranlaßt worden; und doch wird nicht leicht jemand mit dem V. behaupten, daß dieselbe ohne gesetzlichen Grund sey. Doch davon wollen wir gleich mehr sagen. Es ist wahr, daß unsere deutschen Gesetze, welche der Verf. S. 293 Not. 9 anführt, den Vorurtheilen des Pöbels öfters entgegen gearbeitet, und die Ehrlichkeit mancher dem Staate nützlicher Per-

Personen gewahret haben, die der gemeine Haufe in die Klasse der unehrlichen Leute gesetzt hatte. Aber dadurch wurde doch die Unehrlichkeit gewisser Personen nicht überhaupt in Deutschland aufgehoben. Der ganze Abschnitt von der Infamie ist so beschaffen, daß er einem Lehrer, welcher seine Zuhörer gründlich davon unterrichten will, ganz unbrauchbar ist. Denn ausserdem, daß der Begriff der Infamie nicht gehörig entwickelt, und durch die Ausschließung der infamiae minoris verdorben ist, so hat der V. die alten und heutigen deutschen Rechte in Ansehung der infamirten Personen sowohl, als auch der Wirkungen der Infamie, nicht deutlich von einander abgesondert, und die wichtigsten Fragen unbestimmt beantwortet, oder gar nicht berührt. So ist z. E. S. 290 die Lehre von der Abolition sehr seicht abgefertiget. Weder des Kaisers, noch eines fremden Landesherrn, der oder dessen Richter jemanden die Infamie nicht irrogirt haben, noch der Pfalzgrafen, wird mit einem Worte gedacht, da doch in Ansehung derselben die wichtigsten Fragen bey der Abolition können gemacht werden. Zum wenigsten hatte der V. durch ein Allegat aus den Moserischen Werken von den Kaiserlichen Regierungsrechten u. s. f. von der Landeshoheit in Gnadensachen u. dgl. einen Fingerzeig geben sollen.

S. 292 läugnet Herr von S. den gesetzlichen Grund der leuis notae maculae, welche den unehlich gebohrnen anhängt, und leitet dieselbe aus einer irrigen Praxis her, welche einzig durch die ungegründete Meinung der Rechtsgelehrten soll veranlaßt worden seyn. Nun wollen wir zwar nicht anführen, daß der V. dem, was er in seiner Disputation: selecta capita doctrinae de infamia §§. 13 et 14. behauptet hat, widerspreche; sondern er widerspricht auch der gesetzlichen Idee, die man in den mittlern Zeiten von den unehlich gebohrnen hatte, wie die Stellen, die er am a. O. beybringt, klar erweisen. Mehrere Stellen hat der von dem V. S. 289. angeführte Huth aufgezeichnet. Der Ursprung und die Veranlassung dieser leuis notae maculae war die rechtliche Beschaffenheit der Unehlichen, welche der V. zu Anfang des §. 209 beschreibt. Auf dieselbe gründet sich das gehäßige Verfahren mit denselben, welches so gar durch die kirchliche Verordnungen unterstützt wurde, in welchen sie für irregulair erklärt worden sind. Der V. gesteht selbst, daß die C. G. O. und R. H. O. erfordern, daß die Assessoren von rechter ehelicher Geburt seyn sollen. Und wie viel Stadt- und Provinzialrechte könnten wir dem V. an-

führen, in welchen die unehelichen Kinder von den Bürgermeistern und Rathsämtern ausgeschlossen werden. Aus eben diesem folgt aber, daß die unehlich gebohrne vermöge gesetzlicher Verordnungen einen Verlust in Ansehung gewisser Rechte, deren die ehelich gebohrnen theilhaftig sind, leiden; welches nichts anders als der Begriff von der leuis notae macula oder infamia minor ist. Der V. will zwar seine Meinung auf den Reichsschluß von 1731 gründen, in welchem zum Vortheil der unehlich gebohrnen verordnet ist, daß sie zunftfähig u. dgl. seyn sollen; allein das versteht sich nur nach vorhergegangener Ehrhaftmachung. Wir würden gar zu weitläuftig seyn müssen, wenn wir alle Gründe anführen wollten, welche beweisen, daß dieses der Sinn des Reichsschlusses sey. Wir wollen also nur einige anführen. Dahin gehört, daß man in der Reichs- und Provinzialpraxis auch noch nach besagtem Reichsschluß gar viele Beyspiele von dergleichen Ehrhaftmachungen antrifft, und daß in die Comitive der Pfalzgrafen noch immer das Recht, Uneheliche zu legitimiren, gesetzt wird. Das zeigt genugsam, wie der Reichsschluß zu verstehen ist.

Er 294 confundirt einmal der V. den Scharfrichter (carnificem) mit dem Abdecker (excoriatore). Nun haben das zwar schon einige Rechtsgelehrte vor ihm gethan, wie man aus Beyer, de eo, quod iustum est circa carnificem et excoriatorem zu ersehen ist, den wir anführen, weil ihn der V. hier weggelassen hat. Allein es ist leicht, den Unterschied zwischen beyden in Ansehung der leuis notae macula darzuthun, indem einem Scharfrichter dieselbe von keinem Reichsgesetze beygelegt wird, und in besagtem Reichsschlusse von 1731 geschieht namentlich des Schinders und seiner Kinder Meldung, nicht aber des Nachrichters. Sodann begeht der V. einen ziemlich argen Fehler, indem er im J. 1775. noch lehrt, daß die Kinder der Abdecker (oder wie er will, sogar der Nachrichter) bis auf die zweyte Generation mit der leuis notae macula befleckt und von den Handwerkszünften ausgeschlossen wären. Herr von S. dachte nicht an den Reichsschluß von 1772, in welchem die leuis notae macula in Ansehung der Schinderskinder, die ihres Vaters Handthierung noch nicht getrieben haben, aufgehoben wird. Einigen Lesern zu Gefallen wollen wir deswegen Mosers Tractat von der Landeshoheit in Polizeysachen S. 201 u. ff. anführen. Bey dem Abschnitte von dem Judenrechte müssen wir eben die Kritik machen, welche wir bey dem Abschnitte von der Infamie gemacht haben.

Jder

Jeder gründliche Docent muß uns darinn Beyfall geben, und wir könnten klar darthun, daß auch dieser höchst unordentlich ist, wenn unsere Recension dadurch nicht zu weitläuftig würde. Die so wichtige Frage, nach welchen Rechten die Juden beurtheilt werden sollen, von dem Ansehen des Rabbi, und von andern Dingen, hat der V. nichts beygebracht. Auch ist Gatterer de iuribus Iudaeorum nicht angeführt.

S. 309. hätte Hr. von S. auch die Modificationen und Bestimmungen, mit welchen das Heimfallsrecht in Frankreich gegen Deutschland ausgeübt wird, anmerken sollen; indem dieses Recht nur mit oben denselben Modificationen retorquirt werden kann. Wir verweisen deswegen den Leser auf den in der Note 6. allegirten Ayrer.

S. 311. macht der V. keinen Unterschied unter der Nachsteuer oder Nachschoß, und dem Abzugsrecht, welcher doch nothwendig muß gemacht werden, wenn man nicht bey der Entscheidung verschiedener Rechtsfragen in ein Labyrinth gerathen will. Denn da beyde Rechte ganz verschiedene Fundamente haben: so muß man nothwendig Fehlschlüsse machen, wenn man das, was bey einem recht ist, auch auf das andere anwenden will. Einem Kenner deutscher Rechte werden ohne unser Erinnern manche Rechtsfragen einfallen, bey denen dieses offenbar ist, und die wir der Kürze wegen übergehen müssen. Ferner scheinen dem V. die in manchen Provinzen Deutschlands übliche Collateral oder Lachgelder, welche billig als eine Gattung des Abzugsgelds können betrachtet werden, noch unbekannt zu seyn. Zudem taugt auch des V. Definition von dem ius detractus gar nichts. Denn a) wer wird das Abzugsrecht durch partem bonorum beschreiben. Abzugsgeld ist pars bonorum; aber Abzugsrecht nicht; b) ist auch nicht allzeit erforderlich, daß die Güter ausser Landes gebracht werden, indem dieses Recht gar oft auch in dem Falle hergebracht ist, wenn die Güter im Lande bleiben, und nur aus einem Amtsbezirk in den andern geführt werden; c) wird auch das Abzugsgeld nicht immer an den landesherrlichen Fiscus bezahlt. Gar oft haben auch Adliche, Collegien u. d. g. dieses Recht.

S. 363. hat der Hr. von S. eine Ahnentafel entworfen, welche bey der Ahnenprobe zum Grunde gelegt werden soll. Sie macht ihm, wenn wirs sagen dürfen, wirklich nicht viel Ehre, zumal da er selbst von Adel ist. Aus der Vergleichung der ältern Angaben mit der gegenwärtigen sieht man, daß

der V. in der Vorstellungsart wankend gewesen ist. Ehemals gab er dem Candidaten ein Schild; dessen Eltern aber zwey, den Großeltern vier u. s. f. Jetzt giebt er dem Candidaten eins, den Eltern desselben zusammen das zweyte, den Großeltern väterlicher Linie das dritte, den Großeltern mütterlicher Seite das vierte Schild, u. s. f. Das erste war unrichtig, das letzte ist es noch weit mehr. Denn a) darf der Candidat keinesweges mit gerechnet werden, indem von dessen adlicher Descendenz die Frage gemacht wird, und zudem ist es auch nicht nöthig. Wenn bewiesen ist, daß der Candidat aus rechtmäßiger Ehe von Adlichen abstamme, so ist auch sein Adel dargethan. Es ist also bey der Ahnenprobe nur die Rede 1) von der legitimen Descendenz des Candidaten, und 2) von dem Adel seiner Ahnen. Ferner b) werden durch die Ahnen nicht Vater und Mutter verstanden; sondern zum wenigsten die Großeltern. Dieses beweiset der Redegebrauch. Die Rechtsgelehrten nennen erst die Großeltern Ahnen; nicht aber die unmittelbaren Eltern. Man schlage nur Wiesands juristisches Wörterbuch oder andere auf, so wird man sehen, daß wir diesen Redegebrauch nicht falsch angeben. c) Der dritte Fehler, den der V. bey seiner Ahnentafel gemacht hat, ist, daß er dem Vater und der Mutter, Großvater und Großmutter u. s. f. zusammen Ein Schild gegeben oder beyde Schilder zu Einem gemacht hat. Nicht allein des Vaters, Großvaters u. s. f. sondern auch der Mutter, Großmutter u. s. f. Adel muß besonders erprobet, und folglich auch jedes Schild besonders angebracht und gezählet werden. Die Wappenkunde lehrt zwar, daß die Gemahlinn ihres Gemahls Wappen zu dem ihrigen anzunehmen pflege; allein dieses hat hieher keinen Bezug. Der V. hat zwar S. 364. in der No. 2. nach dem §. 271., daß er die beygefügte Ahnentafel aus Estors Buche von der Ahnenprobe S. 132. genommen habe; wir bitten aber jeden Leser, die Stelle im Estor nachzuschlagen, und er wird finden, daß er weder dem Candidaten ein Schild, noch den Eltern desselben das zweyte u. s. f., wie der V. thut, gegeben habe. Endlich hat der V. eine noch sehr gebräuchliche Art, Ahnentafeln zu entwerfen, gänzlich verschwiegen, die billig noch hätte angemerkt werden sollen. Weil wir uns dabey nicht aufhalten können, so wollen wir nur Christinaei observationes exegetico-philologicas, wo sie anzutreffen ist, allegiren. Sie stehen in der Reinhardischen Ausgabe. Man wird aus der dort beschriebenen Vorstellungsart gänzlich überzeugt werden, daß man zu den

Ahnen

Ahnen nicht den Vater und die Mutter des Candidaten, sondern erst die Großeltern desselben rechne.

S. 431. ist der Titel von den Handwerkern und Handwerkseinungen ganz unvollständig und unbrauchbar. Denn a) fehlt sogar der Begriff eines Handwerkers, und der Unterschied desselben von einem Künstler oder Kunstverständigen, ist gar nicht angegeben, worauf doch öfters in den rechtlichen Bestimmungen gar vieles ankommt; b) Vermißt man die Eintheilungen der Handwerkskünste 1) in die einfachen und zusammengesetzten, 2) in die geschlossenen und ungeschlossenen. Nichts wird von den gezünfteten und freyen, von den geschenkten und ungeschenkten Handwerkern gemeldet. In einem gründlichen System muß die innere Einrichtung und Verfassung der Handwerken, und dann ihr Verhältniß gegen den Staat, und einer Innung gegen die andere in Ansehung des Zunftzwanges z. B. u. dgl. von einander abgesondert, und genau entwickelt werden. Dieß ist aber gar nicht geschehen. Ausserdem hat er auch hier den Reichsschluß von 1772. nicht angeführt, welcher doch jetzt nebst dem Reichsschluß von 1731. die Hauptquelle des iuris opificiarii ausmacht. Wir müssen hier Frickens Grundsätze von den Handwerkern als das brauchbarste Buch in dieser Materie anpreisen, welche bey dem V. nicht angemerkt sind.

Was S. 436. von der Brauerrechtigkeit gesagt wird, ist von Göttingen und den dortigen Gegenden abstrahirt; keinesweges aber allgemein und in allen Provinzen Deutschlandes auf eben die Art eingerichtet. An einigen Orten sind gewisse Braus oder Kothhäuser; an andern Orten ist das Braurecht ein Theil der bürgerlichen Nahrung, woran jeder, der das Bürgerrecht hat, participiret. An einem Orte macht dasselbe ein besonderes Privilegium derjenigen aus, die keine Handwerke treiben; am andern ist es ein Theil der städtischen Einkünfte u. s. f. Ueberhaupt ist zu merken, daß der V. gar oft Anstalten und Gewohnheiten, die ihm von einem oder dem andern Ort her bekannt sind, für allgemeine und der Regel nach durch ganz Deutschland geltende Einrichtungen ausgiebt. Eben so unvollständig ist S. 464. die Lehre von dem Zehenden, welche der V. in einem einzigen Paragraph vorträgt. Die verschiedenen Arten des Zehnden sind nicht aus einander gesetzt, und so manche wichtige und praktische Fragen gar nicht berührt, oder ganz unbestimmt beantwortet. Z. B. ist die Frage berührt: wem in Deutschland der Rottzehnden zukomme. Der V. antwor-

antwortet, man müsse die Besitzer adlicher Grundstücke, welche dieses Recht hergebracht haben, bey demselben schützen. Das ist doch gewiß kaum ein wenig mehr, als gar nichts gesagt.

S. 500 sagt Hr. von S. daß in den Darmstädtischen Landen dem Leibherrn statt des mortuarii 5. pro Cent gezahlt würde. Dieß ist aber ganz falsch. Nach einer Verordnung vom 14ten October 1713. kommt es darauf an, ob der Leibeigene As- und Descendenten oder nur Seitenverwandte nachläßt. Im ersten Falle beträgt die Baulehung anderthalb, und im zweyten Falle dritthalb pro Cent. In den nachfolgenden Verordnungen ist noch verschiedenes in Ansehung der Kinder u. d. g. bestimmt, besagte Summe aber nicht erhöhet worden.

S. 528. sagt der V. daß nach der Verordnung der tridentinischen Kirchenversammlung die priesterliche Trauung (copula sacerdotalis) erforderlich sey, wenn eine eheliche Verbindung auch die bürgerlichen Wirkungen einer rechtmäßigen Ehe haben solle. Seltsam ist es, daß schon so viele gründliche Canonisten diesen Irrthum widerlegt haben, und daß er doch immer noch nachgebetet wird. Rec. kann aus einem mit Augen angesehenen Falle bezeugen, daß heut zu Tage in der katholischen Kirche nur die Gegenwart des Pfarrers und zweyer Zeugen; keinesweges aber die priesterliche Trauung auch zur bürgerlichen Gültigkeit der Ehe nothwendig sey. Hr. von S. hätte nur seines Hr. Collegen, Hr. Geh. Justizrath Böhmers Ius can. aufschlagen dürfen, so hätte er sich eines bessern belehren können.

S. 532. behauptet der V., daß bey den Katholiken die Unterscheidungsjahre, in welchen Kindern, die aus vermischten Ehen erzeugt sind, erlaubt würde, sich nach Gefallen zu einer Religion zu bekennen, mit dem Jahre anfiengen, da dieselbe zum erstenmal zur heil. Communion gelassen werden. Wir möchten wissen, woher der V. dieses genommen hat. Es ist Reichskündig, daß man sich dermalen katholischer Seits weder an Ehepacten, noch an Discretionsjahre binden will, und daß man dergleichen Ehepacten für einen Zwang hält. Verschiedene Beyspiele, welche wir hier nicht anführen wollen, und die Geschichte des von dem V. selbst angeführten concilii Corpodis Euangelicorum beweisen, daß er irret.

S. 551. handelt der V. von den heutigen Mißheyrathen, und glaubt, daß dieselbe, wenn man nicht auf besondere Familienverträge sähe, nur in dem Fall eingegangen würden, in welchem

welchem sie nach dem ältern und mittlern deutschen Rechte statt hatten, nemlich wenn ein freyer Theil einen unfreyen heyrathet; in der Wahlcapitulation würden zwar die aus notorischer Mißheyrath erzeugten Kinder von der Succession ausgeschlossen; doch sey darinn nicht bestimmt, welche Heyrathen zu den notorischen Mißheyrathen zu rechnen seyen. Nun können wir zwar dieses nicht leugnen, wenn man den blossen Buchstaben der Wahlcapitulation ansieht. Allein dem V. wird wohl die Auslegungsregel nicht unbekannt seyn, daß man den Worten nach dunkele und unbestimmte Gesetze aus der Geschichte und Veranlassung derselben erklären muß. Ist dieses richtig, so giebt uns der im Herzogl. Sachsen-Meinungischen Hause sich zugetragene Fall einen hinlänglichen Aufschluß.

S. 741. rechnet Hr. von S. die Instrumenta guarentigiata zu den contractibus und pactis accessoriis. Wie aber ein solches Instrument ein accessorischer Vertrag seyn soll, läßt sich gar nicht begreifen. Da uns schon die Recension unter der Hand gewachsen ist, so müssen wir schliessen, ob wir gleich noch manches in Petto haben. Eins wollen wir noch beyfügen. Das juristische Publikum weiß ohne allen Zweifel dem V. für seine ausgebreitete Litteratur, die er ihm mitgetheilt hat, vielen Dank, und der Nutzen, welcher dadurch erhalten wird, ist offenbar. Aber dabey ist doch nicht zu läugnen, daß der V. manches Meisterstück verkennt, und gar oft Blinde und Lahme hereinführet, die nur die Plätze ausfüllen sollen; auch daß er viele Bücher nicht kennt, die er angeführt hat. Von dem letzten steht S. 683. ein hervorstechendes Beyspiel. Er allegirt daselbst G. A. Müller de columbariis Giess. 1751, und unterschreibt diese Abhandlung von G. A. Jenichens obs. de columbariis Giess. 1751, die er zuvor angeführt hat. Nun existirt aber G. A. Müller de columbariis gar nicht, sondern dieser Muller war ein Arzt, und bey seiner Antrittsrede schrieb Jenichen seine obs. de columbariis. Also ist der V. oder ein anderer, von dem er das Allegat entlehnt hat, vermuthlich durch das Titelblatt in den Irrthum geführt worden.

Concordata Nationis germanicae integra variis additamentis illustrata. *Tomus II.* Francofurti, 1773. Impensis Eslinger.

De tantillo iure cedere, quod habent Ecclesiae nostrae, nec volumus, nec debemus. *Ito Carnot. epist.* 55. *ad Hugonem Archi-Episc. Lugdun. Sedis Apost. Legatum.* S. 309. 8.

Tomus III. ibid. eod.

Nemo mirari debet, si non statim omnia errata et abusus omnes per Nos emendatos viderit: inueteratus nimium morbus est, nec simplex, sed varius et multiplex, pedetentim in eius cura procedendum est, et prius grauioribus, magisque periculosis occurrendum, ne omnia pariter reformari volentes, omnia perturbemus. *Hadrian. VI. an.* 1522. *in Instruct. Legati ad Germanos. Raynald. Num.* 70. S. 300. 8.

Ad Concordata Nationis Germanicae integra Documentorum *Fasciculus primus.* Francof. et Lipſ. Impenſis Tobiae Goebhardt Bibliopolae Vniuerſitatis Bamberg. 1775. S. 469. 8. *Fasciculus alter*, ibid. 1776. S. 375. 8.

Wir zeigen hier die Fortſetzung des Horixiſchen Werks an *), welches durch die patriotiſche Dreiſtigkeit, die man faſt auf allen Blättern erblickt, und die Bemühung, dieſes Reichsgrundgeſetz aus den ächten Quellen zu erörtern, nicht allein ſeinem Verfaſſer, ſondern dem ganzen katholiſchen Deutſchland Ehre machet. Der zweyte Band deſſelben enthält die Addimente. Das erſte ſind Obſeruationes hiſtorico-iuridicae in Concordata Nationis Germanicae cum Sede Romana, welche ſchon vormals einzeln in Quart ans Licht getreten waren, und an der Zahl ein und zwanzig ſind. Die erſte Obſervation hat die Concordaten zwiſchen Karl Martel, Pipin, Karl dem Großen auf einer, und dem Pabſt, der römiſchen Kirche und Bürgerſchaft auf der andern Seite zum Gegenſtand. Da dieſelbe nachher unter Otto I. und III. wiederholet, und auch von den conſtantinopolitaniſchen Kayſern anerkannt worden ſind: ſo merket der R. gründlich an, daß unſern

*) S. Allg. L. B. 16 S. 93.

unsern deutschen Königen nicht allein die weltliche Herrschaft über die heutige Lande des Pabstes und den italienischen Staat, sondern auch alle ehemalige Rechte der christlichen Kayser und Patricien von Rom zustünden, namentlich die Advokatie der ganzen Christenheit, welche aber nicht in einer bloßen Schutz- und Schirmgerechtigkeit bestehe, sondern ein Inbegriff vieler andern Gerechtsamen und Pflichten sey. Der V. thut zu Ende einen Wunsch, der seiner übrigen Denkungsart gemäß ist, daß doch irgend Jemand die Rechte des Kaysers über die Kirche in ein System bringen, und die erste Epoche auf die Zeiten Constantins des Großen setzen möge. Die Hülfsmittel dazu zeigt er mit Kurzem an. In der **zweyten** Observation merkt er über die Stelle des Concordats vom Jahr 1111. zwischen Heinrich dem V. und Pabst Paschal II.: D. Papa penitus in personam Regis nunquam anathema ponet, an, a) daß der Bruch desselben von Seiten des Pabstes heut zu Tage kaum mehr zu befürchten, und b) da überhaupt nunmehr der Bann eine Gattung einer öffentlichen und infamirenden Strafe sey, auch im Falle, da jemand von einem geistlichen Richter in Deutschland oder Italien, mit demselben ungerechter Weise belegt würde, eine Nullitätsklage deswegen bey den höchsten Reichsgerichten angebracht werden könne; welchen Satz er aus dem Justinianeischen Rechte, den Capitularien der fränkischen Könige, und andern Actis publicis mit mehrerm erläutert. (Wie kommt aber der V. auf diesen Vertrag, welchen die in dem Lateron gehaltene Kirchenversammlung im J. 1112. als erzwungen für ungültig erklärt, und wieder aufgehoben hat? Man lese nur, was der V. selbst von der Dauer dieses Vertrags in der siebenten Observation sagt, nämlich: integrum hoc Concordatum evanescebat, ceu ex historia imperii notum est.) In den folgenden zehn Observationen werden verschiedene Erläuterungen angebracht, welche das sogenannte Concordatum Calixtinum vom J. 1122. betreffen. Die Veranlassung desselben wird in Obs. III. erzählet; die dem Kayser bey den geistlichen Wahlen zustehende Rechte werden in Obs. IV. angeführt. Wem der V. bey zweyspaltigen Wahlen geistlicher Reichsfürsten, das Entscheidungsrecht beylege, läßt sich deutlich aus folgenden Worten abnehmen: Antiquum jus assentiendi in Electionem factam etiam non penitus excludebatur, quin potius in casu Electionis discordis tanquam omnino necessarium, et ut *decisivum* stabiliebatur cet. In der fünften Observation merkt er sehr

gründlich an, daß dieses Concordat auch bey der Postulation eines geistlichen Reichsfürsten beobachtet werden müsse, indem der Unterscheid zwischen der eigentlichen Wahl und Postulation erst nachher durch die Decretalen der Päbste eingeführet, aber zur Zeit der Errichtung dieses Concordats noch unbekannt gewesen sey. Da in eben diesem Vertrage dem Provincialconcilium, Concilio provinciali, das Recht den Erwählten zu confirmiren, bestätigt wurde: so wird daher in Obs. VI. erinnert, daß obgleich in dem Aschaffenburgischen Concordat hierin eine Aenderung vorgenommen, derselben aber von den Churfürsten und übrigen Ständen des Reichs, im J. 1455. und 1457. und sogar im J. 1563. von dem Kayser selbst im Namen der Nation widersprochen worden sey, im Falle, wo die römische Confirmation ausbleiben sollte, dieselbe noch heut zu Tage von den Bischöffen der Provinz ertheilet werden könne. In Obs. VII. erklärt der V., warum in dem Concordat dem Kayser die Investitur der Bischöffe fürs Zukünftige ausdrücklich vorbehalten werden mußte: die Ursache nämlich ist, weil Gregor VII. und seine Nachfolger behaupteten, daß es abgeschmackt und ganz ungereimt sey, wenn eine geheiligte Hand in eine unheilige gelegt würde, (denn diese Ceremonie war damals bey den Belehnungen üblich.) In der VIII. Observation wird aus eben diesem Concordat gefolgert, daß dem päbstlichen Stuhl in Ansehung der Regalien geistlicher Reichsfürsten gar kein Recht zustehe, indem dieselbe allein von dem Kayser damit beliehen würden. Der V. zeigt kürzlich, daß unser deutsches Reich auf diesem Grundsatz immer bestanden sey. Die IX. Observation enthält die ebenmäs wichtige Bemerkung, daß in diesem Concordat der Grund vor dem besondern Vorzuge unserer geistlichen Reichsfürsten liege, vermöge dessen sie gleich nach geschehener einhelliger Wahl, und noch vor der römischen, Confirmation und Consecration, mit den Regalien beliehen werden. Nur ein superficieller Kanonist, sagt der V., sucht die Ursache davon in dem cap. 44. X. de Elect., sondern die Sache verhält sich folgender Gestalt. Zur Zeit der Errichtung dieses Concordats, geschah die Confirmation der Wahl sogleich, wenn der Neuerwählte in der Provincialkirchenversammlung consecrirt wurde. Weil es nun nach der damaligen Verfassung Deutschlands schwer hielt, eine solche Kirchenversammlung, oder auch nur den Metropolitan mit einigen Bischöffen zusammen zu bekommen; weil sie sich bey Hofe aufhielten, oder gar zu Felde gezogen waren:

sy beluchten die deutschen Bischöffe die Vorsicht, und ließen in diesem Vertrage festsetzen, daß, wenn die Wahl gehörig geschehen sey, der Erwählte sogleich auch die Verwaltung der Regalien überkommen solle. Daher es denn bis auf den heutigen Tag gebräuchlich ist, daß das Kapitel gleich nach der Wahl den Neuerwählten dem kayserlichen Wahlcommissarius vorführt, von welchem er die Verwaltung der Regalien im Namen des Kayfers überkommt, obgleich die solenne Investitur ordentlicher Weise, erst nach erhaltener römischen Confirmation und geschehener Consecration erfolgt. In der X. Observation wird angemerkt, daß ob schon die Nothwendigkeit, die Investitur der zur römischen Kirche gehörigen Regalien zu erneuern, in diesem Concordate dem Pabst erlassen sey, demohngeachtet das Territorium desselben noch heut zu Tag ein Reichslehn bleibe, und die römische Kirche nur, wie andere Erz- und Bisthümer, eine der Majestät nahkommende Landeshoheit genieße. (Der V. geht hier noch milde mit dem Pabst um: denn wenn man mit den neuern Publicisten behauptete, daß die italienischen Reichsstände überhaupt keine Landeshoheit hätten, so müßte man auch diese dem Pabst absprechen.) In der XI. Observation wird der Recurs, den man im Falle einer von Rom aus sich ereignenden Beschwerde oder Bedrückung, nach dem Art. XIV. der Wahlcapitulation zu Ihro Kayserl. Majestät zu nehmen befugt ist, auf dieses Concordat gegründet. In der XII. Observation werden die Worte des Vertrags: do veram pacem dahin erklärt, daß, obgleich der Kayser vor Abschließung desselben, in einer vorgeblichen Excommunication gewesen sey, man jedoch für ungereimt gehalten hätte, derselben hier ausdrücklich zu gedenken. In der XIII. Observation wird aus dem zwischen Kayser Friedrich I. und Pabst Alexander III. im Jahr 1176. eingegangenen Vertrage die Clausel: Saluo iure Imperii, zur Bestätigung dessen, was in der zehnten Observation angemerkt worden ist, ausgezeichnet. In der XIV. Observation wird über die Worte des vorerwähnten Concordats vom Jahr 1176. Vniuersi Clerici, qui sunt extra Teutonicum Regnum, Dispositioni et Iudicio D. Papae Alexandri Successorumque ipsius et Romanae Ecclesiae relinquentur, angemerkt, und bewiesen, daß auch nach der Annahme der falschen Decretalsammlung des Isidorus, und da jenseits der Alpen die Appellationen an den römischen Hof schon gäng und gäbe waren, doch noch die Bischöffe diesseits der Alpen einige Jahrhunderte hindurch ihr Ansehen

sehen dagegen behauptet hätten, bis die hernach zu Wien studierende deutsche Jugend die ultramontanistische Grundsätze erlernte, und man auch in Deutschland anfieng, Absolutionen, Dispensationen, Confirmationen, Exemtionen u. dgl. nach dem Beyspiel Italiens von Rom aus zu erbitten. Alles dieses nun, sagt der V., sey vorerwähntem Concordat zuwider, welches dem Pabst nur die Jurisdiction über die ultramontanistische Cleriſey eingeräumt habe. In der XV. Observation wird eine weitläuftige Stelle aus Kollarii Analectis Monumentorum omnis aeui Vindobonensibus Tom. 2. pag. 120. seq. ausgeschrieben, welche die Veranlassung und Geschichte der Fürstenconcordaten mit Engen IV. enthält. In der XVI. Observation sucht der V. den Artikel der Fürstenconcordaten, welcher die Gewalt und das Ansehen der allgemeinen Kirchenversammlungen über alle Gläubige ohne Unterschied des Standes und der Würde, sollte es auch die päbstliche seyn, festsetzt, gegen Schelstraten, Hardouin ꝛc. zu behaupten. Er zeigt dessen Richtigkeit aus der besondern Geschichte dieses Artikels, während der Kirchenversammlung zu Constanz, aus der Wiederholung und Bestätigung desselben, in der zweyten Session der Baselischen Kirchenversammlung, in dem zu Mainz im Jahr 1439. unter König Albert verfertigten Acceptationsinstrument, in den mainzischen Avisamenten vom Jahr 1440, und der Churfürsten Verein vom Jahr 1446. ꝛc. und macht endlich den Schluß, daß in Ansehung Deutschlandes der Pabst vermöge der Fürstenconcordaten, an die Verfügungen und Canones der allgemeinen Kirchenversammlungen gebunden sey. Die XVII. Observation erzählet kurz die Geschichte dieser Concordaten, welche aus schon erwähntem Acceptationsinstrument, und der Bestätigungsbulle Engens IV. bestehen, worin die von der deutschen Nation angenommene Decrete der Baselischen Kirchenversammlung derselben bestätiget worden sind. Die XVIII. Observation zeigt, wie fest immer von Seiten der deutschen Nation auf diese Concordata Principum gehalten worden sey. In der XIX. Observation nimmt der V. das Aschaffenburger Concordat vor, auf welches er nicht viel hält, und deutlich behauptet, daß es so allgemein und unumstößlich fest nicht sey, wie die Fürstenconcordate, indem a) dasselbe die Beschwerde der Nation nicht gehoben, sondern durch die zum Nachtheil der Wahlfreyheit und der ordentlichen Collatoren eingerückte Extravagantem Execrabilis und ad Regimen, durch

den

den Umwechsel päbstlicher Monate, durch Einführung der von der Baselischen Kirchenversammlung, (deren Decret einen Theil der Fürstenconcordate zuvor ausmachte,) abgeschafften Annaten, dieselbe noch vermehrt habe; b) weil diese Artickel nur vom Kayser Friedrich III. und dem päbstlichen Gesandten, und ohne die zu einem solchen Vertrage erforderliche Feyerlichkeit verabredet worden sind, da weder ein Reichstag oder das ganze Churfürstencollegium, noch alle Erz- und Bischöffe, Capituln und Klöster von Deutschland, deren Gerechtsame doch sollten verarbeitet werden, dabey einstimmig gewesen seyen, und endlich c) die Nation nicht lange nach dem Concordat deutlich erklärte, daß sie dasselbe für die Zukunft nicht mehr anerkenne, indem man von Römischer Seite das gegebene Wort wegen des Umwechsels der Monate, und eines zu haltenden allgemeinen Concilium, nicht gehalten hätte. Ueberaus merkwürdig ist die Erklärung, welche das Reich wegen der Annatenzahlung zu verschiedenen malen an den Pabst that, daß man nemlich auf einige Jahre nur wegen des bevorstehenden Türkenkriegs darein willige; nach dem Verlauf dieser Zeit sagte man dem Pabst dreist, daß, da nunmehr die Zeit, auf welche ihm die Annaten versprochen gewesen, verflossen, und dieselbe von seinen Vorfahren gar nicht zu dem Ende, wozu sie dieselben bekommen, verwandt worden seyen, man also die fernere Zahlung derselben ihm zu versagen, und davon zum größern Wohl der Nation den Reichsfiscum zu bereichern gesinnt sey. Der Verf. macht daraus den Schluß, daß, wenn auch die Nation den Pabst wegen der bisher gezahlten Annaten mit der condictione causa data causa non secuta vetschonte, doch die gänzliche Abschaffung dieser und andern durch das Aschaffenburger Concordat zugefügten Beschwerden in die Zukunft von Ihro Kayserlichen Majestät verhoffe. Die XX. Observation liefert ein Verzeichniß der Beschwerden, welche der Nation auch mit offenbarer Verletzung dieses Concordats von der Römischen Curia sind zugemuthet worden. In der XXI. Observation schließt der Verf. erstlich damit, daß er zwey Beweise für die Unverbindlichkeit dieses Concordats anführet. Er setzt zwar nur die Prämissen hin, und läßt die Conclusion weg; aber jeder Leser muß diese aus jenem nothwendig selbst machen. Der erste Beweis besteht darinn: Zur Zeit dieses gemachten Concordats hielt man die Decretalensammlung des Isidorus noch für ächt; und zog deswegen verschiedene von den Päbsten sich ausgiebig angemaßte Rechte gar nicht in Zweifel; man

stimmte sie aus der nehmlichen Ursache denselben in diesem Concordat noch ein. Nun sagt der Verf.: Quid de transactione ex errore, ex falsa causa, ex Instrumentis falsis inita sit habendum, iureconsultis notum est. (Was antwortet aber der Verf., wenn andere sagen, daß die Nation in nachfolgenden Zeiten, da der Betrug der Isidorischen Decretalen schon entdeckt war, doch noch auf die Festhaltung dieses Concordats gedrungen, und also dieselbe auch errore cognito stillschweigend genehmiget habe?) Den zweyten Beweis führt er per praeteritionem; wie man sagt, in folgenden Worten an: Principia iuris naturae et gentium de conventione ab vno pacisente violata, et obligationem e sui parte nulla contradicente, nequidem memore. Gewiß läßt sich aus beyden Sätzen keine andere Folge machen, als daß nach dem Verf. wegen Abgang der Einwilligung von Seiten der Nation, und denn auch wegen erfolgter Untreue von Seiten des Römischen Hofes, dieses Concordat heut zu Tage ohne alle verbindliche Kraft für die Nation sey. Dem Recensenten fällt hier die Bemerkung ein, daß der Verf. hierdurch verschiedenen Canonisten und Publicisten das Maul gestopft habe, welche die der Augspurgischen Confession zugethanen Stände für böse Rathgeber halten, weil sie bey Seiner Kayserl. Majestät auf gänzliche Abschaffung dieses Concordats angetragen haben. Zuletzt wünscht der Verf., daß gegen die Beschwerde und Eingriffe der Curialisten eine positive Declaration dagegen von Seiten der Nation und eine pragmatische Reichsconstitution zu Stande kommen möge, damit nicht einzelne von der Nation sich immer mit der Römischen Curie herumstreiten müßten.

Das **zweyte Additamens** liefert einen Extract aus einem Briefe, welchen die drey geistliche Churfürsten im Jahre 1673. an den Pabst erließen, worinn sie sich beklagten, daß die Römische Curie auf das zu Aschaffenburg im Jahr 1448. errichtete Concordat wenig hielte, besonders aber a) der Punct wegen der Confirmation der Wahlen, b) der Annaten, c) der Collation von den übrigen Pfründen, und d) wegen des den drey Churfürsten zustehenden Indult, zu ihrem und der ganzen Nation Nachtheil gar nicht dem Vertrage gemäß beobachtet würde.

Das **dritte Additamens** enthält die vermuthlich schon herausgegebenen Tractatuum inter publicos de Appellationibus

bus et Euocationibus ad Curiam Romanam *) Mit mehrerm Recht mag, daß die Senkenbergische Schrift: Disquisitio subitanea de Exceptione iuris germanici, qua Euocationes illicitae dicuntur etc. dem Verf. gänzlich unbekannt gewesen zu seyn scheine, auch in der Materie von den Evocationen an den Römischen Hof viel schönes und von ihm nicht gesagtes enthält.

Das vierte Additament ist: Mandatum generale Caroli V. Imp. ad omnes Status Imperii d. d. 3. Octobr. 1548. nouiter in Recessu Imperii de an. 1654. §. 164. inculcatum.

Das fünfte: Patentes Iosephi I. Imperatoris ad Colonienses, Paderbornenses, Monasterienses, et Leodienses d. d. 5. Sept. 1707., denique per Decretum Visitationis Cameralis Imp. inculcatae 27. Nov. 1713.

Das sechste: Breue Clementis XIII. P P. Max. ad Seren. D. Electorem Palatin. de an. 1764. quo contestatur, mentem Sanctiss. Sedis esse, vt Concordatorum Articulus, qui de Appellationibus agit, rite seruetur.

Das siebente: Constitutio SS. Domini Nostri Benedicti Papae XIV. de Appellationibus et inhibitionibus concedendis vel negandis.

In dem dritten Theil macht das erste Additament eine Rechts- und Geschichtsmäßige Erörterung einiger die *Concordata Nationis germanicae*, und die von der deutschen Nation dieserhalben führende gerechte Beschwerde betreffender Fragen aus. Die erste Frage: Was für Gewalt und Gerechtsame haben die Bischöfe in den ersten Zeiten, und vor denen *falsis Decretalibus Isidori* ausgeübet? und die andere: Was für Veränderung ist in dem Kirchenregiment durch die falsche *Decretales* eingeführt worden? beantwortet der V. als ein treuer Anhänger des Febronius. Auf die dritte Frage, des Inhalts: Was für Klagen und Beschwerden seynd gegen die dadurch aufgebrachte Neuerungen geführet worden? verzeichnet er die Klagen der Nation a) gegen die apostolischen Legaten, durch welche das Ansehen und die Rechte der Bischöfe und Metropolitane fast gänzlich zernichtet wurden, b) gegen die häufigen und willkührlichen Appellationen an die Römische Curie; c) gegen die verderblichen Exemtionen; d) gegen die allgemeinen Reservationen, wodurch die freyen

*) S. Allgem. Bibl. XX. B. 557 S. u. f. f.

freyen Wahlen und Collationsrechte unterbauet worden; c) gegen die Annatenforderungen und andere Erpressungen mehr. Bey der vierten Frage: **Ob, und wie ist diesen Beschwerden abgeholfen worden?** wird eine kurze Geschichte der Fürstenconcordaten und des Concordats von Aschaffenburg entworfen, welche ein Auszug der in dem ersten Band gleich vom Anfang befindlichen Concordatorum Nationis germanicae integrorum ist. Am meisten hat sich der V. bey der fünften Frage verbreitet, welche folgende ist: **Was für Beschwerden seynd weiters nach dieser durch die Concordata verfügten Abhülf geführt worden, und werden annoch mit gutem Grund geführt?** Wegen des ersten Theils dieser Frage beziehet sich der Verf. 1) auf das Schreiben des Churmainzischen Canzlers Mayer an den nun erwählten Cardinal Aeneam Sylvium im Jahr 1457, 2) auf die von der rheinischen Geistlichkeit in einer Versammlung zu Coblenz im Jahr 1479 zusammengetragenen Beschwerden, 3) auf die Beschwerde, welche die Kayser Friederich III. 1487 auf dem Reichstag zu Nürnberg, und Maximilian I. im Jahr 1498. zu Freyburg, und 1500. zu Augspurg u. s. w., Carl V. auf den Reichstagen zu Worms 1522, zu Nürnberg 1524, zu Augspurg 1530. geführt und wiederholt haben, 4) auf die Wahlcapitulation, in welcher die Churfürsten gleich von Carl V. an bis auf den heutigen Tag, Se. Kayserliche Majestät nachdrucksamst erinnert haben, die Concordata und Priuilegia der Nation gegen die Eingriffe des päbstlichen Hofs zu erhalten. Daß aber die vor Zeiten geführte Beschwerden auch gröstentheils noch vorhanden seyen, beweiset der V. auf folgende Art: Erstlich werden die Baselischen zu Mainz 1439. angenommen. Decrete, welche doch Basin et proprium fundamentum Concordatorum Nationis germanicae ausmachen, wie die Worte des V. lauten, in die völlige Vergessenheit gesetzt, und zum Nachtheil der Nation vielfältig übertretten. Zweytens haben die Römischen Curialisten in Ansehung des zu Aschaffenburg im Jahr 1448. geschlossenen, und nachher vom Pabst Nicolaus V. durch die Bulle, Ad Sacram Petri Sedem acceptirten Concordats, den nachtheiligen Grundsatz, daß gedachte Bulle nichts anders, als ein der deutschen Nation von Rom aus zugestandenes Indultum oder Priuilegium sey. Daher sie denn die nachtheiligste Folgen und Anwendungen machen. Nemlich 1) der Römische Hof eignet sich allein die Interpretationem authenticam desselben zu, gleichwie diß schon

Gregor

e XIII. in seiner Constitution: Quae in Ecclesiam
hat, 2) unternimmt derselbe Derogationen nach Gefal-
urch verschiedene Clauseln, Rescripte, und in den soge-
en Regulis Cancellariae, welche man auch gegen die
chen geltend zu machen suchet, u. s. w. vor. 3) Was die
ationen betrifft, so dehnen die Curialisten dieselben über
usdruck der Worte aus, da sie a) in allen Translations-
ohne Unterschied der Ecclesiae a qua die Collation dem
chen Hofe zueignen, wogegen doch der Buchstabe des
ebats nur von Stiftern und solchen Fällen redet, welche
abst für sich und aus eigener Gewalt zu vergeben hat,
ß nemliche auch in allen Resignationsfällen, die nach der
m Disciplin in manus Pontificis zu geschehen pflegen,
pten, da der dürre Buchstabe nur von Resignationen,
während des Confirmationsprocesses von einem erwähl-
er postulirten Prälaten geschehen, Meldung thut. Ferner
sich die Römische Curie c) die Reservation solcher
leigt an, deren Besitzer lange vor ihrem Tode die Curia-
n schon abgelegt hatten, ja sogar d) derjenigen, die in
ulle Nicolaus V. nicht einmal ausdrücklich benennt sind,
o. Sie dringt e) den deutschen Kapitеln die Reservation
llen dignitatibus maioribus post pontificalem oder prin-
bus in Collegiatis auf, erstrecket f) die Pabstmonate
ie dignitates electivas gegen den offenen Inhalt des Con-
ts, und g) auf die Beneficia monocularia u. a. m. Sie
t h) auf der von Gregor XIII. einseitig gemachten Erklä-
wegen der pro intimatione Prouisionis papalis in Lo-
neficii vorgeschriebenen drey Monaten, sucht auch bey
gtem päbstlichen Stuhle die Menses papales geltend zu
n, u. dgl. Was die Annaten betrifft, so sind a) viele
er in Deutschland übermäßig angesetzt, und doch ist die
n Concordat versprochene Retaxation noch nicht erfolget,
e Taxen werden nach Willkühr der Römer gemacht, ohne
e Nation wissen zu lassen, c) sie halten nicht einmal eine
se Taxe, sondern ändern und steigern damit nach ihrem
llen, d) auch in den bedrängtesten Umständen der Hoch-
gestatten sie selten einen Nachlaß oder Minderung, e) auf
oryjährige Frist, binnen welcher die Annaten völlig seyn
, halten sie nicht, f) sie haben auf die kurz nach einander
den Todesfälle der Prälaten gar keine Rücksicht, ja sie
n g) sogar bey Lebzeiten eines Bischofs, wenn derselbe zu
zweyten Bisthume postuliret wird, die Annaten auch

zweymal, welches ihnen doch mit keinem Buchstaben in dem Concordat ist zugesagt worden. Am Ende füget der V. etliche Artikel zur Erläuterung des vorherigen bey, deren einige von Eugen IV. der Nation ausdrücklich sind zugestanden worden, nämlich a) die fernere Beybehaltung der gradnum appellationis, b) die commissiones in partibus, c) die statuta rationabilia und laudabiles consuetudines Capitulorum und Ecclesiarum Germaniae. Die übrige damals noch vorbehaltene Artikel waren a) die allzuviele Dispensation, welche beim römischen Hofe reserviret; und durch Geld daher eingeholt werden mußten, b) die Exemtionen der Ordensgeistlichen, c) die Aufhebung der Hospitiorum und paruorum Conuentuum. Nun setzt der V. selbst einige Artikel auf, die noch zu verlangen wären, nämlich, daß a) den zu Rom ohne Beyrath der Bischöfe gemachten, und oft auf Deutschland nicht passenden, Constitutionen kein blinder Gehorsam und lediglich executorium widerfahren solle, b) das Iuramentum Episcoporum, welches nicht ohne allen Grund zeither den Protestanten zum Stein des Anstoßes gedienet, wie der V. sagt, und zu Stil auf eine weltliche Unterwürfigkeit hinauslauft, in die alte canonische Form gebracht würde, und c) die zeithero bey den Cardinälen gebräuchlich gewesene, und der Würde der geistlichen Reichsfürsten nicht sattsam angemessene Titulatur abgeändert würde; wie des V. eigene Worte lauten.

Das zweyte Additament handelt von der wahren und eigentlichen Beschaffenheit der Concordaten deutscher Nation. Das wesentliche, was der V. sagt, besteht darinn, daß die Concordaten der deutschen Nation nicht bloß der zu Aschaffenburg abgeschlossene Vertrag sey, den man gemeiniglich bey den Schriftstellern unter diesem Namen beschrieben findet; sondern dieselbe hauptsächlich in den zu Mainz im Jahre 1439 acceptirten und von Eugen IV. der Nation bestätigten Decreten der Baselischen Kirchenversammlung zu suchen seyen.

Das dritte Additament ist: Fernerweiter Beyweg zur Erläuterung der Concordaten, mittelst einer Abhandlung vom heutigen Gebrauche der unter Kaiser Otto im Jahre 962 und 963 errichteten, auch im J. 1014 erneuerten Concordaten. Zur Unterstützung der über den päbstl. Stuhl zu Rom Kaiserl. Majestät zustehenden Gerechtsamen, ad illustrationem obscur. I. Tom. II. p. 5 seq. Wegen der vom Baronius angefochtenen

Rich-

keit dieſes Concordats beziehet ſich zwar der V. auf des
on Olenſchlagers Origines Iuris publ. Imp. R. G.
er doch noch weiter dieſelbe aus dem, was Baronius
zählet, zu befeſtigen, und leitet daher als noch heut zu
eltende Rechte a) die Advocatie des Kaiſers über den rö-
Stuhl, b) ein Ius excluſiuae bey den Pabſtwahlen,
Recht des Kaiſers, nach Ermeſſen einen Kaiſerlichen
ſſarium zu den Pabſtwahlen abzuordnen, d) die Ober-
ie der V. ſagt, über die pabſtliche Landeshoheit. Den
ch dieſer Rechte thut er aus den Reichsgeſetzen, der
vitulation, aus den Beyſpielen unter Kaiſer Leopold
ſeph I. remiſſive dar.

In dem **vierten Additament** führt der V. **Beſchwer-
er deutſchen Nation vom J. 1521 und 1522,
e hiernächſt im J. 1530. wieder zum Grunde
ſprägiger Berathſchlagungen ſind gelegt worden.**
uſtrationem Obſeruat. XX. Tom. II. pag. 77 an. Es
er 27 derſelben in einer unſern deutſchen Voraltern von
Zeit angemeſſenen Mundart verzeichnet; woher ſie aber
genommen habe, iſt nicht angemerket. Man findet bey
dern von den Urſachen des deutſchen Kriegs im erſten
Cap. 1. S. 10. eben dieſe von dem V. beygebrachten Be-
den unter dem Titel: **Der weltlichen Reichsſtände
werden, ſo ſie gegen den Stuhl zu Rom und
re geiſtliche Gründe haben, und der päbſtlichen
igkeit Oratorn, auf dem Reichstage zu Nürn-
im 1522 Jahre angefangen und darnach im
enden, übergeben worden ſind.** Allein der bey
dern angeführten Beſchwerden ſind 81 an der Zahl: die
werde, welche z. E. der V. unter Num. 1. 2. 3. 4. 5. 6.
ſteht bey Hortledern unter Num. 6. 7. 8. 10. 11. 13. u.

Ferner ſind auch die Lesarten etwas verſchieden, und
h, wie der Leſer ſchon wird gemerkt haben, kommen die
dem V. und Hortledern dieſen Beſchwerden vorgeſetzten
e nicht mit einander überein. Recenſent wollte dieſe An-
ung beyfügen, weil auch im Corpore Receſſuum dieſe
werden nicht befindlich ſind.

Das fünfte Additament enthält **Betrachtungen,
che zur Erörterung der Frage dienen, ob denen
ncapiteln in Deutſchland das Recht zuſtehe, in
Stelle des zu einem ſonſtigen Biſthum erwähl-
, oder poſtulirten Biſchofs einen andern zu er-**

wählen, oder ob in solchem Fall Ihro Päbstl. Heiligkeit die Collation des erledigten Bisthums zukomme? ad Illustrat. Observ. XX. Lit. e. Tom. II. pag. 79. Nachdem der V. aus der Geschichte gezeiget hat, wie die Translation als eine causa major dem päbstlichen Stuhle zugefallen ist, derselbe alle Beneficien sich reservirt, oder, wie er sagt, gleichsam einen allgemeinen Beschlag auf alle Kirchen und Klöster gelegt habe, durch die nachherigen Concordate aber die Wahlfreyheit von den deutschen Kirchen wieder erlangt worden sey: so beantwortet er die Frage für die deutschen Stifter. Er gründet seine Meinung a) auf den Ort des Aschaffenburgischen Concordats selbsten, wo es heißt: Patriarchales, Archiepiscopales, Episcopales . . Ecclesiae vacantes per translationem per nos seu *authoritate nostra* factae etc. daher demnach in solchem Falle, da der Pabst einen Deutschen zu einer bessern Stelle, die er zu vergeben hat, befordert, die Vergebung des, durch die Translation und Promotion ledig gewordenen Beneficii dem Stifte reserviret ist. Er bestärkt b) seine Meinung aus verschiedenen zwischen den Jahren 1719 und 1729 vorgekommenen Fällen, in welchen die deutschen Hochstifter das Recht, in die Stelle des zu einem sonstigen Bisthum erwählten oder postulirten Bischofs einen andern zu wählen, ausgeübt haben.

Das sechste Additamentum ist das Rescript Sr. gegenwärtigst regierenden Kaiserl. Majestät Josephus II. an das Domcapitul zu Regenspurg, de dato Wien, den 30sten Nov. 1768. Dasselbe zeuget von einem für die Gerechtsame der deutschen Kirchen sich nachdrücklichst annehmenden Regenten, da bey dem Bisthume Regenspurg der römische Hof in das im vorigen Additamente behauptete Recht der Hochstifter einen Eingriff wagte.

Das siebente Additament ist ein Extract aus der Rede, welche der Kaiserl. Wahlcommissarius, Herr Graf von Spydewix Excellenz, an das Domcapitul zu Regenspurg den 16ten Jan. 1769 gehalten.

Das achte Additament giebt eine pragmatische Erläuterung des §. 164. jüngern Reichsabschieds, und des dahin einschlagenden Visitationsgutachtens vom Jahre 1713. Der V. beschreibe hier weitläuftig den Ursprung der beständigen Nuntiaturen diesseits der Alpen, ihre Eingriffe in die Rechte der Bischofe und die weltliche Jurisdiction des Reichs, denen man sich von Seiten des Kaiserl. Reichshofgerichts

verschiedenemal durch mandata cassatoria et inhi-
, und ein der Reichsdeputation zu Speyer im Jahre
übergebenes Gutachten widersetzt hat, welches dort be-
und dem Reichsdeputationsgutachten vom Jahre 1644
nach auch dem allgemeinen Reichsgutachten v. J. 1653
ibt worden ist, worauf endlich benannter §. 164. des
Reichsabschieds erfolgte. Daß aber auch nach denselben
römische Nuntiaturen ihren Unfug nicht unterlassen, und
lichen Sachen, z. E. in der Frage, ob Jemand den in
denen Statuten erforderlichen deutschen Adelstand habe,
cht, u. s. f. sich noch immer eine Gerichtsbarkeit ange-
haben, und wie man denselben mit aller Strenge be-
müsse, führt der V. noch weitläuftig aus. Am Ende
eine **Verordnung für die Maynzische Geist- und**
liche Gerichte, de dato Maynz den 21sten Febr.
ey.

Das neunte Additament ist eine **historisch-prag-**
tische Erläuterung der kaiserlichen Wahlcapitu-
, in so ferne dieselbe Gegenstände der Contro-
berühret, aus den Actis publicis, davon der **erste**
das merkwürdigste der hieher gehörigen actorum publi-
von der Zeit nach den Concordaten bis zur ersten Wahl-
ation, **der zweyte Theil** die vorzüglichsten acta publi-
der Zeit nach der ersten Wahlcapitulation bis auf Kai-
dinand I. enthält. Der V. hat die Fortsetzung davon
chen, die aber noch nicht erschienen ist.

n dem ersten beygefügten Fascikel von Documenten, die
theils aus Würdtweins subsidiis diplomaticis genom-
ind folgende Stücke befindlich: I. Kaiser Sigismunds
r gemeinen Stände des Reichs Berathschluß über des
zu Rom und seiner geistlichen Curtisanen und Anhan-
trag, durch die Verordnete von den Provinzen deutscher
im Concilio zu Constanz verfaßt ꝛc. II. Concordia
Concilio Constantiensi inter Martinum Papam V.
ionem germanicam. III. Auisamenta Moguntina
Reichstage zu Maynz vor Anfang des Concilii zu Ba-
den Ständen verfaßt, im J. 1436. IV. Auisamenta
ismundum Regem Romanorum ex parte Concilii
nsis. V. Capita Concordiae inter Eugenium Papam
cilium Basileense sanciendae, Moguntiae confecta,
trumentum protestationis a Germanica Natione per
em Episcopum Lubecensem in Generali Congrega-

tione Concilii Basileensis factae ad hoc, vt medium indulgentiarum et per eas colligendae pecuniae prosit, et non potius obsit religioni et statui ecclesiastico. VII. Postulata Nationis Germanicae in Concilio Basileensi circa gratias exspectativas penitus tollendas, et beneficia personis graduatis conferenda etc. VIII. Litterae totius Nationis germanicae ad Sigismundum Imperatorem, ne de translatione Concilii pro vnione Graecorum quidquam decernat non audito legato, qui eam ob causam ad eum miserat. IX. Germanicae Nationis Litterae ad executores indulgentiarum in regno Poloniae, vt pecunias collectas numerasi curent personis intus designatis. X. Eugenius PP. IV. Vniuersitatem Erfordinensem citat ad Concilium Ferrariense. XI. Instrumentum Protestationis Nationis Germanicae nomine a Nicolao Ecclesiae Lubecensis Decano in Concilio Basileensi aduersus Decimam interpositae cum postulato: vt aequalitas in taxatione inter Nationes seruetur. XII. Protestatio Nationis Germanicae in Concilio Basileensi interposita aduersus Impositionem decimae pro negotio reductionis Graecorum. XIII. Protestatio Nationis Germanicae suborta discordia de loco oecumenici Concilii decretando in Concilio Basileensi. XIV. Ludouici de Roma responsio data in Congregatione generali legatis Principum Electorum Sacri Romani Imperii. XV. Propositio facta ad Principes Electores Sacri Imperii per Reuerendissimum Patrem et Archiepiscopum Panormitanum ex parte Concilii Basileensis missa. XVI. Synodus Basileensis Vniuersitati Erfordiensi scribit, ne quenquam suorum ad Conuentum Ferrariensem ableget. XVII. Propositio facta Principibus S. R. I. Electoribus per Archiepiscopum Panormitanum et ex parte Concilii Basileensis missos. XVIII. Nationis Germanicae in Concilio existentis litterae ad collectores et custodes pecuniae in Constantiensi, Curiensi, Basileensi et Lausanensi Ciuitatibus et Dioecesibus collectae, eam vt personis a Concilio nominatis tradant. XIX. Sequitur responsio per Oratores Regis Romanorum Alberti et Principum Electorum Imperii, data Nurenbergae Ambasiatoribus Sacri Concilii Basiliensis in festo Sanctae Margarethae, MCCCCXXXVIII. super his quae proposita fuerunt ex parte eiusdem Concilii coram Rege Romanorum praedicto. XX. Postquam peruenerunt Ferrariam ad Papam dicti Ambasiatores, super propositionibus suis istam responsionem

ha-

erunt a Papa, quae sequitur. XXI. Nationis Germa-
e litterae ad Vlricum Episcopum Arausiensem, vt Iohan-
nari fauere velit in transmittendis pecuniis pro Conci-
eceſſitatibus collectis. XXII. Eiusdem Nationis ad Ar-
piſcopum Colonienſem Litterae, vt mandet ſolui in-
ominatis florenos auri de Camera quatuor mille de
miis in eiusdem Dioeceſi et prouincia pro Concilio
ctis. XXIII. Miſſiua Electorum Imperii ad Concilium,
ontra Eugenium Pontificem aut poenis aut Cenſuris
edat. XXIV. Litterae Electorum Imperii ad Euge-
n PP. e Conuentu Francofordienſi. XXV. Electorum
ſiua ad Concilium, qua petunt Oratoribus ſuis fidem
iberi. XXVI. Tenor Appellationis interpoſitae per
ncipes Electores Imperii, a requiſitionibus factis hinc
e Francfordiae per oratores Concilii et Papae ſuſpenſi
pore proteſtationis praedictae. XXVII. Electorum miſ-
ad Cardinales, vt pacem et tranquillitatem conſeruent,
niſſis Oratoribus fidem adhibeant. XXVIII. Electorum
ſiua ad Regem Angliae, vt pro reſtituenda pace Eccle-
collaboret. XXIX. Miſſiua Electorum ad Dominum
peratorem Orientis. XXX. Miſſiua ad Spirituales ex
te proteſtationis et appellationis. XXXI. Copia Miſſi-
e ad Principes ſeculares ex parte proteſtationis et appel-
onis. XXXII. Copia Miſſiuae ad ciuitates. XXXIII.
tionis Germanicae ad Guilelmum Marchionem de Hoch-
g litterae, vt diligentiam omnem adhibeat pro Orato-
us Concilii e Cuſtodia dimittendis. XXXIV. Oratores
ncipum a Papa reduces ad Concilium et ad quatuor ſa-
s Deputationes hanc ſupplicationem porrexerunt. XXXV.
nnis Epiſcopi Miſnenſis epiſtola ad Nationem Germani-
n; paratum ſe dicit ad facienda Nationis mandata. XXXVI.
ſponſio concepta per vnum ex oratoribus ſacri Baſileen-
Concilii ad Oratores Regis Romani et Principum Ele-
rum in diaeta Nurembergenſi, ſed non fuit exhibita.
XVII. Difficultates per Ambaſiatores ſacri Concilii mo-
Oratoribus Regis Romanorum, Principum Electorum,
aliorum Praelatorum et Communitatum in diaeta Nu-
bergenſi in die ſancti Galli habita, et volebant illis pro-
leri, antequam tertius locus eligeretur. XXXVIII. Na-
nis Germanicae epiſtola ad Epiſcopum Halberſtadien-
n. Gratulatur ei Epiſcopatum. Poſtulat liberum di-
ti Ioannem Sundis Indulgentiarum ſacri Concilii praeco-

nem. XXXIX. Eiusdem Nationis litterae ad fratrem Stephani Ducis Bauariae. XL. Eiusdem Nationis litterae ad Regem Angliae hortatoriae, vt Synodo Basileensi ad exemplum aliorum Principum adhaerere, velit. XLI Eiusd. Nat. responsum ad litteras Stephani C. P. R. Bauariae Ducis. XLII. Concorditer auisata per Oratores Principum pro pace et quiete totius Ecclesiae. XLIII. Oratio habita in Concilio. Proponuntur in ea pacis et vnionis capita fanciendae inter Papam et Conc[illegible]ium. Concepta est a Legatis Principum. XLIV. Responsio facta per Ambasiatores sacri Concilii generalis Basilienſis in Nuremberga et data Ambasiatoribus Domini Regis Romanorum et Electorum Imperii. XLV. Tractatus de Neutralitate.

In dem zweyten Fascikel ist enthalten: I. Alberti II. Romanorum Regis Constitutio de acceptatione Decretorum Concilii Basilienſis cum certis modificationibus. II. Responsum Vniuersitatis Erfordienſis Theologiae et Iuris Diuini ac humani Doctoribus datum Theodorico Archiepiscopo Moguntino super quaestionibus: An in vnione, protestationibus et appellationibus diutius sit residendum; si non, sed alteri parti sit adhaerendum, cui earum possit et debeat adhaereri? III. Capitula intelligentiae Oratorum Regis Romanorum et Principum Electorum in discordia facti Basileenſis Concilii et Papae Eugenii. IV. Capitula Intelligentiae concordatae inter Oratores Regum et Principum extracta e publico instrumento. V. Prouiſio circa solutionem Annatarum concepta in diaeta Moguntina pro sede Apostolica per Oratores Principum. VI. Nationis Germanicae Litterae ad Albertum Rom. Regem, quod Eugenius IV. Pontificatu priuatus sit. VII. Eugenii IV. PP. litterae ad Vniuersitatem Erfordienſem, quas eis notam facit vnionem Ecclesiae graecae cum latina. VIII. Principum Electorum S. R. I. appellatio a Decretis inter Synodum Basileenſem et Eugenium IV. PP. latis seu ferendis etc. IX. Protestatio Principum Ell. de non adhaerendo neque Pontifici neque Concilio durante diſſidio. X. Vnioni Principum accedit Balduinus Archiepiscopus Treuirensis. XI. Nationis Germanicae litterae ad Felicem V. hortatoriae, vt cito ad Concilium veniat. XII. Felix V. hortatur vniuersitatem Erfordienſem ad feruidam vnitatem in Causa Concilii Basileenſis. XIII. Concilii Basileenſis adhortatoriae ad Vniuersitatem Erfordienſem. XIV. Felicis V. litte-

e a Concilio Basileensi ad Vniuersitatem Erfordiensem
rt in Conuentibus per Germaniam celebrandis cum
ecclesiae cum Basileensibus viriliter sustineant. XV.
Certificationis Concilii Basiliensis de futuro Con-
cumocando et transferendo quo Electores a dicto
io petent. XVI. Basileensis Concilii litterae ad Vni-
tatem Erfordiensem, vt Oratores ad Conuentum Fran-
ienſem ableget. XVII. Bulla Prouisionis, ne fiat
tio quinti denarii, et ne Dominus Felix Papa praeiu-
XVIII. Concilii Basileensis litterae ad Vniuersitatis
iensis Oratores apud Francfordiam conuenturos.
Oratio Cardinalis Panormitani habita in Conuentu
fordiensi.

eptatio Iuris publici ecclesiastici ad Concor-
a Germaniae de Alternativa Mensium, siue
Reservatione Beneficiorum a Qualitate
mporis vacantium iuxta §. de caeteris vero,
Ioan. Georg. Schloer I. V. D. — Francof. ex
ficina Esslingeriana. 1776. 245 pag. in 4.

d. Disceptatio — — ad Concordata Ger-
aniae de Reservatione Beneficiorum et
ignitatum ex qualitate vacationis per resi-
nationem, ad Textum Concordatorum: per
s facta renuntiatione et admissa authoritate no-
a exiterit, aut renuntiationem admitti per
s aut authoritate nostra contingat. Francof.
Lipſ. in Officin. Esslinger. 1777. pagg.
7 in 4.

e V. führt in diesen zweyen Schriften fort, über den Text
des Aschaffenburgischen Concordats zu commentiren.
orhergehenden sind: *Disceptatio iuris publici eccleſia-*
d Concordata Germaniae de reservatione Beneficio-
e Dignitatum *apud Sedem apoſtolicam*, siue in Cu-
mata per obitum naturalem vacantium ad literam
ordatorum et textum cap. licet. 2. de Praeb. in 6.
ntiae 1762. *Disceptatio* .. de reservatione Bene-

Beichen, ex dignitatum, ex *qualitate personae*, obitu tamen contingente in curia. Mog. 1765. *Disceptatio* ... de Electione Archi- et Episcoporum in Germania, siue de reservatione apostolica dignitatum Archi- et Episcopalium ex qualitate vacationis ad textum Concordatorum *Electione cassata*, *Postulatione non admissa*. Mog. 1767, welche in dem nämlichen Jahre als eine akademische Streitschrift unter dem Vorsitze des damaligen Professoris Canonum Lud. Phil. Behlen von Joh. Joseph Franc. Bracke daselbst ist vertheidiget worden. *Disceptatio* .... ad concordata Germaniae de natura et indole illorum, vt sunt pacta, siue ad textum bullae Nicolai V. eaque rationabilia et salubria etc. Mog. 1771. welche ebenfalls unter dem Vorsitze des Professor Dürrs in diesem Jahre von Heinr. Conr. Mart. Rieß ventilirt wurde. Der Verf. macht nunmehr selbst unter diesen Schriften in seinen Allegaten eine Rangordnung, und nennt die Disceptation von 1771. Disceptationem I., die von 1762. Disceptat. II, die von 1765. Disceptat. III, die von 1767. Disceptat. IV. — Demnach wäre die zuerst von uns angezeigte Disceptation de alternatiua Mensium der Reihe nach die fünfte. In dem ersten Kapitel derselben verzeichnet der V. alle Gattungen der in Deutschland vorkommenden Beneficien, und bestimmt bey jeder, ob, wenn eine Pfründe von der Art in den päbstlichen Monaten erlediget würde, dieselbe dem Pabst reservirt sey, oder nicht. S. 54. macht er eine Digression auf die protestantischen und vermischten Stifter in Deutschland, und behauptet mit Fallwein, aus dem er eine weitläuftige Stelle anführet, gegen Böhmern und andere protestantische Schriftsteller, daß den Kapiteln das Recht zustehe, alle, auch die in den sogenannten päbstlichen Monaten ledig gewordene Beneficien zu vergeben, und folglich nach dem W. F. weder die Landesherren, noch die Bischöffe an des Pabstes Stelle getreten seyen. Ferner nimmt der Verf. mit Fallwein an, daß ein katholischer Landesherr im Falle, wo nach dem, in einem sonst päbstlichen Monate erfolgten Tode eines protestantischen Canonici, ein ebenfalls der A. C. verwandter Canonicus in einem vermischten Stifte in Turno ist, sich des iuris retorsionis bedienen, und mit Ausschliessung des Turnarii das beneficium geben könne, weil auch die protestantischen Landesherren dieses Recht ausüben; ist aber der Turnarius ein Catholik, so müsse ihm sein Recht gelassen werden. Allein dieses beweiset, daß weder Fallwein noch

V. den rechten Begriff des iuris reformandi hat. Ein
es wäre es, wenn die protestantischen Landesherren in die
aligen Rechte des Pabstes oder der katholischen Tamm
im eingriffen. Wegen des Rechtes des Kayſers in Ans
ng des Umwechſels der Monate in protestantiſchen unmit
ren Stiftern, giebt der V. keine Entſcheidung, ſondern ber
ſich deswegen auf Böhmer, Brunquell, und Schmids
Bambberg bekannte Schrift. Wie konnte aber der V.
ſchwind ſchon vergeſſen haben, was er eben aus Falkweis
uptet hat? Böhmer leugnet zwar den Landesherren am a.
ie Pabſtmonate zu; gedenkt aber mit keinem Worte des
ittelbaren proteſtantiſchen Stifter, und des dem Kayſer
n zukommenden Rechtes. Weil doch der V. bloß auf das
hen Böhmers ſich berufen hat, ſo ſetzen wir a) dieſem
Schwarm anderer proteſtantiſchen Schriftſteller entgegen,
dieſes Recht dem Landesherrn als Landesherrn, und ver
e der Landeshoheit nicht einräumen, b) wird auch dem
wohl bewußt ſeyn, daß diejenige, welche auch das Terri
alſyſtem unter den Proteſtanten behaupten, doch einem ka
iſchen Landesherrn, oder dem Kayſer, nicht mehrere Ge
ſamme in geiſtlichen Dingen zugeſtehen, als denſelbem in
r eigenen Kirche zugeſtanden werden. Brunquell redet
dem vom V. angeführten Orte, mit keiner Sylbe von dem
nwechſel der Pabſtmonate, ſondern giebt nur dem Kayſer
Falle, wo eine ledig gewordene Pfründe von einem unmit
baren proteſtantiſchen Kapitel, innerhalb der geſetzlichen
t nicht würde vergeben werden, (in caſu negligentiae
piruli) das Devolutionsrecht. Glaubt nun der V., daß
runquell bey ſich von demſelben auf den Umwechſel der
abſtmonate geſchloſſen habe, ſo muthet er ihm einen großen
ſprung im Schließen zu. Bey Schmid hätte er als ein
licher und unpartheyiſcher Mann dem Leſer auch anmerken
ſen, daß ihn E. L. Böhmer in ſeinen Obſervationen über
s kanoniſche Recht *Obſ. V.* zu widerlegen geſucht habe. Im
n zweyten Kapitel handelt der V. von der Zeit, inner
lb welcher die Proviſion der in den Pabſtmonaten erledig
n Beneficien von Rom aus geſchehen muß. Er behauptet
gen die von Gregor XIII. einſeitig ergangene Erklärung,
ß dieſelbe nicht allein innerhalb drey Monaten geſchehen,
ndern auch der promiſſus vor Ablauf derſelben, ſich bey dem
rdinario angeben, und ihm die Proviſionsbulle inſinuiren
laſſe; widrigenfalls derſelbe ausgeſchloſſen, und der Ordina-

rius

nius die Pflichte einem andern auszuüben auferlegt sey. Ferner vertheidiget er weitläuftig, daß diese drey Monate gleich, nachdem die Vacanz an dem Ort des beneficii kund geworden ist, und a momento in momentum laufen, obgleich der Pabst die Vacation zu spät erfahren hat, oder mittlerweile wegen Krankheit oder andern Ehehaften verhindert gewesen ist, die Expedit zu unterzeichnen. Er zeigt, daß nach diesen drey Monaten die päbstliche praeventiones und concursus dem Concordaten zuwider seyen, u. s. w. Am Ende fügt er die wichtige Frage bey, ob die geistlichen Churfürsten das in ein neu Pabstthum gewordene Beneficium als Indultarii zu vergeben befugt seyn, für Fälle, wo sie das Indult von Rom aus noch nicht erhalten haben, und auch der päbstliche Stuhl wirklich erledigt ist? Der Fall kam in terminis gleich nach angetretener Regierung des jetzigen Churfürstens zu Mainz vor. Der Churfürst vergab dergleichen Pfründe; das Stift hingegen widersetzte sich, und behauptete, daß ihm das Recht zukäme, die ledige Stelle zu besetzen. Es erhielt auch von B. L. Böhmer in Göttingen, der heidelbergischen und erfurtischen Juristenfakultät, vortheilhafte Rechtsgutachten, welche der V. hat beydrucken lassen. Demohngeachtet erklärt er sich für den Churfürsten, und spricht dem Stifte das in Anspruch genommene Recht ab; jedoch mit so seichten Gründen, daß der Recensent auf die Nichtüberzeugung des V. daraus schließt. Sollte dieses Recht der Churfürsten gründlich dargethan werden: so müßte aus den Actis publicis, die bey Errichtung der Concordaten verfaßt worden sind, erwiesen werden, daß dieselbe sich das Indult, als ein ihrem bischöflichen Sitze anklebendes und ewiges Recht, stipulirt hätten, und daß also die jedesmalige Einholung und Renovation des Indults wirklich ans bloßem Ceremoniel geschehe. Der Vorzug, den die geistliche Churfürsten vor andern Bischöfen haben, der Primatstitel, den sie ehemals führten, und worauf sich der Verf. beruft und dergl. begründet dieses Recht noch lange nicht.

In der von uns angezeigten zweyten Dissertation handelt der V. die Geschichte und verschiedene Rechtsfragen, von den Restitutionen und der sogenannten Regula de triginta in Betreff auf die Concordaten ab. Ueberhaupt müssen wir dem V. das Lob geben, daß er ein Mann von großer Belesenheit und richtigdenkenden Beurtheilungskraft sey, der die römische Curie nicht blindlings anbetet; sondern die Gerechtsame

…ischen Büchern mit vieler Wärme und Gründlichkeit …iget.

…te.

…hristiani Gebauer Quaternio Dissertationum I) De Successione inter ingenuos iure sanguinis ab intestato ciuili. 2) De iustitia et …e. 3) De hercto cito ob inaequalitatem …melius reformando. 4) De matrimonio …n auunculi vidua. Goettingae excusa apud Bossiegel. 1777. 20 Bogen. 4.

…t genug die Existenz dieser neuen Auflage angezeigt zu …ben; ob wir gleich nicht den Nutzen davon einsehen, da …Stücke in der 1776. herausgekommenen Sammlung …auerischen akademischen Schriften befindlich sind.

…ii Dadini Altiserrae, Antecessoris Tolo…, Dissertationum Iuris canonici Libri IV, …orum duo priores de adiutoribus episcopo…, duo posteriores sunt de sacris caelibus: …praestantiam et raritatem cum praefatio… recudi fecit *Phil. Ern. Bertram* — Hafniae …. Curtii. 1777.

…erra gehört bekanntermaßen zu den zierlichen Kanonis…n, welche im 16ten Jahrhundert zur bessern Cultur …utschen Rechts vieles beygetragen haben; und dieß …nen ihm verdiente es, daß sie unter uns bekannter …da sie vielleicht den unter uns immer mehr abnehmen…schmack an solche Schriften befördern hilft. Etwas …Schrift selbst zu sagen, hielten wir für überflüssig: …ssen wir von dieser Ausgabe anmerken, daß dabey viele …nicht cursiv gedruckt worden sind, bey welchen es doch …dig hätte geschehen sollen, nämlich die Allegaten der …ulte dem kanonischen Rechte, welches dem Leser auf so …ehmer seyn muß, da die Gesetze nicht mit Zahlen, sondern …h leser Art, mit den Anfangsworten desselben angezo…rden. Der zum zweytenmale Herausgeber hat in der Vorre…

Abreden dieser Lehrmeinungen von dem V. angeführet, und was uns das angenehmste war, ein vollständiges Verzeichniß der Schriften desselben geliefert.

Dissertationum atque Programmatum Civilium. Fasciculus VIII. Halae typis Hendel. 1777. in 4.

In diesem Bändchen befinden sich folgende Stücke: 63) de dominio rerum sub nomine alterius emtorum et alteri adscriptorum ad L. 3. C. siquis alteri vel sibi. 64) Stillicidium altius tolli, posse etiam cum damno seruientis ad L. 20. §. 5. D. de ser. pr. vrb. 65) Obseru. de iure infantium. 66) Legem commissoriam subhastationibus tacite inesse. 67) Obseru. de adoptione in locum fratris non monstrosa. ad l. 58. §. 1. D de hered. instit. 68) Pr. de hypotheca. 69) Obseru. de thesauro a mercenariis aut fabris inuento. ad l. 67. D. de rei vindic. 70) Obseru. de thesauro a mercenariis aut fabris occultato ad l. 3. §. 11. D. de iure fisci. 71) Theses, de iure optionis maxime in debitis alternatiuis. 72) Obseru. de delictis quibus honestum initium fuit ad L. 6. pr. D. de adquir. vel amitt. possess. 73) Obseru. de Otii poena et iure magistratus in homines otiosos. ad l. 3. C. de vacationis. Wir zeigen bey diesem Werke, unserer Gewohnheit nach, nur den Inhalt an; da, was etwa zu erinnern seyn dürfte, schon bey der Anzeige der vorigen Bändchen geschehen ist.

Ioan. Stephani Pütteri **Nova Epitome Processus Imperii amborum tribunalium supremorum. Hac editione III. de nouo emendata et in concinniorem ordinem redacta. — Goettingae. Sumt. Viduae Vandenhoeck. 1777. 368 Seiten in 8.**

Daß dieses Lehrbuch unter allen, in dieser Wissenschaft das brauchbarste sey, bedarf wohl nicht erst zu erwähnen: und daß der V. bey dieser neuen Ausgabe viel verändert haben werde; war zu vermuthen, da man weiß, wie er es mit seinem

Lehrbüchern zu machen pflegt. Da nöthig aber auch
hebüchern Verbesserungen sind: so unangenehm ist es,
r V. gemeiniglich solche Veränderungen vornimmt,
h die alten Ausgaben ganz unbrauchbar werden. Wir
nicht gern dem V. kameralistische Absichten Schuld
aber öfters kostet es Mühe, einen andern Grund der
nommenen Veränderungen ausfindig zu machen. Eine
ne Umschmelzung der Ordnung, welche man schon dar-
nehmen kann, daß aus den 7 Büchern der vorigen Aus-
n dieser 17. gemacht worden sind, scheint uns unnöthig
n zu seyn, da der V. auch bey seinen ersten Versuchen
mmer in einer guten Ordnung zu schreiben gewohnt ist.
Veränderungen der Ordnung ausgenommen, sind die
t Zusätze, Zusammenziehungen und Verbesserungen so
fen, daß wir damit sehr zufrieden sind. Außerdem daß
in seinem 1771. auf 7 Bogen herausgegebenen specile-
l supplendam et emendandam Processus Imp. Epito-
vorgetragene Lehren an den Orten, wohin sie gehören,
halten hat, so ist auch von den neuesten Vorfällen, Ver-
ungen und Gesetzen, so wie von den neuesten Schriften
auch gemacht worden. Einzelne Veränderungen und Zu-
nzuführen, würde unmöglich seyn, da beynahe jede Seite
der die andere enthält.

nderichtliche Befestigung, des von Seiten der
ürker- und Landschaft der Hochgräflich Reußischen
ngern Linie Herrschaften, insonderheit zu Gera,
ider sämmtliche Herren Grafen Reußen jüngern
nie, insonderheit Herrn Heinrich des XXX. zu
bera Hochgräfliche Gnaden, höchst gemäßigten
Mandatsgesuchs über die seit kurzen, sowohl wider
ie allgemeine deutsche Reichs- als Gräflich Reußi-
he Haus- und Landesverfassung vorgenommenen
Neuerungen und Thathandlungen, Göttingen bey
Dieterich. 1775. 84 Seiten, und 140 Seiten Bey-
gen, in Folio.

Den

Der Streit, worüber diese Untersuchung handelt, ist bekannt, und mit denen auch der B. Hr. Pütter bereits schon eine, in seinem Bande seiner Nebenstunden abgedruckte Deduction, verfertigt hat, worinnen sämmtliche Beschwerden der Gräflichen Landschaft vorgestellet worden. Es haben aber die Landstände nur einige der dringendsten herausgenommen, und darauf beym Reichskammergerichte ihr Mandatsgesuch gerichtet. Auf das auf dieses Mandat zu erstattenden Berichts ist von Seiten der Grafen eine weitläuftige Deduction beym Kammergerichte überreicht worden, worinnen alle auch das gesuchte Mandat nicht betreffende Landschaftliche Beschwerden untersucht worden. In der vor uns liegenden Schrift aber, welche die Widerlegung des Gräflichen Berichts enthält, werden nur die Punkte, weshalb das Mandat gesucht worden, geprüft, und in den vorläufigen Anmerkungen die Hauptgründe, worauf die Grafen in ihrem sogenannten Bericht sich vornehmlich beziehen, widerlegt. Nämlich a) daß der vom Kayser Ludewig IV. den Grafen Bentz verliehene Regalienbrief, wornach diese eine unumschränkte Gewalt über ihre Landstände herleiten, nichts sey, als ein Lehnbrief, worinnen auf die gewöhnliche Art einige Regalien verliehen worden. b) Daß die Gräflichen Landstände eben so alt, als die Landeshoheit daselbst sey. c) Daß der Zustand des Gräflichen Landes, durch die, von der Herrschaft angenommene Grundsätze in schlechtere Verfassung gerathen, als sie ehemals gewesen, und als die übrigen Preußischen Länder; durch das gute Verhältniß mit der Herrschaft mit den Unterthanen noch sind. Endlich wird d) der Legitimationspunkt, welcher von den Grafen angefochten worden, berichtiget. Nach dieser vorläufigen Anführung werden die hier in Frage stehende Beschwerden selbst durchgenommen: 1) Die Auflage unbewilligter Steuern. 2) Die Berechnung der Kriegs- und Contributionssteuern. Beyde Punkte werden sowohl nach den Grundsätzen der allgemeinen deutschen Verfassung als auch nach der Verfassung der Preußischen Länder untersucht. So gründlich diese Ausführung ist, so müssen wir doch sagen, daß sie nicht mit der dem B. sonst eigenen Genauigkeit ausgearbeitet ist, indem eine fast zu ekelhafte Wiederholung eben derselben, auf einerley Art vorgetragenen Sätze das Lesen unangenehm macht. Die übrigen hier ausgeführten Punkte betreffen. 3) Die ritterschaftlichen Conferenzen. 4) Die Art und Weise, die landschaftlichen Beschwerden der Ritter- und Landschaft zu erörtern; und 5) die

tung des ritterschaftlichen Seniors von Ingersleben.
assen es bey der Anzeige des Inhalts bewenden, da der
ag großtentheils nur darauf geht, die in dem Gräfl.
schen Berichte aufgestellte Sätze zu widerlegen. Diese
sind freylich meistentheils so seltner Art, daß es kaum
lich ist, wie sie im Ernste von dem Verfasser der Gräf-
Reußischen Deduction haben vorgebracht werden können.
Beyspiel davon mag dies seyn: daß sich dieser Verfasser,
Behuf der Meynung, daß ein Landesherr denen Land-
n die Rechnungen vorzulegen, nicht verbunden sey, auf
Stelle der Cramerischen Nebenstunden beruft, wo durch
Druckfehler, anstatt Reus das Wort Regens steht, und
ter er den Landesherrn verstanden wissen will. Anstatt
weitern Beurtheilung dieser Sachen, wollen wir das
Reichskammergericht auf gegenwärtige Deduction seit
n gefällte Decret hersetzen: „Versieht man sich zu den
gten Herren Grafen, besonders Herrn Heinrich dem
, Dieselben werden den Geraischen Ritterschaftsenioren,
von Ingersleben als ritterschaftl. ersten Deputirten,
ur anderweiten dieses Kayserl. Kammergerichts Erkennt-
in seiner Stelle zu belassen und anzuerkennen, die Sup-
nten in ihren zu Berathung gemeiner Angelegenheiten et-
lichen Conferentien nicht zu behindern; sodann die
er- und Contributionsrechnungen, vor deren Abnahme
enauen Einsicht vorzulegen, und der Ritter- und Land-
ein besonderes Exemplar davon nicht zu versagen; hier-
mit Ausschreibung aller und jeder Steuern und Anla-
ohne vorhergegangene Bewilligung der Landstände,
in größerer Anzahl, als solche bewilliget worden, mit al-
gen Ausschluß derer eigentlichen Reichs- und Kreisprä-
orum, an sich zu halten; auch endlich auf geziemend bitt-
Ansuchen der Landstände, einen allgemeinen Landtag zur
digung der Landesangelegenheiten, und allenfalls zu ha-
vermeynenden Landesbeschwerden, unverschieblich auszu-
ben, von selbst geneigt seyn: widrigenfalls Supplican-
Principalen, den Recurs anher zu nehmen, unbenommen,
rn vorbehalten bleibt.

Georgae Gottfried Thome auserlesene zwei-
elhafte Rechtsfälle mit den Hauptstücken der dar-

über geführten Processe und ihren rechtlichen Entscheidungen. Des Ersten Bandes Erste und Zweyte Abtheilung. Lemgo bey Meyer 1777. zusammen 3. Alph. in 4.

An Sammlungen von Rechtsfällen fehlet es uns so wenig, als an Sammlungen von Predigten: und einem neuen Sammler, wenn er nicht, in irgend einem Stücke, vor allen übrigen etwas voraus hat, kann man leicht das Prognosticon stellen, daß er wenig Beyfall finden werde. Gegenwärtige Sammlung zeichnet sich vor andern in der Absicht und in dem Plan aus. Nicht die Entscheidung eines zweifelhaften Rechtsfalles und deren Gründe ist das Hauptaugenmerk des V. sondern die Art, den Rechtsfall als Advocat zu behandeln, ist das, worauf es hier ankommt. Und die Wahrheit zu sagen; an einer solchen Sammlung in Civilsachen fehlte es uns gänzlich: und mancher Advokat, der nicht Kopf und Kenntnisse genug hat, seinen eignen Gang zu gehen, wird oft nach einer Sammlung dieser Art geseufzt haben. Unser V. hat dahero gewiß vielen seiner Collegen einen großen Dienst geleistet, daß er einzelne zweifelhafte Fälle liefert, bey welchen er zeigt, wie der Advokat sowohl beym Anfang des Processes einen Plan, nach welchem er den Proceß am besten auszuführen gedenket, machen, als auch in der Mitte des Processes die gehörigen Mittel anwenden soll, um seine Absicht zu erreichen. Von vielem Nutzen kann es auch seyn, daß er dabey zeigt, wie der Advokat erst selbst die wahre Lage der Sache erforschen und den Clienten zu dem Ende ausfragen könne. Um nun alle diese verschiedene Absichten zu erreichen, hat der V. bey jedem Falle die Gelegenheit darzu und die von Clienten gemachte Erzählung davon, so wie die von ihm mit den Clienten zur Erforschung der Umstände gehaltene Unterredungen vorausgeschickt; sodann eine eigne Beurtheilung der Sache und die zu beobachtenden Cautelen angeführt, und endlich alle in dem Proceß erschienenen Schriften geliefert, zwischen welchen des V. Betrachtungen und Anmerkungen eingeschaltet sind. Es ist nicht zu leugnen, daß der V. ein Mann sey, der sich vor dem gewöhnlichen Haufen der Advokaten gar sehr auszeichnet, und seine Processe nicht bloß nach dem Schlendrian führet. Indessen können wir doch auch nicht unerinnert lassen, daß bey dieser Sammlung die Art der Ausführung in manchen Stücken

anders

…hätte ausfallen können. Worzu dient es, alle Proceß-
…ften mit abdrucken zu lassen? Wir sind versichert, daß
… nur wenige entschließen werden, alle Sätze des Verfah-
…, alle Beweisartikel u. s. w. durchzulesen. Und dann hat
… auch der Vortrag des V. nicht immer gefallen. Er ist
… Theil so, wie man ihn vor 20. 30. Jahren in Akten fin-
… Oft ist er viel zu weitschweifig; führt unnöthige in die
…ählung und Untersuchung eines Rechtsfalls nicht gehörige
…ge an; allegiert mehr, als nöthig ist; und verfällt zuweilen
…den altväterischen, buntscheckigen und oft gramatikalisch un-
…tigen Aktenstyl, den man jetzt bey einem sich vor andern
…as auszeichnenden Advokaten nicht erwartet. Die Gerech-
…rit lassen wir ihm aber gerne wiederfahren, daß die hier
…kommenden Fälle sehr gut durchgedacht und bearbeitet sind.
… wollen sie nicht einzeln benennen, und nur soviel erinnern,
… sie aus verschiedenen Theilen der Rechtsgelahrheit sind,
… daß in der ersten Abtheilung nur 2. Fälle, in der 2ten
… 5. Fälle vorgetragen werden. Hieraus schon läßt sich die
…unerträgliche Weitschweifigkeit schließen: und man kann sich
… Gedankens nicht erwehren, daß die Lesung zweyer Fälle
… 1 Thlr. 12 gl. und mit dem darzu nöthigen Zeitverlust viel
…theuer bezahlt sey. Noch zu einer Anmerkung giebt uns
…an das Publikum gerichtete Vorrede Anlaß. Der V. hat
… einiger Zeit eine Schrift von den Gebrechen der Justiz
… deren Verbesserung geschrieben. Auf den Beyfall, den
… Buch erhalten haben soll, scheint er viel zu rechnen. Er
…ht dahero, in Fall auch die gegenwärtige Sammlung Bey-
… erhalten sollte, die Hoffnung, einen elementarischen
…ausriß zu einem allgemeinen deutschen Rechte
…r Gesetzbuche zu liefern, welcher „auf die Einfalt des
…chtes der Natur gegründet, aller Römischen Künsteley und
…pitzfindigkeit entnommen, dem Genius der Deutschen Na-
…n angemessen, einfach und plan, und mit einem Worte so
…chaffen seyn soll, daß nach selbigem das Recht mehr ge-
…ß, die Processe aber viel kürzer sollen werden können.“
…sehr wir überzeugt sind, daß ein erfahrner Advokat die be-
… Vorschläge zu Abkürzung der Processe thun könne; und
…iel Geschicklichkeit auch der V. in dieser Sammlung von
… Seite zeigt, einen Proceß gut auszuführen: so wenig kön-
… wir uns aus dem, was wir von ihm gelesen haben, über-
…gen, daß er ein Werk, wie das angezeigte, so liefern werde,
… man es jetzt nach so vielen über diese Materie erschienenen,

zum Theil schätzbaren, Werken, erwartet. Denn die Kenntnisse und Einsichten, welche ein Verbesserer der Gesetzgebung nothwendig haben muß, scheint der V. nicht zu besitzen; ohne daß wir ihm dadurch an seinen übrigen Verdiensten etwas absprechen wollen.

Commentatio iuridica, historiam portionis matricularis collectarum Imperii serenissimae domus Saxoniae explicans, auctore *Ioanne Friderico Fischero* — Erlangae apud Schleich. 1776. 122. Seiten 4.

So selten die Schriften über das Staatsrecht einzelner Länder sind: so angenehm ist ein jeder Beytrag darzu; zumal wenn er eine Lehre betrifft, welche sich auf das Verhältniß der Länder zu dem ganzen Reich bezieht, und dahero zur Erläuterung des allgemeinen deutschen Staatsrechts dienet. Die Lehre von der Reichsmatrikel verdiente es vor vielen andern, daß sie auf diesem Wege mehr Aufklärung erhielte. So wie dieselbe überhaupt noch in vielem Betracht ihre Dunkelheiten hat; so trifft dies besonders bey Ländern ein, worinnen, so wie in Sachsen, mancherley Veränderungen in den regierenden Häußern vorgefallen sind. Der V. hat hauptsächlich nur die Absicht, die in Sächsischen Ländern in Ansehung der Reichsmatrikel geschehene Veränderungen historisch anzuführen, ohne sich in rechtliche Erörterungen einzulassen, wodurch seine Schrift um vieles interessanter und brauchbarer geworden wäre. Die Veränderungen selbst erzählt der V. so gerade im Tone der Chroniken hin, ohne sich eben sehr um die Ursachen der Veränderungen, und deren Umstände, unter welchen sie erfolgen, zu bekümmern Da er Zugang zum Archiv gehabt zu haben scheint, oder doch wenigstens die in seine Materie einschlagende Verträge und Urkunden im Mscpt. vor sich gehabt hat: so hätte er unstreitig mehr leisten können, als es geschehen ist. Ein anderer Fehler des V. ist, daß er zum Beweise seiner Erzählung nicht immer die Quellen anführt, woraus er seine Nachrichten geschöpft hat. Bisweilen geschieht es wohl; zumal, wenn er eine noch ungedruckte Urkunde vor sich gehabt hat, auf die er sich bezieht. Aber auch dieses kann einem Historiker nicht völlige Gnüge leisten. Dahero der V. wenigstens den Auszug aus solchen Urkunden seinem Werke hätte beyfügen

sollen.

Auch das können wir nicht unerinnert lassen, daß die
bart nicht angenehm ist, und daß er, da er die Lateh
Sprache nicht in seiner Gewalt hat, besser gethan hätte,
tscher Sprache zu schreiben. Aller dieser Fehler ungeach-
r, behält das Buch doch seinen Werth, aus denen vor
geführten Gründen. Uebrigens trägt der V. seine Nach-
in dieser Ordnung vor, daß er erst die im Obersächsi-
Kreise liegende Sächsische Länder durchgehet, und zwar
von der Ernestinischen, als der Albertinischen Linie be-
handelt: sodann werden die Grafschaft Henneberg und
n Sachsen ausgezogene Länder, durchgegangen, und
bey in Ansehung des Matricularanschlags vorgefallene
derungen erzählt: und zuletzt werden die wegen Sachsen
Matrikel gemachte Fehler erwähnt. Am Ende sind das
chniß aller Reichsmatrikel, mit Anführung der Stellen,
zu finden, und einige Urkunden angehängt, nemlich 1)
yserl. Commissarien Abschied wegen der 4. assecurirten
r Weyda den 10. März 1571. 2) Coburgischer Ab-
zwischen S. Weimar und S. Coburg den 2. Dec. 1576.
ertrag zwischen Herz. Friedrich Wilhelm, der Chur Sach-
dministrator, und Herz. Johann Casimir, Uebernch-
der Henneberg-Römhildischen R. Matrikel betreffend,
spurg den 19. Juny 1594. 4) Receß zwischen S. Go-
nd Meynungen, wegen Abtheilung der Hennebergischen
s- und Kreis-Praestandorum zu Zella S. Blasii den 7.
1721.

ühmte Rechtshändel bey verschiedenen Parlamen-
rn in Frankreich. Aus dem Französischen, mit
umerkungen. Erster Theil. Berlin, bey Lange.
777. 15½ Bogen in 8.

ie seit 1773. in Paris herausgekommene Sammlung der
Rechtshändel ist es, welche hier in einer Uebersetzung
ert wird. Die Uebersetzung, als über welche allein wir
zu urtheilen haben, ist freu und fließend, ob gleich oft
störende Perioden vorkommen, auch viele rednerische
nheiten des Originals verloren gegangen sind. Die An-
ungen des Uebersetzers beziehen sich nicht, wie man ver-
n könnte, auf die französische Rechtsgelahrheit; sondern

auf die gemeinen in Deutschland geltenden Rechte, und sind daher oft, wenigstens für die juristischen Leser, überflüßig.

Anpreisung Ihro Kayserl. Kön. Apostol. Majestät allerhöchstpreißlichen Landesverordnung, wie es mit dem Asylo zu halten sey, nebst einem vollständigen Beweis, daß solche mit dem Rechte der Natur, vermöge der höchsten Kirchengewalt, dann mit dem ältesten Herkommen, weltlichen Gesetzen und Meynungen der bewährtesten geistlichen Lehrer übereinkomme, entworfen, durch J. E. v. S. Wien, bey Trattnern. 1777. 73 S. in 4.

Der Titel sagt den ganzen Inhalt. Nur darf der Leser nicht tiefe Blicke in das geistliche Staatsrecht, oder gründliche historische Untersuchungen über diese Lehre erwarten. Indessen ist es gut, daß an allen Orten, und zum Behuf aller Arten Leser, Wahrheit und Licht ausgebreitet, und Vorurtheile vertrieben werden. Für Leser, die auf den Vortrag sehen, ist dieses Buch nicht; denn die Schreibart ist ziemlich buntschäckicht.

Ehrhard Fr. Weinland — Antwort auf die Frage: Was ist der Hauptgrund, daß ein Reichsstand, der wegen mehrerer Stimmen der vorletzten, letzten und neuesten Kammergerichtsvisitation beygewohnt, auch mehrere Subdelegirte abgeordnet? Frankfurt am Mayn, bey den Eichenbergischen Erben. 1777. 3 Bogen in 8.

Die Verordnung der Gesetze, man mag nun die Worte derselben selbst betrachten, oder wenn diese ja als dunkel angesehen werden könnten, die aus dem Grunde und Zusammenhang derselben gemachte authentische Auslegung zu Hülfe nehmen, ist der Grund des in der aufgeworfenen Frage liegenden Satzes. Der Verf. sagt das auch; aber mit einer wichti-

gern Miene, als die Antwort es erheischet. Als eine
e sind einige einzelne in das deutsche Staatsrecht ein-
ende Gedanken beygefügt, die sich mehr durch ihre Wahr-
s durch ihre Wichtigkeit empfehlen.

ustin von Balthasars — historisch-juristische
bhandlung von den in Vor- und Hinterpomme-
chen Städten geltend gewordenen auswärtigen
echten, besonders dem Lübischen, durch ange-
ngte Beylagen bewähret und erläutert, nebst ei-
m andern Anhange von ähnlichem Inhalte, in
bsicht der Städte Mecklenburgs, bey Gelegenheit
r — 50jährigen Amtsjubelfeyer dieses höchst-
rdienten Greises, nebst einigen Zusätzen, zum
ruck eingerichtet und befördert, von Christoph
ottfr. Nicol. Gesterding. Greifswalde,
y Röse. 1777. 16½ Bog. in 4.

dem Germanisten gewiß sehr angenehmer Beytrag zu
er Geschichte der Stadtrechte. Der V. geht die Städte
Pommern durch, wo ein anderes deutsches Recht, als
Lübische, Magdeburgische Culmische u. s. w.
ommen worden ist, erwähnt gelegentlich von der Ge-
e der Stadt selbst etwas, zeigt die Zeit und Art der
hme, oder, wo ihm hierzu die Beweise fehlen, beweiset
nigstens, daß und in welcher Maaße dies oder jenes
in einer Stadt gelte. Ueberall sind die dahin gehörig
Schriften angeführt, und am Ende 69 Urkunden oder
ge daraus als Beweise angehängt. Der Anhang von
Mecklenburgischen Städten gehet bloß auf das Lübische
, in wie ferne dasselbe in den genannten Städten gelte
icht gelte. So eingeschränkt der Nutzen dieser Abhand-
em ersten Anblicke nach scheint, so von allgemeinem Nu-
nn er für den seyn, welcher im deutschen Rechte etwas
will.

Ueber die juristische Schreibart. Halle, bey Renger. 1777. 4 B. in 4.

Wenn gleich in dieser Schrift dem Kenner nichts Neues gesagt wird; so empfehlen wie sie doch allen angehenden Rechtsgelehrten. Man findet hier die richtigen Grundsätze einer guten juristischen Schreibart in der Kürze vorgetragen, und es ist zu wünschen, daß der große Haufe der practischen Juristen sich immer mehr und mehr darnach richte, um die beyden Abwege, das Altpäterische und das Gezierte, zu vermeiden. Der Verf. dieser Schrift ist D. Böscher in Merseburg.

Gedanken, ob es für ein Land nützlicher sey, die großen Pachtungen zu vereinzeln, auch allenfalls, wenn ein beträchtlicher Erbzins darauf stehen bliebe, zu verkaufen? Göttingen, bey Boßiegel. 1777. 2 Bogen in 4.

Die erste Frage bejahet der Verf. mit Recht; auch führet er einige Gründe an; aber man sieht wohl, daß er die Sache in allen ihren Folgen zu betrachten, weder Kenntniße und Erfahrung genug, noch auch die nöthige Scharfsichtigkeit hat. Die andere Frage überläßt er den Kennern zu beantworten; berechnet aber doch den Vortheil, den der Verkauf auf Erbzins vor den Pachtungen voraus hat. Freylich ist es aber nur eine in der Stube gemachte Berechnung.

D *Ioan. Pauli Schroeteri* Fundamenta iuris privati Germanici hodierni. Lipsiae, sumtibus Kummeri. 1777. 1 Alph. 4.

D. *I. P. Schroeteri* Fundamenta iuris publici Germanici hodierni. Lipsiae, sumtibus Kummeri. 1777. 15 B. 4.

Bekanntlich hat der Verf. im Jahre 1776. einen Grundriß über das peinliche, Wechsel- und Lehnrecht herausgegeben, welcher im B. 32. St. 2. von uns angezeigt worden ist

Die Einrichtung der itzt erschienenen beyden Grundrisse gleichfalls tabellarisch; und bey dem über das deutsche ivatrecht hat er auch, so wie bey den vorigen, sein vor- nmstes Augenmerk auf Sachsen, Brandenburg auch Braunschweig und Hessen gerichtet. Wir zeigen bey- zusammen an, ohne von dem Inhalt eines jeden insbeson- re etwas zu sagen, da in den Sachen selbst, wie man leicht rmuthen wird, das, was in den Lehrbüchern gewöhnlich rgetragen wird, vorkommt. Viel Verdienste hat sich der rf. dadurch eben nicht um das deutsche Staats- und Pri- trecht gemacht: denn eines Theils scheint er in der neue- n Litteratur eben nicht sehr bewandert zu seyn, wenn er in r Vorrede zum deutschen Privatrechte glaubt, daß dasselbe n wenigen angehenden Rechtsgelehrten getrieben werde; und ß er dazu, daß es hauptsächlich geschahe, etwas beytragen nne, da er doch wissen sollte, daß jetzt nicht leicht eine Aka- mie seyn wird, wo man diesen Theil der Rechtsgelahrheit cht unter die nothwendigen rechnet: andern Theils kann m auch die Verfertigung seines Werkchens eben nicht viel Mühe gemacht haben da man offenbar sieht, daß er aus an- rn Lehrbüchern, besonders aus den Selchowischen, das We- ntliche herausgenommen, und den Materialien die tabellari- he Form gegeben habe. Sehr unverhältnißmäßig nimmt ei- in die Lehre von den Quellen des deutschen Rechts 56 Sei- n ein. Einzelne Fehler, an denen es nicht mangelt, zu rü- en, halten wir für überflüßig, zumal da diese Tabellen, der ehler ungeachtet, demjenigen, welcher sich die Vorstellung r Wissenschaft dadurch erleichtern will, immer von einigen Nutzen seyn können. Daß aber bey dieser Methode Manches uf eine gezwungene Art abgehandelt werde, vieles am un- echten Orte stehe, die Grundsätze, worauf ein Satz beruhet, inzlich mangeln, oder erst in der Folge vorgetragen werden; avon kann man sich leicht überzeugen, wenn man irgend eine Materie durchgehet, daher Recetsent es nicht wagen würde, iese Bücher bey Vorlesungen zum Grunde zu legen.

Manuale Selectiorum Conciliorum et Canonum aliarumue rerum memorabiliorum, iuxta historiam ecclesiasticam *D. Abbatis de Fleury* per breues epochas XVI. Saeculorum, ad iu-

ſtum ſyſtema cultioris iurisprudentiae canonicae inſtaurandum opera *P. Benedicti Oberhauſer* Benedict. Lambac. I. V. D. etc. collatum. Cum permiſſu ſuperiorum. Salisburgi impenſis Orphanotrophii 1776.

Wer im Kirchenrechte Unterſuchungen zu machen hat, wird ſehr oft ein Handbuch vermißt haben, wo er, ohne viele Mühe, die in jedem Jahrhunderte in der Kirche vorgefallenen Haupteräugniſſe, und die nichtigſten Kirchengeſetze überſehen kann; welches ihm, mit einem Worte, Geſchichte und Quelle des Kirchenrechtes zugleich iſt. Denn die gewöhnlichen Kirchengeſchichten ſind darzu nicht hinreichend, und die vorhandene Schriften der Kirchenväter und Sammlungen der Concilien u. ſ. w. nachzuſchlagen, iſt theils in vielen Fällen zu weitläuftig; theils ſind dieſe Sammlungen auch nicht in aller Händen. Semler in ſeinen ſelectis Capitibus hatte zwar vermuthlich die Abſicht, ein ſolches Handbuch zu liefern. Allein theils verband derſelbe damit andere Unterſuchungen; theils gehet ſein Buch nur auf die erſten Jahrhunderte. Unſer V. geht die Geſchichte, vom Anfang der chriſtlichen Kirche, bis zum 16ten Jahrhundert, nach der Zeitordnung durch; und legt dabey Fleurys Kirchengeſchichte, welche daher am Rande immer angezogen wird, zum Grunde. Jedes Jahrhundert theilt er in gewiſſe Abſchnitte oder Artikel ab, in welchen er die merkwürdigſten Veränderungen in der Kirche, und die in derſelben gemachten Verordnungen nach der Reihe anführet. Sein vornehmſtes Augenmerk richtet er auf die Schlüſſe der Concilien, deren jedem er allemal einen beſondern Abſchnitt widmet, und aus welchen er jedesmal wo nicht alle, doch die merkwürdigſten Kanones, nach einer ſelbſt gewählten Ordnung der Materien, anführt, und am Rande die Nummer des Kanons anmerkt. Meiſtens ſind es die eignen Worte des Geſetzes, wobey er aber oft mit einigen Worten ſeine eigene größtentheils hiſtoriſche Bemerkung hinzufügt. Und eben ſo verfährt er, mit den zu ſeinem Zwecke dienenden Geſetzen der römiſchen Kayſer und andern weltlichen von Kirchenſachen handelnden Geſetzen, mit den Ordensregeln, den Stellen der Kirchenväter und anderer Schriftſteller, mit den Schlüſſen der Päbſte und andern Verordnungen und Verträgen. Unangenehm für den Leſer iſt es, daß, beſonders bey denen Concilien,

alles, sowohl die Canones, als des V. eigne Anmer-
n, in einer Reihe, und mit einerley Druck fortgeht.
hätten wir gewünscht, daß der V. an mehrern Orten,
geschehen ist, die Quellen angeführt hätte, aus welchen
höpft hat. Uebrigens müssen wir ihm die Gerechtigkeit
fahren lassen, daß er viele alte Vorurtheile, welche
sonst bey den Kirchengeschichtsschreibern und Kirchen-
lehrern seiner Kirche antrifft, entweder ganz verwirft,
doch mit vieler Mäßigung und Einschränkung vorträgt.
Beyspiel kann das dienen, was er von denen Canonibus
otorum, von den ersten Päbsten und deren Decretal-
n, von welchen er bloß denen vom **Siricius** an gegebe-
eine gesetzliche Kraft beylegt; von den in der Sardicei-
Kirchenversammlung vorgeblich nachgelassenen Appellatio-
n den römischen Bischoff, von den Dictatibus Gregorii
und andern Dingen sagt. Da der V. die Sache histo-
durchgeht, so wäre es sehr nützlich gewesen, wenn er bey
angeführten Kirchengesetzen, besonders bey denen Kir-
ersammlungen, die Gründe angeführt hätte, welche zu
Abfassung Gelegenheit gegeben haben. Bisweilen hat
auch gethan: vermuthlich hat ihn aber die Furcht für die
große Weitläuftigkeit abgehalten, es an mehrern Orten
un. Wir sind übrigens überzeugt, daß es denen, welche
auf der Oberfläche des Kirchenrechts bleiben, ein will-
nenes Handbuch seyn wird.

erlesene Rechtsfälle aus allen Theilen der in Deutsch-
land üblichen Rechtsgelahrheit, in Deductionen,
echtlichen Bedenken, Relationen und Urtheilen,
heils in der Göttingischen Juristen Facultät, theils
in eignem Namen ausgearbeitet von **Johann Ste-
phan Pütter. Dritten Bandes Erster Theil.**
Göttingen, in Verlag der Wittbe Vandenhöck.
1777. 276. Seiten in Folio.

n diesem Theile sind 20. Stücke enthalten, worunter ver-
schiedene minder beträchtliche und interessante vorkommen,
ro wir, um nicht ein bloßes Verzeichniß einer ohnedem
nützten Sammlung zu machen, nur einige davon Bey-
spiels-

spielsweise anführen wollen. Die ersten 3. Stücke betreffen einen merkwürdigen Streit zwischen dem Fürsten **Carl Ludewig von Anhalt-Schaumburg** und einer **Markisin von Favras**. Es hatte gedachter Fürst in seiner Minderjährigkeit, als Oberster eines in Holländischen Diensten stehendes Regiments, sich, ohne seines Vaters Willen, mit eines Platzmajors Tochter, Namens **Reyserin**, zu einem Eheversprechen verleiten lassen, dieselbe, ohne die in Holland üblichen Erfordernisse zu beobachten, geheyrathet, und mit ihr eine Tochter gezeugt. Auf des Vaters Ansuchen ward die Ehe für nichtig erklärt; der **Reyserin** jedoch vorbehalten, auf Erfüllung des Eheversprechens wider Sohn und Vater zu klagen. Weil diese aber unterdessen sich von einem andern hatte schwängern lassen, und deshalb für ehrlos erkläret worden war, auch noch andere Ursachen der verweigerten väterlichen Einwilligung vorhanden waren; so wurde Vater und Sohn von dieser Klage entbunden, und dieser von dem Eheversprechen loßgesprochen. Die **Reyserin** lies der aus dieser Verbindung erzeugten Tochter den Namen und Wappen des **Anhalt-Schaumburgischen** Hauses führen, und da diese endlich an einen **Markis von Favras** verheyrathet worden; so fuhr sie nicht nur fort, ob sie gleich die ihr von ihrem Vater ausgesetzten Alimentgelder jährlich erhoben; und obgedachte Urthel dadurch anerkannt hatte, den Titel und Wappen des Schaumburgischen Hauses zuführen, sondern verlangte auch alle Rechte einer Princessin dieses Hauses. Sie lies zu dem Ende eine Druckschrift unter dem Titel: **Mémoire de Madame de Favras**, ins Publikum ergehen, worinnen sie die Rechtmäßigkeit der annullirten Ehe behauptet, und erhob endlich bey dem Reichshofrath wider ihren Vater eine Klage. In dem ersten Bedenken werden alle die von ihr in gedachten Mémoire gebrauchten Gründe widerlegt, und in den vielen Beylagen alle hieher gehörige Schriften und besonders auch der in dieser Sache vorgefallene Briefwechsel geliefert. Es ist dieses Bedenken besonders deshalb merkwürdig, weil man daraus sehr vieles, was die Holländische Verfassung in Ehesachen erläutert, kennen lernt. Weil die **Markise von Favras**, bald nach Verfertigung dieses ersten Bedenkens, beym Reichshofrathe Klage erhoben hatte, und darauf die sogenannten Processe ergiengen: so verfertigte der V. einen Nachtrag, wo verschiedenes noch weiter ausgeführt, und wie die Sache von Schaumburgischer Seite zu behandeln sey, angerathen wird,

welcher

e Nachtrag hier als das zweyte Responsum abgedruckt
ine bey dem Reichshofrathe, diesem Rathe zu Folge,
ichte Exceptionsschrift macht das dritte Stück aus. —
in der Anwendung oft verwickelten Lehre von der Tren-
des Lehns vom Allod wird im vierten Stücke ein sehr
arer Beytrag geliefert. Verschiedene andere der Gut-
betreffen die Lehre der Fideicommisse und andere Erb-
treitigkeiten, die sich zwar immer durch die dem V.
deutliche Darstellung der zum Behuf seiner Meynung
en Gründe empfehlen; aber doch an und für sich eben
nderlich merkwürdig sind. Das 18te Gutachten be-
e zwischen den Burggrafen von Kirchberg und Sachsen
r und Eisenach streitigen Consistorialrechte in der Herr-
Farnrode, worinnen, daß in dieser Sache die Gerichts-
der Reichsgerichte nicht gegründet sey, nach den ächten
sätzen des Protestantischen Kirchenrechts ausgeführt wird.
3. hat hiernächst diese Sache auch noch von der Seite
tet, daß, wenn der Streit auch keine geistliche Sache
, doch die Austregalinstanz Statt fände; wobey die
hafte Frage: ob auch der von einem Unterthanen gegen
andesherrschaft anzustellende Proceß zuförderst bey dieses
Gerichten angestellt werden müsse? mit ja beantwor-
d dabey auf ein allgemeines Herkommen sich bezogen
welches aber, unsern Bedünken nach, nicht zu erweisen,
3. auch nicht erwiesen worden ist.

IX.

weise Jurist, oder über den Einfluß der Phi-
sophie auf die Jurisprudenz, von D. W. Stüh-
. Göttingen, bey Dietrich. 1777. 2½ B. in 8.

t Verf. meynet es herzlich gut; aber mit aller Anstren-
gung, etwas Eigenes und Neues zu sagen, sagt er sehr
nliche Dinge über natürliche Gesetze, Pflichten und Rech-
Er schnappt nach künstlichen Ausdrücken und Wendun-
und wird oft unverständlich. Gleich die Zueignungsschrift
eine Probe: „Wenn diese Gedanken, sagt er, die ich zu
r Richtschnur ausgearbeitet habe, Euer Excellenzen Be-
Beyfall erhalten sollten, so habe ich die Stimme des voll-
enen Staatsgeistes, wornach ich die subordinirten nütz-
Glieder des Staats zu schildern; und ihre Eigenschaf-
ten

ren zu entziffern gesucht habe, auf meiner Seite. Er wohnt in E. E. mit aller der edeln Herablassung, wodurch die Gewalt in die sanfte landesväterliche Huld herabgestimmt und gemildert wird. Und dann ist sowohl das Unternehmen gerechtfertigt, daß ich die hohen Namen E. E. meiner Abhandlung vorgesetzt, als daß ich den Stoff meiner Gedanken über die wahren Eigenschaften eines nützlichen Gelehrten von Hochdenenselben abgezogen, und zu einem ausgebreiteten Eindruck ausgearbeitet, öffentlich bekannt gemacht habe." Und das ist doch noch eine der erträglichsten Stellen im ganzen Buche.

D. *Aug. Wilh. Meyeri* Commentatio de nullitate sententiarum sanabili et insanabili R. I. N. determinata. praemissa Theoria generali de Nullitate praesertim iuridica. Goettingae, litt. Rosenbusch. 1777. 3½ B. 8.

Die Meynung, daß unter der unheilbaren Nichtigkeit eines Urthels im J. R. A. nur die zu verstehen sey, die in Absicht der Formalien des Processes begangen wird, ist die gewöhnliche: auch hat sie der Verf. mit den gewöhnlichen und bekannten Gründen vorgetragen. Die vorausgeschickte allgemeine Theorie, welche den größten Theil der Schrift einnimmt, lehrt im Grunde lauter bekannte Sachen, deren Vortrag der äußern Einkleidung nach sehr philosophisch ist, wobey man aber den eigentlichen philosophischen Geist, Genauigkeit, Bestimmtheit und Richtigkeit der Begriffe u. s. f. vermißt.

Anmerkungen und Abhandlungen in verschiedenen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit, von Joh. Fr. von Tröltsch. Zwenter Theil. Nördlingen, bey Becken. 1777. 202 S. in 8.

Aus der Anzeige des ersten Theils (B. 31. St. 1.) haben unsere Leser schließen können, daß in dieser Sammlung gutes und schlechtes vermischt sey. Angenehm muß einem jeden Liebhaber der deutschen Rechtsgelahrtheit die N. 1. gegebene Nachricht von dem Original des Augsburgischen Stadtbuchs von 1276. seyn. Noch angenehmer würde es uns aber

seyn,

wenn der Verf. die Herausgabe desselben besorgen woll-
der Abdruck davon in Walchs Beyträgen von einer
und fehlerhaften Copie genommen ist. Von dem Ab
A. Stadtbuchs kann man sich aus dem Verzeichniß ei-
darinnen vorkommenden vom Verf. erklärten Wörter
gen, welches er N. 2. liefert. Die Abhandlung N. 3.
Territorial und Landeshoheits Streitigkeiten
Ganzen genommen, unsern Beyfall. Der Verf. will
beweisen, daß man im Staatsrechte, besonders in de-
ndeshoheits-Streitigkeiten, hauptsächlich darauf sehen
was facti sey, und daß man mit Grundsätzen aus
gemeinen Staatsrechte allein nicht fortkomme. Ob er
ich diese zu sehr herabwürdigt, da doch ihr Nutzen un-
ist; so sind wir doch mit dem Verf. darinnen einig,
n bey jedem einzelnen Falle vornehmlich auf das se-
sse, was facti ist: nicht nur um den Beweis der Lan-
eit sowohl, als der Befreyung von derselben zu führen,
auch um die Beschaffenheit, den Umfang und die Wir-
erselben zu bestimmen. Dieses letztere ist es besonders,
viele Staatsrechtslehrer fehlen, als welche gar zu ge-
nd, da eine Landeshoheit zu finden, wo keine ist; oder
Landeshoheit des einen Landes auf die eines andern
ßen, als wodurch in Deutschland viele Verwirrungen
cht, und manche Ungerechtigkeiten begangen worden
Zur Erläuterung darf man sich nur an die alberne Hy-
des Territorii clausi erinnern. Unser Verf. hat durch
dene Beyspiele anschauend gemacht, wie nöthig es sey,
ch dergleichen Hypothesen und allgemeine Sätze nicht
en zu lassen, und wie in Absicht der Landeshoheit sel-
einem Lande und von einem Falle auf den andern ge-
werden könne. — Unter N. 4. giebt er Bemerkungen
kunden zur Erläuterung der deutschen Geschichte und
, welche denen, die weder Zeit noch Gedult, noch Ge-
t haben, viele Urkunden ganz zu lesen, angenehm seyn
. Es sind auch solche Auszüge wichtiger Urkunden von
Nutzen, als eine Menge unbeträchtlicher Urkunden,
eu oft nichts, als das Alter, merkwürdig ist. Den
ß machen wiederum, so wie im ersten Theil, praktische
ungen.

etische Unterweisung in den vornehmsten Rechts-
terien und einigen andern Lehren, die sich damit
verbin-

verbinden lassen, zum Gebrauch der Unterthanen und Schulen Deutschlands, nebst einem Anhange, welcher eine Nachlese für die Fürstl. Anhalt-Cöthnische Unterthanen und Schulen insbesondere enthält. Zweyter Theil, von F. G. A. Lobethan. — Lemgo, in der Meyerischen Buchhandlung, 1777.

Bey Anzeige des ersten Theils dieser Unterweisung ist darüber ein allgemeines Urtheil gefällt worden, welchem jetziger Recensent völlig beypflichtet. Da mit diesem zweeten Theil das Werk geendigt ist, so läßt es sich noch genauer übersehen, was der V. alles geleistet hat. Er wollte nur ein Contingent zu einem Staatscatechismus liefern, denn da dachte er am besten durchzuhuschen, wenn man sein Werk nach den Eigenschaften und Forderungen, die er selbst von einem solchen Dinge machet, beurtheilte. Er weiß wohl, daß man mit Schriftstellern, die sich über iht Werk bescheiden ausdrücken, fein säuberlich zu verfahren pflegt. Aber der Verf. hat sich zeither zu bloß gegeben, worauf es bey ihm abgesehen ist. Er möchte gerne ein πολυγραφότατος werden, und da nimmt er denn eine Materie nach der andern vor, und schreibt was zusammen, es mag nun gut oder nicht gut ausfallen. Wundern darf man sich dahero nicht, wenn er eine Menge in ganz verschiedene Fächer gehörige Schriften, binnen einer Zeit geschrieben hat, wo ein anderer wackerer Schriftsteller kaum eins zu Stande gebracht hätte. Und nun sein die ganze Rechtsgelahrheit umfassender Catechismus — Je nun, wenn man seine Compendien über jeden Theil der Rechtsgelahrheit vor sich liegen hat, einen § nach dem andern heraus nimmt, allenfalls darunter eine Auswahl macht, und über jedem eine Frage setzt; so wie ein Bogen beschrieben ist, ihn in die Druckerey schickt: so müßte es nicht gut seyn, wenn der Catechismus nicht binnen halben Jahres Frist fix und fertig in allen Buchläden zum beliebigen Gebrauche da liegen sollte. Ob damit viel Nutzen gestiftet werde; ob die Fragen so eingerichtet sind, daß der Schüler nach und nach auf die wichtigsten Wahrheiten geführet werde; ob alle Sätze genugsam bestimmt; Irrthümer sorgfältig vermieden worden? u. s. w. darum kümmert sich ein solcher allzeit fertiger Schriftsteller nicht. Es thut uns leid, daß wir dem

B. sagen müssen, daß uns seine Unterweisung nicht vie
s entstanden zu seyn scheint.
Aber sagen müssen wir es, damit er bey seinen künftigen
sten sorgfältiger zu Werke gehe. Bis jetzt ist er meist als
gehender Schriftsteller ziemlich gelinde beurtheilt worden;
in Zukunft möchte es ihm nicht so gut werden, da man
sieht, daß er viel mehr leisten könnte; wenn er sich nur
darzu nähme. Von dem Inhalte dieser Unterweisung
hen wir nur so viel zu sagen, daß alle Theile der Rechts-
heit durchgegangen, und die wichtigsten Materien in lan-
mit kurzen Fragen versehenen Paragraphen vorgetragen
n. Aber vieles steht nicht an seinem Orte; vieles ist un-
ch, unbestimmt, falsch oder nur halb wahr; so daß es
zu rathen ist, diese Unterweisung ohne einen guten Lehrer
Unterrichte, noch weniger aber, wegen der Weitläuftigkeit
her für viele unnöthigen Dinge, zum ersten Unterrichte zu
ehlen. Der Anhang, worinnen verschiedene einem Ein-
schen nützliche Sachen vorgetragen werden, möchte noch
anzen Buche das Brauchbarste seyn. Er beträgt ungefähr
ogen.

ndsätze des Wechselrechts zum Gebrauch seiner
Vorlesungen, entworfen von Johann Heinrich
Christian von Selchow. Zwote verbesserte
Auflage. Göttingen, bey V. Boßiegel, 1777.
84 Seiten in 8.

as Buch ist aus der ersten Auflage bekannt. Der Verf.
wollte zwar ein vollständigeres Handbuch daraus machen;
ihm aber, wie er in der Vorrede sagt, nach verschiedene
eine Wechselordnungen abgehen, so hat er dieses Vorhaben
gesetzt, und sein Compendium einstweilen nur mit einigen
ätzen herausgegeben. Dieser Zusätze sind aber nur wenige.
nn, außer einigen hinzugekommenen Citationen und hie
wieder eingeschalteten einzelnen Worten und Sätzen, ist
nach dem 6ten § ein neuer hinzugefügt, von dem was Rech-
t ist, wenn in einem deutschen Lande das Wechselrecht nicht
eführt ist; und beym 23sten §. einer von den Wechsel-
lichen Personen. In Absicht der Literatur hätten wir
hr Vollständigkeit gewünscht; so wie es auch gut gewesen

seyn würde, wenn der V. die Theorie selbst etwas vollständig vorgetragen hätte, da man zu vielen Streitigkeiten die Grundsätze hier bisweilen vergeblich sucht. Dadurch hätte er seinem Buche gewiß mehr Brauchbarkeit gegeben, als wenn er uns in einem Handbuche die Uebereinstimmung und Abweichung der verschiedenen Wechselordnungen liefert, da es uns theils an solchen Büchern nicht mangelt; theils auch ein solches Buch zur Grundlage des Studiums dieses Rechts, unserm Bedünken nach, nicht taugt, weil man dadurch doch kein allgemeines Wechselrecht erhält. Uebrigens müssen wir noch anmerken, daß der V. verschiedene kleine Fehler der ersten Ausgabe in Ansehung der Citationen, da theils Namen, theils Zahlen falsch angezeigt sind, in dieser Auflage hat stehen lassen.

Sammlung juristischer, philosophischer und kritischer Aufsätze. Sechstes Stück. Bützow, bey Berger und Bödner, 1777. 5 Bog. in 8.

Mit diesem Stücke wird zugleich der Titel über den ersten Band dieser Aufsätze, oder, wie es auf dem Titel heißt, der Sammlung vermischter Schriften zweyter Band, wo sich auch der Verf. A. F. Reinhardt genannt, ausgegeben. Bey Gelegenheit der ersten vier Stücke (B. 31. St. 1.) ist des V. Arbeit nach Würden beurtheilt worden. Desto kürzer können wir bey diesem Stücke seyn, zumal da der V. einer von denen ist, die von ihrer Untrüglichkeit zu sehr überzeugt sind, als daß sie andrer Erinnerungen sich zu Nutze machen sollten. Die Abhandlungen des 6ten Stücks sind: 1) **Von dem Vorurtheile gegen die in Deutschland eingeführten ausländischen Rechte.** Der V. sagt, mit einer wichtigen Miene, theils sehr bekannte, theils solche Dinge, die hieher nicht gehören. Wer suchte hier wohl eine Ausführung von dem, was Gelehrsamkeit ist? 2) **Beschluß der Abhandlung von den Träumen.** 3) **Beantwortung der Frage: was ist eigentlich dasjenige, was regierende Herren und deutsche Reichsvasallen vom Kaiser und Reich zur Lehn haben?** Bloß die Landeshoheit soll es seyn, was zur Lehn gegeben wird. Der V. muß keine Reichslehnbriefe, wo alle Theile der zu einem Gebiethe gehörigen Grundstücke, so wie die einzelnen Regalien, nicht weniger Mannschaften, Lehnschaften u. s. w. namhaft gemacht werden, gelesen haben; sonst würde ihm ein solcher Gedanken nicht

ein-

n. Er kann nicht begreifen, wie ein Landesherr das
e Eigenthum über das Land haben könne, worinnen die
hanen einzelne Stücke im vollen Eigenthum haben, da
ch andere Lehne etwas Aehnliches hätten lehren können.
eitläuftige auf die ersten Grundsätze des Lehnrechts zu-
rende Widerlegung stünde hier am unrechten Orte. 4)
nken über einige neue Erziehungsvorschläge.
Theil Luftstreiche, welche die wahren Reformatoren des
nugswesens, auf die doch bittere Ausfälle geschehen,
reffen. 5) Von dem eigentlichen Begriffe der
rsamkeit. Wir wissen nicht, was der V. mit diesem
e sagen will. Erst ein Gewäsche, daß es nicht auf die
heit der Kenntnisse ankomme; und dann setzt er die
hinzu: „Es giebt aber noch einen Umstand, wodurch
ch in diesem Stücke sehr confundirt.“ Und hier schließt
ufsatz. 6) Richtige Bestimmung des Begriffs
er Ehre Gottes. Wir fügen nur noch hinzu, daß
. in der Vorrede denen, welche sich wundern möchten,
n Mann, so wie Er, über so verschiedene Wissenschaf-
h ausbreitet, antwortet, daß sie die Talente eines an-
nicht nach ihren Fähigkeiten messen sollten, und daß es
gäbe, die dies ohne Nachtheil der Gründlichkeit
könnten. —

ud. Ern. Püttmanni de Hadriani Imperato-
libris catacrianis epistola. Lipsiae, apud
ullerum, 1778. 2½ plagg. in 8.

as wir bey anderer Gelegenheit schon von dem Verf. ge-
sagt haben, müssen wir auch hier wiederholen. Es ist
glich, seine Schriften ohne einigen Widerwillen in einem
u lesen; denn die gewöhnlichsten zur Verbindung der Sä-
herianen Gedanken sagt er selten, ohne Stellen alter
tsteller, die das nämliche sagen, aus seinen Collectaneen
hreiben. Des V. Muthmaßung, daß die Stelle beym
rtian, wo von Hadrians Buche die Rede ist, keiner
sserung bedarf, und daß libros κατακριανὰς so viel heißt,
signo arietis natos, oder im Frühling geschriebene Bü-
hat viel Wahrscheinliches: aber wozu der Aufwand von
rsamkeit, die alle zur Sache nicht gehört? Als ein An-
sind ein paar lateinische Briefe von Klozen angehängt,
r Vir Celeberrimus, an den sie gerichtet sind, und wel-

ches vermuthlich unser Verf. selbst ist, gar stattlich gelobt wird. Etwas weiteres aber lernt man daraus nicht, als etwa das, wie Kloz eine Menge lateinische Complimente machen konnte.

D. Ioannis Christiani Wolfart — Obseruationum, quae ad ius ciuile et Brandenburgicum pertinent, *Fasciculus primus*. Halae, imp. Hemmerde. 1777. 230 pagg. in 8.

Wenn der V. in der Vorrede mit vieler Selbstgefälligkeit von sich sagt, daß er sieben ganzer Jahre auf Akademien gewesen, nachher sich in practischen Arbeiten geübt habe, und nun in seinen Vorlesungen die Beyspiele der **Thomasiusse, Gundlinge** und **Ludewige** befolge; dabey in einem entscheidenden Tone seine Art zu verfahren für die einzige wahre annimmt, und auf andere, besonders die sogenannten Barbaren, verächtliche Seitenblicke thut: so erweckt dies eben kein günstiges Vorurtheil für ihn; wie wir uns denn auch bey Lesung seiner Schrift in unserer Erwartung nicht ganz betrogen fanden. Seine Schreibart, denn auf diese scheint er sich was zu Gute zu thun, hat unsern Beyfall nicht; da es oft nur zusammengeschraubte, und oft verschraubte Perioden sind, denen man die Mühe, die sie dem V. gekostet haben mögen, ansieht. Und ein Mann, der in einer bäurischen aber natürlichen Sprache richtige Gedanken sagt, gefällt uns immer besser, als der, welcher sich immer schön ausdrücken will, und gezirrt wird. Was die hier vorgetragene Sachen selbst betrifft, so bestehen sie in Ausführungen verschiedener einzelner Rechtssätze, die bey Gelegenheit der Vorlesungen über **Böhmers** Pandecten entstanden sind. Des V. Art zu verfahren, welche er in einer vorausgeschickten Prolusion bekannt macht, ist die, daß er hauptsächlich durch die Erklärung der Gesetze die einzelne streitige Rechtswahrheiten aus einander setzen will. Darwider ist nun wohl nichts zu sagen; aber außer den historischen Hülfsmitteln, die dabey ihren unstreitigen Nutzen haben, und auf welche der V. alles zu bauen scheint, ist philosophischer Scharfsinn und ein Geist der Ordnung eben so nöthig. Beydes wollen wir zwar dem V. nicht absprechen; aber so viel ist doch gewiß, daß er es in dem erforderlichen Grade nicht besitze. Der Mangel an allgemeinen Grundsätzen und an Bestimmtheit der Begriffe scheint oft durch. Diesem Mangel und

der

hrfurcht, die er für Justinian hat, (denn a drückt sich r selbst so aus: „Tanta mihi est imperatoriae maiesta- erentia, vt statuam, nihil contrarium in ista legum ilatione inueniri positum —“ *) ist es zuzuschreiben, oft etwas Falsches, noch öfter aber etwas auf eine un- mte Art behauptet, was nur unter gewissen Einschrän- n wahr ist. Manche Anmerkungen haben uns sehr ge- ; und es hat der Verf. besonders das Verdienst, immer e in Bereitschaft zu haben, womit er seine Meinung gt oder erweiset: nur daß er bisweilen daraus etwas her- was nicht in der Maaße, wie er will, darinnen liegt. ir die 16 in diesem Bande enthaltene Abhandlungen nicht nzeigen können. so wollen wir nur einige zum Beyspiele ren. Was der V. N. 3. von dem Iure actionum sagt, grü:det, und die Ausführung seiner Meinung, warum nian die Actiones als einen besondern Rechtsgegenstand ührt habe, ist gut gerathen. Aber warum der V. mit ei- Miene, als sage er ganz was Neues, seine Meinung ägt, davon sehen wir keinen Grund, es müßte denn die ahmung Ludewigs seyn, da die Sache selbst bekannt Daß dem Verf. öfters Bestimmtheit der Begriffe und phi- bischer Unterscheidungsgeist abgehe, kann man z. B. an . und 11. sehen. Wir stutzten, als wir die Rubriken la- N. 5) Ex Iure Brandenb. Collegiorum et vniuersita- statuta sine Potentissimi adprobatione nulla sunt: und 1)-De Comitibus palatinis iure Brandenb. nulliter le- nantibus. Voller Verwunderung lasen wir weiter, und höre man den Beweis: bey N. 5. besteht er in einem K. ßischen Edicte von 1740. wo der König beym Antritt sei- Regierung alle vorher rechtmäßig ertheilte Statuten, Pri- gien und Concessionen mit einemmale bestätiget, ausge- men die, die nur auf eine gewisse Zeit ertheilt sind, de- Erneuerung verlangt wird, und diejenigen Innungsartik- welche seit dem Reichsschlusse von 1731. nicht verbessert den sind u. s. w. Wo steht nun hier ein Wort von dem, der Verf. daraus beweisen will? Hätte er gesagt, Sta- n, die einem legi absolute praeceptiuae et prohibiti- zuwiderlaufen, sind ungültig: so wäre Etwas Wahres

*) Man sehe auch, was er davon S. 65. N. 39. sagt. Eine solche Verehrung Sr. Kaiserl. Majestät Justinians ist uns lange nicht vorgekommen.

darinnen, ob es gleich auch noch seine Bestimmungen bedurfte hätte. Der Beweis von N. 11. ist auch ein Edict, nach welchem die von den Pfalzgrafen gescheheue Legitimationen bestätiget werden sollen. Ist das wohl nichtig, wozu nur eine Bestätigung kommen darf? Bey der 13ten Anmerkung, wo der römische Begriff von den Personen und Sachen entwickelt wird, ist zwar die Meinung des V. daß eine Sache alles das sey, was, nach den Gesetzen, der Rechte und Verbindlichkeiten unfähig ist, gut; ob er gleich ausdrückliche Worte des Gesetzes, worauf der V. doch sonst das meiste rechtet, nicht für sich hat. Wenn man aber diese Meinung annimmt, so wird es begreiflich, was das heiße: Vater und Sohn werden in den meisten Fällen für eine Person gehalten. Was er N. 14. von der Jurisdiction sagt, sind sehr bekannte und zum Theil nicht recht bestimmte Gedanken. Größtentheils unerheblich, und öfters mit unnöthigen Verwickelungen verwebt, ist das, was von N. 16 bis 21 von den Contracten und Vergleichen gesagt wird, ob uns gleich einzelne Bemerkungen darinnen gefallen haben. Ueberhaupt sollte der V. alle kleine Untersuchungen, die er bey Gelegenheit seiner Vorlesungen über die Pandecten macht, und welche für die Zuhörer nöthig seyn können, nicht gleich dem Publico vorlegen. Ueberflüßig ist es auch, daß er N. 29. aus dem Ravard, von dem Römischen Verfahren in Rechtssachen, eine Stelle hat abdrucken lassen, welche beynahe 40 Seiten einnimmt. Wenn der V. auf dem Wege, den er betreten, fortgeht, weniger von sich und von gewissen Meinungen eingenommen ist, und mit Bescheidenheit weiter forschet: so kann er in Zukunft vielleicht viel leisten. Unter die angenommene Meinungen gehört außer der eben schon berührten Verehrung des Römischen Rechts, auch die, daß er von einem allgemeinen deutschen Rechte nichts wissen will.

De Exceptionibus litis ingressum impedientibus, et de remediis contra suspectos iudices, eorumque aequitate et iniquitate scripsit *Io. Ernestus Iustus Muller* — Coburgi, apud Ahl, 1777. 4 plagg: in 4.

Als eine Arbeit eines Anfängers, der das, was er über eine Materie gelesen hat, in ein Ganzes bringt, um seinem

Gönner

ner ein Werk von sich überreichen zu können, möchte es ei-
lls hingehen, wenn nur der Styl erträglicher wäre.

n Anmüßige juristische Beobachtungen und Rechts-
fälle. Von den Verfassern der neuesten juristischen
itteratur. Zweeter Band. Frankfurt, bey
Felßecker. 1777. 262 S. 8.

as wir bey der Anzeige des ersten Theils (B. 33. St. 1.)
erinnerten, müssen wir auch hier wiederholen. Die V.
n uns manches Unerhebliche; da man doch, bey der gros-
Menge von dergleichen Sammlungen, eine genaue Aus-
l treffen sollte. Auch bey der Bearbeitung der einzelnen
cke finden wir nicht immer die Gründlichkeit und Genauig-
die man doch von den V. erwartet. Wir wollen zum Be-
se dieses Urtheils nur ein Beyspiel anführen. Die ganze
te Abhandlung, welche eine Erläuterung der Lehre von der
plik enthält, ist unerheblich. Und wie durch diese Abhand-
g die Lehre von der Replik eben nicht in ein neues oder hel-
s Licht gesetzt wird: also enthält sie auch, unserer Ueberzeu-
g nach, manches Irrige. Denn so ist in dem Begriffe ei-
Replik, „welche in der Bemühung des Klägers die Schütz-
n des Beklagten durch neue Gründe zu entkräften“ beste-
soll, beynahe in jedem Worte etwas falsches oder nicht ge-
bestimmtes. Eine Bemühung der Parthey ist doch ge-
die Replik selbst nicht; und dann schränkt der V. offenbar
er den Sprachgebrauch, die Replik zu sehr ein, wenn er
elbe bloß bey dem ersten auf die Klage erfolgenden Verfah-
sucht; da doch bey jedem eigentlichen Verfahren, besonders
dem so genannten Hauptverfahren eine Replik vorkömmt,
also nicht allemal der Kläger einreicht; und aus eben dem
unde geht die Replik nicht allemal auf Entkräftung der
hutzrede des Beklagten; warum aber diese Entkräftung
ch neue Gründe geschehen müsse, ist nicht abzusehen, da öf-
in der Klage, ohne daß die Replik etwa schon hinein ver-
t worden, der Grund zur Entkräftung der Schutzrede liegt.
nigstens ist dieser Umstand gewiß nicht ein wesentliches
ück der Replik. Der V., welches Hr. Elsäßer ist, zieht
seiner Definition eine Menge Sätze, deren Wahrheit man
t aus der Beschaffenheit des Begriffs schließen wird. Man-
folgen zieht er nun aus dem Begriffe. So setzen wir z. V.

nicht ein, warum es eben nothwendig sey, daß die Schutz
welche man durch die Replik entkräftet, **entweder dem str**
gen Rechte nach, oder in Rücksicht auf das Factu
wahr und gegründet seyn; oder warum sie die In
tion des Klägers entweder entkräften, oder doch
Einlassung verögern müsse? Wenn auch eine Schutz
alle diese Eigenschaften nicht hätte: so bleibt sie eine Sc
rede, und die Antwort darauf, wenn sie auch darinnen bei
daß der Kläger sagt: diese Schutzrede findet hier keine An
dung, bleibt eine Replik. Doch wir wollen nicht weiter
fahren, die einzelne Sätze zu beleuchten: nur so viel noch
zufügen, daß der V., gleichfalls wider den Sprachgebra
die Kriegsbefestigung, wo der Beklagte das Factum des
gers (soll wohl heißen: der Klage) einräumt, ohne eine
förliche Schutzrede anzuhängen, für keine Kriegsbefesti
gelten lassen will. Davon wünschten wir einen Beweis z
ren. Wir lassen es bey diesem Beyspiele bewenden, un
zeigen, daß die V. nicht immer mit der gehörigen Sorgfal
Werke gehen; ob wir gleich dadurch nicht sagen wollen,
dieses von allen Abhandlungen gelte; vielmehr haben uns
dere mehr Genüge geleistet. Der Vorwurf aber, daß un
V. viel Unerhebliches liefern, ist noch allgemeiner. S
alsdenn, wenn sie bloß die Absicht hätten, für Anfänge
schreiben, sollten sie eine strengere Auswahl der Sachen tr

Caroli Ferdinandi Hommelii Epitome sacri I
Lipsiae, sumtibus Swickerti, 1777. 402 p
in 8.

Der V. gab im J. 1768. ein kurzes Lehrbuch über das
chenrecht unter dem Titel: Curtii Antonii Epitom
ris Canonici heraus, wo er aber weder sich, noch den Or
Herausgabe nannte. Auch ist dieses Lehrbuch, da es auf
Kosten gedruckt worden, und nicht in die Hände der Buchh
ler gekommen ist, sehr wenig bekannt worden. Ob er
gleich im gegenwärtigem Lehrbuche von jenem ersten nicht
wähnt: so sieht man doch bey Gegeneinanderhaltung be
daß dieses nur eine neue Auflage von jenem sey, die ab
vielen Stücken verändert, vermehrt und verbessert ist. Als
neue Auflage kann es zwar nur kurz angezeigt werden: a
weil die erste pseudonymische ziemlich unbekannt geblieben,
so viel wir wissen, nirgends angezeigt worden ist; so ko

e jetzige als eine ganz neue Schrift betrachten. Von den
erungen gegen die vorige Ausgabe erinnern wir nur, daß
manche Titel in eine andere Ordnung gebracht; theils
, was sonst in den §§ selbst stund, in den Anmerkungen
tragen wird; theils diese letztern in größerer Anzahl mit vie-
schichtorischen und andern Bemerkungen bereichert vorkommen.
V. Absicht bey diesem Buche ist, wie er auch selbst zu verste-
iebt, die, daß sowohl Nichtsgelehrte als Rechtsgelehrte, das
higste und Brauchbarste des Kirchenrechts dadurch ler-
llen. Er hat, wie er selbst in der Vorrede sagt, des En-
Kirchenrechte zum Grunde gelegt, und manche §§ wört-
raus genommen; allein dem ungeachtet hat er viel Eigen-
liches; daher denn auch dieses Lehrbuch von allen andern
len Stücken abgeht. So wie es in manchen Materien
t ist, oder nur auf der Oberfläche hin dieselben abhandelt:
d dagegen auf der andern Seite Dinge eingemischt, die
nicht in einem Lehrbuche suchen würde, die aber doch oft
Leser willkommen und interessant sind; oder ihn doch we-
ens, wegen der dem V. eigenen Laune, amüsiren, wie
es bey des V. Schriften ohnedem gewohnt ist. Angenehm
en gewiß den meisten Lesern die Anmerkungen seyn, wo
s aus den besten und neuesten historischen, philosophischen
zum Theil poetischen Schriften Dinge angeführt sind, wel
mit des V. eigenen Bemerkungen vermischt, die vorgetra-
Sache erläutern, oder sie von einer andern, als der ge-
lichen Seite betrachten lassen. Man weiß es ohnedem
dem V. schon, daß er sich über die gewöhnlichen Vorur-
e und gemeinen Meinungen wegsetzet, und mit aller Freyn
igkeit seine eigene Meinungen vorträgt. Diese mögen
allemal richtig seyn oder nicht; so geben sie doch zum wei-
Nachdenken Anlaß. Wodurch sich dieses Compendium
vor andern auszeichnet, besteht auch darinnen, daß es
orsächlich für die Churſachsen geschrieben ist. Daher findet
überall die Churſachsischen Gesetze und Gebräuche ange-
t. Und von dieser Seite betrachtet ist dieses Lehrbuch brauch-
r, als wenn man es von der Seite eines ganz vollständi-
Kirchenrechts beurtheilt, in welcher Hinsicht es in vielen
terien unvollständig ist, indem manche Dinge gar nicht,
andere nur im Vorbeygehen berührt werden; wie denn
Unvollständigkeit besonders in Absicht des Kirchenstaats
s angetroffen wird. Daß übrigens öfters die Bestimmt
der Begriffe und der Sätze, und überhaupt die compen-

diatischer Allgemeinheit und Richtigkeit die Grundsätze vermangele, wird der, welcher mit den Verf. Schriften bekannt ist, leicht vermuthen. Indessen wird es keinen Liebhaber des Kirchenrechts gereuen, diese Schrift durchzulesen, weil er gewiß Dinge darinnen finden wird, wodurch er seine Kenntniß bereichern kann, wenn er sie gleich nicht in einem Lehrbuche über das Kirchenrecht gesucht haben sollte.

Einleitung zum Bergwerksrecht, zum Behuf akademischer Vorlesungen, entworfen von F. C. A. Lobethan. Halle im Waisenhaus. 1777. 96 S. 8.

Seither war Bauers Lehrbuch über das Bergwerksrecht das einzige brauchbare; ob es gleich viele Fehler hat, besonders wenn man es von der Seite eines Lehrbuchs betrachtet. Unser V. hat dasselbe bey dem seinigen zum Grunde gelegt; oder doch wenigstens das Brauchbare daraus genützt: aber theils vieles hinzugethan, abgenommen, verbessert; theils das Ganze in eine andere Form gebracht. Bey dem Mangel eines bessern Lehrbuchs verdient er daher Dank, daß er sich dieser Arbeit unterzogen hat. Allein zu bedauern ist es, daß er nicht mehr Fleiß darauf verwendet hat. Ueberhaupt scheint ihm nur daran gelegen zu seyn, recht viel zu schreiben. Wenn man bedenkt, was er, als ein angehender Schriftsteller, seit 2 Jahren geliefert hat; so erstaunt man über die Fruchtbarkeit seiner Feder. Das Erstaunen hört aber auf, wenn man bey Lesung seiner Schriften sieht, wie eilfertig er zu Werke geht, und wie er ohne alle Prüfung, seine und anderer Gedanken, zusammen hinwirft, und sie ziemlich unverdaut dem Publikum vorlegt. Möchte doch der V. seine Handschrift erst eine Zeitlang hinlegen, oder sie öfter einer Durchsicht würdigen: so würde er gewiß in der Folge ein guter Schriftsteller werden. Fährt er aber fort, mit Herausgabe seiner Schriften so sehr zu eilen: so können wir ihm sicher vorhersagen, daß das Publikum seine Schriften bald ungelesen lassen wird. Gegenwärtige Schrift giebt von unserm Urtheile beynahe auf jeder Seite Beweise. Der V. welcher doch so gerne ein philosophisch- und systematisch denkender Jurist seyn möchte, begeht alle Augenblicke Fehler, die man kaum einem ins Wilde schreibenden Schriftsteller vergeben würde. Unrichtigkeit und Unbestimmtheit der Begriffe, Irrige, oder doch nur halb wahre daraus gezogene

Sätze, Mangel an Genauigkeit, und dergleichen Feh-
ommen häufig vor: und dann das eigentliche Compendia-
, die Kürze, Bestimmtheit und Fruchtbarkeit der Sätze,
mmenpassung der einzelnen Theile unter sich und zu einem
en, fehlt beynahe gänzlich. Meistens wird über eine
rie Etwas so nach der Reihe her erzählt, daß man am
höchstens nur eine unvollständige historische Kenntniß der
tswahrheiten bekommt, so wie man sie etwan von einem
nen Bergmeister erhalten könnte. Zum Beweise unsers
eils können wir uns kühnlich auf das Buch selbst berufen;
n aber doch nur einiges Beyspielsweise anführen. Der
bau soll in Deutschland durch das bekannte Gesetz II. F.
zu einem Regal geworden seyn. (§. 8.) Jetzt werde der
bau vermöge der Landeshoheit getrieben; wenigstens stehe
Landesherrn das Recht der Concession, obersten Aufsicht
Gesetzgebung zu. — Weiß denn der V. nicht, daß um die
n letztern Rechte bey einer Sache zu haben, die Sache
nicht zu den Regalien gehören müsse? Das Recht, den
ten zu fordern, (§. 10.) soll sich auf Wenceslai II.
recht gründen. — Unter die Mineralien, welche zu
Landesherrlichen Regalien gerechnet werden, sollen auch
2.) fließende Wasser seyn, wenigstens in so ferne sie zu
Bergwerks Nothdurft gebraucht werden. — Die Berg-
sachen, soweit sie Justizsachen sind, sollen (§. 19.) allein
die Oberstrichterliche Gewalt gehören. — Entweder
V. weiß es nicht, was das heiße; eine Sache gehört allein
die Oberstrichterliche Gewalt; oder er hat oben nicht dar-
edacht, wie die Bergwerksjustizsachen verabhandelt wer-
Wer aus den 17ten und 18ten §§. wo die beym Berg-
und Hüttenwesen vorkommenden Personen beschrieben
en, lernt, wie einer von dem andern unterschieden sey,
worinnen ihr Amt bestehe; is erit mihi magnus Apollo.
drein wird bey diesen Beschreibungen von Dingen geredet,
in der Sache nicht schon Kundiger gar nicht versteht. Wir
en z. B. nur die Beschreibungen der bekanntesten Berg-
spersonen anführen: „Der Bergmeister, der Namens
Landesherrn und der Gewerken, alle in seinem Revier zu
gende Sachen besorgt: — der Geschworne, der dem
gmeister zugeordnet ist: — der Gegenschreiber, der be-
ißt, das Gegenbuch richtig zu halten, und bey demselben
it zugegen zu seyn“ — (scheint es doch als leite der V.
Namen von dem zugegen seyn her.) „Der Berg-
schreiber,

schreiber, der den Bergmeister in der Schreiberey zur Hand geht." (Oft ist es schwer sich des Lachens zu enthalten.) Der Schichtmeister, der bey den Kuchen von dem Berganter, oder auch von den Gewerken bestellt wird. —"

Ob wir gleich nur 10. §§. durchgegangen haben; so sind wir doch schon auf so viele Fehler gestoßen, daß wir müde sind, mehr anzuführen. Alles ist freylich nicht so sehr voller Unrichtigkeiten. Indessen trifft man doch bey jedem Schritte auf irgend Etwas, wo man sich über des V. Eilfertigkeit und Nachläßigkeit zu beklagen hat. An die zu einem guten Lehrbuche erforderlichen Vollkommenheiten darf man gar nicht denken. Das Beste des Buchs ist, daß man die wichtigsten beym Bergwerksrechte vorkommende Sachen beysammen antrifft, und oft dabey Provincialgesetze oder Schriftsteller angeführt findet. Es wäre zu wünschen, die Fehler dieses neuen Lehrbuchs veranlaßten einen denkenden compendiarischen Kopf, uns ein wirkliches System der Bergwerksrechtsgelahrheit zu liefern. Von gegenwärtigem zeigen wir nur noch die Ordnung der vorgetragenen Lehren an. Nach einer vorausgeschickten sehr unzulänglichen Vorbereitung, handelt der erste Theil vom Bergwerksrechte, in so ferne es Staatsrecht ist — sehr mager! — ; der 2te vom Bergwerksrecht, in so ferne es Privatrecht ist; der 3te vom Bergwerksrecht, in so ferne es peinliches Recht ist; und der 4te vom Bergwerksrecht, in so ferne es praktisches Recht ist.

Fk.

Johann Jakob Mosers neueste Geschichte der unmittelbaren Reichsritterschaft; unter denen Kayfern Matthia, Ferdinand II. Ferdinand III. Leopold, Joseph I. Carl VI. Carl VII. Franz und Joseph II. mit Betrachtungen darüber. Erster Theil. Frankfurt. 1775. 1 Alph. 17 Bog. Zweyter Theil. 2 Alph. 5 Bog. in 8.

Durch dieses Werk wird die Geschichte der unmittelbaren Reichsritterschaft vollendet. Der V. hatte den Anfang derselben, wie bekannt ist, den vermischten Nachrichten von Reichsritterschaftlichen Nachrichten (Nürnberg 1772.

. 73.) einverleibt. Dieſer Aufſatz enthielt die Geſchichte nmittelbaren Reichsritterſchaft unter K. Maximilian I. Carl V. oder von den Jahren 1493 – 1558. Die erſte ſetzung derſelben erſchien in den Beyträgen von Reichs- rſchaftlichen Sachen, (Ulm 1775.) und lieferte die hichte der freyen Reichsritterſchaft unter den Kayſern Fer- und I. Maximilian II. und Rudolph II. Da ſich nach des V. Aeußerung von der Fortſetzung dieſer Bey- zu den Reichsritterſchaftlichen Sachen nicht viel verſpre- lieſs: ſo entſchloß er ſich, den Reſt dieſer Geſchichte in dem uns liegenden beſondern Werke beſonders herauszugeben. es macht alſo erſt mit den vorhin bemerkten Stücken ein ges aus. Man trifft darin alles bey einander an, was in gedruckten Nachrichten zur Geſchichte der Reichsrit- haft findet. Der V. iſt daher ſelbſt ſo beſcheiden, daſſelbe Beyträge zur Geſchichte der Reichsritterſchaft zu nen- Die eingeſtreueten Betrachtungen über die erzählten ebenheiten ſind ſo lehrreich als ſichs von den großen Ein- en und der Erfahrung des V. erwarten läßt. Der wich- Theil dieſes Werks iſt die Geſchichte der Reichsritterſchaft r K. Ferdinand III. weil in dieſe Epoche die Wek- iſchen Friedenshandlungen fallen, bey welchen in Anſe- der Reichsritterſchaft ſo viel Wichtiges vorgekommen iſt, hes in die Entſcheidung der meiſten und wichtigſten Strei- iten mit der Reichsritterſchaft den ſtärkſten Einfluß hat: r den Käyſern Leopold und Franz macht das mächtige reben der Reichsritterſchaft, ſich emporzuſchwingen, auf inen Seite, und die anhaltenden, auf ihre Demüthigung lenden Bemühungen der Reichsſtände auf der andern, ſonderbares Schauſpiel aus. Keiner von beyden Theilen ſeine hohen Abſichten erreicht; aber die Mittel, welche e Theile, bald heimlich, bald öffentlich zur Erreichung ih- Abſichten gebraucht haben, ſind gewiß unſerer deutſchen hsverfaſſung höchſt nachtheilig geweſen.

ärtheyiſche Unterſuchung, was es mit dem Reli- ionszuſtande, auch mit den Rechten circa Sacra n der, zwiſchen dem Hochfürſtl. Hauſe Baden, nd dem Hochfürſtl. Hauſe Pfalz-Zweybrücken gemeinſchaftlichen hintern Grafſchaft Spanheim, vor

vor eine Beschaffenheit habe. Mit Beylagen von N. I. bis IX. Carlsruhe. 1775. bey Macklot, 1 Alph. 7 Bog. in Fol.

Seithem das Fürstl. Haus Pfalz-Zweybrücken im Jahr 1758. die katholische Religion angenommen hat, und im Jahr 1771. mit seiner Reichsstimme sogar von der Seite der Evangelischen ab, und zu den Katholischen getreten ist, will gedachtes Haus dennoch über die protestantischen Unterthanen in der gemeinschaftlichen hintern Grafschaft Sponheim, eben dieselben iura circa sacra behaupten, welche seine protestantischen Vorfahren ausgeübt haben. Die Unrechtmäßigkeit dieser Ansprüche zu zeigen, ist die Absicht dieser Deduction, die ihrem V. wahre Ehre macht. Sie ist gründlich, ohne allen gelehrten Prunk und Ausschweifungen, und dabey in einem so ruhigen und gelassenen Tone abgefaßt, dergleichen man in Schriften dieser Art selten antrifft, und den nur das Bewußtseyn, daß man eine gute Sache vertheidigt, und um sie gut zu vertheidigen Einsicht genug habe, einflößen kann. Durchgehends herrscht darin das Collegialsystem, und der ganze zweyte Abschnitt enthält eine vollständige Entwickelung desselben, nach den Grundsätzen des Christiani Liberi. Diese Darstellung des Collegialsystems ist hier um so mehr an ihrem rechten Orte angebracht, da eben die von Seiten Baden-Baden in der gedachten Grafschaft Sponheim ehedem erregte Streitigkeiten circa sacra, dem damaligen Pfalz-Zweybrückischen Superintendenten **Lierau** zu der ersten gründlichen Auseinandersetzung dieses Systems die Veranlassung gegeben haben. (Der Name dieses verdienten Mannes wird in dieser Deduction durchgehends **Lierau** geschrieben; ob der Setzer oder Autor daran Schuld ist, wollen wir unentschieden lassen.) Der erste und dritte Abschnitt sind historischen Inhalts. Der V. hat ungedruckte Nachrichten vor sich gehabt und wohl benutzt. Die Geschichte von dem Religionszustande der Grafschaft Sponheim, ist auch für das Staatsrecht überhaupt merkwürdig, weil diese gemeinschaftliche Grafschaft an der bekannten, im J. 1653. geschehenen Reichsexpropositon, wegen Einführung des Simultanei in Gemeinsherrschaften, wichtigen Antheil gehabt hat. Das Hauptargument, das der V. aus dieser historischen Untersuchung für seine Sache zieht, ist dieses: daß Pfalz-Zweybrück sich gegen müsse eben das gelten

lassen,

was seine evangelischen Vorfahren ehedem gegen die
schen Mitbesitzer vom Hause Baden-Baden als recht
tet und durchgesetzt haben; daher denn auch unter an-
Gründen in dem vierten Abschnitte vorzüglich von dem
: quod quisque iuris in alterum statuerit, vt ipse
n vtatur, Gebrauch gemacht wird.

f Reichs-Hofraths Gutachten wegen des Jo-
ter-Ordens, dessen Abschaffung, und die wegen
r ehemals von Ihme besessenen Güter entstande-
n Streitigkeiten betreffend. 1775. 144 S. in 8.

r ältere Hr. von Moser hat sich hinter dem Titel-
blatte als Herausgeber genannt. Sie sind ihm in der
t mitgetheilt, um für das Publikum Gebrauch davon
chen. Während des Drucks lief noch ein dreyzehntes
chofraths-Gutachten ein, welches am Ende auch mit
ängt ist. Da der Inhalt derselben bereits executirt ist:
de eine Anzeige desselben zu spät kommen; sie verdienen
och als merkwürdige Documente für den künftigen Ge-
schreiber hier registrirt zu werden.

ehensfolge der Mantelkinder, sammt Schild und
eim in den sächsischen Landen. 1777. 3½ B. in 8.

e Gründe, aus welchen hier die Lehensfolge der durch
eine nachfolgende Heyrath legitimirten Kinder verthei-
ird, sind bekannt. Aber einige alte, bisher ungedruck-
chtssprüche machen diese kleine Abhandlung zu einem
hen Beytrag des Lehenrechts. Der Verf. fand dieselben
em aus drey Foliobänden bestehenden Werke des *Mode-*
Pistoris, (*Pistoris* ist wohl ein Druckfehler,) welches
itel *Loci Communes* führt, und nach der Alphabetsord-
eingerichtet ist. (Dieses mag vermuthlich ein Collecta-
Buch des berühmten Rechtsgelehrten Modestin Pistor
n seyn.)

potestate ecclesiastica et temporali, sive de-
ratio Cleri Gallicani Anni 1682. sacrae
scriptu-

scripturae, sanctorum patrum, conciliorum romanorum pontificum, etc. testimoniis firmata. — Vindobonae, ex typogr. a Ghelenianо. 1776. 2 Alph. 11 B. in gr. 4.

Im Jahre 1775. hatte der Syndicus der theologischen Facultät zu Paris, die Baccalaureos, welche die so genannte Licentiam haben, ermahnet, daß sie diejenigen Grundsätze, welche in der Erklärung des Gallicanischen Clerus vom Jahre 1682. enthalten wären, in öffentlichen Disputationen vertheidigen möchten. Ein ungenannter Theologe arbeitete über eine Erklärung, welche aus vier Artikeln besteht, zum Unterricht der Herren Baccalaureen gegenwärtigen Commentar aus, und sammelte darinn die Beweise, welche zur Vertheidigung der Freyheit der gallicanischen Kirche, gegen die principia vltramontana dienen. Wir müssen gestehen, daß es eines der gelehrtesten und gründlichsten Werke seiner Art ist; dürfen uns aber, da es kein ursprünglich deutsches Produkt ist, in diese Bibliothek auf seinen Inhalt nicht weiter einlassen. Ob diese die erste Ausgabe ist, oder ob vorhin schon eine in Frankreich besorgt worden, davon findet sich bey der vor uns liegenden keine Nachricht. Der deutsche Herausgeber, welcher sich eben so wenig, als der Verf. genannt hat, meldet nur in der Vorrede, daß er einer gewissen Art Leute, welche alles, was nicht nach der absoluten und unumschränkten Gewalt des Pabstes schmeckt, mit großem Geschrey sogleich für heterodox erklären und deswegen alles Nachforschen in ältern kirchlichen Denkmälern verabscheuen, mit diesem Werke haben den Mund stopfen wollen. Wir wünschen, daß er seinen Zweck erreichen möge, weil die Freyheit der deutschen Kirche von dieser Seite her, in der That auch noch in unsern Zeiten stärkere, ob gleich nicht leicht öffentliche, Anfechtungen auszustehen hat, als die Freyheit der französischen.

D. *Io. Rudolphi Engau* Elementa iuris criminalis Germanico-Carolini, ex genuinis fontibus deducta, variis observationibus et formulis illustrata, atque commoda auditoribus methodo adornata, quibus nouas quasdam observationes addidit D. *Io. Aug. Helfeld.* Editio *septima*

ima. Ienae, sumtibus viduae Croeckeria-ae. 1777.

e wenigen Hellfeldischen Anmerkungen zu diesem Com-pendio, befanden sich bekanntlich schon bey der sechsten abe desselben, und wir finden keine Anzeige, daß sie die-l wären vermehrt worden.
Eben so wenig haben wir an:

Fr. Georg Meistets ausführlichen Abhand-ng des peinlichen Processes in Deutschland. Vier-r Theil. Göttingen, bey Bossiegel. 1777.

der neuern Jahrzahl auf dem Titelblatte, irgend eine derung wahrgenommen.

uch des neuesten Europäischen Völkerrechts in iedens- und Kriegszeiten, vornehmlich aus de-n Staatshandlungen derer Europäischen Mäch-, auch andern Begebenheiten, so sich seit dem ode Kayſers Karls VI. im Jahre 1740. zugetra-i haben. Entworfen von Joh. Jakob Moser. ester Theil. Frankfurt, bey Varrentrapp. 1777. lph. 2 B. in gr. 8.

Verf. fängt hiermit ein neues, sehr nützliches Werk an, das nach seinem Entwurf aus zwey und zwan-zigern bestehen soll. Wir setzen die Ueberschriften der hieher, um dadurch einen Begriff von dem Umfange n zu geben. 1) Von Europa, in so fern es einen ei-Staatskörper ausmacht. 2) Von den souverainen Per-und Familien. 3) Von dem Ceremoniel. 4) Von den tschaften. 5) Von den Landen und Meeren der Souve-6) Von der Souverainen Bedienten und Unterthanen. Religionssachen. 8) Von Staatssachen. 9) Von Ju-n. 10) Von Militärsachen. 11) Von Cameralsachen. on Gnadensachen. 13) Von Handlungssachen. 14) olyceisachen. 15) Von Tractaten und Bündnissen. 16)

Von Ansprüchen, Beschwerden, Streitigkeiten und Vermittelungen. 17) Von der Selbsthülfe, Retorsion, Arresten und Repressalien. 18) Vom Krieg. 19) Von Alliirten und Hülfsvölkern. 20) Von der Neutralität. 21) Von Waffenstillständen. 22) Von Friedensschlüssen. Dieser erste Theil begreift nur die beyden ersten Bücher. Es können also, nach Verhältniß desselben zu der Zahl der Bücher, noch zehen andere folgen. Die Ausführung, so weit dieser erste Theil urtheilen läßt, ist den übrigen Moserischen Werken über das Staatsrecht völlig gleich. Wenig abgezogene und durchdachte Grundsätze, bisweilen eine gute praktische Reflexion; aber dagegen desto mehr Facta, die zur Erläuterung der Sache gebraucht werden können. Oft sind diese Facta in vielen Seitenlangen Stellen enthalten, welche aus Urkunden und politischen Zeitschriften, z. E. aus dem Mercure historique, der Europäischen Staatskanzley, den Frankfurther Meßrelationen u. s. w., wörtlich abgeschrieben sind. Dieses macht vornehmlich das Werk weitläuftig. Kurze kernhafte Auszüge mit Verweisung auf die Quelle, würden in aller Absicht nützlicher und angenehmer zu lesen seyn. Man ist in Geschäfften selbst dennoch oft auf die Quelle zurückzugehen genöthiget, weil eine aus dem Zusammenhange herausgerissene Stelle nur selten völlig befriedigt.

Dieter. Herm. Kemmerichii — Synopsis iuris criminalis per succinctas positiones delineati, in vsum praelectionum academicarum. *Editio aucta.* Francof. ex officin. Keslerіana. 1777. 11½ B. 8.

Allem Anschein nach ist hier nur ein neuer Titel zu einem alten Buche gedruckt, nach welchem keine Nachfrage mehr war, und das auch durch bessere Werke seiner Art längst entbehrlich gemacht ist,

H. W. v. Günderode Abhandlung von der Staatsverfassung des deutschen Reichs unter der Königl. und Kayserl. Regierung Ottos des ersten. Frankfurt, bey Krieger. 1775. 179 S. in 8.

An

einem guten Werke über das Staatsrecht des mittlern
Zeitalters fehlt es noch sehr. Der sicherste Weg, dasselbe
der Zeit zu erhalten, ist die besondere Untersuchung der
en Staatsverfassung unter der Regierung einzelner Kay-
Aus solchen Bruchstücken wird dereinst ein brauchbares
zusammengesetzt werden können. Die Arbeit des Hrn.
ünderode wird immer ein nützlicher Beytrag dazu seyn.
nthält keine eigenen, neuen und aus den Quellen selbst
gesuchte Entdeckungen; sondern eine Compilation dessen,
on seinem Gegenstande in vielen zum Theil grossen Wer-
erstreuet angetroffen wurde. Auch dieses ist verdienstlich,
ls das erste Probestück eines jungen Gelehrten sehr lo-
ürdig. Was uns daran nicht gefällt, ist erstlich der
ne und einer Arbeit dieser Art gar nicht angemessene Con-
nton, darinn die Abhandlung geschrieben ist; und zweys
, daß der Verf. sich nicht genug an die Quellen hält, und
von der Staatsverfassung unter Otto dem Großen sagt,
wirklich mit Zeugnissen, die die Probe halten, beweisen

Der Schluß: So stands um diese Sache überhaupt
ittlern Zeitalter; folglich wars auch unter Otto dem Gros-
so, nutzt überall nichts, oder er wird uns wenigstens nicht
r bringen, als wir schon sind. Der Schluß muß gerade
kehrt werden, wenn er sicher seyn soll: Erst alsdann,
man die Verfassung unter einzelnen Kayfern wird gehö-
ntersucht haben, wird man für das medium aevum ei-
sichern Schluß machen können. Man lege daher auch
hnlichen Untersuchungen lieber alles bey Seite, was neue
eschichtschreiber und Staatsrechtslehrer gesagt haben, und
lediglich den Schlüssen, die sich mit Sicherheit aus den
nissen gleichzeitiger Geschichtschreiber, und anderer histo-
r Beweisthümer, mit Sicherheit machen lassen.

s ist Rechtens, wenn nicht alle zur Visitation
es Cammergerichts deputirte Stände erscheinen?
Kann ein Subdelegirter zur Cammergerichtsvisita-
lon mehr als ein Votum führen? beantwortet
nd erläutert aus Reichsgesetzen und Staatshand-
ungen, Eberhardt Friedrich Freyherr von
nd zu Mannßbach. 1776. 3½ Bogen in 8.

Gesetze und Herkommen verordneten bis aufs Jahr 1559. so viel die erste Frage betrifft; daß wenn einige deputirte Stände entweder gar nicht, oder doch nicht durch zulässige Subdelegirte erschienen, die übrigen dennoch die Visitationsgeschäfte vornehmen könnten. Im Jahr 1559. aber ereignete sich der Fall, daß der gröste Theil der deputirten Stände ausblieb. Die geringere Anzahl der Erschienenen trug daher Bedenken, sich dem Visitationswerke zu unterziehen. Auf ihren Bericht, wurde vielmehr im Augspurgischen Reichs-Abschiede vom Jahr 1559. §. 56. festgesetzt: daß, wenn künftig nicht alle deputirte Stände erschienen, die Visitation auf ein Jahr prorogirt, und die aufgewandten Kosten von den Ausgebliebenen ersetzt werden sollten. Einige Vorfälle gaben aber Anlaß, daß diese Verordnung im R. A. von 1566. §. 80. wieder aufgehoben, und dagegen das alte Herkommen, nach welchem die erschienenen Visitatoren die Visitation dennoch vornehmen durften, wieder eingeführt wurde. Jedoch wurde dabey die Einschränkung gemächt, daß in diesem Falle **erstlich** die Zahl der Ausgebliebenen nicht mehr als **drey**, folglich der geringere Theil der Visitatoren seyn dürfe; und **zweytens**, daß der Ausbleibende 1000 Goldgulden, und wann ein Fürst in Person hätte erscheinen sollen, 3000 Goldgulden Strafe zum Cammergerichts Unterhalte bezahlen sollte. Die letzte Summe wurde 1570. bis auf 5000 Fl. erhöhet. Zu gleicher Zeit wurde aber doch in Ansehung **der Revisionen** die vorige Verordnung beybehalten, daß, wenn auch nur **ein** deputirter Stand fehlen würde, die Revision keinen Fortgang haben solle. Diese Anordnung ist auch dem C. der C. G. O. Th. 1. Tit. 64. §. 5. eingeschaltet. Allein im R. A. von 1594., worin jene Verordnung, wegen der **ordentlichen** Visitationen auch auf die **Ausserordentlichen** ausgedehnet worden, ist dieselbe auch auf die **Revisionen** angewendet. In neueren Zeiten ist oft von einer Erhöhung dieser Geldstrafe die Rede gewesen; sie kam aber nie zum Stande. Ueberdies alles aber ist auch jene Strafe, so viel das Geld betrifft, noch nie zur Execution gekommen.

Wegen der **zweyten** Frage enthält der R. A. §. 69. die Entscheidung, daß kein Visitator mehr als eine Stimme führen soll, daher auch die Observanz ist, daß, wenn ein Stand mehr als **eine** Stimme bey der Visitation zu führen hat, dazu auch mehrere Subdelegirte pflegen abgeordnet zu werden. Von jener Verordnung zeigt der V. die Veranlassung.

Erläu-

terung der Frage: Ob die Kammer-Gerichts-
isitations-Abschiede den Kaiserlichen Reichs-Hof-
h, wie das Kammer-Gericht verbinden? von
Friderich Wendelin Lang, Frankfurt 1775.
Bogen in 4.

ser hat in dem Theil seines neuen Staatsrechts, wel-
ches von der deutschen Justitzverfassung handelt, diese
mit Ja beantwortet, und sich zum Grunde seiner Mey-
auf den Westphäl. Frieden bezogen, welches den Reichs-
zur Beobachtung der Kammergerichtsordnung verpflich-
weit es die verschiedene Verfassung beyder Reichsgerich-
ßt. Der V. dieser Abhandlung nimmt davon Gelegen-
lle Gründe, die sich für die eine oder andere Meynung
ngen lassen konnten, zu sammeln und zu prüfen, ohne
eine ausdrückliche Entscheidung zu wagen. Jeder auf-
me Leser sieht indessen doch leicht, daß der V. der ver-
den Meynung zugethan ist; und in der That sind die
selbe angeführten Gründe so stark, daß so wenig der
ische analogische Grund, als andere dagegen etwas ver-
. Vorzüglich kommt dabey in Betrachtung, die verschie-
nnerliche Verfassung der beiden Reichsgerichte; daß die
ionen wegen der besonderen Gebrechen des Kammerge-
veranlaßt, und durch dieselbe ihnen abgeholfen werden
aß die Reichsinstruktion für die Visitatoren, so wie die
ionsverordnungen selbst, allein vom Cammergericht reden;
Westphälische Frieden zu Abstellung der Mängel am
hofrath besondere Visitationen anordnet; vorzüglich aber,
n Visitationsabschied oder Decret dem Reichshofrath
t wird. Da aber notorisch ist, daß kein Reichsgericht
ach den allgemeinsten Reichsgesetzen eher spricht, als
. dasselbe insinuirt ist: so ignorirt aus dieser Ursache
Reichshofrath alle Anordnungen der Reichs-Cammer-
-Visitation. Die ganze Abhandlung ist mit so gründ-
insicht und vorsichtiger Bescheidenheit abgefaßt, als ein
klicher Gegenstand erfoderte.

o funebris quam ad solemnes exequias
li *Iosephi a Riegger* in palatio academico
dixit

dixit d. 3. Iun. 1776. *Ioseph. Valent. Eg*
Viennae typis a Ghelenianis. 3 B. in 8.

In dieser Gedächtnißrede kommen folgende Umstände
dem Leben des verstorbenen Canonisten v. Riegger vor,
zur Bereicherung der juristischen Litterärhistorie ausgezeic
zu werden verdienen.

Er war den 29sten Jun. 1705. zu Freyburg in Brei
geboren. Er hat zwar den Adel zuerst auf seine Familie gebra
indessen stammte er doch aus einer alten angesehenen Fam
ab. In seinem Studiren that er so schnelle Schritte, da
schon 1722. die Magisterwürde annehmen konnte. Den
dum Doctoris iuris erhielt er erst 1733.; weil die Juris
Facultät zu Freyburg denselben damals noch langsam, und
Verfliessung mehrerer Probejahre, zu ertheilen pflegte.
eben diesem Jahre wurde ihm die Professur des Naturre
wie auch des Staatsrechts und der Geschichte des deutsc
Reichs, bey der Universität zu Inspruck ertheilt. D
Unterricht war damals eine Neuerung bey dieser Acade
die keinen sonderlichen Beyfall fand. Indessen stand er den
in großem Ansehen daselbst. Er hat dreimal das Recto
und achtmal das juristische Decanat dieser Universität ver
tet, und wurde verschiedentlich zu Besorgung ihrer öffentli
Angelegenheiten verschickt. Im Jahr 1749. wurde ihm
diese Lehrstelle, bey dem Theresiano und der Savoyschen
demie zu Wien anvertrauet. Von der letztern war er her
Vorsteher oder Aufseher. 1753. war er mit unter der An
berühmter Männer, deren man sich bedienen wollte, um
Wiener Universität wieder in Aufnahme zu bringen. E
hielt nächst dem Charakter eines kaiserlichen Hofraths die
fessur des Kirchenrechts, dessen Cultur hierauf sein Haupt
wurde. Schon 1751. war er mit zur Büchercensur ge
worden. 1764. bekam er Sitz und Stimme in der Böh
schen und Oesterreichischen Hofkanzley. Er hat zween S
hinterlassen, davon der älteste zu Freyburg Prof. des Kir
rechts und Regierungsrath, der zweyte aber Reichshofra
Agent ist. Von seinen Schriften sind zu Inspruck verfer
Systema iurispr. naturalis tam publ. quam priuat.; Syst
historiae rom. germ. in tabulas contractum; diss. de or
hospitalium domus Teutonicae in Ierusalem; de quaesti
an legati ordinarii suae religionis exercitium iure gen
praerendere possint in loco, in quo legationem obe

imperator in causis ecclesiasticis acatholicorum iudex
e possit? Seine zu Wien herausgegebenen kleinen Schrif-
, sind unter dem Titel: Opuscula iuris eccles. varii arg.
mmen gedruckt. Unter den gröſſeren haben ihm seine In-
utiones iuris eccles den meisten Ruhm erworben. Die
menta iuris eccles. sind ein Auszug daraus. Der dritte
eil derselben ist noch zurück. Nächst diesen sind noch zu
cken: Corpus iur. eccles. academicum tripartitum; Corp.
. publ. et eccles. Germ. academ.; Specimen Corporis
ispr. eccles regni Hungariae; Corp. iuris eccles. Au-
aci et Bohem. Principia iuris eccles. Er hat um viele
dere Werke sich als Herausgeber verdient gemacht; vorzüg-
verdient darunter seine Ausgabe von Innocentii Cironii
atitlis, und der Bücher de disciplina Ecclesiastica des Regi-
nis Abbatis Pramiens. angemerkt zu werden. Das Bild
eggers in schwarzer Kunst steht vor dieser Rede.

hesaurus iuris ecclesiastici potissimum germanici, siue Dissertationes selectae in ius ecclesiasticum, quas iuxta seriem institutionum eiusdem iuris a se editarum in ordinem digessit, illustrauit animaduersionibus nouis, adauxit lucubrationibus propriis *Antonius Schmidt — Tomus VI.* ad Partem secundam institutionum suarum. Sumptibus Tobiae Goebhardi, Bambergae. 1777. 4 Alph. 8½ Bog. in 4.

Dieser Theil enthält ein und zwanzig Dissertationen. Unsere Anzeige schränkt sich aus guten Gründen abermals das Merkwürdige in den Zusätzen des Sammlers ein.

I. *Fr. Georg. Ditterich* de Successione primogeniti rici in feuda maiora imperii romano germanici. Argent. 71. In den Zusätzen des Herausgebers ist noch dasjenige, s Pütter und Moser in dieser Materie neuerlich geleistet en, angemerkt, und gegeneinander gehalten. Dem Hrn. Moser wird bey dieser Gelegenheit S. 63. ignorantia ncipiorum Catholicorum vorgeworfen, welches er, nach rer Einsicht, in der Sache, wovon die Rede ist, nicht dient hatte. Hr. v. Moser hatte der Behauptung, daß Pabst zum Nachtheil eines protestantischen Agnaten, ei-

nen katholischen Priester, in Absicht seines geistlichen Standes dispensiren könne, die Verordnung des tridentinischen Concilii entgegengesetzt: *Si quis dixerit, eum, qui Sacerdos semel fuit, Laicum rursus fieri posse, anathema sit.* Herr S. giebt selbst zu: „Pontificem in dogmate semel rite ab ecclesia definito neque dispensare, neque mutare aliquid posse;“ sucht aber dagegen jener Verordnung eine so gezwungene Erklärung zu geben, daß sie die Streitfrage gar nicht treffen soll. Denn er sagt: „*tanquam dogma* ibidem decidit, sacerdotem semel consecratum characterem ordinis indelebilem ipsi impressum nunquam amplius amittere posse, atque ita etiam potestatem consecrandi nunquam deperdi, aut adimi; *hoc* quoque *sensu* Laicum effici non posse; *quod contra Protestantes, tum saltem* ex principiis Lutheri quemlibet Christianum aeque sacerdotem statuentes, potestatem Ordinis et Characterem ab eo imprimendum reiicientes, *ita determinatum fuit.* — *Id quaeri hic unice potest, an Pontifex* in lege illa coelibatus ordinibus annexi ex Ecclesiae solum instituto, non ex iure diuino, dispensare nequeat; imo vero an non *permittere queat, vt consecratus etiam sacerdos non solum matrimonium ineat, sed et in ratione viuendi conuersandique exteriore non possit se pro laico gerere, statu ecclesiastico* HOC SENSV *deposito*, atque hac ratione ius dispensandi a Tridentino Pontifici prohibitum non fuit, nec textu illo prohibetur.“ Gewiß, man muß schon gewohnt seyn, bey solchen Auslegungen und gewaltthätigen, Verdrehungen, seine Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen, wenn einen dergleichen befriedigen kann; und Hr. S. hatte dabey eben nicht Ursach zu deklamiren: „Haec Moseri assertio nouo denuo exemplo est, quam saepe scriptores Protestantes magni etiam nominis hallucinentur, dum de vero sensu systematis et principiorum Catholicorum sermo est, quippe qui suorum tantum libros, in quibus infiniti sunt hac in re errores, Catholicis neglectis, inspiciunt.“ Man braucht übrigens in dieser Sache weder auf die Auslegung katholischer noch protestantischer Canonisten allein zu bauen; Thatsachen selbst sprechen dafür, daß die Verordnung des Tridentinischen Concilii in der katholischen Kirche nicht anders verstanden werde, als sie Herr von Moser verstanden hat. Denn eben darum, weil die einmal geschehene Priesterweihe nicht zuläßt, daß der Consecrirte wieder ein Laie werde,

hüten

ſich die Prinzen aus katholiſchen Häuſern gewöhnlich
wenn ſie in den geiſtlichen Stand treten, vor der Prie-
he, um auf allen Fall den Rückweg offen zu behalten;
enn am päbſtlichen Hofe wegen Ablegung des geiſtlichen
es Diſpenſation geſucht wird, ſo iſt unter den Entſchei-
nünden allemal der Hauptpunkt, **ob der Bittende die heiligen Ordines habe, oder nicht.** Als z.
Jahr 1587. der Kardinal von Medicis die Regierung
oßherzogthum Florenz antrat, und Diſpenſation zu Ab-
der Kardinalswürde und Verheyrathung ſuchte, ſo hieß
er päbſtlichen Sentenz ausdrücklich: **Weil gedachter nand von Medices keine *Ordines ſacros* habe,** ihm wegen ſeiner angeführten Motiven die begehrte
niß ertheilt ſeyn. (Khevenhüller Annal. Ferd. T. II.
.) Man könnte leicht mehr Exempel dieſer Art zuſam-
chen, wenn hier der Ort dazu wäre.

I. *Ipſius editoris* diſſ. de eo quod iuſtum eſt circa
entia religionem concernentia. Heidelb. 1774. Auch
ydes proteſtantiſcher Geiſtlichen auf die Symboliſchen
r, ſamt der darüber entſtandenen Streitigkeit, wird S.
wähnt. **Das ſind die unausbleiblichen Folgen,** r V., **von der Verwerfung eines oberſten Rich-
in Glaubensſachen.** Die Architecti Bibliothecae
anicae Berolinenſes bekommen hierbey auch ihr Theil,
enn es auf dieſe, wie auch auf **Semler, Teller** und
dow loßgeht, dann iſt Hr. **Schmidt** mit dem Hrn. v.
er ſehr einig.

III. *Lud. Phil. Behlen* de cauſis ſeculariſationum ille-
is et legitimis. Mog. 1746.

IV. *Franc. Ant. Dürr* de annis gratiae canonicorum
iarum Cathedralium et Collegiatarum in Germania.
1770.

V. *Id.* de annis Carentiae canon. eccleſiarum cathedr.
olleg. in Germania. Mog. 1772. Eine in den Zuſätzen
ührte Stelle aus dem Chronico Limburgenſi (beym
heim prodrom. hiſt. Treu. p. 1068.) erläutert die ver-
enen Arten der **Wartejahre** und ihren Urſprung kurz
ut.

VI. *Georg. Chriſtoph. Neller* de varietate reſidentia-
Canonicalium. Treu. 1759.

VII. *Id.* de ſtatu reſignationum ad ſanctum apud
n. Treu. 1765.

VIII. *Fr. Ant. Dürr* de manufidelibus, in ſpecie eccleſiaſticorum tum principum tum priuatorum in Germania. Mog. 1762.

IX. *G. C. Neller* de epiſcoporum teſtamentifactione actiua eorumque teſtamentis ſancte ordinandis. Treu. 1761.

X. *Id.* de Clericorum ſaecularium teſtamentifactione actiua. Treu. 1761.

XI. *Id.* de teſtamento Clerici Treuirenſis. Treu. 1761.

XII. *Id.* de genuina idea et ſignis Parochialitatis primitiuae, eiusque principio incorporatione, ex chartis Treuirenſibus confecta. Treu. 1752.

XIII. *Id.* de iuribus parochi primitiui, ex iure communi et ſtatutario Treuirenſi confecta. Treu. 1752.

XIV. *Io. Georg. Schloer* de eccleſiarum parochialium ſecularitate, earumque vnione ſubiectiua monaſteriis facta. Mog 1753.

XV. *Franc. Xau. Zech* de ſponſalibus academicorum abſque parentum conſenſu contractis, cum adpendice de in integrum reſtitutione contra ſponſalia. Ingolſt. 1757.

XVI. *Io. Mich. Dahm* de matrimonio aequali aut inaequali perſonarum illuſtrium in Germania, vulgo, von Stands- und Mißheyrathen. Mog. 1751.

XVII. *Franc. Ant. Dürr* de domino territoriali proteſtantico ſuis ſubditis catholicis in impedimentis matrimonium iure eccleſiaſtico dirimentibus nulliter diſpenſante. Mog. 1769. Dieſe Diſſertation iſt eigentlich gegen Hrn. Eiſenhardts Rechtshändel T. I. n. 19. gerichtet.

XVIII. *Id.* de poteſtate patria circa religionem liberorum Mog 1755.

XIX. *Georg. Chriſtoph. Neller* ad Lib. II. Decretal. Tit. IX. de Feriis. Pars prima. Treu. 1755.

XX. Eiuſdem arg. Pars ſecunda. Treu. 1755.

XXI. *Io. G. Bocris* de poteſtate ſtatuum imperii indicendi ferias ſubditis ſuis diuerſae religionis. Bamberg. 1743.

Pauli Ioſephi a Riegger — Elementa iuris eccleſiaſtici. P. II. de perſonis et congregationibus nec non officiis ac beneficiis eccleſiaſticis. Viennae, Literis a Ghelenianis. 1775. 13 Bogen in 8.

Wir

Wir haben keine Ursach, unser Urtheil von dem ersten Theile dieses Auszuges (s. A. d. B. 31 B. 1 St. S. 65.) bey diesem zweyten Theile abzuändern.

Pauli Josephi a Riegger — Corpus iuris ecclesiastici nouissimi. Editio altera auctior et correctior. Viennae Litt. a Ghelen. 1775. 1 Alph. 13 B. in 8.

Dieses Werk enthält die Verordnungen der Tridentinischen Kirchenversammlung, samt der Confirmation derselben, wie auch fünf und zwanzig größesten Theils neuere päbstliche Bullen, deren Inhalt für das Kirchenrecht wichtig ist. Die Quelle, woraus letztere genommen sind, ist das Bullarium magnum, welches allenthalben angemerkt ist. Gute Register machen dieses Buch brauchbar. Wir haben die erste Ausgabe desselben nicht zur Hand, um eine Vergleichung anstellen zu können; können daher auch nicht sagen, worin die auf dem Titel angezeigte Vermehrungen und Verbesserungen bestehen.

Curlands Grundverfassung gereiniget von den vorgefaßten Meynungen und Vorurtheilen, auf welchen des geheimen Tribunalraths von Ziegenhorn Curländisches Staatsrecht ruhet, durch D. E. von Heyking. 1774. 174 S. in 8.

Die Rechte des Curländischen Adels gegen einige zu weitgetriebene Herzogliche Anmaßungen in dem Ziegenhornischen Staatsrecht zu vertheidigen, ist die Absicht dieser Schrift. Herr von Ziegenhorn hat sich dagegen schon in den Zusätzen zu seinem Staatsrecht vertheidigt. Auf diese ist wieder geantwortet in:

Dietrich Ernst von Heyking Beantwortung und Widerlegung der in diesem Jahre herausgekommenen Zusätze zum Staatsrecht des geheimen Tribunalraths von Ziegenhorn. Frankf. 1776. 7½ B. in 8.

Der

Der V. mischt viel Personalitäten in diesen Streit. Wenn es an dem ist, was in der Vorrede der ersten Abhandlung gesagt wird, daß der Curländische Adel Jemanden, oder auch mehreren Personen eine ausführliche Widerlegung des Ziegenhornischen Staatsrechts auftragen werde: so ist zu wünschen, daß die Wahl auf einen Schriftsteller falle, der, außer der Kenntniß der Curländischen Landesverfassung, auch die Gabe eines ordentlichen und lichtvollen Vortrags, wie auch einer reinen Schreibart besitze, woran es dem Verfasser dieser beyden Abhandlungen sehr fehlt.

Ma.

I. L. E. Püttmanni, Anteceſſoris Lipſienſis, Aduerſariorum Iuris vniuerſi Liber ſecundus. Accedit Eiusdem Diſſertatio Iuris Criminalis de receptatoribus. Lipſiae, apud Cruſium. 1778. 287 S. 8.

Von der erstern Sammlung der rechtlichen Abhandlungen des Hrn. D. P. haben wir in unserer Bibl. B. XXXII. S. 411. ff. Nachricht gegeben; jetzt wollen wir auch den Inhalt der vor uns liegenden zweyten kurz anzeigen.

Caput I. De friguſculo. Das Wort friguſculum, ein Fröstchen, eine Erkaltung der Liebe, ist aus der L. 32. §. 12. D. de Donat. int. vir. et vx. genommen, wo zwar die florentinische Handschrift fribuſculum, d. i. friuſculum, hat, und andere Ausgaben friuiſculum und friuiculum; (welches letzte, auch in der Gebauerischen Ausgabe nicht angemerkt, wir wenigstens in der Ausgabe des Baudoza fanden, und das vermuthlich also die lectio vulgata ist,) der Verf. aber liest mit Haloandern und vielen neuern Auslegern friguſculum. Und da werden denn eine Menge Stellen angeführt, als aus dem Terenz:

Verbum herclę verum hoc eſt: Sine Cerere et Libero friget Venus.

auch Matth. XXIV, 12. um die Lesart zu bestärken. Und wir halten doch immer mit Baudoza friuuſculum für das Wahre, und erklären es durch leue iurgium coniugum, weil beym Iſidor Lib. IX. Orig. Cap. vlt. friuolum, wo-

von

friusculum das verkleinernde Wort ist, in eben der Bedeutung vorkommt, und vom friguseulo gewiß nicht gut gesagt wird; quieuit. Und so sagt eben das, was hier Ulpian, Papinian in der L. 31. D. de Iur. dot. Quodsi non dotium, sed iurgium fuit, dos eiusdem matrimonii manebit. Die rechtlichen Folgen dieses frigulculi in Ansehung des Heyrathsguts und der Schenkungen der Eheleute, hat der Verf. auf die heutige Scheidung von Tisch und Bette gewendet.

II. De Poetis priuilegiorum exsortibus, ad L. 3. C. Profess. et Med. Bey aller Freygebigkeit der römischen Gesetzgeber gegen die Gelehrten und den ihnen zugestandenen Freyheiten, sind doch davon die Dichter ausgeschlossen. In der angeführten Gesetze, das vom K. Philipp ist, heißt es: quae nulla immunitatis praerogatiua iuuantur. Die Ausleger haben mehrere Ursachen dieser den Poeten so ungünstigen Verordnung erdacht; aber, nach des Verf. Urtheil, noch nicht die rechte angegeben. Cujazens, Alb. Gentilis, Saint Remonts, und anderer Meynungen werden widerlegt, und endlich auf gut geurtheilt, daß bloß wegen der Menge der Dichter ihnen keine Freyheiten ertheilt worden. Die Zahl der schlechten Versmacher würde sich allzu sehr vermehrt haben, wenn bloß ein schlechtes Gedicht von den bürgerlichen Lasten befreyen, und Privilegien dem Dichter hätte erwerben können. Auf die Professoren der Dichtkunst ist die Verordnung des Kayserl keineswegs zu erstrecken.

III. De actione pignoratitia contra tertium pignoris possessorem debitori haud deneganda. Der Verf. widerlegt zuerst die gegenseitige Meynung, und zeigt, daß dafür in der L. 11. § 5. L. 27. L. 40. §. vlt. D. de Pign. act. kein Grund enthalten sey, und bestätiget hierauf die seinige aus der L. 2. C. Si pign. pign. dat. L. 3. C. Si vend. pign. ag. L. 20. §. 2. D. de Act. pign. wobey er zeigt, daß auch die Basilischen Ausleger in der Ecloga Basilicor. nicht anders geurtheilt, und zuletzt aus dem C. 6. X. de Pignor. Dem widersprechenden Rechtsspruche Bergers Supplem. ad Elect. Disc. fori P. II. p. 215. setzt er andere beym Leyser und in Struvens rechtlichen Bedenken entgegen.

IV. De actione de bene depensis. Eine gründliche Abhandlung von dieser Klage, von der man in den gewöhnlichen Büchern nichts findet, und die doch häufig in den Gerichten vorkommt. Sie ist, mit den Worten des Verf. actio

mutui

mutui vitiis, seu conditio certi ex quasi mutuo, quae agitis, qui alienandi facultate destitutus promutuum dedit adversus eum, qui pecuniam acceptam b. f. consumpsit, eiusque heredem, ad tantumdem in eodem genere eademque bonitate reddendum.

V. Fideicommissa an odiosa? Der Verf. leugnet es mit sehr guten Gründen.

VI. In praedium rusticum illata invectaue an pignore tacito teneantur? Ad L. 5. C. de Loc. cond. Wir können der gezwungenen Erklärung des Verf. nicht Beyfall geben; aber wir wissen selbst noch keine bessere, die das angeführte Gesetz mit den entgegenstehenden L. 4. D. in Quib. caus. pign. vel hypoth. tac. contrah. und L. 6. D. eod. vereinigte; und die umständliche Erörterung der Stelle würde nur hier zu vielen Raum nehmen.

VII. De pecuniae a patre filii nomine foenori datae collatione. Ein Vater, der auf den Namen seines Sohnes Gelder ausgeliehen hatte, ihm auch die darüber erhaltenen Wechsel und Schuldscheine eingehändigt, und ihm die Zinsen davon einziehen lassen, hatte doch dadurch keinesweges dem Sohne die Gelder geschenkt; und der Sohn wurde, nach dem Tode des Vaters, für die ihm vormals eingehändigten Wechsel und Schuldverschreibungen in gemeine Theilung zu bringen, verbunden erklärt. Die Entscheidung ist aus dem Begriff einer Schenkung, aus dem nothwendigen Beweise derselben, und aus der L. 16. C. de Probat. und der Novelle XVIII. K. 6. hergenommen, und das Responsum der Leipziger Facultät über diesen Fall ist der Abhandlung angehängt.

VIII. De feudo manuali. Zuerst anderer, und hierauf des Verf. Meynung, die er aus Urkunden bestärkt, daß das Handlehn ein Lehn sey, wodurch einem das Recht gegeben wird, gewisse verbrauchbare Dinge (res fungibiles) jährlich aus dem Gute des Lehnherrn zu geniessen. In einer Urkunde Kayser Karls IV. die aus von Hontheims Histor. Trevir. diplom. angeführt wird, heißt es ausdrücklich: Si de bonis quibuscunque — aliquibus personis feuda annua manualia, videlicet in pondere, numero vel mensura consistentia porrigantur.

IX. De symbolica feudorum investitura per poculum. Der Verf. unterscheidet nach II. Feud. 2. die eigentliche Belehnung, und die abusive, welche letzte eine solche ist, die durch eine symbolische Uebergabe geschieht. Von der letzten

Art

ist auch diejenige, wovon der Verf. hier redet, und aus
iftstellern und Urkunden zeigt, daß von den alten Deut-
, die nach ihrem Degen nichts liebers, als ihren Becher
, bey den Belehnungen oft verschiedene Arten von Trink-
en gebraucht worden.

X. De investitura feudorum interdum ad tempus im-
a. Eine wichtigere und nützlichere Abhandlung! Aus dem
ächsischem Lehnmandate von 1764 werden zuerst drey
angegeben, in welchen den Vasallen die Belehnung muß
igert werden. Der erste ist, wenn zu den Gütern der
ern ein Concurs entstanden; der zweyte, wenn er sich
als einen Verschuldeten angegeben; der dritte, wenn we-
ines Verbrechens Inquisition wider ihn angestellt ist, und
er auf die Artikel geantwortet hat. Und hierauf folgen
einige andere Fälle, wenn nämlich der um die Belehnung
de ein Bauer ist, oder in fremden Militairdiensten, oder
ehn streitig ist. Bey diesen Hindernissen hat gleichwohl der
ll, wenn er das Lehn nicht verlieren will, oder nach sei-
Tode seine Kinder die Belehnung oder Mitbelehnschaft zu
n; und sie wird bey entstandenem Concurse auf Kosten
Kreditwesens gesucht; die Nutzungen des Lehnguts aber
dessen dem Koncurse überlassen. Zuletzt wird aus einem
ripte vom 16ten Septembr. 1775, daß die erwähnte Ver-
ung nicht auf die Söhne eines in Koncurs verfallenen Lehn-
ues, wenn sie schon zu des Vaters Lebzeiten zu Mitbelehn-
ngenommen worden, zu erstrecken sey, gezeigt.

XI. De rebus quae in statutis Cizensibus vocabulo
m significantur. Diese und die vier folgenden Abhand-
n hat der Verf. zuerst in den Jahren 1775 und 76 unter
Aufschrift: Observationum Iuris Germanici Specimina
ucken lassen. Auch waren noch einige andere Stücke die-
Sammlung, die wir doch nicht genau anzugeben wissen, schon
n einzeln gedruckt. In den Zeizer Statuten kommen die
te vor: **Ringe, Edelgestein, Pacem und Betbücher.**
V. versteht unter Pacem, gehenkeltes Geld, was man
auch **Pacifical** nennt.

XII. De feudi p[illegible]ter stuprum adulteriumque amis-
e. Nach der mekleub. Policeyordnung von 1572.

XIII. De bonis, quae Arles-**Guether** vocantur. In
n churfächsischen Lehnbriefe von 1612. fand der Verf. die
te: **ein frey Arlesguth**; und er versteht darunter ein
Laßguth,

Laßguth, von verlassen oder urlassen, wie die Alten sagten für erlassen.

XIV. De iure deportus. Das Recht des Lehnherrn, die Früchte von den Lehngütern des minderjährigen Vasallen zu genießen. Also wirklich eine fructuaria tutela, worüber gestritten wird, ob sie gänzlich abgeschafft, oder noch an einigen Orten im Gebrauche sey. Man solle an jedem Orte auf die Gesetze und Verträge und den Gerichtsbrauch achten.

XV. De bonis, vulgo die Errungenschaft dictis. Der V. versteht, nach dem Begriffe des Worts, wo nicht etwa ausdrücklich die Gesetze das Gegentheil besagen, solche Güter, die Eheleute währender Ehe durch Fleiß und Ersparung erworben; nicht auch solche, die ihnen durch Erbschaften, Schenkungen oder andere Glücksfälle zugefallen. Ein hieher gehöriges Leipziger Facultätsurthel, daß ein von einer Frau nach einem erlittenen Brandschaden gesammletes, und zur Wiederaufbauung des abgebrannten Hauses ihres jetzt in Koncurs verfallenen Mannes verwandtes Almosen, nicht ihres Ehemannes, sondern ihr Eigenthum sey.

XVI. De foro stupri simplicis. Solche Fälle gehören in Churſachsen für das Obergericht.

XVII. Obligationum, quae ex variis causarum figuris nascuntur, exemplum domesticum: Zwey Churſächsische Rescripte wegen der Klöppelmägde, die von einem Herrn zum andern gehen, und Arbeit von ihm annehmen, ehe der erste befriediget ist; worauf der Verf. sehr richtig, wegen der Verbindlichkeit des zweyten Spitzenhändlers gegen den ersten, die bekannte Stelle des Gaitis L. 1. D. de Obl. et act. anwendet.

XVIII. De editione instrumentorum ad aerarium pertinentium. Die benöthigten Documente sind in Steuersachen bey dem churfürstl. Obersteuercollegio zu suchen.

XIX. De foro militum extraordinario. Wenn ein Soldat einen Urlaubspaß auf ein Jahr erhalten hat: so ist er, hauptsächlich bey gemeinen Verbrechen, der Civiljurisdiction des Orts, wo er sich aufhält, unterworfen; ist er aber ein gemeiner Beurlaubter, nämlich auf kürzere Zeit, so muß die Anzeige beym privilegirten Gerichtsstande geschehen.

XX. De instrumentis syndicatus generalibus. Alle Generalsyndicate sind in Sachsen verboten; aber ein, auf die, das Brauwesen betreffenden Angelegenheiten gerichtetes Syndicat

, ward in einem Reſcripte vom 14ten Febr. 1754. für Generalſyndicat geachtet.

XXI. De teſte bis in eadem cauſa producendo. Der erklärt die bekannten Worte der L. 23 D. de Teſt. uci teſtis is non poteſt, qui ante in eum reum teſtium dixit, wegen der Ueberſchrift des Geſetzes, und mit **Donarenus** vom Anklageproceß: Qui in accuſatum ſeteſtimonium dixit, quia eiusdem inimicus eſſe praeſur, idoneus teſtis non eſt; und legt ein Urtheil bey, wor- dieſe Erklärung befolgt hat. Er hätte ſeine Meinung mit der griechiſchen Ueberſetzung Baſil. Tom. II. p. 516. C. ken können, die den Gedanken noch deutlicher ausdrückt: τὰ τινος ἐὰν μαρτυρήσας, ἐν μαρτυρῇ πάλιν κατ' αὐτοῦ, in der That wiſſen wir nicht, ob nicht vielmehr die Er- ng Beyfall verdiene, die man beym **Accurſius**, auch bey Scholiaſten der Baſiliken findet: derjenige kann kein Zeug- ür einen andern ablegen, der ſchon vorhin wider ihn ge- hat; weil er ein erkaufter Zeuge zu ſeyn ſcheint, aber der ßt wiederum durch ſein Zeugniß die Gunſt desjenigen er- n will, wider welchen er vorhin gezeugt hatte.

XXII. De cauſis nonnullis adulterii poenam mitiganariis. Nur einige Urſachen verſpricht der V. anzugeben, welchen man bisweilen ohne Grund eine Milderung der ſe des Ehebruchs ableitet. Der erſte Fall iſt aus dem **enher**, wenn die Frau mit zween Männern Unzucht ge- n, mit dem erſten aber die That nicht vollbracht hat; als- könne die Todesſtrafe nicht ſtatt haben, weil der erſte ruch nicht vollführt worden, und bey dem zweyten ſchon Band der Ehe getrennt geweſen. Allein erſtlich hebt der ruch nicht an und für ſich ſelbſt die Ehe auf; ſondern giebt em Beleidigten das Recht der Eheſcheidung. Und zwey- würde die Ehebrecherinn ſich ſelbſt auf dieſe Art von der renden Strafe befreyen können. Doch wenn die Frau ih- Mann verlaſſen und eine öffentliche Hure geworden, als- hat die ordentliche Strafe des Ehebruchs nicht ſtatt, nach . 22. C. ad L. Iul. de adulter. Ferner, die Herrſchaft Herrn über ſein Geſinde entſchuldigt eine Dienſtmagd nicht, it ihrem Herrn Unzucht getrieben, weil ſie in dieſem Falle iherem Herrn zu gehorchen verpflichtet iſt. Man muß Gott gehorchen, als Menſchen. Alſo urtheilt der V. richtig, gegen Hrn. Hofr. **Hommel** Rhapſod. Obſ. 475. n. 1. ier **Leyſern** beytritt. Endlich drittens, wenn ein jun-

ger Mann eine alte widerliche Frau geheirathet hat, so ist dieses gar keine Ursache zur Milderung der Strafe des Ehebruchs, weil er selbst sich seine Gattinn gewählt hat.

XXIII. Furtum qualificatum, quando nihil plane ablatum est, an capitale? Der Verf. läugnet es, weil der Diebstahl nicht vollführet sey; und hiemit stimmen die peinliche Gerichtsordnung Art. 249. in den Worten, solches sey der erste, oder mehr Diebstähle, auch der Diebstahl groß oder klein, weil also doch etwas soll entwendet seyn, auch ein sächsisches Mandat vom 14ten December 1754 überein. Abermals gegen Hrn. Hofr. Hommel, obgleich ihn der Verf. auch hier nicht nennt, Rhapsod. Obs. 101. n. 8. Hingegen wo eine öffentliche Vergewaltigung und durch Waffen mit dem gewaltthätigen Diebstahle verbunden gewesen, könne man allerdings zu einer härtern, und selbst bis zur Todesstrafe schreiten.

XXIV. De crimine robbariae. Das Wort ist, wie schon die Ableitung zeigt, gleichbedeutend, oder völlig ein Wort mit Raub, Räuberey; allein in der Bestrafung des Verbrechens sehr darauf zu achten, ob viele, oder wenig Gewalt ausgeübt worden. Auch diese Anmerkung dient zur Berichtigung der Hommelischen Rhapsodie und des Prontuariums T. II. v. Rapina §. 1.

XXV. Executionis in effigie exempla duo memorabilia. Diejenigen irren, die behaupten, daß die Vollstreckung der Strafe an dem Bildnisse des Verbrechers schon bey den Römern üblich gewesen. Zwey merkwürdige Beyspiele dieser Strafe aus dem sechzehnten Jahrhunderte.

XXVI. De modo in suppliciorum executione servando. Der Henker muß genau das Urtheil vollstrecken, nicht mehr, auch nicht weniger thun. Thomas Morus, Kanzler von England, bat auf dem Richtplatze seinen Henker, daß er seinen Bart auf die Seite legen möchte, damit derselbe nicht mit abgehauen würde. Il n' importe pas beaucoup pour moi, sagte er, mais il importe pour toi, que l' on puisse dire, que tu entends fort bien ton métier, parceque l' arrest porte, que tu dois couper ma tête, et non pas ma barbe. Und noch mehr ähnliche Erzählungen. Wir müssen gestehen, daß wir den eigentlichen Ruhen und die Absicht dieses Aufsatzes nicht einsehen.

XXVII. Abigeus vt differat a fure? Cur grauius puniantur, qui a stabulis pecus abigunt, quam qui a fundo

gut

ege? Gladii poena a condemnatione ad ludum gla-ium diuersa. Ad L. 1. et 3. D. de Abig. Die Zahl eſtohlnen Viehes und der Ort unterſcheiden gemeiniglich iehdieb vom gemeinen Diebe. In der L. 3. §. 1 D. h. t. idigt der Verf. die gemeine Lesart plenius coercendum Cujaz und andere; wir können ihm aber nicht Beyfall Die Baſiliken T. VII. pag. 515. C. beſtätigen of. die Cujaziſche Verbeſſerung: lenius coercendum. Die ſind: Ὁ ἀπὸ ἀγέλης διδαμασμένου ἄλογου κτηνῶν, τιμωρῆται. Und der Scholiaſt ſchreibt dazu: ὁ ἀφηλάσιος διδαμασμένου ἄλογου πεφυτίμει κολά-

Und billig wird doch der nächtliche Dieb, der das Vieh m Stalle ſtiehlt, weil das Verbrechen leichter zu begehen mit einer ſchwerern Strafe belegt, als wer bey Tage ei-Stücke Vieh aus der Heerde wegtreibt. Auch was die e des Viehdiebſtahls betrifft, ſind wir nicht der Mey-des Verf., daß in der L. 1. pr. D. h. t. unter der poe-dii, nach der Abſicht **Juſtinians** oder **Tribonians**, dus gladiatorius zu verſtehen ſey.

XXVIII. Hymenis integritas virginitatis indicium Daß durch den Beyſchlaf eines Mannes bisweilen ßerlichen Zeichen der Jungferſchaft nicht verloren gehen; aß eine Perſon formaliter die Jungferſchaft verloren , und gleichwohl materialiter noch Jungfer ſeyn könne.

XXIX. Puellam patre orbam eamque conſentientem, tamen matre, abducens an raptus reus ſit? Weil rt. 118. der peinlichen Gerichtsordnung und in einer hen Conſtitution bloß des Vaters gedacht wird, und in den Fällen keine erweiternde Erklärung ſtatt hat, ſo leug-der Verfaſſer; doch könne ein ſolcher Scheinraub (quaſi) mit einer außerordentlichen Strafe belegt werden. h allein nach dem römiſchen Rechte L. vn. C. de Rapt. und Novelle 143. müßte man anders urtheilen.

XXX. De poenis publice infligendis, earumque poſt m etiam rerum ſeruanda memoria. Der Verf. em die öffentlichen Strafen, von denen er verſchiedene Bey aus dem Alterthume nennt, und das Erhalten der kens der Strafen auch nach dem Tode der Verbrecher. gentliche Zweck der Strafen, hätte er, deucht uns, ſagen ſey die Abſchreckung andrer, die Sicherſtellung der Ge-ft; wir wenigſtens ſchließen gänzlich die Beſſerung des chers hiervon aus.

XXXI. Exempla quaedam delictorum, quae omittendo perpetrantur. Außer der hauptsächlichsten Unterlassungssünde, dem Verschweigen, giebt der Verf. noch viele andre aus den römischen und den longobardischen Lehngesetzen an. Ein General kann sich eines solchen Verbrechens im Kriege durch seine Nachläßigkeit schuldig machen; und in dergleichen Fällen, wenn der Staat dadurch großen Schaden gelitten, selbst die Todesstrafe nicht ungerecht seyn.

XXXII. Criminis laesae maiestatis species singularis. Aus Perizons Hist. Sec. XVI. p. 304. sq.

XXXIII. Exemplum homicidii, non occidendi, sed nocendi animo commissi, eiusque morte puniti. Daß nicht bloß die Absicht zu morden, sondern auch schon der Wille zu schaden, wenn ein Mord verübt ist, zur Todesstrafe hinreichend sey, und den Todschläger weder ein heftiger Zorn, noch Trunkenheit, wenn nicht der höchste Grad derselben, von der Todesstrafe befreyen können, ist jetzt die gemeine Meynung der Rechtsgelehrten. Euentus spectatur, sagt in der L. 16. §. 8. D. de Poen. Saturninus, vt a dementissimo quoque facta; (delicta commissa puniantur) wie wir die Stelle lesen und verstehen, die unser Verf. S. 216. so erklärt: Euentus spectatur, vt (i. e. vtut a dementissimo quoque (caedes) facta (sit.) Ein Leipziger Fakultätsurtheil über einen solchen Fall.

Jetzt folgt die auch auf dem Titel angezeigte Dissertatio de Receptatoribus. Wir wollen bloß noch den vorgesetzten Inhalt abschreiben: Prolegomena. Cap. I. De receptatoribus generatim. II. De latronum receptatoribus, ad L. 1. de Receptat. III. De receptatoribus furum atque latronum. IV. De iis, qui piratis perfugium praestant. V. De receptatoribus perduellium. VI. De receptatoribus eorum, qui pacem publicam turbant. VII. De vasallo domini sui hostes recipiente. VIII. De his, qui milites desertores occultant. IX. De iis, qui temeratoribus monetae latebras praebent. X. De his, qui subtractas pecunias publicas suscipiunt. XI. De iis, qui sacris clandestinis in aedibus suis receptum dant. XII. De receptatoribus incendiariorum. XIII. De his, qui aedes adulteris praebent. XIV. De iis, qui aleatoribus aedes suas aperiunt. XV. De receptatoribus seruorum fugitiuorum. XVI. De receptatoribus plagiariorum, nec non eorum, qui virgines aut viduas rapuerunt, rel.

Pl.

Rechts-

he Anmerkungen über den Hofdiebstahl von
l Friedrich Erbe. Frankfurt, 1775. 36. S.

e doch die Materie so gut ausgeführt, als sie gewählt
ft? Doch wir wollen dem V. der inzwischen Herzogl.
ergischer Geheimer Archivar geworden ist, desfalls
ein die Schuld beymessen. Er hat die vom Freyherrn
ser in dem deutschen Hofrecht gesammlete Hofordnün-
vorzüglich die Würtenbergische genutzt. Meistens sind
se sehr mager oder unbestimmt, sowohl in Ansehung
griffs vom Hofdiebstahl, als auch und zwar noch mehr
sicht auf dessen Bestrafung. Also läßt es sich von die-
re leicht begreifen und eben so leicht entschuldigen, daß
bhandlung viel mageres, und noch mehr unbestimmtes

Allein was besseres hätte uns im übrigen Hr. Erbe doch
können. Gleich sein Begriff vom Hofdiebstahle will
icht behagen, weil er nicht nur das Residenz-Schloß ei-
ürsten, sondern auch alle andere Land-Lust- und Jagd-
er, und endlich jeden Ort, wo sich der Landesherr aufhalte,
dem Wort: Hof verstanden wissen will.

Wenn nicht ein Gesetz diesen weitläuftigen Begriff aus-
lich annimmt: so sollte man, dünkt uns, das Wort: Hof,
in seiner gewöhnlichen Bedeutung nehmen. Kanzleyen,
stkammern, andere Herrschaftsgebäude, Jagd-Lust- und
schlösser, werden ordentlicherweise nie unter dem Namen
Hofs, begriffen; die Kanzleyen wenigstens und ihre Per-
n werden von dem Hof und den Hofleuten immer unter-
den. Auch die Schlösser können nicht unter dem Namen
Hofs verstanden werden, wenn sich dieser nicht wirklich
ndet. Wann z. B. jemand an den fürstlichen Hof verlangt,
Herr aber wirklich auf der Jagd ist: so wird man ihn nicht
die Jagd, sondern an den Ort, wo die Hofhaltung ist,
sen. Bey dem Gesandschaftswesen siehet man auch den
terschied zwischen dem Hof und andere Retraiten eines Für-
n sehr deutlich. Warum sollte man bey Verbrechen ausdeh-
ngsweise verfahren? Will ein Landesherr, daß alle Dieb-
hle an einem jeden Ort seines Aufenthalts, und dann ferner
allen seinen Schlössern, sie mögen eine Bestimmung haben,
as sie für eine wollen, sie mögen von ihm jemalen bewohnt

worden seyn, bewohnt werden, oder nicht, als Hofdiebstahl angesehen und bestraft werden sollen: so wird er gewiß sich des Worts Hof nicht allein bedienen. Denn in einem jeden Lande giebt es nur Einen Hof. Ob nicht landesherrliche allein, sondern auch andere, z. B. Wittben- und Prinzen-Hofhaltungen gemeynt seyen, hat Hr. E. gar nicht berührt.

Wir hatten Gelegenheit, die von Hrn. E. angeführte Herzogl. Würtenbergl. Verordnung wegen der Hofdiebe bey Hrn. Gerstlacher nachzusehen, und wir fanden da schlechterdings den Ausdruck: Fürstlicher Hof. Gleich darauf stießen wir auf zwo andere Verordnungen wegen der bey Nacht in der Fürstlichen Residenz-Stadt Stutgart begangenen Diebstähle. Da also hier Residenz und Hof von einander sehr deutlich unterschieden werden, wie will Hr. E. wenn sein gegebener weiter Begriff richtig ist, den Hof von dem Ort, wo sich der Landesherr wirklich aufhält, unterscheiden? u. s. w.

„Aber der Burgfriede?“ Nun gut! dessen Verletzung verbindet Hr. E. mit dem Begriff des Hofdiebstahls, und in so fern scheint er würklich berechtiget gewesen zu seyn, auf alle herrschaftliche Gebäude, warum nicht auch Gärten, Meyerhöfe ꝛc.? — das Wort: Hof ausdehnen, und daselbst die Möglichkeit eines wirklichen Hofdiebstahls annehmen zu dürfen. — Allein, dieß ist eben das, was uns an der ganzen Abhandlung am stärksten mißfällt, die ganze Grundlage derselben verdirbt.

Unserm Erachten nach hätte der V. den wirklichen eigentlichen Hofdiebstahl 1) von demjenigen, der nur so genennt wird, ungeachtet wie man jeden andern besondern Diebstahl z. B. Frucht-Geld-Diebstahl u. dgl. nennen kann, ohne daß solches eine besondere rechtliche Wirkung hätte, 2) von demjenigen Diebstahl, der mit Verletzung eines Burgfriedens verbunden ist, sorgfältig absondern, und diese dreyerley Arten nicht zusammen werfen sollen.

Nach einem solchen Plan wäre seine Abhandlung durchgehends bestimmter und reichhaltiger geworden. Er hätte z. B. nicht nöthig gehabt, dem Wort: Hof, wider den Sprachgebrauch Gewalt anzuthun, und Kanzleyen, Kunstkammern, Lust- Jagd- und Landschlösser wären dennoch mehr als andere privat Oerter gegen Diebsgriffe sicher gestellt worden. Er hätte zwar die Hofordnungen, worin auch von Hofdiebstählen, aber ohne besondere Wirkungen in Betreff der Strafe (denn wegen der Verfahrungsart oder Gerichtsbarkeit dürfen wir aus solchen Verbrechen so wenig als z. B. aus den Diebstählen eines Bedien-

ten

t. eine besondere Gattung machen) die Rede ist, kurz anführt, dieselbe aber von den übrigen Hofordnungen, die aus Hofdiebstahl ein besonderes Verbrechen wirklich machen, Vermeidung aller Verwirrung getrennt. Seine Schrift e auf solche Art zwar etwas verloren, in einigen Ländern, n Hofordnungen unter diese Rubrik gehören, minder brauchgeschienen. Allein, durch die bemerkte bessere Benutzung Burgfriedens wäre dieser ohnehin nothwendige Abgang tlich ersetzt, die Abhandlung allgemein brauchbar, nicht nur Diebstahlen an fürstl. Höfen; sondern auch in Landstädten, mehr aber auch in Reichsstädten brauchbar geworden. Wie hätte er da manche Rechtsstelle, wie z. B. die im Lübeckl. t 4. Th. 15. T. 2. Art. suchen, wie ungleich besser nach einen deutschen Rechten die Strafe des in einem Burgens-Bezirk begangenen Diebstahls nach ihren unterschiedlichen Arten näher bestimmen können?

Daß der V. §. 11. der Entwendung einer dem Hof zugen aber zur Zeit der Entwendung an demselben nicht bechen Sache nicht einmal erwehnt, noch weniger die Anwendung der Lehre vom Kirchenraub dabey zu Hülfe nimmt, wundert uns billig. Hingegen spricht er, wenigstens ohne Beybringung eines hinlänglichen allgemeinen Beyweises, zu allgemein und unrichtig, daß es einerley sey „ob die bey Hof entwendete Sachen dem Landsherren eigenthümlich zugehören, oder mit seinem fürstlichen Namen und Wappen bezeichnet sind, oder nicht? Auch an Sachen, welche andern an dem Hof sich aufhaltenden Personen zustehen, wird ein Hofdiebstahl begangen.“ Nach der Baden-Durlachischen Hofordnung ist dieß allerdings wahr. Aber wo ist ein allgemeiner Beweis des angeführten allgemeinen Satzes? Hr. E. beruft sich zwar auf §. 2. gegebene Erklärung des Hofdiebstahls. Aber, mit aller Erlaubniß, er hätte zuvor seine Erklärung mit Gesetzen belegen sollen, damit man prüfen könnte, ob er seinen allgemeinen Begriff nicht unrichtig abstrahirt, um eines einigen besondern Gesetzes willen nicht einen bloß particularen Satz darinn angenommen habe. Und hat der V. hiebey wieder nicht an die Analogie vom Kirchenraube gedacht oder denken mögen, wo man bekanntlich unterscheidet, ob 1) eine Kirchensache aus der Kirche oder 2) eine Kirchensache von einem profanen Ort oder 3) eine profane Sache aus der Kirche genommen werde? Hätte so hätte er auch bey seiner Materie unterscheiden können, und wer siehet nicht, daß auch hierdurch mehr Vollständigkeit

figkeit, Ordnung und Präcision in seine Abhandlung gekommen wäre?

Hr.

3. Arzneygelahrheit.

Bibliotheca medicinae practicae, qua scripta ad partem medicinae practicam facientia a rerum initiis ad a. 1778. recensentur, auctore Alb. von *Haller*, etc. T. II. ab a. 1534. ad a. 1647. Basil. 1777. 4 Alph. 4.

Die Recension des B. I. (Allgem. d. Bibl. XXXI. 2.) brachen wir zu Anfang des IV Buchs ab, da Hr. v. H. selbst sagte, er habe Band I. minus apto loco geschlossen, und die Reformation der Kunst aus dem ersten Bande in diesen B. II. fortzugehen schien. Aber ein neues, das V Buch, fängt Band II. an, und wir müssen Buch IV. aus dem vorigen Bande nachholen.

Buch *IV.* die Wiederherstellen der Kunst. Durch Lesung der guten Alten, der Griechen und Römer ward man mit bessern Quellen bekannt, als die Araber waren. Man ward zur Beobachtung der Natur dadurch erweckt. Auch erschienen neue Krankheiten, worüber die Aerzte gezwungen wurden, die Natur mehr, als die Bücher zu fragen. Der Hr. v. H. rechnet dazu den englischen Schweiß 1483. die Pocken 1501. das hungarische Fieber 1566. die Venusseuche 1493. und den Scorbut 1482. Bey dieser Gelegenheit erklärt er sich für den amerikanischen Ursprung der Venusseuche, die er für eine Abartung der dortigen Pians hält. (Die neuen Krankheiten möchte Rec. nicht so mitwirkend machen. Nicht nur die gedachten, sondern viele andre lagen vorher unter einem andern Systemnamen versteckt, unter einem phlegmate grosso, cholera nigra, und andern allgemeinen Titeln des Galenus und Avicenna. Wurden die gedachten, oder auch andere, z. E. das Scharlachfieber, der Seitenstich, die gewiß nicht neu waren, einmal sehr herrschend und tödtlich: so ward der durch den Geist der Alten angefachte Geist der Erforschung

rege,

, fand die bisherige seichte Theorie unzulänglich, zankte mit dem großen Haufen der Nachbeter des Systems, und te schwache Versuche zu neuen Wegen. Die guten Alten die Anatomie reformirten eigentlich: aber es ward lang- Tag.)

Alex. Benedictus war der erste, der zu Ende des XV hunderts in besserm Geschmack schrieb, die Griechen be- rs brauchte, und eigne Anmerkungen mit einwebte. Ich ete wieder frey, sagt der Hr. v. H., als ich beym Be- ett statt des Haly und Avicenna jetzt wieder den Ga- s, Paulus und Celsus erblickte.

Nic. Leonicenus war der erste, der sich mit Nach- und Dreistigkeit den Arabern widersetzte. Die meisten ihm sind unwichtige Beschreiber der Venusseuche. Einer rsten und vielleicht besten davon Pintor ist erst neulich) Cotunni (und nun noch mehr durch Sanchez letzte rift,) bekannt worden. Die eigentliche Reformation aber ah erst im Laufe des XVI Jahrhunderts, da die Anato- und Chemie sich hoben. Mit der praktischen Medicin gieng es noch langsam. Man war gelehrter und erfand re Mittel; aber der Beobachtungsgeist mangelte noch sehr. r der Nothwendigkeit viel zu wissen, und die Alten viel tudiren und auszuschreiben, war man auf einzelne Fälle iger aufmerksam. Eigne Bemerkungen findet man fast des Rhazes Zeit zuerst wieder beym Benivenius, und h genaue und wichtige anatomische Beobachtungen in in- und äußern Krankheiten that sich zuerst Jak. Berenga- s hervor. Die meisten waren noch Compilatoren, wie vielschreibende Champier, Geo. Valla, u. a. Immer en auch noch viel Schriftsteller über die Venusseuche, un- enen, nächst dem Jak. Cataneus und Joh. de Vigo, . von Hutten, ein Laie in der Medicin, noch am besten eh, und das Guajacholz in großen Ruf brachte.

Ein großer Wohlthäter der Medicin durch gute Schriften Stiftungen war Thom. Linacer, der zu Orford und nbridge medicinische Vorlesungen, und zu London das Colle- n der Aerzte stiftete. Auch übersetzte er viel aus dem Ga- us, so wie Joh. Cornarius den Hippokrates und h. Winter von Andernach viele der alten Griechen. Bris- , der sich den Arabern oft, und besonders in Ansehung des tlassens an der Seite des Stichs widersetzte, war nahe an, ein medicinischer Märtyrer in Portugall zu werden.

Ueber diesen Punkt stritt man damals mit äußerster Heftigkeit. Manardus und Thurinus, zween altgelehrte Aerzte, waren auch darin verwickelt. Rösleins Hebammenbuch, das älteste seiner Art, erschien zuerst 1513.

Unter den Aerzten waren ums Jahr 1530. der päbstliche Leibarzt Fracastorius und Nik. Massa in Italien: unter den Deutschen aber Leonh. Fuchs, der erste deutsche Arzt, den auch Ausländer schätzten, und Otto Brunfels, in großem Ansehen. Wichtig ist auch die peinliche Halsgerichtsordnung, die Karl V. 1532. zu Regensburg unterschrieb. (Doch ward sie zuerst Mainz 1533. abgedruckt.) Mit ihr fängt die gerichtliche Arzneykunde an. Vorher, und besonders in den römischen Gesetzen, (die man zu wenig in der Geschichte der Medicin genutzt hat) war manche Rechtsfrage physisch behandelt; aber von der Zeit an, werden die Aerzte erst gesetzlich Beystände der Gerichte.

Hier endet sich B. IV. und der I Band.

Buch V. die Chemisten. Um diese Zeit (1534.) fängt mit dem Paracelsus eine neue Periode an. Einigen Gebrauch hatte man vor ihm von chemischen Arzneyen gemacht; aber nicht gar vielen. Die Araber hatten Sublimat, Ziegelöl, und einige andere Sachen eingeführt; aber sie waren doch nicht recht gänge. Paracelsus veranlaßte, wenn gleich langsam, eine große Veränderung. Man verließ die Alten, die Diät und die Beobachtung, und gab gegen jede Krankheit ein kräftiges Mittel, das die Chemie aus Spiesglase, Quecksilber, Mineralsäuren, Mohnsaft u. s. w. bereitet hat. Und freylich fiel die Wirkung davon mehr auf, als eine Reihe destillirter Wasser und Syrupe aus der arabischen Apotheke, oder lange Kräutertränke nach dem Galenus. Deutschland war am ersten fortgerissen, und am Ende des XVI Jahrhunderts hatte fast jeder Fürst seinen Chemiater. Viel später wurden die Franzosen und Italiener ihrem Galenus untreu. Allmählich aber ward es allgemein. Helmont's Schriften im XVII Jahrhundert schlugen die gelehrten Schwätzer vollend nieder, und selbst hippokratische Männer, wie van der Linden, und der Vater der mechanischen Medicin des Cartes waren hingerissen. (Lauter wahre und wichtige Anmerkungen, die aber fast alle erst ins XVII Jahrhundert fallen. Hier läßt Hr. v. H. den Paracelsus ums Jahr 1534. Epoche machen. Soll ein merkwürdiger Mann es: so war Paracelsus Einer. Soll es aber ein Mann, der Einfluß auf die ganze Denkungsart, und

deren Revolution hat: so kann ers nicht. Die chemiatri-
Schule ist in der Geschichte wichtig worden, und Para-
s stieß zuerst in die Posaune; aber viel später haben die
e dieser Sekte Wurzel gewonnen, und durch gar andere
ner, als Paracelsus war, haben sie es. Der Geist
s ganzen Jahrhunderts war gewiß ein andrer, und der
erksame Leser wird ihn im Fortgange bemerken. Die ia-
enische Sekte fällt mit eben dem Grunde ins XVII
hundert, als der Hr. v. H. die Stahlsche Sekte ins
II. setzt.

Hähener, so hieß Paracelsus eigentlich, hatte wenig
enschaft, und seine Theorie, in die Geister und Gestirne
uß hatten, und die nicht nur alles auf Salz, Schwefel
Queckſilber reducirte, sondern die auch selbst im Schweisse
sglas, Arsenik und Markosit fand, ist nicht der Ausfüh-
wehrt, und dabey durch anders genommene Worte unver-
lich; aber auf seinen Wanderungen, die er von Jugend
gemacht hatte, hatte er viel kräftige Arzneyen, aus dem
eralreiche besonders, kennen lernen, die er mit großem
usche ausposaunete, und mit nicht zu laugnendem Glucke
ndte. Selbst Erasmus gebrauchte ihn als Arzt, und
vin, der eine Weile dieses Trunkenbolds Famulus war,
ge aufrichtig das Glück und die Laster desselben.

Seine Sätze und Mittel indessen wurden noch lange nicht
mein. Die Arabischen Aerzte behielten ihre Anhänger, und
gelehrteren blieben noch bey dem Alten, und besonders bey
n Galenus, z. E. Jak. Sylvius, Wilh. Budäus,
Goräus u. a. wirklich große Männer und Lehrer dieses
lters.

Valer. Cordus, der zu früh starb, und Matthiolus,
teten über die Arzneymittel, auch Musa Bressavolus,
nanches Eigne hat. Der eitle Cardanus ein scharfsin-
, aber verwirrter Kopf, sagt neben vielen Grillen und
rdanten Bemerkungen, manches Gute und Gedachte über
Kunst und Kunstgenossen seiner Zeit. Cäs. Scaliger, sein
ger Antagonist, schämte sich doch auch nicht zu praktisiren.
r den praktischen Aerzten haben Bened. Victorius,
atus Lusitanus mit seinen untreuen Bemerkungen,
anelli, Mundella, ein Feind der Araber, Trinca-
a, Monardes, u. m. einigen Namen. Vesalius zeig-
n großen Nutzen der Anatomie in der Praxis, (und deckte
zugleich die Blöße der Alten auf, des Galenus beson-
ders,

ders, ward dadurch berühmt und unglücklich.) Um die Mitte des 16. Jahrhunderts lebte **Fernelius**, ein Mann von Kenntniß und Scharfsinn, der über seinen **Galenus** hin und mit eignen Augen sah. (Man sieht, der Hr. v. H. lasse ihm Gerechtigkeit wiederfahren; aber sollte Fernel nicht noch mehr sich ausnehmen? **Fernel** war eigentlich der erste große Eklektikus seit der Reformation. Er achtete die alten Griechen, brauchte und widerlegte sie. Er nahm vieles aus den Arabern, und verschmähte ihre Theorie. Er beobachtete selbst; räsonnirte aber noch schärfer, als er beobachtete. Er ist in der Praxis und Beobachtung der Natur weniger wichtig, als andere, und daher auch nicht so gelesen; aber er erschütterte das Ansehen der Alten und die blinde Achtung für sie, setzte ihren Theorien andre entgegen, die er mit einem Scheine von mathematischem Scharfsinn vortrug, und veranlaßte dadurch eine Revolution in den Gemüthern, die über den Widersprüchen zwischen den Alten und dem **Fernelius** sich zur Beobachtung der Natur wandten, die ja allendlich alle Spitzfindigkeiten entscheiden muß. Wir haben jetzo vergessen, wie groß ehemals und besonders in der letzten Hälfte des XVI. Jahrhunderts **Fernelius** war. Es ward über ihn schon bey seinem Leben gelesen. Die Alten und **Fernelius** kommen darin überein, hieß es, oder gehen von einander ab. Von ihm an kann man bis zum **Helmont** die vollkommenere Reformation der Medicin anfangen, da Männer aufstunden, die nicht blos den Hipp. explegirten, sondern auch hippokratisch dachten. Er hat zuerst eine ordentliche Physiologie geschrieben, liebte die Mathematik, den astrologischen Theil derselben nicht ausgenommen, und ist eigentlich der erste **Jatromathematiker**.) **Jos. Struthius** von Posen, seines Königs und des Sultan Soliman Arzt, übertraf damals schon den **Galenus** an subtiler Unterscheidung der Pulse. **Conr. Gesner**, der eben so allgemeine, als gemeinnützige Gelehrte, war auch als Arzt groß, verachtete die unmännliche Kunst seiner Zeit, und suchte die kräftige Heilart der Alten wieder in Gang zu bringen. Seine über seine Zeiten große Naturkenntniß suchte er auch praktisch zu machen.

Buch *VI.* Die **Hippokratische Schule**, so überschreibt Hr. v. H. dies Buch, das schon mit 1543. anfängt, da **Houllier** in Paris anfieng, Schriften heraus zu geben und Schüler zu ziehen. Er las über den Altvater, und beobachtete nach dessen Geist und noch mehr, als er. **Baillou**, der sich und seine Kunstgenossen mit dem Mark der Alten nährte. Doch

sehr

tzt H. v. H. hinzu. Man erklärte den Hippokrates mehr, ls daß man sich Freyheit zu zweifeln erlaubte. Selbst in der Pariser Schule ließ das Ansehen des Galenus die völlige Hippokratische Reinheit und Einfalt nicht zu. Doch sind diese Männer die eigentlichen Hersteller der Kunst. In Deutschland ob die chemische Secte ihr Haupt empor, und in Italien errschten Galenus und die Araber.

Houlier also hebt an, das Studium der Alten vorzüglich in Paris zu befördern. Ingrassias zu Napoli, ein Feind er Araber, Jo. Cajus zu Cambridge, ein Galenist, Thadd. Dunus zu Zürich, Cardans Schüler, ein denkender Mann, er zuerst die Brustentzündungen richtig behandelte, Vit. Vidius zu Pisa, Jo. Bap. Montanus zu Padua, der noch ehr den Arabern anhieng, Jo. Lange zu Heidelberg, der nglückliche Casp. Pencer, Argenterius zu Turin, des Galenus Feind, aber selbst ein bloßer Theorist, Fr. Valeriola eben da, ein guter Arzt, unser wackere Krato von Krafftheim, ein Eklektikus und warmer Freund der Protestanten, Rondelet zu Montpellier, ein Mann, der sich durch natomische und Naturkenntnisse vom Haufen ausnahm, Solenander zu Cleve, Hier. Rossellus, unter dem Namen Alexius Pedemontanus, der schon den Sublimat gegen die venerischen Geschwellen empfiehlt, Jod. Lommius, dessen Schriften ein schöner Auszug der Alten sind, Jul. Palmarius zu Paris, Fernels Schüler und Freund, Aloys. Tornaro, den seine Diät noch im 100ten Jahre munter erhielt, Valles zu Alcala, der Galenist, Jo. Bapt. Porta von Napoli, ein scharfsinniger Kopf, sind die vornehmsten Aerzte bis ums Jahr 1560.

Um diese Zeit lebten Leonh. Botallus, der den Nutzen des Blutlassens vielleicht zu weit ausdehnte, Foesius, der große Ausleger des Hippokrates, Zwinger, der erste aus einer Familie von Aerzten, die es nun in einer Reihe von 200 Jahren ist, Laur. Joubert, ein jovialischer Kritikus der Alten, Fallopia, der auch manches Praktische that, Marc. Ruland der ältere, der erste Paracelsist von einigem Namen, Weyer, der erste Sachwalter der Hexen, ein über seine Zeiten scharfsinniger Mann, Marcellus Donatus, und Hier. Mercurialis, der die Alten gut erklärte, und ein guten Auszug brachte, aber wenig Eigenes hat.

Mit dem Jahre 1570. fangen an berühmt zu werden Erastus, der sich mit dem Paracelsus ein leichtes Spiel machte;

machte; Hor. Augenius, der neben dem Galenus noch der Araber Aussprüche für entscheidend hielt; Andr. Cäsalpinus, ein scharfsinniger Peripatetikus, der aber seinen eigenen Weg machte; Severinus, der dänische Leibarzt, ein Paracelsist; Ludw. Mercatus, der bekannte spanische Leibarzt, der wackere Parãus, Quercetanus, einer der ersten Paracelsisten in Frankreich, der die Liebe zu dieser Sekte aus Deutschland mitgebracht hatte. Er ist besonders dem Galenus feind, und sucht die hermetischen Arzeneyen der alten dogmatischen Medicin anzupassen. Thom. Jordan beschrieb zuerst das hungarische Fieber. Auch beschrieb er ein Uebel, das alle die ergriff, die sich in einer Badstube hatten schröpfen lassen. Brasso so wohl, als er, glaubten, es sey die venerische Seuche, die durch die Schröpfschnepper sey mitgetheilt worden. Jo. Coyttarus beschreibt ein pestartiges Frieſel mit mehr Genauigkeit, als man damals gewohnt war. (Die febris purpurea hat dem Rec. vielmehr eine sehr tödtliche Scharlachepidemie zu seyn geschienen.) Sal. Alberti zu Wittenberg, ein guter Gelehrter, hatte doch nicht in Italien studirt, und schrieb von Krankheiten des Gekröses, wovon man damals noch keinen Gedanken hatte. Jak. Horst war der erste aus der medicinischen Familie, die auf ein ganzes Jahrhundert gute Aerzte gab. Alex. Massaria war ein so warmer Galenist, daß er lieber mit demselben irren wollte, als die Wahrheit wissen. Und das war so der Genius der Zeit, daher auch der Fortgang so gering war.

Ums Jahr 1580. gab Schenk seine bekannten Sammlungen heraus, die freylich manches Unsichere, aber doch immer vieles Brauchbare enthalten. Nic. Piso bekanntes Buch ist ein Auszug aus den Alten, mit der damaligen Pariser Methode verfetzt, der durch Boerhavens Lobsprüche wieder im Gang gekommen ist. Vom Remb. Dodonäus haben wir einige recht gute Anmerkungen, nicht gar viel vom Casp. Bauhinus; mehr vom Fel. Wurz. Der Name des Forestus ist durch seine glücklichen Curen und Beobachtungen groß geworden, und noch mehr des Fel. Plater, dessen Beobachtungen wichtiger sind, als die Praxis. Pet. Salius Diversus hat viel eigenes, (ist einer der Wenigen, so die Alten mit Prüfung lasen und brauchten, selbst dabey genau beobachtete, und noch sehr gelesen zu werden verdient.) Jul. Cäs. Claudinus Schriften gehören auch zu den Guten. Fr. chius, Scip. Mercurio, Rod. Fonseca, Luk. Rudius, Andr.

r. **Trevisius**, ein wenig bekannter Arzt, der es aber
u seyn verdient, hatten in Italien einen Namen: einen
n hatten aber und haben ihn behalten **Ludw. Duret**,
ßt Ausleger des **Hippokrates**, und dessen Schüler
. **Laurent** zu Paris, und **Joh. Heurnius** zu Leiden,
ch selbst, welches damals selten geschah, zergliederte.
lenus gab um die Zeit sein Buch vom Scorbut heraus.
nlich erzählt der Hr. v. H. das Besondere eines sehr ra-
erks des **Fr. Diaz**, Prof. zu Alcala. **Libav** zu Co-
ein Chemist, ohne Paracelsist zu seyn, und **Fr. Joel**
ffswalde, sind noch von Deutschen zu merken.

Ims Jahr 1590. fieng **Ludw. Septalius** zu Mailand
urch Schriften bekannt zu werden, wie **Prosp. Alpi-**
nd **Herk. Saronia** zu Padua. Auch **Joh. Bau-**
hat als Arzt sich berühmt gemacht. **Octav. Robore-**
rieb mit Kenntniß der Sache von den Petechien. **Wilh.**
cius hat viel medicinische Beobachtungen unter seinen
ischen. **Goclenius**, **Konrath**, der jüngere **Ruland**,
deutsche Paracelsisten, und **Rod. a Castro**, ein
ieser, praktisirte in Hamburg. **Castellus** giebt sein
heraus, und **Fort. Fidelis** die erste gerichtliche Arz-
de. **Jak. Zwinger** vertheidigte den Nutzen chemischer
, ohne dem **Paracelsus** das Wort zu reden. Ver-
ne seltene Bemerkungen finden sich in des **Hippol. Bo-**
rlesungen, der ein Schuler des **Cananus** war; eben
sind auch von **Ru-ler** durch **Welsch** bekannt gemacht.
Hier schließt Hr. v. H. sein VI. Buch mit dem Jahrhun-
(Und hier endet sich auch die eigentliche Reformations-
te der Medicin. Sie zerfällt eigentlich in zwey Perio-
die erste vom Jahr 1490 bis 1550; die andere bis zum
ge des XVII. Jahrhunderts. Die erste fieng in Ita-
; die zweyte geschah meistens von der Pariser Schule
Ein kurzer Abriß von beyden wird dem Rec. erlaubt seyn.
ste Reformation hebt sich vom **Leonicenus** und **Be-**
rus an. Die alten Griechen gaben das erste Licht. Sie
setzen, war ein Hauptgeschäft der Gelehrten. **Lina-**
Fuchs, **Jak. Sylvius**, **Goväus**, **Budäus** u. a.
teten diese Kenntnisse. **Berengarius** und **Vesalius**
n durch die Anatomie neues Licht an; es schien aber
enigen. **Conr. Gesner** zog alte und neue Mittel aus
großen Schatze von Naturkenntniß hervor, und gab
te Muster einer heroischen Praxis. **Fernel** erschütterte

die

die Theorie des Alten durch eine neue Theorie. Aber alles dies hatte auf die allgemeine Denkungsart der Aerzte noch wenig Einfluß. Der große Hause war noch arabisch; einige bessere Aerzte waren galenisch, und die gute hippokratische Kunst hob erst nach der Mitte des XVI. Jahrh. ihr Haupt empor. In Frankreich: **Hollerius**, **Duretus**, **Piso**, **Foestius**, und **Ballonius**; in Spanien **Mercatus** und **Valleſius**; in den Niederlanden **Lommius** und **Heurnius**; in Italien **Salius Diverſus**, **Mercurialis**, **Septalius** und **Pr. Alpinus** erklärten die Alten, und bildeten die Curart des Zeitalters; doch mehr nach den Vorschriften, als im Geiste der Alten. Selbstdenker waren nicht viel. **Botallus** trat in Ansehung des Blutlassens in **Fernels** Fußstapfen; unser alter **Kraeo** war ein guter Eklektikus; **Faloppia**, **Wurz**, **Wilh. Fabricius**, lauter Wundärzte, wie denn die Chirurgie mehr eignen Zuwachs hatte, als die Medicin, **Plater**, **Dodonäus**, **Foreſtus**, die **Bauchine** und einige wenige andere, haben doch eigene Beobachtungen gemacht. Das beste Muster eines guten Arztes, der von Kenntnissen voll mit eigner Kraft beobachtet und sein Werk treibt, ist **Ballonius**. Und am nächsten kommt ihm **Salius Diverſus**. Aber auch in der Folge ist diese glückliche Mischung selten geblieben. Die Pariser Schule erhält sich noch das nächste Jahrhundert durch bey einer dogmatischen Einförmigkeit: aber Nachbeterey war es doch wenigstens, und Vorschritte that sie nie, und verfolgte jeden Neuerer Handwerksmäßig. Die Deutschen waren meistens Sammler, oder Chemisten, und die Italiener Galenisten. Die Anatomie schien nur für die Chirurgie fortzublühen, und hatte wenig Einfluß auf die Praxis. Desto mehr Einfluß aber erhielt gegen das Ende die Chemie, die sich im Anfange des XVII. Jahrhunderts fast in allen Ländern der Herrschaft bemächtigte. **Mayern**, **Riverius** und **Helmont** waren die Vormänner: aber zu gleicher Zeit lebten auch **Sanctorius**, **Harvay** und **Baco**, die wir die Väter eigner Versuche und Beobachtungen nennen möchten. Aber wie es geht, die Theorie faßt schneller Wurzel, als die langsame Erfahrung. Die Chemisten kamen den Versuchern weit zuvor, weil ihr Weg leichter schien. Doch dies gehört ins nächste Jahrhundert, worinn Wahrheit und Irrthum, Erfahrungen und Hypothesen ein sonderbares Spiel begonnen.

Buch *VIII.* Das 17te Jahrhundert, (eigentlich nur das erste Viertel desselben) Hr. von H. entwirft ein Bild der Medicin fürs ganze Jahrhundert. In

Im Süden hatten die Galeniſten und im Norden die
miſten die Oberhand. Doch zeigte Harvey den Umlauf
Bluts, und darüber änderte ſich die Theorie der Ernäh-
g und der Fieber. Helmont ſtürzte die bisherigen Theo-
nieder. Die Sylvianer, die des Carres und Hel-
nts Sätze vereinigten, führten die Theorie von Säure und
ckbrüchigkeit ein. Nun erſchien Sydenham, und beobachte-
im Geiſte des Hippokrates, und lehrte die antiphlogiſtiſche
ilart. Die Fieberrinde kam in Anſehen. Und am Ende
Jahrhunderts, waren faſt nur in Spanien noch Galeniſten.
Deutſchland und Holland hieng man dem Helmont und
lvius an, bis Boerhaave zu Anfange des XVIII Jahr-
derts, ihrer Regierung ein Ende machte. Die Anatomie,
Chemie, die Naturkunde und die Phyſik breitete ſich an-
eſſen aus, und erſchuf neue Ausſichten. Auch wurden
nkheitsgeſchichten und Leichenöffnungen genauer und häufi-
; aber die ſorgfältige Beobachtung der Krankheiten war
wenig gänge. Stahls Sekte erhob ſich zu Ende des
II Jahrhunderts; wird aber beſſer bis ins XVIII. ver-
t. (Und dies iſt von mehrern Theorien und deren Urhe-
wahr. Der Geiſt, den ſie dem Jahrhundert mittheilen,
d ſelten urplötzlich allgemein, und macht oft erſt lange nach
n Epochen in der Geſchichte. Aber für die Bibliographie
s ein anders, und wir wünſchen daher ſehr, daß künftige
chichtſchreiber die Epochen der Hallerſchen Bibliothek ja
t alle zu Epochen der Geſchichtskunde machen mögen. Das
icher die Meynung des großen Mannes ſelbſt nicht.)

Ferrands ſeltnes Werk vom Nieren- und Blaſenſteine,
bey alter Gelehrſamkeit viel Neues. Höchſtetter hat
Beſonders, und des Citois Buch von der Colik von
iton iſt eine ſeltene Erſcheinung wegen des Eigenthümli-
, das auch in ſeinen andern Werken herrſcht. Sancto-
s, ein Mann von Scharfſinn, und der ſich neue Wege bahn-
Außer ſeiner Statiſchen Medicin, iſt faſt alles von ihm
kwürdig, beſonders ſein Commentarius in I Fen. Cano-
Avicennae, worin man ſchwerlich die neuen Erfindungen
en wird, von denen es doch voll iſt. Auch iſt ſein meth.
ndorum errorum trefflich. (Er iſt ſicher der erſte, der den
der Verſuche auf eine auffallende Weiſe antrat.) Ma-
ne ein dogmatiſcher Arzt, der mit Klugheit und Dreiſtig-
die chemiſchen Mittel brauchte. Die Galeniſten in Frank-
verſcheuchten ihn nach England. (Mit ihm fängt die ia-

trochemische Sekte an, sich in einigem Glanze zu zeig
Riolan hat in seinen anatomischen Schriften vieles für
Arzt. Casp. Hofmann, der hochgelehrte, streitsüchtige A
teliker, der die Alten besser kannte als die Natur.
Greg. Horst Werke, sind mehr zahlreich als wichtig.
les (und zwar manches sehr Gute) haben wir vom Pa
däus. Viel Gutes kommt in des Zergliederers Pauw
merkungen vor. Beym Jo. Hartmann findet man die
mische Methode seiner Zeit. Dan. Sennert, der die
kannte, selbst beobachtete, und die Chemisten nicht verac
suchte die Sekten seiner Zeit zu vereinigen. (Sein An
war groß und von Dauer.) Dasselbe thaten auch sein Fr
Mich. Döring, (von dem auch viele Briefe unter
Sennert seinen sich finden) Reneaume u. a. (Und
charakterisirt hinfort die Aerzte, selbst die gelehrtern.
kräftigern chemischen Mittel kommen ins System, und
den gegen Zufälle und Krankheiten, aber nicht gegen die
schiedenen Ursachen, die eine und dieselbe Krankheit hat,
plicirt, und darüber empirisch und blind applicirt.) Die
hurtshelferin Bourgecis war für ihre Zeit weitsichtig. Th
Beronius ein Erzgalenist, gab doch innerlich die Tinktur
spanischen Fliegen, und empfahl Einspritzungen in die B
Vom Augelus Sala sagt man, er sey der erste unter
Chemisten gewesen, der aufgehört habe, unsinnig Zeug v
tragen. Chifflet empfahl zuerst mit den Gebrauch der
berrinde. (Er kommt hier bey 1610. vor. Die Schrift,
in er die Fieberrinde empfiehlt, ist aber erst von 1653.
ist dies der Geschichte wegen wohl zu unterscheiden.)
Chanvels B. von Pocken, ist viel für diese Zeiten Ne
Sebitz häufige Schriften haben wenig Eigenes. Vl. Wo
Arnisäus und Casp. Bartholin, des Fabricius Sch
und Vater der medicinischen Familie, der aus einem Profe
der Medicin, Professor der Theologie ward, waren um
Zeit die ersten großen Aerzte in Dännemark. Aus H
nungs Sammlung von Briefen deutscher Aerzte, lernt
am besten den Zustand der Kunst. Joh. Rud. Came
rius, auch ein Stammvater einer medicinischen Fam
Joh. Bapt. Cortesius der Wundarzt, hat manches S
bemerkte, auch eine schnell erstickende Bräune, die ärger,
die Pest wegraffte, und den Schlund mit dem Brande, b
tete. Perez de Herrera ein Spanier, schrieb von de
den damals an vielen Orten tödtlichen Krankheit, wie

Sg

gambari zu Napoli. Burser der Botanist, glaubte, den Petechien würden gelinde Abführungen nutzen, wenn n sie nur geben dürfte. (So schwitzte man damals schon, schwitzt noch.) Barth. Paschetti ein guter Beobachter, , was er sah, anmerkte. Poterie und Minderer sind Erfinder eigner Arzneyen bekannt. Weitläuftig vom Bail , wie ers auch verdient. Er ist ganz Hippokratisch, icht bloß an Kenntniß, sondern auch am Geist) erklärt cklich die dunkeln Stellen aus eigner Beobachtung, und des Guten und Eignen so viel, daß selbst Hr. v. H. sagt, könne nicht alles ausmerken. Seine Schriften kamen erst Jahre nach seinem Tode heraus. Er selbst starb 1616. hohen Jahren. (Er gehört eigentlich zur hippokratischen hule des vorigen Buchs, und Recensent stimmt aus eigner berzeugung den Lobsprüchen bey, die ihm Hr. v. H. beylegt. s zum Sydenham ist er der größte Arzt. Um besser zu bachten, verbat er sich die Ehrenstellen des Hofes.) Riviere glücklicher Praktikus, kurz in der Beschreibung und um- dlich in der Cur, durch den es der chemiatrischen Sekte lich gelang, zu Montpellier sich einer Katheder zu bemäch- en. Er hat sonst manches Eigne. Colle zu Padua war h ein Arabist. Salzmann hat verschiedene Leichenöffnun- . Fludd mischt doch manche nützliche Gedanken seinen enkreuzerischen Schriften mit ein. Karl Piso (Pois) freylich seine Hypothesen, und will fast alle Krankheiten Ablagern des Blutwassers ableiten; bleibt aber doch im- r ein sehr scharfsinniger Arzt, und hat sehr nützliche Beob- tungen. Ein Auszug aus desselben wenig bekanntem fran- schen Werke von Bauchflüssen, worin er viel Nützliches damals völlig Neues sagt. Der Zergliederer Adr. oiegel und M. Ant. Tostus haben mehr Eigenes, als meisten ihrer Zeitgenossen. Der letztere unterscheidet den artigen Carbunkel vom Pestcarbunkel, und brauchte in einer gengentzündung, die ein Rothlauf der Lunge war, außer Blutlassen, Schnee und kühlende Mittel. Pet. Castel- zu Messina ist in seinen zahlreichen Werken voll von Brech- starken chemischen Mitteln. (Mit ihm und um diese Zeit tet sich auch in Italien der Chemismus aus.) Bartoletti die galenische und hermetische Curart vereinigen; hat h viel wichtige Leichenöffnungen. Joh. Henr. Meiboms Moreaus Schriften, sind voll Gelehrsamkeit. Cam- nella macht sich seine Theorien; findet aber doch, das

Fieber sey ein Werk der sich selbst helfenden Natur. Des **Labadie** Bemerkungen von der Pest sind wegen der vielen Leichenöffnungen merkwürdig. **Paul Zachias** hat doch eigene Anmerkungen seinem großen Werke eingemischt, auch **Henr. v. Heers**, der vom Spawasser geschrieben hat. **Prosp. Martianus** ist wegen seiner unumschränkten Verehrung für den **Hippokrates** merkwürdig. Sehr empfiehlt der Hr. v. H. die sorgfältige Lesung des Kanzlers **Baco**. Das Buch geht mit 1623. zu Ende.

Buch *VIII.* von **Helmont** überschrieben. Es folgen traurige Zeiten. Deutschland wird durch den langen Krieg verwüstet, und kein Fürst unterstützt die Wissenschaften. Man studirt den **Hippokrates** so wenig, als man sorgfältig beobachtet, und selbst die Chemisten, deren alle Höfe voll sind, arten soweit aus, daß sie mit Vernachläßigung des genauen Erforschens der Krankheit, der Diät und der angemessenen Cur, ihr ganzes Vertrauen auf ein specifisches Medicament setzen, das ihnen das Laboratorium hergeben muß. (Dies Jahrhundert ist für alle Wissenschaften traurig geworden. Und doch leben in demselben die ersten Muster eignen Denkens und eigner Beobachtung. Der Forschungsgeist hatte sich an den Alten müde commentirt, und fieng an, von Nachbetern gesättigt, sich neue Bahnen zu öffnen.)

Von **Helmont**, ein Mann von einiger anatomischen und vieler chemischen Kenntniß, der selbst Versuche über die Natur der Krankheiten machte, trat um diese Zeit auf, und rügte mit allem Scharfsinn, dessen er viel hatte, die Hypotheſen der galenischen Sekte so ernstlich, daß sie seitdem kein Glück gemacht haben. Er führte aber dagegen andre Hypotheſen von Archäen und Fermenten ein, und pries mancherley hitzige oder specifische Mittel an, wie er denn darüber und über seine glückliche Curen, äußerst vielversprechend und ruhmredig war. Sein **Gas** oder Geist des Wassers ist der Neuern fixe Luft, sein **Blas** aus der Auflösung der Wasser, die sein Hauptelement war, giebt die Fermente, und sein **Archäus** ist der Vorläufer der Stahlischen Seele; er fand (wie **la Caze**) den Sitz der Empfindung und des Verstandes in der Herzgrube. Hr. v. H. giebt auf 11 Seiten einen schönen Auszug des vielen Besondern aus den Schriften des so sehr merkwürdigen Mannes. Der gelehrte und sehr scharfsichtige Kritikus **Th. Reineſius** und **Joh. Rhodius**, ein Däne, der zu Padua lebte, waren Aerzte vom alten Schrote. Doch

hat

Rhodius das Neue auch seiner Zeiten gut gesammelt.
moniere von der Ruhr zu Lion hat eigne Beobachtungen:
Salmuth, der viel Seltnes, auch manche Leichenöff-
gen hat. Des Harvei in diese Zeit fallende Entdeckung
Umlaufe des Bluts, trug viel zur Verlassung der alten
othesen bey. (Gewiß nebst andern anatomischen und phy-
en Erfahrungen in der Länge, und nur erst spät, mehr als
monts großentheils unverständliche Widerlegungen und
suche. Harvey ward daher auch von den Galenisten
fer angegriffen, als Helmont selbst. Seine Versuche
undeten das System tiefer.) Werner Rolfinks Name
ast vergessen, weil er eigentlich keine eigene Vorschritte ge-
hat, und doch war er fast allgemein gelehrt, unterrich-
sehr gut, und stiftete ein anatomisches Theater, ein Labo-
rium und einen botanischen Garten in Jena. Guy Pa-
ist durch seine Bibliothek, durch seinen Briefwechsel und
h seinen kaustischen Witz mehr berühmt, als durch seine
icinischen Schriften. Er haßte vornehmlich die Mönche,
Hofleute, die Chemisten und den Card. Mazarin. Aus
fers Herkules lernt man die gemeine Heilart der Zeit,
aus dem Zacutus nur zu oft den Großsprecher, der sei-
Heilungen zusetzt. M. Aur. Severinus war als Ge-
rzt eben so kräftig und durchsetzend, wie er als Heilarzt
erwies. In des Saumaise Commentarien u. a. Schrif-
ist viel für den altgelehrten Arzt, dergleichen auch und viel
icinische Litteratur in des van der Linden Werken, der
einem hippokratischen Arzte zur chemischen Schule über-
g, und da ihn eine Brustentzündung ergriff, zur Ehre der-
n starb, weil er das Blutlassen versäumte. Primirose
eb gut wider die Vorurtheile seiner Zeit; aber leider auch
st gegen den Harvey. In des Bischof zu Padua Tho-
sinus Schriften ist auch vieles zur medicinischen Litteratur.
teratur ist überhaupt viel um diese Zeit, und wie fast aller-
en Vorläuferin des eignen Denkens.) Timäus von Gül-
klee hat viel Unglaubliches und Abergläubiges. In des
teyn verschiedenen Werken, kommen manche eigne Be-
tungen vor; auch beym Waläus, der sich des Harvey
stig annahm, und Joh. Nardius. Beverwyck ein be-
er Arzt und nützlicher Schriftsteller. Vinc. Baronius
rieb den Bruststich 1633, besser, als man damals pflegte.
o. Schröders pharmaceutisches Werk ist lange klassisch
esen. Der Polyhistor Conring war es auch sehr in seiner

Kunst. Dies Buch reicht bis ans Jahr 1637. wieder nur 14. Jahre.

Buch IX. Fr. Sylvius de le Boe, ist die Ueberschrift des Buchs. Sylvius, der mit anatomischen und chemischen Kenntnissen ausgerüstet, und mit einem systematischen Genie, auch vieler Wohlredenheit begabt war, zog viel Schüler nach Leiden, die erst in Holland und nachwärts in ganz Europa sein System gänge machten. Er folgte am nächsten dem Helmont, nahm zwar nicht Archäen; aber doch dessen Fermente an, fand in der Galle und dem pankreatischen Safte die Ursache vieler Krankheiten, und schrieb die hitzigen Krankheiten fast alle einer Säure zu, gegen die und gegen die zurückgetretene Ausdampfung er denn auch seine alkalischen, flüchtigen und diaphoretischen Mittel richtete. Dem Mohnsafte war er sehr gewogen.

Vom Peirescius und Wesling, die um diese Zeit starben. Joh. Dan. Horst hat doch einiges Eigne, auch Langelot, Volkammer. Chartier gab auf eigene große Kosten seinen Hippokrates und Galenus heraus. Thom. Bartholin fängt an, berühmt zu werden, und sich als Zergliederer, Litterator, Arzt und Sammler zu zeigen. Sehr umständlich das Wichtige aus dessen Sammlungen, die voll seltener Fälle und Leichenöffnungen sind, wobey der Hr. v. H. sich wundert, daß er bey Untergrabung der Theorien seiner Zeit nicht mehr Feinde gehabt. Eben so wichtig und in einen weit kleinern Raum beschränkt, sind die Bemerkungen des Tulpius, Burgermeister zu Amsterdam, dessen Muth seine Bürger zur Rettung des Vaterlandes belebte. Schneider, der Wittenbergische Professor, hat wenig Eigenes; aber vieles Gute aus den italienischen Aerzten des 15ten und 16ten Jahrhunderts in seine Schriften eingewebt. Vom leichtgläubigen P. Kircher. Merklin ist ein besserer Litterator als Beobachter. Panarolus hat doch viel Merkwürdiges. Bontius Schriften sind um so mehr wichtig, da man in den heißen Klimaten so wenig Leichenöffnungen vorzunehmen pflegt. Van der Heyde war ein wirklich denkender Praktikus, der über die Bauchflüsse und Fieber viel Unerhörtes sagte. Eben so Fueldez, ein wenig bekannter Arzt, über die Pocken. Vom Badus, der mit vielem Eifer die Heilkräfte der Fieberrinde vertheidigte. Moritz Hofmann und Joh. Sculteus, beyde auch gute Aerzte. Diemerbröck fällt auch in diese Zeit. Er war nicht über seine Zeiten hin; sah und bemerkte

kte aber doch vieles. Brown widersetzte sich den Vorur-
len seiner Zeit, die man jetzt kaum mehr kennt. Mit dem
hre 1647. bricht Hr. v. H. das IX Buch, das bis auf
denham gehen sollte, ab, und endet Band II.

Folgende wenige Anmerkungen fügen wir nur noch bey.
477. Grünbeck (nicht Grunspeck) war ein Priester und
erlicher Sekretair; aber kein Arzt. S. 479. Widmann
erst Leibarzt (Physicus, so hieß es damals) des Markgra-
von Baden, und nachher Professor in Tübingen. S. 480.
n des Pintor Werk giebt Sanhez in seinem letzten Bu-
noch genauere Nachricht, als selbst der Besitzer desselben,
tunni. Geo. Valla S. 488. und Geo. Vella S. 501.
inen wohl ein und derselbe zu seyn, wie auch schon Astrüc
hmaßet. Von des Champier Schriften S. 494. hat
. eine Sammlung vor Augen, die zu Lyon, impensis
ph. Guegnardi et Iac. Huguetani (des ersten vermuthlich
der Buchdruckerfamilie, die nachher im Norden mit dem
afen Güldenstein ausgegangen ist) 1507. in klein Folio
ausgekommen ist. S. 17. der Gonzalo Hernandez ist
bekannte Oviedo, dessen größeres Werk 1535. nicht
24. herausgekommen ist. S. 20. ist das Werk des Carda-
s de aqua et aethere, das wichtigste in seinen opusculis,
n Titel nach ausgelassen. Den Inhalt berührt Hr. v. H.
n Theil. S. 28. vom Amatus Lusitanus ersten 4 Centu-
n ist schon Basel 1556. in Fol. eine Ausgabe da, und S.
von des Chartier Ausgabe des Hollerius eine zu Köln
23. 4. S. 123. von des Fr. Vallesius comm. in Hipp.
hor. u. s. w. ist noch eine ältere spanische Ausgabe, und
131. vom Hippokrates des Foesius eine Erf. 1624.
126. die IV (nicht VI) Bücher des Porta von der
hysiognomie, sind auch zu Bern 1601. 8. gedruckt. S. 171.
Merkurialis Praelect. Patauin. die vollständigere Aus-
e ist Venedig 1617. nicht 1627. abgedruckt. S. 186. des
ercatus Werke sind eigentlich vom Zachar. Pakbenius
ausgegeben. Beyer hat nur die Vorrede gemacht. S.
4. soll die 6te Ausgabe der forestischen Observationen wohl
von 1614. seyn. Vom Sallus Diversus sind die neue-
n Ausgaben Harderwyck 1656. und Amsterdam 1681. 8.
ch diese Art Zusätze und manche Fehler in den Zahlen,
rden uns zu weit führen. Sie sind nicht zu vermeiden,
können durch den verbundnen Fleiß vieler verbessert wer-
n. Das neuere Werk des Goulin ist zu dem gegenwärtigen

schon ein großer Beytrag. Genug, daß wir Hoffnung hab
eine vollständige medicinische Bibliothek zu erhalten, wo
es uns so sehr fehlte; die aber nun durch den Tod des gr
Mannes unterbrochen worden, der fast ein halbes Jahrhun
lang, die Ehre unserer Kunst gewesen ist, die er fast in je
ihrer vielen Zweige verbessert und bereichert hat.

Bibliotheca anatomica etc. auctore *Alberto Haller* etc. *Tomus II. ab a.* 1701 ad 1776. guri Orell, etc. et. soc. 1777. 870. S. 4.

Buch VIII. die gelehrtere Anatomie (so ist die Ue
schrift) sollte billig mit Morgagni anfangen, der
erst die Verschiedenheiten verglichen, und zuerst fleißiges L
mit häufigem eigenen Zergliedern verbunden hat. Die M
war schuld, daß man gerade mit 1700 enden mußte.

Pachioni Fleiß im Zeichnen der harten Hirnhaut,
sie mit Muskularkräften zu belegen. H. von Deventer
in der Anatomie der Geburtstheile manches berichtigt. L
Lemery und Düverney, von dem Garengeot man
entlehnt hat. Drake's Anthropologie hat ihren eigentli
Werth von seines Freundes Cowper Kupfertafeln. Von
altgelehrten Mead und Freind. Palfyn reisete fast jähr
von Gent nach Leiden und Paris, und gab seinen Schri
durch die da gelernten Bemerkunen einen Werth. Wolf
Philosoph, brachte viel Anatomisches in die Physiologie;
te er nur aus bessern Quellen geschöpft. Die großen Verd
ste des Valsalva, die durch seinen noch größern Schüler M
gagni ans Licht gebracht worden. (die vielen Leichenöffn
gen, die Morgagni seinem großen Werke eingeschaltet, n
zu vergessen.) Santorini ist der feinste Zergliederer, den
die Neuern nicht haben erreichen können. Vom Jak. D
glas haben wir nur wenig; aber sehr genau. Das Me
und besonders sein großes Werk von den Knochen ist verlo
gegangen. H. v. H. hat ihn gekannt und bewundert.

Morgagni, ein Mann voll alter Gelehrsamkeit und
ausnehmendem Gedächtnisse, der fleißigste und scharfsichti
Zergliederer, war der erste, der aus Vergleichung der vielfa
gen Abweichungen den gewöhnlichen Bau der Theile festse
Abr. Vater, Ruyschens Schüler, hat wenigres; aber
Gutes hinterlassen. Desto mehr, auch viel Gutes, hat

r, ein zu seiner Zeit großer Name. Cheyne, Heucher
d die Stahlianer Gölike, Alberti, Gohl, sind mehr
yſiologen. Vom Reaumur und dessen Verdiensten um
Naturgeschichte der Insecten. Vieles, was er auch über
dre Classen der Thiere gesammelt und gearbeitet hatte, ist in
üffons Hände gekommen. Blair hat verschiedene Zer-
derungen. Arbuthnot zeigt, daß es mit der Sanctorischen
sdämpfung zu weit getrieben werde. Vom Franc. Petit
den wir viel Sorgfältiges in der Anatomie: vom Astruc
hr Gelehrtes und Physiologisches. Winslow's Verdienst
ein Fleiß, und daß er zuerst recht jeden Theil in seiner Lage
d im Zusammenhange mit den benachbarten zeichnete; auch
weichen Theile meistens im Wasser betrachtete, worin das
ine sich deutlicher darstellt. Manches Neue seines großen
erks hat H. v. H. nachher in den nachgelassenen Schriften
: du Verney gefunden. Er dachte noch auf ein größeres
erk, davon dies nur ein Auszug seyn sollte. Bapt. Bian-
i zu Turin wird mit Sim. Bianchi, der sich auch Janus
ancus nannte, zu oft verwechselt. Morgagni widerlegte
selben Sätze in der Geschichte der Leber; auch sind die Ab-
dungen in diesem Werke so wenig treu, als die von Leibes-
ichten u. a. beym Manget. Auch schrieb er gegen die Reiz-
rkeit des H. v. H. Sein bestes Werk ist die Geschichte einer
eyköpfigen Mißgestalt. Des Gr. Marsigli Entdeckungen
der Naturgeschichte, der Seethiere besonders. Cesel-
ensStiche sind fast alle gut, besonders die größern Knochen.
n seiner Anatomie haben die verschiedene Ausgaben verschiedne
dre Kupfer, und die letzte gar andre, als die vorigen. Der
ißige Zergliederer Walther. Er hat viel damals weniger
kanntes; doch sind seine Stiche oft nicht sauber genug. Von
s Muys großem Werke über die Muskeln ist nur der erste
heil ans Licht gekommen. Die Abbildungen sind gut. Trew
t viel geleistet; aber zu viel übernommen, um alles vollenden
können. Vom Comm. Litter. Noric. war er der Haupt-
rfasser. Platner hat eigens die Anatomie nicht so sehr be-
ichert, als er sie mit der Chirurgie verband. Schwenkens
ersuche mit dem Blute. Helvetius hat das Seine fast
os aus Winslow. Woodward, der aus einem Leinwand-
ändler ein Naturalist und ein Arzt ward, sah die Reitzbarkeit
r Muskeln und des Herzens im abgestorbenen Thiere, und
aß, nach weggenommenem Hirne, noch Empfindung. Ge-
üths- und Blutbewegung übrig bleibe. Joblots Abbildun-

gen sind nicht treu; doch sah er die Infusionsthierchen. Manchärts wichtige Probeschriften.

Buch IX. Die zur **Vollkommenheit** gediehene Anatomie hebt billig mit **Bernh. Siegfr. Albinus** an, den **Boerhave** in einem Alter von kaum 20 Jahren würdig sprach, Prof. der Anatomie zu werden, dem ununterbrochne 50 Jahre kein anders, als dies Geschäft, oblag und dessen eisernem Fleiß die besten Zeichner zu Hülfe kamen. In der Geschichte der Knochen und Muskeln übertrifft er alle seine Vorgänger, und auch über den Bau der Eingeweide hat er vieles richtiger gesehen. Ueber die Streitigkeiten zwischen ihm und dem V. mit lobenswürdiger Mäßigung. Von **Kulmus** haben wir manches Gute Anatomische, und von **Schulz** hal. physiologisches, auch **Michelotti** über die Secretion. Vom Erzsammler **Mart. Schurig** werden nur 7 Werke angeführt. Es sind aber noch mehr heraus, als Chylologia Dresd. 1725. Lithologia ib. 1744. und Embryologia ib. 1732. 4. Bey Gelegenheit von **Christ. Albinus**, des Großen Bruder, wird desselben seltener Krankheit erwähnt, die ihn auch endlich durch eine Abzehrung todtete, ein so zartes Gehör, daß ihm auch die entferntesten und leisesten Töne unerträgliche Beschwerden verursachten. **Senacs** großer Fleiß im Tr. vom Herzen. Er widerlegte mit Härte, die er gemildert hätte, wenn sein Tod der neuen Ausgabe nicht zuvorgekommen wäre. **Geo. Martine**, einer der besten Jatromathematiker, hat über des **Eustachius** Kupfer nützliche Anmerkungen herausgegeben. **Morgan** besaß mehr Scharfsinn, als richtige und genaue anatomisch Kenntniß, fast wie in der Religion. Von **Düvernoi** großem Fleiße, der des H. v. **Haller** erster Lehrer war. **Alex. Monro's** große Verdienste. **Hunauld**, ein feiner Zergliederer. **Simson** hat viel besonders. **Sim. Joh. Bianchi** ist der Naturalist, der sich **Janus Plancus** zu nennen pflegte. Des Priesters **Hales** Versuche sind von grossem Nutzen in der Physiologie. Sehr umständlich und sanft von **Hamberger**.

Hallers eignes Leben. **Albinus** zeigte nur das Gröbere der Anatomie: das Feinere und die Einsprützungen hielt er geheim. **Jak. Douglas** wollte ihn zu seinem Mitgehülfen annehmen. Aus Paris mußte er flüchten, weil er Leichname ausgrub, und die Policey ihn sonst vielleicht auf die Galeeren geschickt hätte, das übrige ist bekannt. **Schreibers** Versuche, eine ganz Wolfianische Medicin zu schreiben. **Nichols**,

Stahlianer, ward durch seine schönen Einspritzungen be-
hmt. Weitbrechts bekanntes Werk war einzig (und ists
ch) und vortrefflich, wenns der Kupferstecher nur immer
ch gewesen wäre. Alex. Stuart, ein starkdenkender Phy-
log. Cassebohm, einer der besten Zergliederer, von des-
ben werth. sec. besitzt H. v. H. ein Mspt, das viel vollstan-
ger ist. Es enthält auch die Osteologie, und mancherley mehr,
s in dem gedruckten Werke fehlt, selbst in den neuesten Aus-
ben fehlt die Osteologie.) Quesnai zeichnet sich hier, wie
der Politik, mehr durch Raisonnements, als durch Beobach-
ngen aus; aber Pringle sehr in letztern hier, wie in allen
veigen der Medicin. Was beyläufig die Naturalisten, als
lein, Baster, Selle, Seba, Linne, du Hamel,
anov, Baker, Lesser, Barrere u. a. oder die prakti-
en Aerzte, als Molinelli, Tacconi, Werlhof, Brow-
, Langrish, Lobb, Pasta, Brendel u. a. oder die
undärzte, als Baß, Uylhorn, Titsing, Henkel, Brom-
ld, Schlichting u. a. geleistet, wird genau angezeigt.
on Bergen, Crell, Langguth sind durch viel kleine,
istens gute physiologische Probeschriften bekannt. Bryan
obinson, einer der besten mathematischen Aerzte, ist doch
cht frey von Hypothesen. Pozzi hat verschiedenes Eigene.
errein hat dergl. auch vieles, außer seinem neuen System
n der Stimme. Porterfield, ein mathematischer Stah-
ner, und das war auch Sauvages, der mathematische Me-
ode mit seinem System verband. Huber und Büttner,
ben gute Zergliederer, ebenfals Hebenstreit, der auch als
aturalist und in der gerichtlichen Arzneykunde seine guten
erdienste hat. Günz verband eben, wie Hebenstreit, viel
te Kenntnisse mit neuer genauer Anatomie. Verdiers Ana-
mie ist durch derselben neuerlichen Herausgeber Sabatier
st wichtig worden. Lieutaud schreibt nicht der Mode nach,
ie Disdier u. a. Franzosen seinen Winslow aus, beob-
htet selbst, und hat hier einen hohen Rang, Böhmers
ute Schriften. Er sah schon des Hunter membrana cadu-
a. Ludwig hat in unserm Fache manches geleistet, wie
uch Raauw Boerhave. Von le Cat umständlich. Er
at manches gesehen, und manches übersehen, oder doch nicht
enau genug. Er war voll Witz und Anmaaßung und zu Hy-
othesen geneigt. Die Kopfmuskeln des Courcelles sind bes-
r gestochen, als die von der Fußsole. Lieberkühn über-
rifft alle seine Zeitgenossen in der Kunst, die feinsten Theile

einzu-

einzuſprützen, entblößt darzuſtellen, und in dauerhafte M
rien abzudrucken. Des Pater **Bertier** Verſuche fallen ſo a
wie ſie gerade bey niemand ausgefallen ſind. Die Str
ſchriften über die Lungenprobe, die **Idema** verwarf. Clif
Wintringham iſt gleich glücklich in Verſuchen und in Sch
ſen. **Bertins** vortreffliche Oſteologie u. a. Schriften. P
ſons hat viel phyſiologiſches geſchrieben. In ſeiner Phy
gnomie erklärt er das Spiel der Geſichtsmuſkeln. Ant.
cit hat **Palfyns** Anatomie erſt nützlich gemacht. Ueber
verſpäteten Geburten. **Fabricius** zu Helmſtädt gute Ben
kungen, auch **Herissants**, **Schmiedels** und **Eiſenman**
Des **Bordeu** Anmaßungen und theoretiſche Sonderbarkeit
(Hr. v. H. führt von den Recherches ſur le pouls nur 2 D
le 1768. an. Es iſt aber 1772. noch ein dritter Theil
zwey Bänden mit einer dritten Ausgabe der beyden erſten
ausgekommen, und der Herausgeber, H. de **Marque**, ſa
es ſey ſchon Stoff zum vierten vorräthig, von dem aber
noch nichts bekannt iſt. Im erſten Bande des III. Th
werden die Urtheile der Aerzte über die neuen Pulsarten f
geſetzt; im zweyten findet ſich die heftige Schrift des H
Soleilhet gegen **de Haen**, die zum Theil voll unange
mer. Anecdoten iſt, und auch lateiniſch zu Wien herauska
mit des de **Marque** Zuſätzen. Von eben ihm ſcheint a
die andere Abhandl. über die kritiſchen Schweiße und de
Puls zu ſeyn, auch eben gegen **de Haen**. In den Zuſä
erwähnt Hr. v. H. aber doch noch, wie Rec. nachher ſie
des III. Bandes von 1774. (1772.) aber ſo, daß dieſer
ſatz nicht vergeblich iſt.) Mit Recht erhält **Bonnet**, der
taphyſiker, eine wichtige Stelle unter den Phyſiologen,
neben ihm Turberville **Needham** und der Gr. **Büffon**
ſeinem Gehülfen, dem eigentlichen Zergliederer d'**Aubent**

Wilh. Hunter, der große Zergliederer, der auch in
talliſchen Einſpritzungen **Lieberkühn** gleich kommt.
Kupfer der Bärmutter hatte Hr. von H. erſt beym Schl
des Werks geſehen, und wollte ſie in einem Auctario anzeig
das nun leider! nicht ſtatt haben wird. Die Beobachtu
vom Steigen und Fallen des Hirns nach Maasgabe des Od
hohlens, möchte **Lamure** gern bevor dem H. v. H. gema
haben. **La Mettrie**, aller Religion, alles Guten und a
Verdienſte feind. Im **le Camus**, ſagt Hr. v. H. ſehr g
erkennt man den Dichter. **Trembleys** wichtige Entdeck
gen über die Polypen, und des **de Geer** von Inſecten. K

ge

ers, Nikolai, Meifelds, Eberhards Bemühungen, urch die Metaphysik die Physiologie aufzuklären. Die Kunst s Gautier d'Agoti, die Theile des Körpers durch 4 Far- n illuminirt darzustellen. Man muß ihm die Gerechtigkeit ssen, er habe meistens alles nach der Natur gezeichnet; aber genauen Ausdruck der feinsten Theile übertrifft unser Jahr- ndert ihn sehr. Die Frucht glaubt er schon im männlichen aamen zu erkennen, wenn man ihn in kaltes Wasser thut. r meynt Taube unterrichten zu können, wenn der Redende n Kinn an den Hinterkopf des Tauben anlegt. Winks zu otterdam anatom. Beschreibung ist besonders in den Blutge- ßen sehr richtig und brauchbar; aber schier unbekannt geblie- n. Kratzensteins Schriften. Er, oder vielmehr Schön- eider, sein Respondent, hat den natürlichen Pulsschlag r Grönländer nur zwischen 30 und 40 in der Minute ge- nden. Des Sue Verdienste mancher Art. Seine osteolo- schen Kupferstiche zum Monro, sind das erste anatomische upferwerk in Frankreich von einiger Wichtigkeit.

Camper, ein großer Zergliederer, mit scharfer Denk- aft. Seine vielfachen Entdeckungen. Eschenbach hat ch manches Eigene. Die anatom. Beschreibung desselben sonst fast ganz aus dem Winslow, und die Stiche nach m Kulmus. Von Rösels vortrefflichem Werke. Mosca Neapoli, kein gemeiner Autor, setzt in der Luft das Grund- esen der Nerven und des Lebens. Withof, (Prof. zu amm, nicht zu Duisburg,) über das Haar, die Zeugung, u. w. Condillac und Pernetti sind reich an Witz und Muth- aßungen, wie der fromme Materialist Dav. Hartley. De- us hat manches Physiologische, wie auch in ihren chirurgi- hen Werken, Louis, Levret, Benevoli, Kaltschmidt, rnauld, Bertrandi u. a. Mekel, einer der ersten Zer- liederer, besonders in Verfolgung der Nerven. Tarin hat cht so viel Eigenes, als daß er die Ausbreitung anatomi- her Kenntnisse befördert. Von ihm ist das Anatomische in r Encyklopädie. Lorry über den Sanctorius, und über e Reizbarkeit. Hewermann zergliederte selbst, und hat sein igenes. Zinn war einer der genauesten Zergliederer, so uch Trendelenburg. Der Verächter der Anatomie, la aze, hat doch für seine Hypothesen Anhänger gefunden. öderer, scharfsichtig im Beobachten, wie scharfsinnig im chließen, starb wie Zinn und Janke, für die Anatomie früh. Was die Naturkündiger, Hill, Donati, Ellis, Schäf-

Schäffer, Gronov, Ledermüller, Adanson, Pallas, de Tarre, Houttuyn, v. Gleichen, Fermin, Müller, zur Physiologie und Anatomie beygetragen; auch die mit Recht zu Ehren gekommenen Viehärzte, Bourgelat, Gibson, Sind, la Fosse, Pitter, u. a. Pallucci hat in seinen chirurgischen Schriften immer viel Anatomisches, auch Warner, Job. Douglas, Perc. Pott, Gooch, u. a. Aurivillius, van Doeveren, Kol. Martin und dessen Sohn, Anton, Klinkosch, u. a. Zergliederer der neuesten Zeit. Rob. Whytt, ein scharfsinniger Stahlianer und etwas harter Streiter, ist mehr durch Versuche und Schlüsse, als Zergliederung merkwürdig. Doch treibt seine Sele ihr Werk im Körper nicht nach Absichten, sondern nach den Gesetzen des Reizes. Der Priester la Lande de Lignat ist der Verf. der Lettres à un Americain, die gegen Büffon, Needham und Condillac geschrieben sind. Des Smellie Schriften und Kupfertafeln, der 280 mal seine Hebammenkunst gelesen hatte. Krause, Müller, Barthez u. a. gute physiologische Versuche. Donald Monro hat hier etwas: sehr viel Alex. Monro, beyde des ältern Alex. Söhne, geleistet. Eben so Caldani, einer der stärksten Verfechter der Hallerschen Sätze. Einiges Eigene hat auch Jenty. Walther hat vieles, bis auf das Kleinste, genau beobachtet. Auch Cigna wird gerühmt, und Bordenave. Cigna macht eine Anmerkung, der Hr. v. H. seinen Beyfall giebt. Des Hrn. v. H. Versuche über die Reizbarkeit und Empfindlichkeit erschütterten so sehr die Grundfeste der Stahlischen Hypothesen, daß sich darüber die ganze Kraft dieser Secte gegen den Hrn. v. H. verwendete. (Das dünkt Rec. nicht der Fall zu seyn. Des Hrn. v. H. Versuche werden wohl stehen und wichtig bleiben; aber die Folgen nicht, die Theorie nicht. Die Würde des Nervensystems ist in neuern Zeiten so anerkannt und so hoch gehaben worden, daß selbst durch Hallersche Versuche die mechanische Schule verloren, und die organische oder stahlische gewonnen hat, da sie die stahlische Sele in Nervengeister, oder wie mans nennen will, verwandelte. Man vergleiche nur die Schritte, die Whytt, la Caze, und Unzer, ob wohl auf gar verschiedenen Wegen gethan haben. Die den Nerven abgesprochene Reizbarkeit ist wohl der Hauptpunkt. Man wird sie der Muskelfaser nicht lassen wollen.) De Haen hat auch um die Physiologie seine Verdienste, und die bekannten Streitigkeiten werden ohne Unwillen berührt. Des

Arzes

gts **Reimarus** Schrift von den Pflanzenthieren S. 544. der Anhang zu seines Vaters des Prof. **Reimarus** Betr. r die besondern thierischen Kunsttriebe, deren weder hier h S. 570. wo von den allg. Betr. über die Kunsttriebe die de ist, eigentlich Erwähnung geschieht. **Wolffs** Zeugungs- rie s. w. wird mit Ehren gedacht, wie auch des Fe- **Fontana** zu Pisa, von dem wir schöne Stiche über Muskeln und Nerven des Auges und den Schlund gewarten haben. **Geßner**, der Nördlingische Arzt, d **aus** Versehen Northusanus genannt. **Cotunni** Einer feinsten Zergliederer unsrer Zeiten. **Ferapie Däsien** viel Gutes bemerkt und ist V. des Dict. d' Anatomie et Physiologie. Vom sonderbaren **David**, und dessen Hy- hesen, bey denen er **le Cats** Beyfall und Tochter erhielt, **acbride's** wichtige Versuche. **Sarthophs** Lob. **Plenk** desselben Erfahr. von der vollständigen Geburt seinen hriften einverleibt, ohne ihn einmal zu nennen. **Isen- mm, Leveling, Neubauer, Lobstein, Sabatier, risberg** u. a. der neuesten Zergliederer. Aus **Spalanzani** hriften wird das hieher gehörige ausgezeichnet. **Joh. Hun- s** viele und besondere Bemerkungen. Von **Matherrs** rlesungen nicht günstig; aber sehr lobreich von **Hewsons** d **Portals**, Bemühungen. Von den scharfsinnigen Phy- logen, **Unzer, Platner, Caverhill, Alexander, Mos- ch**, u. a. Die Schriften für und gegen **Champeaux** und **issoles**, die bey Ertrunknen Schaum in der Luftröhre, und Erdrosselten Eindruck am Halse und strotzende Blutgefäße Hirns festsetzen. Einerley Buch kommt hier S. 648. 49. zweymal vor. **Gardane, Fabre** und die meisten uern Franzosen sind doch in vielem von des **la Caze** Sätzen gesteckt. (eigentlich vom neuern Stahlianismus, der in ankreich und England sichtbar um sich greift.) **Northcote** natomie und Geschichte derselben ist eine, wie die andre, l unverzeihlicher Fehler. Sehr umständlich über **Busch** T. de mechanismo organi vocis, die wichtige **Camperschs** ersuche enthalten. **Haaf** de bile und **Blumenbach** de gen. m. variet. nat. und einige andre Probeschriften. **Des Vit-** Vieharzney, ein vorzügliches Werk. **Mackkerik** leitet ne Krankheiten und deren Classen immer aus physiologischen rdersätzen her. (Eine Idee, die ihm nicht eigen; aber die r. immer für den Unterricht mehr angewandt gewünscht **Pemberton's** nach seinem Tode herausgekommene

Physiologie ist doch brauchbar und richtig. Sehr schön sind die 17. anatomischen Kupfertafeln des Santorini, die erst 1775. von Girardi zu Parma ans Licht gebracht und mit vortrefflichen Anmerkungen begleitet sind. Schwerverstehlich, aber voll schwerer und genauer Versuche ist des Mich. Troja zu Napoli Buch de nouorum ossium reparatione. Marats Werk de l' homme ist voll Metaphysik und voll Hypothesen: von beyden frey, so viel es möglich, und mit des ältern Bruders Entdeckungen und Gedanken bereichert, ist Fried. Albinus B. de natura hominis.

Mit dem Jahre 1776. schließt sich das Werk, und enthält nur noch eine Menge Berichtigungen und Zusätze für beyde Bände, deren wir noch mehr in einem Auctario zu gewarten gehabt hätten. Und wir bedauern auch von der Seite den Tod des großen Mannes. Denn bey dem weiten Umfange, den er besonders der Physiologie gab, indem er alles was nur den physischen Menschen von ferne angeht, dahin zog, und mit Recht dahin zog; bey dem Reichthume der Sachen und Schriften konnte es nicht fehlen, daß nicht in Namen und Zahlen, in Ausgaben und im Excerpte des Inhalts, eine Menge Fehler hätte einschleichen sollen, die der verbundne Fleiß vieler kaum würde haben vermeiden können. Und das ist auch sehr der Fall der Hallerschen Bibliotheken, besonders derer, die in den letzten Jahren herausgekommen sind. Wir wollen hier nur ein Exempel S. 400. anführen. Jo. Aug. Unzer, ist nie Prof. der Medicin zu Rinteln, sondern immer Praktikus in Altona gewesen. Sein Schreiben, das den Gedanken vom Schlafe und von den Träumen beygefügt ist, führt nicht den Titel, daß man ohne Kopf denken, sondern ohne Kopf empfinden könne. Die Schrift de sternutatione ist eine Inauguraldissertation, und eine andre nicht angeführte ist de nexu metaphysices cum medicina, die Halle 1749. mit dem Resp. Bolten vertheidigt ist. Seine Sammlung kleiner Schriften besteht nicht in 2, sondern in 3 Theilen. Sein Grundriß eines Lehrgebäudes über die Sinnlichkeit des thierischen Körpers, sind nur 2 Stücke aus der neuen umgearbeiteten Auflage der Wochenschrift, der Arzt, welche er damit ankündigte. Das wichtigste physiologische Werk, das er geschrieben, nämlich: die ersten Gründe einer Physiologie der eigentlich thierischen Natur thierischer Körper Leipzig 1771. 8. die erste und bisher einzige Physiologie dieser Art, fehlt ganz und gar. Dagegen

n sind die Beantwortungen der Recensionen dieses Buchs, nders der Göttingischen, die sehr wahrscheinlich den Hrn. v. ller selbst zum V. hat, welche unter dem Titel physiologi. Unterss. chungen 1773. hier erschienen, unter dem fehlerem Titel philosophische Untersuchungen angezeigt. Von Wochenschrift, der Aerzte, heißt es: passim aliqua intermunt argumenti physiologici. Es sind aber der physiolschen Abhandlungen, zumal in den erstern Theilen, sehr. Daß H. Arzet behaupte: nervos etiam extra cerebrum sentire, absque conscientia equidem, tamen commutare, ist uns unglaublich. Auch haben wir es so wenig en können, als wir es verstehen. Ueberhaupt wird es eer werden, aus dem, was von diesem Verf. angeführt ist, Hauptsinn desselben auch nur einigermaßen zu errathen.

lloge selectorum opusculorum argumenti medico-practici. Collegit et edidit *Ern. God. Baldinger*. Vol. III. Gottingae. Dieterich 1778.

Dieser Band enthält Schilling de lepra, eine seltne und merkwürdige Schrift, von der wir aber nun eine sehr mehrte Ausgabe durch Hr. Prof. Hahn in Leiden dieselbe esse erhalten haben; Platner de vi corporis in memoria; rkenbeck causa perfectae depletionis vasorum maiorum cadavere detectae; Guerike de sulphure antimonii auo liquido; Noornagel de amaurosi; Dresky de Valena officinali; und 4. akademische Probeschriften, die mit in Hallers pract. Dissert. vorkommenden Diss. des Jo. eo. Schmidt de concrementis arteri, ein vollständiges stem der Kämpfischen Methode enthalten, wie man die aus ckungen im Unterleibe entstehenden chronischen Krankheiten en solle. Diese sind: Kämpf de infarctu vasorum ventri; Koch de infarctu vasorum in infimo ventre; Elvert infarctibus venarum abdominalium internarum; Faber erior expositio meth. Kämpfianae, curandi morbos chros inueteratos, praecipue malum hypochondr. Sie wirklich ein sehr angenehmes und reichhaltiges Geschenk, so alle übrigen es auch werth sind, bekannter zu werden. e. hätte nur gewünscht, daß Hr. B. immer aus der Hallerschen Sammlung, die in vielen Händen nicht ist, die Schmidtsche

sche Diss. zugefügt hatte, um die Sammlung vollständig zu machen, so wie er auch wünscht, daß in den folgenden Bänden, die Schilingschen Zusätze (denn die Diss. selbst ist fast ungeändert abgedruckt) zu der Diss. de lepra, wie auch eben desselben seltene Schrift von den Yaws, durch diese Sammlung in mehrere Hände gebracht werden möchte.

Was Rec. übrigens dieser schätzbaren Sammlung wegen beym B. II. derselben erinnert hat, (A. d. B. XXXIII. Th. I. S. 137.) hat H. B. nicht wohl aufgenommen. Er eifert gegen eine blinde Empirie mit Recht, und zieht gegen die nasutos Criticos et Criticastros zu Felde. Wenn man indessen beydes liest, Kritik und Antwort: so sieht man, daß von dem Punkte gar die Rede nicht ist. Es war davon, ob es gut sey, weitläuftige theoretische Abhandlungen in diese praktische Sammlung, jungen Aerzten zum Besten, einzuschalten. Das widerrieth Rec.

Va.

Sammlung der neuesten gedruckten und geschriebenen Nachrichten von Magnetcuren, vorzüglich der Mesmerischen. Leipzig. Hilscher. 1778. 13 B. in 8.

Vollständig ist diese Sammlung bey weitem noch nicht, wie es gleichwohl der Sammler in der Vorrede zu glauben scheint, und wie man vielleicht Ursache hätte zu wünschen. Vermuthlich werden uns bald die immer genauern Beobachtungen der Nervenwirkungen so mancher Arzneyen und Dünste, mit den Arzneykräften der elektrischen und magnetischen Ausflüsse um soviel bekannter machen, daß man sich endlich schämen wird, ihre Anwendung in Nervenkrankheiten zu verlachen. Und ist dann die Zeit gekommen, da man ihren wahren Gebrauch kennt: so wird man mit Recht und mit Eifer dem ersten Ursprunge dieser Heilart nachspüren, und so würde eine vollständige Sammlung der allerersten Versuche und Dispute dem Forscher höchstenwünscht seyn; zumal wenn sie in chronologischer Ordnung verfaßt, und die Versuche und Schriften nicht aus Zeitungsartikeln, sondern aus den Urkunden selbst, und mit Beweisen ihrer Authenticität, entweder ganz oder Auszugsweise, und zwar ganz unpartheyisch, ohne Theilnehmung an irgend einer Seite, ohne Theorie, und lieber auch ohne Beurtheilung, mitgetheilt würden. Doch nach dieser

Anlage

lage ist nun einmal die gegenwärtige Sammlung nicht ge-
cht, und wenn man auch nur diejenigen Schriften und Ver-
e, deren in den hier gelieferten Aufsätzen hin und wieder
acht wird, (z. E. S. 98, 181, 190, 193. ꝛc.) zusam-
zählt, so sieht man sogleich, daß selbst von solchen, die
Titel verspricht, noch eine große Nachlese übrig wäre.
r nehmen sie demnach wie sie ist, und so finden wir hier
ersten ziemlich anstößigen Briefwechsel, zwischen den Hrn.
ll und **Mesmer**, Herrn **Bauers** Curgeschichte, das Ur-
l der Berlinischen Akademisten, eine Zeitungsnachricht von
jüngern Hrn. **Unzers** Schrift, das Schreiben eines Na-
orschers, die Grammannische Dissertation von **Erxleben**
nsirt, und mehrere solche Aufsätze, die bereits von uns an-
eigt worden, unter welchen doch die von Hrn. D. **Bolten**
Deimann ꝛc. mangeln. Ohne uns demnach weder bey
en noch bey vielen andern einzelnen Beobachtungen aufzu-
ten, (unter welchen die von Herrn **Fidelis Rehmann**,
57. wegen des Styls lustig zu lesen ist,) geben wir un-
Lesern nur von einem Paar noch übrigen wichtigern Sende
riben Nachricht, die wir noch nicht angezeigt haben.

Das erste, S. 63. ist ein sogenanntes Schreiben des D. **Mesmer** an die **Frankfurter**, v. 10 May 1775. dem Recensenten bisher nur aus der Gazette Salutaire amt war. H. M. vertheidigt darin seine Theorie vom thie-hen Magnetismus, und das soll uns nicht aufhalten. Aber rklärt zugleich seine **gewöhnliche** Methode mit Commu-ation und Verstärkung, die wir mittheilen müssen, ob es ch nicht sein ganzes Geheimniß ist, indem er noch andere en der Verstärkung hat, die er für sich behält. Vielleicht ß er die Kräfte des Elektricitätsträgers zu nutzen, welche, sie allerley Körpern eine beständige Richtung nach den Po-geben, von ihm wohl etwa mit den magnetischen für einer-gehalten werden mögen. Wenigstens sagt er S. 67. „er e mit der Elektrik durch eine bisher ungewöhnliche Art in rbindung mit der Magneteur, ganz besondre Entdeckungen nacht, die er auch, sobald diese Cur mehr Credit erhalten en würde, nebst vielen andern fast unglaublichen Wahr-mungen bekannt machen wolle.“ Doch dem sey wie ihm lle: hier ist das, was er seine **gewöhnliche Methode** t **Communication und Verstärkung** nennt: S. 71. Nachdem ich entdeckt habe, daß das Glas, nach diesem das ässer, die magnetische Kraft vorzüglich annimmt, und daß

diese nach dem Verhältnisse der Maaße des Wassers und der mitgetheilten Kraft verstärkt werden könne; wie auch, daß eben diese Verstärkung den Magnetismum des ganzen Körpers sowohl, als der angelegten Magneten vermehre, und also die magnetische Kraft dem Körper im erforderlichen Grade gleichförmig beyzubringen geschickt sey; so bediene ich mich mit dem besten Erfolge der magnetischen Bäder der Füße, der Hände, des ganzen Körpers; solche werden magnetisch, sobald ein bereits magnetischer Körper dieselben berühret, vorzüglich aber durch Einlegung wirklicher, mehr oder weniger starker Magneten." Der eigentliche Gebrauch dieser Bäder erhellet aus den Verordnungen, die H. M. in verschiedenen Briefen kranken Personen ertheilt hat, wovon dies das Wesentlichste ist: S. 74.

„Die Kranke soll an bestimmte Stellen des Leibes verschiedene Magneten anlegen, und sie Tag und Nacht in und außer den Paroxysmen liegen lassen. Täglich soll sie eine Stunde oder länger, in einem Fußbade von lauem Wasser sitzen, worin eine Magnetstange liegt. Wenn die Empfindung nicht sonderlich stark ist, (was für Empfindung?) kann mehr Wasser zugegossen werden. (wie viel mehr? und wie stark muß die Empfindung werden?) Man kann es kurz vor und in den Paroxysmen oft wiederholen, (wie kann man **kurz vor einem Paroxysmus oft, eine bis zwo Stunden lang,** baden, und so auch in den Paroxysmen?) dadurch wird der thierische Magnetismus sowohl, als die Kraft aller angelegten Magneten, auf einen besondern Grad verstärkt. Vor dem Bade werden die Magneten von den Füßen abgenommen, nachher aber gleich wieder angebunden. Während dem Fußbade hält die Kranke eine gläserne mit lauem Wasser gefüllte Champagnerflasche, in welcher ebenfalls eine Magnetstange liegt, mit beyden Händen fest." Einer andern Person wird S. 76. verordnet: „Sie soll täglich zweymal zwo Stunden lang, in eben dergleichen magnetischem Fußbade sitzen, und die Menge des Wassers soll täglich vermehrt werden. Dabey soll sie die magnetische Wasserflasche ebenfalls mit beyden Händen festhalten. Während dem Bade sollen die krummen Magneten von Knieen und Füßen abgenommen, und hernach sogleich wieder angelegt werden. So fährt man einige Wochen fort: doch werden die Fußbäder zur Zeit der Reinigungen ausgesetzt. Die Kranke kann an jeder Fußsohle beständig einen ovalen Magneten tragen, auch im Fußbade, in welchem Falle aber

kein

n andrer in das Badewasser zu legen ist, (weil mehrere ander in der Wirkung hindern,) sondern derselbe kann un- die gläserne Flasche gelegt werden.“ Wir geben diese Ver- nungen, wie wir sie finden — wie uns deucht, noch ziem- unbestimmt — wissen auch, daß sie H. M. jemanden, gichtische Zufälle hatte, ohngefähr eben so ertheilt hat, doch ne allen Effekt, wiewohl wir nicht dafür einstehen können, ß der Kranke alle kleine Umstände aufs genaueste befolgt be.

Das zweyte Sendschreiben, welches uns eine nähere zeige zu verdienen scheint, hat zum Verfasser den Churbaie- chen geheimen Rath, Hrn. **Peter von Osterwald**, in ünchen, vom 13 November 1776. S. 150. ꝛc. Dieser rr von 58 Jahren hatte paralytische Füße, eine Art Blind- t, die alle Gegenstände vor ihm verbarg, welche über 30 rad von der Axe des Auges entlegen waren, einen Wind- uch in der Leiste, Hämorrhoidalbeschwerden, und von Ju- ad auf einen sehr schwachen Magen. Alle diese Beschwer- n hatten im Frühjahre 1776. ihren höchsten Grad erreicht. M. nahm den Hrn. geh. Rath zu Maria Brunn in die ur, und Letzterer fieng den Gebrauch des dasigen Bades nicht er, als vier Tage nach erfolgter augenscheinlicher Besserung . Diese bestand darin, daß er einen Weg, welchen er zu r nur binnen 24 Minuten, und zwar mit vieler Müdigkeit, tte zurücklegen können, nunmehr binnen 16 Minuten in em Stücke stark marschiren konnte, und sich in seinen Fü- n und Hüften durchgehends gestärkt fand; die Blindheit ver- sich dergestalt, daß er alle Objekte, die unter 80 Grad von r Axe der geraden Gesichtslinie entfernt lagen, obwohl noch cht ganz deutlich, wieder sehen konnte, und sein Gesicht itzt st wieder eben so gut ist, wie es vor 20 Jahren gewesen; r Bruch verlor sich völlig, so daß der Hr. Patient einige age das Band ablegte, ohne daß selbst ein starkes Husten nselben wieder hervortrieb. Er gieng täglich eine Stunde ng, welches er vorher nicht zehn Minuten hätte wagen dür- n. Die güldene Ader blieb zu der sonst gewöhnlichen Zeit ne die mindeste Beschwernis äußern. Außer dieser Cur ver- chtet H. M. in Maria Brunn noch verschiedene andre, die r H. G. R. ebenfalls umständlich beschreibt. Eine an ei- m Frauenzimmer mit hysterischen Paroxysmen, eine an einer äulein, die Augenfelle hatte, eine an einem etwas verwach- nen melancholischen Kinde von 11 Jahren mit Magenweh,

eine an einem Kinde mit contrakten Knieen, eine an einer epileptischen Bäuerin, eine an einem Frauenzimmer mit Magenkrampfe, eine an einer andern, die mit Leibesverstopfung und Kopfreissen geplagt war. ꝛc. Es ist aber zu merken, daß H. M. alle diese Curen nicht durch Magnete verrichtet hat, als welche er nun gänzlich verlassen zu haben scheint; sondern vielmehr durch bloßes theils unmittelbares, theils mittelbares, auch nach Beschaffenheit der Umstände anhaltendes und wiederholtes Berühren der leidenden Theile: denn er besitzt, wie er behauptet, (und wovon er gegen eine beyderseitige Wette von hundert Ducaten (hundert Ducaten, meine Herren!) einen jeden vollkommen überzeugen will,) eine thierische magnetische Kraft, und in dem Aeußersten seiner Hände ein Paar Pole, womit er alle seine Wunder verrichtet. S. 121. Der Hr. G. R. v. O. empfand während der Cur, wie sich eine subtile Materie Stromweise auf alle seine Nerven und Muskeln, sonderlich der leidenden Theile, ergoß, und nach einigen Tagen gleich einem warmen Winde durch die Finger und Zehen mit einiger Gewalt herausstoß. Er konnte sogar diese Materie deutlich riechen, wenn M. ihm den Zeigefinger seiner rechten Hand, die Nase und den Scheitel des Kopfes vorhielt, welch' Theile des Körpers er Pole nannte. Auf dem erblindeten Theile der Augen war eine Empfindung, als wenn man mit einem zarten Pinsel, um etwas zu malen, herumführe. Obgleich H. M. zu dieser ganzen Cur keinen einzigen Eisenmagnet brauchte, so sprach er doch diesem nicht alle Kraft ab, (nicht alle ab: Er, der ihm zuvor alle Kraft zusprach;) sondern sich wenn er demselben seinen sogenannten thierischen Magnetismum mitgetheilt hat. Er billigte auch, daß der H. G. R. nach seiner Abreise zum Präservations- oder Verwahrungsmittel einige an die Füße legte. Am Ende druckt sich der H. V. ganz deutlich aus, wie folget: „Dieses ist nun alles, was ich von diesem Magnetismo aus der eignen Erfahrung behaupten kann. Es mögen nun andre dazu sagen, was sie wollen: doch dünket es mich an Philosophen eine große Thorheit zu seyn, wenn sie die Wirkungen oder Facta wegleugnen, um die Principia für Chimären zu erklären, die sie nicht begreifen können, oder nicht wollen. Eben so wie es eine Thorheit wäre, a priori Principia und Ursachen anzunehmen, wovon sich keine Wirkungen zeigen. Ich halte vielmehr dafür, daß verdate, kluge und verständige Medici sich vielmehr bemühen sollten, dem menschlichen Geschlechte zum

Besten,

sten, diesen Magnetismus, oder was es auch ist, durch sorg-
tige Untersuchungen und Beobachtungen zu prüfen und ken-
n zu lernen, nicht als ein Ding, das sie weder verstehen noch
nnen, durch ausgesuchte Widersprüche á priori zu verwer-
. Wie es ein Werk des dummen Aberglaubens ist, offen-
re Facta falschen und unbegreiflichen Ursachen und Princi-
s zuzuschreiben: eben so ist es eine gelehrte Narrheit, der-
lichen offenbare Facta bloß darum zu mißkennen und zu leug-
n, weil man sich vorgenommen hat, die Ursachen und die Prin-
pia davon schlechterdings zu verwerfen. Ich fürchte nur,
ß durch dergleichen schmähsüchtiges Betragen und voreiliges
erachten, diese wichtige Entdeckung, woran dem ganzen
enschlichen Geschlechte so vieles gelegen ist, schon in ihrer
Geburt erstickt und wiederum gänzlich verloren gehen möchte.
Man sollte vielmehr, wie ich wünsche, den Herrn D. M.
nstatt der Verfolgung, auf alle Art zu unterstützen und auf-
munteren trachten, daß er seine Versuche noch weiter treiben,
nd endlich das ganze Verhältniß, mit dem er eben wegen der
vielen Verfolgungen seiner Kunstgenossen, noch hinter dem
Berge zu halten scheint, der Welt vollkommen entdecke, da-
mit selbiges gründlicher untersucht und gemeinnütziger gemacht
werden möge."

Geschichte einer Frau, die in ihrem Unterleibe ein verhärtetes Kind 22 Jahre getragen hat, vorgelesen in der K. A. d. Wiss. zu Berlin, von Joh. Gottl. Walter. — Mit Kupfern. Berlin, bey Voß. 1778. gr. 4. 4½ Bogen.

Es ist die Beschreibung eines höchst seltenen Falles, ja, der allem Ansehen nach der Einzige ist, den man bisher beobachtet hat. Es giebt genug falsche Empfängnisse, da die Frucht im Eyerstocke oder in der Muttertrompete zurück bleibt; auch einige solche, da sie in der Höhle des Unterleibes gefunden werden. Von dieser letzten Art hat Hr. W. nur drey ofentlich beschriebene aufspühren können, die er hier recensirt, und wovon er beweiset, daß es keine wahren Empfängnisse außerhalb der Gebährmutter, sondern natürliche in der Gebährmutter gewesen sind, wo aber die Frucht bey der Entbindung durch ein Zerbersten der Gebährmutter in die Höhle des Unter-

Unterleibes gekommen ist. Zu einer wahren Empfängniß in die Höhle des Unterleibes wird erfodert, daß das befruchtete Ey, wenn es aus dem Eyerstocke in die Trompete übergehen soll, seines Weges verfehlt, in die Höhle des Unterleibes fällt, und daselbst fortwächst. Nothwendig müssen in solchem Falle Gefäße vorhanden seyn, die aus gewissen Theilen im Unterleibe entspringen, und der Frucht die Nahrung zuführen: und so ist der Fall des Hrn. W. Die Frucht lag frey in der Bauchhöle, ohne einschließende Häute, ohne Mutterkuchen, und ohne eigentliche Nabelschnur. Sie hatte ihr Blut in der Gegend ihres Nabels aus einigen starken Blutgefäßen empfangen, die aus dem Grimmdarme der Mutter sich erst um ihren rechten Fuß herumgeschlungen hatten, und so zum Unterleibe derselben fortgiengen. Auch aus dem obersten Theile des Mastdarms der Mutter gieng ein Blutgefäß, nachdem es sich mit vielen andern vereiniget hatte, zur Frucht. Sie war während ihres 22 jährigen Aufenthalts im Unterleibe, größtentheils mit einer hart gewordenen Feuchtigkeit inkrustirt, und ihr ganzer Körper zu einer Stein- oder knochenharten Masse verhärtet worden. Man muß diese Beschreibung, die mit vortrefflichen Kupferstichen aufs deutlichste erläutert ist, im Werke selbst lesen, zumal da sie Hr. W. mit verschiedenen Nebenbemerkungen, besonders über den Zusammenhang der Gefäße des Mutterkuchens und der Gebährmutter, den er eben so, wie ihn Hunter beschrieben, gefunden, und über die verschiedenen Arten der Ernährung der Frucht bereichert hat. Der hier beschriebene Fall ist noch durch einen andern Umstand merkwürdig, da nämlich in dieser Frau das Herz von Natur in der rechten Seite der Brust gelegen war, aus welcher Besonderheit Hr. W. diejenigen Zufälle herleitet, welche die Person in den letztern Jahren ihres Lebens erlitten hat, und die auch vermuthlich die Ursache ihres Todes gewesen sind.

Hm.

Christoph Ludw. Hoffmann's, Nachtrag zum Anhange des ersten Theils von den Pocken, worin die Recension, welche den Anhang beurtheilt und in dem 33sten Bande der allg. deutschen Bibl. geliefert ist, beantwortet wird. Cassel, Harpe 1778. 1½ Bogen 8.

Und

Und dies mag das letzte Wort seyn, das wir Hrn. H. willig zustehen. Wer es liest, wird sehen, warum?

Medicinische Commentarien von einer Gesellschaft der Aerzte zu Edinburgh, dritter Theil, drittes und viertes Stück. Altenb. Richter 1777. 8.

Wir übergehen zwar die Recensionen; müssen aber doch unsre Leser, die nicht alle sogleich die englischen Bücher zu erhalten Gelegenheit haben, auf die Schottischen Anstalten zu Belebung der Ertrunknen und Erstickten aufmerksam machen. Es findet sich hier ein Auszug aus D. **Cullens** Briefen an den Lord **Cathcart**, worin manches Neue gesagt, und die scherzigen Erweckungsmittel geprüft werden. Gelinde Erschütterungen sind dienlich. Das Lebensprincipium in den Nerven bleibt noch übrig, wenn gleich der Umlauf der Säfte und die Bewegung des Herzens in Stocken gerathen ist. Erwärmung wird, ein sehr wichtiger Punkt. Hr. **Cullen** zieht ein lauwarmes, immer wärmer gemachtes Bad vor. Tobacksrauch in den Darmcanal zu blasen, bleibt ein Hauptmittel. Sehr dringt er auf das Einblasen der Luft in die Lungen. D. **Monro** hat gefunden, daß es kräftiger durch ein Naseloch, als durch den Mund geschieht. Er verschließt dabey den Mund und das andre Naseloch, und bläset durch eine hölzerne Röhre ein, die das eine Naseloch füllt, wobey man den Kehlkopf gegen den Schlund andrücken und diesen verengern muß, damit nicht die Luft dahin sich verirre. Dabey muß man Brust und Bauch wechselsweise drücken und nachlassen, um dem Mechanismus des Odemholens nachzuahmen. Will dies nicht gelingen, so will Hr. Monro eine krumme Röhre, dem männlichen Catheter gleich, in die Luftröhre bringen. D. **Cullen** warnt sogen das zu allgemein empfohlne Blutlassen, und läßt es nur unter der Bedingung zu, wenn das Gesicht von strotzendem Blute aufgetrieben ist, und Rec. stimmt aus unangenehmen Erfahrungen dieser Warnung bey. Doch hievon genug. Wir gehen zu dem Eigenthümlichen dieser Stücke.

Eine mit merkwürdigen Umständen begleitete Wasserscheu vom Wundarzt **Bachie**. Der Biß scheint doch die Hauptsache, obgleich die Mitwirkung der Vorstellungskraft nicht zu leugnen ist. Aber der Hund schien nicht toll, aß und liebkoste

den Knaben, und biß ihn nur gereitzt; doch ward er nachher als toll erschlagen. Moodie hat eine Mundsvarre durch warme Bäder vorzüglich bezwungen. Der Mohnsaft ward ohne Nutzen gebraucht. Zuletzt war ein Blasenpflaster auf der geschornen Scheitel von guter Wirkung. Eine besondre Geschwulst über den Augenbraunen eines Kindes, das aus einem Geschlechte von Adern beyder Art bestand, von Jak. Hill zu Dumfries. Heftige Zuckungen von Schrecken, vom Wundarzte Jo. Smith. Joh. Hunter behauptet, das Fieber der Kindbetterinnen sey eigentlich eine Entzündung des Bauchfells, die sich glücklicher durch eine Abhässen, als durch eine Eiterung und Entstehung der Fleischkörner (Granulation) endigt. Ein ähnliches Fieber ist bey andern ausgedehnt gewesenen und nun ausgeleerten Höhlen z. E. nach Abzapfung des Bauchwassers, gewöhnlich. D. Garden rühmt den Nutzen der Tobacksasche in der Wassersucht neben andern abführenden und Urintreibenden Mitteln, wie auch in Nervenfiebern kleine Gaben von Weinstein und von Zeit zu Zeit eine Pille von 2 Gran Ipacuanha, weil er in Unreinigkeiten des Magens die erste Ursache setzt; dann erst giebt er stärkende Mittel. In Arabien löst man den Blasenstein durch die Einspritzung einer schwachen Lauge von Pottasche mit Fett von Schopsenschwänzen und etwas Mohnsaft auf, die durch einen goldnen Katheter eingesprützt wird.

Im IV. Stücke kommen merkwürdige elektrische Curen vom D. Saunders vor, die schon vor 1761. gemacht worden, und jetzt erst bekannt gemacht werden. Meistens betreffen sie die Lähmung und Schwindung mancherley Theile, und kommen sehr gelegen, um die Aerzte auf dieses zu sehr vernachlässigte große Mittel zurück zu bringen. D. Dobson wandte bey einer starken Augenentzündung, bey der offenbar Unreinigkeiten im Unterleibe waren, endlich Brechmittel, und vollendete die Cur durch den aufgelösten Brechweinstein in kleinen Gaben und bittere Arzneyen. Eine glückliche Operation eines verschlossenen Afters und einer verschlossenen Vorhaut. Zwo sehr geschickte Einrichtungen des ausgelenkten Schenkelknochens vom Wundarzte Anderson zu Leith. Joh. Hunter von der Entzündung der Blutadern in ihren Höhlen, die man hauptsächlich nach unglücklichen Aderlassen bemerkt, wobey er gar nicht an verletzte Sennen und Nerven glaubt; sondern die Ursache in der nicht geschlossenen Oeffnung der Ader setzt, und daher räth, die Oeffnung der Haut auf eine Seite der Oeffnung

der

der Ader zu ziehen, damit die Haut das Amt einer Klappe über der Oeffnung der Ader vertrete.

Von 43. zu Dublin inoculirten Kindern bekamen 16. zugleich die Masern, und beyde Krankheiten hielten jede ihren Zug, ohne sich einander zu stören.

Ml.

D. Joh. Gottfr. Pietsch — Geschichte praktischer Fälle von Gicht und Podagra. Fünfter Theil. Halle, bey Hemmerde. 1778. 8.

Daß in kältern Klimaten die Gicht häufiger und heftiger ist, schreibt Hr. P. den versäumten kalten Bädern zu, die man in heißen Himmelsgegenden so täglich braucht, und dafür auch von der Gicht nichts weiß. Er freuet sich, daß der Gebrauch der kalten Bäder so allgemein zu werden beginnt; warnt aber, daß man nun auch nicht zu weit gehen, und es nicht für ein Universalmittel ansehen möge. Indessen erzählt er Fälle, auch außer der Gicht, worinn sich der Nutzen des kalten Bades ausbreitet, als in Umschlägen Schwangerer von Reizbarkeit der Nerven. Uebrigens fährt der Hr. D. fort, im Werke selbst die Fälle zu erzählen, worunter manche sehr merkwürdige vorkommen, die lehrreich bleiben werden, wenn man auch gleich seine Theorie nicht ganz unterschreibt.

D. *Io Ern. Neubauer* Descriptio anatomica rarissimi peritonaei conceptaculi tenuia intestina a reliquis abdominis visceribus secluſa tenentis. Frf. Fleischer. 1776. 4 B. 4. c. tab. aen.

Nachdem das große Netz geöffnet war, welches bis ins Becken herunter gieng, kam ein großer Sack, der auch rechts, doch mehr links einen großen Schlauch, 10½ Zoll lang und 9 Zoll breit darstellte. Ueber ihm her lag der Blinddarm und die große Krümmung des Grimmdarms. Der Sack war durch eine widernatürliche Duplicatur des Bauchfells (Peritonaei) gebildet, und enthielt die dünnen Därme. Wie von allen Ecken her dieser besondere Schlauch gebildet worden, kann man ohne Zeichnung nicht verstehen. Es verdiente dieser

ser seltene Fall: eben die genaue Beschreibung, die ihm Hr. N. in zwey Programmen gewidmet hat, die hier zusammen gedruckt sind.

D. *Io. Nathan. Pezold* de prognosi in febribus acutis. Editio secunda, aucta et emendata. Lipsiae Iacobaeer. 1777. 9 B. gr. 8.

Die erste Ausgabe (Allg. d. B. XX. B. I. S. 194.) prieß der Rec. mit dem Wunsche an, daß Hr. P. sein Werk noch ferner bearbeiten möchte. Und das hat der Hr. V. mit größtem Fleiße gethan, so sehr, daß es an einigen Stellen völlig umgearbeitet worden. Er nimmt jetzt gerade zu mit Whyt ein lebendes Principium an, das in gesunden und kranken Tagen die Bewegungen und Wirkungen hervorbringt, die aus materiellen und mechanischen Kräften nicht erklärt werden können.

N.

Wilh. Grants, — neue Beobachtungen über die ansteckenden faulichten, wie auch über die epidemischen Catarrhalfieber und Halsentzündungen. Aus dem Englischen. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1778. gr. 8. 16 Bogen.

Die hier zusammengetragenen drey kleinen Schriften gehören noch als Beylagen zu Grants vortrefflichem Werke über die Natur und Heilung der Fieber, wovon wir die Uebersetzung im 29 B. 1 St. S. 153. u. f. der A. d. B. angezeigt haben. Der erste Aufsatz kam 1775. zu London unter dem Titel heraus: Essay on the pestilential fever of Sydenham etc. und betrifft das faulende so genannte Kerker- oder Hospitalfieber, das auch auf Schiffen und in Feldlägern häufig vorkommt. Ein so höchstwichtiger Gegenstand, von einem solchen mit Sydenhams hellsehendem Blicke und ganz praktischem Geiste ruhig forschenden Beobachter bearbeitet, muß die Aufmerksamkeit eines jeden Arztes an sich ziehen, dem es um wahre Erleuchtung zu thun ist, und der auch die trockenste Gründlichkeit dem anmuthigsten leichten Geschwä-

Beschwähe unserer neuen jungen Exsusschmierer vorzuziehen
heiß. Wir haben bey der Anzeige der Abhandlung über die
Fieber, unsere Leser mit Grants Verdienste, als praktischem
Schriftsteller, schon bekannt genug gemacht, als daß wir jetzt
nöthig finden könnten, ihnen neue Proben davon zu geben,
und lassen es um deswillen hier bey der bloßen Empfehlung
bewenden; zumal da von einer Abhandlung dieser Art kein noch
so fleißig gemachter Auszug einem forschenden Lehrbegierigen
denjenige thun kann. Der Rec. hat das herrliche Buch, so
trocken es ist, mit wahrem Vergnügen von Wort zu Wort
durchgelesen, und fast durchgängig Licht, Kraft und Nah-
rung darinn gefunden. Das, was den praktischen Arzt am
meisten bewegen muß, es noch zu studiren, nachdem er viel-
leicht schon zehn gute und funfzig schlechte Abhandlungen über
dasselbe Faulfieber gelesen hat, sind die nach jeder Beschaffen-
heit der Umstände so wohl bestimmten Indicationen zur rich-
tigen Anwendung der ausleerenden Arzneymittel überhaupt,
und besonders der schweißtreibenden in der Behandlung dieser
Krankheit. Nicht, daß Grant sich mit bloßen Declamatio-
nen wider die schweißtreibenden und so genannten alexipharmaki-
schen Arzeneyen und mit Empfehlung der antiseptischen Me-
thode, und der Herzstärkungen und Fieberrinde begnügen sollte,
wie wir es in den meisten neuern Schriften über die Faulfie-
ber finden! Er ist vielmehr überzeugt, daß das wahre Gift
des Kerkerfiebers ein von außen in den Körper kommendes
faules Miasma, und ursprünglich ein flüchtiges, feines, scharf-
es Nervengift sey, das seiner Natur nach den Weg seines
Ausgangs aus dem Körper durch die Haut nimmt, und daß
die ganze Kunst des Arztes, um die Krankheit glücklich und
bald zu endigen, darinn bestehe, den Zeitpunkt wahrzunehmen,
da dieser Ausgang befördert werden muß, die rechten Mit-
tel zu erwählen, durch die es geschehen muß, und die Zeichen
wohl zu unterscheiden, woraus er erkennen kann, wie lange
diese seine Beyhülfe nöthig, und wenn sie unnütz, ja schad-
lich wird. Durch die genaue Beobachtung dieser ganz simpeln
Regeln, hat Hr. G. mit einem bewundernswürdigem Glücke die-
se sonst so mörderliche Krankheit leicht überwunden, und dies
recht abzulernen, wird doch wohl hoffentlich die Mühe belohn-
en, sein trockenes Werk durchzustudiren, zumal da wir ver-
sichern können, daß, vielleicht hauptsächlich durch den Fleiß
des würdigen Uebersetzers, der Vortrag in dieser Schrift leich-
ter, faßlich, und die Perioden nicht so ellenlang sind, als in der

Abhand-

Abhandlung über die Fieber. Hr. G. hat es nicht dabey bewenden lassen, das Verfahren gegen die bloß simple Krankheit zu beschreiben; sondern er hat auch alle die Maaßregeln beygefügt, die zu beobachten sind, wenn das Kerkerfieber mit einer Entzündung, mit einer Fäulniß, mit einem Catarrh und mit einem faulichten Synochus verknüpft ist. Zuletzt erläutert und berichtiget er von Wort zu Wort dasjenige, was Huxham über diese Krankheit geschrieben hat, und dieß macht allein einen sehr beträchtlichen Theil dieser Schrift aus, der eben hiedurch, daß er verglichene Beobachtungen zweener so großen Aerzte enthält, desto eindrücklicher, lehrreicher und lesenswürdiger ist. — Die beyden übrigen Aufsätze von Grane, die der Uebersetzer hier geliefert hat, betreffen einen 1775. zu London epidemisch grassirenden catarrhalischen Husten mit Fieber, worinn gezeigt wird, daß diese Krankheit nicht neu, sondern schon von Sydenham ausführlich und pünktlich beschrieben worden sey; und dann ein Schreiben an D. Saunders, über den Unterschied der bösartigen Bräune und der schleimigten, welche Huxham febrem anginosam nennt, und die eigentlich nichts anders, als das mit einer Halsentzündung verbundene Scharlachfieber ist, dessen merkwürdige Curart, vornehmlich durch wiederholtes Blutlassen im Anfange, hier durch viel eigene Beobachtungen des Verf. erläutert wird.

Richard Mead's ꝛc. Abhandlung von den merkwürdigsten Krankheiten, deren in der heil. Schrift gedacht wird, besonders von den Dämonischen Kranken, oder so genannten Besessenen und Mondsüchtigen. Aus dem Lateinischen übersetzt. Leipzig, Böhme. 1777. in gr. 8. 90. Seiten.

Die Gründe, welche der Uebersetzer in seiner Vorrede zu seiner Rechtfertigung anführet, da Mead selbst sich in der seinigen die Uebersetzung ins Englische verbeten hat, sind so beschaffen, daß wenigstens wir nichts dagegen zu erinnern finden. Die kleine Schrift selbst hat zwar den Werth itzt bey weitem nicht mehr, den sie bey ihrer ersten Erscheinung hatte: indem viele der darin abgehandelten Materien seitdem viel grundlicher erörtert worden sind. Dahin gehört besonders die

Lehre

Lehre vom Aussatze und von der Elephantiasis, (Hiobs Krankheit,) worüber der Uebersetzer die schönen Anmerkungen des Hrn. Ritters Michaelis, am Ende seiner Vorrede, gewiß zum Danke aller Leser, beygefügt hat; imgleichen die Cur der Gichtbrüchigen, (Paralytischen,) im Teiche zu Bethesda, die der berühmte ehemalige Göttingische Lehrer, Richter, in seiner Schrift de balneo animali, viel natürlicher erklärt hat: hauptsächlich aber die Lehre von den Dämonischen Kranken und Mondsüchtigen, die erst ganz neuerlich durch die bekannten Streitigkeiten, welche vermuthlich eigentlich diese Uebersetzung veranlaßt haben, in Deutschland viel tiefer untersucht worden ist. Inzwischen giebt eben diese Veranlassung der Uebersetzung einen Werth, welcher die Urschrift selbst in Deutschland nun wichtiger macht, als sie der Zeit nach an sich nicht mehr wäre. Um diese eigentliche Verdienst der deutschen Ausgabe ins Licht zu setzen, wollen wir einige Stellen aus Meads Vorrede hier mittheilen, eines Mannes, der nach Jedermanns Zeugnissen, ein wahrer eifriger Christ, und ohne allen Verdacht war, daß er der Religion nachtheilig seyn wollte. — „Da wollen viele behaupten, die Dämonischen Leute wären wirklich von Dämonen besessen gewesen, und Christi göttliche Kraft habe sich am meisten dadurch bewiesen, daß er sie ausgetrieben habe. Mir kommt es wahrhaftig nicht in den Sinn, die Gründe des Christenthums zu untergraben, oder durch verkehrte Auslegung der h. Schrift dem Sohne Gottes seine durch so viele und große wider die Gesetze der Natur verrichtete Thaten bestätigte Gottheit streitig zu machen. Allein die Wahrheit braucht doch auch den Schutz des Irrthums so wenig, als ein natürlich schönes Gesicht die Schminke. Und es ist gewiß, daß diese Meynung von der den Dämonen noch zugestandenen Gewalt, die menschlichen Körper und Seelen zu quälen, welche nun durch viele Jahrhunderte schon geherrscht hat, zu verschiedenen Gaukeleyen listiger Menschen, zur grossen Schande und zum großen Nachtheile des Christenthums, Gelegenheit gegeben hat. — Ich wundere mich oft, warum die Lehrer unsrer Religion die Teufel so oft auftreten lassen, damit die göttliche Kraft Christi über diese besiegten höllischen Feinde Triumphe halten möge. Machen denn die auf sein bloßes Wort im Augenblick verrichteten Heilungen der schwersten Krankheiten die göttliche Kraft Christi weniger offenbar, als die Austreibungen der bösen Geister aus den Leibern der Menschen? — Das, was ich hier von den Dämonischen

„Leuten

„Leuten lehren werde, ist fürwahr nicht meine, sondern andrer so frommer als gelehrter Männer Meynung. — Es ist „mir aber auch nicht unbekannt, was für eine gefährliche Sache es ist, gemeine Irrthümer, besonders wenn sie mit der „Religion zusammenhängen, bestreiten zu wollen: denn wir „wissen Alle, was die erste Erziehung für Gewalt habe, dem „Verstande Meynungen einzuflößen, so daß es oft bey reiferen „Jahren schwer wird, sie wieder heraus zu bringen. Kinder „fürchten sich im Dunkeln vor nächtlichen Gespenstern und Kobolden; und diese Furcht behalten sie oft durch ihr ganzes „Leben. Warum wollen wir uns wundern, wenn es uns Alten auch schwer wird, unrichtige Sachen zu verlernen, und „aus den Gemüthern wegzuschaffen? Auch wird man diese „Sache nicht für unwichtig halten, so bald man bedenkt, wie „diese nichtigen und nur für Kinder und alte Mütterchen gemachte Schreckbilder, wie sie vielen vorkommen, doch oft „viel ernsthaftiges Uebel anrichten. Es ist wahrhaftig gewiß, „daß **der gemeine Mann** die Lehre vom Teufel so versteht, „als wenn er für eine besondre Gottheit müsse gehalten werden, „oder als wenn wenigstens ohne Teufelsfurcht keine Gottesfurcht bestehen könne: da doch der Apostel ausdrücklich sagt: „dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des „Teufels zerstöre," u. s. w. Diesem **gemeinen Manne** in Deutschland nun, er sey Prediger oder Arzt, Philosoph oder Richter, wird es ganz trefflich nützen, daß er dieß Büchlein zu seiner Belehrung lese. **Mead** beweiset aus den eignen Ausdrücken der Evangelisten, daß die Besessenen nichts anders als tolle Leute gewesen, die sich die Schrulle in den Kopf gesetzt haben, daß sie ein, oder eine Legion Teufel besitze, und die nicht nur durch dieses seltsame Vorgeben, sondern auch durch die damit verbundenen höchst wunderbaren und sehr seltenen convulsivischen Zufälle, einfältige oder abergläubische Zuschauer leicht überredeten, daß ihre Krankheit allerdings von einem Unholde höherer Art dirigirt werde. Daß sich aber die Evangelisten und Christus selbst der Redensart bedient haben, daß diese Leute von Dämonen besessen wären, geschahe bloß, um sich nach dem Redegebrauch der Juden zu bequemen, die sogar gemeine Lähmungen die Stummheit und andre mit keinen wunderbaren Zufällen verbundene Krankheiten von besondern Dämonen herleiteten.

Die Uebersetzung dieser kleinen Schrift ist gut genug gerathen.

John

John Clarks, — Beobachtungen über die Krankheiten auf langen Reisen nach heißen Gegenden, und besonders über die Krankheiten, die in Ostindien herrschen. Copenhagen, Heineck und Fabek. 1778. in gr. 8. 17 Bogen.

Eine Schrift, die neben Linds schönem Werke von ähnlichem Inhalte schon ihren Platz behaupten kann, da sie eine Menge sehr guter praktischer Beobachtungen über die Einheimischen, in heißen Ländern gewöhnlichen Krankheiten, in sich enthält. Der erste Theil liefert allgemeine Beobachtungen über das Wetter und die Krankheiten, die sowohl auf der Reise nach Ostindien, als in verschiedenen Gegenden dieses Landes selbst herrschen; der zweyte aber die praktischen Beobachtungen über die Krankheiten selbst. Diese sind das remittirende Fieber, die Cholera, Diarrhoe, Colick und Ruhr, die Hepatitis, der Scharbock, das Gliederreißen und die venerische Krankheit. Den Beschluß macht ein Anhang über die Lebensmittel zur See, und die Diät der Kranken, Cautelen für die, so nach Bengalen reisen, u. s. w. Wir machen keinen Auszug. Wer das Werk nutzen will, der muß es ganz lesen: aber doch, um zu beweisen, daß man diese Mühe nicht umsonst anwenden werde, wollen wir Einiges auszeichnen, das diese Schrift hauptsächlich unterscheidet.

Man glaubt gemeiniglich, daß die Hitze an sich die Ursache der faulen Krankheiten in heißen Klimaten sey, aber der V. beweiset aus seinen Beobachtungen, daß Feuchtigkeit und Miasmen zu ihr hinzukommen müssen, sonst sey sie es nicht. Er hat auf seinen Reisen allezeit gefunden, daß die größte trockne Hitze nie faule Krankheiten machte, und daß hingegen eine feuchte Luft bey großer Hitze die tödtlichsten Faulfieber fast augenblicklich erzeugte. „Man konnte bey feuchter Hitze in Bengalen sich nicht den Sonnenstralen aussetzen, oder den Körper stark bewegen, ohne fast im Augenblicke krank zu werden: hingegen bey heiterer, trockner Witterung war dies mit keiner Gefahr verknüpft. S. 112. In den nassen Monaten war in Bengalen die Sterblichkeit so groß, daß man einen Bekannten des Abends bey vollkommener Gesundheit verlassen konnte, der den folgenden Tag nicht überlebte. Oft; wenn einer heut einen Freund zu Grabe begleitete, und gesund nach-

Hause kam, fand man ihn am andern Abende schon todt. Hingegen in der kühlen angenehmen Jahreszeit vom December bis März, entstehen gar keine Krankheiten, und die so in den trocknen Monaten erscheinen, sind Cholera und Durchlauf; Fieber sind dann selten epidemisch, und nie mit einer großen Gefahr verbunden. S. 37. 38. Zur See sind die Krankheiten, die bloß von der Hitze verursacht werden, nur selten, unbeträchtlich und nie gefährlich. Die Hitze kann nur als eine vorbereitende Ursache des Erkrankens angesehen werden, welches unvermeidlich erfolgen wird, wenn eine feuchte und stillstehende Atmosphäre darauf folgt. Alsdenn entstehen die remittirenden und anhaltenden faulen Fieber von der feuchten Luft und den schädlichen Ausdünstungen aus der See. S. 73. 74. Der Scharbock, so faulend er ist, entsteht selten von feuchter Hitze, sondern gemeiniglich von nasser Kälte. S. 75. Die Fieber der nassen Jahreszeiten sind nach dem Maaße der Hitze und Feuchtigkeit der Luft, und der schädlichen Ausdünstungen der Sümpfe und unbebaueten Landstriche mehr oder weniger bösartig. S. 76. 86. Wir bemerken überhaupt, daß wenn ein Fieber ausbricht, indem die Luft schwuhl und trocken ist, so nimmt es eine mehr anhaltende Gestalt an. Ist die Luft feucht und erstickend, besonders aber mit Landdünsten angefüllt, so zeigt sich das Fieber in der Gestalt eines faulen remittirenden, und wenn das Wetter mäßig kühl, rein und temperirt wird, unterscheidet sich das Fieber nicht im geringsten von einem ordentlichen intermittirenden. S. 80. Das Remittirende kann zu einer jeden Zeit in heißen Klimaten vorfallen, aber es wütet selten epidemisch, außer in dickem, feuchtem und schwuhlem Wetter. S. 81. u. f. w.“ Alle diese Beobachtungen verdienen von denen beherziget zu werden, die sich einbilden, daß die Feuchtigkeiten im menschlichen Körper, unter übrigens einerley Umständen desto mehr faulten, in je größerer Hitze sie sich befinden, da sie doch in größerer trockner Hitze nicht, hingegen in geringerer, wo die Luft zugleich feuchte oder mit schädlichen Dünsten vermischt ist, sehr schnell und äußerst faulen. — Bey dem remittirenden Fieber der heißen Klimaten, sind die Spuren einer Fäulniß nicht gleich im Anfange vorhanden, sondern zeigen sich erst, nachdem die Kräfte gesunken sind, und der Puls klein und abwechselnd wird, und doch sterben auch Kranke, nachdem sie etliche Wochen gelegen haben, ohne alle Zeichen einer Fäulniß. S. 82. 84. 105. — Das Blutlassen hat beym remittirenden Fieber in heißen Klimaten, wo nicht

wenig-

wenigstens eine topische Entzündung damit verknüpft war
selten gut gethan, nicht einmal in den Fällen, wo es Pringle
beym Sumpffieber, und Hunt und Cleghorn gut fanden.
Der Brechweinstein in kleinen Dosen ist in den ersten Tagen
oder Stunden des Fiebers das beste Ausleerungsmittel. Das
Jamespulver wirkt viel ungewisser. Nach den nöthigen Aus-
leerungen giebt der V. die Fieberrinde, ohne sich im mindesten
an die Remissionen oder Verschlimmerungen des Fiebers zu
kehren, in so großen Portionen, als sie der Magen vertragen
will, am liebsten in Pulver mit Weine, mit Salztranke, oder
wenn ein Durchlauf dabey ist, mit Opium. Obgleich die Zu-
fälle im Anfange von der Rinde schlimmer werden, so bessern
sie sich doch bald, wenn man nur fleißig, in Menge und lange
genug damit fortfährt. Den Riverischen Trank und Minde-
rerischen Spiritus fand er unkräftig. Bey Nervenzufällen tha-
ten unter allen Cordialen und Alexipharmacis Moschus und
Hirschhornsalz am besten. Campher, Schlangenwurz, Bi-
bergeil, Contrayerve ꝛc. waren sehr entbehrlich. S. 91 — 95.
Die Ausleerungen müssen nicht länger als ein Paar Tage
fortgesetzt, und dann muß gleich die Rinde stark gebraucht
werden. Denn „so lange der fieberliche Zustand anhält, wer-
den immer mehr Unreinigkeiten erzeugt, wenn man gleich die
Brech- und Purgiermittel alle Tage wiederholen wollte; so-
bald aber das Fieber, welches die Ursache ist, gehoben wird,
so wird auch die Wirkung desselben aufhören." S. 96. u. f.
Ein Kranker hatte binnen zwey Tagen eine Unze Rinde in
Pulver und 24 Unzen eines starken Decokts davon gebraucht
und gut vertragen. S. 142. Im ganzen Verlaufe des Fiebers
bekam er 14 Unzen im Pulver, und zwey Pfund im Decokte.
S. 144. — Die Ruhr fängt sich auf einmal an, und scheint
mehr ein Zufall des Fiebers, als eine ursprüngliche Krankheit
zu seyn. Im Anfange sah sie dem epidemischen Fieber ähn-
lich. S. 151. 169. Auch hier war Blutlassen schädlich. Zum
Brechen dient am besten Brechweinstein mit Ipecacuanne,
oder ersterer in Tamarindendecokt aufgelöset. Die Ipecacuan-
he in kleinen Dosen unterhielt nur den Eckel und that nichts.
Zum Abführen, Mittelsalze, besonders Bittersalz mit Cremor
Tartari, und Castoröl: nur nicht stark reizende! auch nicht
Rhabarber, außer wenn die Krankheit lange gewährt hat,
weil sie das Grimmen vermehrt und den Stuhlzwang nicht
mindert. Die Abführungen müssen die ersten Tage nach den
Brechmitteln in solchen Dosen wiederholt werden, daß sie

ſtark von unten abführen, wofern ſich nicht Schmerz und Stuhlzwang gleich in den erſten Tagen verlieren. Abends ward bey den Abführungen Opium mit Ipecacuanne und Seife, oder Clyſtiere von Leinſaamenthee mit 40 bis 50 Tropfen Laudanum gegeben. Die Rinde leiſtet hier nichts vorzügliches. S. 154 — 162. Inzwiſchen hat der V. einen Bericht von dem Schiffschirurgus **Foremann** eingeſtickt, woraus die guten Wirkungen großer Doſen von der Fieberrinde mit Opium in der Ruhr erhellen. Dieſer Mann wurde ſelbſt zu Onsar mit einer Cholera befallen, die ſich in die Ruhr endigte, welche täglich zunahm, und entſetzlich faule Stühle machte. Nach vielen vergeblich gebrauchten Mitteln nahm er alle vier Stunden zwey Unzen von einem ſtarken Fieberrindendecokte mit einem Gran Opium. Das Getrank war Portwein mit etwas Moſchatnuß, und er ſpeiſete des Tages ein Pfund Weintrauben. Nach drey bis vier Tagen befand er ſich ſo wohl, daß ſein Magen ein Quentel Fieberrindenpulver alle vier Stunden vertragen konnte: aber es war doch nothwendig das Opiat zu nehmen, um zu verhüten, daß ſie nicht durch den Stuhl weggieng. Bey zunehmenden Kräften blieb das Opium weg, doch ward die Rinde beybehalten, bis das kalte Bad gebraucht werden konnte. Auf dieſe Weiſe hat hernach dieſer Wundarzt über dreyßig Ruhrkranke curirt. **Morton** hat gerade die nämliche Cur ſchon gerathen. S. 175. — Mit dem Malztranke hat Herr **Clark** wider den Scharbock nichts ausgerichtet. Die Verſuche ſind hier ausführlich beſchrieben, und weichen im Effekte gewaltig von denen des Herrn **Macbride** ab. S. 195 — 209. — Das Guajacgummi zur Abführung, und ein Pulver wie etwa das Doverſche (Ipecacuanne mit Opium,) zum Schwitzen wechſelsweiſe gebraucht, haben im Gliederreiſſen vorzügliche Dienſte geleiſtet. S. 217. — Vom Tripper und der veneriſchen Krankheit urtheilt Herr **Clark** ſehr übereinſtimmend mit Herrn **Tode**. Wenn in der letztern Krankheit in heißen und ungeſunden Gegenden das Queckſilber nothwendig gebraucht werden muß, ſo muß der Kranke täglich ein Loth Fieberrinde dabey nehmen. S. 227. Er hält die Tödtung des Queckſilbers mit Rhabarber für die beſte. Sie ſteht S. 229. — Um auf langen Seereiſen den Pommeranzen- und Limonienſaft friſch zu erhalten, darf man ihn nur mit dem vierten Theile Brandtwein vermiſchen. S. 256. — H. E. glaubt, wenn man den Seeleuten ſtatt der geſalzenen Fleiſchſpeiſen zum Frühſtücke lieber Thee und Zucker

gäbe

gäbe, würde es viel zur Erhaltung ihrer Gesundheit beytra-
gen. S. 239. —

Die Uebersetzung ist fast durchgängig verständlich, und daher halten wir sie für treu, ob wir gleich das Original nicht haben dagegen halten können. Zuweilen kommt man doch auf eine dunkle Stelle, wobey man die Urschrift nachsehen möchte. Z. E. S. 25. wo von den dicken Beinen der Cochinchinesen die Rede ist. „Diese Leute sind sehr gesund und ihre dicken Beine fallen ihnen im geringsten nicht beschwerlich. **Man kann kein übernatürliches Gewicht an solchen bemerken**, sie haben starke Körper, und sind eben so hurtig, als wenn sie gänzlich von dieser häßlichen Verunstaltung frey wären.“ Soll die bemerkte Stelle vielleicht so viel heißen, als, **man kann nicht bemerken, daß ihnen ihre Schwere besonders zur Last fiele?** Das, was folgt, paßt gut dazu, aber das, was vorhergeht, würde beynahe dasselbe sagen.

D. Johann Georg Zimmermann, von der Erfahrung in der Arzneykunst. Neue Auflage. Zürich. Orell, Gesner ꝛc. 1777. In gr. 8. 2 Alph. 5 Bogen.

Die kurze Vorrede von 1763. datirt aus Brugg, steht noch hier, und sonst keine Anzeige von einiger Veränderung oder Vermehrung des vortrefflichen Werks, bey dieser neuen Auflage. Nach angestellter Vergleichung im Großen, scheint sie auch nur ein unveränderter Abdruck zu seyn, und dies bestätigt das Urtheil der Nation, die sich das angenehme Werk nie besser wünschen konnte, als sie es fand.

Versuch einiger practischen Anmerkungen über die Muskeln, zu Erläuterung verschiedener verborgenen Krankheiten und Zufälle, entworfen von D. Jak. Fr. Isenflamm. Mit einer Kupfertafel. Erlangen, bey Walther. 1778. in gr. 8. 1. Alph.

Der verdiente V. hat diese Schrift **seinen werthesten Hrn.** Auditoribus zugeschrieben, und auf diesem Ge-

sichtspunkte beurtheilt, ist sie in der That ein nützliches Werk. Sie wiederholt denen, die sich bereits die anatomische Kenntniß der Muskeln erworben haben, die Physiologie derselben, so wie sie in guten Lehrbüchern vorkommt, aufs ausführlichste und faßlichste, führt die jungen Gemüther bey jeder Gelegenheit an zur Bewunderung und zum Lobe des Schöpfers, und macht denn auch Anwendungen der vorkommenden Wahrheiten und Muthmaßungen auf allerley Gegenstände, die freylich nicht allemal **verborgene Krankheiten und Zufälle** betreffen, noch weniger erklären; aber doch immer die ungeübten Leser gewöhnen, ihre Erkenntnisse bey mancherley Vorfällen anzubringen, wo sie von selbst und ohne Anweisung nicht sogleich an den Zusammenhang denken würden: z. E. wie viel bey der Schönheit des Körpers, bey den verschiedenen Stellungen und Bewegungen, bey der Physiognomie, bey der Stimme und Sprache u. s. w. auf die Muskeln ankomme. Zuweilen sind freylich die Anwendungen ein wenig weit hergeholt, und dennoch sehr ausgedehnt: aber genug, wenn ein **Lehrer** seinen **Schülern** was **Nützliches** sagt. Zuweilen, und besonders gegen das Ende der Schrift findet man auch wirklich **medicinisch praktische** Anwendungen, worunter uns die von der so sehr gemeinen und doch so wenig erkannten Verengerung des Krummdarms, S. 307. ꝛc. am merkwürdigsten geschienen hat. Sie verdient gewiß recht sehr die Aufmerksamkeit und den Dank practischer Aerzte. Hie und da könnten wir Einiges gegen diese Schrift erinnern: allein wir müssen uns bey Werken dieser Art einschränken. Also nur ein Paar kurze Anmerkungen zur Probe. S. 76. wird gelehrt, daß die Stärke der Muskeln, die zu willkührlichen Bewegungen bestimmt sind, sich wie die Größe ihrer Nerven verhalte; wovon Hr. **Wolf** das Gegentheil beym Löwen bewiesen hat, dessen Muskeln sehr groß und ihre Nerven sehr klein sind. (Comment. Ac. Petrop. T. 15.) S. 88. sagt Hr. J. daß bey Ertrunkenen sehr oft die Hirngefäße von Blute strotzen, als ob das bey wahren Ertrunkenen so etwa das Gewöhnliche wäre. Hr. J. citirt Niemanden, er mag ihn nutzen oder bestreiten: aber dennoch wird er die neuern Streitigkeiten und Versuche, besonders die von **Champeaux** und **Faikoles** gelesen haben, die doch bey dieser Gelegenheit wohl hätten erwähnt werden müssen, damit seinen Auditoribus auch bekannt würde, daß andre Beobachter eben so oft gerade das Gegentheil gesehen haben. Die Sache kommt weniger darauf an,

daß

daß man bey Todten, die aus dem Wasser genommen worden, die Hirngefäße strotzend gefunden habe, als auf den Beweis, daß diese Leute wirklich ertrunken sind. S. 93. wird die Kälte aus dem Grunde nicht für die einzige Ursache der Winterersta rrung beym Thieren gehalten, weil Schwalben, die man im Sommer in künstliche Winterkälte gebracht hat, doch nicht erstarrt sind. Pallas hat es indessen doch mit mancherley vierfüßigen Winterschläfern versucht, und es ist gelungen. Auch dieß müßte nicht verschwiegen worden seyn, ob gleich der Rec. übrigens selbst glaubt, daß wohl allerdings beym natürlichen Winterschlafe der Thiere mehrerley Umstände zusammen kommen, die sie betäuben. S. 175. Es soll insgemein eine tödtliche Entkräftung anzeigen, wenn ein Kranker die Zunge nicht ausstrecken kann, ohne sich lange zu besinnen und allerley Anstalten zu machen. Insgemein, eine tödtliche Entkräftung? gewiß nicht. Beweis einer schweren Krankheit ist es immer, weil es entweder stille Deliria, oder sonst eine besondere Zerrüttung des Sensorium anzeigt, aber daß es an der Muskelkraft fehle, glauben wir nicht. Dergleichen Kranke bewegen, wenn sie nicht sollen, oft ihre Zunge, wie sie belieben, ohne alle Schwierigkeit; nur wissen sie es nicht anzufangen, wenn es von ihnen gefodert wird. S. 339. spricht Hr. J. von den Muskelfasern der Gebährmutter so zuversichtlich, als ob er noch kein Wort von dem wüßte, was Hr. Walter dagegen behauptet hat. u. s. w. doch genug von dergleichen Kleinigkeiten. In der Vorrede vertheidigt sich Hr. J. bey seinen Auditoribus gegen die Recension seiner practischen Anmerkungen über die Nerven, in der A. d. B. (25 B. 2 St. S. 302. ꝛc.) die wir, im Vorbeygehen zu sagen, für ein ungleich wichtigeres und praktischeres Werk halten, als diese practischen Anmerkungen über die Muskeln. Wir bemerken aus dieser Vorrede für unsre Leser nur das Einzige, daß Hr. J. versichert, er habe bey jener Schrift nicht die Absicht gehabt, den Druck der Nerven für eine allgemeine Ursache der Nervenkrankheiten anzugeben, wie es uns geschienen hatte, und ohne itzt nachsehen zu können oder zu mögen, ob nicht im Werke hinlängliche Veranlassung zu solcher Vermuthung gefunden werde, rilen wir vielmehr mit Vergnügen, ihn von dem Verdachte dieses Irrthums frey zu sprechen. Unsre übrigen Erinnerungen beantwortet er höflich, aber so, daß wir es weder für uns noch unsre Leser nöthig finden, dasjenige vom neuen zu beantworten, womit er sich und

ſeine Auditores zu befriedigen ſucht. Wir finden aufrichtig bey nen Grund darin, ein Wort von dem, was wir geſagt haben zurück zu nehmen, aber wir dürfen uns die Weitläuftigkeit nicht erlauben, dieß hier zu beweiſen, und das Meiſte ſind dazu un erhebliche Dinge. Sehr ſelten fruchten Erinnerungen den dem Jenigen Schriftſteller, über den man ſie macht: aber ſie wa nen doch etwa Andre, und dieß iſt der eigentliche Zweck un wahre Nutzen, warum ſie geſchrieben werden.

Gz.

Epiſtola anatomica ad *Wilh. Hunter* — de Venis oculi ſummatim et in ſpecie de Venis oculi profundis, retinae, corporis ciliaris, capſulae lentis, corporis vitrei et denique de arteria centrali retinae. Autore *Io. Gottl. Walter.* — Cum figuris. Berlin, bey Voß. 1778. gr. 4 Mit 3 Kupfertafeln 7 Bogen.

Anatomiſches Send ſchreiben an Hrn. Hunte — von den Blutader des Auges überhaupt, un beſonders von den tiefer Blutadern des Auges, de Netzhaut, des Sternbänd chens, der Kapſel der Cri ſtallinſe, u. ſ. w. von D Joh. Gottl. Walter. —

Durch dieſe Schrift macht Hr. W. die Beſchreibung de Nerven des Auges vollſtändig, die uns bisher die beſte Zergliederer, ſelbſt ein Tiſau, nur mangelhaft geliefert haben weil ſie ſich des Kunſtgriffs nicht bedienten, die Venen fü ſich allein, nicht aber durch die Arterien einzuſpritzen, wovon Hr. W. die Vorzüge, aber auch die gröſsere Mühſeligkeit und Koſtbarkeit hinlänglich erzeiget hat. Insbeſondere findet man hier die bisher noch unbekannt gebliebenen Venen der Netzhaut, der gläſernen Feuchtigkeit, der Capſel der Cryſtalllinſe und des Sternbandes nicht nur aufs deutlichſte beſchrieben ſondern auch durch Hrn. Hopfers Geſchicklichkeit aufs herrlichſte abgebildet. So wichtig eine Schrift von dieſer Art iſt ſo leidet ſie doch keinen Auszug, ſondern eine bloße Anzeige Der Kenner und Forſcher muß ſie ganz ſtudiren. Es iſt ein

höchſt

höchst subtile Anatomie, und diejenigen Herrn vom Metier, die nur das unmittelbar Praktische der Kunst lieben, und über die Feinheiten der Theorie und Zergliederungskunst nicht aufhören können zu spotten, mögen diese **Curiositäten** nur nicht verächtlich bey Seite legen: denn sie werden S. 30. 31. finden, daß diese **Subtilitäten** in der Lehre vom Staarstechen von großer Anwendung sind, und daß ohne sie unsere praktischen Augenärzte manche neue Methoden den Staar zu stechen, auf Unkosten des Gesichts ihrer Kranken annehmen würden. Es ist ein Vergnügen für uns gewesen, zu sehen, daß hier wieder ein Deutscher mit einem so großen Ausländer, wie **Hunter** ist, in der Kunst wetteifert, die dieser auf einen so hohen Grad erhoben hat. Beyläufig hat Hr. W. in dieser Schrift der Zergliederung eines Mohren erwähnt, und seine Beobachtungen mit denen des sel. **Meckel** verglichen. S. 20. **Meckel** fand das Hirnmark zäher, und härter, als bey Weißen, und Hr. W. fast so zähe, wie es bey verrückten Leuten zu seyn pflegt. Hingegen fand Ersterer die Farbe dieses Marks blau- oder braunschwärzlich; Letzterer aber sie völlig weiß, so wohl im großen als kleinem Gehirne und dem verlängerten Mark. Die Hirnrinde war in Hrn. W. Mohren zwar dunkler aschfarbig, als bey uns: allein dieß scheint bloß vom Unterschiede des Bluts herzurühren, welches beym Mohren flüchtiger und eckelhafter rieche, und schwärzer und klebrichter ist, so daß es Faden zieht. S. 21. Der Geruch des frischen Leichnams hatte was eckelhaftes, fast wie beym Hunde. Der Mohr hat im Auge gar keinen Regenbogen, sondern nur einen annulum *membraneum* nigerrimum, versus tempora latiorem, — qui pupilla perforatur. S. 23. ꝛc. (Der deutsche Text ist nicht so accurat im Ausdrucke, wie der lateinische, und wir möchten fast sagen, für Leser eines solchen Werks ganz unnütz, denen die übersetzten technischen Ausdrücke fremder sind. Das obige annulum membraneum nigerrimum heißt im deutschen: einen schwarzen Ring.)

Mediciniſches Handbüchlein, enthaltend eine gründliche Lehrart, die öfters vorkommenden Krankheiten ſicher zu curiren, nebſt einer kurzen Anweiſung, wie man die mehreſten Krankheiten aus dem Urin erkennen möge, von Germano Since-

10. Augsburg, bey sel. Riegers Söhnen. 1777. in gr. 8. 7 Bogen.

Unter der Critik.

D. Thomas Sydenhams Anweisung zur Cur der mehresten Krankheiten, nebst einem Anhange von Podagra und der Wassersucht. Zweyte und über die Hälfte vermehrte Auflage. Nürnberg, bey Schwarzkopf. 1777. in gr. 8. 15 Bogen.

Wir haben die erste Auflage angezeigt. Das, was diese noch einmal so stark macht, als jene, ist nichts anders, als der Anhang vom Podagra und der Wassersucht.

Abhandlung vom Mohnsafte, welche erweiset, daß er die bewegenden Kräfte des Herzens vermindert, und dennoch die Bewegung des Blutes vermehret. Aus dem lateinischen übersetzt von Georg Joseph Fehr, (mit dem ganzen Titel) der Wund-Hebammen- und Vieharzneykunst Beflissenem. Cassel, Cramer. 1778. in 8. 4½ Bogen.

Auf der lateinischen Urschrift, die wir im 29 B. 1 St. S. 142. ꝛc. angezeigt haben, stand der Name des Hrn. Wirtensohn, von welchem nun Hr. Fehr im Vorberichte sagt, daß selbiger sie bey Erlangung der Doctorwürde herausgegeben habe. Die Uebersetzung ist gut, und hat das vor der Urschrift voraus, daß nach dem 30sten §, noch einige neue §§. eingeschaltet worden sind, worin von guter Hand diejenigen Einwürfe zum Theil beantwortet werden, die wir in unserer erstgedachten Anzeige gegen die Abhandlung angeführet hatten. Wir repliciren, unsern Vorschriften gemäß, nichts, da die A. d. B. zu gelehrten Streitigkeiten keinen Raum hat, und dieß ist im gegenwärtigen Falle um desto weniger nöthig, da der Haupteinwurf, den wir gemacht haben, und der die ganze Erklärungsart aufhebt, gar nicht beantwortet worden ist. Das

Opium

Opium soll die Kräfte des Herzens schwächen und doch den Umlauf des Bluts vermehren, indem es den Widerstand, den die kleinen Gefäße dem Herzen leisten, in Verhältniß weit mehr schwächt, als die Kraft des Herzens. Immer soll es doch also die natürliche Kraft des Herzens schwächen. Wenn z. E. die natürliche Kraft des Herzens 100. und der Widerstand 80. wäre, so daß also das Blut mit 20 Grad Kraft bewegt würde, und es verminderte das Opium die natürliche Kraft des Herzens auf 90, den Widerstand aber auf 60; so wäre nun allerdings die Bewegung des Bluts gleich 40, also noch einmal so groß wie zuvor, obgleich die Kraft des Herzens geschwächt und unter ihren natürlichen Grad gesetzt wäre. Nun fragt sichs also, ob dieß wirklich der Fall beym Opium sey? Vermindert es die Kraft des Herzens unter ihren natürlichen Grad? Nein, gerade das Gegentheil: denn in den Versuchen, die §. 16. erzählt werden, bewegten sich die Herzen vom Opium nicht allein geschwinder, sondern auch heftiger und trieben das Blut stärker fort, als im natürlichen Zustande. Der obige Satz konnte demnach, so richtig er auch an sich selbst ist, zur Erklärung der Wirkung des Opium gar nicht angewendet werden, weil in den Versuchen das Opium zugleich die Kraft des Herzens und die Bewegung des Bluts über ihren natürlichen Grad erhöhete, und es auch sonst schon bekannt ist, daß es, eben so wie der Wein, vorher unnatürliche Hitze, und einen fieberhaften Bluttrieb macht, ehe es einschläfert. Dieß war unsre damalige Einwendung, woraus unmittelbar folgt, daß die ganze sinnreiche Erklärung für den Fall, wozu sie ersonnen ist, nicht passe, und diese Einwendung besteht nun noch, nach allem, was in den neuen §§ geantwortet worden ist, in ihrer völligen Stärke, wofern nicht wenigstens erst bewiesen wird, daß man von der geschwindern und heftigern Bewegung des Herzens selbst und von dem geschwindern und heftigern Pulsschlage in den großen Schlagadern, wenn beyde über ihren natürlichen Grad erhöhet sind, nicht auf die größere, und über ihren natürlichen Grad erhöhete Kraft des Herzens schließen dürfe.

Ueber die Krankheiten der Gelehrten, und die leichteste und sicherste Art, sie abzuhalten und zu heilen,

von

von Joh. Chr. Gottl. Ackermann — Nürnberg, in Bauers Buchhandlung. 1777. groß 8. 20 Bogen.

Der Verf. sagt in der Vorrede: „Die Tissotische Schrift „über die Gesundheit der Gelehrten enthalt eine Menge vortrefflicher Rathschläge, und wäre diese Schrift in „Deutschland geschrieben, hätte ihr Verfasser die Lebensart „der deutschen Gelehrten ganz gekannt, und deutsche Vorurtheile widerlegt, da er besonders auf die Sünden seines Vaterlands Rücksicht nahm, so glaubt der Verf. selbst: dieß „Büchlein würde überflüssig gewesen seyn. Es entstand aus „den Vorlesungen, die er eine über diese Schrift in Halle gehalten."

Es wird ein wenig gut seyn, was Hr. A. von der nur deutschen Gelehrten eignen Lebensart, und von nur deutschen Vorurtheilen hinzugethan hat: und eben dieß hätte er als ein Ergänzungsstück zu T. Schrift besonders herausgeben können. Aber er wollte mehr thun. Nicht nur die ganze T. Schrift ist hier, ihrem wesentlichen Inhalte, ja auch größtentheils den Worten nach, obwohl in anderer Ordnung, wieder gedruckt; sondern Hr. A. hat auch Alles, was er darüber sagen wollte, so innig mit dem Texte verwebt, daß man itzt das Ganze wie sein eignes Werk betrachten muß. T. hütete sich sorgfältig vor dem, was er an Pujati tadelte, daß er nur eine Sammlung allgemeiner diätetischer Regeln, ohne besondere Beziehung auf den Zustand der Gelehrten, geliefert hatte: vielmehr bemühete er sich, nur alle besondere, die Gesundheit betreffende Umstände, welche den Zustand der Gelehrten vom Zustande aller andern Klassen der menschlichen Gesellschaft unterscheiden, in die Augen fallend vorzustellen, und bestens zu erklären. Des Hrn. A. Plan wäre noch eingeschränkter gewesen, wenn er sein Werk nur für deutsche Gelehrte bestimmt hätte. Aber er hat ihn vielmehr erweitert, indem er sehr viel allgemeine diätetische Lehren, die mit dem Gesundheitszustande der Gelehrten, und besonders der Deutschen, nichts mehr als anderer Menschen zu schaffen haben, und so gar 20 Seiten von der Gymnastik der Alten, die T. ausdrücklich ausschloß, in sein Büchlein gebracht hat; wodurch es dann freylich ohngefähr um die Hälfte stärker werden mußte, als das gedemüthigte Werk, das er commentirte.

Bey

Bey diesem Commentar scheint überhaupt Hr. A. vornehmlich die Absicht gehabt zu haben, Tissots Lehren mit noch mehr Beyspielen zu bestätigen, mit noch mehr Anführungen aufzustutzen, mit noch mehr Nebensachen zu erweitern, und mit noch mehr Theorie zu befestigen, als dieser es für gut fand. Hingegen hat er sich wenig auf wesentliche Verbesserungen eingelassen, deren das Werk, seiner Vorzüglichkeit ungeachtet, allerdings noch fähig war, so wie überhaupt die diätetischen Schriften, welche von je her, und mehrentheils noch itzt, ein Archiv von falschen, schwankenden, schielenden, unbestimmten, zu allgemein und schief applicirten Grundsätzen und Regeln heißen können, einer großen Revision bedürften. Inzwischen ist denn doch auch Jenes, was Hr. A. wirklich gethan, wenn es nur zweckmäßig, war, nöthig oder doch nützlich, und der trefflichen Urschrift würdig war, mit Dank anzunehmen, und dieß haben wir wirklich vielfältig so befunden: nur nicht immer. Da nun des Hrn. A. Schrift bisher schon hin und wieder genug uneingeschränktes Lob erhalten: so wollen wir hier, um nicht nachzubeten, mit Bezeugung unserer Achtung gegen das Ganze einige einzelne Flecken rügen, die uns ungesucht vorgekommen sind. Doch salvo errore.

Ueberhaupt gefällt uns das nicht, daß Hr. A. sich mit den theoretischen Erklärungsarten aus der Spannung der Gehirnfasern und aus den Gaukeleyen der Lebensgeister weit mehr zu schaffen macht, als T., der schon darinn zu weit gieng, und seiner eignen Warnung §. 4. vergaß, sich lieber bloß an die Erscheinungen zu halten, als Erklärungsarten zu suchen, die sich doch jeder Grübler anders ersinnt, und die mehrentheils nicht einmal in die Arzneykunst gehören. Was das, S. 14. heißen soll, „daß die Hirnfasern bey starken Gemüthsarbeiten eine Spannung leiden, die bis zum Grade der Erschütterung zu steigen fähig sey," ist schwerlich zu errathen.

Einen wesentlichen Fehler glauben wir darinn zu finden, daß der Verf. wider die Verzärtelung der Gelehrten, die eine der fruchtbarsten Ursachen ihrer Kränklichkeit ist, viel verkehrte Maaßregeln vorschlägt, wodurch sie sicherlich unterhalten, nimmermehr aber verhütet noch abgewöhnt werden kann. Wenn ein Mensch, so bald er nur einen Finger in kaltes Wasser steckt, schnupfig wird, und wegen dieser Empfindlichkeit einen Arzt um Rath fragt; muß ihm dann der wohl rathen, das Wasser, worinn er den Finger stecken will, vor-

her

her laſſ zu machen, oder es überall zu vermeiden, daß kaltes Waſſer ins Haus komme? Was thut aber Hr. A. anders, wenn er S. 111. ſeinen Gelehrten warnt, „in ſeinem Studirzimmer, das auch im Sommer Papierfenſter haben ſoll, hinter die er ſich ſetze, damit ihn die Sonne nicht auf den Kopf brenne, niemals Fenſter und Thür zugleich zu öffnen, wenn dieß auch zur Reinigung der Luft das beſte Mittel zu ſeyn ſchiene. Ja, ſehr ſchwachen Perſonen, die auch von leichten Urſachen Ungemach empfinden, ſey es zuträglicher, wenn ſie auch ſelbſt das geöffnete Fenſter vermeiden, und ihren Studirtiſch an das verſchloſſene ſetzen.“ Aber noch mehr! S. 181. „Galen hat Recht, ſagt Hr. A., wenn er jede Jahreszeit vor geſchickt zu Leibesübungen hält, weil die Ruhe jeder Jahreszeit gefährlich iſt:“ (im Vorbeygehn, welch eine Folge!) „aber wenigſtens einige Auswahl des Wetters muß man beobachten, wenn man ſich bewegen will. Wenn es möglich iſt, muß keine Leibesübung in der offenen Luft unternommen werden, wenn die Winde und beſonders der Nordwind wehen, oder ſonſt die Luft ſehr ungünſtig iſt. Bewegt man ſich in der Sonnenhitze, ſo muß der Körper nur leicht bedeckt ſeyn, (kein guter Rath!) und der Kopf mit einem weiſſen Hute geſchützt werden. Wenn im Herbſte oder im Frühlinge die Luft rauh, ungünſtig, und beſonders feucht iſt, — denn keine Luft iſt dem ſchon vor ſich erſchlafften Gelehrten nachtheiliger, als dieſe, — ſo muß die Bewegung wenigſtens in einem der freyen Luft nicht offenem Orte unternommen werden.“ S. 185. „Nach geendigter Bewegung muß man, ſo lange der Körper noch erhitzt, und die Haut vom Schweiße naß iſt, nicht ſogleich ruhen; ſondern erſt den Körper wieder durch ein langſames Gehen nach und nach an die Ruhe gewöhnen. Kaum iſt es nöthig zu erinnern, daß die durchſchwizte Wäſche gewechſelt, und der Schweiß ſelbſt mit einem trocknen warmen Tuche abgetrocknet werden muß. Sehr oft hat man auf das Gegentheil die hartnäckigſten Krankheiten erfolgen ſehen. So gar kaltes Getränke iſt ſchädlich bey erhitztem Körper,“ (ſo gar! Nein, wahrlich! dieß weit mehr, als wenn man ſich mit einem kalten Tuche abtrocknete!) „und jeder kalte Luftzug kann denſelben in die Gefahr der gefährlichſten Krankheiten verſetzen.“ S. 195. Vom Reiten. „In Betracht der Pferde iſt zu erinnern, daß man ſich der Geſundheit wegen ein ſolches wählen müſſe, welches ſanft geht, und den Kör-

per

per nicht zu heftig erschüttert. S. 193. Vieles kommt bey der Untersuchung der Heilsamkeit dieser Leibesübung auf den geschwinden oder langsamen, mehr oder weniger erschütternden Gang des Pferdes an. Man weiß ja, daß Gellert nur auf einem sehr geduldigen, sanften, langsam gehenden Pferde reiten konnte. Die Leibesübung an sich ist als eine der gelindesten und heilsamsten zu betrachten, wenn das Pferd im Schritt geht, so mit es aber trottirt, so mir wird die Uebung sehr stark und verursache manchem Körper einen fast unüberwindlichen Nachtheil. Der Gallop hat zwar das Erschütternde des Trottes nicht, ist aber doch für den zu heftig, der bloß seiner Gesundheit wegen reitet." (Heißt also summarisch, wer zur Gesundheit reitet, muß so reiten, wie der sieche, erschöpfte Gellert, dessen Zustand keine geschwinde Bewegung, und kein Schütteln erlaubte. Können denn aber nicht auch Leute zur Gesundheit reiten, weil eben das Schütteln ihre Cur seyn wird?) S. 229. Diät im Speisen. „Pflanzenspeisen, von welche Ich jeden, und besonders Gelehrte, warnen muß. Unter diese gehören alle knollichten Wurzeln, die einen harten Bau haben, und dabey grob und mehlicht sind. Ich würde der Kartoffeln gar nicht gedenken, weil sie mehr eine Speise für das Vieh, als für Menschen sind, und von diesen sogar oft nicht verdauet werden, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß ihnen sehr oft eine Stelle auf dem Tisch vornehmer und gelehrter Personen eingeräumet würde. Außer den wahren Pflanzengiften, kenne ich keine mehr jedem Menschen schädliche, unverdaulichere und rohere Speise, als diese. In einer zarten Schale enthalten die Kartoffeln einen groben, rauhen, bisweilen den Mund aufreibenden mehlichten Theil, der mit einen unbezwinglichen, dicken Schleim verbunden ist. In ihm selbst liegt eine fressende, scharfe Säure verborgen. Die erste sichtbare Wirkung der Kartoffeln ist diese, daß sie dem Magen beschweren, nicht verdauet werden können, und daß sich, wegen Länge der Zeit, und wegen der Schwäche der Eingeweide, die sie verursachen, die Luft aus ihnen enthindet, die die Gedärme unter der Gestalt der Blähungen ausdehnt. Der rohe mehlichte Theil kann unmöglich nahrhaft seyn, das meiste von demselben verwandelt sich in einen zähen Schleim, der sich an die Wände der Gedärme anlegt, das Blut verunreinigt, und besonders allgemeine Kacherien, Verstopfungen der Eingeweide, Würmer, und von diesen und von der reizenden

zenden Säure, die sich entwickelt hat, abhängende Convulsionen verursacht, eine Krankheit, die ich mich nur selten geheilt zu haben rühmen kann. Ich weiß Städte, wo jeder Mensch Kartoffeln ißt, und wo jedes Kind dickbäuchig und dörrsüchtig, und jeder Erwachsene kachektisch ist. Die kleinen Kartoffeln sind unreif, und noch übler verdaulich, als die großen. Die rothen sind kaum eßbar, und einigemal hab ich von ihnen Folgen gesehen, die man sonst nur von einem Gift beobachtet." Wir haben diese Stelle ganz einrücken wollen, um beyläufig auch von dem iudicio practico und Beobachtungsgeiste des V. eine Probe zu geben. Den Erdäpfeln geht es nicht viel besser als den Kartoffeln: und gewiß, wenn die Gelehrten in Absicht der Luft und Leibesübung, und überhaupt in ihrer ganzen Diät H. A. Vorschriften folgen; so kann ihnen niemand dafür stehen, daß sie nicht von Kartoffeln oder Erdäpfeln bersten. S. 233. „Die Milch erfodert keine angespannte Kräfte der Verdauung," (man lese den Grund:) indem sie nichts anders, als der halbverdaute Nahrungssaft der Thiere ist, und also desto geschwinder in menschliche Nahrung verwandelt wird." (Folgt das?) „Der Käs ist weniger heilsam, weil er wegen seiner Dichtheit und Härte unverdaulich ist, und meist erst da genossen wird, wenn er alt geworden, und eine beißende Schärfe erlangt hat." (Ist das ein Grund mehr von seiner Schädlichkeit an sich? Wird H. A. denn auch dem Schiffer sagen: Wasser ist schädlich, weil es auf Seereisen meist erst da getrunken wird, wenn es stinkend geworden ist?) S. 236. „Die Heidelbeeren ziehen zusammen und sind schädlich." (die armen Dinger!) S. 246. der Wein. „Die Empfindung der geringsten Unmebelung des Verstandes zeigt dem Gelehrten schon an, daß er zuviel getrunken, und er thut immer wohl, wenn er sich täglich mit zwey, höchstens mit drey Gläsern voll begnügt." (Also drittehalb. Medium tenuere beati.) Der Caffee hat vor dem Thee einen bleibenden Vorzug, — nur muß er nicht zu wässericht seyn" (vom zu starken kein Wort!) und darf in keiner allzugroßen Menge getrunken werden, weil er sonst wie warmes Wasser wirkt und erschlaffet, oder wenigstens den Körper überladet, und wegen der Vollfüllung zu den Arbeiten des Geistes untüchtig macht. Er muß mehr kalt als warm getrunken werden, und ein sehr berühmter Arzt empfindet sogleich Zufälle seiner Hypochondrie, wenn er von dem warmen Caffee mehr

als

als zwo Tassen voll trinkt. — Ich kenne einen Gelehrten, der leichter und mit mehrerem Erfolg arbeitet, wenn er alle Stunden eine Tasse kalten Caffee trinkt. — Im Winter kann man, ohne vielen Nachtheil täglich zweymal Caffee trinken, allein im Sommer, wo schon für sich die Wallung im Blute sehr groß ist, ist es schädlich, des Nachmittags Caffee, und jedes andre warme Getränk zu genießen. Er vermehrt den Schweiß alsdenn zu sehr, und nimmt den Kopf ein." (Wir geben diese Stelle eigentlich nur als ein Pendant zu den Kaffeln.)

Nun aber genug Beweise, wie sehr H. A. seinem schwachen verzärteltem Gelehrten nachgiebt! Sollte man einem übrigens gesunden, und nur durch seine Lebensart verzärtelten, empfindlichen und geschwächten Menschen, der sich bey allem, was jeder andre Gesunde vertragen kann, und als Mitglied der Gesellschaft vertragen können muß, übel befindet, den Rath geben, sich vor dem Allen zu hüten? Nein, wahrhaftig! denn das thut er leider von selbst, und wäre nie in diesen Verfall gerathen, und würde nicht täglich tiefer verfallen, wenn er sich nie nachgegeben hätte. Erlaubt ihm nur nicht, den Nordwind und die Frühlingswitterung zu fliehen; sicherlich kann er übers Jahr den Süd- und die Sommerstürme nicht mehr ausstehen. Eben von seiner Empfindlichkeit und Hinfälligkeit muß ihn eine etwas dreiste, kühne und starke Lebensart befreyen: und wie dieß auf eine solche Art zu bewerkstelligen sey, daß, aller beschwerlichen Empfindungen und kleinen Unpäßlichkeiten ungeachtet, dennoch weder das Leben und die Gesundheit, noch die Stärke der Seele einen wahren Nachtheil davon leide, das wäre die Kunst gewesen, die H. A. zu lehren hatte. Daß eine solche Methode sehr thunlich sey, ist unstreitig. Der kleine vierjährige barfüßige Engländer, der halbnackend in allen Witterungen auf der Straße liegt, sein kahles Köpfchen bald beregnen, bald von der Sonne bescheinen, seinen Leib von der Zugluft abkühlen läßt, und ohne zu zerplatzen allenfalls rohe Kartoffeln nagt, ist auch ein schwaches Geschöpf, fühlt auch den Nord und das eiskalte Wasser mit Schauder, und verdaut schwer seinen Mischmasch von halb rohen Speisen. Aber er ist darum weder gleich des Todes, noch auf Lebenszeit krank und kränklich, noch zu einem Newton verdorben. Härte und Strenge gegen sich selbst, Verleugnung seiner Empfindungen, leichtsinnige Bravour und Unwissenheit der Gefahr, geben ihm in der

Folge Gesundheit, Muth, Stärke, Dauerhaftigkeit und Seelenkraft, von welchem allen jener gelehrte Frösling nichts besitzt, der hinter dem Papierfenster auf die Erhaltung seines Lebens lauret, damit die Welt das unnütze Zeug nicht verliere, was sein armer Verstand ausheckt, wie etwa die Lebensgeister im Gehirne eines Genies herumschwärmen, oder wie sie sich in Reihen lagern, wenn eine Seele das Einmaleins denkt. Auf eine ähnliche Weise läßt sich auch die Verzärtelung eines Gelehrten verhüten, und ihrer Ueberhandnehmung Einhalt thun. In der That stehen gute Regeln hierzu selbst in H. A. Buche: aber diese, die wir oben angeführt haben, stehen auch darin, und welchen soll nun der Leser folgen? Folgt er den letztern; so wird sicherlich die Arzneykunst das an ihm thun, warum sie Rousseau verwünscht: sie wird aus Männern Weichlinge, aus Gelehrten umhergehende Leichen, aus Gesunden kleinmüthige, furchtsame Zärtlinge machen; ihr Leben eher verkürzen als verlängern, und, wenn sie es verlängerte, es noch zum Nachtheile des menschlichen Geschlechts thun, weil sie sie, durch die Sorgfalt und Behutsamkeiten, die sie ihnen auflegt, der Gesellschaft, und durch die Furcht und Empfindlichkeit, die sie ihnen beybringt, ihren Pflichten entziehen wird. Nicht also! Man gebe Kindern, die der Gelehrsamkeit gewidmet werden, die harte Erziehung der englischen Jungens, wie solches H. A. selbst, und mit Recht, an den Dessauischen Philanthropinisten billigt. Ist aber nun einmal ein Gelehrter von schwacher Abkunft, oder durch barmherzige Erziehung verzärtelt; so bestrebe sich der Arzt, diese Fehler noch auszurotten; gebe dem Treibhause, worin sein Pflänzchen schwach vegetirt, nach und nach Luft, stelle es nur immer der Mutter Natur hin, daß es ihre Sonne bescheine, ihr Athem umfächle und ihr Regen befeuchte, und lasse es mit vernünftiger Kühnheit, nur ohne Besorgniß der Gefahren, seiner Bestimmung Trotz bieten. Ist doch nichts anders, als diese Ausrottung der Empfindlichkeit, Reizbarkeit und Schwäche, der große Zweck der Cur, die H. A. S. 280. u. f. wider die Hypochondrie verordnet. Warum dabey so furchtsam in der Diät, die doch hundertmal kräftiger hilft, als alle Arzneyen? Anstatt den schwachen Magister unter einem weißen Hute vor den Sonnenstralen, und hinter den Papierfenstern vor dem Zuge, oder gar nur vor der freyen Luft zu verwahren, jage man ihn dreist hinaus ins Feld, und lasse ihn die Sonne und Frühlings- und Herbstluft, und weiterhin

auch

ach Schneegestöber und Nordwinde fühlen. So mancher Schwacher, der sich für einen gewissen Raub des Todes hielt, s man ihn zu weiten Reisen, auf dem Postwagen, der Nacht nd den Elementen, oder auf einem Schiffe der Seekrankheit reits gab, ist zu seiner Verwunderung, gesund, gestärkt, uthig, und, Gott sey Dank, ohne den geringsten Verlust an iner Gelehrsamkeit, zurück gekommen! Mag er sich doch im nfange vermummen soviel er will: nur muß er, ohne Unterhied der Jahreszeit, täglich aus seinem Studierwinkel heraus, und Gehen, Fahren, Schiffen, Glitschen, Reiten, echten, Tanzen, Schwimmen, Springen, müssen ihm ese Beschäftigungen seyn. Daß man ihm doch ja den Galop und Trott nicht verbiete, oder kein Läppchen wärme, sich n Schweiß abzutrocknen, oder ihn nicht mit zartem Thierfleische und jungem Geflügel, Flußfischchen und Zwieback erhalte, noch ihm die Gläser Wein oder Bier zuzähle, noch e Speisen abwäge! Er wird, unter vernünftiger Anleitung, n der Viehmast der Kartoffeln nicht sterben, und es lebt ancher wackerer Gelehrter recht wohl dabey. Ohne ihm zu ergünstigen, des Winters zweymal, und im Sommer nur nmal, und allemal kalt, Caffee zu trinken, nehme man ihm ne Barmherzigkeit seinen Thee- und Caffeetopf weg, und eise ihm frisches Wasser trinken. Kurz, man mache mit ihm eniger Umstände und veranstalte nur vor Allem, daß er für in werthes Ich nicht zu besorgt sey, vielweniger aber glaube, aß die Welt das Geringste dabey verlöre, wenn er nicht fleig studierte. Er wird destomehr lernen und nützen, je weniger er sich stumpf und schwach denkt.

Um Vergebung, wegen der abgedroschenen Lehren, die leichwohl hier nicht am unrechten Orte wiederholt seyn werden. Wirklich ist dies, unsrer Einsicht nach, ein Hauptfleckert ieser Schrift, wodurch sie Gelehrten desto nachtheiliger werden kann, jemehr sie ihnen theils angepriesen wird, theils sich lbst anpreisen möchte. Herr Tissot ist nicht ganz frey von emselben Fehler, z. E. wenn er §. 62. allen Gelehrten den Gebrauch des Senfs und Pfeffers verbietet, oder §. 86. versichert, daß sie von einemmale Aderlassen, wenn es ihnen leich durch zufällige Ursachen unentbehrlich wäre, fast allezeit ufälle von der Nervenhypochondrie verspüren würden. Durch olche Machtsprüche setzen die Aerzte ihre diätetischen Regeln em Spotte und Widerspruche Tausender aus, die nur hinter-

ter und ihre Diät erzählen, und ihre Personen zeigen, um sie zu widerlegen.

Der Lehrer der Lebensordnung sollte, um eben dieser Ursache willen, seine Anpreisungen und Warnungen nie so übertreiben, daß man mit Recht ein Mißtrauen dagegen fassen könnte. Wenn z. B. H. A. S. 109. die Reinlichkeit der Luft anpreiset, und die Städte, Straßen und Häuser, die von Straßenkothe, Cloaken und Morastgraben stinken, und wo Handwerksleute, die Gestank verursachen, beysammen wohnen, für ungesund erklärt; so wird Niemand etwas dagegen einzuwenden haben. (doch sehen wir nicht den Grund ein, warum Häuser, worin der Geruch des menschlichen Unraths bis in die obersten Stockwerke dringt, den Augen so gefährlich seyn sollen.) Allein, wenn er S. 110. daraus den Schluß macht: Es würde für den Gelehrten sehr gefährlich, ja tödtlich seyn, wenn er in einer Gegend der Stadt lebte, die bloß von schmutzigen Handwerkern bewohnt wird, und jeder Mensch, der gesund bleiben will, müsse sich von solchen Gegenden entfernen; so glaube ihm Niemand mehr, weil die Erfahrungen allzubekannt sind, daß unzählliche Menschen im ärgsten Gestanke von Morästen, Gruben und schmutzigen Handwerkern halbe Jahrhunderte lang gesund leben; nicht zu gedenken, daß die meisten dieser Gestänke der Fäulniß eher Einhalt thun, als sie befördern.

S. 105. macht H. A. die gemauerten Zimmer verdächtig, daß sie feuchter wären, als die aus Holz gebaueten, und zwar aus dem Grunde, weil von den hölzernen Wänden weit schneller das Wasser der Dünste so herabrinne, als von den Mauern. Kommt dieß aber nicht vielmehr davon, daß sich an den kältern Mauern die Dünste häufiger anlegen, als an den Brettern? Vorausgesetzt, daß eine Mauer nicht mehr neu, sondern völlig ausgetrocknet, und von gutem Kalk sey, den die Feuchtigkeiten nicht durchdringen; so wird eine gleich feuchte Luft eben desselben Zimmers die Bretter naß machen, und die Mauer trocken lassen, sobald man nur veranstaltet, daß die Mauer wärmer, oder nur eben so warm bleibe, als die Bretterwand. Es läßt sich also wohl nicht schlechterdings behaupten, daß die Mauern die Zimmer feuchter machten.

S. 216. sagt H. A. daß junges Fleisch darum sehr nährend und leicht verdaulich sey, weil die Fasern desto weniger, zähe, und die Gallerte überflüßiger wäre. Wir halten wieder

die

die Fasern noch die Gallert für nahrhaft, sondern nur die Brühe, und vornehmlich die Gallert für schwer verdaulich.

S. 118. spricht H. A. von einem Einsiedler, Namens **Anachoreta**. War dies wirklich der Name des Anachoreten?

Doch wir haben noch einige andre Erinnerungen zu machen, die mehr die Art des Denkens und des Vortrags betreffen; und die bey einem Manne, der sonst so viel Talente zu einem guten Schriftsteller zeigt, mit Nutzen gerügt werden können.

Zuweilen macht H. A. eine Periode, die gut genug klingt, aber keinen rechten Zusammenhang hat. Wir haben verschiedene dergleichen schon in obangeführten Stellen angemerkt. S. 192. „Außer dem vortrefflichen Vortheil dieser Uebung, (des Tanzens,) daß der Körper durch sie verschönert wird, haben **langsame Tänze noch den Nutzen**, daß sie, **wenn nur einiges Maas bey ihnen beobachtet wird**, (bey langsamen!) **selten schaden.**“ (Der Nutzen, daß sie selten schaden!) So auch S. 197.: „**Plinius** fuhr meist in einem bedeckten Wagen, **weil ihm die Schwäche seiner Augen** oft **das Gehen unmöglich machte.**“ Oder, S. 241.: „Obgleich das Wasser, weil es nicht nähret, das Vorurtheil Vieler wider sich hat, welche eher dursten, als Wasser trinken wollen; (sollte das darum seyn, weil es nicht nähret?) so darf der Gelehrte dennoch dieses Getränk nicht deswegen verwerfen, weil es allemal besser ist, wenn der Hunger durch Speisen, als durch Getränke gestillt wird.“ (Vom Hungerstillen ist aber ja die Rede nicht. Es sollte heißen: weil es allemal besser ist, den Körper mit Speisen, als mit Getränken zu nähren.) Oder, S. 253.: „Fünf Sechstheil der holländischen Weiber haben in ihrem 40sten Jahre die häßliche Krankheit, den **weißen Fluß**, den **das Theetrinken** am leichtesten zu **entspinnen** fähig ist. u. s. w.

Hr. A. führt zuweilen von Sätzen, die er behauptet, sich selbst oder Andere zu Gewährsleuten an, wenn sie dergleichen gar nicht bedürften, und oft sind seine Zeugen so gewählt, daß sie keinen vortheilhaften Begriff von seiner Belesenheit geben. S. 233. „**Ich weiß aus der Erfahrung**, daß die mit Salzsoole gekochten Eyer ungleich härter sind, als die andern.“ S. 244. „In einer Stadt, wo man dickes starknährendes Bier trinkt, sah ich keinen Rathsherrn, keinen Candidaten der Gottesgelahrheit und keinen Müßiggänger, der noch den

dünnen Körper gehabt hätte, welcher uns jede Arbeit erleichtert. Alle diese Leute hatten dicke Beine, dicke Bäuche und einen ziemlich dichten püffelhaften Verstand." S. 203. Gefährlichkeit von Zinne zu speisen: „Mir starb eine Katze, nachdem ich sie nur drey Wochen lang aus einem gewöhnlichen zinnernen Geschirne gefüttert hatte." (doch bey diesem Exempel ist die Anführung des Zeugen nicht so ganz überflüßig, weil unter zehntausend Katzen wohl keine zwey Paar von dieser Ursache sterben möchten. Es mag also, der Seltenheit wegen, hier am unrechten Orte stehen bleiben.) Ebendas. „das einzige Metall, welches dem Körper innerlich genommen, heilsam ist — denn von der Unwirksamkeit des Goldes und der Goldtinkturen sind die Aerzte überzeugt, — ist das Eisen. Eiserne Töpfe sind also statt der zinnernen zu erwählen, und mir schmecken die in einem eisernen Geschirr gekochten Fische vortreflich." S. 237. „Ich weiß aus genauen Nachrichten, daß in Ungarn — Personen, die zuviel Melonen gegessen hatten, plötzlich an einer Cholera gestorben sind. u. s. w." Andre Gewährsleute: S. 119. „Es giebt Personen, die sich sehr wohl befinden, wenn sie ihren Unterleib mit einer breiten flanellenen Binde umwickeln, die sogar der vortrefliche Verfasser von Sophiens Reisen, Hr. Hermes, unter die wirksamsten Heilmittel der Hypochondrie zählt." S. 203. „So lang der Römer, sagt Johann Jacob Schaffer, Kräuter und Wurzeln spritzte, und ein edler Rathsherr die Rüben aß, die er sich selbst gebraten hatte, waren sie stark. ꝛc. S. 254. Eselsmilch nennt H. A. „die Milch von einem Thiere, nach welchem sich, im Alter, wie Goßner sagt, Könige mit Vergnügen nennen ließen." S. 235. „Lange hat man das Obst für die Ursache der Ruhr gehalten, bis endlich Hannes dieses Vorurtheil widerlegte." S. 251. Vom warmen Wasser, „welches, wie Gebauer gelehrt, bey den Alten häufig getrunken wurde." u. s. w.

Wenn Hr. Tissot in seiner Rede sich litterarischer Verzierungen bedient, so sind sie immer passend, und weislich gespart. Hr. A. will es ihm nachthun, überhäuft aber seine Sätze zuweilen mit weithergeholten Zeugen. z. E. „das Wasser, sagt T. §. 67, ist das Getränk, welches die Natur allen Völkern zugetheilt hat; sie hat es für alle Gaumen angenehm gemacht und ihm die Eigenschaft, alle Speisen aufzulösen mitgetheilt. Die Griechen und Römer sahen es mit Recht als

die

die Universalpanacee an, und es ist in der That ein sehr gros ses Heilmittel, so oft" ꝛc. Dieß giebt nun Hr. A., wie folget: S. 240. „Das Wasser, welches Pindar das beste unter allen Dingen nannte, welches, wie Aelian sagt, Artaxerxes Mnemon von dem Sinäras so gütig aufnahm, als ein anderes königliches Geschenk, welches die Aegypter, nach dem Rufinus, als eine Gottheit verehrten, und aus dem der weise Thales den Ursprung aller Dinge ableitete, wird mit wahrem Rechte, wie schon Hofmann und Hahn thaten, für ein allgemeines Heilmittel gehalten, welches für jeden Menschen zuträglich, und das allgemeine Getränk eines jeden Volks ist." Oder, S. 192. „Das Reiten, dessen Erfindung Plinius dem Bellerophon zuschreibt, und welches besonders die Numidier im Alterthum so sehr von andern Völkern durch ihre Geschicklichkeit Pferde zu regieren unterschied, ist eine Leibesübung," ꝛc.

Hr. A. Styl ist zuweilen verdrechselt; wie z. B. S. 5. so sind sie doch noch in manchem Betracht nachtheilig, die verfeinerten Sitten;" oder, S. 9. „und werden sie anhaltend, diese Arbeiten; so" ꝛc.; zuweilen ist er grammaticalisch unrichtig, z. B. S. 24. 31, zeigen statt zeugen; S. 43. diesen Menschen sein Name war David; S. 195. sich für das Reiten hüten. Ueberhaupt gebraucht Hr. A. fast durchgängig das vor und für gerade umgekehrt, und so beynahe auch das ſ und ß. z. B. S. 233. „Ein Käs von beisender Schärfe ist eine Speiße, für welche sich ein Gelehrter so sehr hüten muß, als für die Kartoffeln, u. s. w.

G.

Johann Melchior Aepli, Prüfung der spanischen Fliege im bösartigen Fieber. Zürich, 1777. 8. Orell ꝛc. 56 Seiten.

Tralles war in seiner neulich herausgegebenen Schrift mit dem V. über den Begriff vom bösartigen Fieber nicht einer Meynung, sondern verwechselte es mit dem faulen, und glaubte, die spanischen Fliegen würkten unmittelbar auf die flüßigen Theile des menschlichen Körpers, und zwar zerschmelze das scharfe alcalische Salz dieser Insecten das Blut, sie seyn daher im bösartigen Fieber auch nicht anwendbar. Wider diese Meynung ist eigentlich die gegenwärtige Prüfung gerichtet.

Der V. beziehet ſich auf das, was er in ſeiner erſtern Schrift vom Unterſchiede des bösartigen Fiebers vom faulen und Gallen-Fieber geſagt, zeigt, daß das Weſen der Malignität nicht in einer Fäulniß der Säfte beſtehe, und die Veränderung der Säfte bey einem bösartigen Fieber nicht in einem faulen ſcharfen Miasma ꝛc. ihren Grund habe, daß alſo auch ihre veränderte Flüßigkeit oder Beweglichkeit — die Auflöſung und Schmelzung derſelben nicht aus der Quelle entſtehe, die man mit antiſeptiſchen ſauern, oder Camphermitteln verſtopfen kann. Er will übrigens die Wirkung der ſpaniſchen Fliegen nicht erklären, und dieſe Beſcheidenheit muß man bey ihm hochſchätzen, da auch Forſten nach der ſchärfſten Unterſuchung, ſeine Meynung darüber zurückhält. Die Wirkung der ſpaniſchen Fliegen-Pflaſter auf die flüßigen Theile ſey noch nicht erwieſen; ſie haben aber einen beſondern Einfluß auf das Nervengebäude. Vortrefflich ſind S. 26. die angegebenen Gründe, die ſich der Verf. zu ſeiner Beruhigung bey dem Gebrauche dieſes Mittels abſtrahirt hat, und die ohne Zweifel jedem andern furchtſamen Arzte Muth einflößen müſſen. So ſchwankend dem Recenſenten noch immerfort der Begriff der ſo genannten Bösartigkeit ſcheint: ſo ſehr iſt er doch ſchon in Abſicht der ſpaniſchen Fliegen lange Zeit mit dem V. eins; die ſo genannte **Schmelzung der Säfte**, und die **alcaliſche Auflöſung**, und andere daraus entſtehen ſollende Uebel, ſind bisher noch beſtändig leere Worte für ihn geweſen, die er ſich nie hat überwinden können, ſelbſt zu gebrauchen; nie hat ihn auch ſeine Erfahrung von der **Bagliviſchen** Theorie überzeugt, und die Meynung eines ſo erfahrnen Arztes als **Tralles** iſt ihm daher ſo befremdend, als dem Verf. Die praktiſchen Gründe des Verf. haben uns inzwiſchen beſſer gefallen, als die phyſiologiſchen von der Ausdünſtung ꝛc. S. 32. hergenommen, oder wenn er die Wirkung der ſpaniſchen Fliegen aus der Sympathie der Nerven erklären will. Warum nicht lieber gerade herausgeſagt: Ich gebe zu, daß etwas ſich reſorbire, und nach den Nieren ſchleiche; aber ich leugne die daraus entſtehende Schmelzung der ganzen Blutmaſſe? Dieß hätte der Verf. ohne großen Nachtheil ſeiner Ehre zugeben können, und wir dächten, ein kleines Opfer wäre er der Wahrheit auch ſchuldig. Die Nerven dienen uns armen kurzſichtigen Aerzten ohnehin ſo oft ſchon zur Erklärung, wo wir keine leichtere finden können, daß wir wahrhaftig nicht Urſache haben, ſie bey dem Gegentheile, oder da mit in die Aetiologie zu

bringen,

ringen, wo uns die Erfahrung und Natur eine leichtere Erklärung laubt. So lehrreich die erste Krankengeschichte ist, so wenig beeiset sie doch in der That für die spanischen Fliegen, da neben denselben so sehr kräftige Mittel sind angewandt worden, mehr die wolle. Aber warum *Kremor Tartari, konsens. kompresse?* Gott bewahre, daß sich dergleichen Schängeisterey nicht auch er praktischen Aerzte bemächtige!

Auserlesene Fälle der ausübenden Arzneykunst, von Johann Brisbane — aus dem Englischen übersetzt und mit Beobachtungen eines deutschen Arztes vermehrt. Altenburg, Richter. 1777. 61 Seiten kl. 8.

Das Original ist schon 1772. erschienen, und hätte schon eher eine Uebersetzung verdient. Der V. zeichnet sich durch seine außerordentliche Einfalt in Verabreichung der Arzneyen vor allen aus, und seine Erfahrung von dem Nutzen der spanischen Fliegentinktur in der Harnruhr (der Uebersetzer sagt Harnfluß) von der merkwürdigen Krankheit des Schlundes ꝛc. verdienen vorzügliche Aufmerksamkeit. Die Uebersetzung ist nicht übel gerathen.

Beantwortung der Frage: was ist von den Impfpredigern und von Empfehlung der Blattern Einimpfung auf der Canzel zu halten? von Christian Gotthelf Hauck, Leipzig. 1777. 8. bey Jacobäer, auf 45 Seiten.

Der Verf. verwirft dergleichen Empfehlungen, weil 1) keine ungewisse, sondern lauter vollkommen wahre Sachen auf die Canzel kommen dürfen. (Aber gütiger Himmel, wie kurz würden denn zuweilen unsere Predigten werden!) 2) Alles, was nicht die Seelenbesserung angehe, von der Canzel entfernt seyn muß. 3) Er hat nie einen großen Mann von Mitteln vor die leibliche Gesundheit predigen hören. (Desto schlimmer für die großen Männer!) Wir überlassen dieß

diese Gründe unsern Lesern zu eigner Prüfung, und setzen nur noch hinzu, daß wir nirgends mehr mit dem V. einer Meynung sind, als auf der letzten Seite, wo er Behutsamkeit bey dieser Art Empfehlungen vorzieht. Doch müssen wir noch einen Gedanken des V. ausschreiben, wovon ihm die Ehre der Erfindung zuzukommen scheint, und darum wir ihn unmöglich beneiden können, nirgends bey Moralisten, Theologen oder Aerzten entsinnen wol uns wenigstens etwas ähnliches gefunden zu haben, sie mochten Orthodoxen oder Ketzer in ihren Wissenschaften seyn: „Sollten nicht viele Kinder, sagt der Verf., in ihrer Unschuld an den natürlichen Blattern seelig sterben, die mit der Einimpfung gerettet, durch die Lockung böser Buben verführet, zuletzt unselig aus der Welt gehen?“

Im

Medicinische Fragmente, weisen Menschenbeobachtern zur Prüfung vorgelegt, von einem jungen Arzte. Erstes Stück. Danzig, 1778. bey Wedeln. 44 S. in 8.

Kurze betaschirte Gedanken aus der Physiologie und Diätetik, davon wenige dem Verf. selbst gehören, viele bekannt sind, aber doch alle von dem eigenen Nachdenken des Verf. eine gute Probe geben, und uns auf die Zukunft viel von ihm hoffen lassen.

Herrn D. Christoph Ludwig Hofmanns Rede von dem Nutzen, den ein gehörig eingerichtetes medicinisches Fach in einem Staate stiften kann. Göttingen, bey Bossiegel. 1777. 4. 15 Seiten.

Sie ist von dem V. zu Hofgeismar vor dem Landgrafen ꝛc. bey der Gelegenheit gehalten worden, da Hr. H. zum Mitgliede der antiquarischen Societät aufgenommen war, ohne des V. Wissen von Rudolf Wedekind herausgegeben, und freylich für die Versammlung — für die Brunnengesellschaft passend, und den Umständen gemäß genug, da sich der V. in einer großen Bibliothek nicht dazu hatte vorbereiten können.

Kd.

Io. Iacobi de Bertholdi, M. D. Dissertatio anatomico-physiologico-medica exhibens primas lineas nosologicas Morborum venae portae. Viddobon. 1777. 8. Trattner. 31 S.

Eine gut gerathene Arbeit, die aber eigentlich nur ein gröſseres Werk über eben dieſelbe Materie ankündigt.

Pd.

D. Joſ. Jak. Plenk — Lehre von den Hautkrankheiten, nach ihren Klaſſen, Geſchlechtern und Gattungen. Aus dem lateiniſchen überſetzt, und mit Zuſätzen vermehrt, von F. D. von Waſſerberg. Wien, bey Gräffer. 1777. 8. 242 S.

Der Hr. v. W. hat an dieſer Ueberſetzung eine mehr mühſame als lohnende Arbeit unternommen; es muſte ſehr ſchwer ſeyn, für die groſse Menge von lateiniſchen und griechiſchen Namen, gleichbedeutende deutſche zu finden; und doch glauben wir, daſs der Hr. Ueberſetzer ſeinem Zweck, wenigſtens für Oberdeutſchland, ſehr nahe gekommen iſt. Einige Ausdrücke möchten freylich in unſern Gegenden nicht ganz gefallen, z. B. Kindsflecken für Maſern, Grund für Grind, Maſer für Narbe, Zwicker für Quetſchung, Knotten für Knoten ꝛc. Sehr angemeſſen ſcheint uns hingegen der Name, Blaſenkäfer, den Hr. v. W. ſtatt dem von ſpaniſche Fliegen einführen möchte. Die Anmerkungen und Zuſätze des Hrn. Ueberſ. ſind aus dem Vorrath ſeiner Beleſenheit, doch auch hin und wieder aus eigenen Erfahrungen genommen.

Die Chirurgie für angehende Wundärzte, von D. Johann Heinrich Lange. Lüneburg, 1776. bey Lemke 8. 411. S.

Wir rathen den Zöglingen des V. daſs, indem ſie dieſes für ſie beſtimmte Buch ſtudieren, ſie nicht, wie junge Leute gerne thun, die Vorrede überhüpfen mögen, denn es iſt darin eine für ſie wichtige Wahrheit enthalten, daſs ihnen nehmlich

für

ihr Lehrer in diesem Werke keine gute Chirurgie, sondern nur „ein Mittelding zwischen einer guten und schlechten“ geliefert habe, daß sie also wenn sie selbst etwas mehr als Mittelding zwischen guten und schlechten Wundärzten werden wollen nicht verabsäumen dürfen, mit der Zeit aus bessern Quellen zu schöpfen. Da werden sie, um nur einige Beyspiele anzuführen, lernen, daß man die trichiasin durch minder grausame Mittel als das Abschneiden des Rands der Augenlieder heilen könne, daß wenn nach der Operation einer Pulsadergeschwulst der Vorderarm abstirbt, nicht das zu feste binden der Pulsader schuld sey, daß der Scirrhus nicht unter die Hauptzufälle der frischen Wunden gehöre, daß man in dergleichen Wunden keine Salbe streichen müsse, um ihre Heilung zu befördern, daß man nach dem Ausfließen der Glasfeuchtigkeit das Gesicht nicht wieder erhalten könne, daß zu Heilung der Brüche, selbst bey Kindern, weder Pflaster, noch das Durchziehen durch eine junge gespaltene Eiche, noch der Gebrauch des Wasserfenchels zureichend sey u. dgl. m.

Matthaei Francisci Alix. Med. et Chirurg. Doctor. etc. Observata chirurgica. Fasciculus III. Francof. 1777. 8. 140 Seiten.

Eine Wassersucht wegen verhaltner monatlichen Reinigung, wobey die Paracentheſis einigemal verrichtet wurde. Man fand nach dem Tode die Gekrösdrüsen verhärtet, und ungeheuer angeschwollen. Eine Wassersucht nach einer starken Verblutung. Das Wasser in der Bauchhöhle war gallertartig. Das saure Hallersche Elixir thut bey der Wassersucht von verstopfter monatlichen Reinigung herrliche Dienste, wie ein Fall beweißt. Ein vom Hirnschädel abgerißner und nur noch wenig anhängender Hautlappen ward nach acht Tagen noch glücklich angeheilt, jedoch blätterte sich der Hirnschädel an einigen Stellen ab. Ein Kind, das wahrscheinlich der Gefahr der Wasserscheue nahe war, wurde durch Blasenpflaster auf die Wunde gelegt, Kampfer, und die Plenkische Quecksilber-Auflösung gerettet. Eine Verhaltung des Urins bey einer Schwangern von einem eingelegten Mutterkranze. Man verordnete Urintreibende Mittel, bis endlich Hr. A. den Kranz ausnahm. Ein vernachläßigter kritischer Abscess in der Mitte des Schenkels mit Beinfraß, nahe an der Pulsader, glücklich geheilt. Eine

Geschwulst

Geschwulst in den Gelenken des Arms von stockenden lymphatischen Feuchtigkeiten mit einer Unbeweglichkeit des Gliedes ward durch den äußern Gebrauch eines Breyes aus Schierlingskraut und rothen Rosen in Wein gekocht geheilt. Eine wirkliche Trennung der Schaambeine nach einer schweren Geburt. Man konnte zwey Finger zwischen beyde Knochen legen. Auch die Vereinigungen des heiligen Beins schienen getrennt zu seyn. die Kranke konnte nicht stehen, sie ward blos durch Ruhe und den Gebrauch einer Binde wiederhergestellt. Eine ähnliche Trennung der Beckenknochen bey einem Knaben von sechs Jahren aus unbewußten Ursachen, mit einem Unvermögen auf den Füssen zu stehen, wurde durch einen fest umgelegten Gürtel, das kalte Bad, und Hallersche Elixir vollkommen geheilt. Die Blutung aus dem Saamenstrange bey der Kastration soll man nie durch Kompression zu stillen unternehmen, wenn der Saamenstrang nahe am Bauchringe abgeschnitten ist. Zwey Fälle von den schädlichen Wirkungen des Allhaudschen Pulvers bey Kindbetterinnen. Wahrnehmungen von den Wirkungen des Mineralwassers zu Brückenau gegen Würmer, Gicht, Epilepsie, Hypochondrie u. s. w.

Des Herrn D. Olof Acrel chirurgische Vorfälle, in dem Kön. Lazarete und ausserhalb demselben angemerkt. Erster Band. Nach der zweyten mit beträchtlichen Vermehrungen und Kupfern versehenen Ausgabe aus dem Schwedischen übersetzt von D. Johann Andreas Murray. Göttingen, 1777. bey Diedrich. 8. 479 Seiten. Zweyter Band, 472 Seiten.

Wir zeigen blos diese Uebersetzung eines Werks an, dessen Werth bereits bekannt ist.

Kritische Untersuchung der alten und neuen Art die Krankheiten der Harnröhre zu behandeln, nebst einer verbesserten Methode, sie zu heilen,

von

von Jesse Foot. Aus dem Englischen. Altenburg, bey Richter. 1777. 8. 110 Seiten.

Der Hauptinhalt dieser kleinen Schrift betrifft einen Vorschlag, die venerische Verhaltung des Urins geschwind und leicht zu heben. Wenn die Gefahr dringend und geschwinde Hülfe nöthig ist, sind die Bougies nicht hinreichend, denn sie öffnen den Harngang nur langsam, schaffen oft kaum innerhalb acht Tagen Hülfe, und setzen daher den Wundarzt in die Nothwendigkeit, die Blase zu durchbohren. Das Mittel des Hrn. Foot öffnet die Harnröhre geschwind, und überhebt den Wundarzt der Mühe, die Blase zu durchbohren. Er bringt nämlich zuerst eine glatte ganz dünne Darmsaite ein. Diese fehlt, auch wenn der Urin gänzlich verhalten, und der Harngang völlig geschlossen ist, nie, sogleich bis in die Blase zu dringen. Wenn diese Saite eine kurze Zeit in der Harnröhre gewesen ist, wird sie wieder ausgezogen, und gemeiniglich fließt der Urin hinterher in vollem Strome aus. Hierauf wird eine etwas dickere Saite eingelegt, und so bald die Harnröhre ihre gehörige Weite hat, werden die Goulardschen Bleybougies gebraucht, die durch ihre trocknende Kraft eine neue Aufschwellung in der Harnröhre verhüten.

D. Joachim Friedrich Henkels Abhandlung der chirurgischen Operationen. Achtes und letztes Stück. Von allen noch übrig gebliebenen Operationen. Berlin, bey Winters Wittwe. 1776. 8. 200 Seiten.

Man verkennet die Verdienste des Verf. als praktischen Wundarztes, und seine in der That sehr ausgebreiteten chirurgischen Kenntnisse nicht, wenn man ihn in dieser Bibliothek bey Gelegenheit der Anzeige dieser Operationen als Schriftsteller betrachtet, zuweilen getadelt und gewünscht hat, daß er bey diesem Werke mehr auf Ordnung, Deutlichkeit, Zusammenhang, Bearbeitung, Vollständigkeit und Schreibart gesehen haben möchte, als er wirklich gethan hat. So wie dies Werk jetzt ist, ist es nicht sowohl eine Abhandlung von den chirurgischen Operationen, als vielmehr eine Samm-

lung

lung verschiedener Materialien zu einer solchen Abhandlung.

Sendschreiben an den Herrn Professor Richter, die neuerfundenen Catheter aus der Resina elastica betreffend, von dem Königl. Preuss. General-Chirurgus Theden. Berlin, bey Decker. 1777. 8. 32 Seiten.

Die Erfindung, die der verdienstvolle Hr. Theden in dieser kleinen Schrift bekannt macht, ist praktischen Wundärzten ungemein nützlich. Es sind biegsame Catheter, deren Gebrauch mit einem doppelten sehr wichtigen Vortheil verbunden ist. Sie sind weicher, nachgehender und biegsamer, als alle bisher erfundene, drucken die Harnröhre fast gar nicht, und nehmen ihre Gestalt und Krümmung ohne allen Widerstand an. Sie verursachen daher dem Kranken fast nicht die geringste Beschwerde. Sie sind ferner so leicht einzubringen, daß der Kranke dazu die Hülfe eines Wundarztes fast gar nicht nöthig hat. Wie groß dieser doppelte Vortheil sey, wird jeder einsehen, welcher weiß, wie schwer und schmerzhaft der Gebrauch der gewöhnlichen Catheter ist. Hr. Th. wickelt um einen Drath, der so dicke ist, als der Catheter weit seyn soll, seinen mit Seide umsponnenen Carcassendrath in Spiralgängen, und bestreicht ihn so oft mit einer Auflösung der resina elastica in Naphtha, bis der dadurch entstehende Kanal die gehörige Dicke hat. Catheter auf diese Art zubereitet, hatten noch einen wichtigen Fehler. Nehmlich indem man sie aus der Blase zog, hielt der Schließmuskel der Blase das vordere Ende fest, und der Catheter gieng aus einander, und konnte nicht ohne Schmerz und große Schwierigkeit ausgezogen werden. Diesen Mangel hat nun Hr. Th. dadurch abgeholfen, daß er der Länge nach seidene Faden an den Carcassendrath legt, die ihn zusammen halten, und hindern, daß er nicht aus einander geht. Die Einbringung geschieht auf folgende Art: Man ziehet auf die gewöhnliche Art die Harnröhre ein wenig an, fasset den Catheter, nachdem er mit Oel bestrichen worden, immer in der Entfernung eines, höchstens zweyer Zolle, von der Oeffnung der Harnröhre, mit zwey Fingern an, und schiebt ihn nach und nach hinein. Man hat dabey gar nicht nöthig,

auf

auf seine Richtung zu sehen; es geht vermöge seiner Biegsamkeit durch die Krümmungen der Harnröhre in die Blase, wenn nur ein Theil nach dem andern in die Harnröhre gedruckt wird. Findet man ja am Blasenhalse einigen Widerstand, so darf man nur, indem man ihn einschiebt, ihn ein wenig von der rechten zur linken drehen. Das Stück von diesen Catheters kostet sechs Thaler.

Pf.

Herrn Peter Anton Marteaus — theoretische und praktische Abhandlung über die Bäder vom einfachen Wasser und vom Seewasser, nebst einem Anhange von dem Tropfbade. Aus dem Französis. übersetzt, von D. Chr. Friedr. Held. Leipzig 1778. Böhme. 8. auf 328 Seiten.

Das Original ist eine von der Akademie zu Bourdeaux gekrönte Preisschrift, die der Uebersetzer mit einer unterhaltenden Vorrede, besonders über die Schlamm- und Erdbäder begleitet, wo wir jedoch S. XXVI. allenfalls auch die Reßburger Bäder erwartet hätten. Der französische Verfasser dringet wirklich in seiner Materie tiefer ein, als man sonst bey seinen Landesleuten gewohnt ist, zeigt die Art der Wirkung des Wassers auf den Körper überhaupt, nach physikalischen Gesetzen, nach Verschiedenheit des Drucks, der Bestandtheile des Wassers selbst, (wo S. 23. gesagt wird, daß die ganze Masse der Salze in dem Seewasser an der Piccardie, nach angestellten Untersuchungen, ohngefähr den 32sten Theil betrage) der verschiedenen Temperatur ꝛc. aber hie und da treibt ers auch mit den Erklärungen zu weit, und es wandelt einem ein Schwindel an, wenn man immer in der Runde mit ihm herumlaufet. S. 42. soll z. E. der Liquor in einem Thermometer deswegen gleich steigen, und alsdenn unter den Punkt, wo es vorher gestanden hatte, fallen, wenn es erhitzt in kaltes Wasser eingetauchet wird, weil sie die Kälte die Fibern des Glases zusammenzieht, und sie kürzer macht, die Weite der Kugel vermindert, ehe sie den Liquor verdicken kann ꝛc. eben so unglücklich geräth ihm auch die Erklärung des Zitterns und Klapperns im Bade S. 49.

45. Aber das ist gemeiniglich das Schicksal derjenigen, welche nun alles erklären, immer theoretisiren wollen. Freylich waren die Candidaten des Preises durch die Aufgabe der Akademie genug zu Hypothesen berechtigt. Daß Kälte und Wärme nur relativ sey, und eben dasselbe Wasser zu gleicher Zeit verschiedenen Personen kalt und warm scheinen kann, ist S. 56. sehr richtig bestimmt. Natürlich scheint uns daraus zu folgen, daß man die Wärme eines Bades für einen Kranken nicht wohl nach dem Thermometer bestimmen könne, sondern man selbiges lieber der individuellen Constitution der Haut überlassen müsse. Der Londner Arzt Clifton Monro S. 95. ist uns unbekannt. H. M. empfiehlt die Bäder bey Blattern, die wir aber nie, wie er S. 101. so groß als eine Haselnuß, oder von der Größe einer Nußschale gesehen haben. Der V. schlägt die Bäder auch bey Frieseln, Scharlachfieber, Masern ꝛc. vor, aber das ist zu sehr Theorie, als daß man am Krankenbette Gebrauch davon machen dürfte. Praktischer ist die Anweisung bey schmerzhaften Krankheiten, Krämpfen, Zuckungen und unzähligen andern Beschwerden, wo die Erfahrung den Nutzen davon bestätigt, und die Hr. M. nach der Ordnung durchgeht, ohne daß wir ihm Schritt vor Schritt folgen dürfen. Bey dem kalten Bade S. 194. erwartet man leicht, daß der V. den tollen Hundebiß, die Tollheit angeführet habe, bey der ersten Krankheit erklärt er die Wirkung vorzüglich aus dem Schrecken, und mit der andern hat er eine Frau behaftet, viermal hintereinander in einen tiefen Teich werfen lassen, wovon sie gesund geworden. Bey Lähmungen ist er mehr für die kalten Bäder — doch bey allen folgenden Punkten ist es unmöglich genau durchzulesen, und man hat Mitleiden mit dem Verf., wenn er nicht einmal den Namen von Beregius zu kennen scheint. Die Abhandlung über das Tropfbad endigt die ganze Schrift, wobey der Verf. gute physikalische Kenntnisse äußert. Er hält die Douche in vielen langwierigen Krankheiten des Kopfes sehr zuträglich, und S. 297. kennet er kein besseres Mittel, die Phantasien in der Melancholie und Manie zu heben, als das kalte Tropfbad. Er läßt auch nach dem lauen Bade viele Krüge kaltes Wasser, von einer Höhe von 5 bis 6 Fuß auf den Kopf gießen, besonders im Schwindel, der nicht aus Vollblütigkeit oder Unreinigkeiten in den ersten Wegen entsteht. Das warme Tropfbad sey das vorzüglichste Hülfsmittel in der Lähmung einer Seite S. 303. Am Ende sind einige nicht

ganz unbedeutende Versuche angehängt, die der Verf. im Bade mit dem Thermometer und der Secundenuhr gemacht hat. Aus dem angeführten werden die Leser schon beurtheilen, daß die Schrift in der Uebersetzung nicht ganz unwürdig war, obgleich freylich sich die Lektüre des V., nicht von der bey einem jeden Franzosen gewöhnlichen, unterscheidet, und es uns vorkommt als wenn der Allen ihm die mehresten Quellen angezeigt, woraus er seine Gelehrsamkeit geschöpft. Die Uebersetzung lieset sich gut, zwo Stellen ausgenommen, wo wir mehr den Setzer als den Uebersetzer wegen eines Fehlers in Verdacht haben: S. 68. **das Jucken** (l'crethisme) **in den festen Theilen**; und S. 233. **die Engländer gewöhnen ihre Kinder an das kalte Wasser, um damit ihr ganzer Körper Gesichte werde.**

Kd.

Jakob Reinlein Vorlesebuch über die Anfangsgründe der Arzneywissenschaft für die Wundärzte. Wien, Trattner. 1776. 8.

Auf 56 Seiten läßt sich nicht leicht ein vollständigers Vorlesebuch über Physiologie, Pathologie, und die medicinische Materie ausarbeiten, wenn es nur allein ein trocknes Gerippe dieser Wissenschaften vorstellen, und bloß einen Faden abgeben soll, den ein Lehrer in der Hand hat, da er systematisch Unterricht ertheilen will. Die *Acrimonia muriatica alcalescens cet.* hätte man inzwischen in einem so ziemlich im neuern Geschmacke geschriebenen Büchelchen nicht erwarten sollen. Je laconischer übrigens die Kapitel sind, destomehr Freyheit behält der Lehrer und Leser, dabey zu denken, und wenn z. E. S. 37. der ganze Abschnitt: **Krankheiten der Lunge**, weiter nichts als folgendes enthält ꝛc. **durch die kalte feuchte Luft ꝛc. entstehet der Husten, die Engbrüstigkeit, Lungensucht ꝛc. beyderley Umständen dienen verdünnernde, gelinde schweißtreibende, den Auswurf befördernde, anfeuchtende Mittel ꝛc.** so sieht man leicht, daß es fast eben so nützlich gewesen wäre ein trocknes Register aller abzuhandelnden Materien drucken zu lassen. Unter den wurmtreibenden Mitteln steht das Farnkraut oben an — unter den auflösenden, wie man leicht

erachten

erachten wird, Schierling, Eisenhütlein, Wolverley; und beyde erstere auch sogar nebst dem Bremkraute (flam. lou.) und dem Wildnagel (Gryeiola) unter der Rubrik von Mitteln wider die Venusseuche, und unter den Krampfstillenden. Ja, ja, wenn man nicht durch einen Wienerischen Schriftsteller selbst, (Brambilla) ohngefähr errieth, was die Empfehlungen dieser Mittel für einen Grund hätten!

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte, des dritten Bandes drittes und viertes Stück. Leipzig bey Dyck. 1777. gehn von S. 397. bis 764. Nebst einem kurzen Register.

Beyde Stücke enthalten größtentheils Uebersetzungen aus dem Englischen, die den mehresten Lesern von irgend einer Lektüre schon bekannt seyn müssen, doch wollen wir das Merkwürdigste auch für andre auszeichnen. Abtgaed von der guten Wirkung des Weinsteinsalzes gegen die englische Krankheit, S. 397. sollte eigentlicher heißen: von der Wirkung der Fieberrinde, denn ohne Zweifel hatte diese in dem beschriebenen Falle, mehr Antheil an der Genesung, als das wenige Weinsteinsalz. Schönheyder (auch aus den Actis Havniens.) vom Gebrauche des isländischen Mooses gegen die Lungensucht — ein wenig zuverlässiger. Das Mittel bewies sich besonders bey dem Husten nach den Masern wirksam. Saunders über die Plenkische Mercurialbereitung, und über das verkalchte Queckſilber, aus dem Englischen, versichert S. 416. wider Plenk, daß das arabische Gummi gar keine spezifische Verwandtschaft mit dem Queckſilber besitze, daß zwar das Queckſilber auf diese Art wirksam sey, allein seine eigne Versuche haben ihn überzeugt, daß auch der Honig eben so geschwind, nicht weniger der Tragacanthschleim, die Kügelchen des Queckſilbers unsichtbar mache. Doch der Aufsatz enthält so viele merkwürdige Versuche, mit praktischen Reflexionen durchwebt, daß wir ihn ganz abschreiben müßten, um praktischen Aerzten einen Begriff davon zu machen, wir empfehlen ihn daher als einen der besten in dieser Sammlung, selbst zu

lesen. **Raymond** Bemerkungen über die Wassersche, beweisen — jedoch nicht überzeugend genug, und nicht durch genug Fälle, die Unzulänglichkeit der Mercurialmittel, und sind aus den Londonschen Beobachtungen übersetzt. Vom Gebrauche der Blasenpflaster auf die Lenden gelegt, wider das Verhalten des Urins, S. 453. bestätigt eine schon bekannte Erfahrung. **Fothergill** von der Behandlung der Schwindsüchtigen S. 459. Vortrefflich, ganz praktischen Inhalts, wie man es von einem der größten Praktiker erwarten kann, leider aber keinen Auszug für unsere Bibliothek, und verdient die Beherzigung aller Aerzte. Hierauf folgen einige den Nutzen der festen Luft in Krankheiten bestätigen sollende Abhandlungen, auch aus dem Englischen übersetzt. **Fothergill** von Krankheiten der Maler, die Wasserfarben gebrauchen, räth, niemals den Pinsel in den Mund zu nehmen, denn davon entstehen alle Zufälle; nach dem Gebrauche stark ausleerender Mittel, wie bey der Bleycolik, wider die zurückbleibende Lähmung die Tinctura Guaiaci volatilis. Als vor 20 Jahren das Plunketische Mittel wider den Krebs sehr gewöhnlich war, fand F. daß oft Personen nach einem langen Gebrauche desselben heftige Schmerzen in den Fußsohlen empfanden, und man glaubte durchgehends, daß weißer Arsenik mit zu dem Mittel käme. Eben denselben Schmerz will er auch bey Personen, besonders weiblichen Geschlechts gefunden haben, die viel Brandtewein trinken. **Musgrave** vom sogenannten Wurmfieber S. 530. warnet wider die schädliche Theorie, und wider die Purganzen, da die Zeichen so trüglich sind; die **Spigelia** errege zuweilen Zuckungen. **Rigby** von der Blutstürzung aus der Gebährmutter, die vor der Entbindung vorhergeht, auch aus dem Englischen übersetzt, wird im folgenden Stück fortgesetzt. Die schon sehr bekannten Briefe von **Emerizon** aus Martinique, über das neue Mittel wider Podagra und Gicht, S. 587. Gott gebe, daß sich die Wirkung bestätige, und niemand damit sich verbrenne! wenigstens halten wir den Toffia nun eben nicht für so unschädlich, daß ihn ein jeder Podagriste ohne Unterschied nehmen dürfe, und wenn gleich noch so viele *Cuis de jatte* dadurch, nach dem Ausdrucke großer Herren, sind wieder hergestellet worden, so ist von zuverlässigen Aerzten doch noch nicht hinreichende Erfahrung darüber, und die Zeit, da die vielen Podagristen dadurch zu Paris sollen genesen seyn, noch nicht lang genug, um es ein Specificum zu nennen, oder darauf zu schwören, es

sey

sey man ein Rückfall unmöglich. Barbut vom Nutzen des Lerchenschwammes bey colliquatifischen Schweissen, S. 604. erfodert stärkere Erfahrung. Den größten Theil dieses 4ten Stücks nehmen Uebersetzungen aus dem Percival ein, und S. 623. folgt das vom Könige von Preußen erkaufte, und auf dessen Befehl entdeckte Geheimniß, wider den tollen Hundebiß, das auch schon in auswärtigen Blättern bekannt gemacht, und in einigen französischen mit einer Abbildung vom Maywurm, sehr nützlich begleitet worden, als welcher das erste Ingrediens dieses Geheimnisses ist. In einer Sache, worin ein ganzes Collegium schon geurtheilet und entschieden hat, und bey einem Mittel, dessen Werth durch eben dieselbe Gesellschaft bestimmt ist, würde es fast unanständig scheinen, wenn man den Werth desselben herabsetzen, verdächtig machen, oder Unglauben äußern wollte; die Aehnlichkeit des Maywurms mit den spanischen Fliegen in Absicht der Wirkung, ist ohnehin bekannt, aber das gefeilte Bley ist uns doch so unverdaulich, daß wir's unmöglich bey uns behalten können. Sollte wohl ein kleiner Wink bey der Bekanntmachung überflüßig gewesen seyn, daß dies sicher wegbleiben könne? Die Note des Uebersetzers S. 635. ist so wie an vielen andern Stellen, sehr passend. Percival von der Bevölkerung, der Mortalität ꝛc. zu Manchester ist allerdings, wenn es gleich zu sehr lokal scheinen könnte, interessant genug für einen fremden Leser. Eben derselbe erzählet seine Versuche über die Auflösung der Blasen- und Gallensteine, durch das mit fester Luft geschwängerte Wasser. Er weiß eben so wenig als andre Aerzte recht zu erklären, S. 659. warum der Stein in einigen Gegenden, auch zu Manchester seltner ist als in andern. Saunders hat S. 660. Blasensteine wie Percival mit fester Luft aufgelöset — doch noch immer außer dem menschlichen Körper, und es ist zu wünschen, daß man sie ferner, wie neulich Hulme, mit Nutzen bey Kranken selbst kräftig finden möge. Einige andre minder beträchtliche Aufsätze über die feste Luft in diesem Stücke übergehen wir. Wieder Percival (der Liebling des Sammlers) daß der äußere Gebrauch der Bleymittel nicht ganz unverdächtig sey — ein Gedanke, den auch andre Engländer bekanntlich geäußert haben, der aber mit des Recens. größen Erfahrung, in diesem Punkte nicht übereinstimmt. Noch einmal Percival von dem Tode dreyer Kinder, die frische Blätter vom Taxus genossen hatten, S. 711. und vom Nutzen des Caffees bey der periodischen Engbrüstig-

brüstigkeit; die Pringle bestätigt, und mit Floyers Exempel bekräftiget. Die Columbowurzel verliert, wenn sie lange aufbehalten wird, ihre Bitterkeit, verfaulet auch leicht, und wird von Würmern beschädigt. S. 718. Das Ende machen zwo Abhandlungen über das sogenannte Kindbetterinnenfieber, von Manning dem Engländer, die diese Materie noch immer nicht erschöpfen, sondern vielmehr eine traurige Bestätigung der Wahrheit abgeben, daß selbst scharfsichtige Aerzte noch immer sehr kurzsichtig sind. Ueberhaupt ist diese Sammlung sehr lesenswerth, aber wir können unsern Rath nicht oft genug wiederholen, daß uns der V. derselben nicht lauter Uebersetzungen aus dem Englischen liefere, da diese Schriften ohnehin zum Theil schon übersetzt worden, oder doch als Originale oft schon bekannt sind, — sondern vielmehr aus dem Holländischen, Italienischen ꝛc. wenn gleich die Zeitungsart von der deutschen sich noch soweit entfernet. Dem praktischen Arzte, dem die Sammlung bestimmt ist, ist es von Nutzen, auch fremde und mehrere Methoden kennen zu lernen, nicht allein nach einer die seinige zu modeln. Pringles Vorlesung, die von Sigault verrichtete Operation an der Souchot ꝛc. würden ohne Zweifel außerdem guten Stoff zu einem folgenden Stücke geben.

Fasciculus quartus Operum minorum medicorum et dissertationum. Collegit, recensuit, edidit *Francisc. Xau. de Wasserberg.* Vindobon. Trattnern. 1776. 8. 454 Seiten.

Enthält einige interessante Probeschriften, dabey wir aber wieder von dem Sammler nicht erfahren, wenn sie zuerst erschienen sind. Hier sind die merkwürdigsten:

Ioan. Schmierer Extispicia cadaverum decem. Bey einem Knaben, der am Blasensteine starb, fand man nach dem Tode die Substanz der Blase dick, hart und fast scirrhös, und den einen Ureter wie ein Gedärme ausgedehnt. Eine Erscheinung, meynt der V. die einen Schnitt würde fruchtlos gemacht haben. (Auch wenn er frühzeitig genug gemacht wäre?) Ein Kind von 6 Jahren wurde am 15ten August von einem tollen Hunde gebissen, und am 9ten October zeigte sich der Anfang der Wasserscheu, woran es seinen Geist aufgab. Die erste Hirnhaut war wenig, die zweyte aber (pia mater)

unter) bis tief in die Substanz hinunter, äußerst entzündet. Der Sinus Longitudinalis leer. Das kleine Gehirn röthlich. Der Plexus choroideus strotzte vom Blute. Die Zunge äußerlich blaß, die Mandeln, und das Zäpfchen natürlich. Epiglottis und der ganze Larynx entzündet, so wie die Musculi melochondriaci aufs äußerste. Eine schäumichte blaßgelbe Materie hieng in der ganzen Luftröhre herunter. Der Oesophagus war einen Zoll lang von oben an entzündet. Auch die Lunge zeigte merkliche Spuren von Entzündung. Die großen Arterien leer, die Blutadern voll von einem aufgelöseten, nicht zertrennbaren Blute. Der Leib meteorisiret. Kein ausserordentlicher Gestank der Leiche, ob sie gleich erst nach 36 Stunden geöffnet wurde. S. 19. In einem Wassersüchtigen fand sich der Herzbeutel so fest an das Herz verwachsen, daß ihn eine 14tägige Maceration nicht losweichen konnte, und zugleich ein 11 Linien langes und 2 breites Knöchelchen zwischen dem Herzen und desselben Beutel. S. 32.

De *Martini* de Melle sehr umständlich; schlägt auch ein Oxymel aus der Nieswurz vor, das van Swietrn schon empfohlen.

C. Zikanek de actuosa hominis nascituri vita, seu circulatione foetus ab hominis nati diuersa.

Anton. Kleinii, de vitae regimine grauidarum. Will auch die lauwarmen Bäder nicht ganz widerrathen.

S. E. Kheimb de Ferro, gut. Hr. von Crantz arbeitet an einem Werke von Gesundbrunnen in den Oesterreichischen Ländern.

A. Bicker pro Boerhauianae de inflammatione doctrinae prae aliis hodie magis celebratis theoriis, firmitate. Mit großen Fleiße ausgearbeitet.

I. W. Nachtigal, de submersis. Die verschiedenen Meynungen über die Ursache des Ertrinkens werden untersucht. Es sey nicht die Gegenwart des Wassers im Magen oder der Lunge, sondern der Mangel der Luft, und die daher entstehende Erstickung. S. 332. die Ertrunkenen befinden sich in dem Stande des Ausathmens; und der Umlauf des Blutes werde also durch die Lunge gestört. Sie sterben also theils peripneumonisch, theils apoplektisch. Auf diese Theorie gründet sich denn auch die Cur — Aderlässe, Einblasen der Luft ꝛc.

A. Mitscherlitz Systematica Salium diuisio.

F. B. Winger de Calculo Systematis uropoetici. Klärt nicht die Erzeugung des Steins so wenig auf, als daß

er sonst etwas merkwürdiges sagen sollte. Ueberklugt scheinen die Verf. zu sehr an dem zu kleben, was die Wienerischen Gelehrten als wahr annehmen, ohne sich eben auf andere Lektüre einzulassen. Wir wissen auch zudem wahrhaftig nicht, welchen Nutzen im Ganzen das Aufbewahren von sehr gewöhnlichen Probeschriften stiften könne. Sie dient allerdings wohl dazu, Ausländern den localen Zustand der Gelehrsamkeit einigermaßen bekannt zu machen, aber wem ist im Grunde mit solchen akademischen Schriften gedient, wenn sie nicht eigne Beobachtungen, Versuche, Experimente, Entdeckungen neuer Mittel ꝛc. enthalten, oder sich wie die in der Hallerischen, Sandifortischen, Baldingerischen und anderer Sammlung befindlichen vor trivialen auszeichnen? Weiß Herr von Wasserberg also keine Wahl zu treffen, und kann uns nichts besseres liefern: so würden wir ihm rathen, diese Sammlung nicht fortzusetzen; der Recensent fühlet sich wenigstens für die Mühe des Durchlesens des dicken Bandes nicht hinlänglich belohnt. Eine unverzeihliche Nachlässigkeit ist es, außer der zu Anfange dieser Recension angegebenen, wenn in einer eingeruckten Dissertation Kupfer angezogen werden, die sich vielleicht bey dem ersten Abdrucke der Dissertation, aber nun nicht bey dieser Sammlung befinden.

Sr.

Anweisung, wie die äußerlichen Pulsadergeschwülste auf eine geschickte Weise von den Wundärzten zu curiren sind; von Carl Guattani, Altenburg, bey Richtern, 1777. 8. 132 Seiten.

Der Endzweck des V. in diesem Werke ist, die verschiednen Kuraten der verschiednen Pulsadergeschwülste in verschiednen Fällen zu zeigen. Seine Urtheile sind auf Beobachtungen gegründet. Wir wollen den Inhalt nur ganz kurz anzeigen. Große Pulsadergeschwülste in der Kniekehle, soll man nicht operiren. Die Operation ist schwer und hat gemeiniglich tödtliche Folgen. Auch die Amputation hilft in diesem Falle nichts. Viermal hat sie der V. verrichtet, und allemal erfolgte der Tod. Die venerische Seuche scheint ihm an der Entstehung der wahren Pulsadergeschwülste großen Antheil zu haben,

auch

auch schreibt er ihr in diesen Fällen großentheils den übeln Erfolg der Amputation zu. Was soll man denn nun in diesen Fällen thun? Der V. schlägt eine Kurart vor, die ihm sehr oft gelungen ist. Man soll nämlich eine Kompression auf die Geschwulst legen. Die Art und Weise, dieß zu thun, wird weitläuftig beschrieben, und durch Beyspiele erläutert. Sie ist wesentlich von den Einwickelungen des Herrn G. Ch. Theden nicht verschieden. Pulsadergeschwülste in der Leistengegend hat der A. nie durch die Kompression gänzlich geheilt. Eben so wenig auch Pulsadergeschwülste im obern Theile der Wade. Eine widernatürliche **Erweiterung des Herzens.** Einen Wassersüchtigen Kranken ward durch den Troikart eine blichte Feuchtigkeit abgezapft, — Von der **Eröffnung der Speiseröhre**, eine genaue Beschreibung dieser Operation. H. G. hat dieselbe verschiedentlich an Thieren mit glücklichem Erfolge gemacht. Immer haben sie schon den fünften Tag Brey genießen können. Die Wunde heilte leicht und geschwind. — Ein italiänischer Wundarzt, **Gengha**, hat ein Mittel erfunden, das Wunden der Pulsadern zuverlässig heilt, und alle üble Folgen verhütet, und dies Mittel ist die Einwickelung des ganzen Arms, genau so, wie sie Hr. **Theden** empfiehlt und verrichtet. — Zweymal hat der V. **Hunters** Varix aneurismaticus beobachtet. — Eine große wahre Pulsadergeschwulst in der Mitte des Schenkels. Der Durchgang des Blutes durch den Sack war durch die Menge des geronnenen Blutes in demselben gänzlich gehindert, und die Pulsader einige Queerfinger über der Geschwulst zerrissen. Die Ursach dieser Zerreißung war der gehinderte Durchgang des Blutes durch den Sack. Man fand überdies noch das eyförmige Loch im Herzen offen.

D. *Matthaei Franciſci Alix* **observata chirurgica.** *Faſciculus IV.* et *ultimus.* Francofurti, 1778. 8. 180 Seiten.

Daß es Hr. A. an litterarischer und moralischer Politur fehlt, beweißt dieser Band vorzüglich. — Eine Wassersucht nach unvorsichtig geheilter Krätze ward durch die Inoculation der Krätze gehoben. — Ein Mensch schnitt sich die Zeugungsglieder dicht am Schaambeinen ab, und ward leicht und ohne üble Zufälle geheilt. — Ein Wasserbruch auf beiden Seiten des Hodensacks. Aus dem Sacke der rechten Seite gieng

ein Gang in den linken Sack. Man schnitt bis den ersten auf, füllte den Gang mit Charpie aus; beyde Säcke geriethen in Eyterung, und es erfolgte eine vollkommene Heilung; — Verschiednes von der vis vrli. Sie scheint nicht die schon erzeugten Steine aufzulösen, sondern die Erzeugung neuer zu verhüten, indem sie den Schleim zerstört, der die erdigen Theile in einen Stein verbindet. — Von einer schweren Geburt. Der Nabelstrang war abgerissen, der Arm lag vor, und der Muttermund war so fest zusammengezogen, daß er auf keine Art und Weise geöffnet werden konnte. Nachdem endlich die Frau eine viertel Stunde in einem lauwarmen Bade gesessen hatte, ließ der Krampf nach, der den Muttermund verschloß, und das Kind ward ausgezogen. Es war ohne Nase, Mund, und Augen. — Heftige Schmerzen in den Gliedern, und ein Unvermögen sie zu bewegen, wurden durch Würmer verursacht. — Heftige Schmerzen nebst einer Unbeweglichkeit des untern Kinnbacken von rheumatischen Ursachen hob ein Blasenpflaster im Nacken. — Eine Verhaltung des Urins bey einer Schwangern. Als sie acht Tage gedauert hatte, entstand eine Oeffnung am Nabel, woraus Urin floß, durch einen Druck auf den Nabel, den fleissigen Gebrauch des Catheters, und Einspritzungen vom Goulardschen Bleywasser ward die Frau geheilt. — Ein Fell auf dem Auge ward glücklich abgeschnitten. — Eine tödtliche Verhaltung des Urins. Der Mann starb, nachdem zehn Tage kein Tropfen Urin abgegangen war. Man fand die Blase zerrissen. — Eine Mischung aus Oel, Wachs und Eyweiß wird gegen Verbrennungen empfohlen, das Goulardsche Wasser leistet in diesen Fällen wenig. — Anfälle von Erstickung mit einer Schwierigkeit nieder zu schlucken, aus rheumatischen Ursachen. — Eine Dysurie von ähnlichen Ursachen. — Von den Wirkungen des Brückenauer Gesundbrunnen gegen gichtische und hypochondrische Beschwerden, Verstopfung der Leber, Nervenzufälle, den weißen Fluß u. s. w. Zum Beschluß von der Schädlichkeit der Begräbnisse in den Kirchen.

D. Snip's Abhandlung von dem Steinschnitte, aus dem Lateinischen übersetzt von H. H. Wien, bey Kurzböck. 1777. 8. 93 Seiten.

Die Schrift selbst bleibt, ungeachtet Le Dran in seiner Parallele diese Materie bereits auf eine ähnliche und vollständi-

ständigere Art behandelt hat, immer lesenswürdig, diese gegenwärtige Uebersetzung aber ist undeutsch, und sehr unangenehm zu lesen. Man begreift nicht, warum der Uebersetzer zu so vielen deutschen jedermann bekannten Wörtern die lateinische Benennung hinzusetzt. z. B. der Stein (calculus) entsteht in der Blase (vesica) wie sehr viele glauben vorzüglich aus Schleim (pituita); klingt spashaft. Was ist ein Harnsucher? Vermuthlich Catheter, aber den Harn sucht man ja mit diesem Werkzeuge nicht. Ein Röhrl; das Wegweisermännlein, der Stift des Messers; bruchi statt bougie; u. s. w.

James Hills chirurgische Beobachtungen, welche hauptsächlich den Krebs und die Verletzungen des Kopfs betreffen, aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, bey Fritsch. 1777. 8. 176. Seiten.

Von acht und achtzig wahren Krebsen, die Hr. H. aus verschiednen Theilen des Körpers ausgerottet hat, sind nur zehn nach der Operation wieder ausgebrochen; 78 Kranke sind glücklich geheilt worden. Darunter sind verschiedene alte Kranke, und solche, an denen die Operation unter bedenklichen Umständen verrichtet wurde. Mit einem so ungewöhnlich glücklichen Erfolge hat, deucht uns, noch niemand diese Operation verrichtet. Und ob sich gleich, da man in den Erzählungen des V. nichts besonderes findet, dem man diesen so glücklichen Erfolg zuschreiben könnte, fast vermuthen läßt, daß Hr. H. wohl manchmal etwas für einen Krebs gehalten, das es nicht war, dienen dennoch seine Wahrnehmungen immer dazu, die Wundärzte zu dieser Operation aufzumuntern, die wirklich oft mehr fruchtet, als viele glauben. — Von der Beschaffenheit und Heilung des Krebses mancherley lesenswürdiges. Nicht immer hat die Krebsgauche einen übeln Geruch. Nie hat dem V. der Schierling den geringsten Nutzen, oft offenbar Schaden gestiftet. — Von einem **Wurme** in der **Stirnhöhle**. — Von den **Sackgeschwülsten**. — Von den **Wasserblasen** (hydatides). — Von den **Kopfwunden**. Auch bey bloßen Erschütterungen des Gehirns nutzt die Trepanation durch die örtliche Blutung, die sie verantaßt. Mäßige Eindrücke der Hirnschaale soll man nicht aufheben, man thut oft dadurch dem

dem Kranken mehr Nachtheil als Nutzen. Das Gehirn gewöhnt sich nach und nach an den Druck der Hirnschaale. Die Aufhebung der niedergedruckten Stelle ist mit vielen Schwierigkeiten, vornemlich mit einer starken Entblößung des Knochen, und Absonderung der harten Hirnhaut von demselben, verbunden. Der Hirnschwamm muß abgeschnitten, nicht durch Aetzmittel verzehret werden. Das Bleyblech des Bell'oske verursacht durch seinen Druck aufs Gehirn zuweilen üble Zufälle. Wenn die harte Hirnhaut sehr entzündet ist, soll man sie durchschneiden, man veranlaßt dadurch eine Blutung, die weit mehr Nutzen schafft, als ein Aderlaß an einem entfernten Orte. — Zuletzt von einer Krankheit, die man in Schottland Sibkens oder Naws nennt. — Genug, um unsre Leser auf dieses Buch aufmerksam zu machen.

Herrn D. Jos. Jac. Plenks neues Lehrgebäude von Geschwülsten, worinnen dieselben in ihre Geschlechter und Gattungen gebracht worden. Zwote vermehrte Auflage. Aus dem Lateinischen übersetzt. Dresden, bey Gröll, 1776. 8. 254 S.

Der Zusätze ist nur eine geringe Anzahl, doch enthalten die mehresten gute praktische Anmerkungen, die man ohne Zweifel dem Hrn. Rumpelt, Churf. Sächs. Hofchirurgus, der sich am Ende des Vorberichtes nennt, zu verdanken hat. Die Uebersetzung selbst, die wohl nicht von derselben Feder ist, könnte man reiner, und besonders mit weniger deutsch-lateinischen Worten, als suppurirt, variolöse Schärfe, u. dgl. verunziert wünschen.

Herrn Percivall Pott's chirurgische Beobachtungen. Aus dem Englischen übersetzt. Berlin, bey Himburg. 1776. 8. 173 S.

Dieses vortreffliche Buch ist einer Uebersetzung vorzüglich würdig. Die Beobachtungen, die es enthält, betreffen den Staar, den Nasenpolypen; den Krebs am Hodensacke, die Brüche, und den Brand an den Fußzehen. Hr. Pott ziehet die Niederdruckung des Staars der Ausziehung vor:

denn

denn der Hauptbeweiß gegen die Niederdrückung ist falsch. Man sagt: einen weichen Staar kann man nicht niederdrücken. Dieß kann man, sagt Hr P., und er zeigt, wie man es in allen Fällen thun kann. Hauptsächlich kommt es bloß darauf an, die Krystallhaut zu zerreißen, damit die wässerichte Feuchtigkeit in die Kapsel treten, und den Staar verdünnen, ausspühlen, und zur Zertheilung und Einsaugung geschickt machen kann, wodurch gemeiniglich alle Trübheit hinter der Pupille nach und nach gehoben wird. — Die Ausreißung der Polypen zieht Hr. P. der Unterbindung vor; nur muß man die Polypen, die diese Heilart verstatten, wohl zu erkennen wissen; denn man betrügt sich gemeiniglich, wenn man glaubt, daß bloß der krebshafte Polyp aller Heilung unfähig ist. Es giebt mehrere Polypenarten, die man nicht anrühren darf; und Hr. P. setzt uns in den Stand, sie zu erkennen. — — Die Wahrnehmungen von den Brüchen sind vorzüglich lesenswürdig. Netzbrüche sind mit mancherley Gefahren verbunden, und also so unbedeutend nicht, als viele glauben. Ein Beyspiel von einem krebshaften Netzbruche. Gründe wider die Unterbindung des Netzes. Vornehmlich lehrt uns in diesem Abschnitte Hr. P. den Fall von einem eingesperrten Bruche unterscheiden, wo ein Mensch, der einen Bruch hat, ein Miserere bekommt, das nicht vom Bruche abhängt. Alles, was Hr. P. über diese Materie sagt, ist äußerst wichtig. Von einem **Eyerstockbruche.** Hr. P. schnitt den aus dem Bauchringe hervorhängenden Eyerstock aus Versehen ab; nicht der geringste üble Zufall erfolgte darauf, nur bekam die Kranke nie ihre monatliche Reinigung wieder, auch wurden die Brüste ganz klein. Von dem **Brande** an Fußzehen; sehr lesenswürdig. China hilft nicht immer; ein ganz neues Mittel. Den Mohnsaft hat Hr. P. oft mit dem besten Erfolge gebraucht. Von dem **Schornsteinfegerkrebse.** Er scheint vom Rußе herzukommen, der sich in die Falten des Hodensackes setzt. So lange er nur in der äußern Haut ist, kann er abgeschnitten werden; so bald er den Hoden ergriffen hat, wird er in kurzem tödtlich.

Heinr. Franz le Dran Abhandlung von der Cur der Schußwunden. Aus dem Franz. übersetzt. Nürnberg, bey Joh. 1776. kl. 8. 188 S.

Wir

Wie es scheint ein bloßer Nachdruck der schon 1760. ebendaselbst herausgekommenen Uebersetzung.

De Capitis laesionibus Meletemata medico-chirurgica, cum adiectis annotationibus, conscripta ab *Alexandro Köhpin*. — Havniae, apud Prost. 1777. 102 S.

Die Untersuchungen des Verf. sind besonders der Erkenntniß der verschiedenen Folgen der Kopfverletzungen gewidmet, wobey er besonders auf den Puls aufmerksam ist. Hinreichend sind verschiedene seiner Sätze noch nicht erörtert; indessen verlohnt sichs der Mühe, durch fernere Versuche ihre Richtigkeit zu bestimmen. Nur schiefe, oder Queerwunden des musculus epicranius verursachen eine Rose; nie längliche Wunden, ausgenommen wenn sie so klein sind, daß die unterliegenden Feuchtigkeiten nicht ausfließen können. Unbestimmt ist der Satz: Die eigenen Zeichen der leidenden harten Hirnhaut sind starkes Fieber, geschwinder, kleiner harter Puls, Schlaflosigkeit, Raserey en und Röthe der Augen. Die harte Hirnhaut kann auf mancherley Art leiden, und diese Zeichen entstehen nur, wenn sie Reiz und Entzündung leidet. Auch sind dieß nicht einmal eigene Zeichen der entzündeten harten Hirnhaut; sie sind auch bey der Entzündung der weichen Hirnhaut. Auch sind wir nicht mit dem Verf. einstimmig, wenn er behauptet, daß die harte Hirnhaut sich jederzeit entzündet, so oft ihre Verbindung mit dem Hirnschädel und dem pericranium getrennt wird. In der That, diese Verbindung wird fast bey den mehresten Kopfverletzungen gestöhret, und dennoch entzündet sich die harte Hirnhaut bey weitem nicht immer. Unter allen von den Schriftstellern gewöhnlich angegebenen Zeichen der Erschütterung des Gehirns ist der Meynung des Verf. zufolge keines so zuverlässig, als der langsame unordentliche Puls; dieß ist, sagt er, ein wahres pathognomonisches Zeichen. Wunden und Brüche der Hirnschale, ohne Nebenverletzungen, sind ohne alle Gefahr. Eindrücken der Hirnschale bey Kindern sind ohne Gefahr, wenn sie nicht mit Erschütterung und Ergießung verbunden sind, sagt Hr. K., und widerlegt sich fast selbst durch den Fall eines Knabens, der nach demselben seine vorige Munterkeit und großentheils das Gehör verlor. Erschütterungen des Gehirns erfordern zwar ein

Ader-

Ablaß, doch hat der Verf. beobachtet, daß die Wiederholung deſſelben mehr ſchädlich als nützlich iſt. Nöthiger ſind wiederholte Abführungen, zumal da die Kranken gemeiniglich Leibesverſtopfung haben. Auch Mittelſalze mit flüchtigen Laugenſalzen thun hier erwünſchte Wirkung. Den Gehirnſchwamm will Hr. K. lieber abſchneiden, als wegätzen. Den Beſchluß machen dreyzehn Wahrnehmungen.

Cz.

D. Gottwald Schuſters — vermiſchte Schriften, als eine Fortſetzung des mediciniſchen Journals. Vierte Layette. Chemnitz, bey Stößels Erben. 1777. 8. Fünfte Layette. 1778.

Man kennt Hrn. Schuſter und ſeine Schriften bereits zur Gnüge; und deswegen hier weiter kein Wort davon!

Gm.

D. Eberhard Roſenblads mediciniſche Abhandlung von den Wirkungen des Kohls. Aus dem Lateiniſchen. Altenburg bey Richtern 1778. 8. 93. S.

Eine ausführliche Beſchreibung und Geſchichte der Kohlarten. Der Kohl war den Alten ſchon bekannt, wurde von Manchen über die Gebühr gelobt oder geſcholten, wie es faſt bey allen Dingen immer wohlherkömmlich geweſen iſt. Aller Kohl iſt blähend: der Blumenkohl iſt es weniger, und wird oft, wie Recenſent weis, von den ſchwächſten Mägen vertragen. Der Kohl hat etwas Schleimiges, Nährendes; er öffnet den Leib, kühlet. Hier kömmt freilich alles auf die Zubereitung an. Es iſt ein Unterſchied, wenn der Kohl in ſeiner erſten eigenen Brühe gekocht und gewoſſen, oder wenn dieſe abgegoſſen, und er hernach in Fleiſchbrühe oder ſonſtwas zubereitet wird. Die Gewürze können ihn reizend und entzündend machen. Es wäre wirklich ein nützlicher Beytrag zur Diätetik, wenn ein geſchickter Arzt kochen lernte, oder ſich viel in der Küche aufhielt, um alle Arten der Zubereitungen genau zu beobachten und zu beurtheilen. Ein ſolcher Arzt würde den beſten Entwurf zu einem mediciniſchen Tiſchbuch machen können.

Das

Das Sauerkraut ist eine rohe unverdauliche Speise, die im Scharbocke als ein saures Mittel heilsam seyn soll. Der in dem Faß obenher schwimmende Saft hält die Luft ab und verhütet das Verderben des Sauerkrautes. Das Sauerkraut wird desto gelber, je näher es der Fäulung kommt, so wie der Kohlsaft vom Weinsteinöl faulend und gelb wurde. Was soll man nun von jener Zubereitung des Kohls und Sauerkrautes halten, wo man sie mit Weine kochet? Man weis es aus Erfahrung, daß manche einen Durchfall von Unverdaulichkeit bekommen, wenn sie am Tische Wein auf das Sauerkraut trinken. Doch sind dieses meistens Erfahrungen bey Schwachen, bey Gelehrten und Empfindlichen. Den Starken ist alles einerley. Es ist fast eine richtige Regel, daß der Magen desto besser dauet, je weniger man denket und Leidenschaften hat. Lasse man also Sauerkraut und Weinkraut essen, wem es nur wohlbekömmt. Wir anderen wünschen guten Appetit dazu.

Der V. machte einige chymische Versuche mit dem ausgepreßeten Safte des Kohls; er fand weder deutliche Säure noch Alkali. Der Satz des Saftes wurde fünfmal mit siedendem Wasser angebrüht: das abgegossene Wasser hatte noch immer den Kohlgeschmack und Geruch vom Kohl. Die Theile des Kohls müssen also fest vereiniget seyn, woraus der Verf. das blähende Aufstossen leitet. Rec. erkläret hieraus, warum er sich ganz vom Wirsinge und Oberkohlraben enthalten müsse, wenn er nicht einige Tage den aufsteigenden Geschmack des Gemüses und andere Ungemächlichkeiten erfahren will.

D. Daniel Peter Layard, Versuch über den tollen Hundsbiß, nach der zweyten Englischen Ausgabe übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet. Leipzig, bey Heinsius, 1778. 8. 166 S.

Unrichtige Beobachtungen sind oft die Ursache gewesen, daß unwirksame oder ungewisse Heilmittel öffentlich als specifische Mittel gegen gewisse Krankheiten angepriesen wurden. Dieser Umstand ist oft dem Vertrauen auf die Verheißungen der Aerzte und überhaupt der Ehre der Arzneykunst nicht wenig nachtheilig gewesen. Wenn ein redlicher Mann ein von einem Collegium der Aerzte, oder von einzelnen angesehenen Aerzten,

er von hoher Landesherrschaft selber bekannt gemachtes Heil-
ittel in so vielen Fällen ohne Wirkung verwendet sieht, so
ird er endlich nicht mehr wissen, was er von den übrigen Ver-
issungen der Aerzte oder von der Zuverläßigkeit der Arzney-
nst noch ferner halten soll. Bey dem tollen Hundsbisse ist
en dieses auch vielmal der Fall gewesen. Da wurden so viel
unkräftige Dinge als specifische Mittel oft mit allen Cere-
nonien bekannt gemacht, und doch sahen sich die Unglückli-
en am Ende betrogen. Vermuthlich war mancher Hund als
wüthend angesehen, der es nicht war: oder es war manchmal
ie Wunde so beschaffen, daß die Beymischung des Giftes mit
nsern Säften verhindert wurde, oder es war sonst eine Dis-
osition oder anderer Umstand schuld, daß die Wuth nicht zu
Stande kam, und man hat alsdenn die Hülfe auf Rechnung
ines gebrauchten Gauchheils oder andern unkräftigen Mit-
els geschrieben.

Herr **Layard** hätte sich vorgenommen, das zu sam-
neln, was beym tollen Hundsbisse als wirksam bestätiget war.
In dieser Absicht hat er gegenwärtigen Versuch geschrieben.
Es sind meistens bekannte Dinge, die hier vorgetragen wer-
den, doch unterscheidet sich der Verfasser in einigen Stücken
von dem übrigen Haufen. Er leugnet, daß der Zorn eines
Thieres etwas Giftiges im Speichel verursachen könne. Er
leitet die üblen Zufälle, welche vom Bisse zorniger Thiere rühr-
ten, von der Zerreissung, oder Quetschung verletzter Nerven,
Sähnen u. s. w. her, und läßt eine gewisse Disposition des Ge-
bissenen das ihrige beytragen. Er will nicht, daß ein vom
tollen Hunde gebissener mit Gewalt ins Wasser gestürzet wer-
de, sondern man soll ihn mit Güte zum kalten Bade bewegen,
und setzt alsdenn das kalte Bad zu den schweißtreibenden
Mitteln.

Der Speichel des wüthigen Thieres schadet, da er in der
Wunde unsern Säften beygemischet wird. Einige ließen ihn
die Wege des venerischen Giftes durch Drüsen und lymphati-
sche Gefäße wandern: der Verf. läßt ihn auf die Nerven wir-
ken, und vermöge ihres Zusammenhanges alles zu Stande
bringen. Es kömmt aber hier viel auf die Beschaffenheit des
Körpers an. Die Krankheit wird anders in einem vollblüti-
gen, anders in einem gallichten, blassen, unreinen Körper
seyn. Die Zeichen, der Anfang und das Ende der Wuth,
werden ausführlich erzählet. Es werden viele von andern ge-
priesene Mittel angeführet. Die Wasserscheue ist nicht immer

des Todes der Wuth; sie kann auch bey andern Krankheiten entstehen, und die Wuth kann ohne Wasserscheu tödten. Nun eine Digression auf Seele und Leib, auf die Wirkungen der Gemüthsaffekten und Leidenschaften.

Das bewährteste Mittel ist noch immer das Einreiben der Queckſilbersalbe. Der Verf. führet viele Fälle an von bekannten Aerzten, die sich dieses Mittels bedienten. Man waſche also den Geifer von der Wunde ab, man mache sie mehr blutend, reinige sie, und reibe täglich zweymal Queckſilbersalbe ein. Nach Beschaffenheit des Körpers, wird Ader gelaſſen, purgiret, vomiret. Bisam mit Zinnober wird vielfältig gepriesen. Bey der Waſſerscheue wird mehrmal eine Ader geöffnet, es wird ein Blasenmittel in den Nacken gesetzt: es wird dreymal im Tage Queckſilber eingerieben.

Der Ueberſetzer liefert noch einen Anhang. Er erzählet die Heilart des Arztes Hillary, mit kalten Bädern, flüchtigen schweißtreibenden Mitteln, u. ſ. w. Schmucker vergrößerte die Wunde, hielt sie sehr lang mit ſpaniſchen Fliegen in Eyterung. Se. Majeſtät der König in Preuſſen kauften ein Mittel von einem Landmanne, und ließen es bekannt machen. Es beſteht aus einer Gattung von Maywürmern, Theriak u. dgl. Gegen das gefeilte Bley, welches mit in die Miſchung kommt, macht der Ueberſetzer mit vieler Ehrfurcht einige Einwendungen.

Synopſis Fontium Auſtriae Provinciarumque ſubditarum a *I. C. M. D.* Viennae ſumtibus Bernardi. 1778.

Schon mehrere Jahre her war Prof. Crantz, und unter ſeiner Aufſicht viele Provincialärzte beſchäftiget, die Geſchichte und den Gehalt jeder Mineralquelle in den Kayſerlichen Erbländern zu unterſuchen. Von einigen hat man einzelne Beſchreibungen erhalten. Hier ſieht man die Lage und den Gehalt von 656 Quellen im Auszuge. Die Beſtandtheile werden meiſtens nur überhaupt angegeben, und hieraus eine allgemeine z. B. öffnende, ſtärkende, oder purgirende Wirkung hergeleitet. Von vielen Quellen wird gar kein Gebrauch gemacht, andere ſind in gewiſſen Krankheiten den Einwohnern gewöhnlicher, welche hier beſtimmt werden.

D. Joh.

D. Joh. Erhard Trampel Beschreibung der Meinberger Mineralquellen in der Grafschaft Lippe, nebst einem Sendschreiben des Herrn D. Joh. Friedrich Zückert. Dritte vermehrte Auflage mit 2 Kupfern. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung. 1778.

Die Menge der Mineralwässer und ihrer Schriftsteller ist ungeheuer. Jeder Arzt wird seinen Brunnen als den vorzüglichsten zu erheben suchen. Ueberall Cicero pro Domo sua. Unterdessen giebt es doch auch manche Quelle und manchen Schriftsteller, die sich unter der Menge durch etwas besonders auszeichnen. Die Meinberger Quelle ist wirklich von dieser Art. Es ist vielleicht die einzige kalte Quelle, welche reich an einem dunstigen Schwefel ist. Der selige D. Zückert zergliedert hier den Gehalt, und rühmet die Wirkungen des Meinberger Wassers in einem Sendschreiben an den Verfasser. Es ist, sagt er, ein leichtes spirituöses, mit Natersalz, Selenit, zarter Kalkerde und Eisen geschwängertes Wasser, nebst einem dünstigen Schwefel. Herr Zückert sucht die Vorzüge der geringhaltigen Mineralwasser an den Tag zu bringen. Oft verursachet man Schaden, da man ein stärkeres eisenhaltiges Wasser giebt, wo ein leichteres hätte sollen gegeben werden. Wie viele hypochondrische, hysterische, oder sonst empfindliche Personen fühlen Magendrücken, Schwindel, Unruhe, und hundert andere Beschwernisse von jenen Wässern, welche reich am Eisengehalte sind? In der That ist es zu bewundern, daß ein Wasser, wovon ein Pfund oft nur einige Grane Eisenerde enthält, dennoch Hitze und Constipation bey manchen verursachen kann. Zückert sagt, der Schwefel diene besonders in dem Meinberger Wasser, die zusammenziehende Kraft des Eisens zu mäßigen. Herr Trampel beschreibt den Gehalt und die ganze Einrichtung dieses Wassers weitläuftiger. Von dem Schwefeldunste, der von der Quelle, und auch aus dem Boden um selbige aufsteiget, liefert er artige Bemerkungen. Wer an der Quelle steht, fühlet eine Wärme an seinen Füßen, und besonders eine angenehme Wärme an den Gebartstheilen, die, wie der Verf. sagt, dem weiblichen Geschlechte sehr willkommen ist. Ueberhaupt wird man diesen Dunst in allen Fällen verwenden können, wo die so gerühmte fixe Luft von

Aerzten und Naturforschern gepriesen wird. Der Verf. hat in verschiedenen Krankheiten, besonders aber in bösen Geschwüren, guten Gebrauch davon zu machen gewußt. Das Wasser wird zum Trinken und Baden gebraucht. Ueber dieses hat man noch ein Dampfbad, und eine Maschine zum trocknen Dunstbade, wodurch sich denn auch wieder dieser Kurort von vielen andern entscheidet. Es werden geschehene Kuren erzählt. Es werden von der Vorbereitung, Diät, von der Art das Wasser zu brauchen, gute, auch sonst meistens übliche Dinge gesagt. Die Bewegungsmaschine ist hier wieder etwas Eigenes. Man erhält noch Nachricht von der Policey, Medicinalverfassung, Gegend und Bequemlichkeit des Ortes, und was denn noch weiter die an Kurörtern gewöhnlichen Sachen sind.

Experimenta physico-medica de Electricitate et calore animali, Praeside *Andrea Adamo Senft.* Wirceburgi Typis Nitribitt. 1778. 8vo S. 134.

Herr Prof. Senft liefert hier in vier Abtheilungen physische und mediciniſche Versuche, die er über die Elektricität angestellt hat. Die ersten Versuche betreffen die Scheiben von Holz oder Pappendeckel, welche mit Firniß von Agtstein überzogen sind. Die negative Elektricität ist in solchen Maschinen sehr stark. Der Verf. zieht sie jener positiven Elektricität der gläsernen Scheiben vor. Wenn eine Glasscheibe mit Firniß überzogen wird, so behält sie ihre positive Elektricität: der Firniß verhindert noch den Einfluß der feuchten Luft auf das Glas, und so gäbe dieses eine Art eines neuen beständigen Elektricitätsträgers. S. 12, 13, 16. Es hilft just nichts, wenn der Firniß allzudick aufgelegt wird. Das Reiben mit Oel vermehret die Elektricität der mit Firniß überzogenen Scheiben, aber nicht jene der Glasscheiben. Diese Sätze des ersten Hauptstückes sind durch mehrere Versuche bestätiget. Nun kommt ein Vorschlag zu einem neuen Elektricitätsträger aus einer Holzscheibe, welche mit Firniß überzogen ist. Dieser wird jenem des **Volta** aus Colophonium, Terpentin und Wachs vorgezogen. Zum Beweise sind häufige Versuche angestellet. Die harzige Scheibe zog untenher Körper an. Der Verf. führet verschiedene Versuche an, auf welche Arten er die

Elektri-

Elektricität der Firnißscheibe vermindern und vermehren konnte. S. 30 bis 38. Er konnte auch diese negative Elektricität zur positiven machen, und so umgewendet. S. 39. 40. Im vierten Hauptstücke erzählet er seine Versuche mit Fränklins fliegendem Drachen. Es war ihm sehr angenehm zu sehen, wie jene unvermuthet erschüttert wurden, welche den Leitfaden dieses Drachens berührten; wie das elektrische Licht über das Gras hinlief u. s. w. S. 44. Eine Magd, die bey Zusammennehmung dieses Fadens erschüttert wurde, soll bald hierauf das fehlende Monatliche erhalten haben.

In der zweyten Abtheilung giebt es physiologische Versuche. Der Verf. erweiset, daß elektrische Materie in den thierischen Körpern sey. Er elektrisiret Thiere, Theile lebender und todter Thiere auf verschiedene Art, und bekömmt da mehr oder weniger Funken, mit oder ohne Geräusch. Gehirn, feuchtes, getrocknetes Gehirn, Nerven, Fett, Fleisch, Blut, kurz alles und auf allerley Art wird elektrisirt. Dann kömmt er in einen Eifer gegen alle jene, welche die Nervengeister leugnen, wie Mezger, Schreiber; er heißt es Träume, Jugendpossen. S. 51. und sagt am Ende, daß es allen jenen, welche die Geister leugnen, an gesetztem Verstande oder an physiologischen Kenntnissen fehle. Er hält es gar nicht der Mühe werth, solche Leutchen mit der Kunstrichterruthe zu züchtigen. Er ist keiner Sekt ergeben, stützt sich auf keine Autorität, ist unpartheyisch ohne Vorurtheil, nur daß er sehr böß über jene ist, welche die Existenz der Nervengeister streitig machen. Uns dünkt, wenn man ganz unpartheyisch die Versuche des Verf. erwäget, so könnte man etwa mehr Beweise gegen, als für die Existenz der Nervengeister haben. Wir erklären uns einmal für ganz gleichgültig, unpartheyisch, bey einer unausgemachten Sache. Doch müssen wir voraussetzen, daß es bey den Nervengeistern hauptsächlich auf hohle Röhrchen ankömmt, worein sie geführet werden sollen. Man hat sogar eine Art von arteriösen Nervenfäden angenommen, in welchen die Nervengeister auswärts zur Bewegung der Muskeln, und venöse, in welchen sie rückwärts zur Empfindung strömen. Ein Fluidum also, welches in solchen hohlen Röhrchen fließt, woraus die Nerven bestehen sollen, und welches in dem Gehirne abgesondert wird, ist die Sache quaestionis. Wir finden es aber wahrhaftig sogar kindisch nicht, wenn man selbst aus des Verfassers Versuchen ein solches Fluidum leugnen wollte. Entweder ist alles Nervenröhre,

oder nichts. Blut, Fett, Muskel, Haut, Hirn, Nerve, Lungen, fast alles gab mehr oder weniger elektrische Funken. Wenn zur Führung der elektrischen Materie Röhrchen erforderlich sind, so müssen hier allenthalben solche Röhrchen seyn; sie müssen auch in allen leblosen elektrischen Körpern seyn: die elektrische Materie sollte auch dort Nervengeister heißen. Wenn der Verf. einwendet, die elektrische Materie durchlief freyer einen Nerven als Muskel, so sieht man aber aus seinen eigenen Versuchen, daß sie fast alle weiche Körper freyer durchlief. Das weiche Hirn gab mehr Funken als das getrocknete, das flüßige Blut mehr als trocknes, ein weicher frischer Muskel mehr als ein trocknes, die Lungen mehr als alles. Die Lungen könnten also (im Vorbeygehen gesagt) eben soviel oder mehr Anspruch an das Absonderungswerkzeug, oder Receveoir der Nervengeister machen, als das Gehirn, wenn die Menge elektrischer Materie zum Beweise dient. Die Nerven waren zwar auch reicher an solcher Materie als das Hirn, die Urquelle, selber. Die elektrische Materie durchströmte den mit Seidenfaden gebundenen Nerven. Uns dünkt doch, das Unterbinden sollte eine Hinderniß in einem Büschel hohler Röhrchen machen, wenn sie auch noch so fein wären. Wenigstens reimt sich dieser Versuch nicht mit jenem bekannten Experimente am Zwerchfellsnerven, worauf sich einige gebrüstet haben. Kurz, wir sind überzeugt, daß aus den Versuchen des Verfassers zur Aufrechthaltung des Nervengeistersystems nichts erhellet. — Was man doch verschiedene Schlüsse macht, wenn man voraus verschiedener Meynung ist, oder wenn man sich einander nicht versteht oder nicht verstehen will? Uns dünkt unsere Schlüsse seyen mit lauter Unpartheylichkeit hergeleitet. Der Verf. glaubt etwa von den seinigen das nämliche. Ein anderer mag urtheilen! — Freylich wird niemand die Existenz eines gewissen Principiums, einer elektrischen Materie, oder wie man es nun heissen mag, in unsern Nerven und übrigen Theilen des Körpers leugnen. Sie kann der Grund der Reizbarkeit, der Vis vitae, und anderer Eigenschaften seyn. Es haben ja auch bey den Versuchen des Verf. die reizbarsten Theile die meisten Funken gegeben, und sie gaben deren nur so lang als sie reizbar waren. Wenn man alle elektrische Materie nahm, so hatte man auch die Reizbarkeit genommen. Dieses alles hat der Verf. bey Muskeln und andern Theilen selber beobachtet.

Der Verfasser erzählet nun die Veränderungen, welche das Elektrum im Menschen macht, und bestätiget alles mit Versuchen. Es vermehret den Puls, die Wärme, befördert einige Ausleerungen, reizet Muskeln, Nerven. Es werden Beobachtungen mit dem Thermometer bey Kranken angeführt, u. s. f.

In der dritten Abtheilung gilt es von den Heilkräften des Elektrums, eigentlich der elektrischen Stöße. Es werden Fälle erzählet, wo sie sollen geholfen haben, und andere, wo sie ohne Wirkung waren. Die vierte Abtheilung enthält die Weise, wie der große Voltaische Elektricitätsträger zu verfertigen sey.

Man muß überhaupt dem gelehrten Verfasser Zeit und Geduld zur Fortsetzung ähnlicher Versuche wünschen. Freylich sollte nicht alles, bekannte und unbekannte Meynungen und Versuche, in einem so erfinderischen Tone erzählet werden!

Neue praktische Versuche über die besondern Heilkräfte des Bergpechöls in Lungengeschwüren, verfaßt von Joh. Nepomuck Anton Leuthner. Augsburg, 1777. 8. 206 Seiten.

Da darf man wohl einmal ausschnaufen, die Stirne abwischen und sich recht ausgähnen, wenn man sich durch ein Werk von dieser Gattung durchgearbeitet hat. Welches Gallimathias, pedantischer Schwulst, elender Neologismus, niedrige Provincialausdrücke! bis man endlich aus so vielen Attestaten und Erzählungen überführt wird, daß das Bergpechöl früh und Abends zu 10, höchstens 15 Tropfen in einem Löffel voll Wasser eingenommen, ein ganz unvergleichliches Mittel gegen die Lungensucht sey. Die Cur geschieht praemissis praemittendis, machmal wird ein Blasenpflaster mit größten Nutzen auf den leidenden Ort gelegt, die Diät ist kühlend; zum Beschlusse der Cur sind Kräutersäfte sehr heilsam gewesen. Das Bergöl vertrug sich nicht mit Kalchwasser und Milch. S. 87. sind noch schöne Sächelchen, die noch alle nebst diesem Wunderöl probiret wurden. Am Ende folgen Corallarien im niedlichen Canzeleystyle. S. 180. lernen wir die Bereitung dieses Bergpechöls:

„Nehme Asphalt oder gemeines Bergpech 1 Pfund,

Decrepitirtes Salz — — — ½ Pfund,
Reinen Sand — — — 1½ Pfund,

thut dieses zusammen in eine Retorte, und distillirt es bey einem starken Feuer. Zuerst geht ein wenig Wasser über; man nimmt sodann den Recipienten weg, und gießet das Wasser aus, oder läßt es bey dem Oele, wovon es hernach durch einen Docht oder Scheidetrichter kann abgesondert werden. Hierauf zeigt sich ein schwarzes Oel, und dieses ist dasjenige, dessen ich mich eigentlich bedient habe: — dieses treibet so lange über, als es schwarz oder dunkelbraun bleibt."

Der liebe Leser wird fleißig erinnert, daß dieses Oel eines sehr übeln Gestanks ist.

Herrn Franz Joseph Lauters zweyjährige Geschichte der Krankheiten u. s. w. Aus dem Lateinischen übersetzt durch Joh. Henr. Schönheyder. Warschau und Dresden, 1777.

Aerzte, die eine lateinische Schrift nicht gründlich verstehen, sollten in Europa gar nicht vermuthet werden. Wozu also eine Uebersetzung aus dem Lateinischen, wenn es nicht Schriften betrifft, welche Wundärzten besonders nöthig oder nützlich sind? Was würden aber alsdenn auch unrichtige Uebersetzungen für wichtige Vortheile leisten? Die wenigen matten Anmerkungen zeigen schon, welches Geistes unser Uebersetzer sey. Man vergleiche erst übersetzte Stellen. Z. E. S. 52. heißt es, daß sie zwar beständig febricitirte, doch beym Anbruche des Tages weit merklicher: im Grundtexte: vt febricitaret quidem continuo, inclinante tamen die longe notabilius. Die ganze Fortsetzung zeigt deutlich, daß es vom Abende, und nicht vom Anbruche des Tages galt. S. 53. wird emaciari übersetzt durch abgemattet werden, conspecto sedimine vrinae lateritio, als ich den Bodensatz des Urins gesehen hätte. S. 47. dolore acutissimo lateris sinistri, mit brennendem Schmerz in der linken Seite. S. 48. melius adhuc se habuit, er befand sich noch ziemlich wohl. So unrichtig und verstellt sind sehr häufige und unbedeutende Stellen! Wir möchten uns also künftig vom Herrn Uebersetzer fernere Arbeiten verbitten.

Fran-

Franc. Iosephi Wohlleben Campensis dissertatio inauguralis de gangraena generatim et in specie de illa, quae est partium externarum a decubitu. Vindobonae, 1777. 8. 96 S.

Der Verf. findet es für gut, uns nochmals auf gut Boerhavisch zu unterrichten, was eine Entzündung sey; daß sie sich zertheile, oder in Verhärtung und daher oft in einen Krebs übergehe, oder daß sie sich mit Eyterung oder endlich mit Brande endige. Im zweyten Abschnitte lernen wir abermal, wie die Zertheilung geschieht; wir hören aber auch, wie es Brand absetzt, und lernen dessen Zeichen aus dem Boerhave in verschiedenen Fällen kennen. Nun hören wir noch, daß beym Brande die Säfte verdorben, ins Blut zurückgeführet, oder an verschiedenen Gegenden versetzt werden, daß also die Heilung darinn besteht, die sinkenden Kräfte aufzurichten, das Verdorbene vom Gesunden zu säubern, oder dessen Vermischung zu verhindern. Und so hat uns der Verf. vom allgemeinen Brande zum besondern in äußern Theilen vom Aufliegen vorbereitet, und uns wirklich gelehrter gemacht, als wenn wir noch gar nichts vom Brande gehört hätten. Wir lassen uns alles gefallen, seitdem es einmal jeder Schüler von Wien für gut befindet, uns andern Menschen seinen Unterricht zu gönnen; wir kommen also zum zweyten Hauptstücke. Da hören wir nun aus vielen Paragraphen, daß sich diejenigen am ehesten aufliegen, welche im Bette die wenigste Bewegung machen können, welche ungesunde Säfte haben, und unrein gehalten werden. Die Verwahrungsmittel sind Eyerweis mit Brantewein bey Fetten; bey Magern Butter mit etwas Campfert. Endlich eine Schüssel voll Wasser unter das Bette, von welcher Ausdünstung das Zimmer und Bett angefeuchtet werden soll. Nun zankt der Verf. rechtschaffen gegen jene, welche ihren Kranken keine Abwechselung der Hemden und Betten erlauben. Bey weiterer Entzündung werden Bleymittel, Kalchwasser, Essig, Salmiac u. dgl. empfohlen. Endlich wenn es zum Brande gekommen ist, werden Fieberrinde, Campher, aromatische Kräuter, mineralische Säuern, u. dgl. zur Hand genommen. Zuletzt werden wir versichert, daß alles, was bisher vorgetragen ist, aus dem Munde und aus den Schriften der Lehrer zu Wien, und nicht aus andern Büchern hergenommen ist. Dieses zu beweisen, werden Stel-

len aus van Swieten, v. Stoerck und v. Haen zum Beschlusse angeführt. Gott weiß es, daß wir es schon voraus geglaubt hatten, daß der Verf. nichts Eigenes, nichts Fremdes als nur Lehren aus der Wiener Schule zu Markte brächte.

Ioachimi Spalowsky dissertatio de Cicuta, flammula iouis, Aconito, Pulsatilla, Gratiola, Dictamno, Stramonio, Hyoscyamo, et Colchico. Vindobonae. 1777. 8. 42 S. mit Kupfern.

Abermal ein Wiener Schriftsteller, der betheuern könnte, daß er keine andere als Wiener Bücher gelesen hätte. Was uns die Aerzte zu Wien von vergifteten Pflanzen Gutes, zum Theil Uebertriebenes, weitläuftig mitgetheilt haben, das wird hier in einem Auszuge geliefert. Die Kräuter werden botanisch beschrieben, im Kupfer gezeigt, und alsdenn ihr Gebrauch, Bereitungsart, und die allmächtigen Kräfte erzählet. Dieses Werkchen ist also doch für jene gut, welche in der Kürze wissen wollen, was man von diesem oder jenem Kraute zu Wien weitläuftig gerühmt habe.

Herrn Donald Monro's Abhandlung von der Wassersucht und ihren besondern Gattungen, nach der dritten englischen Ausgabe übersetzt, und mit Anmerkungen vermehrt. Leipzig bey Fritsch 1777.

Der Sitz der Wassersucht ist in Höhlungen des Körpers, wenn sich in selbigen eine größere Menge von Feuchtigkeiten anhäufet, als es im natürlichen Zustande geschehen sollte. Dieses geschieht, wenn die Gefäße erschlappet sind, wodurch denn die Aussonderung der Feuchtigkeiten häufiger und die Einsaugung sparsamer geschieht, wenn die Gefäße gedrückt werden, oder wenn sie verstopfet sind. Hr. Monro glaubet nicht, daß eine Zerreissung lymphatischer Gefäße so oft Platz finde, als viele behauptet haben. Man öffnete viele an der Wassersucht gefallene Schafe. Die lymphatischen Gefäße waren strotzend voll, aber nicht zerrissen. Es wäre also unnütz, was wir irgend bey einem Schriftsteller geschrieben lasen, so gelehrt es auch in die Augen fiel: es kam bey ihm nur darauf an, zu erforschen, ob eine Wassersucht lymphatischer oder seröser Gattung

cung wäre. Die lymphatische kam von zerrissenen Gefäßen und war unheilbar: die seröse rührete von einem Fehler in der Aussonderung oder Einsaugung der Adergefäße, welcher sich vielmal heben ließ. Monro glaubt, daß eine Wassersucht von Milchmaterie eher von zerrissenen Milchgefäßen oder von zerrissener Milchsaftröhre entstehen könnte. Man muß hier merken, daß unter Milch, Chylus, Milchgefäße, vasa chylifera, verstanden werden. Es kann aber auch würkliche Milchgeschwulsten geben, wo die in den Brüsten gewesene Milch, lac, in diese oder jene Höhlungen versetzet wird, wobey wir eben auch keine Zerreissung der Gefäße annehmen würden.

Aus dem angenommenen Sitze und aus den gegebenen Ursachen der Wassersucht folgerte Monro folgende Anzeigen zur Kur.

1. Es müssen die Ursachen der Krankheit aus dem Wege geräumet werden.
2. Die ausgetretenen Wasser müssen aus den Höhlen herausgeschaffet werden.
3. Es muß verhindert werden, daß sich nicht neue Säfte in diese Höhlen ergießen.

Es werden also zu Hebung der Ursache die stärkenden Mittel hererzählt und gemustert, es werden die Wege gezeigt, wie man gedrückte Gefäße befreyen, und verstopfte öffnen soll. Die Verstopfung kann in einer üblen Beschaffenheit der Säfte oder in einem Fehler der festen Theile liegen. Allenthalben müssen die Heilungsmittel angemessen seyn. Hier kommen freylich manche Fälle von Fehlern vor, welche sich allerdings eher in Gedanken als in der Ausübung errathen und heben lassen.

Um die ausgetretenen Wasser wegzuschaffen, bedient man sich der natürlichen Oeffnungen, nämlich der Beförderung des Einsaugens, oder der künstlichen Oeffnung, des Abzapfens. Das Eingesaugte wird alsbald durch Brechen, Purgieren, Urintreiben, Schwitzen, oder Speichelfluß ausgeworfen werden. Hier werden freylich Auswahl und Behutsamkeit nöthig, wovon auch genaue Regeln gegeben werden. Ueberhaupt ist dieser Theil gelehrt und geschickt, den heilenden Arzt schulgerecht zu machen; wiewohl ich nicht ohne Grunde dafür halte, daß Beobachtungen von einem praktischen Arzte, der sich nicht so genau um die nächste als entfernte Ursache bekümmert, in der Ausübung nützlicher seyn mögen, als die genaueste Abhandlung, worinnen alles nach der nächsten Ursache pünktlich abgemessen

messen wird. **Monro** bringt eine Menge Beobachtungen in den unten gesetzen Anmerkungen bey; sie sind aber alle zur Bestätigung seiner Theorie bestimmt, und mögen beym jungen Arzte nicht so viel Aufmerksamkeit und Licht erwecken, als wenn er ungefehr bey dem Münsterischen **Hofmann** liest, daß eine vom Brandwein entstandene Wassersucht durch Milch, worauf kein Brandwein schmecket, und durch Magenmittel, eine Wassersucht vom Mißbrauche des Theegetränkes durch guten Wein und Brod, eine andere nach der venerischen Seuche durch Queckſilber, und eine vierte nach dem Fieber durch China, seyn gehoben worden. Hier wird sich der junge Arzt selber Gründe ausfündig machen, warum er den vom Hrn. **Tissot** so allgemein demonstrirten Weinstein, das vom **Lyson** empfohlene Quecksilber und andere gerühmte Arzeneyen so oft ohne Wirkung habe geben gesehen.

Hr. **Monro** handelt nun im zweyten Theile von den Gattungen der Wassersucht, welche er in **ergossene** oder **ausgebreitete**, und in **Sackwassersucht** theilet, nachdem nämlich das Wasser in Höhlen enthalten ist, welche mit anderen Höhlen eine freye Gemeinschaft haben, oder in solchen, welche keinen unmittelbaren gerad zugehenden oder natürlichen Ausgang haben.

Ueberhaupt enthält dieser zweyte Theil viel Pathologisches und Praktisches über die verschiedene Arten von Geschwülsten und die dabey gewöhnlichen Zufälle, welches man mit Vergnügen und Nutzen lesen wird. Die fast bis zum Eckel angewachsene Anmerkungen sind ein Magazin von Recepten und praktischen Beobachtungen.

In dem zweyten Anhange der Zusätze des Ueberſetzers wird ein neuer von le Cat erfundener Troikar beschrieben, um das Wasser nach und nach aus dem Kopfe zu zapfen. Le Cat trägt auch seine Meynung vom Schlagflusse vor, und will nicht haben, daß er von ausgetretenen Feuchtigkeiten oder zerrissenen Gefäßen herrühre, wobey er vielmal Recht haben mag. Die Ergiessung des Blutes ist bey ihm eine Folge und nicht die Ursache des Schlagflusses.

Herrn Franziscus Thiery, Erfahrung in der Arzneywissenschaft. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, bey Böhme, 1778. gr. 8. 189 S.

Ein

Ein Werk, wornach uns Tissots Lobsprüche lange haben lüstern gemacht, welches aber in seiner Originalsprache schwer zu bekommen war. Dank sey es also dem Uebersetzer, durch dessen Fleiß es nun in aller Hände kommen kann.

Für den denkenden Arzt, der seine Kunst nicht bloß maschinenmäßig ausübet, muß es ein wahres Vergnügen seyn, mit einem philosophischen Schriftsteller, wie Thiery ist, das weitschichtige Feld der Arzneywissenschaft nach seinen Mängeln und Vollkommenheiten mit Adlerblicken zu durchwandern. Man muß freylich gelesen, gesehen, beobachtet und gedacht haben, ehe man so wie Thiery bey seiner Kunst vergleichen, ordnen, einführen und ausmustern kann. Thiery behauptet, daß die Anzahl der Menschen eher abnehme als vermehret werde, da doch Kriege, Pest, Ueberschwemmungen, Hungersnoth u. d. gl. nicht mehr so mörderisch wüten, und da die Anzahl der Aerzte ungemein vermehret ist. Es muß also neue Ursache geben, welche das Menschengeschlecht schwächer machen, neue Krankheiten hervorbringen: oder die Kunst der Aerzte muß sehr unvollkommen seyn. Der Fehler kann in beyden liegen. Nun giebt es freylich Gelegenheit von Schädlichkeit der Systemen, von Fehlern im Beobachten, Heilen, und von anderen Mängeln der Kunst manches Schönes zu sagen: Ursachen hitziger und langwieriger Krankheiten werden erforschet: Die Schädlichkeit mancher Lustgattung, mancher Speisen, Getränke, und anderer Dinge, die bisher zu wenig waren in Betrachtung gezogen worden, wird aus Erfahrung und Gründen begreiflich gemacht. Manche gepriesene oder specifische Mittel und sonst manche gewöhnliche Heilungsart wird geprüfet. Und so endiget sich das Werkchen, welches uns am Ende nichts übrig läßt, als den Wunsch, die von dem Verfasser versprochenen Krankengeschichten und Zergliederungen alsbald zu lesen.

Caroli Caspari Siebold Historia Lithotomiae in eodem homine bis factae cum eius restitutione. Herbipoli. 1778. 4. 34 S. mit Kupf.

Wenn wir nicht manchmal unter der Gestalt einer Inauguraldisputation eine Beobachtung aus der Feder des Hrn. Hofraths und Leibarztes Siebolds erwischen: so können wir wenig von seiner so häufigen Praxis zu Gesichte bekommen. Hier ist die Geschichte eines Steinschnittes, wo

Geschick-

Geschicklichkeit, Behutsamkeit und Standhaftigkeit des Geistes im gleichen Grade vonnöthen waren. Bey einem Schustersgesellen war Herr S. durch die hier ausführlich beschriebenen Kennzeichen und durch das Gefühl von der Gegenwart eines beträchtlichen Steins überzeugt, wogegen von Aerzten vieles fruchtlos war verwendet worden. Der Schnitt geschahe glücklich nach le Cats Methode. Alle Handgriffe werden hier auf das deutlichste beschrieben. Er führte seinen Forceps auf den Conducteur in die Blase, traf den Stein so in den Blasenhals getrieben an, daß er etwas zurückgeschoben werden mußte. Er ergreift den Stein, dreht an ihm auf allerhand Art, um ihn herauszubringen. Aller Vorsicht und Behutsamkeit ungeachtet, zerspringt der Stein in hundert Stücke, deren einige herausgebracht wurden. Hr. S. merkte bald, daß dieses nur Stücke einer Kruste wären, deren Kern noch ganz vorhanden wär. Er brachte den Kern oder Hauptstein heraus: es galt nun die vielen Stücken. Einige wurden mit der Zange geholt, andere durch Einspritzen herausgeschwemmet; kurz, er mußte gegen 40 male mit Instrumenten in diesen empfindlichen Körper fahren: der Operirte schrie zum Erbarmen, machte dem Hrn. S. die bittersten Vorwürfe; seine Freunde verzagten, seine Feinde lächelten: einige fielen in Ohnmacht. Ein Haufen von dreyßig Zusehern verlor sich bis auf drey. S. blieb sich so gegenwärtig, daß er in der größten Ordnung fortfuhr, und einem Arzte, seinem verzagenden Freunde sagte: Die Operation ist recht gemacht, man muß nicht am glücklichen Ausgange verzagen. Man kann leicht vermuthen, daß die Heilung der Wunde nach der Operation nicht ohne Mühe geschah. Siebold beschreibt sie von Tag zu Tage. Nach einigen Monaten wurde der Patient gesund aus dem Spital entlassen. Nach einem Jahre empfand der Kranke wieder seine Steinschmerzen; er zehrte ab, und wurde so elend, daß man ihn wieder ins Spital bringen mußte. Er entschloß sich, die Operation nochmals an sich machen zu lassen. Sie geschah 1770. und war in 7 Minuten (weil der Stein an der Seite anhieng,) völlig vollbracht. Nach einem Monate ward der Geschnittene gesund fortgeschickt, und befindet sich noch wirklich wohl. Es wird sich die Mühe für Aerzte und Wundärzte verlohnen, diese so pünktlich beschriebenen Fälle selber zu lesen.

D. Geor.

D. *Georgii Christiani Arnoldi* obseruationum Physico-medicarum Annus MDCCLXXII. Vratislauiae. 1777. gr. 8. 72. S.

Der Verf. hatte sich den Vorsatz gemacht, einige Beobachtungen zu liefern, und dabey anatomische und physiologische Erläuterungen anzubringen. Es sind der ausführlichen Beobachtungen fünf, wovon besonders drey im obigen Tone geschrieben sind. I) Ein Faulfieber, welches sich mit einem Speichelfluß endigte. II) Ein Petechenfieber endigte sich mit Geschwüren am After. III) Epidemische Masern. IV) Epidemische meistens bösartige Pocken. V) Eine besondere Augenentzündung: die Augenlieder fielen unter dem Aderlassen zu; sie wurden fleißig mit kaltem Wasser gewaschen: es wurden Purganzen gegeben: die Krankheit hob sich nach Blutflüssen aus beyden Augenliedern. Am Ende folgen noch einige kleine Beobachtungen.

Wir finden wirklich einige der erstern Beobachtungen lesenswerth; sie verlieren aber ihr Angenehmes durch die ängstige Reflexionen und Erläuterungen. Es fiel uns hier wieder die Frage ein, ob es besser sey, Beobachtungen mit oder ohne Reflexionen herauszugeben? Eine nackte reine Beobachtung schien uns vorzüglicher, als eine mit Anmerkungen, wenn in selbigen nichts Neues oder Sonderbares gezeigt wird, oder wenn wir dadurch nicht auf Beweise eines besondern Systemes geleitet werden. Was hilft es, wenn uns da manches Bekannte, Unrichtige, oder Widersprechende vorgelegt wird. Wir Leser mögen auch selber gerne über vorgelegte Fälle unsere Anmerkungen machen. Wenn uns nun einer daher kommt, der es nicht viel besser macht, als wir es selber könnten: so möchten wir ihm begegnen, wie jener Hofcavalier einem fremden Edelmanne: „Herr, sagte er, als ihm dieser am Tische vielen Wind in die Ohren blasen wollte, Herr, verschonen Sie mich; ich bin hier selber auch Windmacher.“ Herr Autor, möchten wir sagen, wir raisonniren selber gerne.

Wenn der V. glaubt S. 37. die Masern seyen bey jenem constipirten, einige Tage schlafsüchtigen Mädchen, erst alsdenn beym ersten Stuhlgange jählings ausgebrochen, weil die Stöße beym Niesen die Materie auswärts getrieben hätten: so könnten wir denken, der Ausbruch der Masern wäre bey diesem einige Tage blassen und hartnäckig constipirten Kinde durch eine krampfhafte Zusammenziehung zurückgehalten worden.

Der

Der Krampf kann von der in den Därmen verhaltenen Materie gerühret seyn: das Nießen kann ein Zeichen des weichenden Krampfes gewesen seyn, so wie man es bey hysterischen oder hypochondrischen Kräften erfähret.

S. 10. heißt es, daß die Fäulniß aus der großen Entzündung zu besorgen gewesen wäre. S. 16. 40. wurde die Entzündung durch Schwefelgeist geheilet. Der Durst im Faulfieber wird S. 15. von Trockenheit der Gefäße und Zähigkeit der Säfte geleitet. Der dicke oder trübe Urin, so wie er beym Viehe ist, kömmt S. 16. von der Menge der Säfte, welche die Absonderungsgefäße überhäufen, u. s. w. Lauter Anmerkungen und Erklärungen, die wir etwa anders gebauet hätten. Auch der Aderlaß bey der Augenkrankheit wird zu viel zur Last gelegt.

Es ist noch etwas unangenehmes, die vielen Druckfehler, die unlateinischen Wörter und Phrasen zu verdauen. Haec audirus S. 10, da ich dieses gehört hatte. Natura arte iuuata. — Lecto addictionem modicam suasi. Signaturae vulnerum, animalitas, deteriorata indoles, circuli regularitas, intercalescentia, und wie sie weiter alle heißen.

Joseph Lieutaud, Innbegriff der ganzen medicinischen Praxis in zween Theilen. Erster Theil, welcher die Beschreibung der innerlichen und äußerlichen Krankheiten enthält. Erster Band. 1777. gr. 8. 655 S. Zweyter Band. Leipzig, bey Junius. 1778. gr. 8. 558 S.

Dieses praktische Werk war in lateinischer und französischer Sprache herausgekommen. Rec. besitzt nur die lateinische Herausgabe und urtheilet aus einigen kleinen Stellen, daß die Uebersetzung nach der französischen geschehen sey. Lieutaud gab sein Werk in zween Theilen heraus, davon erster von Krankheiten handelte, der zweyte aber die gewöhnlichsten Arzeneymittel und viele Zusammensetzungen begriff. Der erste Theil wird wieder in drey Bücher getrennet: I. von den innerlichen Krankheiten, II. von den äusserlichen Krankheiten, III. von den Krankheiten des weiblichen Geschlechtes und der Kinder. Hier haben wir eigentlich nur eine Uebersetzung des ersten Buches, welche sich flüßig lesen lässet.

Die

Die Art, wie der Verf. seine Krankheiten abhandelt, ist folgende: Er beschreibt die Krankheit, erzählet ihre Zufälle, Ursachen, u. s. w. alsdenn werden Leichenöffnungen angeführt, und zuletzt häufige Arzeneyen, welche bey solchen Krankheiten gewöhnlich sind. Lieutaud ist ein zierlicher Schriftsteller, und hat hier für den praktischen Arzt viele Sachen gesammelt. Doch herrscht eben nicht allenthalben die genaueste Strenge. Der Arzt, der sich bey den meisten Fällen hier Raths erholen kann, muß selber bey Auswahl der Arzneymittel gute Grundsätze und Urtheilskraft besitzen.

In dem zweyten Bande wird von den allgemeinen und besondern äußerlichen Krankheiten, und von den Krankheiten der Kinder und des schönen Geschlechts gehandelt. Dieser Band ist reicher an Anmerkungen des Uebersetzers, als der erstere. Die Stelle S. 227. von Lieutaude vorgeschlagener Art, den Bauch zu schneiden, ist unrichtig übersetzt, und daher freylich dem Uebersetzer und Leser dunkler, als sie im Originale war.

Wir wollen uns hier nicht in die Frage einlassen, ob es rathsam sey, medicinische Werke aus dem Latein zu übersetzen. Wenigstens halten wir dafür, daß der Arzt, der nicht Latein versteht, auch nicht im Stande seyn werde, die Theorie des Verf. zu beurtheilen, und zum Theile auszumerzen, oder unter den vorgeschlagenen Mitteln, die nicht alle gleich wirksam, oder gleich unschädlich sind, eine geschickte Wahl zu treffen. Am allerwenigsten gefällt es uns, wenn Kräuter oder andere Arzneymittel, bloß in deutscher Sprache, ohne beygesetzte lateinische Namen, hingesetzt werden. Es wird dieses immer Anlaß zu Unordnungen geben. Jeder Dorfbarbirer möchte ein lateinisches Recept verschreiben: jedem Apotheker sind die lateinischen Namen geläufiger und bestimmter, als die deutschen: fast jeder gelehrte Arzt wird bey deutschen Recepten ein Wörterbuch nöthig haben. Lauter Unheil, welches Modesucht auf Künste und Wissenschaften verbreitet.

Abhandlung von den Hämorrhoiden, verfaßt von Daniel Söderberg. Aus dem Lateinischen übersetzt. Altenburg, bey Richter. 1778. 8. S. 406.

Abermal eine Uebersetzung aus dem Lateinischen. Das lateinische Original ist dem Rec. nicht bekannt; doch sieht

das ganze Ding einer selbst gemachten Inauguraldisputationsschrift so ähnlich, als ein Tropfen Wasser dem andern. Es wird da erzählet, wo man die Hämorrhoiden befördern sollte, oder nicht; viel wird von dem Unheil gesagt, welches sie hier oder dort im Körper anrichten könnten; die Hämorrhoiden des Hippokrates, wodurch er oft nur offene Schäden verstand, müssen vielfältig zum Beyspiele und Beweise dienen. Der Autor sah selbst ein auffallendes Beyspiel, S. 59. wo die Blutigel am After ein fiebrisches Hüftweh heileten, welches also, wie er glaubt, von verhaltenen Hämorrhoiden kam. Recensent hätte freylich hier nichts auffallendes wahrgenommen, und hätte geglaubt, die Blutigel möchten hier durch eine in der Nähe bewirkte Blutausleerung geholfen haben, so wie sie mehrmal helfen, wenn sie an den Ort, wo der Rheumatismus sitzt, verwendet werden. Der Verf. unterscheidet die Hämorrhoiden in jene mit oder ohne schwarzgallichte Materie. Das wird aber so ziemlich untereinander geworfen, und vom wahren Ursprunge oder der Beschaffenheit der schwarzen Galle soviel als nichts gesagt. Es werden auch einige aloetische Mittel vorgeschlagen, wenn man Hämorrhoiden betreiben will. Im Ganzen hat man hier nichts, als ein ganz gemein pathologisches Geschwätz von Hämorrhoiden.

D. C. G. Selle Einleitung in das Studium der Natur und Arzneywissenschaft. Berlin. 1777. 8. 224 S.

Der Verf. hat die Anmerkung gemacht, daß die Aerzte oft auf Nebenwegen gearbeitet, und den Weg der Wahrheit verfehlet haben: Lehrlinge wußten oft nicht den wahren Werth einzelner Theile der Arzneywissenschaft, oder jener Wissenschaften, welche dahin einen Einfluß haben, und verwendeten manchmal just auf die entbehrlichste den meisten Fleiß. Aus solcher Ursache hat er gegenwärtige Einleitung verfertiget. Er wär schon lang gesonnen, **Anfängern das Resultat aller bestätigten Beobachtungen und Versuche, und alles ächten Raisonnements darüber darzulegen.** Er liefert nun einen kurzen Umriß aller Theile, welche zur Natur- oder Arzneywissenschaft gehören. Der Lehrling übersieht auf einmal, was für ein Feld er zu bearbeiten habe. Unterdessen muß man nicht glauben, daß unter dem **Resultate aller bestätig-**

gen Beobachtungen und Versuche, nichts als Gewißheiten vorkommen könnten. Die Arzneykunst wird nie ohne Hypotheſen seyn. Die Erfahrung hat uns nur zu oft belehret, daß wir manche Dinge für gewiß und bestätigt hielten, die hernach durch entgegengesetzte Gründe und Versuche umgestoſſen wurden.

Adami Andreae Senft Elementa Physiologiae pathologicae. Volum. II. Wirceburgi 1775. S. 152.

Im Jahre 1774. kam das erste Bändchen dieses Werkes heraus: das zweyte erschien erst im Monat März 1778., obschon es im Jahre 1775. war unter die Presse gegeben worden. Der Vortrag ist mathematisch, in Definitionen, Scholien, Propositionen und Corollarien. Die Schreibart ist kurz, ausdrückend. Bisher war nur von festen und flüßigen Theilen, von Gefäßen und Herzen die Rede. In den Beweisen kann hier unmöglich überall mathematische Strenge herrschen. Wir zweifeln, ob sich eine vollständige Physiologie wird unter diese Forme bringen lassen. Dermal mag dieses Werkchen eher den Schein einer physiologischen Philosophie behaupten.

Cm.

D. William Falconer's Versuch über die mineralischen Wasser und warmen Bäder. Aus dem Englischen übersetzt, von C. F. S. Hahnemann. Leipzig bey Hilschern. 1777. Erster und zweyter Theil in 8. 439 Seiten.

Eben desselben Verfassers Versuch über die mineralischen Wässer und warmen Bäder. Zweyter Band, über ihren äußerlichen Gebrauch — aus dem Englischen übersetzt, von C. F. S. Hahnemann. Leipzig bey Hilschern. 1778. 355 Seiten, nebst einem vollständigen Register über alle Theile.

Nach dem Vorberichte des Uebersetzers sind die zwey Kupfertafeln, die sich beym Kapitel von den luftartigen Schwängerungen im ersten Bande befanden, da sie außer den längst bekannten Werkzeugen, mit entwickelter Luft zu schwängern, nichts weiter enthielten, weggeblieben. In dem ersten Bande findet man fleißige und scharfsinnige Versuche von den möglichen Schwängerungen und Bestandtheilen, und vom innerlichen Gebrauche der mineralischen Wasser. Der V. behauptet in der Einleitung, daß die mehresten vorhandenen, über diesen Gegenstand herausgekommenen Schriften, von sehr geringer Bedeutung, und größtentheils mit Beweisen der größten Unwissenheit, und unrichtiger Beschreibung angefüllt wären. Er wundert sich zugleich, daß bey zugenommener Kenntniß in der Chymie, die Kenntniß der mineralischen Wasser nicht verhältnißmäßig zugenommen habe. Denn die mehresten vorgegebenen Schwängerungen der mineralischen Wasser bestunden bloß in der Einbildung, und er getrauet sich zu behaupten, daß die Anzahl der wirklich möglichen Schwängerungen auf viel engere Gränzen zurückgebracht worden, als die Sachwalter mineralischer Wasser solches eingestehen wollen. Zu diesen Ursachen rechnet der V. noch: Mangel der Methode bey dergleichen Untersuchungen, Gewinnsucht, Trägheit der Aerzte u. dgl. Denn eine solche Kenntniß erlange man nicht durch historische Beschreibungen; sondern nur durch Fertigkeit und Geschicklichkeit, Experimente anzustellen. Freylich sind auch vorgefaßte Meynungen zu Gunsten einer gewissen besondern Theorie Schuld daran, daß wir in der innigen Erkenntniß der mineralischen Wasser nicht weiter gekommen sind.

In dem ersten Kapitel findet man eine allgemeine Eintheilung der Wasser. Unser V. theilt solche in einfache oder gemeine, und in zusammengesetzte oder mineralische. Die Körper, womit die Wasser geschwängert seyn können, sind demnach, **salzichte, brennbare, metallische, erdichte** und **luftartige**. Mit der Untersuchung der salzichten mineralischen Wasser wird der Anfang gemacht. Nach dem ersten Abschnitte dieses Kapitels wird von den Wassern gehandelt, die mit der Vitriolsäure geschwängert sind, und die Eigenschaften dieser Säure weitläuftig durchgegangen; endlich aber geht die Meynung des V. dahin, daß man, obgleich mit einiger Einschränkung, zugeben müsse, daß die Vitriolsäure (per se) manchmal einen Theil der Schwängerungen mineralischer Wasser ausmachen. Die Salpetersäure hingegen kann

nicht

nicht eigentlich zu den Schwängerungen mineralischer Wasser erechnet werden. Die Küchensalzsäure wird selten in der Erde in einem ungebundenen Zustande, sondern größtentheils mit em mineralischen Laugensalz verbunden, angetroffen. Die Pflanzensäure wird in solchen nie gefunden. Da noch nicht ausgemacht ist, ob das mineralische oder vegetabilische Laugensalz eine stärkere Anziehkraft oder Verwandtschaft gegen die Säuren besitze, so getrauet er sich nicht, hier etwas zu bestimmen. Bey der Untersuchung, ob das feuerbeständige Gewächslaugensalz mit in die Mischung der mineralischen Wässer gehöre? ier ertappen wir den V. auf einem großen Irrthum: denn er etet noch seinen Vorgängern nach, und leugnet das Daseyn es feuerbeständigen Gewächslaugensalzes in den Gewächsen or der Verbrennung, denn er sagt S. 67. „Man glaubte ormals, daß es in den Gewächsen schon vorhanden wäre, oraus manche geschlossen, daß es wohl ein mineralischer Körer seyn könne. Um dieses zu beweisen, hat man viele Fälle anesührt; allein aus diesen kann man so wenig schließen, als nan es niemals in ihnen vor der Verbrennung antrifft, während welcher es sich in jedem Gewächse häufig erzeugt." Hätte Falconer die Schriften der berühmten Deutschen, Marggraf und Wiegleb gelesen, so würde er gewiß eines andern elehret worden seyn. Dann wird vom mineralischen Laugensalze gehandelt, und gewiesen, daß dasselbe in einem unveränderten Zustande, in verschiedenen Wässern Grosbrittanniens angetroffen wurde. Das flüchtige Laugensalz wird hingegen nirgends in Mineralwassern angetroffen, weil es nur durch das Feuer von thierischen Körpern geschieden werden kann. Herr D. Siefert hat das flüchtige Laugensalz erst kürzlich auch in dem Gewächsreiche entdeckt: denn als er kaustische Lauge mit dem weißen Schwamme vom Birnbaume vermischte, so zeigte sich ein starker flüchtig laugensalzichter Geruch.) Der zweyte Abschnitt dieses Bandes enthält die mineralischen Wässer, welche durch zusammengesetzte Salzsubstanzen geschwängert sind. Hierher gehören der vitriolische Weinstein, Glauhersalz, vitriolischer Salmiak u. dgl. Doch können wir hier bey den verschiedenen Vermischungen, dem V. nicht folgen, weil er zu sehr ins Detail geht, und weitläuftig die Verwandtschaftstabellen erläutert. Das vierte Kapitel begreift die, durch brennbare Körper geschwängerten Mineralwässer. Es verstehs sich von selbsten, daß pflanzenartige und thierische Oele von Natur nicht in denselben angetroffen werden, und

wir dächten, es wäre besser gewesen, wenn der V. diese und ähnliche Weitläuftigkeiten, welche gar nicht ad rhombum gehören, weggelassen hätte. Verschiedene Gründe für und wider das Daseyn des mineralischen Schwefels in seiner natürlichen Mischung, in den mineralischen Wässern, werden hier auch beygebracht, und zuletzt Beyspiele von der Bejahung der Meynung aus den Wässern zu Aachen genommen. Aus diesem Grunde nämlich, heilen diese Wässer nach der Beobachtung des D. Monro die Krätze und andere Krankheiten der Haut, eben so gut wie der Schwefel. Nach dem fünften Kapitel, werden die mineralischen Wässer, die mit metallischen Substanzen geschwängert sind, untersucht. Gold und Silber in einem aufgelößten Zustande wird nie in selbigen angetroffen; wohl aber Kupfer, Eisen, Zink, in Gestalt des weißen Vitriols, u. dgl. Zu denen Erden, welche in der Mischung der Mineralwässer angetroffen werden, gehören die Kalkerden, Bittersalzerden, crystallinische, thonartige, und talkichte Erde. Dann folgen die verschiedenen Vermischungen dieser Erden mit salzichten Substanzen, wie z. B. der Selenit, Alaun, Glauber salz. Die lufthaften Schwängerungen mineralischer Wässer begreift das siebente Kapitel, und hierher rechnet der V. die gemeine oder atmosphärische, die fixe oder mephitische, und die brennbare Luft; dann wird auch von deren Entbindung gehandelt, und von neuem die Tabelle der Verwandtschaften durchgegangen. Der zweyte Theil, worin von Salzen überhaupt gehandelt wird, ist beynahe eine Wiederholung des schon im ersten Theile gesagten. Der dritte Theil enthält die Anwendung der beyden vorhergehenden Theile, auf die Erforschung der Natur und Eigenschaften der Badwasser, und der Umstände, in welchen die verschiedenen Brunnen von einander abweichen, diese z. B. heißen Kreuzbad-, Heisbad- und Königsbadwasser. (Hier muß der Leser allezeit die Wässer zu Bath verstehen.) Der V. hat auch verschiedene antiseptische Versuche mit diesen Wässern, und hineingelegtem Hammelfleische unternommen, und gefunden, daß sie der Fäulniß ziemlich widerstanden haben. Am Ende dieses ersten Bandes wird endlich ein Verzeichniß der Krankheiten gegeben, in welchen die Badwässer von gutem Erfolge seyn können.

Im zweyten Bande, welcher in zwey Theile getheilt ist, wird von dem äußerlichen Gebrauch der Badwässer gehandelt. Im ersten Theile: über das warme Bad überhaupt, und allgemeine Erinnerungen über dasselbe. Hierbey giebt der V. verschiedene

schiedene praktische Beweise von der Einsaugung der Flüßigkeiten durch die Haut, und wie solche sowohl auf die festen als flüßigen Theile wirken. Dann die Krankheitsanleitungen für das warme Bad. In dem vierten Kapitel werden hingegen die verbietenden Krankheitsanzeigungen für das warme Bad beygebracht, z. B. in wassersüchtigen Beschwerden, wo die zellichte Haut mit Wasser angefüllt ist, u. s. w. Die nöthigen Bemerkungen und Vorsichtsregeln über den Gebrauch des warmen Bades, begreift das fünfte Kapitel. Einige praktische Fälle zur Unterstützung seiner Meynung liefert der V. auch, wie er solche vom D. Haygarth aus Chester erhalten. Zuletzt noch eine Tabelle der Krankheiten, in welchen nach Falconers Meynung das warme Bad zuträglich seyn soll, und diese fängt sich mit den Wechselfiebern an.

Ioſ. Leop. Fourvier, M. D. Dissertatio chemico-medica de metallis. Viennae typis Trattner, 1777. gr. 8. 5 Bogen.

Nichts mehr und nichts weniger als schon hundertmal gesagte Sächelchen, welche aus andern Büchern ausgeschmiert worden. Denn die Beschreibung der Bereitung von der Tinctura martis Ludouici, des plumbi vsti, des croci martis Stahlii u. dgl. hätten wir hier nicht gesucht; sondern neuere chymische Versuche und Erfahrungen.

Friedrich August Cartheusers, Abhandlung vom Auerbacher Mineral-Wasser. Gießen, Krieger. 1776. in 8. 6 Bogen.

Dieses gut geschriebene Büchlein ist in vier Abschnitte getheilt. Der erste Abschnitt handelt von der äußerlichen Beschaffenheit des mineralischen Wassers, von der Einrichtung des Brunnenbaues und der Entdeckung dieses Mineral-Wassers. Im zweyten Abschn. werden die Bestandtheile des Brunnens angezeigt; die Galläpfel färbten dasselbe schwarz. Der Vitriolgeist verursachte ein gelindes Aufwallen. Der Violensyrup bewürkte eine grüne Farbe, und von dem hineingetröpfelten Weinsteinöle wurde solches milchicht, und hernach fiel eine weiße feine Kalcherde nieder — eben so die Alaunauf-

wir dächten, es wäre besser
ähnliche Weitläuftigkeiten
gehören, weggelassen hät
wider das Daseyn des
türlichen Mischung,
hier auch beygebracht
der Meynung aus
diesem Grunde n
achtung des D.
der Haut, eben
Kapitel, werd
Substanzen
in einem an
wohl aber
triols,
Miner
Bitte
Da
sal
f

...ckblumen verursacht
...Auflösung des Quec
...ünlicht gelben V
...hyſtenfarbigte
...war ein fe
...eist ser
...en
...
...ngen.
...artige Erde,
...alten sey. In dem
...des Wassers vorgetragen, a
...n Bestandtheilen gefolgert werden
...ürkliche Erfahrungen entdeckt worden
...ung eigner Beobachtungen hat der V. des
...s Abhandlung über diesen Gegenstand zu
... Der vierte Abschnitt: eine kurze Nachricht von
...garten Gebürgen; vorzüglich wegen der Verbindung,
...gen die mineralischen Wässer mit der Gegend stehen.

D. Friedrich August Meyers — Beschreibung des Schwefelwassers zu Hasede unweit Hildesheim. Hildesheim. 1776. In Commission der Brandtischen Buchhandlung in Hamburg. 8. 106 Seiten.

Daß der Schluß von der Aufnahme eines Mineralwassers auf seinen innern Werth nicht allemal richtig sey, und daß bisweilen einige von Politik und Patriotismus bewegte Maschinen ein armseliges Mineralwasser empor drängen, zeigt der Verf. in der Vorrede, und wir sind gänzlich seiner Meynung. Dieser Schwefelbrunnen ist nach der Beschreibung des Georg Agrikola seit drittehalb Jahrhunderten bekannt. Die Gegend des Brunnens ist reich an Schwefelkiesen und reinen Thon. Bey stiller und heiterer Luft kann man den flüchtigen Schwefeldampf auf 6—8 Schritte weit riechen, und diese Dunst ist zu allen Jahreszeiten gleich stark. Wenn Fische in diesen Brunnen gesetzt werden, so sterben sie augenblicklich, nicht minder auch die Frösche in 4 Minuten. Nach Hrn. D. Fückers systematischen Beschreibung aller Gesundbrunnen Deutschlands, giebts unter 120 deutschen Gesundbrunnen

Bädern
außer
Dieses
Schwe
Schwefel,
liche Au
etwas
der

Salze. Die dritte Abtheilung
Mineralsäuern und Naph-
neue, auch eigene Erfah-
m Leser interessant seyn
den Oelen überhaupt,
Arbeiten überhaupt.
Verf. sehr fleißig alle
es und nützliches
zeye eingestreue-
riste des Ver-

Gran
algeist aufgelöset
die Blutlauge auch einen
es auch nach dem gehörigen Behan
Bl.
Brennbaren von Magneten angezogen wu
nom V. entdeckten Bestandtheile dieses Schwef
fen wir übergehen, und nur noch anmerken, daß es Wol-
verschiedenen Untersuchungen vorzüglich zum Baden ge en.
ist. Bey Contrakturen, Lähmungen, Steifigkeiten der
Leuke, Krämpfen u. dgl. hat sich solches äuserst wirksam gewie-
sen, wie der Verf. davon einige Beyspiele aufführt. Eben so
hat sich dieses Wasser auch beym Tropfbade wirksam bewiesen.
Noch klagt derselbe über die gehörigen und nöthigen Anstalten,
wodurch dieses so wirksame Wasser in bessere Aufnahme ge-
bracht werden könnte. Das Verfahren des Wassers macht
solches unkräftig, und muß daher bey der Quelle gebraucht
werden, wenn es mit seiner ganzen Kraft wirken soll: denn
kein anderes Mineralwasser ist einem so geschwinden Verluste
seiner wirksamen Bestandtheile unterworfen, als eben das
Schwefelwasser, weil dessen ganze Kraft auf der Erhaltung
des flüchtigen Schwefelprincipii beruhet. Von dem innerli-
chen Gebrauche des Wassers giebt der Verf. verschiedene gu-
te Cautelen; wie wir denn überhaupt gestehen müssen, daß
wir das ganze Buch mit Vergnügen gelesen, und uns über
den Fleiß desselben gefreuet haben.

Andr. Joh. Retzii Anfangsgründe der Apothekerkunst, ins Deutsche übersetzt, und zum Gebrauche der Lehrlinge eingerichtet und vermehrt, von Heinrich Christoph Ebermaier. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung. 1777. 8. 128 S.

das ganze Ding einer selbst gemachten Inauguraldisputationsschrift so ähnlich, als ein Tropfen Wasser dem andern. Es wird da erzählet, wo man die Hämorrhoiden befördern sollte, oder nicht; viel wird von dem Unheil gesagt, welches sie hier oder dort im Körper anrichten könnten; die Hämorrhoiden des Hippokrates, wodurch er oft nur offene Schäden verstand, müssen vielfältig zum Beyspiele und Beweise dienen. Der Autor sah selbst ein auffallendes Beyspiel, S. 59. wo die Blutigel am After ein fiebrisches Hüftweh heileten, welches also, wie er glaubt, von verhaltenen Hämorrhoiden kam. Recensent hätte freylich hier nichts auffallendes wahrgenommen, und hätte geglaubt, die Blutigel möchten hier durch eine in der Nähe bewirkte Blutausleerung geholfen haben, so wie sie mehrmal helfen, wenn sie an den Ort, wo der Rheumatismus sitzt, verwendet werden. Der Verf. unterscheidet die Hämorrhoiden in jene mit oder ohne schwarzgallichte Materie. Das wird aber so ziemlich untereinander geworfen, und vom wahren Ursprunge oder der Beschaffenheit der schwarzen Galle soviel als nichts gesagt. Es werden auch einige aloetische Mittel vorgeschlagen, wenn man Hämorrhoiden betreiben will. Im Ganzen hat man hier nichts, als ein ganz gemein pathologisches Geschwätz von Hämorrhoiden.

D. C. G. Selle Einleitung in das Studium der Natur und Arzneywissenschaft. Berlin. 1777. 8. 224 S.

Der Verf. hat die Anmerkung gemacht, daß die Aerzte oft auf Nebenwegen gearbeitet, und den Weg der Wahrheit verfehlet haben: Lehrlinge wußten oft nicht den wahren Werth einzelner Theile der Arzneywissenschaft, oder jener Wissenschaften, welche dahin einen Einfluß haben, und verwendeten manchmal just auf die entbehrlichste den meisten Fleiß. Aus solcher Ursache hat er gegenwärtige Einleitung verfertiget. Er war schon lang gesonnen, Anfängern das Resultat aller bestätigten Beobachtungen und Versuche, und alles ächten Raisonnements darüber darzulegen. Er liefert nun einen kurzen Umriß aller Theile, welche zur Natur- oder Arzneywissenschaft gehören. Der Lehrling übersieht auf einmal, was für ein Feld er zu beatbeiten habe. Unterdessen muß man nicht glauben, daß unter dem Resultate aller bestätig-

sen Beobachtungen und Versuche, nichts als Gewißheiten vorkommen könnten. Die Arzneykunst wird nie ohne Hypotheſen seyn. Die Erfahrung hat uns nur zu oft belehret, daß wir manche Dinge für gewiß und bestätigt hielten, die hernach durch entgegengesetzte Gründe und Versuche umgestoſſen wurden.

Adami Andreae Senft Elementa Physiologiae pathologicae. Volum. II. Wirceburgi 1775. S. 152.

Im Jahre 1774. kam das erste Bändchen dieses Werkes heraus: das zweyte erschien erst im Monat März 1778., obschon es im Jahre 1775. war unter die Presse gegeben worden. Der Vortrag ist mathematisch, in Definitionen, Scholien, Propositionen und Corollarien. Die Schreibart ist kurz, ausdrückend. Bisher war nur von festen und flüßigen Theilen, von Gefäßen und Herzen die Rede. In den Beweisen kann hier unmöglich überall mathematische Strenge herrschen. Wir zweifeln, ob sich eine vollständige Physiologie wird unter diese Forme bringen lassen. Dermal mag dieses Werkchen eher den Schein einer physiologischen Philosophie behaupten.

Cm.

D. William Falconer's Versuch über die mineralischen Wasser und warmen Bäder. Aus dem Englischen übersetzt, von C. F. S. Hahnemann. Leipzig bey Hilschern. 1777. Erster und zweyter Theil in 8. 439 Seiten.

Eben desselben Verfassers Versuch über die mineralischen Wässer und warmen Bäder. Zweyter Band, über ihren äußerlichen Gebrauch — aus dem Englischen übersetzt, von C. F. S. Hahnemann. Leipzig bey Hilschern. 1778. 355 Seiten, nebst einem vollständigen Register über alle Theile.

Nach dem Vorberichte des Uebersetzers sind die zwey Kupfertafeln, die sich beym Kapitel von den luftartigen Schwängerungen im ersten Bande befanden, da sie außer den längst bekannten Werkzeugen, mit entwickelter Luft zu schwängern, nichts weiter enthielten, weggeblieben. In dem ersten Bande findet man fleißige und scharfsinnige Versuche von den möglichen Schwängerungen und Bestandtheilen, und vom innerlichen Gebrauche der mineralischen Wasser. Der V. behauptet in der Einleitung, daß die mehresten vorhandenen, über diesen Gegenstand herausgekommenen Schriften, von sehr geringer Bedeutung, und größtentheils mit Beweisen der gröbsten Unwissenheit, und unrichtiger Beschreibung angefüllt wären. Er wundert sich zugleich, daß bey zugenommener Kenntniß in der Chymie, die Kenntniß der mineralischen Wässer nicht verhältnißmäßig zugenommen habe. Denn die mehresten vorgegebenen Schwängerungen der mineralischen Wässer bestunden bloß in der Einbildung, und er getrauet sich zu behaupten, daß die Anzahl der wirklich möglichen Schwängerungen auf viel engere Granzen zurückgebracht worden, als die Sachwalter mineralischer Wässer solches eingestehen wollen. Zu diesen Ursachen rechnet der V. noch: Mangel der Methode bey dergleichen Untersuchungen, Gewinnsucht, Trägheit der Aerzte u. dgl. Denn eine solche Kenntniß erlange man nicht durch historische Beschreibungen; sondern nur durch Fertigkeit und Geschicklichkeit, Experimente anzustellen. Freylich sind auch vorgefaßte Meynungen zu Gunsten einer gewissen besondern Theorie Schuld daran, daß wir in der innigen Erkenntniß der mineralischen Wässer nicht weiter gekommen sind.

In dem ersten Kapitel findet man eine allgemeine Eintheilung der Wässer. Unser V. theilt solche in einfache oder gemeine, und in zusammengesetzte oder mineralische. Die Körper, womit die Wässer geschwängert seyn können, sind demnach, **salzichte, brennbare, metallische, erdichte** und **luftartige**. Mit der Untersuchung der salzichten mineralischen Wasser wird der Anfang gemacht. Nach dem ersten Abschnitte dieses Kapitels wird von den Wässern gehandelt, die mit der Vitriolsäure geschwängert sind, und die Eigenschaften dieser Säure weitläuftig durchgegangen; endlich aber geht die Meynung des V. dahin, daß man, obgleich mit einiger Einschränkung, zugeben müsse, daß die Vitriolsäure (per se) manchmal einen Theil der Schwängerungen mineralischer Wässer ausmachen. Die Salpetersäure hingegen kann

nicht

nicht eigentlich zu den Schwängerungen mineralischer Wasser gerechnet werden. Die Kücheusalzsäure wird selten in der Erde in einem ungebundenen Zustande, sondern gröstentheils mit dem mineralischen Laugensalz verbunden, angetroffen. Die Pflanzensäure wird in solchen nie gefunden. Da noch nicht ausgemacht ist, ob das mineralische oder vegetabilische Laugensalz eine stärkere Anziehkraft oder Verwandschaft gegen die Säuren besitze, so getrauet er sich nicht, hier etwas zu bestimmen. Bey der Untersuchung, ob das feuerbeständige Gewächslaugensalz mit in die Mischung der mineralischen Wässer gehöre? hier ertappen wir den V. auf einem großen Irrthum: denn er betet noch seinen Vorgängern nach, und leugnet das Daseyn des feuerbeständigen Gewächslaugensalzes in den Gewächsen vor der Verbrennung, denn er sagt S. 67. „Man glaubte vormals, daß es in den Gewächsen schon vorhanden wäre, woraus manche geschlossen, daß es wohl ein mineralischer Körper seyn könne. Um dieses zu beweisen, hat man viele Fälle angeführt; allein aus diesen kann man so wenig schließen, als man es niemals in ihnen vor der Verbrennung antrifft, während welcher es sich in jedem Gewächse häufig erzeugt." Hätte Falconer die Schriften der berühmten Deutschen, Marggraf und Wiegleb gelesen, so würde er gewiß eines andern belehret worden seyn. Dann wird vom mineralischen Laugensalze gehandelt, und gewiesen, daß dasselbe in einem unvermischten Zustande, in verschiedenen Wässern Grosbrittaniens angetroffen wurde. Das flüchtige Laugensalz wird hingegen nirgends in Mineralwässern angetroffen, weil es nur durch das Feuer von thierischen Körpern geschieden werden kann. (Herr D. Siefert hat das flüchtige Laugensalz erst kürzlich auch in dem Gewächsreiche entdeckt: denn als er kaustische Lauge mit dem weißen Schwamme vom Birnbaume vermischte, so zeigte sich ein starker flüchtig laugensalzichter Geruch.) Der zweyte Abschnitt dieses Bandes enthält die mineralischen Wässer, welche durch zusammengesetzte Salzsubstanzen geschwängert sind. Hierher gehören der vitriolische Weinstein, Glauberſalz, vitriolischer Salmiak u. dgl. Doch können wir hier bey den verschiedenen Vermischungen, dem V. nicht folgen, weil er zu sehr ins Detail geht, und weitläuftig die Verwandschaftstabellen erläutert. Das vierte Kapitel begreift die, durch brennbare Körper geschwängerten Mineralwässer. Es versteht sich von selbsten, daß pflanzenartige und thierische Oele von Natur nicht in denselben angetroffen werden, und

wir dächten, es wäre besser gewesen, wenn der V. diese und ähnliche Weitläuftigkeiten, welche gar nicht ad rhombum gehören, weggelassen hätte. Verschiedene Gründe für und wider das Daseyn des mineralischen Schwefels in seiner natürlichen Mischung, in den mineralischen Wässern, werden hier auch beygebracht, und zuletzt Beyspiele von der Bejahung der Meynung aus den Wassern zu Aachen genommen. Aus diesem Grunde nämlich, heilen diese Wässer nach der Beobachtung des D. Monro die Krätze und andere Krankheiten der Haut, eben so gut wie der Schwefel. Nach dem fünften Kapitel, werden die mineralischen Wässer, die mit metallischen Substanzen geschwängert sind, untersucht. Gold und Silber in einem aufgelößten Zustande wird nie in selbigen angetroffen; wohl aber Kupfer, Eisen, Zink, in Gestalt des weißen Vitriols, u. dgl. Zu denen Erden, welche in der Mischung der Mineralwässer angetroffen werden, gehören die Kalkerden, Bittersalzerden, crystallinische, thonartige, und talkichte Erde. Dann folgen die verschiedenen Vermischungen dieser Erden mit salzichten Substanzen, wie z. B. der Selenit, Alaun, Glaubersalz. Die lufthaften Schwängerungen mineralischer Wässer begreift das siebente Kapitel, und hierher rechnet der V. die gemeine oder atmosphärische, die fixe oder mephitische, und die brennbare Luft; dann wird auch von deren Entbindung gehandelt, und von neuem die Tabelle der Verwandtschaften durchgegangen. Der zweyte Theil, worin von Salzen überhaupt gehandelt wird, ist beynahe eine Wiederholung des schon im ersten Theile gesagten. Der dritte Theil enthält die Anwendung der beyden vorhergehenden Theile, auf die Erforschung der Natur und Eigenschaften der Badwasser, und der Umstände, in welchen die verschiedenen Brunnen von einander abweichen, diese z. B. heißen Kreuzbad-, Heisbad- und Königsbadwasser. (Hier muß der Leser allezeit die Wässer zu Bath verstehen.) Der V. hat auch verschiedene antiseptische Versuche mit diesen Wässern, und hineingelegtem Hammelfleische unternommen, und gefunden, daß sie der Fäulniß ziemlich widerstanden haben. Am Ende dieses ersten Bandes wird endlich ein Verzeichniß der Krankheiten gegeben, in welchen die Badwässer von gutem Erfolge seyn können.

Im zweyten Bande, welcher in zwey Theile getheilt ist, wird von dem äußerlichen Gebrauch der Badwasser gehandelt. Im ersten Theile: über das warme Bad überhaupt, und allgemeine Erinnerungen über dasselbe. Hierbey giebt der V. verschiedene

schiedene praktische Beweise von der Einsaugung der Flüßigkeiten durch die Haut, und wie solche sowohl auf die festen als flüßigen Theile wirken. Dann die Krankheitsanleitungen für das warme Bad. In dem vierten Kapitel werden hingegen die verbietenden Krankheitsanzeigungen für das warme Bad beygebracht, z. B. in wassersüchtigen Beschwerden, wo die zellichte Haut mit Wasser angefüllt ist, u. s. w. Die nöthigen Bemerkungen und Vorsichtsregeln über den Gebrauch des warmen Bades, begreift das fünfte Kapitel. Einige praktische Fälle zur Unterstützung seiner Meynung liefert der V. auch, wie er solche vom D. Haygarth aus Chester erhalten. Zuletzt noch eine Tabelle der Krankheiten, in welchen nach Falconers Meynung das warme Bad zuträglich seyn soll, und diese fängt sich mit den Wechselfiebern an.

Ioſ. Leop. Fourvier, M. D. Dissertatio chemico-medica de metallis. Viennae typis Trattner, 1777. gr. 8. 5 Bogen.

Nichts mehr und nichts weniger als schon hundertmal gesagte Sächelchen, welche aus andern Büchern ausgeschmiert worden. Denn die Beschreibung der Bereitung von der Tinctura martis Ludouici, des plumbi vsti, des croci martis Stahlii u. dgl. hätten wir hier nicht gesucht; sondern neuere chymische Versuche und Erfahrungen.

Friedrich August Cartheusers, Abhandlung vom Auerbacher Mineral-Wasser. Gießen, Krieger. 1776. in 8. 6 Bogen.

Dieses gut geschriebene Büchlein ist in vier Abschnitte getheilt. Der erste Abschnitt handelt von der äußerlichen Beschaffenheit des mineralischen Wassers, von der Einrichtung des Brunnenbaues und der Entdeckung dieses Mineral-Wassers. Im zweyten Abschn. werden die Bestandtheile des Brunnens angezeigt; die Galläpfel färbten dasselbe schwarz. Der Vitriolgeist verursachte ein gelindes Aufwallen. Der Violensyrup bewürkte eine grüne Farbe, und von dem hineingetröpfelten Weinsteinöle wurde solches milcyat, und hernach fiel eine weiße feine Kalcherde nieder — eben so die Alaunauf-

lösung. Die hineingeworfenen Salmiakblumen verursachten einen schwachen urinösen Dunst. Die Auflösung des Quecksilbers in Scheidewasser lieferte einen gründlich gelben Niederschlag, und die Silberlösung eine Amethystenfarbigte Wolke. Das Ueberbleibsel vom destillirten Wasser war ein feuerbeständiges alkalisches Salz, das mit dem Vitriolgeist sertig aufbrauste. Aus noch mehrern gemachten Versuchen folgert endlich der V. daß in diesem so genannten Roßbacher Mineral-Wasser, Eisen, das mit einer sehr zarten und flüchtigen mineralischen Säure verbunden; eine alkalische kalchartige Erde; und ein feuerbeständiges alkalisches Salz enthalten sey. In dem dritten Abschnitte werden die Kräfte des Wassers vorgetragen, in so fern dieselben theils aus den Bestandtheilen gefolgert werden können, theils durch wurkliche Erfahrungen entdeckt worden sind. In Ermangelung eigner Beobachtungen hat der V. des D. Lichtenbergs Abhandlung über diesen Gegenstand zu Rathe gezogen. Der vierte Abschnitt: eine kurze Nachricht von den benachbarten Gebürgen; vorzüglich wegen der Verbindung, in welchen die mineralischen Wässer mit der Gegend stehen.

D. Friedrich August Meyers — Beschreibung des Schwefelwassers zu Hasede unweit Hildesheim. Hildesheim. 1776. In Commission der Brandtischen Buchhandlung in Hamburg. 8. 106 Seiten.

Daß der Schluß von der Aufnahme eines Mineralwassers auf seinen innern Werth nicht allemal richtig sey, und daß bisweilen einige von Politik und Patriotismus bewegte Maschinen ein armseliges Mineralwasser empor drängen, zeigt der Verf. in der Vorrede, und wir sind gänzlich seiner Meynung. Dieser Schwefelbrunnen ist nach der Beschreibung des Georg Agrikola seit drittehalb Jahrhunderten bekannt. Die Gegend des Brunnens ist reich an Schwefelkiesen und reinen Thon. Bey stiller und heiterer Luft kann man den flüchtigen Schwefeldampf auf 6—8 Schritte weit riechen, und diese Dunst ist zu allen Jahrszeiten gleich stark. Wenn Fische in diesen Brunnen gesetzt werden, so sterben sie augenblicklich, nicht minder auch die Frösche in 4 Minuten. Nach Hrn. D. Fückerts systematischen Beschreibung aller Gesundbrunnen Deutschlands, giebts unter 120 deutschen Gesundbrunnen

brunnen und Bädern kaum 10 eigentliche Schwefelwasser, und von diesen, außer den Aachenschen, kaum einige von Belange. Dieses Schwefelwasser zu Hasede enthält einen substantiellen Schwefel, und aus diesem Grunde verdient solches eine vorzügliche Aufmerksamkeit; besonders aber, weil solches zugleich etwas Eisen enthält. Der Verf. unterwarf dasselbe zuförderst der Destillation. Aus 60 Civilpfunden Wasser aus der gläsernen Retorte nach und nach destillirt, erhielt selbiger 106½ Gran Erde, welche theils im Salpetergeist, theils im Vitriolgeist aufgelöset wurde. In diesen Auflösungen entdeckte die Blutlauge auch einen reichlichen Eisengehalt, welches auch nach den gehörigen Behandlungen im Feuer mit Brennbarem von Magneten angezogen wurde. Die übrigen vom V. entdeckten Bestandtheile dieses Schwefelwassers müssen wir übergehen, und nur noch anmerken, daß es nach den verschiedenen Untersuchungen vorzüglich zum Baden geschickt ist. Bey Contrakturen, Lähmungen, Steifigkeiten der Gelenke, Krämpfen u. dgl. hat sich solches äußerst wirksam gewiesen, wie der Verf. davon einige Beyspiele anführt. Eben so hat sich dieses Wasser auch beym Tropfbade wirksam bewiesen. Noch klagt derselbe über die gehörigen und nöthigen Anstalten, wodurch dieses so wirksame Wasser in bessere Aufnahme gebracht werden könnte. Das Verfahren des Wassers macht solches unkräftig, und muß daher bey der Quelle gebraucht werden, wenn es mit seiner ganzen Kraft wirken soll: denn kein anderes Mineralwasser ist einem so geschwinden Verluste seiner wirksamen Bestandtheile unterworfen, als eben das Schwefelwasser, weil dessen ganze Kraft auf der Erhaltung des flüchtigen Schwefelprincipii beruhet. Von dem innerlichen Gebrauche des Wassers giebt der Verf. verschiedene gute Cautelen; wie wir denn überhaupt gestehen müssen, daß wir das ganze Buch mit Vergnügen gelesen, und uns über den Fleiß desselben gefreuet haben.

Andr. Joh. Retzii Anfangsgründe der Apothekerkunst, ins Deutsche übersetzt, und zum Gebrauche der Lehrlinge eingerichtet und vermehrt, von Heinrich Christoph Ebermaier. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung. 1777. 8. 128 S.

Das Original erschien in schwedischer Sprache, aus welcher solches in das Lateinische übersetzt wurde, und aus diesem hat Hr. Ebermaier gegenwärtiges übersetzt, weil, wie er in der Vorrede erwähnt, theils an deutschen Einleitungen für den deutschen Lehrling wahren Mangel gefunden wird; theils damit er geschicktere Männer reize, etwas Vollkommeneres zu liefern, so diesem Bedürfniß abhelfen möge. Hin und wieder, hauptsächlich beym dritten Abschnitte, hat derselbe Ergänzungen und Anmerkungen beygefügt. Das Werklein selbst ist in drey Abschnitte getheilt. Der erste begreift dasjenige, was einem Apothecker zu wissen nöthig ist. In dem zweyten werden die Arbeiten beschrieben; und in dem dritten Theile von denen bereiteten und vorräthig zu haltenden Arzneymitteln gehandelt. Die Zusätze in diesem dritten Theile zeugen von des Herrn Ebermaiers Belesenheit; nur schade, daß er bisweilen zu kurz und dadurch dem Lehrling dunkel und unverständlich bleibt.

Ungleich vollständiger und diesem Endzwecke angepaßter und für Lernende nützlicher ist nachfolgendes Büchlein:

Einleitung in die pharmaceutische Chymie für Lernende, von Joh. Fr. Aug. Göttling, nebst einer Vorrede von D. Wilh. Heinrich Sebastian Bucholz. Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung. 1778. in 8. 154 S.

Herr D. Bucholz zeigt in der Vorrede viele über diesen Gegenstand vorhandene Schriften an, worunter er auch das Retzische nur angezeigte Buch rechnet, und hält mit Recht dafür, daß sie für Lernende theils zu abstrakt, und theils zu unvollständig sind. Das Buch ist in fünf Abschnitte getheilt. Der erste handelt von der Chymie; den Uranfängen der natürlichen Körper, und den chymischen Hülfsmitteln. Der zweyte: Von den Salzen überhaupt, z. B. von Mineralsäuren und der vorzüglichsten Methode, dieselben auszutreiben, wobey die nöthigsten Unterscheidungszeichen angegeben werden. Ein gleiches ist bey der Anzeige der vegetabilischen und animalischen Säuren geschehen. Dann folgen die trocknen Salze, als flüchtige und feuerbeständige alkalische, wobey die Eigenschaften derselben getreu angemerkt sind. Dann die bekanntesten

ſten zuſammenzuſetzenden Mittelſalze. Die dritte Abtheilung begreift den Weingeiſt, die verſüßten Mineralſäuern und Naphten, bey welcher Gelegenheit viele neue, auch eigene Erfahrungen angezeigt worden, welche jedem Leſer intereſſant ſeyn werden. Die vierte Abtheilung: Von den Oelen überhaupt, und die fünfte: Von den Chemiſchen Arbeiten überhaupt. Außerdem haben wir gefunden, daß der Verf. ſehr fleißig alle Quellen aufgeſucht, aus welchen etwas gutes und nützliches zu dieſem Endzwecke zu ſchöpfen geweſen. Eigene eingeſtreuete Wahrnehmungen machen dem Beobachtungsgeiſte des Verfaſſers Ehre.

Bl.

Herrn **Heinrich Joſeph Collins** Heilkräfte des Wolverley in Fiebern und andern faulen Krankheiten. Aus dem lateiniſchen ſeiner Wahrnehmungen über hitzige und langwierige Krankheiten überſetzt, mit einer Vorrede, über die verſchiedenen Tugenden dieſes Gewächſes, vermehrt, und durch neue Erfahrungen beſtätiget, von D. **Johann Joſeph Kauſch**, Breßlau, bey Korn. 1777. gr. 8. 380 Seiten.

Nachdem ſich Hr. **Collin** lange Zeit vergebens bemühet gehabt, ein Surrogat, das der Fieberrinde an die Seite geſetzt werden könnte, zu finden, ſo traf er ſolches endlich in der Wolverleypflanze (arnica montana Linnaei) an, und nach des Ueberſetzers Ausdrucke (S. die Vorrede,) wurde er daran zum Erfinder eines Mittels, deſſen Erfindung zu den erſten unſers Zeitalters gehöre, und welche die Theilnehmung deutſcher Gelehrten deſto mehr verdiene, da die Pflanze Deutſchland zu ihrem Vaterlande, und deſſen Hauptort zu ihrem Geburtsorte habe. Der Ueberſetzer ſey ſelbſt Augenzeuge von den erſtaunenden innerlichen und äußerlichen Wirkungen dieſer Pflanze geweſen, welche ſowohl im Faulfieber, als im kalten Brande gleiche große Würkungen gewieſen — es ſey nicht falſcher Enthuſiasmus — nicht Prädilektion eines Lieblingsmittels, oder ſonſt etwas, das ihm dieſes Zeugniß abnothige; ſondern

sondern bloße wahre innere Ueberzeugung. Dann erzählt derselbe die Schriftsteller nach der Reihe, welche über diese Pflanze geschrieben, und fängt mit dem Fehr. welcher vor hundert und zwanzig Jahren geschrieben, an. Die sechszehn Wahrnehmungen dieses Mannes werden hier aus den Ephemeriden der Kayserlichen Akademie der Naturforscher übersetzt, geliefert. Dann folgen über diesen Gegenstand Joel, Simon Pauli, Bingert, Bergemann, Leibmedicus Müller aus Weimar, Rost, Trautmann, Wolf Francus, la Marche, u. a. m. Unter die neuern gehören: Löseke, Cartheuser, Geoffroi, Büchner, Vogel, Haller, Unzer, Scopoli, Plenk und andere. Auch wird die neuerliche Probschrift vom Schüt, de viribus arnicae, Goetting. 1774. nicht vergessen. Hierauf folgen die eigenen Wahrnehmungen des Hrn. Rausch, welche mit einer Offenherzigkeit, die dem wahren Arzte Ehre macht, erzählt werden: denn er verschweigt auch die mißlungenen Fälle nicht. Aus allen diesen Fällen ist sichtbar, daß die Wolverleypflanze nach Fällen, in Quetschungen, und bey dergleichen Stockungen des Blutes, bey Verstopfungen der Eingeweide, und daher auch in Wechselfiebern, äußerst wirksam seyn könne, und dieses behaupten auch beynahe alle ältere und neuere Aerzte — aber die derselben, vom Hrn. Collin und Rausch beygelegten antiseptischen Kräfte? dazu gehören noch mehrere und wiederholte Erfahrungen, und davon kann sich Recensent nicht so leicht überzeugen. Denn wenn dieses Mittel beyde Kräfte, nämlich, Stärken und Auflösen, zugleich besäße; so hätten wir freylich kein ähnliches Arzneymittel in der ganzen Arzneykunde. Was Hr. Kausch von den großen Wirkungen der Wolverleywurzel, bey der Ruhr, dem Faulfieber, dem Brande u. dgl. sagt, ist dem Rec. ebenfalls unbegreiflich, und er glaubt, daß wiederholte Versuche hier erfordert werden, ehe man so bestimmt reden, und zwar von einem Lieblingsmittel reden könne, von dem man sich vielleicht aus Neuerungs- u. Erfindungssucht, zu weit habe verleiten lassen.

Das übersetzte Buch des Hrn. Collins ist in zwey Abschnitte getheilt. Der erste handelt von den Wolverleyblumen, und der zweyte von der Wolverleywurzel. Diesen ist ein Anhang beygefügt, und zwar in fünf Paragraphen, welche insgesamt von der fäulnißwidrigen Kraft der Wolverleypflanzentheile handeln. Nach des ersten Abschnittes ersten Kapitel, hat Hr. Collin mit dem gesättigten Aufgusse der Wolverleyblumen allerhand Arten von Wechselfiebern geheilt, auch bey einigen die

die gepulverten Wolverleyblumen mit Honig zu einer Lattwerge gemacht, wenn der Aufguß zu unwirksam war, mit zu Hülfe genommen. Nach einer angehängten Tabelle, halfen bisweilen die Wolverleyblumen nichts, und man muste die Chinarinde zu Hülfe nehmen. Bisweilen heilte auch bloß die antiphlogistische Methode dieses Fieber. Nach der genauern Berechnung des Hrn. Collins, hat derselbe vom Christmonat 1771. bis zu Ende des Heumonats 1774. ohne die Kranken, deren Geschichten er beschrieben hat, Tausend und neunzig an Wechselfiebern im Krankenhause gehabt. Wenn er davon vierzehn ausnimmt, die in ein faules Fieber gefallen, und wovon viere gestorben sind; auch sieben und zwanzig andere, welche allein durch das antiphlogistische Heilverfahren curirt worden; so bleiben tausend und zwey und funfzig Kranke, von denen nur fünf und zwanzig Fieberrinde gebraucht haben. Die übrigen alle seyn durch die Wolverleyblumen hergestellt worden, und man habe sie gröstentheils in Substanz genommen, welche mit Honig zu einer Lattwerge gemacht worden. Denjenigen Personen, welche den Honig nicht vertragen konnten, mußte Vitriolgeist, Citronensaft, Weinsteinrahm, und dal. zugesetzt werden. Noch frägt am Ende des Abschnittes Hr. Collin: „Ob die Wolverleyblumen in die vorbereitende Ursache der Fieber wirken, und den Charakter, welcher den Nerven oder ihrem Ursprunge eingedruckt ist, und der die Erneuerung der Anfälle hervorbringt, auslöschen? dies scheint freylich wahr zu seyn, denn oft haben sie das Fieber ohne eine offenbare Ausleerung, und bey noch wirklich vorhandener Verstopfung der Eingeweide geheilet; indessen ob sie nun das Fieber dadurch unterdrücken, daß sie diesen Charakter auslöschen, oder die im Körper verborgenen gelegentlichen Ursachen verändern, oder hinwegnehmen; so bleibt doch ihre Wirksamkeit so groß, daß sehr wenigen nach ihrem Gebrauch die Fieberrinde gegeben werden müsse.“ Bisweilen hat auch die Eisenfeile die Stelle der Fieberrinde ersetzt, und ist der Lattwerge aus Wolverleyblumen beygemischt worden. Doch räth der V. weder durch die Wolverleyblumen, noch durch die Eisenfeile das Fieber zu unterdrücken, besonders wenn die Anfälle mit solchen Zufällen begleitet sind, welche den Tod befürchten lassen — denn da zieht derselbe alsdenn die Fieberrinde allen andern Heilmitteln noch vor. Recens. kann sich nicht enthalten, diesem offenherzigen Geständnisse seinen völligen Beyfall zu ertheilen. In einem Anhange zu diesem ersten Abschnitte wer-

den

den vier Krankengeschichte von der Lähmung, und eine vom schwarzen Staar beyder Augen, erzählet, welche alle durch den Extrakt der Wolverleyblumen geheilt worden. Bey dem letztern Falle war das Uebel durch den äußerlichen Gebrauch des Pulvers von Stephanskörnern (Staphisagria) verursacht worden. In des ersten Abschnitts zweytem Capitel wird von den Wolverleyblumen in Faulfiebern gehandelt. Rec. findet hier oft, daß bey den beschriebenen Fällen wenig auf die Rechnung der Wolverleyblumen geschrieben werden könne: denn man findet daneben den Gebrauch des Weinmolken, ausführende, versüßende und der Fäulniß widerstehende Mittel, Campher, Vitriolgeist, Contrayerva, u. dgl. Diese Mittel zu seiner Zeit angewendet, können nach dem Bedünken des Rec. das Faulfieber schon allein heilen, ohne den Aufguß der Wolverleyblumen mit auf die Rechnung der Heilung zu schreiben. In des zweyten Abschnittes erstem Kap. wird von dem Gebrauche der Wolverleywurzel in der Ruhr gehandelt. Nachdem der Verf. von der Simaruba in Durchfällen selten Erleichterungen wahrgenommen, so entschloß er sich, die Wolverleywurzel zu geben. Nachdem er einem Schneider fünf Tage lang Molken mit Tamariuden bey der Ruhr gegeben, auch nicht unterlassen hatte, einwickelnde, versüßende und beruhigende Arzneyen zu reichen: so verschrieb er dem Kranken funfzehen Gran gepülverte Wolverleywurzel, und schaffte Erleichterung. Bey einem andern Falle wurde Manna, Dekokt von der Salebwurzel, und Wolverleywurzel gegeben. Wenn man hierbey überhaupt die Mittel, so Hr. **Collin** neben der Wolverleywurzel in der Ruhr gebraucht hat, betrachtet: so wird man finden, wie schon oben bemerkt worden, daß bloß mit diesen nur genannten ausführenden, wiederholt ausführenden Mitteln, Aderlassen, erweichenden, einwickelnden, schmerzstillenden und andern Dingen ein geschickter Arzt die Ruhr heilen könne, und daß dabey der Gebrauch der Wolverleywurzel beynahe überflüßig sey. Nach des zweyten Abschnittes zweytem Capitel wird der Gebrauch der Wolverleywurzel in Faulfiebern sehr erhoben. Hierher rechnet der V. auch die Pocken. Bey einem Knaben wurde bis zum eilften Tage Chinarindenaufguß mit Vitriolgeist in der Pockenkrankheit gegeben, und hernach ein Dekoct von der Wolverleywurzel, worauf sich der Kranke besserte. (Oft sahe Recensent dies bey dem fortgesetzten Gebrauch der Chinarinde mit der Vitriolsäure) In den Folgerungen

gen zu diesem Abschnitte werden denn freylich der Wolverleywurzel Eigenschaften beygelegt, worqn man sehr, und zwar aus oben angeführten Gründen, zu zweifeln Ursach hat. Denn alle diese Versuche und Erfahrungen sind nicht entscheidend genug, da so viele andere Arzneyen nebenher gegeben worden. Nach dem dritten Kapitel des zweyten Abschnittes werden der Wolverleywurzel auch beym Brande, der Fäulniß widerstehende Kräfte zugeschrieben, und zwar nachdem die Chinarinde und der Kampfer häufig vorher gegeben worden. In den Folgerungen nach erzählten dreyzehn Fällen, meynt Hr. Collin: es fließe daraus, daß zwar die faule Schärfe von der Wolverleywurzel überwältigt werde; indessen könne sie nicht jede andere Schärfe verbessern, welche im Körper zuvor schon existirt hatte, und vielleicht selbst der Ursprung der Fäulniß gewesen. Denn eine Verbesserung der Schärfe von dieser Art, müsse mit andern entgegengesetzten Heilmitteln versucht werden. Dann folgen die Formeln der Aufgüsse aus den Wolverleyblumen, der Lattwergè aus selbigen, der Wolverleyblätter, der Wolverleywurzeln u. dgl.

Nun folgen in dem Anhange in fünf Paragraphen die Versuche über die Fäulniß, und die besondere Eigenschaft des Wolverley, wie auch der übrigen vornehmsten Fäulnißwidrigen Mittel (welche nach verschiedenen Handgriffen unter einander verglichen werden) in thierischen leblosen Substanzen die Fäulniß zu verzögern, und selbige, wenn sie schon entstanden ist, zu verbessern, nebst einigen Folgerungen nach jedem Paragraphen. Diese Versuche sind nach der Anleitung der Herren **Pringle**, **Macbride** und **Gaber** angestellt worden. Nach dem ersten Versuch gab gesundes Menschenblut, welches, nachdem es vier Tage in einer Wärme von 90 Graden gestanden, die faule Gährung erlitten hatte, aus einer Retorte destillirt, vier Scrupel alkalisch flüchtigen Geist, welcher mit Vitriolsäure fertig aufbrausete. Hier verwundert sich Hr. Collin über den Staub, welcher bey dieser Gelegenheit im Glase wie ein Wölklein empor gestiegen — weiß Hr. Collin nicht, daß, wenn man auch nur die Mündungen zweyer Gläser, wo in dem einen Hirschhorn, und in dem andern Vitriolgeist enthalten, zusammenhält, schon dergleichen Dünste entstehen? Aehnliche Versuche machte derselbe mit Blute, welches eine pleuritische Rinde hatte. Von gefaulter Galle, dem Rindfleische und Kalbfleische, wurde der flüchtige Harngeist abgezogen, und sie wiesen ähnliche Erscheinungen. Im zweyten

Para-

Paragraphen handelt Hr. C. von der Verwahrung des Fleisches vor der Fäulniß. Nach dem achten Versuche wurden vier Gläser genommen, in jedes ½ Loth Rindfleisch gethan, in das erste ½ Loth gepulverte Chinarinde, in das zweyte, ½ Loth gepulverte Wurzel des Wolverley, in das dritte, zwey Quentchen pulverisirte Wolverleyblumen, und in das vierte nichts gethan. In jedes dieser Gläser wurden acht Unzen warmes Wasser gegossen, und in das Zimmer hingestellt. Nachdem diese Gläser eine Weile gestanden, so will der V. schon den eilften Tag Spuren der Fäulniß bey dem Fleische, welches mit der Fieberrinde angestellt worden, bemerkt haben; (das Fleisch in dem Exemplarfläschgen war schon nach 24 Stunden verdorben) da hingegen die beyden Fläschgen, worinnen die Wolverleyblumen, und deren Wurzel befindlich, nach lange ohne Verderbniß geblieben wären. Nach dem neunten Versuche nahm der V. außer der Chinarinde noch andere antiseptische Dinge zu Hülfe, wie z. B. die Contrajervenwurzel, Baldrianwurzel, Schlangenwurzel und Chamillenblumen. Er verfuhr damit, wie schon gemeldet, und fand abermal, daß die Wolverleywurzel und Wolverleyblumen stärker antiseptisch waren, als die übrigen Dinge. Nach dem zehnten Versuche wurde auch die antiseptische Kraft der Simarubarinde, der Ipecuanhawurzel und der auserlesenen Rhabarber untersucht, (und zu welchem Endzweck? sind etwa diese Dinge so wohlfeil, daß wir solche in das Gebiete der antiseptischen Mittel versetzt zu sehen wünschen?) Eben so widersinnig dünkt dem Recens. der Versuch mit den Senfkörnern, und den Blättern des wilden Senfs (Eryfimum) nach dem eilften Versuche. Den Versuch mit dem Fette vom Netze und der Fetthaut eines fetten Mannes, welcher sich um das Leben gebracht hatte, übergehen wir ebenfalls, da er ganz und gar nicht hierher gehört. In den Folgerungen aus den Versuchen dieses Paragraphen, wird abermals behauptet, daß die Wolverleywurzel vor allen den Heilmitteln, welche zu diesen Versuchen angewendet worden, den Vorzug habe, und dieselbe scheine dem Ansehen nach, die Fäulniß stärker von dem Fette, als von dem Fleische abzuhalten. Hernach im dritten Paragraphen von den Säften, z. B. der Galle, dem Blute u. dgl. und hier haben sich die Wolverleyblumen, und deren Wurzel wiederum kräftiger gewiesen als die Fieberrinde. Der vierte Paragraph: von der Verbesserung des faulen Fleisches. In den Folgerungen wird abermals der Ton von der Lieblingsmeynung des V. angestimmt, nämlich: diese

Versu-

Versuche scheinen zu lehren, daß die Wolverleywurzel eine sechs- oder siebenmal größere antiseptische verbessernde Eigenschaft, wenigstens in Ansehung des faulen Fleisches, als die Fieberrinde besitze. Und an einem andern Orte: ohne Gährung entwickelt sich von selbst der antiseptische Bestandtheil, sowohl der Wurzel und Blumen des Wolverley's als auch des Kampfers u. dgl. Bey dieser Gelegenheit meynt der V. daß durch diese von ihm angestellten Versuche, die Wirksamkeit der fixen Luft wider die Fäulniß sehr zweifelhaft werde. Der fünfte Paragraph handelt von der Verbesserung fauler thierischer Säfte. Auch das verfaulte Eyweiß sey durch die Wolverleyblumen, und die Wolverleywurzel mehr verbessert worden, als durch die Chinarinde. Die Versuche, so Hr. Collin mit dem so genannten faulen Geiste unternommen, scheinen hier wenig oder nichts zu bestimmen: denn etwas ganz anders ist eine faulgewordene Substanz, und wiederum etwas ganz anders, die davon abdestillirten flüchtigen Salze. Endlich holt Hr. C. noch weit aus, und sagt; „Aus diesen Versuchen sey hinreichend bewiesen, daß das Wolverley alle bisher bekannte fremde Arzneymittel aus dem Pflanzenreiche in der fäulnißwiderstehenden Kraft, und vielleicht selbst bey dem medicinischen Gebrauche den Kampfer übertreffe.“ Andere Folgerungen, welche aus diesen Versuchen fließen, will er vor jetzo weglassen, und vielleicht bey einer andern Gelegenheit, nach einigen andern angestellten Versuchen, (dieses wird äußerst nothwendig seyn, um Rec. die ihm hierbey aufgestoßenen Zweifel zu heben) mehrere Schlußfolgen daraus ziehen, und auf die praktische Heilkunde anwenden.

Or.

Conr. Gesneri Libellus de lacte et operibus lactariis philologus pariter ac medicus, cum epistola ad Iac. Auienum de montium admiratione, iterum edidit, praef. indicemque adiecit *Io. Ge. Fr. Franzius*, Lipſ. 1777. 8. 88 S.

Gesner verdient vor vielen andern Gelehrten des 16ten Jahrhunderts, daß seine Schriften, noch immer brauchbar, der Vergessenheit entrissen werden. Die gegenwärtige, die Hr. Fr. wieder unverändert abdrucken läßt, ist, soviel wir

wissen, die erste Jugendprobe, doch aber bey allen dem besser, als manche des 18ten Jahrhunderts von reiferm Alter, die demonstrativischen Unsinn enthalten. Gesner handelt von der Erzeugung der Milch, und deren Verschiedenheit nach den Jahrszeiten, Alter, Thieren und deren Beschaffenheit, Weiden, ingleichen von der Butter, sodann von dem Gebrauche der Milch, wem sie zuträglich, von den Molken, der geronnenen Milch, dem Käse und dessen Medicinalkräften ꝛc. und fügt die Belege aus verschiedenen alten Schriftstellern bey. Man siehet daraus, was und wieviel die Alten davon wußten, aber auch was sie nicht wußten — und wünscht, daß der Herausgeber diese Vergleichung angestellt, auch Zusätze gemacht haben möchte. Denn z. B. es stehen in dem Oribas, Aetius, Stobäus, Demetrius ꝛc. noch manche schätzbare Ueberbleibsel, die Milch und ihren Nutzen betreffend, auch konnten die Entdeckungen, Berichtigungen, Vermehrungen der Neuern, hier einen Platz finden. Dann erst war der Kenner und Liebhaber befriedigt, der zuverläßig mehr sucht, als er hier findet. Die bisherigen Ausgaben älterer Aerzte, die Hr. Fr. besorgt hat, sehen alle zu mager und flüchtig aus. Der bloße Philologe findet in denselben zu wenig, und der Arzt von Profession gar nichts, zu seiner Erbauung; dürften wir ihm rathen, so würde er wohl thun, wenn er künftig besser für beyde sorgte — durch nöthige Wort- und Sacherklärungen, theils aus den Alten selber, theils durch Vergleichung mit den Neuern. Dadurch sind recht brauchbare Handausgaben zu hoffen.

Des Hrn. Albr. von Haller auserlesene chirurgische Disputationes in einen Auszug gebracht und mit Anmerkungen versehen, von Fr. Aug. Weiz. — Erster Band. Leipzig, bey Hertel. 1777. 8. 456 Seiten.

Uns hat lange gewundert, daß in dieser bösen letzten Zeit, wo alles übersetzt wird, was sich nur mit einigem Schein des Vertriebs übersetzen läßt, sollte es auch unter dem Titel des Wohlwollens gegen seine schwache Brüder geschehen, niemand sich an diese schätzbare Sammlung der Hallerschen Disputationen gemacht hat, die es vor allen verdiente. Daher Dank

dem

dem Ueberſ. der zugleich Kenner deſſen war, was er übertrug! Er liefert, wie billig, den Kern und das Brauchbare, und läßt das Ueberflüßige, nebſt dem minder Nothwendigen weg. (Hierbey möchten vielleicht Einwürfe ſtatt finden, da der Begriff relativ iſt.) Auch fallen die Kupfer weg, weil ſie das Buch vertheuern, und an deren ſtatt ſtehen genaue Beſchreibungen da, welche dem Kenner das nämliche leiſten. Uebrigens begreift dieſer Band alle 29 Diſp. die in dem T. I. Halb befindlich ſind. Die Ueberſetzung iſt frey, und nicht ſelten willkührlich oder fehlerhaft. — Wir begnügen uns bloß die vorzüglichſten eigenen Anmerkungen des Ueberſ., die Anfangs ſehr reichlich, nachher aber ſparſam ſind, auszuzeichnen, die fremden aber zu übergehen. Der nächtliche Schmerz bey Venetiſchen hängt von der verſchiedenen Empfindlichkeit ab. Man kann an allen Orten, auch auf den Nähten, trepaniren. Würmer in den Geſchwüren ſind oft Gäſte, welche die Fäulniß herbeygelockt hat. Verſchiedene alte Heilarten der eingedrückten Hirnſchaale, auch Verwerfung alter chirurgiſcher Mittel. Das Beißen auf einen harten Körper iſt ein trügliches Kennzeichen, daß die Hirnſchaale nicht geſpalten ſey. Die Beſchädigungen des Rückenmarks ſind nicht allemal tödtlich. Viele Kranken können durch eine zeitig angeſtellte Operation gerettet werden. Die Lehre von den Gegenſchlägen, wie ſie jetzt iſt, nutzt dem praktiſchen Wundarzte wenig, der gern den Ort wiſſen möchte. Die Trepanation der Stirnhöhle kann ohne Bedenken geſchehen, und die Thränenfiſtel geheilt werden, ohne Durchbohrung. Ein nach jeder Operation gegebenes Opiat verhindert alle ſchlimme Folgen. Das Kratzen der Augenlieder, wie es die Alten beſchreiben, können wir entbehren, und ſtatt deſſen eine Lanzette oder Saint-Yveſche Staarnadel brauchen. Die Flecken in den Augen nach den Blattern rühren von einer Verſetzung her, und laſſen ſich am beſten durch Diät und Abführungsmittel vertreiben. (Wir haben dies niehrmals mit gutem Erfolge gethan, und noch dazu Blaſenpflaſter hinter den Ohren aufgelegt.) Bey Geſchwüren der Hornhaut thun innerliche Mittel mehr, als die äuſſerlichen, und bey Fiſteln derſelben wohlgewählte Einſpritzungen, äuſſerlich gelinde zuſammenziehende Mittel, und innerlich das Pulver des Waſſerſenchels. — Bey alle dem Guten wäre doch ſehr zu wünſchen, daß der Verf. weniger Egoismus, auch da, wo es eben nicht nöthig iſt, verriethe.

Epitome operum omnium *Ant. de Haen* — in vſum iuniorum practicorum ſtudentiumque accommodata per D. *Io. Mich. Schoſulan.* Viennae ſumt. Bernardi 1778. 8. 154 Seiten.

Der Hr. von Hän iſt Kennern bereits von einer vortheilhaften Seite bekannt. Als ein ächter Schüler des groſſen Boerhaave ſtudirte er die Natur, folgte im Beobachten und Schildern der Krankheiten dem alten Hippokrates, verließ, ſo viel möglich, den Weg der Theorie, der nicht ſelten irre führt, und erwählte den der ſichern Erfahrung, wozu ihm ſein anſehnliches Lazareth häufigen Stoff gab. Frey von dem Joch des Anſehens, erzählte er nach ſeiner Ueberzeugung, widerſprach den Blendwerken und Prahlereyen mancher Neuerer, zog ſich dadurch vielen Verdruß und Hintanſetzung zu, und blieb doch der Natur getreu. Deshalb können wir ihm manche Schwachheit, das Biegen Rechthaberey, und die kleine Anhänglichkeit an Zauberey, wozu ihn vielleicht das Alter verleitete, leicht vergeben. Daher bleibt ſeine Ratio Medendi immer ein groſſer Schatz für den praktiſchen Arzt, der ſie mit Verſtande zu nutzen weiß, und der Auszug aus derſelben ein brauchbares Büchelchen für diejenigen, die ſich dieſe Sammlung weder anſchaffen können, noch wollen. Hier ſind die im Hän zerſtreueten Artikel zuſammengeſtellt, wodurch der Leſer in den Stand geſetzt wird, mit einem Blick zu überſehen, was der verſtorbene Verf. von der Diät und dem Verhalten des Kranken, der Heilmethode in hitzigen Fiebern und deren mancherley Arten, von Würmern, Schwind- und Fallſucht, Hüftweh, goldnen Adern, Stein und Miſerere, Scorbut, Schlagfluß, Polypen, Koliken, Peſt ꝛc. ingleichen von einigen verſuchten Arzneymitteln, z. B. Mineralkermes, Zinkblumen, der Lyſimachia, dem Sublimat, dem engliſchen Vitrioletixir, den Vipern, der Bärentraube, venetiſcher Seife und Kalchwaſſer, Pomeranzenblättern, Elektricität ꝛc. beobachtet und aufgezeichnet hat. Bey aller der guten Abſicht, die der Herausgeber dieſes Auszuges mag gehabt haben, müſſen wir doch unſere Unzufriedenheit geſtehen. Die Rubriken ſind ohne Ordnung, und die Schrift ſelbſt enthält kaum den dritten Theil von dem, was der verſtorbene Hän Brauchbares für den Praktiker hat. Warum alſo ein verſtümmeltes und mageres Skelet? Warum fehlen ſo viele Arzneymittel, die mit

obigen

obigen einerley Platz verdienen? Endlich sollten alle Theorien wegfallen, (s. Vorr.) und gleichwohl steht hier manches von der Art. Z. B. die Erzeugung des Eyters. Aus der Vergleichung haben wir deutlich ersehen, daß der Herausgeber weder weiß, was zum Ausziehen des Geistes eines Schriftstellers gehört, noch Geschmack genug besitze, weder zu viel, noch zu wenig auszuheben. (s. das Kap. de peste.) Daher ist immer noch der Wunsch gerecht, daß ein bewährter Arzt diese Mühe über sich nehmen möge, die um soviel weniger mißfallen kann, je zuverläßiger die Hänischen Beobachtungen vor vielen andern Wienerischen sind.

D. *I. C. Starke* de tetano eiusque speciebus, praecipuis caussis et ratione sanandi, e veteribus ac recentioribus scriptis eruta. Pars prior historiam complectens. Ien. apud Gollner. 1778. 8.

Diese Abhandlung begreift eigentlich zwey Disp. in sich, und beträgt 152 Seiten. Der Verf. der, laut öffentlichen Nachrichten, jetzt, als Privatlehrer in Jena steht, und nach diesem ersten Versuche zu schließen, sich, als einen denkenden Kopf und Kenner der ältern und neuern Arzneykunde, zeigt, liefert hier einen Nachtrag zu Trnka Abhandlung vom Todtenkrampf, der uns weit gründlicher und mit mehr verdauter Belesenheit bearbeitet zu seyn scheint, als jene. Trnka ist bloßer Compilator, der zusammenstoppelt, was er findet, ohne auf Vollständigkeit, Ordnung, Zeitfolge und Auswahl zu achten, und alles in extenso auftischet, es mag schmecken oder nicht. Weit besser unser Verfasser. Seine Absicht ist zu zeigen, daß die nächste Ursache des Todtenkrampfes in der vermehrten Reizbarkeit zu suchen sey, und man also wohl unterscheiden müsse, wo der Reiz entstehe, und was jene unterhalte. Diese sey in den Nerven und den lymphatischen Gefäßen (s. Vorr.) zu suchen. Der Beweis soll in der Folge erscheinen, und wir glauben, dieß Hypothese habe viel Wahrscheinlichkeit für sich. Also in gegenwärtigem Theile nur das Historische, das einem unbefangenen Leser viel Vergnügen macht, wenn er die mancherley Beobachtungen vom Hipp. an, bis auf die neuesten Zeiten mit einemmal beantlitzen

kann, wenn er sieht, was die Griechen und Lateiner, Araber und Arabisten, die Chemiker, Hippokratiker, Stahlianer, Mechaniker und Eklektiker, ein jeder nach seiner Art und nach seiner Sekte, davon gedacht, wie erklärt und geheilt habe. Dergleichen Schriften sind die beste Widerlegungen solcher Leute, die alle Litterärgeschichte verdammen, und, wie Hr. Klemens Tode, beschimpfen. Freylich könnte der Ehrenmann dergleichen nicht in den Barbierstuben der Hrn. Wohler und Schröder lernen, und weit leichter eine steinerne Hypothese vom Tripper wiederkäuen. — Auch die litterarischen Noten des Verf. dienen theils zur Kenntniß alter und seltener Bücher, die, in Schweinsleder eingebunden, den unheiligen Augen der Seifensieder entgehen, theils zur Berichtigung mancher Fehler. Z. B. S. 19. 30. 37. 59. wo Trnka, den Gebrauch des Opiums seit 1749. betreffend, zurechte gewiesen wird. Vergl. mit S. 75. — Einzelne Stellen auszuziehen, worin die mancherley Meynungen der Aerzte von der Ursache und den Heilmitteln des Todtenkrampfes stehen, oder sie weitläuftig zu prüfen, erlaubt die Absicht unserer Bibliothek nicht; soviel aber können wir nach gehöriger Vergleichung versichern, daß der Verf. seine Gewährsmänner gut durchstudirte, ehe er sie aufnahm, und dann, so viel möglich, ihre Worte beybehielt, um allem Mißverstande auszuweichen. Aus der Ursache versprechen wir uns von dem zwoten Theile viel.

Henr. Aug. Wrisbergii — Observationes anatomicae de vena azyga duplici aliisque huius venae varietatibus, c. tab. aenea. Gott. ap. Dietrich. 1778. 4. 22 Seiten.

Eine in der Götting. Societät der Wissenschaften gehaltene Vorlesung, die aus zwey Abschnitten bestehet, wovon der erste mit drey Beobachtungen den abweichenden Ursprung einer doppelten ungepaarten Ader, ihren Gang und Ende bemerkt; der andere aber einige daraus abgeleitete Folgerungen liefert. Diese sind, daß der Gang der Intercostalblutadern an der äußern Brust den großen Nutzen des Schröpfens und der Blasenpflaster bestätige, um eine Ableitung zu bewirken; daß die ungepaarte Ader schicklicher sey, die Mitleidenheit der Gebährmutter und Brüste zu erklären, als die Vereinigung der Brust- und Schneerbauchgefäße, und daß endlich die Milch-

und

und Wassergefäße mit den Blutadern Gemeinschaft unterhalten. Wir wünschen, daß diese Folgerungen nicht so mager hingestellt, sondern mit aller Strenge bewiesen wären, zumal da sie gelehrte Männer ersinnen sollten. Das Kupfer selbst stellt die Varietät der ungebaarten Aber vor, worauf sich bekanntlich mancher Zergliederer, der gerne durch Kleinigkeiten groß seyn möchte, eben so viel zu gute thut, als die tändelnden Muschelmänner, wenn sie eine neuere Versteinerung, oder die Puppenjäger, wenn sie ein Insekt mit schönen Farben aufgefunden haben.

Ant. Carl von Willburg — Anleitung für das Landvolk in Absicht auf die Erkänntniß und Heilungsart der Krankheiten des Rindviehes, sammt denen Hülfsmitteln, und einem Anhange über die Materien der Medicin, und Erläuterung der einfachen Heilungsmittel durch beygefügte lateinische Benennungen. Nebst beygefügter Anleitung zur Erkenntniß und Heilung der Krankheiten bey der Schaafzucht. Nürnberg, bey Schwarzkopf. 1776. 8. 352 Seiten.

Eine mit Gründlichkeit und Kenntniß der Sachen abgefaßte Schrift, deren Verf. sich sehr über den großen Haufen der gewöhnlichen Wundärzte erhebt. Die Gräfin zu Lodron gab allen Unterthanen der Herrschaft Emindt Befehl, das erkrankende Vieh sogleich anzugeben, und das gefallene nicht anders, als in der Gegenwart des Verf. zu öffnen. Auf diesem Wege mußte die Lehre von den Thierkrankheiten unendlich gewinnen, indem hier bloß eigene Erfahrungen und Beobachtungen, keine gelehrten Stubengrillen, vorkommen. — In 45 Kap. werden die verschiedenen Krankheiten aus der Klasse der Entzündungen, der Schlag, Schwindel, Hinfallen, Auszehrungen, Bauchflüsse, Anblähen, Franzosen, Würmer, Vorfall, Beinschäden und Geschwüre, in der besten Ordnung erklärt, so, daß zuerst die Zeichen stehen, woran man jede erkennt und von den andern unterscheidet; dann die Ursachen, die dieselben erzeugen; endlich die Heilungsart, nebst der angemes-

gemessenen Futterung — so deutlich und der Erfahrung gemäß, als wir noch wenige kennen. — Hierauf folgt ein brauchbares Verzeichniß guter und auserlesener Arzneymittel, mit genauer Bestimmung, ob und wie sie statt finden; und endlich ein Anhang von Schaafkrankheiten, nach oben angeführter Art. — Wir zeichnen bloß einige merkwürdige oder eigene Gedanken des Verf. aus. Die vermeinten Heilkräfte der Gallensteine sind schweistreibend und eröffnend; die Ochsenaugen aber haben gar keine. Das Salz ist ein Verwahrungsmittel der Viehseuchen. Die Krankheiten entstehen nicht von Zauberey. Die prakt. Erinnerungen, die bey Viehkrankheiten zu beobachten sind, sind vortrefflich. Die Seuche ist ein faules Gallenfieber, und muß durch gelinde Abführungen geheilt werden. Die Entzündung der Euter entstehet nicht von dem Biß der Spitzmäuse oder der Zauberey; die Sterzseuche und der gähe Blutbiß sind wahre Lähmungen. Das Fleisch der nach dem Hinfallen geschlachteten Thiere kann ohne Nachtheil gegessen werden. Gegen den Schwindel thut das frische Brennkraut (flammula Iouis) nach Hrn. Störks Vorschrift, gute Dienste. Die Lungensucht ist ansteckend, und die Bauchwassersucht allemal von einer Verhärtung der Leber entstanden. Das beste Verwahrungsmittel gegen das Anblähen ist, ein paar Hände voll dürres Futter vor dem Austreiben auf die Kleeweide gegeben, oder etwas geschnittenes Stroh mit dem Rübekraut vermischt. Die geile Seuche ist keine Viehkrankheit, und das, was man dafür hält, gehört unter den Grind, Raute, Finnen und Mundschwämme. Gegen die Finnen hilft Aderlassen nichts. Das beste Mittel gegen den Vorfall ist eine in die Geburt gebrachte und mit Luft angefüllte Blase, 10—12 Tage lang darinnen gelassen.

D. Joh. Gottl. Walters — Abhandlung von trockenen Knochen des menschlichen Körpers, zum Gebrauche seiner Zuhörer, und derjenigen, die sich in der Zergliederungskunst üben, auf dem anatom. Theater in Berlin. Zweyte und verbesserte Auflage. Mit Kupfern. Berlin, bey Lange. 1778. 8. 415 Seiten ohne Reg.

Eben

Ebendesselben Myologisches Handbuch, zum Gebrauch derjenigen, die sich in der Zergliederungskunst üben, auf dem anatom. Theater in Berlin. Berlin, bey Voß. 1777. 8. 196 Seiten.

Gute Lesebücher, wenn sie das sind, was sie, ihrer Bestimmung nach, seyn sollen, sind nicht so leicht zu verfertigen, als man gemeiniglich glaubt. Sie sollen vollständig seyn, ohne Uebermaaß, zuverlässig, ohne Praleyy, frey von unerheblichen Kleinigkeiten, und auf wenigen Bogen enthalten, was in unzähligen Bänden zerstreuet ist. Dies setzt eine genaue Kenntniß aller Theile der Kunst, eine ausgebreitete Belesenheit, gutes Gedächtniß, feine Urtheilskraft, geläuterten Geschmack und die Gabe der Deutlichkeit voraus, und weil wenige Kompendienschreiber dergleichen haben: so darf man sich auch nicht wundern, daß ihre Arbeiten größtentheils nur halb brauchbar sind. Beyspiele davon liegen genug vor uns. Ganz anders unser Verf., der die häufige Gelegenheit zu zergliedern gut nutzt, und durch Verfertigung brauchbarer Lesebücher, viele andere schlechte entbehrlich macht. Die Knochenlehre ist wenig verändert, und die schöne Zeichnung des Gaumenbeins, die wichtigen Versuche über die Entstehung der Zähne, und die ganz richtige Theorie von den kranken Knochen (s. Vorr.) fehlen ganz, weil der Verleger dem Verf. keine Zeit ließ. Die verzweifelten Treiber Jehu!

Die Muskellehre stützt sich auf das vorhergehende Büchelchen. Sie soll nichts Neues, sondern einen verkürzten, aber deutlichen Albin enthalten. Nach einer genauen Beschreibung der Entstehung und des Endes jeglichen Muskels, kommt die Wirkung. Dem Anfänger, glauben wir, würden die beygefügten Synonymen sehr nützlich gewesen seyn.

D. Adrian Helvetius, Abhandlung von den am meisten vorfallenden Krankheiten, und der Art und Weise solche glücklich zu curiren, aus dem Franz. übers. von D. Joh. Gottfr. Essich. Augspurg bey Riegers Söhnen. 1778. 8. 316 Seiten.

Ein sehr seichtes und mit den trivialsten Kleinigkeiten, auch wohl Unrichtigkeiten, à la françoise, durchwässertes Büchlein, das immer unübersetzt bleiben konnte, wenn Hr. Essich nicht einen Anfall von Schreibseligkeit bekommen hätte. Wie knabenmäßig ist nicht gleich der Anfang der Vorrede übersetzt? Die Arzneywissenschaft besteht in einem Felde von kaum hinaussehenden Begriffen. Der Verf. selbst ist der durch seinen Geheimhandel mit der Ruhrwurz bekannt und reich gewordene Helvetius, der 1727 starb; das Buch also aus dem ersten Zeitraume unsers Jahrhunderts, enthält manche sonderbare Meynungen, die jetzt keine Christenseele mehr glaubt, ohne alle Berichtigung von Seiten des Uebersetzers, manche Arzneyformel, die Niemand braucht, als Leute, die, wie die Orthodoxen, auf den Glauben ihrer Väter sterben. Die angeführten Krankheiten sind Engbrüstigkeit, Schlagfluß, Blutflüsse, Ruhr, Nieren- und Blasenkrankheiten, Bleichsucht, englische Krankheit, Blattern und Flecken, nebst Beschreibung des so berühmten Schweinsteins, Seitenstechen und Entzündung der Lungen, anhaltende und bösartige Fieber, Wechselfieber, dann eine Classification der Arzneyen, des Aqui potabilis, und berühmten Theriakalelixirs, Gedanken vom Pulse und Aderlassen. — Wahrlich vortreffliche Sachen, die einen altväterschen medicinischen Gaumen fordern! S. 314. **Ein gelbes und schaumichtes Blut bedeutet die Herzwassersucht, ein grünes, mit vielem Wasser vermischtes, Engbrüstigkeit und nach und nach erfolgende Auszehrung des Körpers, ein kirschenbraunes eine bizige Leber, ein schwarzes und bleyfärbiges Milzbeschwerung, ein wässerichtes und einem Seifenwasser ähnliches die Lustseuche.** S. 197. **Bey den Blattern muß man den Gebrauch des Viperpulvers, des Theriaks, der Hyacinthen-Lattwerge und des Storzonnerndecocti nicht hintansetzen.** S. 107. **Ich kann nicht umhin, dem geneigten Leser ein und andere bewunderswürdige Curen, so ich mit diesem Steine ausgerichtet, — zu erzählen** ꝛc. Muß Hr. Essich, Doctor der Arzneygelahrheit, nicht geträumt haben, als er diese Maculatur verfertigte, mit Provinzialismen noch mehr verunstaltete, und so sich an den Trotz der Uebersetzer anschlug, die doch wenigstens, außer den dienstfertigen Händen, schlichten Menschenverstand besitzen; allein unser ehrenvester Essich hat

hat gar nichts, als einen leeren Hirnkasten, und deshalb muß man ihn in die Schule schicken.

D. *Sam. Thom. Soemmering* de basi encephali et originibus nervorum cranio egredientium L. V. c. 4. tabul. aen. Gotting. 1778. 4. 184 S.

Noch immer sind einzelne Theile der Anatomie, besonders der Nervenlehre, mangelhaft, und daher verdienen diejenigen Dank, die, wie der Verfasser, sich solcher mühsamen Arbeiten unterziehen. Bringt man aber die Zeit in Anschlag, die darauf verwandt worden, z. B. zwey bis drey Jahre, mit Hintansetzung der andern vielleicht nothigern Wissenschaften, und vergleicht damit den vermeynten Nutzen: so halten wir uns verbunden, akademische Jünglinge von solchen Untersuchungen, die höchstens etwas Zeitungslob erzeugen, eher abzuschrecken, als zu ermuntern. Der Verfasser ist in dem Falle (s. S. 2). Er liefert eine mehr als zweyjährige Arbeit, vergißt, daß er nicht, um Erfindungen zu machen, sondern den ganzen Umfang der Wissenschaft zu erlernen, nach Göttingen gegangen, wird ein guter Zergliederer, und bleibt vielleicht ein Freundling in dem Fache, wozu er bestimmt war. Denn wie wenige können sich Hoffnung machen, die Zergliederung ex professo treiben zu dürfen? Einige Windschnitte abgerechnet, die hier und da hervorbrechen, und ihn zu einem vollkommnen Schüler des Hrn. **Wrisberg** machen, (denn warum sollte der Schüler nicht so seyn, wie sein Meister?) abgerechnet, was seinen Vorgängern, zum Theil auch Hrn. W. zugehört; so ist der Ueberrest Kompilation, zur Vermehrung der Litterargeschichte, nebst einigen Zusätzen und Berichtigungen.

Doch wir wollen aus den fünf Büchern das Vornehmste ausheben. I. Praemonenda de nervorum divisione, origine, et quorundam singulari fabrica, de sectione encephali verticali, et methodo scribendi. Der Ursprung der Nerven ist nirgends gehörig beschrieben, und gleichwohl hat dieß seinen großen Nutzen in der Pathologie. Alle Nerven entstehen aus der markigten Substanz des Gehirns. Die mancherley Einschellungen der Nerven, die Anzahl, die Decussation, das Sichtbarwerden derselben bey dem Kinde im Mutterleibe. Das menschliche Gehirn ist das größte, und giebt dennoch sehr kleine Nerven. Die besondern Sinnnerven sind nach dem Objecte

ſeete, Bau und Urſprung verſchieden, die andern nicht. Jener Aeſte krümmen ſich, ehe ſie aus dem Hirn herausgehen. Alle Nerven, vom erſten Paare an bis zum weichen Gehörnerven, entſtehen aus dem Gehirn, und ſind für den Kopf beſtimmt. Die Vertikalſektion iſt die beſte. (Das meiſte iſt bekannt, oft auch nur mit wenigen Worten angezeigt. Das Anführen der Schriftſteller hält der Verf. für entbehrlich und eitel. Wie man's nimmt. Bisweilen iſt es auch ein Mittel, ſich unerkannt mit fremden Federn zu ſchmücken.) II. De baſi encephali. Benennung und Verzeichniß einiger Schriftſteller, die Zeichnungen davon geliefert haben, (iſt nicht vollſtändig). Eintheilung des aſchfarbigen Gehirns, die Furchen und Windungen. Kinder haben mehr von der grauen Subſtanz, Erwachſene weniger, und es iſt daher eine Verwandelung wahrſcheinlich. Die Furchen ſind von der eindringenden weichen Hirnhaut entſtanden, und gehen nicht bis in das Mark. Die Hirnlappen, ihr Anſehen und Vertheilung. Entſtehung des Proceſſus medullaris aus dem Orte, wo beyde Halbkugeln zuſammenfließen. Dieſer iſt der wahre Urſprung aller Nerven. Beſchreibung der Hirntheile, die in der baſi ſich zeigen. Dazu die Kupfer. Der Trichter beſteht aus der grauen Subſtanz, und iſt nicht offen. Dazu einige Gründe, wobey wir uns nicht aufhalten können. (Auch hier iſt wenig eignes, ſondern blos Fleiß im Sammlen.) **Das kleine Gehirn.** Deſſen Lage und Beſchreibung der einzeln Theile. (Ganz bekannte Dinge.) III. De originibus neruorum per oſſa capitis ex encephalo egredientium. **Die Geruchsnerven.** Die Litterargeſchichte. **Theophilus** hat ſie zuerſt das erſte Paar genannt. Namenregiſter derer, die dieſen Nerven nicht wollten dafür angeſehen haben, und die hierbey begangenen Fehler. Der Geruchsnerven iſt nicht offen, dabey ſehr weich, voller Streifen, aſchfarben, prismatiſch, geht zwiſchen den Windungen des Gehirns vorwärts, und ein Theil nähert ſich dem andern. (Auch hier iſt faſt alles vorgearbeitet.) **Der *Nervus Opticus*.** Deſſen verſchiedener Urſprung und Gang. Die Nerven kreuzen ſich nicht. Dieß durch einige Gründe beſtätigt. Die Faſern ſind mit der weichen Hirnhaut bekleidet. Der Porus iſt nicht hohl oder ſchwammigt. (Das Bekannte iſt nicht einmal in gehöriger Ordnung vorgetragen, das Uebrige aber beliebe der geneigte Leſer (S. 113) in dem vortrefflichen dereinſt zu erſcheinenden Werke des Hrn. **Wrisberg**, de nervis viſcerum, nachzuſehen.) **Das dritte Paar** beſteht aus

Faſern,

Fasern, wie die übrigen, entspringe nicht aus der Medulla spinali, nicht aus der Brücke, sondern aus den untern hintern Schenkeln des Gehirns. Der Beleg dazu aus 15 Leichnamen. Die Fasern sind bloß markartig. Eigen ist diesem Nerven, daß er gleichsam in der Mitte ist, und aus dem innern Theile des Gehirns herausgeht. Das vierte Paar der Nerven, Fallop und Eustach kannten es. Dasselbe entspringt hinter den letztern vierfachen Erhabenheiten, sogar aus der Klappe des kleinern Gehirns, nach Wrisberg. Das fünfte Paar. Hier fast einzig und allein fremde Beobachtungen, die bekanntlich sehr reichhaltig sind. Abermals Litterargeschichte. Wrisberg heißt diesen Nerven sympathicum medium. (Doch wohl nur, verbessert durch Ballhorn.) Sein Ursprung ist, nach Hrn. W. und des Verf. Erfahrungen, in zwey Theilen aus dem Orte, wo die Brücke aus dem kleinen Gehirn herausgeht. Die Anzahl der Fasern, woraus der größere Theil besteht, ist bey dem Kinde im Mutterleibe geringer, als bey Erwachsenen, und bey diesen bisweilen auf der rechten Seite größer, als auf der linken, bey Kindern allenthalben gleich. Der kleinere Theil (eine Wrisbergische Entdeckung) entspringt etwas vor- und über jenem. Dazu die Kupfer. Das sechste Paar. Cortes hat es zuerst von dem vorhergehenden getrennt. Der Entstehungspunkt ist gewöhnlich in der Furche zwischen der Brücke und dem verlängerten Mark (s. S. 140); und bald darauf wieder lieber in den pyramidenförmigen Körpern, als aus der Brücke. Die Größe hält das Mittel zwischen den Nerv. communicant. faciei und glossopharyng. Es zerfällt stets in zwey Theile, portionem maiorem externam und minorem internam. Das siebente Paar, oder nach Herrn Wrisberg Nervus communicans faciei. Der Gehörnerven und der communicans sind nicht einerley. Dazu einige litterarische Beweise vom Galen an bis auf den ältern Meckel, ingleichen einige anatomische. Dahin rechnet der Verf. weil sie verschiedenen Ursprung haben und sich nirgends vereinigen, weil sie von jeher getrennt, und in den Thieren so befunden worden, verschiedene Bestimmungen haben, und durch die Pathologie keine Bestärkung erhalten. (Alles, wie in dem Vorhergehenden, nur hingeworfen.) Der Ursprung der Portionis durae nervi acustici an der hintern Gränze der Brücke, wo sie mit den Fortsätzen des Hirnleins ins Rückenmark zusammenfließt. Hierbey ein §. de portione inter par communicans faciei et auditorium media Wrisbergii. Abermal

eine

eine Wilbrechtische Erfindung, wobey der Verf. sich nicht genug wundern kann, warum doch alle vorigen Zergliederer so blind, und sein Lehrer allein so hellsehend gewesen sey. (Hier wieder auf das künftige wichtige Werk verwiesen. Hoffentlich haben die Vorgänger die Sache an sich nicht für so wichtig gehalten, als Hr. W.) An dem hintern Ende der Brücke zwischen den Anfängen des Nervi communicantis faciei und auditorii, und dessen Zwischenraum, finden sich stets auf beyden Seiten kleine Nerven, die der Zahl und dem Orte nach verschieden, und einige Linien dick sind, und dann in einen oder zwey Stämme zusammenfließen, und nach unserm Verf. künftig Portio inter nervum communicant. faciei et auditorium intermedia oder auch Fibrae inter durum et mollem mediae heißen sollen. Dazu auch die Kupfer. Der Gehörnerve. Zuförderst dessen Geschichte und zwiefache Entstehung aus der vierten Hirnkammer und der Brücke. Sein Gang. (Dieser soll künftig in einer eignen Schrift gezeigt werden.) IV. De nervis medullae spinalis cranio egredientibus. Der *Nervus Glossopharyngeus*. Enthält, nach der eignen Angabe des Verf. bloß Zusätze zu Anderschs Abh. und etwas Litterargeschichte; nebst dahin gehörigen Kupfern. Das *Par vagum*. Die mancherley Namen und dessen Entstehung. (Außerordentlich kurz, ob er gleich wichtiger ist, als mancher der vorhergehenden Nerven.) Das *Par Linguale Medium*, sonst das Par Septimum. Nichts Neues, und bloß auf das Kupfer verwiesen. Der Accessorius fällt weg, weil ihn Amber und Lobstein gut beschrieben haben. (Auf die Art hätte allenfalls die ganze Schrift des Verf. ungedruckt bleiben können.) V. Explicationes tabularum. Davon läßt sich nicht leicht ein Auszug geben.

D. *Iac. Wernischek* Systema Medendi Naturale, *Tract. I.* complectens naturam et ceteras potentias in corpore sano, Vindobon. 1777. 8. 870 Seiten.

Die Medicin, aus Erfahrungen entstanden, und durch Erfahrungen vervollkommnet, ist und bleibt ein verworrenes Chaos, wenn nicht die Hand des Künstlers alles gehörig ordnet, und jedem Satze seinen Platz anweiset, die allgemeinen voranstellet, dann die besondern, endlich die individuellen hinten

tenanschließt. Nun erst kann der Kenner sich die süße Hoffnung machen, seine Wissenschaft dem Ziele der Vollkommenheit näher gebracht zu sehen, welche man von je her gewünscht, aber durch die Mittel, die angewandt wurden, mehr entfernt oder doch aufgehalten hat. Die Geschichte aller Jahrhunderte bestätiget dies zur Gnuge. Hippokrates, dem klugern Arzte, der etwas mehr, als Seifenbecken und empirische Mittel kennt, noch immer seiner gründlichen Beobachtungen halber, schätzbar und verehrungswürdig, studierte die Natur, und beschrieb sie, wie er sie fand, ohne allen Rednerschmuck, ohne zu theoretisiren, ohne schlüpfrige Folgerungen daraus zu ziehen, und seine Nachfolger blieben seinem Beyspiele größtentheils getreu. Nachher entstand der Sectengeist. Jeder dachte sich die Natur, wie er wollte, legte seine Speculationen zum Grunde, und formte sich darnach ein System, das er, so gut er konnte, gegen anders Denkende und Lehrende vertheidigte. Der Empiriker, Dogmatiker, Methodiker, Pneumatiker — jeder glaubte, in den Geheimnissen der Natur eingeweihet zu seyn, und jeder scheuchte sie durch dergleichen Nothzüchtigungen. Endlich kam Galen, ein Mann von Genie, aber eben deshalb, wie die meisten Genies, der Medicin wegen der Folgen gefährlich. Seine peripatetische Philosophie verleitete ihn, die Wissenschaft so aufzustutzen, wie es ihm beliebte. Sie ward zum Theil mehr ausgebildet, ordentlicher in ihren Theilen; aber desto häßlicher im Ganzen, weil man Lehrsätze aufnahm, die der Natur nicht entsprechen, und stolz genug war, sie durch alle nur mögliche Spitzfindigkeiten der Philosophie aufrecht zu erhalten. So ward das Galenische, halb wahre, größtentheils falsche, System der Leitstern der folgenden Aerzte. Der Araber und Arabiste begnügte sich, Nachbeter zu seyn, ohne zu prüfen, ob und wie weit der Götze, den er verehrte, Weihrauch verdiene oder nicht, setzte allenfalls einige Abgeschmacktheiten hinzu, und starb in der süßen Ueberzeugung, das System seiner Väter sey, wie der Glaube seines Volks, das einzige wahre. Das Licht der Wissenschaften gieng endlich wieder auf. Man verließ größtentheils die trüben Bäche der Araber, und spürte den Quellen der Griechen nach, begnügte sich aber, bloß daraus zu schöpfen, ohne zu fragen, ob nicht wilde Wasser darunter wären, die abgeleitet zu werden verdienten. Man übersetzte, erklärte und citirte zum Eckel, dachte nicht daran, die fehlenden Stücke des Gebäudes hinzu zu setzen, die alten, unbrauchbaren oder offenbar fehlerhaften mit neuen, bessern und

brauch-

brauchbaren zu vertauschen. Kaum wagte es ein oder der andere offene Kopf, einige auffallende Sätze umzustoßen, behielt deren ungleich mehrere bey, und suchte sie mit der herrschenden Philosophie zu vereinigen, die, laut der Geschichte, stets über die Medicin tyrannisirt hat. So trieben die Aerzte des 16. und 17 Jahrhunderts die Kunst, nicht viel besser, als deren Stifter vor 1000 Jahren sie gelehrt hatten, und, gleich dem Theologen, der seinen symbolischen Büchern treu bleibt, weil sie sich mit dem Lehnstuhle wohl vertragen, und dem ehrwürdigen Kopfe keine Gewalt anthun, starben sie unverkehrt, als ächte Hippokratiker, wie sie glaubten, obgleich der ehrliche Altvater, wenn er aufwachen sollte, diese unächte und träge Brut nicht für die Seinige erkennen würde. So waren die Aerzte bald Hippokratisch, bald Galenisch, bald Arabisch, bald Paracelsistisch, bald Aristotelisch, bald wieder Ramisch oder Kartesianisch, je nachdem es der Geist der Veränderlichkeit und der Mode heischte, bis endlich Harvei mit der Entdeckung des Kraislaufes manche schön erwiesene Hypothese zerstörte, und dadurch das alte System, das den damaligen Aerzten so wichtig war, wie dem ritterbürtigen Junker seine Ahnen, zu Boden stürzte, um aus den brauchbaren Trümmern ein vernünftigers Lehrgebäude aufzuführen. Genug, er siegte! und indeß der Sylvianer seine Schreibmethode verherrlichte, der Stahlianer ihm nachbetete, und nur seine Seele hinzufügte, der Hofmannianer alles mechanisch erklärte, und durch Hülfe der Wolfischen Philosophie, nach der strengsten mathematischen Lehrmethode, bewies, hat sich der klügere Arzt unsers Jahrhundertes überzeugt, daß nur eine vernünftige Erfahrung, mit einer guten Theorie verbunden, das beste System der Medicin ausmache. Man entsagt aller Theorie, schwatzt von nichts, als Erfahrung, und — erniedrigt die Kunst zur Empyrie, deren traurige Folgen eben so gefährlich sind, als die einer ewigen Erklär- und Demonstrirsucht. Willkommen war uns also der V. gegenwärtiger Schrift, der uns Gelegenheit zu dieser Ausschweifung gab. Er kündigt durch die großen Beyspiele eines Sydenhams und Boerhaave angeflammt, ein System der Arzneywissenschaft an, (s. Vorr.) das sich bloß auf die Natur gründet, das kein Ansehen der Personen und Sekten kennet, die verschiedenen Lehrmeynungen, Heilarten, Erklärungen, prüfet, bessere Begriffe von der Natur, als bisher die Aerzte gehabt, zum Grunde legt, und darauf sich stützet, und folglich die besten Aussichten für die Zukunft, ver-

verspricht. Wichtiges Unternehmen! Allein wieviel Kenntnisse, Erfahrungen, Geschichte der Wissenschaft, vernünftige Philosophie, Unpartheilichkeit, Freyheit im Denken und Klugheit im Urtheilen, Kürze, kraftvollen und männlichen Ausdruck, setzt dies voraus. Und gleichwohl fehlen unserm V. manche von diesen Erfordernissen. Sein System ist Hirngeburt, und daher nicht zu empfehlen. Er handelt in diesem I Theile von der Natur im gesunden Zustande, so wie der II. von der Natur im kranken Zustande, und der III. von der Natur, als Gebieterinn der Kunst, handeln soll, und ist gleichwohl allenthalben zu unbestimmt, in Anführung der gegenseitigen Meinungen zu umständlich und weitläuftig, und im Behandeln zu schulgerecht, zu pedantisch: denn man glaubt einen Kathedermann zu hören, dessen ganze mediciniſche Wissenschaft sich mit einem ewigen Atqui und Ergo anfängt und vollendet. Doch wir wollen dem Verf. folgen, und gelegentlich unsere Anmerkungen hinzufügen. Der Abschn. I. ist überschrieben: De natura ceterisque potentiis in genere, und handelt von dem Begriff, Natur, ihrer Kraft, Wirkungen, Organismus, der Seele und den heterogenen Körpern. Die Natur ein Wort, das alle Aerzte von je her im Munde führen, und jeder nach seiner Art erklärt, bedeutet das ganze Weltgebäude und seine Theile, die Idiosynkrasie, die Beschaffenheit der Krankheiten, (wozu diese Weitschweifigkeit?) ins besondere aber verdienen folgende drey bemerkt zu werden: des Helmonts Archeus, wohin er der Alten animam vegetativam, sensitivam, et rationalem rechnet, (hoffentlich ohne Grund;) die Seele der Stahlianer, und der Mechanismus. (So bald man die Meynungen der Vorgänger prüfen will, müssen nicht einzelne, sondern alle aufgestellet werden, nebst allen Gründen und Gegengründen, so kurz als möglich, und so gründlich, wie es sich gebührt, um den Leser in den Stand zu setzen, das Wahre und Falsche einer jeden finden zu können. Und eben das vermissen wir an dem Verf. — Vollständigkeit und kalte Prüfung, und finden dagegen einen Ueberfluß von Worten, die sich nicht selten in einem förmlichen Schluß endigen.) Die Natur ist nichts anders, als der mechaniſche Bau des Körpers, und die belebende Kraft etwas Körperliches; allein eben dieser Bau enthält nicht den Grund der Gesundheit. (Hierbey ein weitläuftiger Beweis, daß die Thiere bloße Maschinen sind, ohne alle Seelen; daß das, was man bey ihnen Natur nennt, ein bloßer Instinkt sey, verschieden von Geist und Körper,

folglich der Mensch ein ähnliches Vermögen, sich selbst zu erhalten, besitze, weil er sich zuverlässig nicht erstehe, wenn man ihm (S. 103) auch den Dolch darreichen wollte.) Dies ist die Natur, von der Seele ganz, (S. 114) in der Erklärung von den Helmontianern weit verschieden, (S. 115) und doch hinreichend, alle Zweifel zu heben. Bey diesem Begriffe von der Natur wird der Arzt auch besser und glücklicher heilen müssen. (Also ein Götze gestürzt, und an dessen Stelle ein anderer hingesetzt. Freylich ist der Instinkt, unser Leben, so lange, als möglich, zu erhalten genau mit unserm Wesen verwebt. Aber noch ist er deshalb nicht das Wesen selbst; sondern bloße Aeußerung desselben, höchstens einzelne Grundkraft. Die Menge von Namen, deren sich die mancherley Systemenmacher bedient haben, können die Einsicht erschweren; aber die Sache selbst nicht ganz unbrauchbar machen. Uns dünkt immer, als ob diejenigen der Wahrheit am nächsten kämen, welche den Mechanismus vertheidigen, und die Hallersche Reizbarkeit, als die wirkende Kraft, annehmen.) Daher ist in unserm Körper eine dreyfache Kraft, der Organische Bau, die Seele und die Natur. Die natürliche und Empfindungsgeschäfte der Schulen, gehören nicht für die Natur. Diese ist die Erhalterinn des Lebens und der Gesundheit, und muß also auch (S. 156.) wissen, worinnen dieselbe bestehe, und was derselben entgegen sey. Diese zeigt der Seele, was geschehen müsse. Diese herrscht über die Nerven der Seele und des Organismus. (Der Verf. sagt hier alles von seiner Natur, was sonst die Stahlianer von ihrer Seele sagten; er eignet ihr Wirkungen zu, die einen Verstand voraussetzen; und doch ist sie nach seinen eignen Sätzen, nichts Verständiges. Außerdem möchten wir gerne wissen, wie der blosse Instinkt, dergleichen doch diese neu ausgedachte Natur ist, solche große Wunder thun könne.) Das sicherste Kennzeichen, die Wirkung der Natur zu erkennen, ist, wenn man weiß, daß sie weder von der Seele, noch dem Organismus entstanden ist; sondern von der Kraft eines heterogenen Körpers, die sich innerhalb oder außerhalb des menschlichen Körpers erzeugt, und in alle Theile desselben wirkt, sie mögen jenen beyden untergeordnet seyn, wie sie wollen. Keine Wirkungen aber sind natürlich, außer die sich auf die Selbsterhaltung gründen. (Wieviel ließe sich noch gegen diese Folgerungen einwenden; da die Vordersätze falsch sind!) Die andere Kraft unsers Körpers, ist der Organismus. (Hierbey nichts, das besonders zu

bemer-

bemerken seyn möchte, es sey denn die Verlegenheit, (S. 251.) in welcher sich der Verf. befindet, wenn er bestimmen soll, wie Organismus und Natur von einander verschieden sind: denn er sagt von beyden das nämliche. Er hilft sich dadurch, (S. 252.) daß er alle beyde, als zwey Erhalter des Lebens und der Gesundheit annimmt. Daß doch immer eine Hypothese die andere gebiert, und sich, wie eine Lernäische Schlange, vervielfältigt!) Der Organismus, das nämliche, was die Helmontianer und Mechaniker Natur nennen, giebt den Ochsen Hörner, den Katzen spitzige Krallen ꝛc. verwahrt unsern Körper vor der Fäulniß, und bringt ihn endlich seiner Zernichtung, dem Tode selbst, nahe. (Wenn dies alles der bloße Organismus kann, wozu noch eine besondere Natur?) Die dritte Kraft ist die Seele, ein immaterielles Wesen, das bloß durch den Nervensaft in die Muskeln wirkt, und die Säfte forttreibt, aber sie nicht aufhalten kann, (S. 287.) die Leidenschaften erzeugt, sowohl kalte, als warme, und die Natur nach Belieben lenkt, wie der Reuter das Pferd. (Daß doch die Aerzte noch immer so wenig wahre Philosophie kennen, und doch so gerne den Philosoph und Reformator machen wollen!) Endlich ist noch die vierte Kraft übrig, die heterogenen Körper, welche in den festen und flüßigen Theilen unsers Körpers Veränderungen erzeugen, einige bloß in den Seelenorganen, z. B. Schall, Licht, übelriechende Sachen, ꝛc. andere in dem Organismus, z. B. Wasser, Schleim, Quecksilber ꝛc. Sie sind die vornehmsten Ursachen der Krankheiten, und müssen sorgfältig studirt werden. — Im Abschn. II. handelt der Verf. von der Mitleidenheit der Theile, von der Gewohnheit, dem Alter, Geschlecht und Temperament, — völlig nach den oben angeführten Sätzen, hier auf einzelne Subjekte angewandt — und im Abschn. III. von den Wirkungen der Kräfte, der Wärme und Dauung, den Ab- und Aussonderungen, dem Schlaf und Wachen, Verlangen und Abscheu. — Diese werden, wie leicht zu vermuthen, nach dem nämlichen Leisten geformt, und wir brauchen also nichts weiter hinzu zu fügen. — Bey aller der Weitschweifigkeit des Werks, (denn es beträgt 870 S.) können wir nicht bergen, daß der Verf. vergebene Arbeit thut, und der Arzneywissenschaft mehr schadet, als nutzt. Neue Systeme, gebauet auf neue Hypothesen, die eben so falsch, wie die alten sind, sind wahre Folterbänke für den Geist; sie zwingen ihn, eine Zeitlang neuen Wahn zu bekennen, der in kurzem verschwindet,

wird, und entfernen vielleicht die Wahrheit auf ewig. Die simple Natur, in allen Jahrhunderten sich gleich, verträgt so wenig einen falschen Puh, als eine ehrwürdige Matrone. Man nehme jene, wie sie sich zeigt, sammle ihre Wirkungen, ohne alle Anhänglichkeit an großväterliche Lehrmeynungen, ordne sie in gewisse Klassen, und führe dann ein System auf, das wirklich natürlich ist, das seinen Werth vor dem Krankenbette bewährt, und dem Jünglinge Zeit, Mühe, Kosten und Verdruß erspart. Dann wird die Arzneywissenschaft, die jetzt bald durch ekelhaftes Demonstriren gemißbraucht, bald wieder durch falsche oder halb wahre Erfahrungen, zur schimpflichsten Empirie erniedriget wird, mit schnellen Schritten ihrer Vollkommenheit entgegen eilen, und der vernünftige Arzt deren Andenken segnen, die dazu ihren Theil redlich beygetragen haben.

Medicinische Bemerkungen und Untersuchungen einer Gesellschaft von Aerzten in London, sechster Band. Aus dem Engl. übersetzt. Mit Kupfern. Altenburg, bey Richter. 1778. 8. 348 S. ohne Register.

Die Fortsetzung einer sehr interessanten und dem praktischen Arzte unentbehrlichen Sammlung, worinnen folgende Beobachtungen enthalten sind. 1) **Hey Nachricht von den Wirkungen der Elektricität im schwarzen Staar.** Mit sieben Fällen zeigt der Verf. daß die Elektricität nützlich war bey dem Staar, nach einem vorgängigen Stoß an den Kopf, nach einer Entzündung an der gemeinschaftlichen Augenhaut, nach Erkältung, nach einer Steifigkeit im Halse, wo nach dem Tode die Nerven gepreßt erscheinen, nach Schwindel und Kopfschmerz, nach einem plötzlichen Schmerz über den Augenbrauen, wobey zugleich Campfer und versüßtes Queckfilber gebraucht wurde. Daher der Schluß, daß die Elektricität nur im schwarzen Staare, wie er noch neu ist, dienlich seyn könne. (Wir glauben, daß sie es nur seyn könne, wenn eine Erschütterung nöthig ist, um die Stockung wegzunehmen, und folglich hier die andern Mittel das Beste bereits gethan haben. Wenigstens haben wir in ähnlichen Fällen, ohne Elektricität, bloß durch den Sublimat, das Uebel vertrieben.) 2) **Ruschy Anmerkungen über die Gallensteine,**

und

und die Einpfropfung der Blattern. Verhütung des Aderlassens, gelinde Brech- und Abführungsmittel, und sogleich bey einiger Nachlassung des Fiebers, starke Gaben der Rinde in Substanz, bewirkten schleunige Hülfe, da hingegen die Blasenpflaster nichts fruchteten, wie in allen Faulfiebern. Die Einpfropfung der Blattern gieng in Philadelphia gut von statten, ohne Vorbereitung mit Queckſilbermitteln, mit einer Lanzette in eingetunkte, und zuvor mit kaltem Wasser befeuchtete Pockenfäden, wobey der entzündete Arm fleißig mit kaltem Wasser gewaschen wurde. Ein Schnitt mit einer solchen Lanzette, erzeugte bey einem Menschen, der bereits vor vielen Jahren die Blattern gehabt hatte, eine Entzündung und Eiterung, und diese Materie wieder bey einer andern Person gutartige Pocken. 3) Fothergill's Nachricht von Winters Rinde, nebst einer botan. Beschreibung von Solander. Bekanntlich wird diese Rinde von vernünftigen Aerzten fast gar nicht gebraucht, weil man gemeiniglich statt jener weißen Zimmt bekommt. Die ächte Rinde muß glatt, und der von den wilden Kastanien ähnlich seyn, eine dunkelbraune Zimmtfarbe, beym Reiben einen gewürzhaften Geruch und einen stechenden hitzigen Gewürzgeschmack haben. 4) Morts Versuche mit Winters Rinde. Aus diesen erhellet, daß sie zusammenziehend und bey verschiedenen Manufakturen nützlich seyn könne, sich mit Wasser am besten, zum Theil auch mit Brandewein und Weingeist, auflösen lasse, der Aufguß sowohl, als die Abkochung einen angenehmen aromatischen bittern Geschmack äußere, und deshalb sehr bequem scheine, den eckelhaften Geschmack der Sennes- und Rhabarberinfusion, anstatt der Kardamomen, zu verstecken. 5) Badenock Beobachtungen über den Gebrauch der Würze bey dem Schaarbock. Der Nutzen der von Macbride vorgeschlagenen Würze hat sich bey der Reise nach den Südländern sehr gut bewährt. Aus den hier angeführten Erfahrungen des Wundarztes Gairdner ergiebt sich, daß dieselbe bis zu zwey Kannen täglich gebraucht, durch den Stuhl wirkte, und alle Zufälle theils hob, theils minderte. 6) Lucas Nachricht von einer sonderbaren Krankheit. Sie bestand in Nervenzufällen mit heftigen Ohnmachten und Brechen vergesellschaftet, wobey Mohnsaft die besten Dienste that. 7) Carlos und Taswell Nachricht von einer zerbrochenen Hirnschale. 8) Macbride Nachricht von zween außerordentlichen Fällen nach der

Entbindung. Nach des Verf. Muthmaßung ganz neu, woran wir aber baß zweifeln; es zerreissen die Blutgefäße in der Mutterscheide und denjenigen Theilen, welche die äußere Mundung ausmachen; das Blut läuft in den Zwischenräumen der Fächerhaut zusammen, verursacht eine sehr große Geschwulst der Schaamlefzen und des Dammes, und zerreißt endlich die Decken. Die Natur that hier alles von selbst. 9) Rusch von einer Engbrüstigkeit, die von einer ungewöhnlichen Ursache entstanden war. Es war höchst beschwerliches Athmen mit einer Heiserkeit, mit einem stechenden Schmerz unter dem Ringknorpel auf der linken Seite der Luftröhre, und mit einigem schweren Hinunterschlucken. Bey der Oeffnung der Leiche fand man an oben angezeigtem Orte zwischen dem Fett und den Muskeln, eine Beule von der Größe einer welschen Nuß, die an die Luftröhre und die Speiseröhre ansaß, und beym Zerschneiden ohngefähr einen Theelöffel voll schwarzer und äußerst stinkender Materie von sich gab. 10 und 11) Hoopers und Birds Krankengeschichte einer zurückgewichenen Gebährmutter, verbunden mit No. 94. 35. 96. Das beste Mittel ist, zween Finger der linken Hand in den Mastdarm, und die rechte Hand in die Mutterscheide zu bringen, den Muttergrund von hinten in die Höhe und vorwärts nach der Schaam hin zu drücken, und also die Gebärmutter über den Rand des Beckens in ihre natürliche Lage zu bringen. 12) Douglas von der Wirksamkeit des Schierlings in verhärteten Geschwulsten und Geschwüren. Bestätigung der alten Erfahrung, daß der Schierling in anfangenden Drüsenverhärtungen wirksam sey. 13) Heinr. Steeds Krankengeschichte von Koftie. Das Kind hatte eine Beule am Kopfe, ohngefehr 15½ Zoll, woraus beym Oeffnen 5 Nößel wässerichte Feuchtigkeit floß. Nach dem Tode fand man in der Gegend des Schlafes in dem Gehirne zwey Geschwüre, die unter sich Gemeinschaft hatten. 14) Foebergill von einer schmerzhaften Krankheit im Gesichte. Der Schmerz stellt sich gemeiniglich bey bejahrten Personen ein, fängt an verschiedenen Orten des Kopfes fast unmerklich an, wird auf einmal sehr heftig, geht bald vorüber, und ist periodisch. Sein gewöhnlichster Sitz ist über den Zahnfächern, seltener in der untern Kinnlade, und der Schierlingsextrakt that meistentheils gut. Daher scheint dieser Schmerz, nach dem V. von einer verborgenen Krebsschärfe herzurühren.

15) Dou-

15) Doubleday von Wasserblasen, die aus der Lunge ausgehustet worden, und von einer tödl. Zerreissung der Hohlader. 16) Fothergill's Nachricht von dem Baume, welcher die *Terra Japonica* hervorbringt. Die Pflanze, welche die Eingebohrnen Kheir nennen, ist eine Gattung der Mimosa Linn. Das Extrakt wird aus dem inwendigen Farbichten blaßbraunen Holze durch Kochen und Abdunsten in einem besonders dazu erbauten Ofen gemacht, und das Vorgeben einiger Schriftsteller ist falsch, als ob es aus der Betelnuß verfertigt würde. 17) Ebendersf. von der gehörigen Behandlung, wenn die Monatszeit aufhört. Bekannte Dinge, die manchen Frauenzimmern zur Beruhigung, und manchen Aerzten noch immer zur Belehrung dienen können. 18) Warden von einem sonderbaren Beinfraße an dem Hirnschädel. 19) Fothergill's Geschichte einer Wasserscheu. Die gewöhnlichen Mittel gegen die von dem Biß einer wütenden Katze entstandenen Wasserscheue waren vergebens; obgleich der Kranke einige Feuchtigkeiten hinunter schlingen konnte. 20) Cooper vom Kaiserschnitte. Das Becken war sehr verengert, und deshalb bey den ersten Geburten der Kopf des Kindes ausgehirnt worden. Bey der neunten Niederkunft, vor welcher Kurzäthmigkeit, Unbehülflichkeit und große Schwäche vorhergieng, ward der Kaiserschnitt von Hunter glücklich verrichtet, und die Kranke — starb 26 Stunden nach der Operation. Merkwürdig war hierbey die starke Erweichung der Beckenknochen. 21. und 22). Fothergill von einer Brustbräune. Sie dient zur Bestätigung der Beschreibung dieser Krankheit von Heberden, die man, wie es scheint, mit Unrecht Brustbräune genannt hat. (Ree. hat sie ohnlängst bey einem Fleischer beobachtet, wo sie, außer den gewöhnlichen Zufällen, mit einem Heißhunger verbunden war, genaue vegetabilische Diät, krampfstillende Mittel und Aderlassen Erleichterung verschafften, und eine plötzlich des Nachts entstandene Erstickung das Leben raubte.) 23) Thomson von einer Weichheit der Knochen. Alle Knochen des Hirnschädels und Brustbeins, der Ribben und Rückenwirbel, des Beckens und aller röhrigten Knochen, ließen sich ohne Mühe mit dem Messer durchstechen, und bestanden aus einer knochigten Rinde, von der Dicke einer Käserinde, inwendig aber aus einer fleischigten Masse. 24) Percival Liste der an den Blattern Verstorbenen in Manchester, und 25) Liste der an

den Masern Verstorbenen. Beide Abh. sind keines Auszuges fähig. 26) Fothergill's Anmerkung über die Behandlung der von tollen Thieren gebissenen Personen. Widerlegt die Meynung, daß das Baden in Salzwasser etwas gegen die Wasserscheue nütze; mehr, die Wunde, durch Blasenpflaster so lange als möglich, offen zu erhalten, oder das Fleisch sogleich auszuschneiden. 27) Dobson Erfahrungen mit dem Urin bey einer Harnruhr. Der Urin ist in der Harnruhr allemal etwas süßlicht. (Diesen Geschmack nebst weißlichter Farbe hat Rec. stets bemerkt.) Aus einigen chymischen Versuchen ergab sich, daß er eine Substanz enthielt, die leicht in eine wein- oder essigartige und endlich faulichte Gährung übergieng, dem Nahrungssafte mehr glich, als einer jeden andern Flüssigkeit, und zugleich eine große Menge zuckerigte Materie enthielt, folglich die Krankheit von einer unvollkommenen Dauung oder Assimilation herkomme. 28) Kerr von der Bereitung des Mohnsafts in der Provinz Bahar. Wenn die Mohnköpfe halb ausgewachsen haben, so werden sie nicht mehr begossen, und nun geht das Sammlen des Opiums an. Bey Sonnenuntergang werden zwey flache Einschnitte in die Länge von unten herauf gemacht, nach und nach ohngefähr sechs bis achte, und nunmehr so die Saamen dem Reifen überlassen. Sodann sammlet man früh den Saft mit kleinen eisernen Löffeln, läßt ihn unter stetem Umrühren in der Sonnenhitze gelinde verdicken, und nachher in kugelförmigen Kuchen von 4 Pfunden geformt in kleinen irdenen Becken vollends austrocknen. Er wird oft mit Kuhmist, dem Extrakt aus Mohnblättern, und andern Dingen verfälscht. Die Eingebornen bedienen sich desselben, als einer Herzstärkung, als eines Muth machenden Mittels, die Chineser und Malayer rauchen ihn zugleich mit dem Taback. Der übermäßige Gebrauch verursacht träge Betäubung und Auszehrung. 29) Lucas von der Ablösung des Knorren mit einem Fleischlappen. Bestätigt den Nutzen, den die beym Ablöser zurück gelassenen Fleischlappen haben. 30) Ford von einem fremden Körper, der aus dem Kniegelenke geschnitten worden. Es war ein knorpelichter Körper am Knie, der ohne alle üble Folgen ausgeschnitten ward. 31) Eise von einer Balggeschwulst in dem Hodensack, die aus der Harnröhre entsprungen war, worinnen steinartige Gerinnungen und Urin enthalten war. Der Sack hatte mit der Harnröhre Gemeinschaft,

enthielt

enthält 93. Steine, wovon der gröſte 26. Grau wog, und nach der Operation blieb bloß an dem obern Theile eine kleine Oeffnung übrig, wodurch zur Zeit des Harnens etwas Harn abgieng. 32) **Andre von einer Verhaltung des Urins, die von einer Haut in der Harnröhre entstand.** 33) **Fothergill über die Behandlung der Auszehrungen.** Enthält Beurtheilung der gewöhnlichsten Arzneymittel. Die Rinde nutze nichts, sie verschlimmert noch, zwey Fälle ausgenommen, das lange Stillen schwächlicher Mütter, und sehr starke Ausleerungen. Das Vitriolelixir hilft bloß in den letzten Stufen der Krankheit, wenn ein Hang zur Fäulniß da ist, als ein Palliativ. Das Bristolwasser heilt einige Lungensüchtige, wenn sie noch im Anfange waren; außerdem befördert es ihren Untergang. Veränderung des Orts erfordert viele Behutsamkeit, so wie Leibesbewegung. Aderlassen bey Vollblütigkeit und Schmerz auf der Brust ist dienlich; hingegen schädlich bey schwächlichen Personen. Künstliche Geschwüre heilsam, wenn verdorbene Säfte und Ausschläge, oder Vertrocknung alter Schäden die Schuld zu haben scheinen; außerdem entbehrlich und schädlich. Meerzwiefelsaft ist offenbar nachtheilig, und Milch fordert gute Unterscheidung der Kranken. 37) **Ebend. Bemerkungen der Krankheiten, denen die Maler mit Wasserfarben unterworfen sind.** Es ist die Kolik von Poitou, und im höchsten Grade Lähmung, die von Verschluckung der Farbe entsteht. Ein stetes Zeichen ist der von keinem Schriftsteller bisher angeführte Schmerz in den Fußsohlen. (Rec. hat ihn mehrmals in diesen Uebeln gesehen. Er fieng, nach Angabe des Kranken, in den Fußsohlen, wie etwas brennendes, an, verbreitete sich sodann über den ganzen Fuß, und erzeigte Zuckungen in demselben. Dann griff er das Bein und Knie, nachher den Unterleib in der Nabelgegend, endlich die Brust und Arme, und zuletzt den Kopf in der nämlichen Ordnung an.) 38) **Raymond Bemerk. von der Wasserscheu.** Weder Lobbs Pulver, noch der mineral. Turbith, noch das Gauchheil mit der purpurfarbenen Blume sind specifisch; das Queckſilber hilft oftmals nichts, und das Uebel ist im Anfange oftmals dem Wahnwitze ähnlich. 39) **Verstopfung des Harns in den Nieren, durch ein auf die Lenden gelegtes Blasenpflaster geheilt.**

Herrn D. Dadach de la Riviere — wohlgegründeter Urinspiegel, worinnen nach Erfahrung der berühmtesten, sowohl alten als neuern Aerzten, die verschiedenen Temperamente, vordringende Feuchtigkeiten des Geblütes und Ursprung der Krankheiten zu ersehen, aus dem Franz. übersetzt, von D. Joh. Gottfr. Essich. Augspurg, bey Riegers sel. Söhnen. 1777. 8. 228 S.

Herr Essich ist ein armer Sünder, der seine Verleger statt brauchbarer Waare Makulatur aufhängt. Ein V. der, wie Riviere, schwatzt von elementarischen Passionen und Wirkungen S. 19, von citronfarbigem Urin, der eine wohl temperirte Hitze der Leber andeutet; S. 20. von phystikalischem oder pistikalischem Urin; S. 25. von Reislein; S. 162. Blätterlein; S. 165. Schüpplein und Zehrwürmlein, S. 87. und daraus mancherley Flüsse des Hauptes, Inclination zum Schlagflusse, und der Himmel weiß, was noch mehr prophezeyet, sollte doch wahrlich in unsern Tagen nicht einem ehrsamen medic. Publikum vorgestellt werden, und der Uebers. wenn er die vordringenden Feuchtigkeiten des Geblüts in seinen Scriblerhänden führt, ohne ihnen zu steuern, dafür die strengste kritische Züchtigung erfahren. Wir lernen immer mehr einsehen, daß drey Theile der Aerzte noch unerleuchtet sind, und davon hoffentlich zwey Theile in den Reichsstädten stecken, die mit Gesundheit und Leben der Menschen nach Belieben handeln.

Dm.

Die Kräfte der Salbey, zur Verlängerung des menschlichen Lebens, von D. Joh. Hill. Aus dem Englischen übersetzt. Altenburg, bey Richtern. 1778. kl. 8. 80 S.

Voll guter diätetischer Regeln, deren Beobachtung auch wir mehr zutrauen, als der so sehr gerühmten Salbey, oder andern ähnlichen Arzeneymitteln, in einem guten Tone gesagt. Hr. H. schränkt also, wie billig, die Heilskräfte der Salbey ein,

ein, ohne sie zu verachten. Er fand nach vielen Versuchen unter allen ihren Theilen, wie bey mehrern andern Pflanzen, die Blüthpflanzen am wirksamsten, und zwar gerade zur Zeit der Blüthe, da sie beständig einen klebrichten, flüßigen, erleichternden Balsam ausschwitzen, der sich am besten durch ein Gemenge von drey Theilen höchst gereinigten Weingeistes und einem Theile Wasser ausziehen läßt. Eine solche Tinctur stellt Hr. H. dem Copeivabalsam zur Seite, und zieht sie noch in Absicht auf ihren Geschmack vor; er behauptet, sie im Grieße von großem Nutzen gefunden zu haben: die Wurzeln fand er beynahe ganz kraftlos. Eben so verhält es sich mit dem Johanniskraute, dem die Alten eine Ruhr vertreibende Kraft zuschrieben, und ihre Nachfolger absprechen, weil sie nicht den kräftigsten Theil, die Blüthenknospen, gebrauchten. Auch Hr. H. bemerkt, daß Pflanzen, welche an trockenen und steinigen Orten wachsen, weit mehr Kraft haben, als solche, die ihre Nahrung aus einer feuchten fruchtbaren Erde ziehen. Herr Hill scheint es für entschieden zu halten, daß der Smaragd seine Farbe vom Kupfer hat.

CE.

Geschichte der Einimpfungen der Hornviehseuche, welche in den Jahren 1770, 1771. und 1772. in Dänemark auf Königl. Kosten angestellt worden. Auf Befehl der Königl. Dän. Rentkammer, und Veranstaltung des Collegii medici zu Kopenhagen, aus den Impfregistern gezogen, und itzt aus dem Dänischen übersetzt, von D. Joh. Clem. Tode. — Kopenhagen, bey Rothe. 1775. 118 S. in groß 8. und eine Charte der Insel Amak, worauf die Versuche vorgenommen worden sind.

Diese Versuche sind merkwürdig, und auch an einer ziemlich großen Zahl von Thieren, nehmlich an 390 Stücken Rindvieh nach und nach vorgenommen worden. Der Ausgang der Viehseuche ist, daß 232 Stück genesen, 45 Stück gestorben, und 113 Stück gar nicht erkrankt sind. Sie scheinen also im Ganzen der Einimpfung der Hornviehseuche sehr

das Wort zu reden; zumal wenn man die Hoffnung hegen darf, daß auch diese Kunst durch die öftere Uebung sich noch zu einer gröſsern Vollkommenheit werde bringen lassen.

Niemand lese diese Geschichte der angestellten Einimpfungen, ohne zugleich Hrn. Webers Nachrichten davon im deutschen Museum 1776. Mai und Jun. mit zu lesen, da sie noch vieles zur weitern Erklärung dienliches enthalten.

Beytrag zur Geschichte der Rindviehseuche im Hannöverischen. Nebst zween Briefen über die Lentinischen Pulver. Altenburg, bey Richter. 1776. 8. 68 Seiten.

Die Hannöversche Verordnung zur Abwendung der Rindviehseuche von 1756. ist so sehr wohl eingerichtet, und das Land hat sich dabey bis dahin so gut befunden, daß es einen jeden davon Unterrichteten um so mehr befremden muß, daß die Seuche seit ein paar Jahren im Hannöverischen so groſsen Schaden hat thun können. Diese kleine Schrift zeigt uns die Ursache davon. Man hat eine vortreffliche Verordnung nicht gehörig zur Ausübung gebracht. Hier wird gar gegen einen Amtsschreiber die Beschuldigung beygebracht, er habe angestecktes Vieh gegen 50 Rthl. mit einem Gesundheitspasse versehen; und dieß Vieh soll hernach an allem nachfolgenden Unglücke Schuld seyn. Sonst enthält diese Schrift einige eigene Beobachtungen über die Seuche, mit Zergliederungen des an der Seuche gefallenen Viehes, und Versuche, den grünen Vitriol und Arsenik zur Abwendung der Krankheit anzuwenden, die nicht mit einem guten Ausgange begleitet waren.

Die beyden beygefügten von einem andern Verfasser herrührenden Briefe betreffen die Lentinischen Pulver gegen die Viehseuche, denen die höchst unverdiente Ehre wiederfahren ist, daß sie die Hannöversche Regierung dem ganzen Lande empfohlen hat. Was soll man von einem Manne sagen, der mit den Kenntnissen, womit Hr. D. Lentin, wie er sonst gezeigt hat, wirklich versehen ist, sich einfallen läßt, der noch nie geheilten Viehseuche mit einem Pulver entgegen zu gehen, das bloß aus Zucker, sehr wenig Kampfer und Bolus besteht? um so viel mehr wenn er gar im Stande ist, dieß unbedeutende

wende Pulver, recht wie die Marktschreyer thun, als ein Geheimniß theuer verkaufen zu lassen? Recensent möchte das nicht gern auf seinem Gewissen haben, was Hr. Lentin durch seine Pulver auf das seinige geladen hat; alle die Geyschen, die der arme Landmann ihm noch, um sein Vieh zu retten, für Zucker bezahlt hat, den er anderwärts hätte ungleich wohlfeiler kaufen können, wenn damit die Viehseuche abzuwenden oder zu heilen wäre; alles das im Hannöverischen von der Seuche getödtete Vieh, das davon frey geblieben wäre, wenn Hr. L. sich nicht gerühmt hätte, ein so wirksames Mittel gegen die Viehseuche zu besitzen, und man also, anstatt sein Pulver zu gebrauchen, der heilsamen Verordnung von 1756. nachgelebt hätte.

W.

Jos. Jak. Plenk — Lehre von den Augenkrankheiten. Aus dem Lateinischen übersetzt, von F. von Wasserberg. Wien, bey Gräffer. 1778. 392 Seiten. 8.

Das Original ist unter uns schon bekannt; sein Werth ist also hier nicht abzuwägen. Die Uebersetzung ist getreu, und mit ängstlicher Sorgfalt ist Alles ins Deutsche übergetragen, so daß selbst die gesuchte Verständlichkeit dadurch etwas gemindert wird; denn es wird z. B. ein bestimmt wirkendes Mittel manchem Wundarzte noch unverständlicher seyn, als ein specifisches. Ob aber eine Uebersetzung des Buchs überhaupt fromme, scheint uns zweifelhaft. Die Aerzte sogar sind unter sich noch nicht einig, ob im Ganzen eine ähnliche künstliche Beschreibung, wie sie die Naturkündiger von dem Naturreich verfertigen, zur bessern Kenntniß der Krankheiten nützlich sey; wäre sie aber auch in der Wundarzneykunst selbst noch brauchbarer: so möchte doch derjenige, der so wenig allgemeine Kenntnisse hat, weil er kein Latein versteht, wenig Vortheil daraus ziehen. Er kann sich dieses Buches, ohne weitere Anweisung, auch nicht einmal zur Ausübung bedienen, weil die Arzneymittel nur allein angegeben, die Dosen nicht bestimmt sind. — Der Uebersetzer hätte sich also leicht einen nützlicher Gegenstand für seinen Fleiß auswählen können.

John

John Gregory, Anfangsgründe der Behandlung der Krankheiten überhaupt, und der fieberhaften Krankheiten insbesondere. Aus dem Englischen, nach der zweyten Ausgabe übersetzt. Leipz. bey Dyck. 1777. 202 S.

Der vortreffliche Verf., den der Tod vor der Ausführung seines Plans übereilt hat, handelt hier vom Wechsel-, anhaltenden und entzündungsartigen, vom Nerven-, faulem, remittirenden, endlich dem hektischen Fieber: von den Pocken, Masern, Scharlach-, Friesel-, Rothlaufsfieber; von der Pest, Entzündung, Vereyterung, kaltem Brande, der Hirnwuth, der Augenentzündung, der gewöhnlichen und der bösartigen Bräune, dem Catarrhalfieber, dem Keichhusten, Seitenstechen, der Lungensuche, von den Entzündungen, der Leber, des Magens, der Gedärme, der Nieren, vom Rheumatismus, von der Gicht und dem Podagra. — So anlockend das Verzeichniß für den Praktikus, der nach neuen Methoden und Formeln haschet, immer seyn mag; so will ich ihn doch ehrlich vor dem Buche warnen. Er findet gewiß eben so wenig seine Rechnung dabey, als der Theoretiker, der gerne jede hypothetische Erklärung mit eben der Entscheidung, als die erwiesenste Wahrheit, weitläuftig vorgetragen sieht. Wem aber mit einem vollständigen, genauen, lebenden Krankheitsgemälde, mit einer richtigen Aufzählung der entfernten und nahen, die Gesundheit zerstörenden Ursachen, und den Gründen der Vorhersagung des Ausganges; endlich mit einer vernünftigen Curanzeige, und Benennung der durch Erfahrung völlig erwiesenen Mittel gedient ist, (und das wird jeder wahre praktische Arzt seyn:) bey dem wird dies Buch allen Beyfall erhalten. Neues wird er zwar wohl nicht viel finden; aber viele feine Bemerkungen und richtige Beurtheilungen; von denen wir nur einige auffallende auszeichnen wollen. In den Fiebern sey die äußere Zusammenziehung der Theile so groß, daß z. B. die vorher passenden Ringe zu wirt würden, und abfielen. Unter die Mittel zur Stillung des Durstes, finden sich auch die Brechmittel, (die aber nur in dem Falle, daß eine reizende Schärfe im Magen sitzt, wirksam seyn könnten.) Man soll die zur Entzündung sich neigende Beschaffenheit der Säfte in den Frühlingsfiebern, auch durch Brechmittel

zu

zu heilen suchen, (werden diese durch ihren Sieg nicht das Gegentheil bewirken?) In nervichten Fiebern wären zwar, so wie in allen andern, auch Krämpfe; aber nicht auf der Fläche der Haut, und der äußern Theile, weil diese gleichförmig warm, und jene durchgehends feuchte sey. Weiters sey die Kraft des Herzens und der Schlagadern sehr geschwächt, weil der Puls, während des Fiebers, schwach und unregelmäßig geht, nach geendigtem Anfalle aber voll, stark und regelmäßig wird. — Das Eyter sey das beste äußerliche Mittel bey Wunden, da in ihm die neuen Gefäße und Fasern ungehindert anwachsen, und sich ausbreiten können; man müsse daher die Wunden festen verbinden, und das Eiter nicht wegwischen. (eine, unter wenigen Einschränkungen gewisse Wahrheit.)

Dieß wenige sey als ein Vorschmack zu einiger Kenntniß des Buches hinlänglich. Als einen besondern Vorzug desselben bemerke ich noch die so äußerst sorgfältige Absonderung der völlig erwiesenen Wahrheit von dem, was nur wahrscheinlich, oder doch nicht ausgemacht ist. Beweise davon finden sich häufig bey den mehresten theoretischen Sätzen; auch verschiedene praktische Materien. Zu einem Beyspiele der Art des B. mag folgendes von der Lungensuche dienen: „bringt wohl ein aus mechanischen Ursachen zerrissenes Blutgefäß, bey gesunden Lungen und Säften, eine Lungensucht hervor? Woher entsteht wohl das abzehrende Fieber, und die colliquativischen Schweiße? Gewiß nicht bloß vom eingesogenen Eyter, da sie oft eher entstehen, als Eyter vorhanden ist. Ist es wahrscheinlich, daß aus einem Eytersacke, täglich etwas Eyter eingesogen, und dem Blute beygemischt werde? Warum sind die Lungengeschwüre so schwer zu heilen? Woher rührt die große Gefahr bey dem eyterartigen Auswurfe? Auf was für Gründe und Erfahrung gründet sich wohl der Gebrauch der Wund- und balsamischen Mittel? In was vor Fällen kann man etwas vom Räuchern, der Fieberrinde, dem Quecksilber, oder den mineralischen Wassern hoffen? Wahrscheinlich muß man bey dem Gebrauche derselben, einen großen Unterschied machen, und ihn nach der Natur der Krankheit einrichten. — Wie wirkt die feuchte Luft auf sie? In welchen Fällen ists dienlich das Empyem zu öffnen?“ — Alle diese Fragen beantwortete der Verf. in seinen Vorlesungen, (deren Recenf. sich noch mit Vergnügen erinnert) mit einer bescheidenen Vortragung beyderseitiger Gründe, ohne durch eine kecke Entscheidung

der

der Wahrheit zu nahe zu treten: hier können sie dienen, um einem Lehrer die Anleitung zu geben, die Gränzlinien zwischen dem Gewissen und dem Wahrscheinlichen, seinen Zuhörern eben so genau zu ziehen. — Die Uebersetzung ist gut, und sie ist, (wie einige gute Anmerkungen zeigen) von einem Kunstverständigen verfertigt.

John Leake's Anleitung zu der Verhütung und Heilung der chronischen Krankheiten des weiblichen Geschlechts. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 347 S. in 8.

Unter allen den häufigen Nachfolgern von Tissot hat der V. am mehresten, unserm Urtheile nach, in seinem Geiste und Geschmack geschrieben. Alles was der würdige Mann für den Hülfsbedürftigsten, vielleicht nützlichsten Theil des Menschengeschlechts war, das ist Leake für den liebenswürdigern Theil desselben. Dieselbe Faßlichkeit und Einfachheit in seinen Rathschlägen, mit einer ungezierten, angenehmen Schreibart verbunden, die auch in der Uebersetzung nicht verschwunden ist. Frauenzimmer werden ihn also gern lesen, leicht verstehen können, und sich vor der Lebensart und den Gewohnheiten, die ihrer Gesundheit schädlich seyn müssen, desto eher hüten. Manche, ihren eigne Krankheiten, werden sie, unter seiner Aufsicht heilen, wenigstens einsehen können, ob die Hülfe des Arztes unentbehrlich sey. Eigentlich ist dies Buch eine Fortsetzung seiner Bemerkungen über die Krankheiten der Kindbetterinnen, und ist mehrentheils das Resultat eigner Erfahrung, die auf Diät und einfache Mittel das stärkste Gewicht legt. Selbst Aerzte werden, wenn sie auch gleich nichts völlig Neues antreffen, doch die Schrift mit Vergnügen und nicht ohne Nutzen lesen. Unter vier besondern Abschnitten trägt der V. im Anfange die Krankheiten der monatlichen Reinigung vor; alsdenn diejenigen der Gebärmutter, und der, in der Nähe liegenden Theile: darauf die Zufälle des Magens und der Eingeweide; endlich die äußerlichen örtlichen Krankheiten; jeder setzt er eine schickliche Diät, und sehr einfache, gut gewählte Arzneymittel entgegen, und denen einige Formeln hin-

zum

ten angehängt sind. Wir wollen noch einige, sich auszeichnende Bemerkungen des V. anführen.

Da, bey der ersten Reinigung, oft sehr hartnäckige Krankheiten, als Scropheln und Zuckungen, von selbst ganz verschwinden, wenigstens sich mildern: so müsse man, bey dergleichen Kranken, um diesen Zeitpunct herum, ja alle nur dienliche Mittel zu gebrauchen, nicht unterlassen, damit sie den Betrieb der Natur zur Hebung solcher Zufälle desto kräftiger machen. Hört die Reinigung mit den Jahren auf; so pflegen sich hingegen auch dann sehr oft die Krankheiten wieder einzustellen, die so lange Zeit, wie eingeschläfert, im Körper lagen: jedoch hat dies letztere seine Ausnahmen. — Das Kalkwasser sey im weißen Flusse und gegen die Würmer sehr nützlich: gegen den ersten reibe man eine Salbe aus Mandelol und ½ flüchtigen aromatischen Spiritus ein; oder lege ein Blasenpflaster auf das Heiligbein: und ist er milde, so lasse man kaltes Wasser mit Gewalt an die Beine sprützen. — Statt der zu verwerfenden Mutterkränzgen brauche man mit Alaunauflösung getränkte und wieder getrocknete Schwämme. — Das Aderlassen sey fast eben so oft in Schwangerschaften schädlich, als nützlich; so wie das Brechen oder Abführen gleich nach einem starken Zorne ebenfalls schädlich sey. (Beydes sind sehr richtige Bemerkungen.) Gegen das Herzklopfen hysterischer Personen hilft oft ein Löffel voll Zitronensaft — Schwangere, auch Stillende, Lungensüchtige befinden sich in dieser Lage sehr wohl, weil die Vollheit ihrer Gefäße gemindert ist; (das ganze Stück über diese Krankheit ist überhaupt voll von sehr richtigen Bemerkungen, und eins der besten im Buche.) Chocolate mit Seife sey ein herrliches Mittel gegen die Lungenknoten, und Mandelmilch mit dem Weißen vom Eye und etwas recht reinem Honig, das beste Nahrungsmittel für sie. Meerzwiebeleßig mit ½ Weinsteinsalz und eben so viel Laudanum treibe den Harn bey Wassersüchtigen vorzüglich — Goulards bekanntes Wasser habe in zu großer Dose den Brand erregt — Ein starker Brustkrebs zertheilte sich, nachdem der Blitz in das Haus der Kranken gefahren war: die ihm ähnliche Elektricität habe in Schweden ein Oberbein zertheilt.

Die fließende, treue Uebersetzung ist von einem Arzte verfertigt, wie einige untergesetzte Noten zeigen, von denen doch wenige sehr hervorstechen.

D. *Caroli* de *Mertens* Observationes medicae de febribus putridis, de peste, nonnullisque aliis morbis. Vindob. apud Gräffer. 1778. 220 S. 8.

Der Verfasser, ein Wiener Arzt, der sonst, bey dem kayserl. Erziehungshause zu Moskau, sechs Jahre als Arzt gestanden, hat uns ein recht schätzbares Werk, voll nützlicher praktischer Kenntnisse, geliefert: der Inhalt mag die Richtigkeit unsers Urtheils bestätigen.

Der 1ste Theil enthält die Epidemien zu Moskau von 1768 — 1770. Die erste (1 Kap.) war ein faulichtes Catarrhalfieber mit allen Zufällen eines Seitenstichs, welcher aber um den vierten Tag nachließ: um den achten fanden sich Frieseln, Flecken, Schwämmchen im Munde, Striemen (vibic.) Blutflüsse ein: am 10 — 14 Tage erfolgte das Flechsenhüpfen, Zuckungen, und mit ihm der Tod. Das Blutlassen war schädlich, denn der Puls sank zu sehr darnach: desto besser waren milde Abführungen, auch die Brechwurz; zum Getränk Gerstenwasser, zur Kühlung die englische Salzmixtur. Ohne die zweydeutigen Zeichen der Kochung unthätig abzuwarten, (welcher der Tod öfters zuvorkömmt:) mußte man, sobald der Puls nicht mehr hart und gespannt war, die Chinarinde geben; war jener aber krampfhaft, bediente man sich des Biesams, der zuverläßiger ist, als der Campfer, und weniger hitzt. Die Rinde, mit etwas Rhabarber versetzt, (um die Verstopfung zu verhindern,) mußte man öfters bis zu 1 Quentchen geben, und dem Getränke die mineralischen Säuren beymischen. Oft waren Blasenpflaster nothwendig; aber alles vergeblich, wenn sie nicht zogen. (In solchen Fällen verdiente wohl der Vorschlag jenes Franzosen, durch heißes Wasser Blasen zu ziehen*) eine Probe.) Dem gesunkenen Puls half auch Wein, und das süße Vitriolelixir wieder auf. Die, unter der genauesten kühlenden Methode hervorgekommenen Ausschläge, beweisen ihre Entstehung aus einem aufgelößten Blute, ohne hitzige Arzneyen.

Die Epidemie von 1769. (2 Kap.) ein Gallenfieber, war der vorigen sehr ähnlich, nur, daß die Entzündungsperiode ganz fehlte. Das Blutlassen tödtete, und eine faulichte Ruhr war die Folge der unterlassenen Abführungen. Ein faulich-

*) Gazette salut. de Bouill. N. 35. 1776.

faulichtes Nervenfieber herrschte 1770. (3 Kap.) die Krankheit war im Anfange nicht heftig, und nahm unmerklich zu, bis endlich die Kranken sich nicht ohne Ohnmacht mehr aufzurichten vermochten; sie konnten bald kein Geräusch, bald kein Licht vertragen, bald lagen sie sinnlos, die Hände zitterten bey jeder Bewegung sehr stark, die mehresten Flecken kamen den Masern nahe, bey vielen zeigten sie sich aber deutlich, wie Petetschen; doch geschahe die eigentliche Crise durch den Schweiß. Die Abführungen mußtn, wenn sie nützlich seyn sollten, nur äußerst gelinde seyn: das Brechen schaffte Erleichterung. Die Rinde mit Rhabarber, gab man gleich nach der Reinigung der ersten Wege; und auch sehr bald mußte man zum Biesam und Wein, zu Senfumschlägen und den Blasenpflastern seine Zuflucht nehmen.

Der 2te Theil handelt von der Pest 1771. Nach ihrer Geschichte (Kap. 1.) äußerte sie sich zuerst beym Prosektor im Garnisonhospital. Er starb (im Novemb.) binnen drey Tagen am Fleckfieber: die Krankenwärter folgten ihm, einer nach dem andern nach: alle hatten Flecken, einige Beulen und Carbunkeln. (Diese Krankheit hatten, wie man in der Folge erfuhr, 2 Soldaten aus Chozim, wo die Pest war, ins Hospital gebracht.) Die versammleten Aerzte hielten es, einen ausgenommen, für die Pest: sie gaben die erforderlichen Vorsichtsregeln an; allein, weil nur 7 Kranke, und zwar im Hospital allein, befallen waren; so verwarf man alle Einrichtungen, die die ganze Pest gleich hätten unterdrücken können; in der festen, schon so oft schädlich gewordenen Idee, in der Pest müßten die Kranken gleich zu Tausenden seyn. In dem einzigen Hospital beobachtete man die Vorschriften, und rottete auch die Krankheit aus, nachdem 24 erkranket, nur 2 gerettet waren. Die nächste Spur von eben diesem Uebel fand man mitten im März, in dem Gebäude, worin die Soldatenkleidungen verfertigt werden, und 3000 Menschen beständig arbeiten, von denen 1000 daselbst wohnen: sieben von ihnen starben in einer Nacht. Vermuthlich brachte eine Frau, die mit einer Geschwulst in dem Backen krank dahin kam und starb, schon im Jenner das Uebel mit, seit welcher Zeit schon 117 nach und nach daran gestorben waren. Da demohnerachtet aber doch die Anzahl der Todten in der Stadt, im Ganzen, eher schwächer als sonst war; so wollten auch zween Aerzte, und fast alle Wundärzte nichts von der Pest wissen. Man sperrte jenes Gebäude, aus welchem aber doch viele heimlich

entflohen; brachte die Gesunden in ein besonders Kloster weit von der Stadt, die Kranken in ein anderes; die Arbeitsleute, von denen schon einige in ihren Häusern gestorben waren) in ein drittes. Die öffentlichen Bäder wurden geschlossen, und die Stadt in 7 Distrikte abgetheilt; (wovon jeder einen Arzt und 2 Wundärzte erhielt;) die Todten außerhalb der Stadt begraben. Im Pestkloster starben täglich 3—4, eben soviel krankten von den Verdächtigen: überhaupt waren in jenen bis im Juni nur auf 200 gestorben. Plötzlich zeigte sich in der Stadt, die man für so gesund gehalten, im Juli die Krankheit, da 6 in einer Nacht mit allen Kennzeichen der Pest starben: und gegen Ende des Monats zählte man schon täglich über 200 Todte. Einige starben in 24 Stunden, vor Ausbruch der Beulen; jedoch die mehresten am 3—4 Tage: im August zwischen 400 — 600: im Septemb. gegen 1000: die Anzahl wuchs bis zu 1200 durch den am 15ten entstandenen Tumult. Hier wurden alle Pestklöster geoffnet, die Todten in der Stadt mit allen geistlichen Cerimonien begraben: alle Vorsicht, als empörend gegen die Gottheit, und lästig für die Menschen, aufgehoben, und Gebete, als das einzige Rettungsmittel gegen die Pest anbefohlen. Die ersten Opfer dieser Einrichtung waren die Priester und die Küster; bald wurde auch die Stadt zu einem einzigen großen Krankenhause; denn nunmehr wartete man die Kranken in ihren eigenen Häusern, die jedoch alle ein besonderes Zeichen hatten; für ganz Arme war ein eignes Pesthaus bestimmt. Der erste Frost (im Octob.) milderte die Krankheit, die jetzt bis zum 6ten Tage dauerte, und die Petetschen und Carbunkeln waren nicht mehr so häufig: gegen Ende des Jahrs hörte sie auf. Im Februar 1772. fand man auf 400 unter den Häusern Begrabene; aber die heftige Kälte hinderte einen neuen Ausbruch der Pest: selbst die Todtengräber dieser Leichen wurden nicht krank. Die Stadt verlor gegen 80000, und mit den nahe gelegenen Oertern 100000 Menschen. Wer nur die gehörige Vorsicht beobachten wollte, blieb frey; daher starben nur drey Edelleute und wenige Kaufleute. Denn die Krankheit pflanzte sich bloß durch die Berührung angesteckter Dinge aus; die Atmosphäre war immer, selbst bey der größten Hitze, rein und gesund. Daher blieben die Aerzte so frey; sie standen ohngefähr einen Fuß vom Kranken, und wenn sie die Zunge beobachteten, hielten sie etwas, mit Essig getränktes Linnen vor Nase und Mund: dies war alle ihre Vorsicht; nur

berüh-

berührten sie den Kranken nicht, noch irgend etwas ihm Angehöriges. Zwey unter ihnen wurden zwar einigemal befallen; allein ein starker Schweiß rettete sie sogleich wieder. Das kayserliche Erziehungshaus blieb durch angewandte Vorsicht, verschont, obgleich vier Arbeitsleute, die einmal heimlich aus dem gesperrten Gebäude entwischt waren, befallen wurden: allein man hinderte die weitere Ausbreitung gänzlich. Junge und starke Personen befiel die Pest eher, als Schwächliche: auch Schwangere und Stillende griff sie an; Kinder seltner, doch alsdenn härter. Keiner blieb ohne Fieber; so schwach es auch war; doch selten gesellte sich die Hirnwuth zum Wahnwitz.

Die Merkmale der Pest (2 Kap.) sind, ein Fieber, Petetschen, Beulen, Carbunkeln, Pestblasen (anthr.) der schnellste Tod, die leichteste Ansteckung, endlich ihre Abkunft aus dem Orient: jedes Kennzeichen einzeln genommen, entscheidet nichts. Der gewöhnlichste Verlauf ist: Kopfschmerz, heftiger Schwindel, Schauder, Mattigkeit, ein geringes Fieber, mit Eckel und Erbrechen; rothe Augen, sichtbare Niedergeschlagenheit, eine weiße Zunge: verschiedene gehen unter diesen Zufällen noch einige Tage herum. Am dritten fühlen sie gewöhnlich ein schmerzhaftes Jucken da, wo die Carbunkeln oder Beulen sich erzeugen. Die Symptomen sind mehrentheils nervicht, selten entzündungsartig, noch seltner zeigen sie sich wie Wechselfieber. Der Tod erfolgte fast immer vor dem 6ten Tage. Die Beulen finden sich in den Weichen, unter den Achseln, auch am Halse und auf der Wange, die Carbunkeln aller Orten, die Pestblasen am Halse und auf dem Rücken. Der Puls war nach der Erzählung von andern, sehr verschieden bey derselben Person; bald hart und schnell, doch am mehresten sehr schwach. — Manche Personen können gar nicht angesteckt werden; so wartete eine Deutsche und eine Russin jede 10 — 11 Kranke, die starben, und einige Zeit unbegraben blieben; und doch wurden sie nicht befallen; dagegen kann die Pest bey andern mehr als einmal wiederkommen.

Bis ihr ist gegen die Pest noch kein specifisches Mittel, noch keine glückliche Methode zur Heilung (Kap. 3.) entdeckt: ist sie sehr heftig, so rettet nichts; wird sie milder; so hilft die Natur oft allein. Es lassen sich bey ihr 2 Perioden unterscheiden; die nervichte, wo das Gift bloß auf die Nerven wirkt, und die faulichte, wo das Blut schon aufgelöst ist. In der ersten kann man zu Zeiten das Gift, durch ausdämpfende Mittel, säuerliche Getränke, Campfer und

Blesum, austreiben; aber selten ruft man alsdenn schon den Arzt. Gegen die letzte Periode bediene man sich der Fieberrinde, und der mineralischen Säuren; die immer das vorzüglichste bleiben, wenn man gleich nicht viele retten kann. Denn das Uebel wirkt zu schnell, als daß man so viel Arzney und so schnell in den Körper bringen könnte, als zur Veränderung der Säfte nöthig ist. (Aber sollten hier nicht Bäder aus Säuren und Stärkungsmitteln bereitet, diesen Endzweck erreichen? Recens. hat aus Versuchen an sich, erfahren, daß bey einem Fußbade aus Chamillen und Vitriolsäure, sich ein Theil derselben in den Körper zog und wirkte. Eben dies Verfahren könnte auch bey andern faulichten Krankheiten nützlich seyn) Das Volk braucht niemand, weil es dem Arzt auch viele sterben sieht; im Hospitale müssen die unreine Luft, traurige Gemüthsbewegungen, oft Mangel, Grausamkeit der Aufwärter, durchaus gleiche Curart, u. dgl. viele tödten, die sonst gerettet werden könnten. In der stärksten Wuth der Pest besorgt man die Kranken in ihren Häusern: dann sterben sie aber am 1 — 2 Tage. Eine Frau, mit Beulen, kleinen Petetschen, und übrigen Kennzeichen der Pest erhielt erst die Brechwurz, darauf das stärkste Chinadecokt, mit Chinaextrakt, und Vitriolelixier verstärkt; zugleich bekam sie auch die Rinde in Substanz, und Vitriolgeist im Getränk. Die Beulen verminderten sich ohne Eyterung; die Krankheit verlor sich binnen 7 — 8 Tagen. Eben das Verfahren rettete 2 Kinder, und das mit ihnen zugleich befallene dritte, starb unter völliger Besserung, an den Zähnen. Bey vielen wurde, durch eben die Arzneyen, der Tod nicht einmal verspätet: nicht mehr leisteten der Theriak, Campfer, versüßter Salpetergeist. Außer der Rinde, bediente man sich auch oft zugleich des Campfers und des Weins; wie auch der Blasenpflaster. Brechmittel erleichterten: Abführungen erregten eine gefährliche Diarrhoe: die Aderlaß schadete immer, die höchst seltenen Fälle einer übergroßen Vollblütigkeit ausgenommen: (auch in diesen selbst unterlasse man sie, nach des Baron v. Asch Nachricht, im Magaz. v. Aerzte, 6 St. der überhaupt die Krankheit auf fast eben die Art beschreibt, und heilte.) Unschmerzhafte Beulen muß man durch Raute, Lachenknoblauch, gebratene Zwiebeln, scharfe, selbst Blasenpflaster reizen. (Asch wiederräth hiezu die Blasenpflaster.) Die Gefahr der Petetschen läßt sich nicht allgemein aus ihrer Farbe bestimmen, (Asch bedient sich noch der Virgin. Schlangenwurz, und der Contrayerva, die der

Verf.

Verf. für zu hitzig hält: auch der Caſcarillerinde und des Eiſenvitriols, die beyde wohl gewählt ſind. Die Carbunkeln hält er, gegen den Verf., für beſſer als die Beulen: und beſtreicht die todten Theile mit Spiesglasbutter, oder Scheidewaſſer. Er rettete die Hälfte ſeiner Kranken, und übertraf alſo den Verf. an Glück. Ein Soldatenhoſpital hat aber auch ſeine Vortheile.)

Um die Peſt zu verhüten (4 Cap.) muß man über ihre erſte Anzeige wachen. Finden ſich bey mehrern die Peſtmerkmale, und iſt einige Wahrſcheinlichkeit einer Anſteckung aus einem, mit der Peſt befallenen Orte, vorhanden: ſo bringe man die erſten Verdächtigen heimlich aus der Stadt, und ſperre ſie dort ein. Sind ſchon viele Häuſer angeſteckt: ſo hemme man die Gemeinſchaft mit den Geſunden. Man taxire die Sachen der Peſtbehafteten, bezahle ſie aus einer öffentlichen Caſſe, und verbrenne ſie dann, um die Verheimlichung derſelben vor den Erben und den Mangel der Wiedergeſendten zu verhüten: die härtern Sachen waſche man mit Eſſig. Die hölzernen Häuſer reiße man nieder; die andern räuchere man mit Peſtpulver, das aus Schwefel, Salpeter, Kleye, Stabwurzkraut, Wacholderbeeren, beſteht; beſſer und wohlfeiler iſt Kochſalz und Vitriol, vermiſcht in einem Tiegel auf Kohlen zu ſetzen.) Die Fenſter und Thüren der Krankenſtuben müſſen ausgehoben werden. Die Kranken und Verdächtigen erhalte man auf gemeinſchaftliche Koſten: nach 40 Tagen waſche man ſie ganz mit Eſſig, und gebe ihnen neue Kleider und Geräthe. Bey milder Jahrszeit bringe man die Kranken unter Gezelte; in den Häuſern laſſe man die Fenſter, auch die Thüren immer offen; man räuchere drey- bis viermal mit Eſſig oder dem Peſtpulver, oder Schießpulver, und nehme ſich vor dem Athem der Kranken in Acht: man berühre ſie, oder ihre Sachen, nicht; geſchieht es von ohngefähr, ſo waſche man die Hände mit Eſſig. Ueber die gewöhnliche Kleidung trage man einen Mantel von gepichtem Linnen, ſolche Handſchuh und Stiefel, die man oft mit Eſſig wäſcht. Furcht und Schrecken erzeugt eben ſo wenig die Peſt, als Tollkühnheit dagegen ſchützt. Ob einige Mittel, als ſüßer Salpetergeiſt und die Rinde dem Uebel vorbaut, iſt nicht erwieſen, weil man auch die Anſteckung vermeidet. — Andere Krankheiten, beſonders eine Maſernepidemie, herrſchten zugleich mit der Peſt.

Der dritte Theil beſteht aus verſchiedenen Beobachtungen. Ein 17jähriges Mädchen wurde von einem wirklich tollen Hunde gebiſſen. (Kap. 1.) In die etwas entzündete Wunde,

rieb man eine Salbe aus 1 Theil Queckſilber, 2 Theile Schmalz, und etwas Campfer, nach Verlauf von ſechs Stunden; von eben derſelben rieb man, einen um den andern Tag, 2 Quentchen in die Schenkel ein. Am Abend gab man ein Pulver aus natürlichem und künſtlichem Zinnober, von jedem 5 Gran, und vom verſüßten Queckſilber, Bieſam und Campfer, von jedem 2 Gran. (ſtatt des Zinnobers, hätte man lieber das Queckſilber und den Bieſam ſtärker geben ſollen.) Sie lebte von Milch und etwas zarten Fleiſchſpeiſen: binnen 6 Wochen verbrauchte ſie, ohne Speichelfluß (den die öftern Abführungen hemmen mochten,) ½ Pfund Salbe. Die Entzündung der Wunde verlor ſich bald, und ſie heilte zu: auch iſt ſie, nach 18 Jahren noch geſund. (Vom Mayapfelkraute (Meloe Proſcar.) den man jetzt wieder aus der Vergeſſenheit zurückruft, ſind Rec. einige glückliche Erfahrungen bekannt. (2 Kap.) Ein ſehr heftiges, durch Blaſenpflaſter geheiltes Blutſpeyen. Eine hyſteriſche Perſon warf nach einem Schrecken, 6 Unzen klares Blut in 24 Stunden aus. Eine viermalige ſtarke Aderlaß, Milchdiät, kalte Luft, öftere Clyſtiere, ein Senfteig an die Füße, ſalpetrichte Mandelmilch, Roſenkinktur, 4 Gran Styraxpillen, waren vergeblich. Das kälteſte Waſſer, ſowohl zum Getränk, als auch um die Arme und Beine umgeſchlagen, ſtillten zwar auf einige Zeit das Blutſpeyen; aber da es von Krämpfen herzurühren ſchien, ſo legte man ein großes Blaſenpflaſter zwiſchen die Schultern; und ſobald es zu reizen anfieng, verlor ſich auch der Auswurf. Die Rinde, und ein Aufguß von zuſammenziehenden Mitteln beſchloß die Cur. — Ein Mann von 42 Jahren, der vor 2 Jahren ein heftiges Blutſpeyen hatte, indem er 2½ Pfund auswarf, faſt 4 Pfund durch die Kunſt verlor, und der endlich durch kalte Umſchläge um die Handwurzel und die Beine geheilt wurde; dieſer Mann warf in 24 Stunden 3½ Pfund helles Blut aus; man ließ ihm fünfmal 1 Pf. Blut; dennoch warf er noch am fünften Tage öfters 2—3 Unzen auf einmal aus. Nach dem Blaſenpflaſter, das man ihm zwiſchen die Schultern legte, wurde das Huſten ſeltener, und das Blutſpeyen hörte auf. — Einem 50jährigen Fuhrmanne, der nach einem Tritte eines Pferdes auf die Bruſt, oft ſchon Blut ausgeworfen hatte, half nichts, als das Blaſenpflaſter. (Hier kann Recenſ. der Methode des Verf. nicht ganz beytreten. Blutflüſſe entſtehen ſelten von allgemeiner Vollblütigkeit; mehrentheils von einer durch Krämpfe bewirk-

ten

ten localen Anfüllung der Gefäße: einige Aderlässe mögen eine etwan vorhandene Vollblütigkeit mindern; aber so viele schwächen den Kranken übermäßig, verstärken die Krämpfe, und die locale Anfüllung bleibt, oder wird stärker. Alles also, was die Krämpfe lindern kann, verdient hier den Vorzug. Daher so sehr ich die kalte Luft, das kalte Getränk billige, würde ich nie im Blutspeyen kalte Umschläge anrathen, weil es den Krampf vermehrt, die Säfte nach innen treibt: dahingegen eben dieselben bey Mutterblutstürzungen herrlich sind, weil, nach der Erfahrung, kalte nasse Füße allemal die Muttergefäße verschließen. Der Gebrauch der Blasenpflaster verdient aber dafür desto mehr alle Nachahmung) 3 Cap. Von der Darnigicht bey einer im 6ten Monat Schwangern. In 14 Tagen bekam sie, aller Abführung und Clystiere ohngeachtet, keine Oeffnung. Sie hatte einen widrigen Geschmack, und den Geruch vom Abgange in dem Munde und in der Nase, beständiges Erbrechen, Schluchsen, einen kleinen harten Puls. Nach einer Aderlaß gab man ein Clystier aus warmen Milchrahm, und darauf ein Tobacksclystier: beydes wiederholte man alle 4 Stunden. Das vierte mal zeigte sich erst etwas vom Abgange. Zur gesetzten Zeit gebahr sie ein gesundes Kind. — 4 Cap. Eine Verletzung des Kopfs mit Zufällen eines Hirnschädelspalts, und einer auf dem Gehirn ausgetretenen Feuchtigkeit, welche der Wolferleyaufguß hob. Ein sehr heftiger Mutterblutsturz, der einige Tage nach dem Falle erfolgte, setzte die Person in Lebensgefahr: endlich wurde er zwar durch Chinarinde und Catechusaft gehoben; aber die Zufälle wurden ärger, und sie wurde bey der geringsten Kopfbewegung wahnwitzig. Man kochte zertheilende Umschläge mit Wolferleyblumen versetzt, in rothen Wein: und am 16ten Tage (eher schien es der Blutsturz nicht zu erlauben,) machte man von 2 Quent. der Blätter in 1 Pfund einen Aufguß, wovon alle Stunden ein Löffel voll, das Ganze in 24 Stunden verbraucht wurde. Sie besserte sich darnach, und das Irrereden war nicht so anhaltend. Am 21sten Tage hatte sie ihre Vernunft ganz wieder. Nach 6—8 Wochen war sie ganz wieder hergestellt; außer gelinden Abführungen hatte sie sonst keine Arzney gebraucht: einige Zeit hindurch konnte sie den linken Fuß nicht ohne Kopfschmerzen aufheben.

Wären alle praktische Schriften mit so vielem Scharfsinn und Gelehrsamkeit abgefaßt, und die Erfahrungen aus einer zahlreichen Praxis, so offenherzig und genau aufgezeichnet; so

würde die ausübende Arzneygelahrheit mit starken Schritten sich einer gröſsern Vollkommenheit nähern.

Herrn Heinrich Callisen — Abhandlung über die Mittel, die Seefahrenden, und insbesondere die Besatzungen der Königl. Dän. Kriegsschiffe gesund zu erhalten. Den Schiffswundärzten und andern Seefahrenden zum besten übersetzt, von J. P. G. Pflug. Copenh. 1778. bey Prost. gr. 8. 86 S.

Dieses Buch ist eine Uebersetzung einer academischen Streitschrift von Hrn. Callisen, welche alle bekannten Vorschläge zur Erhaltung der Gesundheit der Seeleute in einer sehr guten Ordnung enthält. 1) **Die Besatzung**, in wie weit sie schon, mehr oder weniger der Seedienste gewohnt ist. 2) **Das Schiff**, das neu, wohl ausgetrocknet seyn, und vom etwanigen Saamen einer Ansteckung, durch Räuchern mit Schwefel (oder mit Toback nach **Lind**) wohl gereiniget werden muß. 3) **Ursachen der Schiffkrankheiten.** 4) **Schiffskost.** Das viele Kochsalz in dem gesalzenen Fleische mache die Fasern steif; (vielmehr zeigt sich eine Erschlaffung der Fasern, und seine schädliche Wirkung ist eine Auflösung der Säfte, weil niemals so viel Salz in den Körper kommen kann, um seine fäulnißwidrige Wirkung zu äußern; und wenig nach **Pringle's** Erfahrung, septisch ist. 5) **Das Getränk**: man müßte in das verdorbene Wasser, durch eine fast bis auf den Boden gehende Rohre mittelst eines Blasebalgs viele Luft hereinbringen. Unter die zuträglichsten Verbesserungsmittel gehören die Weinsteincrystallen, 2½ Pfund auf das Faß. 23 Unzen Citronensaft, bis auf 5 eingedickt, erhalten sich sehr gut und lange. 6) **Kleidung.** Der bessern Reinlichkeit wegen, sollte man vom stehenden Solde der Matrosen ihnen selbst Kleider kaufen. 7) **Die Luft und ihre Verbesserung**, die der **Halesische** Luftreiniger am besten bewirke. 8) **Leibesübungen.** 9) **Leidenschaften.** 10) **Diät** bey Besorgung der Krankheiten und Abhaltung des Ansteckens. (Das kalte Bad verdient weit mehr Lob als es erhält.) — Neues haben wir nicht bemerkt; doch kann die Uebersetzung, welche inzwischen noch wohl etwas vollkommener hätte werden können, von grossem Nutzen seyn.

D. John

D. John Gregory — Vorlesungen über die Pflic
ten und Eigenschaften eines Arztes. Aus dem En
lischen nach der neuen Ausgabe übersetzt. Leipz. b
Fritsch. 1778. kl. 8. 316 S.

Ein herrliches Buch, voll heller vielumfassender Kenntniß
und edler Gesinnungen, mit allem dem Schmucke und d
Wärme eines gefühlvollen Herzens vorgetragen. Ohne Ve
gnügen, Rührung und Belehrung wird Niemand, (selbst d
schon erfahrne Arzt,) das Buch lesen: und der Eindruck wi
bey denen noch desto tiefer seyn, die (wie Rec.) den sein
aufgeklärten Kopf, den guten menschenfreundlichen Mann g
kennt, ihn zu den Krankenbetten begleitet haben.

Der Verf. entwirft nicht bloß die Wissenschaften, die d
Arzt zum Gelehrten bilden; sondern zeigt auch, wie man g
fühlvoll, ohne Affektation und Weichlichkeit gefällig, ohne kr
chende Demuth, moralisch und anstandig in seinem ganzen B
tragen seyn solle. Unter die Eigenschaften eines guten Arzt
rechnet er auch aufgeklärten Glauben an die Religion. A
ein Wort gesagt zu seiner Zeit, und zugleich als ein Bewe
seiner Schreibart, mögen folgende Stellen (S. 88. ff.) diene

„Einige besondere Umstände bey seinem Berufe müss
den Arzt veranlassen, über das gegenwärtige Leben hinausz
sehen, und sein Herz der Religion zu öffnen. Oft sieht
Leute, die, aus Glück und Fröhlichkeit in dieses Elend ve
sunken, bisweilen zu einem schmerzhaften und langwierig
Tode bestimmt sind, und mit der Quaal eines zerrütteten Ve
standes kämpfen. Diese so erschütternden Scenen müssen j
des Herz erweichen, das nicht vor allem Gefühl der Mensch
liebe verschlossen ist, und ihm Ehrfurcht gegen diejenige Rel
gion einflößt, welche allein die Seele in dem mannigfaltigst
Elende unterstützen kann; gegen die Religion, welche un
das Leben mit Heiterkeit versüßen, und mit Muth verlass
lehrt. Ein Arzt, welcher das Unglück hat, an keinen zukün
tigen Zustand zu glauben, wird, wofern er nur die gering
Gutherzigkeit besitzt, seine Gedanken vor denen, die sich s
ner Sorge anvertrauen, eben so sorgfältig verbergen, als
sie vor der Ansteckung irgend einer tödtlichen Krankheit
Acht nimmt. Grausam wäre es, wenn er die sterbende Mens
heit ihrer letzten Stütze berauben, und denen, welche von
lem Vergnügen dieser Welt den letzten Abschied genommen h

be

ben, noch den einzigen Troſt nehmen wollte, der ſie bis in jene begleitet."

Vorzüglich auszeichnend ſcheinen uns insbeſondere die Grundſätze zur Erforſchung der Natur; — die Beſtimmung der Gränzen zwiſchen einer zu fein geſponnenen Theorie, und der bloßen mechaniſchen Empirie, (da ſo manche mediſche Aerzte jetzt ihren Stolz darinn ſuchen, alle Vernunftſchlüſſe verbannen zu wollen,) und die Darſtellung der Hinderniſſe der Vervollkommung unſerer Kunſt. Hier hätten wir noch gewünſcht, für junge Aerzte, (denen wir dies Buch zum beſtändigen Begleiter, wie den Dichtern ihren Horaz, anpreiſen wollten,) eine Anleitung zur Prüfung der moraliſchen Glaubwürdigkeit der Schriftſteller zu finden, da dieſe oft durch Vaterlandsliebe, unmittelbare Privatvortheile, durch Begierde, ihre eigene, oder ihrer Freunde und Beförderer Ehre auszubreiten, oder geliebte Syſteme zu beſtätigen, durch Haß oder Liebe zur Neuerung, zu unächten Erfahrungen verleitet ſind, deren wahren Werth zu beſtimmen den jungen Aerzten doch ſo beſonders wichtig ſeyn muß.

Die Ueberſetzung ſollte man für Original halten, wenn man bloß nach dem fließenden harmoniſchen Styl urtheilen wollte.

Herm. Boerhaave Epiſtolae ad Ioan. Baſſandum, Medicum Caeſareum. Vindob. 1778. 8. pagg. 276.

Außerdem, daß Boerhaave allen Nationen angehört, für alle lebte, wird auch der Umſtand ſeinen Platz in einer deutſchen Bibl. entſchuldigen, daß er an einen Deutſchen ſchrieb, und dieſer Schatz von Briefen in Deutſchland zuerſt bekannt wurde. Höchſt ſchätzbar nenne ich dieſe Sammlung mit Recht, man mag nun darinn auf B. als großen Arzt ſehen, oder ſeinen Charakter, der Liebe und Ehrfurcht fordert, daraus genauer kennen lernen.

Den großen Arzt erkennt man in ſehr vielen Fällen; ſein weitumherblickendes, nichts überſehendes Auge, ſeinen, in die verborgenen Krankheitsurſachen tief eindringenden Geiſt, ſeine einfache, der Natur ſo angemeſſene Heilart: ich will einiges ausheben, ob ich gleich hoffe, wenige wahre Aerzte werden dieſe Briefe ungenutzt laſſen. Den neugebornen Kindern rathet

thet er sogleich ein Quentgen Honig, mit doppelt soviel weissem Wein zur Abführung zu geben, und es damit sechs Stunden ruhig liegen zu lassen. — Im Anfange einer bösartigen Lagerruhr lasse man, drey Tage hinter einander, mit dem weinhaften Aufgusse der Brechwurz brechen; eine Stunde nach der Würkung gebe man geröstetes Brod, mit vier Unzen Wein, etwas Zimmt und Zucker; des Abends anderthalb Gran Mohnsaft: vom 4–9 Tage an nehme der Kranke Morgens und Abends ein Gran. Er trinke reichlich Gerstenwasser mit ein drittel Milch, oder mit etwas Wein, worinn zugleich geröstet Brod und etwas Zimmt gethan ist; alle schleimigte pflanzenartige Nahrungsmittel kann er genießen. Ist die Krankheit schon einige Tage alt; so gebe man ein Clystier aus zwey Quentgen, mit Eydotter abgeriebenen, Terebinth, einer halben Unze Teriak, und aus Milch, in welcher Eisen abgelöscht ist, alle 24 Stunden; man nehme alle Stunden zwey Löffel voll von Gerstenwasser, zu welchem ein Viertel süßer Wein, ℔ Zimmt und Zucker gethan ist. Von Mohnsaft Morgens und Abends einen halben Gran. Auf diese Methode kann man sich fast gewiß verlassen, und es wird kaum einer sterben, wenn nicht schon der Brand da ist. Ist das Ungarische Fieber inflammatorisch; so gebrauche man die entzündungswidrige Methode; ist es bösartig: so halte sich der Kranke ausserhalb dem Bette, in einer kühlen Luft auf, man bähe ihm den Kopf, die Hände, die Herzgrube mit Wasser und Essig; und lege unter die Füsse und in den Nacken beständig den Senfteig, er trinke Gerstentrank, mit Zitronen- Pomeranz- Johannisbeeren- und Kirschensaft, und nehme stündlich eine Unze des Aufgusses von Rauten, Lachenknoblauch, Zitronenschale, und Essig, den man hernach mit Fliedermuß, und etwas Zimmtwasser versetzt. Die Mittel sind einfach, aber bewährt. — Die lange Osterluzeywurzel mildert das Podagra; aber les verkürzt, bey den meisten, das Leben. — Das Indianische Harnkraut treibt den Stein am kräftigsten: ein Quentgen, mit drey Unzen Wasser, trinke man, als Thee, zur Hälfte des Morgens; und des Abends; einen Tag in der Woche ist hinlänglich, um schon große Würkungen zu empfinden. — Gegen die phlogistische Vollblütigkeit bereite man einen Absud aus der Gras- und Klettenwurzel, und ½ Bittersüß, welchen man, wohl ausgepreßt, sich setzen läßt. Zugleich theilt man eine Unze Weinsteincrystallen in fünf Theile; alle drey Monate nimmt man jeden Morgen fünf Tage hindurch diese Pulver

in

in fünf Stunden ein; und verbraucht hierbey täglich 20 Unzen vom obigen Decoct; es wird gelinde abführen, die entzündlichen Säfte schmelzen, die verstopften Eingeweyde eröffnen, den Zufluß zum Kopfe mildern, den Körper mager machen: so daß die nöthig gewesene Aderlaß nun unterbleiben kann. — Gegen das eingewurzelteste Podagra hilft oft der wässerige Aufguß des frischen Oddermennigs, der Betonie, des Schlagkrauts, der Melisse, und des Ehrenpreiß: es ist unglaublich, was der fortgesetzte starke Gebrauch derselben oft ausrichtet. Gegen eben dies Uebel ist oft Salpeter und Seife sehr nützlich; diese letzte löst die zähen, die Mündungen der kleinsten Gefäße verstopfenden Säfte auf, reizt gelinde, und schmelzt die von der Säure geronnenen Sachen: täglich nehme man dreymal, einen Skrupel, in Pillen. Der lange, auf ein Jahr fortgesetzte, Gebrauch schadet nicht. Zwar leistet der Saft des frisch abgemähten Grases dasselbe: und B. hat einen ganzen Sommer hindurch, mit glücklichem Erfolge, gegen Gicht- und Nierenschmerzen, täglich 2–3 Unzen verbraucht; aber die Seife ist bequemer. Weicht das Podagra auch gegen dieses Mittel nicht: so rieth B. seinem Freunde das sogenannte Diaceltatesson des Paracels; wovon er, am Neumonde, nach vorhergangener genauer Diät, ein Pulver in Veilchensyrup nehmen, acht Stunden darauf aber zwey, in Zitronensaft aufgelöste, Gran Mohnsaft gebrauchen ließ; drey Tage vor dem Vollmonde, und in demselben selbst, wiederhole man dieselbe Arzney. Im folgenden Monate verfahre man eben so: es leistet oft Wunderdinge, bey vollsäftigen Podagrischen. B. ließ jedoch, aus diesem Mittel, den Weinstein aus, und rieb das Scammonium mit Zucker ab: es würkt sehr gelinde und sicher. Bey Podagristen scheint die Kur hauptsächlich von dergl. Wasserabführenden Mitteln abzuhangen, unter welchen dies das kräftigste ist. Auch hat er durch eben dieses Pulver alle Wechselfieber geheilt: er gab es sechs Stunden vor dem neuen Antritte, mit etwas Syrup; und gemeiniglich verschwanden sie, wenn es dreymal an den schlimmen Tagen gebraucht war: sogar die Quartanfieber weichen das 3–4 mal darnach, und man hat nur selten der Chinarinde dabey nöthig. So weit Boerhaave, als Arzt.

Aber vielleicht sind vielen, die den großen Mann schon kennen, diese Briefe deshalb noch schätzbarer, weil man ihn hier ganz in seiner ungeschminkten Schönheit kennen lernt. Sein ganzes edles Herz liegt offen vor seinem geliebten Freunde,

er, und man wird ſo vertraut mit ihm, wie jener. Alle
Lebt in ſeinen Briefen; man trabt mit ihm auf ſein Gut, i
ſeinen Garten, und wandelt unter ſeiner Pflanzſchule, ſeine
Abgotte, umher; man begleitet ihn zu ſeinen chemiſchen Oefe
und ſiehe den guten Vater an dem Clavier ſeiner Tochter, m
Vergnügen ihre Lieder zu hören, deren Freude ihm ſo wicht
iſt, daß er ſeinen Baßand davon unterhält. — Und w
groß und frey iſt ſeine ganze Denkungsart! Reichthum un
Ehre blendet ihn nicht. Immer hat er mehr, als er bedar
Nihil plus fugio, quam Principibus innoteſcere! Er wu
derte ſich, wie ein freyer Mann am Hofe leben, Großen di
nen könne. Mihi ne quid contingeret tale, in extremu
fugerem Geruliae angulum = vah! exeat aula, qui vu
eſſe pius! — Und dann ſein unverſtelltes, feuriges, all
Orten durchwebtes Gefühl für Religion. Agnoſce, ama, ve
nerare, qui debemus nos, et omnia, unice amabilem I
uem. — Scis nos eſſe puluiſculos in manu eius, q
facit unus ſapienter omnia. Vtique hoc meditari ſuaui
ſima mihi eſt mea in vita oblectatio; qui me regi ſcio a
illo, qui infinita ubique ſapientia utitur — Ruhe giebt ih
ſeine Religion hier und auf die Zukunft. His fruamur, o B
ne, donec purae labe animae in Elyſiis campis Deu
ament, venerentur, conſpirante in nudum amorem ard
re! — Wie unverſtellt, beſcheiden und erhaben über ſein
Ruhm, denkt der Mann: Id deploro infortunium quotidi
quod notus adeo vbique, et ſola calamitate ſaeculi laud
tus, ignotus nimium mihimet ipſi moriar, ni, votis a
ſpirans Numen dederit otia meditationi mortis adeo e
optata, adeo neceſſaria. Sed et hoc ipſum ſubmitto Il
cui totum Vniuerſum bulla eſt. — Und da ſich nun d
Tod annähert, wie unerſchüttert iſt er in ſeiner Gelaſſenh
und Ergebenheit: Quicquid fiet, id omne contingeret
arbitrio ſupremi numinis. Cur ego metuam, quid cu
am aliud? Adoremus Deum! ſufficit. Interim leuiſſi
adhibeo remedia, ut leniam et maturem, ſecurus de e
tu. Vixi ultra 68 annos, ſemperque laetus. — Nu
omni fere momento ſuffocor a terribili dyſpnoea —
viſum Deo, cuius abſolutiſſimum ius in me agnoſco, am
adoro, id orans, liceat pati patienter, et cum laude
finita ſummi Numinis. Und auch noch da, als ſeine e
kräftete Hand die Feder nicht mehr führen konnte, ließ er n
zuletzt ſeinem Freunde, durch ſeine Tochter, ſchreiben. L

oppr

oppreſſions du coeur ſont de la derniere cruauté! Dieu le veut ainſi; ſa volonté tres parfaite et ſouveraine ſoit glorifieé dans la ſoumiſſion de ſa creature, qui n'aime, ni adore que l' infinité de l'Eternel. — So ſtarb Boerhaave: nicht ſein Ruhm, ſeine Schätze; ſeine Geſinnungen, und ſein Tod ſind beneidenswerth.

D. *Georgii Proſchaſka* Quaeſtiones phyſiologicae, quae vires cordis et motum ſanguinis per vaſa animalia concernunt. Vienn. apud Graeffer. 1778. 8. p. 174.

Der V. zeigt in dieſen Unterſuchungen viele Kenntniß der Arzneygelahrtheit überhaupt; beſonders aber der mathematiſch phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, und der Zergliederungskunſt, deren Verbindung die beſten Grundſätze zur Phyſiologie liefert. Er hat manche angenommene Sätze mit Grunde bezweifelt, andere in ein helleres Licht geſetzt, und wenn er auch nichts Neues ſagt: ſo ſagt er doch das Bekannte mehrentheils gut.

Die erſte unterſuchte Frage iſt, ob das Herz die einzige Bewegungskraft des umlaufenden Blutes ſey? Die Pulsadern tragen allerdings vieles dazu bey, weil, bey dem rührenden Herzen, doch das Blut, weder in den Arterien noch in den Venen ſtille ſtehe, ein Gegentheil, durch die ſich alsdenn zuſammenziehenden Arterien, das Blut weiter getrieben werde. Die dagegen von Spallanzani gemachten Einwendungen werden gut widerlegt. — Die Schwere des Blutes trage an einigen Orten zur leichteren Bewegung des Blutes bey; an andern hindere ſie ſie — die feinſten Pulsadern beſchleunigen die Bewegung, ſo wie die Haarröhrgen, (deren Wirkung durch Verſuche bewieſen, und mit Kupfern erläutert wird) aber eben ſo ſeine Venen würken gegenſeitig, und heben alſo die Kraft im Ganzen auf: doch wirkt die anziehende Kraft der Blutkügelchen unter ſich etwas zur Beſchleunigung des Umlaufs. Die Nerven tragen zu der Vermehrung der ordentlichen Bewegung nichts bey; können hergegen einen regelmäſſigen Lauf unterbrechen.

Die zweyte Frage handelt von der zur Bewegung des Blut erforderlichen Stärke der Kräfte. Man ſchätze ſie am beſten nach der Unterſuchung des überwundenen Widerſtandes.

Unter

Unter diesen rechne man 1) die Schwere des Bluts; allein ein Drittel davon habe wegen der horizontalen, schrägen, und Heberähnlichen Lage, keine Schwere; von den andern zwey Drittein befordern die niedersteigenden Gefäße die Bewegung soviel, als sie die aufsteigenden hindern: daher entstehe gar kein Widerstand durch die Schwere. (Allein, die Aorta mit ihren aufsteigenden Adern, ist doch auch der Schwere des enthaltenden Blutes wegen, ein unmittelbarer Widerstand, bey jedem Zusammenzuge des Herzens, den es also überwinden muß, wenn gleich in der niedersteigenden Aorta das Blut durch die Schwere sich leichter bewegt.) Die Kräfte des Herzens brauchten nicht so groß zu seyn, als das auf dem Herzen liegende Gewicht, und die Federkraft der Pulsadern: man könne das Blut als einen Keil ansehen, dessen Grundfläche im Herzen sey, wo die Kräfte sich verhalten müssen, wie die Höhe des Keils zu seiner Grundfläche. Wenn wir diese nun zu 1 Zoll, die Länge der noch pulsirenden Arterien ohngefähr 3 Schuh rechnen; so braucht die Kraft des Herzens nur $\frac{1}{36}$ so groß, als der Widerstand zu seyn: diesen kann man aber nicht genau berechnen, nur ohngefähr sich einen Begriff davon aus anatomischen Kenntnissen machen. (Aber gehört nicht zu einem Keile die Solidität? und kann ich mir daher eine flüßige Masse, (wenn auch die Elemente derselben als Keile betrachtet werden könnten,) als eine solche Potenz vorstellen? Zu geschweigen daß ich mir auch die Fläche dieses Keils, als wellenförmig vorstellen müßte.) — Das Reiben an die Wände des Gefäßes ist allerdings auch ein Widerstand für das Herz; und jenes nimmt zwar in den kleinern Arterien mit den Flächen zu: aber es vermindert sich auch in denselben, weil die Geschwindigkeit zugleich daselbst abnimmt: hierzu kömmt die Schlüpfrigkeit des Blutes, und die Glätte der Gefäße. — Die wechselseitige Anziehung der Blutstheilchen unter einander würde der Bewegung auch widerstehen, wenn jene nicht durch die Anziehungskraft der Gefäße überwunden würde. — Die mancherley Biegungen und Anastomosen hergegen müssen allerdings, als Widerstand angesehen werden; Anziehung der Gefäße würde auch hierher gehören, wenn sie nicht alsdenn nur hauptsächlich merklich würde, sobald die Entfernungen des anziehenden und angezogenen Körpers verändert werden.

Aus allem diesen folgt daher, daß nur eine kleine Kraft des Herzens zur Ueberwindung der Widerstände angewandt werden dürfe; daß dasselbe also, zur Fortreibung des Bluts,

und Ausdehnung der Pulsadern, viel übrig behielte; und das lehrt auch der Augenschein, da sich das Herz fast in einem Augenblicke zusammenzieht, und eben so schnell die Arterien ausdehnt: weiter kann man aber diese Kraft nicht berechnen: nicht aus dem Strahle der geöffneten Pulsader, noch aus der Höhe der Wassersäule, die zur Anfüllung der Gefäße erfordert wird, weil die erstaunende Verschiedenheit der Berechnungen schon die Ungewißheit derselben zeigt.

Es sey, wider die gewöhnliche Meynung, zuverläßig, daß das Herz eine geringere Kraft, als gleich große, willkührlich wirkende Muskeln äußere: denn jenes habe wenig Widerstand zu überwinden; diese hingegen werden sehr nahe an dem Ruhepunkt, unter dem spitzigsten Winkel befestigt, weshalb also ihre wirklichen Kräfte, mehr als hundertfältig, die zu hebende Last übertreffen müssen; wodurch sie eine größere Gewalt erleiden, jenes aber schneller, beständiger, und ohne Ermüdung wirken könne. Auch darum ermüde das Herz nicht, weil es sich in einem Augenblicke zusammenziehe, und darauf dreymal länger ruhe; so daß, auf diese Weise, dasselbe in jedem Tage eigentlich nur sechs Stunden arbeite; da hergegen die übrigen Muskeln, länger ununterbrochen, und überhaupt mehrere Zeit wirken, als ruhen; woher denn die Ermüdung. — Die Hallersche Schätzung der Kräfte, aus der Gewalt der künstlichen Einspritzung, sey unrichtig: weil das noch vorhandene geronnene Blut in den kleinern Gefäßen das weitere Eindringen der Einspritzung hindere, wie der Augenschein in den Herzkranzadern lehre. Die Kraft der Einspritzung sey viel stärker, als die des Herzens, weil jene die Arterien steinhart mache, Aneurismen bilde, die Adern sehr oft zerreisse.

Die dritte Frage beschäftigt sich mit der Untersuchung: wie weit die Kräfte des Herzens und das Schlagen der Pulsadern sich in den thierischen Gefäßen erstrecke. Der erweiterte Durchmesser der Arterie sey wegen der Verschiedenheit in den mancherley Thieren, ja selbst in derselben Art, schwer zu bestimmen. Im natürlichen Pulse wurden $\frac{1}{3}$ bis zu $\frac{1}{2}$ des Blutes, zur Ausdehnung der Arterie, das übrige zur Forttreibung desselben angewandt; im geschwinden Pulse, die Hälfte. Kann, wegen Hindernisse, nur $\frac{1}{4}$ des Blutes in die Nerven übergehen; so werden $\frac{3}{4}$ die Arterie ausdehnen, $\frac{1}{4}$ es fortbewegen; und daher wird beym Zusammenziehen der Pulsadern, es geschwinder, also unordentlich sich bewegen: bey einem beschleunigten Durchgange in den Venen erfolgt das Gegentheil.

theil. Das Pulsiren erstreckt sich desto weiter, jemehr von dem Blute zu der Ausdehnung der Arterien angewandt wird; und da dies veränderlich ist; so ist die Regel zu allgemein, das Pulsiren erstrecke sich bis auf die Arterien, die $\frac{1}{2}$ Linie im Durchmesser haben. Die Gewalt des Herzens erstrecke sich bis ans rechte Herzohr.

Die letzte Frage untersucht, mit welcher Geschwindigkeit das Blut in den verschiedenen Theilen des Körpers sich bewege. Wenn zwey gleich dicke Röhrchen, (Arterien und Venen) mittelst Haarröhrchen mit einander verbunden werden: so hängt die Geschwindigkeit in den großen Röhren von der Menge der kleinern ab. Ist der Durchschnitt dieser, zusammengenommen, dem von den großen gleich; so ist die Geschwindigkeit aller Orten gleich stark; und wächst, und fällt mit dem veränderten Durchmesser der Haarröhrchen, oder auch mit deren sonstigen, die Geschwindigkeit hemmenden Beschaffenheit. Hierher gehört die Richtung unter einem spitzigen Winkel, mehrere Krümmungen, die verschiedene Länge des Haarröhrchens, und die Enge desselben. Hieraus lasse sich die Geschwindigkeit ohngefähr bestimmen, niemals berechnen: und diese verschiedene Geschwindigkeit giebt der Verf. von vieler und genauer anatomischer Kenntniß geleitet, in den verschiedenen Theilen des menschlichen Körpers an. — Im Ganzen richtet sich die Geschwindigkeit des aus dem Herzen geworfenen Blutes, nach dem Raume, den eine halbe Unze Blut einnehmen kann: und da der Raum im Fortgange der Arterie, der vielen Aeste wegen, immer wächst; so muß auch damit die Geschwindigkeit immer kleiner werden. Die Arterien scheinen zwar das Blut dreymal schneller in Bewegung zu setzen; aber weil sie, zu ihrer Zusammenziehung, dreymal längere Zeit gebrauchen: so bleibt deshalb diese Geschwindigkeit mit der, des Herzens, gleich.

Zuletzt zeigt der Verf. richtig, daß die Einwendungen gegen diese Sätze, aus verschiedenen Versuchen von Haller und Spallanzani, von einer unrichtigen Anwendung derselben auf den gesunden menschlichen Körper herrührten.

D. *Georgii Proschaska* de carne musculari Tractatus, Tab. aen. (VI.) illustratus. Vien. apud Gräffer. 1778. 8. pag. 136.

Jedes Bestreben, das Reich der Wissenschaften zu erweitern, und wo es dunkel ist, es durch einiges, selbst nur dämmerndes Licht, zu erhellen, verdient alle Ermunterung. Der Verf. erhält daher unsern Beyfall, daß er die so dunkle Lehre von der Muskelbewegung, obgleich nur durch Hypothesen, begreiflicher zu machen sich bestrebt hat. Der Werth seiner Meynung wird desto leichter zu erkennen seyn, wenn wir erst den ganzen Grundriß seines Gebäudes vorlegen, und hernach, was dabey zu bemerken seyn möchte, hinzufügen.

Um den Muskel in seine feinsten Fasern zu zertrennen, muß man ihn schlagen und quetschen, bis er breyicht wird, und ihn hernach im Wasser auffangen; so wird er sich in gleich dicke, und wie feine Saiten durchsichtige Fasern zertheilen, welche gegen das Licht gehalten, die schönsten Farben, wie ein Prisma zurückwerfen. Unter dem Vergrößerungsglase sehen sie, wie plattgedrückt aus; so daß sie, nach ihrer breiten Fläche, dreymal dicker scheinen: sonst sind sie von dem einen sehnichten Ende, bis zu dem andern gleich dicke, und laufen neben einander, ohne sich zu verbinden. In einem gekochten sowohl, als rohen getrockneten Muskel entdeckt man, bey dem Queerdurchschnitte, lauter ungleiche, vieleckichte Gestalten; keinesweges cylindrische. Die Dicke der Muskelfasern ist sowohl in verschiedenen Thieren, als auch in den verschiedenen Altern der Menschen selbst, verschieden: bey ihrem ersten Ursprunge sind sie äußerst fein: allein sie nehmen, bis zum geendigten thierischen Wachsthume, immer zu: die kleinsten Insekten haben eben so dicke Muskelfasern, selbst zu Zeiten dicker, als der stärkste Ochse. Die Muskelfaser besteht noch aus kleineren, durch Zellenhaut dicht verbundenen Fäden, die der Verf. Fleischfasern nennt: auch diese sind nicht cylindrisch; ihr Durchmesser verhält sich zum Durchmesser der Blutkugeln, wie 1: 7. Die Anzahl der, zu einer Muskelfaser erforderlichen Fleischfaden ist unterschiedlich: diese scheinen dichte, nicht hohl, und man kann in einem solchen Fleischfaden, selbst durchs Vergrößerungsglas, keine Mehrheit von kleinern Faden entdecken. Die Falten, welche man in den Faserkuln der Muskelfasern entdeckt, entstehen vom zellichten Gewebe, welches zugleich mit den Puls- und Blutadern, und den Nerven, zwischen die Muskelfasern sich schleicht: werden nun diese Theile etwas mehr gespannt; so biegen sie die Fasern so, daß bald einige erhoben, einige niedergedrückt werden; und die zurückbleibenden Spuren davon machen, daß dieselben, auf

ihrem

ihrem dunklen Ende, fakticht, auf ihrer schmälern schlangenartig, und wie aus einer Reihe Bläschen zusammengesetzt, aussehen. Die einfache Muskelfaser zeigt, durch ein Vergrößerungsglas, auf sich mehr oder weniger querstehende zweifache Striche: auch auf dem Fleischfaden entdeckt man etwas ähnliches.

Die Pulsadern gehen durch die gemeinschaftliche Scheide des Muskels, und dessen kleinere Abtheilungen, bis in die Substanz des Muskels, schlingen sich selbst zwischen die Fleischfaden durch, umgeben und begleiten dieselbe ihrer ganzen Länge nach, und durchkreuzen sich zwischen ihnen.

Die Fasern des Herzens sind von den übrigen Muskelfasern darinn verschieden, daß sie sich oft anastomosiren, und sich in eine Art des Netzes verweben: durch diese Vereinigung trifft man in jenem nur ganze Fasciculn von Muskelfasern an, nicht einzelne Fasern, wie in andern Muskeln. — Die Harnblase besteht aus ähnlich verwebten Fasciculn von solchen Fasern. — Im Schlunde finden sich ähnliche Verkettungen, doch seltener, als im Herzen, und der Harnblase. Unter den Fasern des Darmkanals kann man keine besondere Verschiedenheit bemerken.

Der zweyte Abschnitt dieser Schrift trägt die neue hierauf gebaute Theorie vor. Die Faser sey nicht hohl; derhalb fallen alle Hypotheſen, von der Ergießung einer Flüßigkeit in dieselbe, weg. Die Irritabilität erkläre nichts, und belege die Erscheinung nur mit einem neuen Namen. Als einen Grundsatz schickt der Verf. voraus, daß die Blutgefäße sowohl, als die feinern, von stärker zufließenden Säften, in ihrem Umfange vermehrt werden: und wenn dieser Zufluß aufhört; so ziehen sie sich, ihrer Schnellkraft wegen, wieder zusammen. Werden nun die Gefäße, (welche, zwischen den dicht an einander liegenden, Muskelfaserfasciculn, den Muskelfasern, und den Fleischfaden, auf mancherley Art sich durchschlängeln,) ausgedehnt; so müssen die aufgeschwollenen Gefäße die Fasern von einander entfernen, in eine Schlangenlinie sie bringen, und sie also verkürzen: eben dies wird auch von den, sie queer durchschneidenden Gefäßen geschehen. Wird die Masse der Säfte in den Gefäßen vermindert; so stellen sich die Muskelfasern in ihre gerade Linie wieder her.

Um diese Hypothese wahrscheinlich zu machen, sucht der Verf. die Anhäufung der Säfte, bey der Muskelbewegung, und die Ursach derselben zu erweisen. Der Cirkellauf vertheile zwar die Säfte gleichförmig; aber die Anhäufung geschehe aus

andern Urſachen; in vielen Fällen durch einen Reiz; z. B. die Röthe des Auges aus einem hereingefallenen reibenden Theilchen; der Schnupfen von der gereizten Schleimhaut; mehreren Speichel, aus ſcharfen Sachen: eine Röthe der Haut durch die Wärme, durch einen hereingeſtochenen Dorn u. ſ. w. Aber nicht bloß äußerer Reiz, ſondern auch Gemüthsbewegungen können eine Anhäufung der Säfte verurſachen. Dies bezeugt die Schaamröthe, der Zorn, die Freude, die Traurigkeit; auch die Steifigkeit oder Elliprig, und das ähnlichen männlicher Theils, aus bloßen Vorſtellungen. Die Nerven können alſo eine Anhäufung hervorbringen, indem die Pulsadern entweder mehr Säfte zuführen, oder den Abfluß hindern, oder beydes zugleich bewirken *); oder was ſonſt für ein Grund vorhanden ſey; genug, daß die Nerven wirklich durch einen Reiz, oder Leidenſchaften, eine Anhäufung verurſachen können. Da aber nun die Nerven in den Leidenſchaften einen ſtärkeren Einfluß bewirken können: ſo meynt der Verf., auch der bloße Wille der Seele, eine Bewegung hervorzubringen, könne die dazu erforderlichen Nerven in den Stand verſetzen, daß ſie mehr Blut zu den Theilen hinleiteten.

Aus dieſer Vorausſetzung leitet der Verf. (im 3 Cap.) die, von Hallen bemerkten, Erſcheinungen her: die äußerer, deutliche Kraft, welche die Muskeln, ohngeachtet ihrer ſchiefen Einfügung, oft äußern, läßt ſich am ſchwerſten erklären. Wenn man an zwey parallele Stücke ein Gewicht aufhängt, und zwiſchen dieſe einen Keil ſteckt; oder ſie nur mit den Fingern von einander bewegt; ſo werden ſie ſich verkürzen, und das Gewicht heben. Eben dieſes geſchehe mit denen zwiſchen den Muskelfaſern, und Fleiſchfaden durchlaufenden Gefäßen, welche, ſobald ſie nur etwas ſtärker anſchwellen, die Faſern, zwiſchen welche ſie in die Queer durchlaufen, von einander bewegen, und ſie biegen. Die ſtarke Kraft des naſſen Stricks erläutere dies gleichfalls: und der Muskel ſey zur Verkürzung noch weit geſchickter, als der Strick. — Auch laſſe ſich aus dieſer Hypotheſe die Reizbarkeit des ausgeſchnittenen Muskels erklären: denn das Blut fließe nicht ſo leicht aus ihm heraus. Daher würden die gereizten Nervchen die Säfte aus den gröſſern Gefäßen in die kleinſten, die Fleiſchfaden durchſchlingenden, Gefäße locken: wenn die Wirkung der gereizten Nerven aufhöre, ſo würden die Säfte, durch die Federkraft der kleinſten,

*) Herr Winterl behauptet: daß die Pulsadern durch den Reiz von ſelbſt erweitert würden, und mehrere Säfte zuflieſſen.

ſten Gefäße, und der Fleiſchfaden, in die größeren Gefä zurückgetrieben; würden aber durch einen neuen Reiz wied in jene zurückkommen u. ſ. w. Auch in einem zerſchnitten Muskel blieben noch Gefäße, die Säfte enthielten, übrig.

Zuletzt (4 Cap.) hebt der Verf. verſchiedene Schwieri keiten gegen ſeine vorgetragene Lehre. Erſtlich, der gereiz Muskel ziehe ſich plötzlich zuſammen; dahingegen jeder ande gereizte Theil langſamer vom zufließendem Blute roth werd z. B. das Weiße im Auge. Aber, nach dem beſondern Ba des Muskels, könnten ſeine Gefäße im geringſten nicht a ſchwellen, ohne die Faſern zu verkürzen; beym Auge ab wäre vorher ſchon eine große Anhäufung in den ſeröſen Gefä ſen vorhanden geweſen, ehe das Blut hereinträte. Zweytens nach dem Tode könne keine Anhäufung geſchehen; allein o dieſe gleich nicht merklich werde: ſo ſcheine ſie doch in einer ſehr geringen Grade, (der aber zur Verkürzung hinlänglic ſey,) ſtatt finden zu können. Drittens: die Reizbarkeit har ge nicht von Nerven ab, wie man hier doch vorausſetze; abe der Verf. zeigt, daß die Beweiſe jenes Satzes nicht überzeu gend wären.

Dies iſt der ganze Zuſammenhang der Grundſätze de Verf., die viel überredendes haben. Mann kann nicht läug nen, wenn man einmal annimmt, bey jeder Muskelbewegun geſchehe durch die Anhäufung eine Ausdehnung der Gefäße daß dadurch die Verkürzung und Kraft des Muskels begreiflic werden könne: nicht ſo wohl aus den Gründen, die der Ver angeführt hat; (denn die Potenz des erſten Stricks läßt ſic hier gar nicht anwenden; auch iſt die Verkürzung deſſelbe lange nicht ſo beträchtlich, als wir ſie bey Muskeln finden; ſondern vielmehr aus andern hydrauliſchen Grundſätzen. Nac dieſen wirken die in Röhren eingeſchloſſenen Flüſſigkeiten a jeden Theil ihrer Fläche, mit der Kraft, womit ihre Grun fläche gedrückt wird. Daher würde denn ein Gefäß, welch durch die Anhäufung mit einer Kraft = 10 ausgedehnt wü de, die Muskelfaſern, die es in 100 Stellen berühren ſo zuſammengenommen mit einer Kraft = 1000 biegen. Alle die Vorausſetzung einer Anhäufung in den Gefäßen iſt viel Schwierigkeiten ausgeſetzt. Es iſt noch nicht erwieſen, erſ lich, daß in den Muskeln bey ihrer Wirkung eine Anhäufun in den Gefäßen geſchehe; zweytens, daß die Seele eine ſo che partiale Anhäufung auf ihren Willen bey jeder Bewegu hervorbringen könne, ob es gleich bey einer Leidenſchaft g

schieht, wo aber immer auch die Anhäufung allgemeiner ist. Drittens geschieht auch diese letzte Anhäufung für die Muskelbewegung zu langsam: nicht in demselben unbemerklichen Augenblicke, daß das Unschuld beleidigende Wort gehört wird, entsteht die Schaamröthe; noch, auf das kaum gehörte Verlangen der physischen Liebe, schwellen gewisse Theile auf, die doch, bey der Muskelbewegung, zwischen dem Willen der Seele und dessen Ausübung, nicht der kleinste Theil der Sekunde bemerklich ist. Viertens, wenn auch die freywillige Muskelbewegung sich hieraus herleiten ließe; so ist doch die auf den Reiz erfolgende, bey unterbundenen Nerven, oder ausgeschnittenen Muskeln, aus der gegebenen Erklärung, nicht begreiflich. Diese Wirkung müßte bloß mechanisch seyn: und wenn der Verf. (S. 80.) sagt; es lasse sich nicht bestimmen, wie die Anhäufung der Säfte durch die Nerven geschehe; genug, daß es gewiß sey, sie geschehe; so erklärt er nicht mehr, als der große Haller durch seine Reizbarkeit, den er darum tadelt, und über den er doch deshalb, auf eine, nicht ganz anständige Art, (S. 69.) durch Anspielung auf des Moliere Doktorexamen, lächelt. Die Schwierigkeiten nicht zu gedenken, daß das Blut, welches nach dem Tode so schnell stillsteht, doch noch in den Muskeln, einige Zeit hernach (S. 94.) aus den größern Gefäßen in die kleinern, aus diesen wieder in jene zurück, sich öfters begeben, die Verkürzung bewirken soll. Aus gleichem Grunde soll sich auch der ausgeschnittene gereizte Muskel zusammenziehen; allein wenn sich in diesem, die Säfte aus einem Orte in den andern anhäufen sollen; so müssen sie doch einen Ort verlassen, und in diesem könnte alsdenn keine Zusammenziehung entstehen, da sich, nach der Erfahrung, doch der ganze Muskel verkürzt.

Recensenten scheint daher der, bey dieser Schrift angewandte, besonders anatomische Fleiß, die witzige Scharfsinnigkeit, die vielen guten gelegentlichen Bemerkungen des Verf. allerdings lobenswerth: allein, wenn er die berührten, und noch einige andere, sich selbst ergebenden Einwendungen nicht hebt; und das möchte schwer halten: so sind wir doch, bey alle dem, in der Begreiflichkeit der Art der Muskelbewegung nicht viel weiter.

D. Fr. Gebh. Theod. Gönners Einleitung in die Pathologie. Berl. bey Lange. 1778. gr. 8. 676 S.

Diese

Diese Einleitung ist ein vollständiges, und (fast zu) weitläuftiges Lesebuch für die allgemeine Pathologie. Der Plan ist sehr ähnlich mit dem vom Hrn. Gaubius; wie der Verf. auch in der Vorrede selbst anzeigt. Nach der Einleitung handelt er die allgemeinste Pathologie, eine Art der Metaphysik dieser Wissenschaft, ab; darauf die Lehre von den Krankheiten überhaupt. Die Nosologie. Im 1 Abschn. lehrt er die Krankheiten der festen Theile, also den widernatürlichen Zustand des Zusammenhangs der Gefäße, der Kräfte, der zusammengesetzten Theile, oder der Werkzeuge. Der 2. Abschn. zeigt die Krankheiten der flüssigen Theile; die verdorbene Mischung der Säfte überhaupt, besonders des Milchsafts, des Bluts und der Absonderungen: auch das fehlerhafte Verhältniß gegen die festen Theile, in Betracht ihrer Menge oder des besondern Orts, den sie einnehmen; oder in Rücksicht auf ihre Bewegung, woraus denn die Geschwülste entstehen. Darauf folgt die Aetiologie: die Ursachen der Krankheiten liegen in der Atmosphäre, in der Speise und dem Tranke, in der Bewegung und Ruhe, in der unregelmäßigen Wirkung der Seele, im Schlafen und Wachen; im verdorbenen Verhältnisse der Ausführungen; in den schädlichen Bedeckungen des Körpers, und in der nachtheiligen Einwirkung anderer fremder Körper, besonders der Würmer, unrechter Arzneyen, der Gifte der Ansteckung; endlich in den angebohrnen, oder bey der Geburt erhaltenen Neigungen zu Krankheiten. Die Symptomatologie trägt die Zufälle des Blutumlaufs, des Athemholens, der Sinne, der willkührlichen Muskelbewegung, des Schlafs, des Darmkanals, der Harnwege, der Geburtstheile, und endlich noch einiger widernatürlichen sinnlichen Beschaffenheiten, vollständig vor. Den Beschluß machen die zufälligen Unterschiede der Krankheiten.

Man kann dieses ganze Buch als eine weitläuftigere Auseinandersetzung der vom Gaubius vorgetragenen Lehren, ansehen, die der Verf. auch durch beygebrachte Beyspiele aus andern Schriftstellern, (welche aber nicht genau genug citirt werden,) erläutert; jedoch aber jenem großen Mann mit eigener Ueberlegung nur folgt, und zu Zeiten, nicht ohne Grund, von ihm abgeht. Der größern Ausführlichkeit des Werks ohngeachtet, bedarf es doch einer weitern mündlichen Erklärung für den Anfänger. Denn die sehr langen Perioden, in welchen so viele Zwischensätze eingedrängt sind, (die dem Ganzen ein so gelehrtes, tiefgedachtes Ansehen geben,) machen in vie-

sen Stellen den Sinn dunkel, und nicht ohne besondere Anstrengung verständlich. Neue Entdeckungen kann man hier nicht erwarten; doch hat der Verf. einige, ihm eigene Hypotheſen, z. B. S. 649: Daß durch den mit der Luft zugleich eingeathmeten Aether (der dem Blute beygemischt werde,) die Fähigkeit entstehe, durch das Reiben Wärme zu erlangen. Aber dieſer Aether müßte doch durch die Gefäße durch, in das Blut gehen; und kann er die Körper durchdringen, so brauchts zur Mittheilung keines Athemholens. Auch ists nach Priestley wahrscheinlich, daß in den Lungen vielmehr ein phlogistischer Proceß vor sich gehe. Er glaubt auch, daß die Nervenkraft von den festen Theilen der Nerven sich herleiten lasse; doch hat er die Einwürfe aus der Schnelligkeit der Muskelbewegungen und Empfindungen, die eine (wahrscheinlich elektrische) Flüßigkeit nothwendig zu machen scheint, nicht befriedigend gehoben.

Recenſ. wird bey den mannichfaltigen guten Kenntnissen des Verf. mehrere Arbeiten gern lesen, besonders wenn er seine Begriffe mehr entwickelt, und eine gefälligere Schreibart wählt; die öftern Sprachfehler lassen sich auch leicht vermeiden.

Ns.

Ueber die Hypochondrie, Dresden 1777. bey Hilschern, 113, S. in 8.

Das Werk ist nicht sowohl für Aerzte, als für hypochondrische Layen geschrieben, derowegen wird man eben nichts neues darin erwarten. Der V. verfolgt die Ursachen dieſer Krankheit vom Anfange an, sucht den ersten Grund in der Gesundheit der Eltern. Für unsre Zeiten ganz wohl passend ist dasjenige, was er von dem Einflusse der körperlichen und vorzüglich der Seelenerziehung sagt, die freylich bey uns so ist, daß sie zu Nervenkrankheiten disponirt. Wir denken freylich auch oft, daß die Lectür, die nicht zum Zwecke hat die Seele zu bereichern, sondern die Empfindung zu fassen und in tausend Gefühlen hinzuschmelzen und zu überspannen, körperlich und moralisch schädlich sey. Werthers Leiden seyen eine gute Beschreibung eines Hypochondristen, freylich wohl nur einer besondern Art, und das sey ein duldender Gesichtspunct für dieſes Buch. Es dünkte uns sehr gut, wenn es von vielen wäre aus dieſem Standorte angesehen worden; es hätte alsdenn gewiß

weit weniger geschadet; aber unsre empfindelnde Welt hielt das arme Geschöpf nicht für schwach, sondern für stark, nicht für einen Kranken, der Mitleid, sondern für einen höchstgesunden, der Nachahmung verdienet. Hysterie sey einerley mit Hypochondrie: das Uebel nimmt doch wegen der verschiedenen Naturen gemeiniglich etwas andre Gestalt an; Hysterie war zu allen Zeiten häufig, Hypochondrie sey jetzt in Deutschland häufiger. Gegen das schädliche Einschnüren des Frauenzimmers, das aus dem schön gebildeten menschlichen Körper die Gestalt einer Wespe macht; es ist doch auch nicht so arg mehr damit, wie vordem. Die Heilart des Uebels ist so ohngefähr wie gewöhnlich, aber kurz, weil der V. seinen Hypochondristen erlauben will, sich selbst zu behandeln; die Hinwegräumung der wahrscheinlichen Ursachen ist der wichtigste Punkt in der Heilung des Uebels: nur schlimm, daß z. B. ein Gelehrter es nicht in seiner Macht hat, die Anstrengungen des Geistes, zu unterlassen, die eine der wichtigsten Ursachen der Hypochondrie ist. Unter die Rubriken: Ursachen der Hypochondrie, Beschreibung der Hypochondrie, Hysterie, und viertens, Behandlung der Hypochondrie, ist die ganze Schrift geordnet. Wir ahnden, daß unser V., nachdem er zu mehrerer Erfahrung gekommen seyn wird, einst ein guter medicinischer Schriftsteller werden möchte.

Des Freyherrn G. van Swieten — Abhandlung von der Lustseuche, nebst Hrn. Boerhaavens in Aphrodisiacum siue autores de lue venerea vorangesetzter Vorrede. Beydes aus dem Lateinischen übersetzt. Frankfurt a. M. und Maynz bey Varrentrapp, 1777. 1 Alph. 7 Bogen. gr. 8.

Diese Uebersetzung ist für Wundärzte bestimmt, da diesen gemeiniglich die Venerischen zuerst in die Hände fallen, und sie gemeiniglich der lateinischen Sprache nicht mächtig sind. Die Absicht ist ganz gut, und die Uebersetzung wird auch zu dem Zwecke wohl hinreichen; sonst ist sie sehr steif, hat noch ganz die lateinische Gestalt, und ist wegen der Sprache eben so mühsam zu lesen als wegen des Drucks. Es ist bey der Uebersetzung übrigens weiter nichts hinzugethan, als was in obigen beyden bekannten Abhandlungen enthalten ist.

Von

Von dem nämlichen Verfaſſer ſcheint auch folgendes zu ſeyn:

Des Freyherrn G. v. Swieten — Abhandlung von den Blattern, aus deſſen Erklärung der Boerhaaviſchen Lehrſätze genommen, und aus dem Lateiniſchen ganz neu überſetzt. Frankfurt a. M. und Maynz bey Varrentrapp 1777. 316 S. 8.

Und wir fällen das nämliche Urtheil über dieſes wie über das vorige. Für Landpraktiker, die auf Bücher nicht viel wenden können, ſind doch ſolche Ueberſetzungen, wenn ſie auch ſein wohlfeil ſind, nicht ohne Nutzen; könnte es dabey ſeyn, daß ſie wohlgeſchrieben wären, deſto beſſer. Unrichtigkeiten ſind uns beym Anſehen und beym Blättern nicht in die Augen gefallen.

Die Entdeckungen der neueſten Zeit in der Arzneygelahrheit. Erſter Band. 1771. und 1772. Nördlingen, bey Becken 1778. 338 S. in 8.

Eigentlich nicht bloß Entdeckungen, ſondern Lehren, Bemerkungen, Erfahrungen, Verſuche — der Jahre 1770. und 1771. die dem V. wichtig, brauchbar, unbekannt, neubeſtätigt berichtigt ſchienen, ſagt der V. ſey der Inhalt dieſes Buchs. Das Unternehmen des V. iſt allerdings ſehr nützlich; aber es iſt Schade, daß die Bücher nicht alle zu dieſem Zweck ſelbſt ausgezogen ſind, ſondern daß das Meiſte aus Journalen genommen iſt, die zum Theile nicht die Abſicht haben, die Dinge auf eine ſolche Weiſe zu enthalten, wie man ſie hier wünſche. Indeſſen verdient Hr. Goßner, denn er hat ſich unter der Vorrede genannt, dennoch für dieſes Werk Dank, und wir wünſchen allerdings, daß er daſſelbe fortſetzen möge. Die Ordnung iſt gut und es wird leicht ſeyn, was darin zu finden, die Dinge ſind unter ihre verſchiedenen Wiſſenſchaften geordnet. Die denn wieder ihre natürlichen Unterabtheilungen haben. Die große Mannigfaltigkeit von Dingen, die hier zuſammen ſtehen, und die den Aerzten, welche leſen, meiſtens und vielmals umſtändlicher bekannt ſind, läßt uns nicht zu, der einzelnen zu erwähnen.

nen. Allzukurz ist freylich manches, und kann bloß dazu dienen, auf das Buch zu weisen, woraus es genommen ist, und ein Verlangen darnach zu erwecken. Vielleicht kann Hr. G. diesem bey einer neuen Auflage abhelfen. Wir sehen der Fortsetzung mit Vergnügen entgegen.

Vermischte medicinische Schriften, von M. A. Weikard. Erstes Stück. Frankfurt a. M. bey Andreä 1778. 18½ Bog. 8.

Wir haben schon ehemals eine Sammlung medicinischer Schriften, die in lateinischer Sprache von diesem V. herauskamen, nicht ohne ihm unsern Beyfall zu geben, angezeigt, und finden in diesem Bande wiederum vieles, womit wir sehr wohl zufrieden sind; wenn wir gleich auch hie und da anders denken. Im ersten Stück dieser Sammlung sucht der V. zu beweisen, daß Katarrhen, Flüsse, mit einem Worte, alles was man Verkältung nennt, nicht sowohl von unterdrückter Ausdünstung herrühren, als vielmehr daher, daß etwas schädliches aus der Luft durch die Haut in den Körper komme, welches die Unordnungen verursache, die als Folgen der Verkältungen sowohl bekannt sind. Diese Meynung, die der V. hier als neu und ungesagt behandelt, ist es nicht. Es ist schon sonst bemerkt, daß Keil und Sydenham ganz ausdrücklich das Gleiche behaupteten; daß die Luft eigentlich nichts anders als die Versammlung aller von der Oberfläche der Erde und ihren Bewohnern in die Höhe dünstenden Theilchen sey, und daher nach den verschiedenen Gegenden ganz was unterschiedenes seyn müsse, ist gänzlich willkührlich angenommen, und durch keine Beweise von Belang unterstützt, daher wir nicht nöthig haben, diese Meynung zu erwägen. Aber der V. hätte auch nicht nöthig gehabt so weit zu gehen, und soviel unterschiedene Arten von Luft anzunehmen, als es Länder und Zeiten giebt, um die Ursache zu ergründen, warum die Luft nun und hier anders wirkt, als anderwärts oder übermorgen; es kann ja die Ursache vollkommen wohl in den Zumischungen und andern Modificationen liegen; wirkt nicht Wasser das mit Salz gemischt ist, ganz anders, als Wasser mit Sauer, warmes anders als kaltes u. s. w. und gleichwohl ist das Wasser dasselbe. Daß auf der Insel Hilda die ganze Nation einen Catarrh bekomme, wenn ein Fremder darauf anlangt, ist ja

— ein

— ein Mährchen. Wenn es nun aber auch gegründet ist, daß ein Catarrh alsdenn entsteht, wenn eben die Oeffnungen der Haut sich erweitert hatten, und schädliche Theile hineindringen, bevor sie sich durch Verschließung dagegen verwahren können, wie sie immer thun; warum will er denn deswegen das Unterdrücken der Ausdünstung so gleichgültig machen? Es kann kein anderer Grund dazu da seyn, als dieser, daß oftmals ein Surrogat die übeln Wirkungen abwende; daß häufig durch den Harn, oder den Stuhlgang das fortgehe, was durch die Haut weggehen solle. Wenn das nun aber nicht geschieht, wie es zuweilen nicht geschieht? Nun so folgt ein Schweiß. Wenn der aber auch nicht erfolgt? So wird der Mensch zuverlässig krank. Oder, wenn nun die Ausdünstungsmaterie nach den Gedärmen geht, so macht sie ja Durchfall. Ist denn das gesunder Zustand? Und ist der B. gewiß, daß aus solchen Durchfällen, unter gewissen Bedingungen, nie keine Ruhr entstehe? Monetа's Weise die Schnupfen kühl zu behandeln, die wir doch auch schon vorher historisch kannten, läßt sich freylich nicht aus der Ausdünstungslehre erklären; aber eben auch wenn man das Eindringen scharfer Materien in die Haut als die Ursache derselben annimmt, so bleibt man in Verlegenheit; man sollte denken, solche scharfe Materien würden am besten durch die Haut wieder ausgeworfen. Und in der That, wie manche anfangende Verkältung verliert sich nach einem erleichternden Schweiße, im Gegentheile, wie ist die Haut trocken, wenn die Erkältung sich irgendwo auf innere Theile wirft. Uns dünkt dieser Aufsatz sey, von dem sonst scharfsinnigen Verf. nicht genug durchgedacht, doch können wir uns nicht weiter dabey aufhalten. Sonst ist das Nachlesen anderer Schriftsteller über eine Materie, worin man arbeitet, das man hier vermißt, so gar übel nicht, und verdient nicht so verächtlich begegnet zu werden, wie der Verf. thut; es giebt eine Art mit Wahl und Beurtheilung gelehrt zu schreiben, wofür man dem Schriftsteller sehr zu danken hat, und die ganz etwas anders ist, als das Citiren der Universitätsmänner.

Der zweyte Abschnitt dieses Werks ist überschrieben; Beobachtungen, davon wir die wichtigsten erwähnen wollen. 1) Ein doppeltes Quartanfieber bey einem Frauenzimmer im fünften Monathe der Schwangerschaft, wurde vermittelst eines auf den Unterleib gelegten Cataplasma aus China, und dem doch auch neben dem innerlichen Gebrauch desselben Mittels, von ihrem Uebel geheilt. Bäder schienen wieder neue Fieberanfälle

anfälle bey zwo Personen zu erregen. II) Ein 80 jähriger Greis, der wegen Augen- und Ohrenschwäche Bisam nahm, spürte davon eine solche aphrodisische Kraft, daß er auch thun konnte, was er seit langer Zeit nicht mehr that, und sein Glied, was er nächstens schon ganz verschwinden sehn zu müssen, glaubte, nahm seine erste Größe wieder an. IV) Eine Geschwulst, sehr wahrscheinlich von versetzter Milch. Meckel habe dergleichen nicht zugeben wollen, doch könne man es schwerlich läugnen; uns dünkt die Sache auch ausser Zweifel. VII) Falks balsamisches Mittel, das er so sehr gegen die Ueberbleibsel venerischer Krankheiten anpreißt, that doch auch wirklich dem V. in verschiedenen Fällen wesentliche Dienste. VIII) das Sinnberger Wasser bey Bruckenau im Fuldaischen, sey zwar ein leichtes geringhaltiges Wasser ohne Eisen; (es scheint uns fast wie das zu Pfeffers in der Schweiz, welches man in großer Menge trinken kann;) es thue aber bey empfindlichen Nerven dennoch sehr wohl, und sonderlich den fetten Hypochondristen, denen die Stahlwasser schon zu stark sind; wie dem V. selbst. IX) Es war der Rath eines Bauren, einem Wassersüchtigen Camillenöl auf den Wirbel und die Schläfe einzureiben; es erfolgten wässrige Stühle darauf, und einmal ward das Uebel wirklich darauf gehoben; es wäre sonderbar und sehr wichtig, wenn sich diese Wirkung bestätigte. X) Das Mouffersche Mittel treibt doch den Bandwurm nicht so ganz zuverlässig ab, und er hat sich auch zuweilen wiederum nachher spüren lassen. Der Verf. sah einst einen abgehen, als der Kranke einige Tage Meerzwiebelhonig, und darauf eine Abführung aus Jalappenpulver, Sedlitzer Salz und Manna mit Syrup genommen hatte. XII) Pastinakwurzeln sollen dadurch, daß sie den Winter über im Lande stehen bleiben, eine giftige Eigenschaft erhalten, da sie denn genau wie Schierling wirken; der Verf. hat hier ein solches Beyspiel erzählt; aber dennoch können wir nicht daran glauben, daß ein sonst so völlig unschuldiges Gewächs aus einer solchen Ursach sollte giftig werden können; vielmehr halten wir es weit wahrscheinlicher, daß die ungeschickte Köchinn eine Schierlingswurzel unter das Gemüße kommen ließ. Jedermann hält die Pastinacken am wohlschmeckendsten, die den Winter über in der Erde gestanden haben, folglich werden sie sehr häufig genossen, und warum sollten sie nur so selten giftig seyn? Wir kennen einen Mann, der einen ähnlichen Fall erlebt hat, wie der Verf., er erzählt ihn mit Schauder, und schwört, daß die Pastinaken giftig

sind,

sind, ob er gleich täglich zwanzig tausend Menschen um sich her ohne Schaden davon essen sieht. XIV) Ein Viehsterben 1775. zu Hammelburg im Fuldaischen, das nur die eine Heerde betraf, entstand augenscheinlich von dem faulen Wasser, welches diese Heerde hatte; aber demohngeachtet wollte man das Uebel lieber auf übernatürliche Ursachen schieben, die angegebene schien zu simpel, man vernachlässigte sie, da sie doch zu haben gewesen wäre.

Es folgt nach diesen Beobachtungen, die der Verf. mit Fleiß nicht zu sehr hat häufen wollen, eine Abhandlung von Schlagflüssen, die nichts geringers zur Absicht hat, als die gewöhnliche Theorie dieser Krankheit übern Haufen zu werfen. Es braucht keinen Druck im Hirn, sagt der V., um den plötzlichen Stillstand hervorzubringen, der bey Schlagflüssen eintritt: es giebt Beobachtungen, wo nichts dergleichen sichtbar war, und wo man vielmehr Ursache hat, zu glauben, daß sich eine unsichtbare Materie auf das Hirn geworfen habe, und die Unordnung verursache. Wir glauben auch, und habens sonstwo langst behauptet, daß es auch andere unsichtbare Ursachen der plötzlichen Todesfälle gebe; aber wir halten uns dennoch nicht berechtigt, darum mit dem Verf. den blutigen Schlagfluß für ganz und gar chimärisch anzugeben. Der Verf. wird doch nicht läugnen, daß es Unregelmäßigkeiten im Umlaufe des Blutes gebe, und daß sich das Blut mit Heftigkeit nach dem Kopfe drängen könne, wie nach andern Theilen, und seine Gefäße zerreiße. Wir haben selbst einen Fall gesehen, den wir zu seiner Zeit mittheilen werden, wo eine Congestion nach der Leber ganz ohne Zweifel einen plötzlichen Tod, wenn man will, einen Schlagfluß, denn dem waren alle Zufälle ähnlich, verursachte. Eben so sollte es auch nach dem Kopfe möglich seyn, und ist es gewiß: daher sehen wir ungern, daß Tissot mit seinen gegen den blutigen Schlagfluß gerichteten Rathschlägen hier angegriffen ist. Unrichtig sagt der V. diejenigen, von denen man sagt, sie seyen zu Schlagflüssen disponirt, seyen gerade vielmehr zur Gicht geneigt; denn aus einer verirrten Gichtmaterie u. dgl. möchte der V. gern alle Schlagflüsse herleiten. Wer einen großen Kopf, rothes Gesicht, kurzen Hals und Anschein von Vollblütigkeit hat, und dabey von einem heftigen Temperamente ist, von dem sagen die Aerzte, er habe habitum apoplecticum: was hat aber dieses alles mit der Gicht zu thun? Bey dem allen können ja dennoch die Ursachen der unregelmäßigen

sigen Circulation im Unterleibe sitzen, und Brechmittel, und andere dahin wirkende Dinge, können dabey nützlich seyn.

Der gröſte Theil dieſes Bandes, faſt zwey Drittel deſſelben, wird von einer Abhandlung über die Nervenkrankheiten angefüllt. Sie iſt ohnſtreitig ſehr wohl gedacht, und mit vieler Beobachtung geſchrieben; wenn wir gleich nicht in allen Stücken mit dem Verf. gleicher Meynung ſind. Sehr richtig beantwortet der V. die Frage: warum zu unſern Zeiten die Nervenkrankheiten häufiger als vormals ſind? damit, daß unſere heutige Erziehung und Lebensart lediglich daran Schuld ſey. Die Sache iſt unleugbar. Unſer Nervenſyſtem iſt ſchon bey der Geburt empfindlicher, als bey unſern Vorfahren, wegen Schwäche unſrer Eltern; die ganze gewöhnliche Erziehung (denn an einigen Orten fängt es jetzt an der gute Ton zu werden, die Kinder, wie man ſagt, auf engliſch, das iſt härter, kühler, mit mehr Bewegung des Leibes, mit einem Worte zu ſtärkern Menſchen zu erziehen) iſt völlig dazu gemacht, dieſe Eigenſchaft zu vermehren. Das ſtete Sitzen, das dem Naturtriebe der Kinder ſtraks zuwider iſt, das frühe Lernen, die vielfältigen Verzärtelungen, was können die wohl anders wirken, als die Schwäche des Kindes dem Jünglinge mit Zugaben zu überantworten. Wohl ſagt der Verf. „alsdenn erwachen die Leidenſchaften, welche bey zarten Nerven am kräftigſten wirken. Hier will es die Mode, Romanen, und andere gefühlvolle Schriften zu leſen, wodurch man mehr Weichling oder fühlender Menſch wird.“ ..... Das wäre nun wohl zweyerley; richtiger iſt das Folgende: „... Auch das, was man verfeinerte Sitten (ſoll wohl Menſchen heiſſen) nennt, ſetzt voraus, daß wir empfindlicher, gefühlvoller, und alſo ſchwächer ſind.... Die Frau vom Stande enthält ſich allen gröbern Arbeit, ſie iſt im Hauſe mit ihrem Putze, mit ſpielen und mit coquettiren beſchäftigt.“ — (Es iſt wahr, unſere Damen bringen faſt den ganzen Winter mit Sitzen zu, des Vormittags am Putztiſch, des Nachmittags in Geſellſchaft, die die meiſten nicht einmal mit Vergnügen beſuchen; ſondern weil es die Mode will, und gegen Abend (wir haben es ſchon einemahls geſagt) ſtärken ſie ſich mit — Thee. Was kann aus einer ſolchen Lebensart werden, wobey alle Muſkeln und Nerven erſchlaffen? Doch nein! man giebt ſich auch im Winter Bewegung, aber aus der groſſen Ruhe aller Organe ſetzt man auf einmal alles in den ſchrecklichſten Tumult, und

tanzt fünf, sechs und mehr Stunden hintereinander weg, und bewegt denn in acht Tagen wieder fast nicht den Fuß. —

„Wenn eine Frau, fährt der V. fort, schön, oder gesellschaftlich angenehm ist: so wissen die artigen Herren immer ihr Nervensystem in Unruhe, in gewisse Schwingungen zu bringen, da sie durch Scherz (?), Liebesanwerbungen und andere schöne Sachen, die gute Dame allezeit im Feuer erhalten. Hieraus folgen .... tausenderley Unruhen, die den Geist und Körper angreifen. Der herrschende Ton will einmal, daß man Cour mache und machen lasse. Hierdurch werden die Nerven beyder Geschlechter in vielfältige Bewegungen gesetzt, und es entsteht natürlicher Weise ein Schwarm von Gemüthsunruhen.“ Je gefühlvoller man unsere Generation gemacht hat, destomehr hat man sie allerdings auch den Wollüsten näher gebracht, die nur der lebhafteste Einbildungskraft sich zu bemeistern brauchen, um dann den ganzen mobilen Menschen in ihrer Gewalt zu haben. Der Luxus macht einen schwereren Hausstand, und viel unbefriedigte Wünsche. Wenn man alles dieses zusammennimmt, und etwa noch die vielen warmen Getränke dazu, und sonst noch manche unsrer Zeit eigene Abweichungen von der Natur, wie kann man sich denn über unser nervenkrankes Zeitalter wundern?

Der V. giebt folgends eine Beschreibung der Nervenkrankheiten, theils durch Erzählung einiger Krankengeschichte wahrer Nervenkranken, worunter des Verf. eigene mit vorkommt, die allerdings sehr hieher gehört, um die der Rec. den V. herzlich bedauret, um so mehr, da er selbst das nämliche und vielleicht in einem noch höhern Grade empfunden hat; theils durch Anzeige der einzelnen Zufälle, die er nach den Theilen des Körpers vom Kopfe an durchgeht, und wohl beschreibt. Dieser Zufälle sind hier nun freylich ziemlich viel, und die hauptsächlichsten angegeben, sonst aber bey weitem nicht alle, und ein jeder wahre Hypochondrist wird noch ansehnliche Zusätze zu machen haben. Merkwürdig war es, daß auf den Gebrauch elektrischer Stöße, womit man einen geringen Grad von Nervenbeschwerden heilen wollte, das Uebel mit großer Heftigkeit ausbrach; der V. setzt hinzu, man möge daraus schließen, daß **Brydone** Recht habe, wenn er will, daß Nervenkranke eher elektrische Materie erhalten als verlieren müssen.

Nun kommen wir zu der Theorie des V. über die nächste Ursache der Nervenkrankheit, über die er sehr umständlich und

mit

mit vielem Scharfsinne schreibt. Er nimmt eine eigene Materie an, die die Nerven quält, und alle die Unordnungen im Körper hervorbringt, die wir zusammengenommen Nervenkrankheit nennen. Wir haben uns, in vielen, nicht in allen Fällen, allerdings dieses Uebel immer auf ähnliche Weise gedacht, nämlich so, daß die Nerven dabey ihre Kraft und Wirksamkeit auf gewisse Weise verloren hätten, so daß sie im Stande waren, diejenigen fremden Dinge, die sie reizen, wie es in ihrem bessern Zustande geschieht, von sich wegzustoßen, und entweder unmittelbar aus dem Körper zu schaffen, oder nach andern Theilen zu verweisen, wo sie nach und nach hinausgehen. Die kleinen darneben vorhandenen Uebel von Verdauung, Blähungen u. s. w. waren dann außerdem. Nun aber hatten wir nie darauf gedacht, für jene die Nerven quälende Materie nur eine gewisse anzunehmen: wir dachten, alles, was in den Säften unrecht ist, und auf die Nerven wirken kann, mache Nervenkrankheit. Aber unser V. nimmt dazu eine Materie an, die er einerley Ursprungs mit der Gicht hält, und sie eine unreife Gichtmaterie nennt. Er sucht seine Meynung, wie gesagt, sehr scharfsinnig, zuweilen nur etwas künstlich, aus der Aehnlichkeit der Anlagen, der entfernten Ursachen und der Endigungen beyder Krankheiten zu beweisen. Wir können dem V. hier nicht durch alle seine Gründe folgen, es würde uns viel zu weit führen, und wir müssen uns bloß begnügen, einige Einwendungen zu machen.

Zuerst ist es ein Resultat, das aus unsern Beobachtungen nicht folgt, daß alle Nervenkranke auch Anlage zur Gicht haben. Uns sind Personen bekannt, die an den Nerven schwerlich leiden, und bey denen wir nicht die geringste Ursache haben, Anlage zur Gicht vorauszusetzen, bey denen die Verdauung im höchsten Grade vollkommen ist, und wo alle Säfte, soweit man sehen kann, völlig frey und ungehindert circuliren, und so gut beschaffen sind und wirken, wie sie müssen. Andere, die auf jede Verkältung nie einen Schnupfen oder Husten bekommen, sondern jedesmal alle Arten von Krämpfen, Aengste, Schmerzen, Schwermuth und Eingenommenheit des Kopfes, welches sich alles auf einen erquickenden Schweiß verliert, und die sich trefflich wohl befinden, wenn sie einmal einen Schnupfen haben. Bey vielen scheint es eine äußerste Kleinigkeit zu seyn, was große Plagen in den Nerven erweckt; zuweilen findet man einen, der gestern sehr elend war, heute recht wohl, und wenn man zusieht, so hat er einen kleinen

Ausschlag am Mundwinkel, oder ein Paar Finnen im Gesicht oder auf dem Rücken; ohne Zwang kann man das denn doch nichts gichtisches nennen. Wie wird man auch aus einer Wirkung der Gichtmaterie die plötzlichen Nervenzufälle erklären, die bey disponirten auf moralische Ursachen zu einer Zeit entstehen, wo sie völlig von allen dergleichen frey waren? wie die Besserung von dieser Art von Krankheit mit dem Aufhören der moralischen Ursachen, die sie hervorbrachten und unterhielten? Hörten etwa die Säfte auf, Gichtmaterie zu erzeugen, da der Gram, oder was es denn war, aufhörte?

Es hat uns immer geschienen, die entfernte Ursache der Nervenkrankheiten liege in irgend einer Entkräftung der Nerven, am meisten durch Leidenschaften, aber auch durch Wollust, durch Anstrengung des Geistes, durch Blutverlüste, nicht durch körperliche Ermüdungen (Fatiguen); auch sieht man aus Feldzügen keine Nervenkranke, ohne besondern Anlaß, zurückkommen. Wo diese Nervenschwäche da ist, da bringt jedes, was im Körper unrecht ist, die Unordnungen hervor, die wir Nervenzufälle nennen; und zwar nicht verdorbene Verdauung, nicht Säure, nicht Gichtmaterie, nicht Verkältung, nicht Schleim allein; sondern ein jedes von ihnen kann es thun und thut es, bey diesem das Eine oder mehr das Eine, bey andern ein Anderes, und denn sind noch außer diesen Ursachen funfzig andere, wie in jeder Leidenschaft, in dem, was den Sinnen unangenehm ist, die eben das thun, was Verkältung und Gichtmaterie in andern Fällen oder zu andern Zeiten thun. Nach einer längern Dauer der Krankheit gesellen sich ohne Zweifel denn noch andere Fehler hinzu, die das Uebel unterhalten, und besondere Hülfe erfodern; daher werden zuweilen Nervenbeschwerden durch auflösende Mittel gehoben.

Man sieht schon aus dem obigen, daß wir also mit der Strenge des V. in Auswahl seiner Mittel nicht zufrieden seyn werden. Aber wir könnten es auch nicht, wenn wir alle Theorie beyseite setzen. Wir haben gesehen, daß einige sich auf den Stahl gebessert haben; andere, die sonst nichts leiden konnten, befanden sich erträglicher auf den langfortgesetzten Gebrauch der Fieberrinde, und unter diesen ist der Recensent selbst; andere haben schon zwiel Galle, und brauchen weder bitteres noch absorbirendes, aber das saure Elixir bekommt ihnen wohl; wieder andere bedürfen erweichender Bäder, und der ganzen Pomme'schen Methode. Wir würden daher, laut der Beobachtung zu folge, dem Kalkwasser nicht ganz so

viel

viel einräumen als der V., ob es gleich allerdings seine Fälle hat, und zwar hauptsächlich bey den Leuten, die wir Magenhypochondristen nennen möchten, wo nämlich die schlechte Verdauung, und hauptsächlich die Neigung zur Säure, die Ursache der Nervenbeschwerden ist. Doch wir zweifeln keinen Augenblick, wir würden uns über alles bald mit dem trefflichen Verf. verstehen. Bey der Lebensordnung, die er vorschreibt, können wir wenig erinnern. Nur die Fleischdiät gefällt uns nicht; Falconer, dünkt uns, sagt sehr wohl, der Magen des Menschen im gesunden Zustande erfordre Vermischung, die Abweichung davon werde ein kränklicher Körper am wenigsten ertragen. Die rohen Austern, wenn sie sehr frisch sind, halten wir auch für eine gesunde Speise, dennoch aber stoßen sie einigen Personen sehr auf; ein jeder hat seinen Magen, und muß dergleichen ausproben.

Wo der Kern so gut ist, da bekümmert man sich nicht so viel um die Schale; sonst würden wir an der Sprache des Verfassers, und zuweilen an seiner Art witzig zu seyn, etwas aussetzen. Die Gegend, wo der V. lebt und auferzogen ist, macht hierin vieles wieder gut; sonst, wem, der nur ein wenig Geschmack hat, werden dergleichen Ausdrücke, wie S. 9. „so viel ich armer sündiger Mensch von der Luft zu urtheilen weiß," nicht übel in die Ohren gellen? Zuweilen ist der Witz weniger von einer so subalternen Art; aber überhaupt, wo von ernsthaften Wissenschaften die Rede ist, da kann man des Scherzes wohl entbehren; aber wer wirklich Witz hat, kann sich dessen dabey leicht enthalten, und braucht deswegen dennoch nicht trocken zu seyn.

Index in *Philippi Ambrosii Marherr* .... Praelectionum in Boerhaave institut. Medic. Tomos tres, res notatu maxime dignas ... exhibens ... a *Iac. Voogen van Engelen*, M. D. Lugd. Bat. sumpt. Societ. 1777. 11 Bog. groß 8.

Das Werk ist zu seiner Zeit (im XXIV B. 2.) von uns angezeigt worden; durch diesen Index nun wird dasselbe allerdings brauchbarer.

XX.

Ueber einige Verbeſſerungen der Mittel, die Geſundheit der Seeleute zu erhalten. Eine Vorleſung in der Londner Soc. der Wiſſenſch. von dem Präſidenten Sir John Pringle. Aus dem Engl. überſetzt von D. Wichmann. Göttingen, bey Dietrich. 1777. 76 S. in 8.

Dieſe kleine wohlüberſetzte Schrift enthält die nunmehr ſchon faſt allgemeinbekannten Mittel, deren ſich Cook auf der letzten Reiſe bedient hat, die Geſundheit ſeines Schiffvolks zu erhalten. Feuer unten im Schiffe hielt, theils auch vermöge des Rauches, die Luft zwiſchen dem Verdecke rein; er ſorgte dafür, daß das Volk trocken gekleidet war. Der ſaure Kohl, die eingetrocknete Fleiſchbrühe, und hauptſächlich der Malztrank, hier ſüße Würze genannt, hatten ihr großes Theil daran. Auf einem ſo beſonders wohl ausgerüſteten Schiffe ließ ſich vieles thun, was bey andern unmöglich wäre. Daß das Eis im Meere ſüßes Waſſer gebe, iſt keine ſo neue Entdeckung; die Hamburgiſchen Straßedavisfahrer wußten dieſes ſchon vorlängſt.

Wr.

Gedanken über die veneriſchen Krankheiten, von Dr. Leppentin. Hamburg, 1778. 12. bey Schniebes. 46 Seiten.

Der Verf. iſt ein Feind von Quackſalbern, und ohne Zweifel hat einer derſelben dieſe Gedanken veranlaßt. Queckſilber ſey bisher bey vernünftiger Anwendung das einzige Mittel; doch ſchade es nicht, noch beſſere zu ſuchen. Die Natur des veneriſchen Giftes ſey uns unbekannt, und die ſchönen Ausdrücke oder Kunſtwörter von Salzſauer ꝛc. dienen nicht zur Erklärung; aber deswegen ſey nun nicht alles zur Arzneywiſſenſchaft gehörige ungewiß. Kepler, Newton, Euler, ꝛc. haben nützliche Entdeckungen am Firmamente gemacht, ohne eben zu wiſſen, was die Himmelskörper für eine Natur haben, oder wie ſie gebauet ſind. Die Trüglichkeit der Jatromathematiker. Die vielen angerühmten Mittel, wider dieſe Beſchwerden haben Beutelſchneiderey erſonnen, und zur gründlichen

chen Cur des venerischen Uebels gehöre also auch mehr als Empirie eines unwissenden Arztes.

Gründliche und auf Beobachtungen gestützte Untersuchung der Beschaffenheit und Krankheiten der Zähne, von H. G. Courtois — Aus dem Franz. Gotha, 1778. 204 S. in 8.

Sollte einer oder der andere Leser, der dem Titel nicht widerstehen kann, diese **gründliche Untersuchung** kaufen: so rathen wir wenigstens, das Buch nicht planiren zu lassen. Original und Uebersetzung sind so voller unerträglicher Dinge, daß wir uns die Bequemlichkeit machen müssen, ohne großes Urtheil, einige derselben cursiv drucken zu lassen. Wer von **Hunters** Arbeit über diese Materie schon etwas gelesen hat, der müßte nach Ananas, Appetit zu Kartoffeln haben, wenn er diese Schrift lesen wollte. **So wie das Blut, wenn es zur Entzündung geneigt ist, einen entzündeten und mit Blut vermischten Bodensatz kann verursachen,** ꝛc. S. 33. **Das Studiren der Zergliederungskunst ist wesentlich. Da ich nicht willens bin, von dem Theile der Zähne eine Abhandlung zu geben. Zu einem weitern Alter gelangen.** Rühmlich ist doch noch die Bescheidenheit des Verf., obgleich in der Uebersetzung närrisch, daß er sich **unfähig empfindet,** — ein Schriftsteller zu werden. Doch noch einige Merkwürdigkeiten! Die wichtigste ist, daß der Verf. einen Pelican erfunden hat, wovon hier ein Kupfer beygefügt wird, und der seinen Nutzen haben mag, und von der Paris. Akad. gut befunden worden ist; er hat auch beynahe 30jährige Uebung. Das Werk ist größtentheils durch einzelne Wahrnehmungen so dick geworden. Er hält S. 119. den Erfolg der Operation, da man einen ausgezogenen Zahn wieder einsetzet, für ungewiß; hat aber doch S. 112. einen solchen Zahn zum 2ten male mit eben so großer Schwierigkeit herausgezogen, als das erstemal.

Quare plerique moriuntur infantes, et eorum, qui adolescunt, quare plures sunt morbosi?

Diss. inaug. N. *Io. Jos. Nehr.* Prag. 1778. bey Gerle. 86 S. in 8.

Der Verf. geht die meisten bekannten Ursachen in einer sehr guten Ordnung durch, scheint auch mit Aufmerksamkeit seine vielen Vorgänger genutzt zu haben; sagt aber wenig neues. Inzwischen schadet es oft nicht, auch bekannte Wahrheiten zu **wiederholen**, und für eine Inauguraldissertation ist die Arbeit zu gut, als daß man sie nicht aus dem großen Haufen aufheben sollte. Man befördert vergebens die Ehen, sagt der Verf., wenn von den Gebohrnen sogleich wieder eine so große Anzahl stirbt, als wirklich genaue Beobachtung und Erfahrung lehret. Aber wenn S. 13. bey der Zahnarbeit der häufig abgesonderte **Speichel in den Gedärmen Unheil anrichten** soll, so scheint der Verf. die Eigenschaft des Speichels nicht recht zu kennen. Das Durchschneiden des Zahnfleisches sey unnütz, weil die Narben nachher einen noch größern Widerstand machen. Er rechnet auch die **Pocken** S. 16. unter die Ursachen der großen Sterblichkeit, und empfiehlt, zu unserer Freude, auch in jener Gegend, die Einpfropfung. Bey einer gutartigen Epidemie von Masern solle man alle Kinder der Ansteckung frey stellen, und umgekehrt, oder sie inoculiren. Wider das Wiegen, wider die Schreckenbilder, eine gewöhnliche Erinnerung.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. **Vierter Band. Erstes und zweytes Stück.** 1778. 382 S. in 8.

Das erste Stück enthält außer **Mahays** von der tödtlichen Verhinderung des Schlingens, die in der Speiseröhre ihren Sitz hat, **van Geems** über eben dieselbe Materie, **Hunters** Vorschläge zur Wiederherstellung solcher Personen, die dem Ansehen nach ertrunken sind, weiter nichts merkwürdiges, als eine Uebersetzung aus **Armstrongs** neuesten Ausgabe seines Werks von Kinderkrankheiten. Die beyden ersten Abhandlungen beantworten die bekannte Preisfrage der Haarlemer Gesellschaft der Wissenschaften. N. sucht die verschiedenen Ursachen dieses Uebels auf, und will sie durch einen an einer Sonde befestigten Schraum genauer bestimmen. Mittel hält er nur in dem

Falle

Falle für anwendbar, wenn verhärtete Drüsen den Grund dazu geben, und empfiehlet alsdenn das Queckſilber ohne Speichelfluß zu erregen. Von der Plenkiſchen Auflöſung hat er doch den Speichelfluß entſtehen geſehen. Mit dem Schierlinge hat es ihm nie gelingen wollen. Der zweyte Aufſatz von **van Geuns** hätte allenfalls den erſten in dieſer Sammlung entbehrlich gemacht. Dieſer geht weit mehr ins anatomiſche Detail, hat feinere Beleſenheit, und die Krankheit überhaupt viel genauer beſchrieben. Er hält die Drüſen am Speiſecanal für unbedeutend und bloß lymphatiſch. Die zarte Jugend ſey von dieſem Uebel frey. **Hunter** glaubt, der Zuſtand eines Ertrunkenen ſey dem eines Ohnmächtigen ähnlich — eine verringerte Lebenskraft, und der Menſch ſey alsdenn noch wieder zum Leben zu bringen, wenn jene noch nicht gänzlich zerſtöret worden. Die Beraubung des Athemholens ſey die erſte Urſache des Aufhörens der Bewegung des Herzens; er will daher mit einem beſondern Blaſebalge durch die Naſe Luft in die Lunge bringen, und dieſer Luft den Dampf von flüchtigem Alcali beymiſchen. Unterdeſſen iſt alles dieſes bloß Theorie, und er hat nicht einen einzigen Verſuch, der den glücklichen Erfolg beweiſe. Das aus dem **Armſtrong** überſetzte iſt alles ſo wichtig, daß wir es hier ganz abſchreiben müßten, wenn wir das Merkwürdigſte mittheilen wollten. Der Sammler überſetzt uns viel aus dem Engliſchen, wir wollen alſo die gegenwärtige Ueberſetzung einmal genauer unterſuchen; ſie iſt, wo wir ſie mit dem bey uns liegenden Originale vergleichen, gewiß nicht ſclaviſch ſondern fließend, aber hie und da ſcheint ſich der V. faſt zu weit davon entfernt zu haben. S. 90. heißt es: **ich kann verſichern, daß ich von dem Gebrauche dieſes Mittels (des Goulardiſchen Waſſers) bis jetzt nicht die geringſte üble Wirkung geſehen habe**, im Originale ſtehet von allem dieſen **verſichern — bis jetzt — nicht die geringſte** — nichts, ſondern bloß: i have used it with very good ſucceſs. An andern Stellen iſt deſto mehr wieder ausgelaſſen, z. E. S. 88. **der Ausſchlag macht zuweilen groſſe Grinde wie die Pockengrinde**, für very large ſcabs, or blotches, a good deal like the ſmall-pox juſt after they are turned. Freylich iſt dies ſchon durch Pockengrind überſetzt; aber mancher verſteht, ſo wie in der Gegend, wo der Rec. ſich aufhält, nicht, was Pockengrind iſt, und daher war Armſtrongs Umſchreibung nicht überflüſſig. Rash würden wir allenfalls auch immer noch im Deutſchen

Rasch gehen, bis wir einen bestimmtern Ausdruck dafür finden. Her eyes fixed and glazed S. 93. ist ganz schlankweg durch: die Augen stunden ganz steif, gegeben; wenn es nicht ein Druckfehler ist, so verstehen wir wenigstens dies nicht, und glazed ist wieder übergangen. Cabbage-leaves, Krautblätter: freylich hat man sauer Kraut, anstatt Kohl, aber allen Kohl Kraut zu nennen, ist sehr uneigentlich. Dispensary hat der V. so wie andre, lächerlich durch Dispensatorium übersetzt. Das Wundseyn der Kinder, sagt Armstrong S. 88. wenn die Haut aufgesprungen, oder abgescheuert ist, kann füglich unter das Kapitel von Rasch gebracht werden, vornemlich wenn man es am Nacken oder hinter den Ohren bemerket, und der Uebers. machet hier aus Rasch den bösen Kopf, welches A. gewiß nicht mit Rash andeuten wollte; chapt ist auch nicht aufgesprungen. Daß dies Wundseyn bey einigen Kindern gesunden werde lange vor der Zahnarbeit, ist auch wieder in der Uebersetzung ausgelassen worden. Von Armstrong sollte aber kein einziges Wort in der Uebersetzung verloren gehen. Wir mögen die Arbeit des Sammlers von dieser Seite nicht weiter durchgehen; aber aus diesen Proben sollte man fast schließen, daß sie ein wenig flüchtig gemacht sey.

In dem zweyten Stück dieses vierten Bandes der auserlesenen Abhandlungen wird die wichtige Arbeit von van Geuns vom verhinderten Schlingen fortgesetzt. Unter dem unzähligen von andern Schriftstellern gefundenen findet er die locale Verdickung und Verhärtung und dadurch verursachte Verengerung der Speiseröhre, besonders des untersten Theils, als nur vorzügliche, mehr allgemeine und sehr einfache Ursachen S. 228. Heißer Thee und Kaffee, zumal, da letztrer jetzt oft unreif und unrein zu uns kommt. In Holland und Friesland, wo der schlechteste Kaffee am häufigsten getrunken wird, sey das Uebel häufiger. Spirituöse Dinge — da das Trinken des Biers und kalten Wassers dort beynahe gänzlich abgekommen. Außer diesem Aufsatze müssen wir die Aufmerksamkeit der Leser vorzüglich auf Hewsons pathologische Bemerkungen über die lymphatischen Gefäße, Lymphe, Eiter und Blut, rege machen. Aber ausziehen oder beurtheilen können wir sie nicht, ohne sie hier ganz herzusetzen, zumal, da sie schon so allgemein bekannt sind. S. 319 folgt ein Auszug aus der französischen Preisschrift über inländische Arzneymittel, die man an die Stelle der ausländischen setzen kann. Es sind besonders Brechmittel und Purgirmittel, und Baumrinden

rinden wider Wechselfieber. Für die Auszüge aus den Haarlemer Denkschriften muß man dem Sammler doppelten Dank sagen, da ein Deutscher dieses Werk selten sehen wird.

Magazin für Aerzte. Herausgegeben, von E. G. Baldinger. Zehntes Stück. 1778. 8.

Den größten Theil dieses Stücks nehmen die beyden übersetzten Dissertationen von **Bergman** zu Upsal, vom **Nickel** und von der **Zuckersäure** ein, die allerdings wegen der Seltenheit der schwedischen Dissertationen hier einen Platz verdienten. **Die Geschichte von einem tödtlichen spasmotischen furore uteri** S. 892. ist mehr eine merkwürdige Leichenöffnung, wo sich in der Leber, dem Gekröse, der Mutter ꝛc. Spuren der Entzündung zeigten, und das Netz zwo verhärtete Drüsen so groß wie Hühnereyer enthielt. Die dazu gehörige Krankheitsgeschichte selbst hätten wir auch so vollständig, als die Section, gewünscht. **Die neuesten Nachrichten zur Naturgeschichte der Rhabarber**, S. 895. größtentheils aus Pallas Reisen, machen es wahrscheinlich, daß nicht allein das Rheum palmatum die ächten Wurzeln liefere. **Etwas zur Geschichte des innern Gebrauches des Queckſilbersublimats, aus Gmelins** Reise durch Rußland. S. 901. Er ist viel länger gebraucht worden, als man gemeiniglich glaubt. **Ueber das so genannte neue americanische Specificum wider das Podagra.** S. 904. Es sey kein neues Mittel, und habe vor vielen ähnlichen keinen Vorzug. **Etwas über die Einpfropfung der Blattern**, S. 911. sollte eigentlich eine Erläuterung der Schlötzerischen Nachricht von der göttingischen Inoculation werden; das merkwürdigste aber ist, daß eine Wärterinn ein Kind mit einer Clystiermaschine inoculirt hat. Es sey in Göttingen kein Arzt wider die Inoculation, — auch Hr. Baldinger nicht, ohngeachtet der angezeigten Unglücksfälle. In den angehängten vermischten **praktischen Bemerk** glaubt der V. daß die Fieberrinde, wenn die Milch bey Kindbetterinnen sich nicht bald verliere, schädlich sey, und einen neuen Zufluß erregе. S. 924. Auch bey den Blutflüssen, die nach dem Abortiren, oder auch einer ordentlichen Niederkunft bleiben. Ob man wirklich aus dem Vorrücken des Anfalls bey einem Wechselfieber ein gutes Zeichen hernehmen könne? glauben wir

nach

nach unſerer Erfahrung nicht — ſondern immer das Gegentheil. Alle Mittel wider die Schleimpfröpfe oder polypöſen Concretionen im Herzen und in den großen Schlagadern, hält Hr. B. für vergeblich. S. 925. Die ſeltene Bräune (Croup der Engländer,) ſey keine beſondere Gattung von Krankheit. Dies kann der Leſer der neulich herausgekommenen Abhandlung von Michaelis am beſten beurtheilen. Ob man die Fieberrinde ſicher geben könne, wenn bey Wechſelfiebern noch ein ſtarker Froſt vorhanden iſt? Wir möchten als eine Antwort die Frage aufwerfen: Zu welcher andern Zeit ſoll man ſie denn geben? Wer bey Schlafffiebern ſeine Kranken bloß mit ausleerenden Mitteln nach der moderzten Methode amuſiren wollte, bis kein Froſt mehr da wäre, den möchte es ſehr gereuen. Am Ende folgen, wie gewöhnlich, noch einige luſtige Anecdoten, und dieſes Stück geht bis S. 934. Möchte doch der Verf. nicht alle erſinnliche Gelegenheit ſuchen, wider ein äſthetiſches Merkchen vom Tripper und Hämorrhoiden ſeinen Eifer zu äußern! Wie, wenn die darunter verſtandenen Verfaſſer auch nur in dieſem 10ten Stücke etwa einige Ausdrücke von Hrn. Baldinger hervorſuchten, die Rindfleiſchgedanken, die mediciniſchen Schnapſe, S. 905, oder daß der kleine Körper der Kranken überaus fein und zart gebauet, und ſie ſehr brunet geweſen? S. 892. oder: viel eigene Praxis ſetze den Arzt in die dem Publico nutzbare Verfaſſung, brauchbar zu werden, um ꝛc. Die Schönſchreiberey iſt freylich bey einem Arzte eckelhaft; aber Vernachläſſigung des Styls nicht weniger.

Succincta medicorum Hungariae et Tranſſluaniae biographia. Centuria altera. Pars prior. Excerpta ex aduerſariis *Steph. Weſzprémi.* M. D. — ciuit. Debrezen. Phyſic. Wien bey Trattner 1778. auf 224 Seiten 8.

Gewiß hat der V. zur vaterländiſchen Litterärgeſchichte viel beygetragen, und iſt in Ungarn ohngefähr das, was Hamberger in Deutſchland iſt; es iſt auch der große Fleiß des Verf. alles in ſein Fach gehörendes zu ſammlen, ſehr ſichtbar; aber für Ausländer, oder ſolche, die mit den von ihm angeführten Aerzten nicht verwandt ſind, in der That zu geringfügig,

fügig, zu lokal, zu minutiens; hie und da sehen diese sogenannten Biographien den bey uns gewöhnlichen Leichenpredigten sehr ähnlich, z. E. was hier von einem gewissen **Buchholz** erzählet wird, S. 114. Im Aufsuchen von unbedeutenden Grabschriften, Poesien und Versleins ꝛc. ist der Verf. besonders emsig. Einige seiner Helden sind bloß Verfasser von Dissertationen, oder gar von noch ungedruckten Manuskripten. Sonst hat der Verf. die wichtigsten Bücher auf seinem Wege zu Rathe gezogen, selbst Manuscripte. Einige seiner Geleherten verdienen auch wirklich das Monument, das er ihnen errichtet. Ueberhaupt enthält dieser Theil 50 Lebensbeschreibungen; aber fast kommt es uns vor, als wenn es Hrn. W. schwer geworden, eben diese Anzahl voll zu kriegen. **Jessenii** oder **Jessenius, Jakob. de Placentia, Wipacher, Monavius** sind ohne Zweifel diejenigen, welche den Leser am meisten interessiren werden — **Albrich**, sein merkwürdiges Mspt. von der Kronstädtischen Pest haben **Chenot** und andere genutzet. Diese Pest raffte dieser Stadt allein über 8700 Menschen weg; wüthete im October am grausamsten, rieb in demselben Monate allein 3493 Menschen auf, und tödtete an einem einzigen Tage 164. Gelegentlich findet der Leser S. 41, eine weitläuftige Nachricht vom ungarischen Balsame und dessen Erfinder, Oleum Libani, Leinbaumöl. Seit **van Swietens** Traktate von Vampyren 1755. sey man hierüber sowohl, als über die Hexenhistörchen in Ungarn weg. S. 46. Wir gestehen, daß wir den *Abaris* und *Anacharsis*, wovon Hr. W. vieles beybringet, hier nicht würden gesuchet haben.

Auserlesene Abhandlungen praktischen und chirurgischen Innhalts, aus den philosophischen Transactionen und Sammlungen der Jahre 1758. bis 1765. gesammlet und übersetzt. Fünfter Theil. gr. 8 mit Kupfern. Lübeck. Donatius. 1778

Bey der Seltenheit und Kostbarkeit des Originals in Deutschland, darinn wir Aerzte ohnehin manche für uns sehr überflüssige Wahrheit mit bezahlen müssen, ist diese Uebersetzung allerdings ein sehr lobenswürdiges Unternehmen. Der Uebers. hat aber auch nicht einmal alles übersetzt, was von medici-

medicinischen Dingen in der Urschrift stehet; sondern hie und da die weniger merkwürdigen Aufsätze nur kurz angezeigt, und seine eigne Noten betreffen gemeiniglich Parallelen der erzählten Fälle aus andern Schriften ausgesucht, die sehr passend sind. Auch sind nur die nothwendigsten Kupfer abgedruckt. Wir dürfen nicht alle 76 Artikel, welche dieser Theil auf 563 S. enthält, ausführlich ausziehen; sondern nur diejenigen anzeigen, welche uns am meisten interessiret haben. 70) **ein gänzlicher Mangel der rechten Lunge ohne vorhergehende auszehrende Krankheit.** 40) Von **dem plötzlichen Tode Königs Georg II.** Die Ursache war eine Zerreissung des Herzens und der Aorta. 21. Von einer **merkwürdigen Verknöcherung der Muskeln.** War doch eigentlich nicht eine Verknöcherung; sondern eine Verhärtung, die sich auch durch Quecksilber erweichen ließ, und wovon der Ree aus seiner Erfahrung ein ähnliches Exempel weiß. Das in der Note beschriebene Skelet war wohl nicht von dem hier beschriebenen Kranken, dessen Knochengebäude nicht verändert war. Zu der Zeit da diese Abhandlungen gedruckt sind, von 1758 - 1765. war **Schierling** bekanntlich der gewöhnliche Gegenstand medicinischer Conversation und Schriften: die Leser finden also auch über diesen Mode viele Aufsätze. 25. **Von einer merkwürdigen Lyrerbrust**, (ein Ausdruck für Empyem, der uns nicht gefallen will,) die Erscheinung ist sonst nicht selten, und war der Ausgang glücklicher. Man sieht inzwischen, wie der Eyter, wenn man ihn zu lange Zeit in der Brusthöle läßt, selbst die Knochen anfrißt, und daß bey der Oeffnung der Brust **alles** müsse herausgeschafft werden. 72. **Post von einem Blasenbruche, der einen Stein enthielt.** Der Verf. schnitt das ausgetretene Stück der Blase weg, und der Kranke genas. 29. Von einem ungewöhnlichen **Blutspeyen.** Es kam periodisch zu gewissen Stunden des Nachts, und wurde nach Brechmitteln allein dadurch gehoben, daß man den Kranken eine Stunde vor dem gewöhnlichen Anfalle aufweckte. 65. Die Leichenöffnung einer Engbrüstigen zeigte die seltene emphysematische Schwindsucht. — (Störk hat eine phthisin aeream, etwas ähnliches beschrieben.) 13. **Munkley** von der außerordentlichen **Wirksamkeit der Fieberrinde bey einem Phantasiren**, wo unter andern der erfahrne Verf. versichert, überhaupt habe er in den nächsten 10 Jahren, da er die **Rinde** allein nur im Guys Hospital mehr als 500 Personen brauchen lassen, bey der allergenauesten

Beob-

Beobachtung niemals gefunden, daß sie nur den geringsten Nachtheil oder sonst üble Zufälle hervorgebracht habe, selbst in Fällen, da sie nicht nach der Absicht wirken wollte; selbst bey chronischen Krankheiten und solchen, wo sie von vielen für schädlich gehalten wird, sey der Gang der Hauptkrankheit immer derselbe geblieben. 26. Von einer sehr lange anhaltenden Verstopfung des Urins. Es war eine gänzlich gehemmte Secretion, nicht ein Verhalten. Der Rec. hat einen ähnlichen Fall bey einem alten Manne gesehen. Tissots Abhandlung von Ergot, und andere hier auch befindliche, sind bekannter. Die meisten der beschriebenen Fälle sind mit der den Engländern eigenen ungeschmückten Einfalt erzählt, die so sehr eine medicinische Beobachtung zuverlässig macht, und ihr gemeiniglich den Stempel der Wahrheit aufdrückt.

D. B. L. Tralles gründliche Erläuterung und Vertheidigung seiner lateinischen Abhandlung, von dem Gebrauche der spanischen Fliegenpflaster in Fiebern. Breslau. 1778. Meyer. 200 Seiten in 8.

Möchten wir doch den verehrungswürdigen 70jährigen Greis fest genug überzeugen können, daß wir seine grossen Verdienste um unsere Kunst vollkommen erkennen, und er wegen seines Alters sowohl, als wegen dieser Verdienste, auf die billigste Schonung Anspruch machen kann. Aber wir dürfen eben dieser Toleranz die heiligste unserer Pflichten, die Unpartheylichkeit, nicht aufopfern. Diesen kleinen Eingang hat die Vorrede des Verf. in welcher er wider den Recensenten seiner letzten Schrift zürnet, und grämlich geworden zu seyn scheint, nothwendig gemacht. Die Schrift ist übrigens, wie die Leser schon errathen werden, wider die von Hr. Aepli gerichtet, dem Hr. Tralles in der That mit ganz besondern Glimpf und nachahmungswürdiger Bescheidenheit begegnet. Inzwischen erkennet er doch auch die Stärke seines Gegners, und suchet daher allen Beystand zusammen, den er nur bey Lebendigen und Todten finden kann. Er suchet zu beweisen, 1) daß das aufgelegte Fliegenpflaster in das ganze Nervensystem wirke, dasselbe reize, und zugleich den Umlauf des Blutes stärker mache, und also ein wirkliches Fieber erregе. Und 2) daß das in den Flie-

Fliegen befindliche scharfe Salz nicht nur in den Ort wirke, den das Pflaster berühret; sondern daß es tiefer eindringe, und sich mit den Säften des Körpers vermische. Ob das kaustische Salz alkalisch, sauer ꝛc. sey, hatte Hr. A. unausgemacht gelassen, da er es ohne Zweifel mit weniger Mäßigung hätte nach Forstens Untersuchung entscheiden können. Aber Hr. Tr. will noch immer nicht gerne den Satz aufgeben, daß es im Blute eine laugenhafte und faule Verderbniß nach sich ziehe, S. 59. immer vermuthet er noch, daß die spanischen Fliegen ein alkalisches Salz haben, und die Alkalescenz der Säfte findet man S. 52. und folg. Man sollte nun freylich nach dem, was Forsten durch Versuche bewiesen hat, nicht mehr glauben, daß noch eine Vermuthung übrig bleiben könne. Der V. ist sonst mit seinem Gegner über den Unterschied des bösartigen und faulen Fiebers sehr zufrieden, und gesteht S. 69. daß er seine Methode gleichfalls anwenden würde, macht ihm große Complimente über den vortrefflich bestimmten und entwickelten Unterschied; aber sogleich darauf bedenkt er sich wieder S. 71 — vielleicht weil er es für gefährlich hielt, seinem Gegner einen Fuß breit Terrain eingeräumet zu haben, und sagt, es sey Hr. A. gewiß bekannt, daß man gewisse faule Fieber auch bösartig nenne, führet eine unzählige Menge Schriftsteller und Autoritäten an, die aber eben durch Hr. A. vortreffliche Zeichnung unbrauchbar wurden, und deren verworrene Begriffe nun eben bewiesen waren. In Nervenfiebern möchte Hr. Tr. also noch wohl die spanischen Fliegen zulassen; aber in Ansehung der andern nicht gerne seine Meynung ändern. S. 79. lösen die Cantharіden das Blut noch immer in ein faulichtes Serum auf, und wenn der Gegner dieses nicht begreifen kann, da ein spanisches Fliegenpflaster nichts von dem Gewichte verliert, so führet der Verf. den Biesam, Bibergeil und Queckſilber S. 81. dagegen an, auch sey des Giftes der Schlange und des tollen Hundes wenig, was in den Körper komme. Der Rec. hat bey Gelegenheit des Traktats von Hr. Arpli schon über diesen Punkt seine Gedanken geäußert, und den theoretischen Gründen, daß sich nichts von den Fliegen ins Blut schleichen oder resorbiren könne, schon damals die Erfahrung entgegen gesetzt; er ist also desto begieriger diesen wichtigen Einwurf des V. beantwortet zu sehen. Wenn der Verf. S. 93. meynet, daß es ein wahres praktisches Verbrechen sey, nach einem tollen Hundebisse die spani-

spanischen Fliegen zu geben, da sie ganz ohnfehlbar alle Zufälle verschlimmern müssen, und den Tod befördern: so muß man diesen harten Ausdruck seinem Alter verzeihen, darein seinem schwachen Gedächtnisse nicht ein großer Mann vorschwebte, den er gewiß ehedem hochachtete, und der eben dieses Verbrechen — aber zum Vortheile seiner Kranken, in der That begangen, und die irrige Theorie durch seine zuverläßige Erfahrung widerlegt hat. Bey Werlhofs Lebzeiten würde der V. sich vielleicht nicht erlaubt haben, ihn öffentlich zu beschuldigen, daß er den Tod seiner Kranken befördere, und wir müssen daher seine Asche von diesem unverzeihlichen Vorwurfe retten. Hr. Tralles muß es, wenn ihm sein Alter erlaubt, noch mehr zu schreiben, öffentlich widerrufen, und gestehen, daß ihm diese Beobachtungen entwischet sind, wo er nicht will, daß man es für eine gefliessentliche und muthwillige Verschwiegenheit halten soll, die seinen Charakter entehren würde. Bey Bloch's Beobachtung vom Nutzen der spanischen Fliegen wider Flechten, schüttelt der V. den Kopf, und räth vielmehr, ohne daß Jemand neugierig darauf seyn möchte, was man thun solle, um dieses Uebel zu heilen, obgleich keine Erfahrung gewisser und zuverläßiger ist, und sich mehr alle Jahre bestätigt. Ueberhaupt sieht man, wie der V. streitet; ist eine Cur verrichtet worden, so leuguet er dieses nicht gerade zu, aber er setzet ihr nur entgegen, wie er sie verrichtet haben würde, oder — vielleicht wären die Kranken auch ohne diese Hülfe zur Genesung gelanget, S. 119. Zuweilen gehet es ihm nahe, wenn große Männer rathen — dann führet er aus den ältern Aerzten, viele an, welche die spanischen Fliegen ein Gift nennen, eine Wahrheit, die Herr Aepli ohne Zweifel ohne diese Mühe geglaubt haben würde. Alle Zufälle, die aus dem innern unvorsichtigen Gebrauch derselben entstehen, schreibt er auch dem ganz mäßigen zu. S. 161. Am Ende führet er doch Fälle an, wo sie nützlich seyn konnen. Der ganze Streit ist übrigens ein vortreffliches Muster der Mäßigung. Wahrscheinlich hat der Verf. nichts von dem Gebrauche der Tinktur gelesen, welche bey den Engländern gebräuchlich ist, auch nicht vom Einreiben derselben. Bey der Geschichte des 10tägigen Prinzen, S. 112. sind wir übrigens mit ihm einerley Meynung, ob wir gleich deswegen nun nicht sogleich bey allen Kindern dieß Mittel verwerfen möchten. ††

Hippokratis Aphorismen, in das Deutsche übersetzt, nebst einigen Anmerkungen und Verzeichniß nach den Materien, Helmst. bey Kühnlin 1778. 8. 120 Seit. und 24 Seit. Register.

Hippokrates, der Vater unsrer Kunst, und Genie von der ersten Größe, war von jeher der Polarstern ächter Aerzte, und ist es noch. Voll von wahrem Beobachtungsgeist, und frey von Hypothesensucht, studirte er die Natur, zeichnete sie getreulich ab, und zog bloß solche Folgerungen, die unmittelbar aus zuverläßigen Erfahrungen flossen. So ward er seinen Zeitgenossen groß, so seinen Nachfolgern ehrwürdig, so das Orakel der mittlern Zeit, und das Ziel der Aerzte des 16 Jahrhunderts, so endlich das Muster der Jetztlebenden. Indeß daß auf der einen Seite gegen ihn die entehrendsten Lästerungen verbreitet, und durch alle Generationen fortgepflanzt wurden, und auf der andern die Lobeserhebungen seiner Freunde sich unendlich vervielfältigten, ward sein Ruhm immer dauerhafter. Jemehr man ihn ohne Vorurtheil studirt, desto reichlichere Schätze sicherer Beobachtungen findet man, deren Aechtheit und Brauchbarkeit sich am Krankenbette bewährt. Niemand, als Halbgelehrte und Subalternen, wagen es, diesen großen Meister der Kunst und seine Verehrer zu tadeln, und begnügen sich, wie Knaben, mit den Seifenblasen ihres allgewaltigen Beckens, wie es kleinen Seelen gebühret. Die Bücher des Hipp. von den Epidemien, besonders das erste und dritte, das von der Diät in hitzigen Krankheiten, welches Grimm so vortrefflich übersetzt hat, die semiotischen, die Aphorismen, wie wichtig für den Kenner! Wie reich an Stoff zum Denken und Nachahmen! Hierbey können wir dem guten Alten leicht einige Flecken seiner Zeit, einige Unvollkommenheiten oder Unrichtigkeiten, einige, als allgemein, angeführte Sätze, die doch nur mit Einschränkung wahr sind, zu gute halten: denn wir sündigen ja noch jetzt alle mannichfaltig, und diejenigen am meisten, die ihre Raserey an verdienten Männern zeigen. Dieses Glaubensbekenntniß ist die Folge unsrer Ueberzeugung, wozu uns vorliegende Uebersetzung der Aphorismen verleitete. Allmählig fängt man an, auch auf diesem Wege die Schriften des Hipp. gemeinnütziger zu machen. Dieß Unternehmen ist schwer, und setzt mancherley Hülfswissenschaften, nebst einer völligen Kenntniß der Arzneykunde

kunde und ihrer Theile, besonders eine genaue Bekanntschaft mit dem Altvater und seiner männlichen, aber sehr kurzen Sprache voraus: er drückt sich, nach Galens Ausspruch, als Meister der Kunst aus, und folglich muß es auch sein Uebersetzer seyn. Geist, Nachdruck, Form und Gewand des Alterthums, und alle andere, fast unerreichbaren Schönheiten, die ihm seine Originalität geben, müssen getreulich, ohne Sklaverey, beybehalten werden. Dieß ist die Klippe, woran schon so manche Uebersetzer gescheitert haben, und, wie es scheint, auch der gegenwärtige, dessen Entschluß wir von ganzem Herzen billigen. Die Uebersetzung ist in den meisten Stellen mehr Umschreibung oder Erklärung, an manchen zu wörtlich u. ängstlich, an andern gedehnt und schleppend, und an manchen Orten ist der Sinn ganz verfehlet. Auf die Art ließt man den Hipp. aber in einem Kleide, das ihm nicht anpaßt, und deshalb verunstaltet; ohne alle den eigenthümlichen Schmuck, der ihm so wohl steht, und schlechterdings nicht ohne Noth genommen werden darf. Eine andere Unbequemlichkeit, die sich der Uebers. auflegte, ist der in den Text eingeschobene Kommentar. Denn eben dadurch zieht er dem Leser den ehrwürdigen Alten alle Augenblicke aus dem Gesichte, und sich selber bringt er aus dem kraftvollen Ausdrucke des Originals heraus. Warum also nicht lieber dergleichen Erläuterungen unter den Text gesetzt? Warum nicht dann einige Wort- und Sacherklärungen beygebracht, die zum Verständniß des Hipp. unumgänglich nothwendig sind. Der Uebers. konnte beydes, wie wir aus einzelnen Stellen mit Vergnügen bemerkt haben. Z. B. S. 84. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 94. 98. 107. Dadurch entstand auch der Vortheil, daß, anstatt der magern Anführungen des Celsus und van Swieten, nunmehro auch einige andere Kunstverständige gehört, und dadurch die Hippokratischen Sätze bald bestätigt, bald berichtigt oder eingeschränkt werden konnten. Wie viel würde dies zur Vervollkommung und Brauchbarkeit beygetragen haben! Nun noch einige Belege, um unser Urtheil zu rechtfertigen. Abschn. I. §. 1. Das Leben ist kurz ꝛc. ist so übersetzt: Das menschliche Leben ist von kurzer Dauer; die Arzneykunst hingegen sehr weitläuftig, (und kein Arzt wird sich rühmen, alles, was zu seiner großen Kunst gehört, erlernt zu haben, außer der, welcher sie nicht kennet.) Die rechte Zeit und beste Gelegenheit, dem Kranken zu helfen, ist flüchtig und bald vernachläßsigt, (und diese Versäumniß von üblen Folgen für den Kranken.)

ten.) **Die Erfahrung allein ist eine gefährliche Lehrmeisterinn**, (und durch sie bloß geleitet die Arzneykunst treiben, und blinde Versuche anstellen, stürzt die Kranken eben so leicht ins Grab, als daß es ihnen die Gesundheit wieder giebt; welches aber diejenigen nicht einsehen, denen unter ihrer eignen Leitung die mehrsten Fälle davon vorkommen, die Afterärzte und der medicinische Pöbel.) **Es ist schwer, und setzt viele Kenntniß voraus, wenn über Krankheiten ein richtiges Urtheil gefället werden, und eine wahre Theorie darüber entstehen soll.** (Der Verstand geht in den mehrsten Fällen zu weit, und die Arzneykunst nach bloßer Theorie ist von je her mehr schädlich, als nützlich gewesen.) **Wenn der Arzt auch seiner Pflicht gemäß nach den richtigsten Beobachtungen alle Einrichtung und Verordnung am Krankenbette unverbesserlich trifft; so ist dies doch zur Tilgung der Krankheit nicht hinlänglich. Denn von Seiten des Kranken, der Umstehenden und aller äußern Dinge, die einen Einfluß haben können, wird auch erfordert, daß nichts vorgehe, welches der Absicht des Arztes entgegen seyn könne.** Hier ist Kürze und Nachdruck des Originals ganz verloren, und höchstens nur der Sinn ausgedruckt. Vielleicht ist folgende Uebersetzung genauer: **Das Leben ist kurz, die Kunst weitläuftig, die Zeit schnell vorübergehend, die Erfahrung gefährlich. Nicht bloß der Arzt muß das Seine thun, sondern auch der Kranke und die Anverwandten, und alles Uebrige sich schicken.** S. 22. §. 31. **Wenn ein Genesender gut ißt, aber davon keine Vermehrung der Kräfte gewinnt: so ist sein Zustand bedenklich.** Sollte es nicht passender so seyn: **Es ist ein böses Zeichen, wenn jemand nach der Krankheit guten Appetit hat, ohne Gedeihen.** S. 23. §. 35. **Es ist in allen Krankheiten besser, wenn der Unterleib um den Nabel ohne Schmerzen erhaben und fett bleibt, als wenn er ganz mager und dürr wird, welches ein übles Zeichen ist, und grosse Schwäche und Abmattung anzeigt. Auch wenn es auf eine starke Abführung folgt, ist es gefährlich.** Richtiger hoffentlich so: **In allen Krankheiten ist es besser, wenn die Nabel- und Schaamgegend mäßig erhaben ist,** (Celsus hat, si circa vmbilicum et pubem cutis plana est) **hingegen schlimm, wenn sie sehr dünne**

ne und verfallen ist, endlich sehr gefährlich, wenn dergleichen nach starken Stühlen erfolgt. Doch genug von dieser Uebersetzung, die, dieser Mängel ohngeachtet, ungleich besser ist, als die Timm geliefert hat.

***

D. Joh. Fried. Zückert von den Speisen aus dem Pflanzenreich, oder zwote Fortsetzung seiner Abhandlung von den Nahrungsmitteln. Berlin, 1778. Mylius. 8. 292 Seiten.

Für deutsche Leser, die des V. lateinisches Werk nicht besitzen, ein brauchbares Werk, das alles enthält, was der Koch jemals von Vegetabilien auf den Tisch gebracht, auch außerdem vieles, das nicht im Looke vorkommt: daher es auch selbst den Damen willkommen seyn wird. Von allen Arten Getraides. Vom Sago ein eignes Kapitel. Von öligten Früchten. Von schwachnährenden Vegetabilien. Die süßen Speisen, besonders Obst, und desselben Masse Mannigfaltigkeit, fast so umständlich wie im Hausvater. Weinsäuerliche Speisen, Saure ꝛc. Die Schwämme ꝛc. denen der V. in seinem lat. Werke eine eigne Abhandlung gewidmet hatte, wirft er hier ganz aus der Classe von Nahrungsmitteln heraus. Er ist übrigens bey den verschiednen Arten, wie man alle diese Vegetabilien gebrauchet und zubereitet, sehr weitläuftig, wir befürchten aber, daß der Leser, er mag Kunstverständiger seyn oder nicht, zuweilen bey dem Nutzen und der Wirkung dieser oder jener Speisen ein wenig irre werden mögte, da das Urtheil des V. über die medicinische Eigenschaft derselben gewöhnlich nicht sehr entscheidend, sondern sehr schwankend ist. „Der Zucker S. 120. verdirbt noch immer die Zähne, und macht sie schwarz. Der Syrup ist sehr unrein und ungesund: denn er verschleimt den Magen, macht viel Blähungen, giebt einen groben Nahrungssaft. Ohngefähr in dem Tone von Moyse: es hellet, reinliget, kühlet ꝛc. Auf welche Erfahrung gründet sich eine solche Aussage? „In vielen Klöstern Deutschlandes sind die Leisten- und Geilen-Brüche sehr gemein“ aber sollte das daher kommen, weil zur Fastenzeit daselbst alles mit Oel fett gemacht wird! S. 67. Ueberhaupt aber behauptet der V. unter den Diätetikern doch einen angesehenen Rang.

Acta Helvetica, physico - mathematico - anatomico - botanico - medica, figuris aeneis illustrata, et in vsus publicos exarata. Vol. VIII. Basileae sumptibus Im-Hof et Filii. 1777. 208 Seiten in 8.

Auch dieser Band enthält manche schätzbare Beobachtungen, die eine Anzeige verdienen. Die ersten beyden Abhandlungen von der Natur der Crisen in den hitzigen Krankheiten, und der Verhütung der (schlimmen) Crisen, obgleich die Aufsätze sonst mit Fleiß ausgearbeitet sind, würde man wohl nicht in den Sammlungen einer gelehrten Gesellschaft gesucht haben, als für welche eigentlich Wahrnehmungen und Erfahrungen gehören.

Hr. Jacquin liefert einige botanische Bemerkungen, nämlich über den Unterschied der beyden Geschlechter Samyda und Casearia, über die Blüthe der Axyris pentandria, und über die männlichen und weiblichen Blüthen, und die Frucht des Sagubaums. (Cycas circinalis.) Letztern will er von den Farrenkrautern wiederum weggebracht haben. Nebst Abbildungen.

Beschreibung der schwarzen Krankheit, (Morbus niger,) welche ein alter Mann erlitten, wovon er aber glücklich geheilt worden, von Hrn. d'Apples.

Von Hrn. Huber (dem Casselschen Leibmedicus) schreiben sich verschiedene Wahrnehmungen über Abweichungen, an den aus dem Bogen der Aorta auslaufenden Adern, und an der angiologischen Bemerkungen über die arteria vertebralis, die thymicae, die obere Arteria intercostalis, die mammaria, die bronchialis u. s. w. her. Zur Erläuterung dienen die beygefügten Figuren.

Hr. Roskau gedenkt eines Mannes, dessen Nahrung in rohem Fleisch und Steinen bestund. Als er zum Versuch einige Tage blaßes Fleisch genoß, wurde er so mager, daß man eine Auszehrung zu befürchten hatte. Wasser, Wein und Brandewein sind seine gewöhnlichen Getränke. Er raucht viel Tobak, schläft seine volle 12 Stunden täglich. Hr. R. glaubt doch wirklich, daß ein Theil der Steine sich bey ihm in Milchsaft verwandele, und ins Geblüt übertrete.

Hr. Mieg ist mit Hrn. v. Linné wegen der Charaktere einiger Holzarten nicht eins, und bemüht sich sie näher zu bestim-

bestimmen. Die Rede ist vom Holcus bicolor, Sorghum, halepensis, und allenfalls vom Holcus saccharatus L. wofern nicht Hrn. M. Holcus dieses Namens eine ganz andere Art ist. Mit Hrn. M. Verwechselung der Namen sind wir unzufrieden. Denn V. Linne's H. bicolor wird von Hrn. M. H. Sorghum, und von Linne's Sorghum von ihm H. Dora genannt. Die Blüthchen werden von allen diesen abgebildet.

Von einigen Schweizerpflanzen, die Jacquin in seiner Flora Austriaca eingerückt hat, bringt Hr. la Chenal Erläuterungen bey. Dahin gehören einige Arten Leontodon, Hieracium, Crepis, Cineraria, und andere mit zusammengesetzten Blüthen, ferner verschiedene Sonnenschirmpflanzen u. s. w. Ohne viele Weitläuftigkeit lassen sich diese hier nicht namhaft machen, zumal da viele nur nach den Nummern der Hallerschen Historia stirp. helu. citirt werden. Cnicus oleraceus wächst in der Schweiz bisweilen zur Mannshöhe an. Linne's Arabis pendula und Turrita, hält er für einerley Pflanzen.

Eine tödtliche Zerreißung der Leber von äußerlicher Gewaltsamkeit, ohne Spuren einer Wunde, Suffillation oder Fraktur, verglichen mit einem ähnlichen Fall aus dem Morgagni vom Hrn. Stehelin.

Eben dessen Erzählung von einer Erstickung, nach einem im Schlunde stecken gebliebenen Stück Knackwurst.

Hr. Buxtorph beschreibt eine schwere und widernatürliche Geburt, von einer äußerlichen Kopfwassersucht; und eine andere, bey welcher der Mutterkuchen den Muttermund einnahm, wodurch ein unmäßiger Blutfluß entstand.

Von einer Bettlerin, die obgleich ihre Zunge gänzlich in den Pocken verzehrt war, doch reden, schmecken und schlucken konnte, handelt Hr. Berdot.

Hr. Respinger erwähnt einer stark verengerten und erhärteten Nierenpulsader; und in einem andern Aufsatz theilt er die Zergliederung einer Geburt von sieben Monaten mit, deren Mutter wassersüchtig gewesen war.

Io. Franc. Wilhelm Boehmer de nouo pare neruorum cerebri. Goetting. apud Dietrich. 1777. 9 Bogen in 4. mit 2 Kupferplatten.

Diese Gradualschrift gehört zu den feinern anatomischen, und verräth Geduld in Untersuchung des menschlichen Körpers und im Lesen, wie auch Ordnung und Beurtheilung. Die Geschichte der Kenntnisse, welche ältere und neuere Zergliederer vor Hrn. B. vom Galen an von diesem Nervenpaare gehabt haben, geht voran. Diese muß um so viel mühsamer gewesen seyn, da einige derselben selbst in der Art, die Nervenpaare zu zählen, abgehen. Wallis war der erste, der es das neunte nannte. Hrn. B. eigene Beschreibung dieses Nervenpaars ist äußerst genau. Es entspringt mit mehrern Fäden, die sich hernach gemeiniglich in drey oder vier Bündel vereinigen, welche letztere nachher in zwey Hauptstämme sich verwandeln. Der Nutzen desselben wird in einem besondern Abschnitte entwickelt. Hr. B. spricht ihm das Verdienst, zum Geschmack beyzutragen, ab, da seine Fäserchen doch nicht die obere Haut der Zunge erreichen, außer andern Gründen. Doch ist dieser Nerve sehr wichtig, da er an der gröbern oder feinern Stimme, der Bewegung der Zunge und ihrer Muskeln, der Artikulation der Wörter, dem Kauen und Niederschlucken so vielen Antheil hat.

D. John Ball's neuere Heilkunst, oder vollständige Anweisung die Krankheiten vernunftmäßig zu behandeln. Nach der neuesten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt, von C. H. Spohr. Erster Theil. Leipzig, bey Müller. 1778. 1 Alphabet 1 Bogen in 8.

Das Original ist zum Vademecum junger Aerzte und der Schiff- und Feldärzte bestimmt gewesen. Für solche Aerzte ein brauchbares Handbuch zu schreiben, ist keine Kleinigkeit, selbst daß wir Deutschen noch immer nicht Ursache haben, uns über ein solches zu brüsten. Hr. B. hat in den mehresten Krankheiten, die er beschreibt, sich des Leitfadens erfahrner Schriftsteller, besonders seiner Nation, bedient. Mit seinen mannichfaltigen vielgemischten Mitteln sind wir aber weniger zufrieden, die dem heutigen vernünftigen englischen Geschmack gar nicht gleichmäßig sind. In Deutschland sind die wenigsten davon anzubringen, da nach den Formeln aus mehrern Mischungen gemeiniglich eine neue zu machen ist,

und

und unsere Apotheken mit dergleichen Mischungen nicht versehen sind, dabey es sich nicht der Mühe verlohnt, wegen eines kleinen Quantums die englischen vermischten Ingredienzen nachzumachen, da man leichter auskommen kann. Der Uebersetzer hat offenbar um die Zeit, da er das Buch verdeutschte, nicht Medicin genug verstanden. Epidemisch kann nicht ansteckend übersetzt werden. Was stetige oder aneinanderhangende Fieber sind, versteht man nur aus dem Contexte. Crisis läßt sich nicht gut Scheidepunct nennen, da sie oft mehrere Tage dauert. Gedrückter Puls anstatt beklemmter. Zwischenrippenmuskel ist zu sclavisch nach dem lateinischen. Eine gelbe verdauete Materie heißt es von dem Auswurf in der Brustentzündung; bey andern Leuten verdaut nur der Magen. Bodensätziger rother Harn, anstatt rother Harn mit Bodensatz. Dr.

D. *Henr. Fr. Delii* Aduersaria argumenti physico-medici. *Fasciculi I.* Erlangae, 1778. 4.

Man muß mit der Absicht des Verf. bey der Herausgabe dieser Schrift bekannt seyn, wenn man davon urtheilen will. Er hatte bey seinen nunmehr in das dreyßigste Jahr dauernden Arbeiten manchmal ohne gewissen Plan Betrachtungen angestellt, und Bemerkungen gemacht, die er sich aufzeichnete, und damit sie auch für die Welt nicht verloren seyn möchten, in einige Ordnung brachte, und als akademische Proben unter seinem Vorsitz vertheidigen ließ. Es war freylich auf diese Art sehr leicht geschehen, daß er manche gemeine, unbedeutende und schon längst bekannte Dinge sagte, und der Verf. ist bescheiden genug, es selbst zugestehen; aber ein aufmerksamer und unpartheischer Leser wird doch hin und wieder neue und eigene Gedanken finden, nicht im Zusammenhange, sondern nur zerstreut vorgetragen. In diesem ersten Hefte liefert uns der Hr. Hofr. drey solche Sammlungen, die schon von den Hrn. Müller, Smitian und Roth unter ihm vertheidigt worden sind; die vierte ist schon unter der Presse, und wird mit zwo andern das zweyte Heft ausmachen. Voraus ein zwey Bogen langes Verzeichniß von Schriften, von welchen Hr. Hofr. Verfasser ist, oder an welchen er mittelbaren oder unmittelbaren, nähern oder entferntern, mehrern oder wenigern Antheil hat. Dann ein Register über dieses erste Heft. Nun die erste Sammlung, welche 56 Seiten enthält. Von den

Dichtern unter den Aerzten. Von dem Schaden, den unſere heutigen ſchönen Geiſter vornehmlich durch Erregung und Begünſtigung der Leidenſchaften anrichten. Von neuen Erfindungen, die nicht neu; von Verbeſſerungen, die nichts weniger als Verbeſſerungen ſind. Von der Behutſamkeit und Genauigkeit im Leſen. Von dem Schaden der allzu großen Popularität. Von der für Anfänger unverdaulichen Menge von Schriften. Von den Kenntniſſen eines Arztes, außer ſeinem eigentlichen Fache. Von der höhern Chemie, die Hr. D. nach der Analogie von Metaphyſik Metachemie nennt. Von der chemiſchen Phyſik. Erde, Waſſer und Brennbarkeit, ſind nach Hrn. D. die einigen Elemente aller Körper. Fixe Luft nennt er (und zwar nach unſerm Urtheil, mit Recht,) lieber entwickelte Luft. Von den mancherley Arten derſelben. Die entfernten Beſtandtheile der Körper ſollten eigentlich primariae, und die nächſten ſecundariae heißen. Kalk und Klackerde ſind die einigen einfachen Erden. (Aber woher will dann Hr. D. die Bitterſalzerde nehmen?) Der Mond hat eine Kraft auf den menſchlichen Körper. Die leuchtende Kraft iſt von der elektriſchen verſchieden. Die erſtere zeigt ſich in allen Naturreichen. Krampffiſch und Zitteraal wirken nicht durch eine elektriſche Kraft. Marklaufendes Queckſilber muß gewiß nur zufälliger Weiſe in das Vitriolöl gekommen ſeyn. Ein blauer Niederſchlag von der Blutlauge iſt gar kein ſicherer Schluß auf die Gegenwart des Eiſens: denn jede reine Säure bewirkt ihn, wenn ſie auf Blutlauge gegoſſen wird. Wenn der Wein von der Weinprobe nur braun wird, ſo iſt das kein Beweis, daß er mit Bley verfälſcht iſt. Der Nutzen der Phyſiognomie für den Arzt; der aber durch Verſtellung und Gewohnheit ſehr vermindert wird. Von den Temperamenten der Seele und des Leibes, die oft mit einander übereinſtimmen. Bösartige Fieber hält Hr. D. vor keine eigene Claſſe von Fiebern. Alle Schärfe der thieriſchen Säfte erklärt Hr. D. aus der Miſchung und Zerlegung des natürlichen ſalmiakartigen Salzes. Frieſel hält er durchaus nicht für Wirkungen der Heilart, oder des Verhaltens des Kranken. Geilheit iſt oft die Urſache, oft eine Folge der Milzſucht und des Podagra. Von den vielen nicht körperlichen Urſachen der Mutterkrämpfe. Die ſchwarze Galle hält Hr. D. für eine widernatürlich entſtandene Seife. Der Frühling iſt allerdings, was auch Hippokrates ſagt, nicht die geſundeſte Jahreszeit. Aus der Farbe des entzündeten Blutes und der Geſtalt ſeiner kleinſten Theilchen, glaubt Hr. D. wer-

ren

von sichere Zeichen von der Natur der Krankheit zu entlehnen. Bey umgehenden Seuchen müsse man nicht alle Kranke auf einerley Art behandeln. Auch außer Italien gebe es eben so schädliche Winde, als der Sirocco. Sauerkal ist sich nicht immer gleich; oft geht er wirklich in eine saure Gährung über, und dann behagt er Milzsüchtigen nicht. Die Seefisch treiben auf den Beyschlaf. Ein gutes Glas Wein sey oft eben so gut, als Fieberrinde. Punsch errege oft trockne Colik. Stiefel, ein gutes Mittel die Gesundheit zu erhalten. Von den Wirkungen der Bücher auf den Körper, wie nachdem sie diese oder jene Leidenschaft erregen. Von der Mode in der Arzneykunst in Absicht auf die specifique Mittel. Säuerliche Arzneyen soll man in Catharr- und Brustkrankheiten vorsichtig gebrauchen. Nicht jedes bösartige Fieber erfordere Aderlässe.

Der 2te Heft vom XXVIII S. Wider die Charlatanerie der Aerzte, auch wider ihre Versuche mit neuen Mitteln. Hr. D. sucht sehr wohl die Ursache der Nervenzufälle nicht immer im Körper, und ist noch nicht überzeugt, daß der Keichhusten, so wie die Pocken, einen Menschen nur einmal in seinem Leben überfalle. Wider die Meynung, als wenn bey Mutterkrämpfen, nach der Empfindung der Kranken, die Mutter in den Magen heraufstiege. S. XII. eine Pathognomie aus dem Aderschlage. Wider den vierten Tag, als den letzten bey allen Entzündungen. Wider den Grundsatz, daß Körper, die in ihren äußerlichen Merkmalen mit einander übereinstimmen, auch in ihren Kräften übereinkommen. Niespulver und andere den Schleim aussondernde Mittel, können zuweilen in Auszehrungen heilsam seyn. Eine gewisse Verwandschaft zwischen Flüssen, Gicht und Catharr. Nicht aller Ausschlag sey thierischen Ursprungs. Lebkuchen empfiehlt Hr. D. statt anderer Magenmittel, und mit ungarischem Wasser benetzt äußerlich statt Magenpflaster. Tamarindenmark werde oft aus Zwetschengesalz und gereinigten Weinstein, Sauerkleesalz aus gereinigten Weinstein mit etwas Salzgeist nachgemacht. An der gerühmten Kraft der Zeitblumen zweifelt er noch. Nicht jede venerische Krankheit erfordere Quecksilber, so wenig, als jede Krätze Holzgränke; im ersten Falle zieht Hr. D. oft die Salbe dem innerlichen Gebrauche vor. Cantharisenpulver verwirft er in Brustentzündungen. S. XXIV. Eine neue, aber unvollständig beschriebene Art, den Schwefelgeist zu erhalten. Gemeines Scheidewasser würden wir doch nicht so gerade zu für eine Art Königswasser ausgeben; oft enthält es nichts von Salzsäure, sondern vielmehr Vitriolsäure, und wenn es auch die erstere

enthielte; so haben wir es nie in der Menge darin gefunden, daß es Gold auflösen im Stande gewesen wäre. Der würfelichte Salpeter enthalte mehr Säure, als der gemeine. Hr. D. glaubt, es wäre gut, arsenik- und schwefelhaltige Erze, ehe man sie röstet, mit einer Lauge zu kochen. Aus der Säure des Fettes scheint Hr. D. zu schließen, alle Säure sey fett und daher der Name fette Säure keiner eigenen Art beyzulegen; wir sehen nicht, was Hr. Delius unter Fett versteht. Den Goldschwefel des Spiesglases halten auch wir nicht für einerley mit dem gemeinen Schwefel; aber den Schwefel, der einen Bestandtheil des rohen Spiesglases ausmacht, wenn er ganz von dem Könige geschieden ist, das freylich der Feldschwefel nicht ist. Daß der sogenannte schweistreibende Spargläßkalk mit Kalkerde in Absicht auf seine Mischung übereinkomme, hat, unsers Wissens, noch niemand behauptet; allein das hindert nicht, daß er doch, wie die Erfahrung lehrt, kraftlos seyn kann. Und nun das dritte Heft von 46 S. mit dem Schlußmotto: Le tems présent est gros de l'avenir. Von der Verbindlichkeit der Rechtsgelehrten in manchen gerichtlichen Fällen, die Aerzte und ihre Fakultäten um ihre Meynung zu befragen; doch zeigt Hr. D., daß der Vortheil der Aerzte eben nicht groß dabey ist. Sehr wohl unterscheidet er zwischen Medicina forensis, und Iurisprudentia medica, die uns bis jetzt noch abgeht. Von dem Charakter eines ächten Naturforschers, S. 23. Auch Verpflanzungen und Wanderungen der Völker hält Hr. D. sehr zuträglich für das Beste des Ganzen. Richtig bemerkt er, daß es bey umgehenden Krankheiten nicht bloß auf die Hülfe des Arztes, sondern vornehmlich auf die Unterstützung der Obrigkeit von allen Seiten; daß es bey Heilung der Krankheiten oft mehr auf Speise und Getränke, die der Krankheit angemessen sind, als auf Arzneyen ankommt. So rühmt er Heringe, Rüben, Rettich, Meerrettich, Zwiebel, in Krankheiten des Magens. Das Verwittern der Ziegel kommt oft von unreinem kalk- oder kieshaltigem Thon her, aus welchem man sie gebrannt hat. Frische Lauge von Holzasche, oder auch Blutlauge, würden wir noch keine Schwefelleber nennen, wenn sie auch einige Eigenschaften mit ihr gemein hat: es fällt doch auf das Zugießen einer Säure kein Schwefel darauf nieder.

As.

Nachtrag

Nachtrag zur Gottesgelahrheit. S. 278.

Das zur Mördergrube gemachte Bethaus, eine Predigt über Lucä 19, 41—46. von Johann Rudolph Ulrich, erstem Prediger bey der Großmünsterkirche in Zürich, aus Anlaß der Vergiftung des h. Nachtmahlweins. Nebst einer kurzen Erzählung der verübten Greuelthat. Frankfurt am Mayn, bey den Eichenbergischen Erben. 1777. 30 S. 8.

Johann Caspar Lavaters, Pfarrers am Waisenhause zu Zürich, zwo Predigten bey Anlaß der Vergiftung des Nachtmahlweins. Nebst einigen historischen und poetischen Beylagen. Einzige ächte Ausgabe unter vielen äußerst elenden und fehlervollen von Chur, Schafhausen, und Frankfurt. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1777. 84 S. in gr. 8.

Die angezeigten Predigten der Herren Ulrich und Lavater haben nicht mehr mit einander gemein, als daß sie bey einer und eben derselben Gelegenheit entstanden sind. In der Manier sind beyde Himmelweit von einander unterschieden. Hr. Ulrich scheint für einen so außerordentlichen Vorfall, fast zu kalt, zu methodisch in der Eintheilung seiner Predigt; indessen sagt er mit Sanftmuth, was zu sagen nöthig war, und es fehlt auch nicht an Affectvollen, das Herz ergreifenden Vorstellungen. Hr. Lavater hingegen schweift, über die Grenzen des Affects, die ein gesetzter Mann, wenn er im Angesichte eines ganzen Publikums redet, zu beobachten pflegt, meiner Empfindung nach, viel zu weit hinaus. Wenn die Declamation dem Inhalte angemessen gewesen ist, so muß er die ganze Predigt hindurch mehr geschrieen und geheult, als geredet haben, weil fast jede Periode sich mit einem Frage- oder Ausrufungszeichen schließt.

Wenn

Wenn Hr. L., wie man in der ersten Predigt siehet, die Absicht hatte, den verborgenen Missethäter, falls er bey seiner Predigt zugegen gewesen wäre, zum Geständniß seiner Greuelthat zu bewegen: so konnte er freylich nicht zu sehr auf sein Gewissen losstürmen, und die wütende Beredsamkeit, welche in dieser Predigt herrscht, war zu entschuldigen. Aber war es zu vermuthen, daß ein solcher Verbrecher verwegen genug seyn würde, einer Predigt beyzuwohnen, welche auf obrigkeitlichen Befehl gerade über sein eigenes Bubenstück gehalten wurde? oder daß er — doch ich will mich unten weiter darüber erklären — Hätte also Hr. Lavater nicht vielmehr die Erbauung seiner wirklichen Zuhörer zum Hauptzweck machen sollen?

Hätte er dieses gethan, so würde er seinen Affect vermuthlich gemäßiget, und seine Zuhörer nicht sowohl zu betäuben, als vielmehr, wie Hr. Ulrich that, zu belehren und zu rühren gesucht haben. Dann würden vermuthlich auch die vielen Verwünschungen, welche sich in dem Munde eines christl. Predigers — wie verabscheuungswürdig auch immer der Gegenstand derselben seyn mag — allemal sehr schlecht ausnehmen, weggeblieben seyn. Dann würde er es nicht für nöthig gehalten haben, in so vielen Rachegathmenden Sprüchen, (die in den affectvollen Liedern eines Israelitischen Königs nicht so anstößig sind, als in einer Rede, die von einem christlichen Prediger gehalten wird) die strafende Gerechtigkeit Gottes einer Saumseligkeit zu beschuldigen, und sie zu einer plötzlichen, wunderthätigen Rache aufzufodern.

Der treulose Apostel, welcher Christum verrieth, war doch auch ein hassenswürdiger Bösewicht; und doch lesen wir nicht, daß der sanftmüthige Jesus eine einzige Verwünschung wider ihn ausgestoßen habe. Juda, verräthest du des Menschen Sohn mit einem Kuß? das war alles, was er zu ihm sagte, und ich gestehe, daß diese kurze Frage, so oft ich sie lese, einen weit innigern und tiefern Eindruck auf mich macht, als beyde Lavaterische Predigten mit allen ihren Fragen und Ausrufungen auf mich zu machen vermocht haben.

Am meisten muß die zweyte Predigt des Hrn. Lavaters jeden unbefangenen Leser Wunder nehmen, um so mehr, da das, was man zu Entschuldigung des Tons der ersten Predigt sagen kann, hier gar nicht statt findet. Die erste Predigt hatte er, so wie alle andere Prediger, auf Befehl der Obrig-

Obrigkeit halten müssen. Er hatte Recht zu gehorsamen. Aber wie ziemte ihm, ohne Befehl eine zweyte Predigt zu thun, die noch dazu voll abscheulicherer Verwünschungen ist als die erste. Soll ich es gerade heraussagen? Es scheint Hrn. Lavaters seltsame Begierde Wunder zu thun, und der Verdruß, daß ein abermaliger Versuch, dieser Begierde zu befriedigen, fehlgeschlagen war, Schuld daran. Er hielt die erste Predigt in der Absicht, den Uebelthäter durch seine donnernde Beredsamkeit dahin zu bringen, daß er sich selbst als schuldig angebe, und dazu erwartete Hr. L. von Gott außerordentliche wunderthätige Unterstützung! Ich dichte Hrn. Lavater nichts an, was nicht aus der Predigt selbst erhellt. Der Text ist Ps. XXXVII, 10—15. Es ist noch um ein kleines zu thun, so wird der Gottlose nicht mehr seyn; u. s. w." Die Predigt selbst fängt mit einem feyerlichen Gebet folgendermaßen an: „Hab ich jemals in meinem Leben, o du Geist der Weisheit, du Quell des Raths und der Stärke, hab ich jemals in meinem Leben nach Weisheit und Kraft geschmachtet; jemals mich unwürdig und unfähig gefühlt, hier zu stehen, und in deinem Namen zu reden, du Allerhöchster! so ist es in der gegenwärtigen Stunde;" — Weiter hin S. 6. unten, S. 7. oben, heißt es: „Lehre du mich reden! Verlaß du mich nicht! Stärke du mich! Leite du mich! Leite du mich! Gieb du mir — lebendigste Empfindung! Gieb mir deine Gedanken, die treffendsten Worte! Gieb, Gieb mir, — diesmal, diesmal nur, etwas von dem Geiste deiner Apostel und Propheten! Nur etwas! einen Funken nur!" Wer Hrn. Lavaters Sprache, aus seinen übrigen Schriften kennet, wer weiß, welches große Vertrauen er auf die Wunderkraft des Gebets und des Glaubens setzt, welche große Begierde er bey mehrern Gelegenheiten gezeigt hat, eine Probe von der wunderthätigen Kraft des Gebets zu sehen, der wird die wahre Meynung dieses Gebets verstehen; der wird begreifen, warum Hr. Lavater gerade in dieser Predigt im Namen des Allerhöchsten reden wolle, *) warum er jetzt so flehentlich, nur um einen Funken von dem Geiste der Apo-

stel

*) Hr. L. kann doch nimmermehr behaupten, daß alle Prediger allezeit im Namen des Allerhöchsten reden.

stel und Propheten bete. Er hielte ihn nöthig, um den Zweck seiner Predigt zu erreichen, von dem er selbst S. 5. sagt, er sey: „daß der elende Verbrecher, wenn er uns hört, oder, wenn andere ihm den Inhalt unserer Predigt mittheilen, *) erwache, in sich selber gehe, an seine Brust schlage — sich in den Staub hinwerfe und ausrufe:“ „Ich bin der Mann des Todes,“ „daß er hingehe vor die mit bekümmertem Blick sich nach ihm umsehenden Richter, und flehe: Straft mich“ ꝛc. Dieß meynte Hr. L. durch seine Predigt ausrichten zu können, und welcher Triumph für ihn selbst, welcher Triumph für seine Lieblingshypothese, wenn dieß wirklich erfolgt wäre! Aber nichts von allem dem geschah. Vernünftige Leute mißbilligten Herrn Lavaters übertriebenen Eifer, Spötter lachten darüber, **) andere hielten, ob sie sichs gleich nicht öffentlich durften merken lassen, die Sache für ein Mährchen, und wollten weiter nichts davon hören. ***) Nun machte sich Hr. L. zehn Wochen nachher, ohne Geheiß der Obrigkeit, auf, eine der heftigsten, unanständigsten Predigten, die jemals sind gehalten worden, zu halten. Er nimmt den Text aus Nahum III, v. 1. „Wehe der blutdürstigen Stadt, die „voll Lügen und frevler Gewalt ist.“ Es läßt sich nichts unschicklicheres denken. Hr. L. verwahrt sich zwar, daß er weder die Obrigkeit noch die ganze Stadt meyne, sondern und

*) Diese Stelle ist höchstmerkwürdig. Hätte Hr. L. geglaubt, daß überhaupt der Verbrecher, durch die gewöhnliche Wirkung einer Predigt, auf reuevolle Gedanken könne gebracht werden: so würde es vom Hrn. L. äußerst unbescheiden seyn, wenn er geglaubt hätte, durch die Predigt eines andern Geistlichen in Zürich könnte dieß nicht geschehen; sondern der Verbrecher müsse erst den Inhalt der Lavaterischen hören. Wollte Hr. L. etwan, jetzt sagen, Er habe von allen übrigen Predigten mit reden wollen, so wäre dieß ein elender Behelf. Er spricht vor und nach dieser Stelle, nur von seinem Ich. Hier nur braucht er, das uns emphaticum. Er hatte vermuthlich, seiner Lieblingshypothese gemäß, bis zur Glaubenskraft hinaufbeten, oder bis zur Gebetskraft hinaufglauben wollen. Diese Predigt sollte die Frucht davon seyn.

**) Man hat mir erzählt, (welches sehr wahrscheinlich ist,) es hätten einige Leute gespottet, Hr. L. sollte durch seine Physiognomik den Uebelthäter entdecken.

***) Zu Anfang der 2ten Predigt S. 52. klagt Hr. L. selbst, daß einige Leute sagten: „Und es möchte auch seyn, wie's wollte,

„— Man

nur die **Lügner oder Verläumder** ꝛc. besonders aber den **Giftmischer**, der immer noch unbekannt in Zürich herumwandele. Gleichwohl ruft er S. 61. wie ein anderer **Johann Friedrich Mayer** aus: „Wohin? wohin, wohin wills kommen? mit weichen schnellen, schnellen Schritten — O meine Vaterstadt — **eilest du von Bosheit zu Bosheit! Bald wirst du dir alles erlauben, bald wird dir nichts mehr gut und nichts mehr böse dünken; Nichts mehr heilig und unheilig**". Bald wird man dir mit hoffnungsloser Betrübniß zurufen müssen: — Wer ungerecht ist, der werde **immer weiter ungerecht, und wer sich besudelt, besudele sich weiter;**" „Bald wird **alle Bosheit, aller Greuel des ganzen Landes in dir gefunden werden.**" u. s. w. Großer Gott! Was in gend in der Welt kann einen christlichen Prediger berechtigen, seine Vaterstadt so greulich abzumalen? Und konnte er schwärzere Farben nehmen, wenn Gotteslästerung, Sodomiterey, Aufruhr, Mordbrennerey und Giftmischerey wären auf allen Straßen gefunden worden? Und so ist doch das gute Zürich nicht beschaffen! Was konnte denn dem Mann, der **Menschenkenntniß** und **Menschenliebe** so geflissentlich zur Schau trägt, veranlassen, seine Vaterstadt so heftig anzuschnauzen? Ja! **Es waren vier Lästerschriften angeschlagen worden.** Dieß ist zwar etwas; aber doch wahrhaftig nicht **alle Greuel alle Bosheit des ganzen Landes.** Es läßt sich ganz wohl abnehmen, daß wenn Hr. L. mit seiner ersten Predigt nicht so große wunderthätige Absicht, ohne einigen Erfolg gehabt hätte, und wenn nicht dadurch diese Absicht, wie alle große Anstalten ohne Erfolg, **lächerlich** *) geworden wäre, so würde er nicht, **ohne alle weitere Veranlassung, eine zweyte Predigt**, voll so vieles Bitterkeit, gehalten haben. Aber er wollte den Strafelenchum

„— Man hat die Zeit her so viel von alle diesem Unwesen „reden und predigen gehört, daß man des Dinges einmal „satt ist, und es einen eckelt, mehr ein Wort darüber zu „verlieren." und S. 53. „Es ist zu vermuthen, daß der Eifer „wider diese Unthaten nur gar bald wieder verlösche."

*) Hr. L. und seine Anhänger, können unter allen andern Dingen, Spott, am wenigsten vertragen. Man erinnere sich, daß Pfenninger, Spott und Scheiterhaufen in eine Klasse setzt. Dieß erklärt Hrn. L. sonst unbegreifliche Aufführung.

chum brauchen, die übrigen heftigen Beschuldigungen, sind bloß Worte. — „Ohne Dich," sagt er S. 6. zu Gott, „kann ich wohl tönend Erz und klingende Schelle seyn." — Und Gott kann ihm nicht eingegeben haben, solche unerhörte Lästerungen gegen seine gute Vaterstadt zu sagen. Mit andern Namen weiß ich Hr. L. Worte nicht zu belegen, wenn sie mehr als leere Worte seyn sollen. Denn konnten wohl, ich will alle unbefangene Leser zu Richtern machen, unvernünftige Pasquille, voll Beschuldigungen ohne Wahrscheinlichkeit, Hrn. L. berechtigen, seiner Vaterstadt nur den zehnten Theil der Beschuldigungen zu machen, die er macht?

Und selbst die unerkannte Gegenwart des Giftmischers in der Stadt, worüber Hr. L. so entrüstet ist, war sie denn so gar ungezweifelt richtig? War es nicht mehr als wahrscheinlich, ein solcher Verbrecher, der so leicht hätte entdeckt werden können, werde in zehn Wochen, sein Heil in der Flucht gesucht haben? Wieviel Fälle sind sonst noch möglich! Alsdenn war doch wahrhaftig Hrn. L. Beschreibung der Beschäfftigung dieses Unglücklichen S. 54. wo er sogar geschildert wird, „wie er am Spieltische sitzt, und witzelt," mehr als kindisch. Und wer hat denn überhaupt Hrn. Lavater gesagt, daß dieser Verbrecher ein Türcher gewesen sey. Konnte der Giftmischer nicht ein Fremder seyn, der nach verübter Freveltat Zürich verließ? Was hatte denn diese gute Stadt dabey verbrochen, daß ein solches Ungeheuer eine Zeitlang in seinen Mauern gewesen war? Wir wollen einen andern Fall annehmen. Dieser fremde Uebelthäter mag ein praktischer Atheist, er mag ein Mensch ohne alle Principien gewesen seyn, der bloß einen frechen Spott mit der communicirenden Gemeine hat treiben, der sich bloß an ihrem Eckel hat weiden wollen; wie dieses der sanftmüthige Ulrich *) S. 19. seiner Predigt selbst, anzunehmen scheint: so war er immer ein sehr nichtswürdiger Bube; aber doch nicht das unbeschreiblich abscheuliche Ungeheuer, das eine ganze Gemeine von 1200 Menschen zugleich vergiften wollte. — Und war es so, so frage ich abermal, was hatte die Stadt Zürich dabey verbrochen? — Es lassen sich noch manche andere Fälle denken, unter andern einer, den ich, nachdem ich alle Nachrichten, die ich von dieser Sache habe einziehen können,

*) Man merke wohl: Hr. Ulrich war der erste, der communicirt hatte, und die Wirkung des Gifts also gewiß hätte empfinden müssen, wenn Gift da gewesen wäre.

nen, reiflich erwogen habe, völlig für den wahren Fall halte, nämlich: Daß bey dieser ganzen Sache, einige zufällige Nachläßigkeit, mit einigen Uebereilungen vorgefallen; aber daß ganz und gar keine Bosheit im Spiele gewesen sey.

Bey einem jeden Criminalfalle ist die Hauptsache, daß das Faktum richtig sey. Man kann wahrhaftig dabey nicht behutsam genug zu Werke gehen. Wie viele Geschichte sind nicht bekannt, da Anzeigen, die am ungezweifeltesten schienen, dennoch falsch gewesen sind! Bey einer Giftmischerey von so unbeschreiblich abscheulicher Art; zu der sich gar keine Veranlassung denken ließ, hätte doch aufs allerpünktlichste müssen untersucht werden, ob sie auch gewiß existire, oder ob irgend worin ein Mißverständniß seyn könne. Jemehr ich diese ganze Geschichte überlege, destoweniger kann ich finden, daß aus den geschehenen Untersuchungen nothwendig folge, daß Gift vorhanden gewesen sey. Ich lege die einzige glaubwürdige Nachricht von diesem Vorfalle, welche hinter Hrn. Lavaters zwey Predigten gedruckt ist, zum Grunde. Ich will diesen Vorfall, dieser Nachricht zu Folge, hier nochmals erzählen, und meine Zweifel hinzusetzen. Ich suche dadurch weder die obrigkeitliche Verordnung, die gewiß gut gemeynt war, anzutasten, noch irgend einen von den wackern Leuten, die dabey interessirt gewesen sind, zu beleidigen. Es ist aber in einer so abscheulichen Geschichte einem jedem Menschenfreunde erlaubt zu zweifeln, und von einer Geschichte, davon die Umstände öffentlich gedruckt sind, ist es erlaubt, diese Umstände öffentlich zu untersuchen.

Donnerstags den 12 September 1776. war der allgemeine Buß- und Bettag, an welchem in allen Kirchen in Zürich früh zwischen 9 und 10 Uhr, das Abendmahl gehalten wird. In der Großmünsterkirche war die Gewohnheit, den Communionwein des Abends vorher in hölzerne Gefäße (Sester) zu gießen, und die 32 hölzerne Becher, in welchen der Wein den Communikanten nach dortiger Gewohnheit, nebst dem Brodte, in der Kirche herumgetragen wird, auf den Abendmalstisch zu stellen. Als der Küster den 12. früh in die Kirche kam, so fand er, auf der Erde, verschüttetes Wein. Da ihm am letzten Pfingstfest, Wein aus einigen Sestern genommen war: so glaubte er, dieß sey wieder der Fall; fand aber durch Aufheben, daß die Gefäße noch voll waren. Er merkte, daß unter den Bechern einer

beschmutzt war, erschrack darüber, und befahl seiner Tochter ihn zu reinigen.

Hier wollen wir einen Augenblick stille stehen. Alles dieses kann sehr zufällig und sehr unschuldig seyn. Konnte nicht den vorigen Abend etwas Wein seyn verschüttet worden, ohne daß gerade darauf Acht gegeben worden? Und wodurch in aller Welt, ist bewiesen, oder wodurch kann man beweisen, daß diese auf dem Fußboden gefundene Feuchtigkeit **Wein** war? Konnte es nicht Wasser seyn, da vermuthlich Tages vorher, die hölzernen Geschirre in der Kirche waren gereinigt worden, oder konnte es nicht (wie es mir am wahrscheinlichsten ist) **Urin** eines Thieres seyn, das sich in der Kirche aufgehalten hatte? Der Umstand, daß dem Küster im Pfingstfeste, **Wein genommen** worden, der doch wichtig seyn könnte, wenn man die eigentliche Beschaffenheit wüste, ist gar nicht deutlich erzählt. Wären ganze Sester von 8 und mehreren Maaßen geleeret gewesen: so wäre es freylich sehr vermuthlich ein Diebstahl, obgleich noch gar nicht zu begreifen wäre, daß jemand, um wenige Maaß eines gemeinen Weines, (wie der Communionwein allenthalben ist) sich in die Gefahr setzen sollte, **als ein Kirchendieb** bestraft zu werden, oder daß ein Dieb, der einen Nachschlüssel zu einer Kirche hätte, (und anders könnte er doch nicht in die Kirche gekommen seyn) ihn **bloß nur zu einem so geringen Diebstahl, und nur ein einzigesmal**, anwenden sollte? Hat aber nur etwas weniges an den Sestern gefehlt, so ist gar nichts böses daraus zu schliessen. Eine näschige Magd kann davon getrunken haben. Thiere können davon getrunken haben; z. B. Eine oder mehrere **Katzen**, (die sich sehr oft in den gewölbten Gräbern aufhalten) **Iltisse**, (die den auf alten Kirchdächern nistenden Vögeln auflauren) Katzen, Hunde ꝛc. die durch allerley Zufälle in einer Kirche die Nacht über bleiben können. Endlich, hölzerne Gefäße, die lange nicht gebraucht worden, können bekanntlich, leicht eine ziemliche Parthie Feuchtigkeit einsaugen. Daß hier ein Becher **beschmutzt** gewesen, zumal, da nicht angezeigt ist, womit er beschmutzt gewesen, beweiset gar nichts. Wie leicht kann eine Magd vergessen, unter 32 Bechern einen zu reinigen, und man kann **Abends** den Schmutz so genau nicht sehen, als bey Tage. Ein Mann, der oft in Zürich communicirt hat, hat mich versichert, daß die hölzernen Becher in einem Schranke in der Mauer verwahrt werden. Es ist natürlich, daß hölzerne Gefäße, in denen Wein gewesen,

und

und die nachher feucht gereinigt, und vielleicht nicht allemal ganz sorgfältig rein abgetrocknet worden, wenn sie mehrere Wochen lang in einem Behältnisse in der Mauer stehen, mit Schimmel beschlagen können.

Doch weiter: Beym Abendmahl bemerkte man, daß **der Wein trübe war.** Der Stiftsverwalter, der den Wein gegeben hatte, **und gewiß wußte, daß der Wein gut und rein gewesen war,** konnte sich kaum halten, und glaubte, daß durch seinen **Amtsknecht ein Versehen geschehen seyn müßte. Doch ließ er der Communion ihren Fortgang.** Die Geistlichen communicirten zuerst. Einige **Minister** merkten, daß der Wein trübe war. Die trübsten Becher wurden wieder in die Sester geschüttet, und Wein aus zinnernen Kannen, worin er klärer war, geschüttet. **Jedoch erweckte er bey vielen Communikanten Eckel, entweder durch den blaulicht unreinlichen Anblick,** oder den **süßlich faden Geschmack.** Die Communion gieng ruhig fort, nur daß viele Communikanten wenig Wein nahmen, **keiner von den Communikanten empfand die geringste üble Wirkung davon,** ohnerachtet sehr viele die schlechte Beschaffenheit des Weins bemerkt, und darüber gesprochen hatten.

Weder die **Obrigkeit** noch die **Geistlichkeit,** hielt die Sache für so wichtig, daß sie eine **unmittelbare Untersuchung** verlangt oder verordnet hätte. Nur der **Stiftsverwalter,** (dem dieser Vorfall natürlicher Weise sehr empfindlich seyn mußte,) dem natürlicher Weise daran gelegen war, daß er im Publikum nicht in Verdacht käme, wissentlich schlechten Wein geliefert zu haben,) wollte untersuchen, welcher von seinen Leuten an dem Versehen Schuld wäre. Er fragte den **Amtsknecht** ernstlich: „Was er für Wein gegeben?“ Antw. „den gewöhnlichen Communionwein, aus dem und dem Fasse.“ Fr. „Er sey so trübe und so mißfärbig gewesen?“ Antw. „Gestern sey er so lauter wie möglich geflossen, so lauter wie möglich zur Kirche gekommen; er stehe dafür.“ Der Wein in den zinnernen Kannen war lauter, ein Rest Wein, den man aus der **Predigerkirche** holen ließ, war auch untadelhaft. Der **Küster** kam dazu, und versicherte, **daß der Wein lauter zur Kirche gekommen,** und erzählte, was er des Morgens wahrgenommen. Auch der **Böttcher** oder **Küfer** wurde herbeschieden, der ebendasselbe **versicherte.** Auch in der **Taufe** (oder dem

Gefäße) in welcher der Wein in die Kirche getragen worden, war ein Reſt lautern Weins, woraus man ſchloß, daß auch der übrige müſſe lauter geweſen ſeyn. Man brachte die Seſter her, öffnete ſie, und fand einen Reſt von ungleich trübem Wein, in allen vieren, und darauf, mit Erſtaunen, einen zween bis drey Finger hohen, ſchwarzen, trüben, leimichten Satz, ein Sediment.

Wir wollen hier wieder einen Augenblick ſtille ſtehen. Man bemerke, daß die bisherige Unterſuchung, nicht von obrigkeitlichen, oder ſonſt dazu beſtellten Perſonen, ſondern von vier Leuten unter ſich gemacht worden, welche bey der Sache gar ſehr intereſſirt waren: der Weinlieferant, deſſen Amtsknecht, der Küfer oder Böttcher, und der Küſter.

Von dem Stiftsverwalter, der den Wein zu liefern hatte, will ich ſehr gern glauben, daß ſeine Abſicht geweſen ſey, guten und reinen Wein zu liefern. Indeſſen mußte es ihm doch lieb ſeyn, wenn die Sache ſich ſo aufklärte, daß auch durch ſeine Leute kein Verſehen vorgefallen wäre. Alſo kann ihn kein Richter für einen völlig unpartheyiſchen Unterſucher halten. Wenn die Nachricht von ihm ſagt: „Er habe gewiß gewußt, daß der Wein lauter und rein geweſen,“ ſo kann dieß nicht dem ſtrengſten Wortverſtande nach genommen werden: denn da er bey dem Anzapfen und Wegbringen nicht zugegen geweſen war, da der Wein durch die Hände des Küfers und des Amtsknechtes gegangen war; ſo konnte der Stiftsverwalter weiter nichts gewiß wiſſen, als daß der Wein, den er zum Communionwein beſtimmt hatte, gut und lauter geweſen ſey, und dieß glaube ich auch von ganzem Herzen. Da er aber, laut der Nachricht glaubte, es ſey durch ſeinen Amtsknecht ein Verſehen geſchehen;“ ſo ſcheint dieß ſo zu verſtehen zu ſeyn: daß der Amtsknecht aus Verſehen ein Faß trübes Weins, anſtatt eines Faß klares Weins angezapft habe. Denn hätte der Stiftsverwalter gewiß gewußt, daß gar kein trüber Wein im Keller ſey, ſo iſt nicht abzuſehen, welches Verſehen der Amtsknecht gemacht haben könnte, er müßte denn den Wein verunreinigt haben, und in ſolchem Falle hätte der Stiftsverwalter der Communion Einhalt thun müſſen; er ließ ihr aber den Fortgang.

Wie genau der Küſter habe wiſſen können, ob der Wein, der aus einem hölzernen Gefäß, in ein hölzernes

neues Gefäß, und noch dazu Abends, vermuthlich (da es im September war) bey Lichte eingegossen worden, ganz klar gewesen, ist nicht einzusehen. Er hatte gar keine Ursache des Abends vorher die Klarheit des Weins genau zu untersuchen. Ist der Wein roth gewesen, wie es scheint, so war es noch weniger genau zu sehen. Was er vom Vorgange des Morgens erzählte, ist von keinem Gewichte, wie oben gezeigt ist, und daher bedeutet sein ganzes Zeugniß so viel als nichts.

Der Amtsknecht und der Küster waren die Personen, auf die es hier hauptsächlich ankam. Sie hatten die Auszapfung und Wegbringung des Weins besorgt; sie hatten das größte Interesse zu behaupten, daß der Wein vorher rein gewesen, und alles zu verneinen, was den geringsten Verdacht verursachen konnte, daß mit dem Weine ein Versehen vorgefallen sey; denn alle Verantwortung würde auf sie gefallen seyn. Gleichwohl ward, wie ich mit Befremden sehe, diesen Leuten alles, was sie behaupteten, auf ihr bloßes Wort geglaubt. Woraus soll denn wohl erhellen, daß der Wein aus dem und dem Fasse wirklich wäre gezapft, und aus keinem einzigen der andern etwas in die Kirche gebracht worden. Bloß daraus, daß der Amtsknecht sagt: Er stehe dafür, daß es geschehen sey? Doch wohl nimmermehr! Gleichwohl finde ich nicht, daß man diesen wichtigen Umstand im geringsten weiter untersucht habe, daß man im geringsten gesucht habe, sich von der Wahrheit desselben weiter zu überzeugen. Ich finde nicht, z. B. daß in dem und dem Fasse nachgemessen worden, ob darinn so viel Wein fehle, als überhaupt in die Kirchen geliefert worden; oder nachgesehen worden, ob der noch klare Wein mit dem Weine in dem und dem Fasse ganz übereinstimme; oder, ob überhaupt in dem und dem Fasse klarer oder trüber Wein noch vorhanden sey, oder daß die Fässer mit trüben Wein, wofern welche im Keller waren, untersucht worden, ob sie etwa ganz oder zum Theil leer wären, so wie es überhaupt auch nützlich gewesen wäre, in allen Fässern nachzusehen, ob sich etwan in einem oder dem andern eben ein solches Sediment finde, als sich in den Sestern in der Kirche gefunden hatte. Diese und ähnliche Untersuchungen würden die dürre Behauptung des Amtsknechtes und des Küsters, sehr erläutert haben. Der Küster zeugt ohnedem (in der gedruckten Nachricht S. 76.) nicht

daß der Wein aus dem und dem Faſſe gekommen, ſondern nur, daß er lauter und klar zur Kirche gekommen ſey, welches er nicht einmal zeugen konnte, wofern er, wie es ſcheint, nur beym Abzapfen im Keller, nicht aber bey der Ankunft des Weins in der Kirche zugegen geweſen war.

Daß in der Taufe, in welcher der Wein in die Kirche getragen worden, ſich ein Reſt lautern Weines gefunden, beweiſet, mit Erlaubniß des Verfaſſers der Nachricht, gar nichts, ob derſelbe gleich S. 76. meynet, „daß dieſes vollends gewiß mache, daß nichts vom Weine herrühre. Durch dieſen Umſtand wird nichts gewiß. In jedem der vier Seſter waren laut S. 72. acht Maaß. In den zinnernen Kannen muß wohl eben ſo viel geweſen ſeyn, da der Wein laut S. 75. für 1000 bis 1200 Communikanten hingereicht hat, und noch ſo viel übrig geweſen iſt. Es ſtehet dahin, ob ſo vieler Wein, auf Einmal, in Einer einzigen Taufe, ſey getragen worden; wenigſtens aber iſts unmöglich, (auch in der Nachricht weder unterſucht noch behauptet worden,) daß in dieſer einzigen Taufe, der Wein auf Einmal in alle Kirchen gebracht worden.) Wofern aber dieſes nicht iſt, woher konnte man wiſſen, daß der Reſt Wein, der in der Taufe war, gerade zu dem Weine gehöre, der in die Großmünſterkirche und in die hölzernen Seſter gekommen war? Nicht zu gedenken, wenn man auf einen Augenblick annehmen will, der Amtsknecht habe ein Verſehen gemacht, wie er doch deſſen ſehr verdächtig war: ſo könnte er auch wohl, etwas reinen Wein in die Taufen gegoſſen haben, um ſeiner Rechtfertigung eine Wahrſcheinlichkeit zu geben. Er kann zwiſchen der Communion und der Unterſuchung wohl allein geweſen ſeyn, denn es heißt S. 76. ausdrücklich, der Böttcher ſey herbeſchieden worden.

Es iſt alſo durch dieſe Privatunterſuchung im Hauſe des Stiftsverwalters, eigentlich nichts ausgemacht worden, als daß in den hölzernen Seſtern ein zwey bis drey Finger hohes, ſchweres, trübes, leimichtes Sediment geweſen iſt. Nunmehr aber gewinnt die Sache ein anderes Anſehen. Denn dieſes Sediment wird dem Hrn. Doktor Geßner ſogleich zur Unterſuchung gegeben. Er unterſuchte es denſelben Abend und Tages darauf, in Geſellſchaft des Hrn. D. Ziegler und des Hrn. D. Schinz. Alle Experimente, die jeder allein und alle zuſammen machten, waren übereinſtimmend, ſie fanden einmüthig: „ein Gemiſch von

Miet

Miet und Lett, mit in Essig aufgelößtem spanischen Pfeffer, Stechapfel, Schwertlilien, Fliegengift, und wahren Arsenik.“ Dieß ist der wichtigste Umstand in der ganzen Geschichte; aber eben deswegen wünschte ich, daß die Sachen, die im Sedimente befindlich gewesen seyn sollen, und die Art, wodurch erforschet worden, daß sie im Sedimente wären, aufs deutlichste und aufs genaueste, wären beschrieben worden. Ich habe für die Einsichten der Männer, welche die Untersuchung gemacht haben, alle Achtung. Aber wahr ist es auch, da man einmal das Sediment mit Erstaunen erblicket hatte; da man gar nicht untersuchte, ob es nicht auf eine sehr natürliche, des Erstaunens gar nicht würdige Weise in den Wein gekommen seyn könne; da man als gewiß annahm, es sey der Wein lauter zur Kirchen gekommen, und aus der Erzählung des Küsters, von dem, was er des Morgens gefunden hatte, gewiß viel zu voreilig, schloß, es müsse schlechterdings ein Unbekannter erst in der Kirche dieses Sediment in den Wein gethan haben, da es, wenn dieses einmal fest angenommen, nicht möglich war, daß der Unbekannte eine gute Absicht konnte gehabt haben; so musten doch diese wackere Männer natürlich schon disponirt seyn, in dem Sedimente etwas schädliches zu finden. Der kleinste Irrthum in ihren Versuchen konnte denn ihrem Urtheile eine schiefe Richtung geben. Wenigstens ist die Anzeige von dem Resultate ihrer Versuche, so wie sie in der gedruckten Nachricht stehet, äußerst unverständlich, unbestimmt, und unbefriedigend. Ich frage: War jeder der Versuche, die sie jeder allein machten, von anderer Art und doch der Erfolg übereinstimmend; oder machten sie nur ebendenselben Versuch, jeder einzeln, und welches waren die Versuche, welche alle zusammen machten? In einer so wichtigen Sache war es wohl nöthig, die menschlichmöglichste Vorsicht zu nehmen, daß man sich nicht betrügen möge. Wer jemals solche Versuche gemacht hat, wird wissen, wie schwer es oft ist, das, was in solcher Masse befindlich ist, genau zu bestimmen, und die gar mancherley Sachen, die man in diesem Sedimente gefunden haben will, geben noch zu mehrerm Nachdenken Anlaß. Ich und mit mir der gröste Theil von Deutschland, verstehen nicht, was Miet ist. Lett, soll vermuthlich Letten oder Thon seyn; welcher aber doch kein Gift ist, so wenig als Schwertlilien und spanischer

Pfeffer. Ich wäre übrigens wohl neugierig, zu wissen, auf welche Art man habe erforschen können, daß spanischer Pfeffer, der 12 bis 24 Stunden in einer Weinsäure gelegen hatte, gerade in Essig aufgelöst sey; und woran man aufgelösten spanischen Pfeffer noch für spanischen Pfeffer erkannte, durch welchen botanischen Charakter man Stechapfel, der in einem solchen leimichten Gemische gelegen, noch genau für Stechäpfel erkennen konnte. Ob vom Stechapfel, der sehr kleine Saamen, oder noch mehr, ob von den Schwertlilien, die Blumen, die Blätter oder was sonst vorhanden gewesen. Was eigentlich durch Fliegengift verstanden werde, ist auch nicht gesagt. Adlung und Frisch verstehen darunter schwarzen Arsenik. Wie dieser dem wahren Arsenik entgegen gesetzt werde, und warum dieser der wahre Arsenik genannt worden: ist nicht abzusehen, und ich wäre sehr begierig, den chymischen Proceß zu sehen, durch welchen, auf eine Kunstverständige befriedigende Art, mehrerley Arten von Arsenik, in einem solchen Gemische genau unterschieden und ihre Beschaffenheit bestimmt werden konnte. Ueberhaupt wäre es höchst wichtig zu wissen, durch welche Kennzeichen man denn so einmüthig den wahren Arsenik *) entdecket habe: denn dieß ist der hauptsächlichste Umstand, und man kann bey einer solchen Bestimmung nicht vorsichtig genug seyn. Man hat um so vielmehr Ursache, daß wirklich Arsenik in dem Gemische gewesen, noch bis jetzt zu zweifeln, da Hr. D. Hirzel, welcher, mit Zuziehung einiger Chymisten, eine Portion der Mischung drey Tage nachher untersucht hat, in derselben keinen Arsenik gefunden hat, wie S. 78. ausdrücklich gemeldet wird. Sein Bericht heißt: „daß dieser Wein mit Eckelerweckenden und beräubenden Pflanzentheilen, auch mit sublimirtem Queckſilber sey vermengt gewesen.“ Hier ist in der Nach-

*) Wallerius, in der Mineralogie S. 298. sagt: „Es möchten einige meynen, alles was im Feuer, mit einem weißen Rauche rauche, sey Arsenik, dem ist nicht so: Denn Galmey, Blende, Zink, Spießglas, NB. Queckſilber rauchen weiß, sind aber deswegen nicht Arsenik. Der Knoblochsgeruch zugleich nebst dem weißen Rauche, ist das eigentliche Kennzeichen des Arseniks.“ Wie wenig in diesem Falle aber der Knoblochsgeruch ein sicheres Kennzeichen seyn konnte, wird man einsehen, wenn man bedenkt, daß in dieser Mischung mancherley Pflanzen gewesen sind, davon einige einen Knoblochsgeruch verursacht haben können.

Nachricht eine unbegreifliche Nachläſſigkeit und Unzuverläſſigkeit. Obgleich erſt mit ausdrücklichen Worten geſagt wird, Hr. D. Hirzel habe ſublimirtes Queckſilber gefunden, ſo ſteht doch gleich darunter: „Nicht eigentliches ſublimirtes Queckſilber fand er; ſondern natürliches.“ Hat man je eine ſo ſeltſame Unzuverläſſigkeit in einer ſo wichtigen Sache geſehen! Wie ſoll man obiges verſtehen? Hat Hr. D. Hirzel erſt geglaubt, ſublimirtes Queckſilber zu finden, hat nachher ſeine Meynung geändert und natürliches Queckſilber angegeben? Oder hat dieſer einſichtsvolle Mann nur natürliches Queckſilber geſehen; die hinzugezogenen Chymiſten aber, welche ſchon nicht zufrieden geweſen, daß er keinen Arſenik fand, haben, da doch einmal eine horrende Giftmiſcherey vorhanden ſeyn ſollte, vermeinet, das Queckſilber müſſe ſublimirt ſeyn, oder geweſen ſeyn. Faſt ſollte man ſo etwas glauben, da es nochmals hinterher heißet: „Nachherige Verſuche (welche? und von wem? wird nicht geſagt) zeigten aber, daß ſublimirtes Queckſilber in beſagter Miſchung ſeine Säure fallen laſſe, und ſich wieder in lebendiges auflöſe.“ Ich überlaſſe es erfahrnen Chymiſten zu beurtheilen, wie wahrſcheinlich es ſey, daß ſublimirter Merkur, wenn er 3 Tage in einer Weinſäure mit einigen Pflanzentheilen gelegen, ſich in lebendiges auflöſen könne. Aber geſetzt, daß dieſes geſchehen ſey; ſo wird man doch daraus nimmermehr ſchließen wollen, das natürliche Queckſilber, welches in der Miſchung gefunden worden, müſſe vorher ſublimirt geweſen ſeyn. Das wäre ja die unerhörteſte Petitio principii. Es kann ja als natürliches Queckſilber in die Miſchung ſeyn gethan worden, und ſo geblieben ſeyn. Und alſo würde aus dem Verſuche, daß ſublimirtes Queckſilber in dieſer Miſchung ſich in lebendiges auflöſe, abermal nichts eigentlich giftiges ſicher gefolgert werden können.

Aber überhaupt iſt nicht zu begreifen, warum die Unterſucher, welche, ſo wenig beſtimmt, die eigentliche Art des Gifts in der Miſchung haben angeben können, nicht geradezu verſucht haben, ob überhaupt irgend eine Art von Gift, es ſey welche ſie wolle, in der Miſchung geweſen ſey. Zu dem Behuf, hätte man nur etwas von der Miſchung, von welcher doch genug vorhanden war, einer Katze oder Hunde vorwerfen dürfen. Einen ſolchen ſtupeln Verſuch pflegt man ja allenthalben, wo Verdacht einer Vergiftung iſt, zu machen. Wäre der Hund geſtorben, ſo wäre genugſam bewieſen,

daß

daß die Mischung tödtlich sey, und man hätte allenfalls den Arsenik und das Quecksilber immer noch im Magen des Hundes finden können. Eine solche tödtliche Beschaffenheit der Mischung zu beweisen, wäre doch hier um so viel nöthiger zu beweisen gewesen, da **kein einziger von 1200 Menschen**, die den Communionwein genossen hatten, **die geringste gefährliche Wirkung** davon verspürt hatte. Aber man hatte einmal schon die vorgefaßte Meynung, daß die Mischung durch einen Bösewicht, der sich in die Kirche geschlichen habe, in den Wein geworfen sey, also war vorausgesetzt, die Mischung müsse schädlich seyn. Man glaubte dem **Amtsknechte** und dem **Küfer** auf ihr Wort, daß der Wein aus dem und dem Fasse gekommen, und daß er **rein und lauter** gewesen. Man untersuchte gar nicht den Keller, und was den Tag vor der Communion im Keller vorgefallen war, wohin man doch eigentlich das größeste Mißtrauen hätte werfen, und die allerscrupulöseste Untersuchung veranlassen sollen. Man warf alles Mißtrauen auf die Mischung. Freylich sobald die Aerzte in der ersten Untersuchung entschieden hatten, daß in der Mischung **Arsenik** sey, so konnte dieß vieles beytragen, daß man den rechten Weg, den man hätte gehen sollen, verlor. Denn freylich war es nicht wahrscheinlich, daß im Keller **Arsenik** in die Mischung gethan worden, ob es wohl an sich höchstwahrscheinlich ist, daß eine trübe Mischung aus einem Keller in einen Wein kommen kann, und daher die genaueste Localuntersuchung des Kellers, hauptsächlich nöthig gewesen wäre. Da nun vollends das **Schrecken** und die **Indignation** über eine solche, wenn sie wirklich richtig wäre, in der That **ganz teuflische Uebelthat**, als die **Vergiftung einer ganzen Gemeine** ist, sich der Gemüther bemeistert hatte: so ward man noch mehr disponirt, nur auf den **Thäter** und auf die **Art, wie er die Uebelthat begangen hätte**, zu inquiriren.

Dieses geschahe Montags den 16ten. „Alles, (sagt die gedruckte Nachricht S. 77.) Küster, Tochter, Magd, Küfer, Knechte, Apotheker u. s. f. wurden aufgefodert, beschieden, und verhört — **und es entdeckte sich keine Spur** von dem unmenschlichen **Urheber dieser Unthat.**“ *) — „Man unter-

*) Es ist sehr sonderbar, daß die Nachricht hierbey berichtet: „Unterdessen verbreitete sich Montags am fünften Tage nach der Communion das Gerüchte, daß am Donnerstag und Freytag, und auch am Sonntag noch einige Personen Uebelkeiten

untersuchte (S. 79.) besonders auch alle Schlösser an den Thüren zum Münster, und fand alle unversehrt, und kein Merkmal des gewaltsamen Einbruchs. Der Gedanke war also natürlich, daß der Thäter, vermittelst eines Schlüssels, in der Nacht den Weg zur Kirche gefunden haben müsse."

Auch dieses ward untersucht. Es kam dabey niemand in Verdacht, als der Thurmhüter und Todtengräber Wirz, besonders, „da er ein Jahr vorher Drohworte, die auf eine solche That ausgeleget werden konnten, ausgestoßen haben sollte, — und da er in derselben Nacht, da diese That verübt worden war, wider seine Pflicht den Thurm verlassen, und nach Hause gegangen war. — Er ward also in Arrest gesetzt, aufs genaueste verhört, sein Haus, Kleider, Briefschaften, und Geräthe wurden aufs genaueste untersucht. Keine Spur von irgend etwas, das nur den mindesten Argwohn hätte bestätigen können." Da man vermeynte, daß die Entwendung des Weins aus der Kirche in Pfingsten, mit der jetzigen Verunreinigung desselben einen Zusammenhang haben könnte: so ward auch deswegen Verdacht auf Wirzen geworfen; aber es ward erwiesen, daß er in der Pfingstnacht, nicht in der Stadt, sondern vier Stunden weit auf m Lande gewesen. *) Da man also gar nichts auf ihn bringen konnte, ward er auch des Arrestes entlassen.

Nach-

ten empfänden, und besonders des Herrn Verwalters Magd, heftige Colik litt." Also erst, nachdem das Gerücht von der Vergiftung in der ganzen Stadt allgemein geworden war, wollten einige Personen Uebelkeiten empfunden haben, und besonders gerade die Magd des Weinlieferanten, in dessen Hause die Materie von der Weinvergiftung schon am Donnerstage und Freytage, ehe man sonst in der Stadt etwas davon wußte, rege mußte gewesen seyn. Seltsam! sehr seltsam.

*) Es war ein Glück für den guten Kerl, daß er dieses Alibi so genau erweisen konnte. Denn wenn er zufällig, auch in der Pfingstnacht, eben so verdächtig geblieben wäre, wie ihn seine, nur zufällige Entfernung vom Thurm, in dieser Nacht, wirklich sehr gravirte: wer weiß, welche Schuld auch von dieser Vergiftungshystorie über ihn gekommen wäre. Im Jahre 1734. ward in einer gewissen Stadt eine Dame von Stande, von Dieben, die in der Nacht bey ihr einbrachen, beynahe getödtet. Sie hatte sich gegen die Diebe gewehret, und einem von ihnen unter andern schwarze Haare ausgerauft. Dieß bestärkte den Verdacht, den man gegen einen, in der Nachbarschaft

Nachdem ich nun die ganze Untersuchung, der gedruckten Nachricht zu folge, getreu erzählt habe: so mögen verständige Rechtslehrer urtheilen, ob hier ein vollständiges Corpus delicti herausgebracht worden sey. Ich als ein der Rechte Unkundiger will darüber nicht urtheilen. Aber meine natürliche Vernunft sagt mir, es komme hierbey auf **vier Fragen** an. 1) **Ob in der Mischung tödtlicher Gift gewesen?** 2) **Ob der Gift, wenn er in der Mischung vorhanden gewesen, in der Absicht die ganze Gemeine zu vergiften, in den Communionwein gelegt worden?** 3) **Ob die Mischung, giftig oder nicht, schon im Weine gewesen, ehe derselbe in die Kirche gekommen, oder erst in der Kirche hineingeschüttet worden?** 4) **Wenn sie erst in der Kirche hineingeschüttet worden, wie der Thäter in die Kirche gekommen sey?**

Die erste Frage erhellt aus dem Zeugnisse der Aerzte, welches allerdings vollkommen hinlänglich gewesen ist, die Obrigkeit zu allen nachfolgenden Untersuchungen zu bewegen, und die ganze Stadt mit Schrecken zu erfüllen. Dieses Schrecken, vermöge dessen man die Bosheit des Vergifters schon als ausgemacht annahm, hat meines Erachtens nicht wenig beygetragen, die Untersuchung von dem rechten Wege weg, und bloß auf Ausforschung des **unbekannten Vergifters** zu führen. Da man aber nachher von dem **Vergifter** nicht die geringste Spur fand, da von einer eigentlichen **Vergiftung** auch keine Spur zu finden war, indem von 1200 Menschen, welche den Communionwein genossen, nicht ein einziger gefähr-

schaft wohnenden, schwarzhärigen und liederlichen Schuhflicker, schon hatte. Man wuste von ihm, er sey in derselben Nacht, ausser seinem Hause gewesen. Die gefundenen Haare stimmeten mit den seinigen überein, und als er der Dame vorgestellt ward, rief sie mit Abscheu, dieß sey ihr Mörder. Konnte man einen completern Beweis, dem Anscheine nach, verlangen! Gleichwohl da der Schuhflicker sich in Gefahr sahe, als ein Mörder verurtheilt zu werden, gestand er lieber, daß er in derselben Nacht, eine Meile von der Stadt, Fische gestohlen hätte. Er bewieß dieß vollkommen durch seine Mitgenossen, durch die Bestohlnen, und durch andere Umstände. Der Mörder ward einige Zeit nachher bey einem andern Einbruche ergriffen, und bekannte freywillig. Es fand sich, daß er von ganz anderer Statur war; so daß also die Einbildungskraft der Dame auch war betrogen worden. Großer Gott! wie behutsam muß ein Richter in allen solchen Fällen seyn!

fährlich krank geworden, *) noch viel weniger gestorben ist: so hätte man doch wohl wieder zurückgehen, und die Glaubwürdigkeit des Zeugnisses der Aerzte, und die eigentliche Beschaffenheit ihrer Versuche abermals untersuchen sollen. Es waren wackere Männer; der allerkleinste, so leicht mögliche Irrthum in ihren Versuchen, kann ihr Urtheil auf einen falschen Weg geleitet haben. Der Umstand, daß die einen Arsenik, und die andern nur Queckſilber gefunden, und daß man nicht recht gewiß war, ob das Queckſilber, natürlich, oder ſublimirt gewesen, ist bedenklich, und verſtattet, daß man zweifeln darf. Ist aber nicht, durch chymische Versuche aufs klärlichste erwiesen, daß in der Mischung tödtlicher Gift gewesen sey: so ist in der ganzen Geschichte offenbar nicht die geringste Spur einer vorgehabten Vergiftung vorhanden.

Die zweyte Frage ist gar nicht untersucht worden, und hat gewissermaßen nicht untersucht werden können, da man nicht erfahren hat, wer der Thäter sey. Meines Erachtens aber ist doch die Absicht ein wichtiger Gegenstand der Untersuchung. Denn gesetzt, es wäre durch einen Zufall, das Gift in den Wein gekommen, so ist doch alle Bosheit von der Sache weg. Nur ist leicht zu erachten, durch welche mancherley Zufälle, zumal Queckſilber, in den Wein habe kommen können. Diesen möglichen Zufällen nachzuspüren, wäre doch auch die Pflicht des Richters gewesen. Ich finde aber nicht, daß der geringste Schritt in dieser Absicht geschehen sey. Auch in dieser Rücksicht ist es sehr befremdend, daß (nach S. 79.) der Küſter nicht in erstlichere Untersuchung genommen worden. Warum? „Weil er, sagt die Nach„richt, ein guter ehrlicher Mann war.“ — Ich glaube dieß von Herzen, und ich glaube auch aus allen Umständen, daß er ganz unschuldig bey dieser Sache gewesen ist. Aber dieß hätte doch müssen untersucht werden. Bloß daß er, bekanntermaaßen ein guter ehrlicher Mann gewesen, konnte ihn für dieser Untersuchung nicht schützen. Auch der ehrlichste Mann kann durch eine Nachlässigkeit fehlen, seine Leute können gefehlt haben, und was dergl. mehr ist.

Die

*) Die Uebelkeiten einiger Personen, die man eher nicht erfuhr, als bis durch das Zeugniß der Aerzte, die Furcht von der Vergiftung in der Stadt verbreitet worden, und die nebst dem Eckel, hundert andere Ursachen können gehabt haben, wird man doch nicht im Ernste hieher rechnen.

Die dritte Frage, ist, so viel man sehen kann, äußerst unvollständig untersucht worden. War die Mischung erst in der Kirche eingeschüttet worden: so mußte man nicht bloß auf einen unbekannten Vergifter inquiriren, sondern der Küster, und zwar vom ersten Augenblicke an, nicht erst den fünften Tag nachher, sondern sogleich viel schärfer befragt, sogleich sein Haus, Schriften, u. s. w. aufs genaueste untersucht werden, eben, so, wie man es nachher mit dem Todtengräber that, bey dem die Möglichkeit des Nachts in die Kirche zu kommen, weit geringer war, als bey dem Küster. Dieser hatte die Schlüssel zur Kirche, einer seiner Leute konnte sie ihm genommen haben; seine Leute konnten sein eigenes Haus nicht genug verwahrt haben, und dadurch jemand zum Kirchenschlüssel gekommen seyn, und was dgl. m. Ob die Mischung schon im Keller in den Wein gekommen? Diese wichtige Frage ist, so viel man aus der gedruckten Nachricht sehen kann, eigentlich gar nicht untersucht worden; denn die Bejahung des Küsters, und die sehr unvollständige, und allemal bloß einseitige Untersuchung, welche der Stiftsverwalter den Donnerstag in seinem Hause vornahm, wo jedermann befahre, was er behauptete, und hinzusetzte, er stehe dafür, kann nicht den geringsten sichern Beweis geben. Der Keller und alle darinn befindliche Fässer, hätten schon den Freytag müssen aufs genaueste untersucht, und alles, was der Küster und andere Leute die letzten Wochen mit dem Wein vorgenommen hätten, müssen aufs genaueste herausgebracht werden. Der Küster und der Amtsknecht, und wer sonst etwas mit dem Wein zu schaffen gehabt, hätte über alles, was damit vorgenommen worden, eben so scharf und sorgfältig, als hernach der Todtengräber, müssen examiniret werden; alsdenn würden eine Menge Umstände ans Licht gekommen seyn, welche zu Wahrheit oder zu Zweifel hätten Gelegenheit geben können. Izt ist von allem dem nichts zu merken.

Die vierte Frage, endlich, ist zwar, wie es scheint, sehr scharf und hinlänglich untersucht worden; aber das Resultat dieser Untersuchung ist so, daß aus derselben nicht abgenommen werden kann, wie es möglich gewesen sey, daß jemand in der Nacht in die Kirche habe kommen können. Kein Einbruch war geschehen, kein Fenster war verletzt, kein Schloß war versehrt, bey keinem Schlösser war Spur zu finden, woraus man hätte schließen können, daß jemand hätte einen Nachschlüssel

schlüssel hätte machen lassen; es fand sich sonst nicht in der Kirche die geringste Spur von Gewalt oder Unordnung, ausser ein wenig Feuchtigkeit an der Erde, und ein beschmutzter Becher, welches, wie oben gezeigt ist, aus sehr unschuldigen Ursachen herkommen konnte.

Nimmt man hinzu, daß von keinem Apotheker Gift, oder etwas von den Ingredienzien gekauft worden war, die man in der Mischung erkannte, daß man auf keinen einzigen Menschen Verdacht finden konnte, als bloß auf den Todtengräber **Wirz**, u. daß dieser einzige, **völlig unschuldig befunden** worden ist. Nimmt man hinzu, daß keine einzige mögliche Veranlassung angegeben werden kann, welche einen Menschen zu der teuflischen Unthat hätte bewegen können, da es sich doch nicht denken läßt, daß auch der boshafteste Mensch, **ohne unmittelbare starke Veranlassung**, eine so **unnennbar abscheuliche**, und zugleich für den Thäter **gefährliche Uebelthat** ausüben sollte. Nimmt man ferner hinzu, daß diese **ohne alle Veranlassung** geschehene Uebelthat auch **gar keine Folgen** gehabt **hat**; daß kein Mensch davon **krank geworden**, noch weniger **gestorben** ist, daß nicht etwan Meuterey, heimliche Conspiration, *) Nachstellung nach jemandes Leben, oder eine andere wichtige Sache vorgefallen wäre, woraus man etwan näher hätte abnehmen können, was es mit der vorgehabten Vergiftung für eine Absicht verknüpft gewesen. **Nichts** ist durch die Untersuchung ausgemittelt worden; **nichts** war nicht bekannt, **nichts** ist nachher erfolgt, und so wird ein jeder Unpartheyscher, besonders wenn er noch alles hinzunimmt, was ich oben erinnert habe, einsehen, daß die Sache, so lange man eine **intendirte Vergiftung** annehmen will, immer noch in die **größten Schwierigkeiten** verwickelt, und den **größten Zweifeln** unterworfen sey.

Indes

*) Man wird doch nimmermehr die vier angeschlagenen Pasquille im Ernst für eine wichtige Folge der vermeynten Vergiftung halten, obgleich Hr. Lavater in seiner zweyten Predigt seine Vaterstadt deßhalb beynahe hoffnungslos aufgiebt will. Die Pasquille, worinnen die unwahrscheinlichsten Beschuldigungen enthalten waren, können schädlich gewesen seyn; aber, aus der Nachricht wenigstens, kann man nicht anders sehen, als daß sie einem ungezogenen Menschen aus dem Pöbel, durch das viele Gerede, welches diese verwirrte und unerklärbar gebliebene Sache in der Stadt verursachte, in den Sinn gekommen sind.

Indeſſen wird man fragen: Was war denn die trübe ſchwere leimichte Maſſe in dem Weine, und wie kam ſie hinein? Dieſe Frage mit völliger Gewißheit zu beantworten, ſind vielleicht ſelbſt die in Zürich verhandelten Acten nicht hinlänglich, zumal da man den Keller, nebſt allen darinn befindlichen Sachen, nicht ſogleich unmittelbar nach dem Vorfalle ſtreng unterſuchte, oder was ſeit einiger Zeit mit allen Weinen und mit allen Fäſſern war vorgenommen worden, zu erforſchen bemuht geweſen iſt. Noch weniger wird alſo jemand, der ſo weit von Zürich entfernt iſt, und tauſend kleine Nebenumſtände, die oft in ſolchen Dingen das meiſte entdecken, nicht wiſſen kann, dieß genau beſtimmen können. Aber ich getraue mir doch zu behaupten, daß man die trübe und eckelhafte Beſchaffenheit des Weines auf verſchiedene Art wahrſcheinlich ſo erklären könne, daß jeder der in der gedruckten Nachricht beygebrachten Umſtände damit vereinigt werden, und doch alles natürlich und ohne die geringſte Bosheit zugegangen ſeyn kann.

Zuerſt könnte in Betrachtung kommen, daß in den hölzernen Seſtern der Wein trübe, und in den zinnernen Kannen klar geweſen. Nun weiß man, daß hölzerne Gefäße, die lange nicht gebraucht ſind, mit Schimmel beſchlagen, und daß ſonderlich alte hölzerne Gefäße, beſonders wenn ſie nicht beſtändig äußerſt rein gehalten werden, einen zähen Schleim abſetzen. Auch weiß man, daß viele Weine z. B. der rothe Ofener Wein, eine ſehr zähe und trübe Materie oder Hefen abſetzen, welche von denjenigen, die ſo etwas nicht kennen, leicht für etwas ſchlimmes kann gehalten werden. Auch iſt es bekannt, daß allenthalben zum Communionwein der gemeinſte, und oft ſchlechter Wein genommen wird. Daß dieſer Wein tadelhaft, ſchimmlicht u. ſ. w. befunden wird, hat ſich ſchon oft zugetragen. Ja es hat ſich in der franzöſiſchen Gemeine einer großen Stadt der Fall ereignet, daß man den Wein, eben ſo trübe und widrig fand, als in Zürich. Man ſchloß aber auf keine Vergiftung; ſondern nahm einen andern Weinlieferanten.

Es iſt aber auch nicht nöthig, ſich bey dieſen allgemeinen Vermuthungen aufzuhalten: denn das Zeugniß der Aerzte bringt uns viel näher auf eine wahrſcheinlichere Spur. Ob ich gleich bemerkt habe, daß dieſes Zeugniß, in ſo fern es die Exiſtenz des Giftes, in der trüben Miſchung erhärten ſoll, nicht beſtimmt und vollſtändig genug iſt; ſo will ich demſelben doch

nicht

nicht die Glaubwürdigkeit überhaupt absprechen. Denselben zu folge, ist es mir höchst wahrscheinlich, daß die trübe, schwere, leimichte Mischung, nichts anders, als ein sogenannter Einschlag, oder Schönung sey, deren sich die Weinküfer zu bedienen pflegen, um einen sauren, langen, zähen, unschmackhaft gewordenen, trüben oder sonst schlechten Wein zu verbessern, oder ihm aufzuhelfen. Es ist dieses zwar nicht apodiktisch zu erweisen; aber ich will wenigstens sogleich zeigen, daß, den Arsenik ausgenommen, dessen Existenz in der Mischung noch sehr zweifelhaft ist, alle diejenigen Ingredienzien, welche man in der Mischung will gefunden haben, entweder notorisch solche Sachen sind, deren sich die Küfer zum Einschlag beym Weine zu bedienen pflegen; oder daß sie solchen Sachen, doch sehr ähnlich sehen.

Zuerst Letten oder Thon und andere leimartige Materien, so wie auch Kalk, Gyps, Marmor und dergleichen pflegen die Küfer sehr gewöhnlicher Weise zu brauchen, um sowohl saure Weine *) zu rechte zu bringen, als trübe Weine klar zu machen. — Daß überhaupt in dem Communionweine eine Mischung von Thon und andern leimichten Materien gewesen, giebt meines Erachtens die deutlichste Vermuthung, daß keine Vergiftung zur Absicht dabey gewesen seyn kann. Der Mensch, der eine so erschreckliche Uebelthat ausdenken und vollbringen, und sie doch dabey so listig hätte verstecken können, daß man weder seine Person in Verdacht ziehen, noch dem Orte, wo er den Gift gekauft, und wo er die Nachschlüssel hätte machen lassen, nur im geringsten auf die Spur kommen konnte; müßte wahrlich nicht ein ganz dummer Mensch gewesen seyn. Aber er würde äußerst dumm gehandelt haben, wenn er ohne die geringste Ursache, ein leimichtes Wesen hätte in den Wein schütten wollen. Er hätte ja sogleich einsehen müssen, daß der Gift, wovon er ohnedieß nur eine so kleine Dosis hineingeschüttet haben soll, das Leimichte einwickeln, und also dessen Wirkung hindern würde. Zugleich mußte ihm in die Augen fallen, daß durch eine solche trübe Substanz der Wein ein eckelhaftes Ansehen bekommen müsse, und also,

*) S. den Offenherzigen Weinarzt. (Frankfurt 1753. 8.) S. 107. desgleichen die Ausführliche Anleitung zur Verbesserung der Weine in Deutschland, (Frankfurt 1775. 8.) S. 163.

n deſto eher hätte Unrath vermerkt, und den Wein gar nicht ätte genommen werden können. Ein Giftmiſcher ſo kann den Thon, der ſeinem Zwecke ſo widrig iſt, nicht geſchüttet haben; aber wohl ein Küfer, deſſen Zwecke er gemäß iſt.

Spaniſcher Pfeffer wird ſehr oft von den Küfern m *) Einſchlag gebraucht; wozu ihn aber ein Giftmiſcher ätte hineinlegen ſollen, iſt nicht abzuſehen, da er nicht ftig iſt.

Ob Stechapfel wirklich darinnen geweſen ſey, ſey dahin ſtellt. Wenigſtens brauchen die Küfer viele Pflanzen, wel-e, wenn ſie eine Zeitlang in ſolcher Miſchung gelegen, mit nſelben könnten verwechſelt werden. Z. B. die Beeren von guſtrum, Meerrettigſaamen, Scharlachkraut, (Hordium) chollkraut (Chelidonium) und viele andere. Geſetzt aber würde wirklich erwieſen, daß Stechapfel darin geweſen y: ſo könnte man doch nicht wiſſen, ob die Küfer, welche mancherley Schmiralien brauchen, ſich nicht auch des Stechapfels bedienen. Wenigſtens nehmen ſie den Saa-en des eben ſo giftigen Bilſenkrautes, **) (Hyoſcyamus) n dicken, zähen und trüben Wein lauter zu machen.

Die Schwertlilien ſind nicht giftig; da aber die Kü-Lilienwaſſer brauchen, um dem Weine einigen Geſchmack geben, ſo kann es leicht einigen auch einfallen, ganze Lilien nein zu werfen. Wenigſtens ein Giftmiſcher kann die lien nicht hineingeworfen haben.

Auch pflegen die Küfer, um das ſchleimichte Weſen s Weins aufzulöſen, und deſſen herbe Säure zu ver-iden, zart pulveriſirtes venetianiſches Glas, *) reinzuwerfen. Wer dieſes nicht weiß, kann es für Arſenik ſehen, und wenn etwan einige Pflanzen im Feuer einen oblauchartigen Geruch gegeben haben, ſo hat man die-Verdacht dadurch beſtätigt gefunden.

Das Queckſilber betreffend, ſo kann es ſehr wohl in ſchiedenen Einſchlägen der Küfer gefunden werden. Trü-n Wein klar zu machen, bedienen ſie ſich geſchmolze-s Zinnes. **) Verſchiedene bedienen ſich dazu eines Amal-

*) S. den Weinarzt. S. 31 32.
*) S. den Weinarzt S. 104.
*) S. Anleitung. S. 165.
**) S. Weinarzt S. 109. Der ſüſſlichſade Geſchmack, welcher S. 74. dem Weine Schuld gegeben wird, könnte ſchon, ſo wie

Amalgama von **Zinn** und **Queckſilber**; ja verſchiedene ſchaben alte **Spiegelfolien** hinein. Man weiß auch, auf wie verſchiedene Art die Küfer den **Schwefel** brauchen. Es bedienen ſich einige auch des **Zinnobers**, worinnen bekanntlich mehr **Queckſilber** als **Schwefel** iſt, u. dgl. m.

Dieß iſt alles wenigſtens ſehr **wahrſcheinlich**, und **viel wahrſcheinlicher** als eine **unerhörte, ganz unentdeckt gebliebene Uebelthat, und eine ganz teufliſche Bosheit, zu der man nicht die geringſte Veranlaſſung ſieht.** Bey dieſer Erklärung iſt **nicht die geringſte Bosheit** vorauszuſetzen. Der **Küfer**, welcher hat ſchlechten Wein verbeſſern, zähen oder trüben Wein lauter machen, ſauren Wein, wäre es auch nur auf eine kurze Zeit, trinkbar machen wollen, hat bloß gethan, was ſeines Amtes iſt, und was in den Kellern aller Weinhändler in der Welt geſchieht, wenn der Fall vorfällt.

Wie aber der **Einſchlag** mit in den **Communionwein** gekommen ſey, **genau zu beſtimmen**, kann niemand verlangen, da nichts als die genaueſte **obrigkeitliche** Unterſuchung des **Kellers**, und alles was darin vorgegangen, die **unmittelbar** *) nach dem Vorfalle geſchehen wäre, hierin auf die rechte Spur hätte bringen können. Durch einen **Zufall** iſt es allemal offenbar geſchehen. Der **Stiftsverwalter** hat nichts davon wiſſen können, das iſt ausgemacht, da er beym Abziehen des Weines nicht zugegen geweſen iſt, und vermuthlich auch nicht einmal alle Operationen, die der Küfer, als ein Kunſtverſtändiger mit dem Weine vornahm, ſo genau nicht mag gewußt haben. Es kann ſeyn, daß beym **Abziehen** oder **Ausheben** des Communionweins das Faß **allzutief abgezogen**, oder **geſchüttelt** und **bewegt** worden, wodurch alſo ein Theil des trüben Satzes mit in den klaren

wie auch der bläulichte Anblick, den Verdacht auf eine darin befindliche Bleyſolution lenken. So viel möchte wenigſtens der fade Geſchmack beweiſen, daß der Wein ſchon vorher ſchlecht und fade geweſen. Denn der Giftmiſcher müßte gar ungeheuer dumm geweſen ſeyn, der ſo wenig Gift hätte in den Wein gießen wollen, daß er nicht vergiften konnte, und doch ohne Urſach ſo viele trübe machende und fademachende Materie, daß dem Geſicht und dem Geſchmack der vorher gute Wein eckelhaft, folglich verdächtig werden möchte.

*) Die Abhörung der Perſonen geſchah erſt den Montag, da die Communion ſchon den Donnerſtag geweſen war.

Wein gekommen ist. Es kann aber auch' seyn, daß der Communionwein längst ist geschönt gewesen; daß der Einschlag schon ist gebraucht, und auch vom Fasse abgezogen worden; oder daß er erst zu einem andern Fasse hat gebraucht werden sollen, und in beyden Fällen in einem Gefäße besonders gestanden hat, und es sey, durch welchen Zufall es sey, hernach in den Communionwein gekommen ist.

Daß die Personen, die von dem Einschlage gewußt, und gemerkt, daß die trübe Materie nichts anders seyn möchte, es nicht bekannt haben, zumal da nachher so viele heftige Bewegungen darüber entstanden sind, ist auch gar leicht zu erklären. Da der Zufall gewiß unvermerkt, und wider ihren Willen geschehen war: so kann es seyn, daß sie im Anfange im ganzen Ernste erstaunt gewesen, und nicht gleich an den Einschlag gedacht haben, von dem sie z. B. können geglaubt haben, er wäre, nachdem er gebraucht, schon weggegossen worden. Hat jemand, der eine Nachlässigkeit dabey begangen hat, sich nachher einiger Umstände erinnert: so hat er durch Läugnen die Schuld und Strafe von sich abzuwälzen gesucht, wie es bey solchen Gelegenheiten sehr gewöhnlich ist. Besonders aber bemerkte man, daß alle die Leute, welche etwas davon wissen konnten, erst den fünften Tag nach dem Vorfalle sind verhört worden, nachdem die Aerzte schon die Mischung für giftig erklärt hatten. Es ist leicht zu erachten, daß Küfer und dergleichen Leute, ihre Einschläge, nicht aus physikalischen Gründen, sondern nach der Tradition, oder aus alten Recepten machen, und deren eigentliche Wirkung nicht kennen können. Man nehme also an, ein Küfer hätte in der besten Absicht diesen Einschlag, vielleicht gerade auf eine veränderte Art eingerichtet. Als er nun hörte, daß die Aerzte solche Mischung für giftig erklärten, mußte er nicht erschrecken, Gott danken, daß daraus weiter keine böse Wirkung entstanden, und gern stillschweigen; da leicht einzusehen war, daß, wenn ihn sein Bekenntniß auch von der Todesstrafe eines Vergifters befreyen könnte, so werde er, sobald die Mischung als giftig anzusehen, eine schwere *poenam extraordinariam* zu gewarten haben. Das gewaltige Toben Lavaters gegen die vermeynte schwarze That des Vergifters, mußte besonders den ehrlichen Küfer nicht sowohl erschrecken, als vielmehr beruhigen. Sein Gewissen mußte ihm zeugen, daß er gar keine böse Absicht gehabt hatte. Böse

Wirkun-

Wirkungen waren auch nicht erfolgt, und so konnten ihn weder die Beschuldigungen, noch die Verwünschungen des Predigers treffen.

Es ist in der Voraussetzung, daß die Mischung kein Gift, sondern ein Küfer-Einschlag gewesen, alles so sehr der menschlichen Natur, und dem gewöhnlichen Laufe der Dinge gemäß, daß sie bloß eben deswegen manchen Leuten nicht gefallen dürfte. Diejenigen, die wollen, daß es in der Welt ein wenig kunterbunt hergehen soll; daß außerordentliche Scenen, starke Sprünge, heftige Aufbrausungen, schwarze Thaten und Heldenthaten geschehen sollen, werden das Gewöhnliche und Natürliche allemal verschmähen. Freylich wenn man in dieser Sache vom Anfange an, meiner natürlichen Spur nachgegangen wäre: so wären die Gemüther gar nicht erschüttert; so wäre nicht in ganz Europa Lärm gemacht worden; so hätte viel Schrecken, Mißtrauen, Schauder vor zukünftiger Vergiftung, Verdacht, Zeitungsnachrichten, schlechte Gedichte, Pasquille, nebst allen Beseufzungen und Verwünschungen der schwarzen That, können gespart werden. Besonders hätte Hr. Lavater seine zweyte Predigt, mit allen ihren unnatürlichen Klagen und Verwünschungen gar wohl unterlassen können. Auch hätten seine Feinde, über die er und seine Freunde sich oft so bitter beklagen, diesmal ihren Spott über seine physiognomische Wissenschaft auch zurück lassen können. Denn da der Bösewicht nicht da war, welch Wunder, daß ihn auch der tiefste und höchste Seherblick nicht erblicken konnte! Und der ehrliche Küfer, im Fall ihn Lavater ja angesehen hat, mag ein so gemeines ordentliches Menschengesicht haben, in dem die Ehrlichkeit seiner Absicht, die Zufriedenheit, daß glücklicher Weise kein Schaden geschehen, und die treuherzige Bekümmerniß, daß durch ihn, ohne seinen Willen, Schaden hätte geschehen können, so naiv abgemalt seyn mag, daß Lavatern, der nur nach der teufelischen Physiognomie eines schwarzen Bösewichtes suchte, der ehrliche einfältige Mann gar nicht in die Augen fallen können. Es ist dieß nicht der einzige Fall, daß Hr. Lavater und andere, indem sie das Idealische und Außerordentliche suchen, das Gewöhnliche und Natürliche verfehlen.

— si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti, si non, his utere mecum.

Wollte man in Zürich die ganz vollständigen, diese Sache betreffenden Acten herausgeben, und ich könnte mich daraus eines andern belehren: so soll es mir lieb seyn. Vielleicht würden mir auch bey andern Erzählungen dieser Sache noch andere Zweifel beyfallen, welche zu noch weiterer Erörterung dieser Begebenheit etwas beytragen könnten. Zweifel ist oft die Quelle verkannter Wahrheit geworden.

AMt.

Leben, Bemerkungen und Meynungen Johann Bunkels, nebst den Leben verschiedener Frauenzimmer. Aus dem Englischen übersetzt, mit hinzugefügten Bemerkungen und Meynungen, und 16 Kupferstichen von D. Chodowiecki. Erster Theil, 418 Seiten, nebst 3 Bogen Vorrede und Inhalt. Zweyter Theil, 468 Seiten. Dritter Theil, 448 Seiten. Vierter Theil, 332 Seiten in 8. Berlin, bey Nicolai. 1778.

Bunkel, oder vielmehr der Geschichtschreiber und Erdichter seines Lebens, ist ein sonderbarer Mann. Seine acht auf einander folgende Ehen mit schönen geistvollen Frauen, die noch dazu alle gelehrt sind, und über theologische Materien disputiren können; die Frauenzimmerrepublik und das protestantische Nonnenkloster; die geschlossene Gesellschaft von Philosophen, die sich an einem einsamen romantischen Orte zusammengethan haben, und wie Mönche von der Welt entfernt leben; die grausenvollen Hölen, darinn er sich hinablässt; die unwegsamen Gebirge, die er ersteigt; die Einsiedeley die er antrifft, die menschenleeren, romantischen Einöden, durch die er alle Augenblicke wandert; dies und noch mehreres außerordentliches, das ihm mitten in Engelland aufstoßt, trägt eben nicht das Gepräge der Wahrscheinlichkeit.

Für einen Roman ist es zu leer an interessanten Begebenheiten, oft ohne Wahrscheinlichkeit, ohne vielrührende Situationen, ohne viel ausgezeichnete Charaktere, ja auch ohne Mannich-

Mannichfaltigkeit und Abwechselung derselben; noch seltener findet man darinn die jedem Charakter eigenthümliche und angemessene Sprache, die so anziehend für das Herz ist, und den Leser so innig vertraut mit den redenden Personen, und so herzlich ihnen zugethan macht. Der Autor spricht selbst durch seine Personen Einen Ton, Eine Sprache, die immer hauptsächlich seinen Charakter ausdruckt, immer nur auf seine Hauptmaterie hinzielt, oder mit ihr beschäftiget ist: worüber er denn auch sehr oft Begebenheit, Situation, und den Charakter der handelnden Personen vergißt, und ganz natürlich, einförmig, und wiederholend wird. Kein Wunder also, daß unser **Bunkel** dem Frauenzimmer, das ihn als einen interessanten Roman mit Erwartung in die Hände nahm, und darüber auch befugter Richter seyn kann, nicht geschmeckt hat: und welcher junge Herr, der seine Seele auch mit Romanen und Romanzen zu nähren gewohnt ist, wird den einmal gefällten Urtheilsspruch der Damen nicht für rechtskräftig gelten lassen?

Es ist aber auch wohl des Verf. eigentliche Absicht nicht gewesen, der Welt einen Roman zu geben. Vielmehr scheint er von der Fülle seiner Phantasie, und von dem warmen Eifer für das, was ihm die reine Lehre des Christenthums zu seyn dünkte, hingerissen, diese Einkleidung gewählt zu haben, um sowohl dem Unglauben, als auch vermeynten Irrlehren der christlichen Kirche, besonders in **Engelland**, mit desto mehrerem Erfolg entgegen zu gehen, und sein besseres Religionssystem aller Art von Lesern darzustellen und andringlich zu machen.

Man findet daher, was man in diesem Buche nicht suchen sollte, manche schöne Betrachtungen und Gebete, manche Gespräche über Gott und seine verehrungswürdige Güte gegen uns; über den großen Werth der Religion; über die rechte Beschaffenheit der thätigen Ausübung derselben, u. s. w. wider alle Erwartung herbeygeführt und eingestreut; die von einem warmen Herzen für Tugend und Religion, von einem gesunden Nachdenken über dieselbe, und von einer eifrig für sie eingenommenen Phantasie zeugen. Zwar muß ich nach meiner Einsicht und Empfindung gestehen, daß es manchem Gedanken an Reife und Bestimmung fehlt, und überhaupt der feurige Geist des Verfassers sie nicht immer so correct und geläutert dargestellt hat, als es eine kalte und gesetzte Vernunft erfordern möchte; indessen werden sie doch von vielen, die ihre Religion lieben, wegen vieler vortrefflichen Gesinnun-

gen, die im ganzen Buche herrſchen, nicht ohne Nutzen und Erbauung geleſen werden; wenn man anders in einem vermeynten Roman Erbauung zu ſuchen geneigt iſt.

Damit der Leſer ſelbſt urtheilen könne, will ich ein Paar Stellen zur Probe herausheben. Als Bunkel 1 B. S. 302. das Skelet des Einſiedlers John Orton anſichtig wird, faßt er Vorſätze, ſich zum Tode und Gericht weislich und ernſtlich zu bereiten. „Dieß — dieß,“ fährt er in ſeinem Selbſtgeſpräch fort, „iſt die Sache, worauf man denken muß. Die heiterſten Scenen weltlicher Glückſeligkeit und Größe ſind verächtlich, wenn ſie mit Tugend und Gottſeligkeit nicht beſtehen. In wenigen Jahren miſchet der Tod den Fürſten und den geringſten Unterthan, den Eroberer und den Sklaven, den Staatsmann, den Krieger und den Unbedeutendſten zur gemeinſchaftlichen Verweſung untereinander, und die Entwürfe, die Bewerbung und das Intereſſe, worauf der Menſchen hauptſächlichſte Aufmerkſamkeit gerichtet geweſen, verfallen in ein Nichts, und erſcheinen, nur zu oft, lächerlich. Aber Rechtſchaffenheit iſt unveränderlich herrlich, und bleibt bey der allgemeinen Zerſtörung unverletzt. Wenn alle menſchliche Gewalt und Staatskunſt aufhören, wird die verborgene Gottſeligkeit und die verfolgte Tugend wieder erſcheinen, und von dem Herrn der Heerſchaaren für ſein Eigenthum erkannt werden, an dem Tage, wenn er ſeine Schätze aufthun wird.“

„Ich will dich daher lieben, o Herr, meine Stärke. Ja ich will dich lieben; und dieß ſoll das Verlangen meines Herzens ſeyn, daß ich in demſelben als in einem Spiegel durch den Glauben die Herrlichkeit des Herrn ſchauen möge, welcher dieß Herz ſeinem darinn abgedruckten Ebenbilde durch ſeinen Geiſt immer ähnlicher machen kann und will. Möchte ich hier Theil haben an dieſer ſeligen verbeſſernden Vereinigung, und vermittelſt derſelben der göttlichen Natur theilhaftig gemacht werden! Dann werde ich haben alles, was ich wünſche, alles, was ich bedarf. Mit einer geſetzten Gleichgültigkeit, werde ich dann auf die höchſten Vortheile dieſer Welt hinſehen. Ich habe nichts davon zu hoffen oder zu fürchten. Der Wille Gottes wird für mich unvermiſchte Glückſeeligkeit ſeyn.“

Des Raums zu ſparen, will ich nur noch eine Stelle hinzufügen. Sie iſt aus einem kirchlichen Morgengebet der Frauenzimmer-Republik, die Bunkel antrifft, S. 264. genommen. „O Gott und Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, beweiſe deine Barmherzigkeit an uns, die wir Staub, Sünder, ſchwache

und

und unvollkommene Menschen sind, und gehe nicht in ein strenges Gericht mit uns, deinen ungerechten und unwürdigen Mägden. Mit Schaam und Kummer bekennen wir, daß wir deine heilige Gesetze übertreten, und deine zärtliche Liebe gemißbrauchet haben; daß wir dem Tichten und Trachten unsers Herzens zu viel gefolget, und in unzähligen Fällen gegen einen höchst gerechten Beherrscher, einen höchst zärtlichen und mitleidigen Vater, und einen höchst gütigen und freygebigen Wohlthäter uns versündiget haben. Mannigfaltig haben wir dich mit Gedanken, Worten und Werken beleidiget, mannigfaltig sind immer unsere Unvollkommenheiten. — Aber unsre Hoffnung und Vertrauen ist auf deine unendliche Barmherzigkeit gerichtet, und nach deinen Verheissungen, die du uns Menschen durch Jesum Christum unsern Herrn gegeben hast, wirst du, o Gott, derer schonen, die ihre Fehltritte bekennen, und die wieder annehmen, die bußfertig sind. Wir empfinden eine ernstliche Reue und herzliche Bekümmerniß über unsere Vergehungen. Durch den Glauben opfern wir das Lamm, welches dem ewigen Gott zur Erlösung unsrer Seelen getödtet worden. Wir glauben, daß das Verdienst unsers Herrn Jesu Christi ein völliges, vollkommenes und zureichendes Opfer, Gabe und Versöhnung für die Sünden einer reuigen Welt sey; und daher sind wir entschlossen, nach unserm besten Vermögen, seine unbefleckte Tugend und vollkommenen Gehorsam nachzuahmen u. s. w.“

Nur noch die kleine Stelle aus ihrem Abendgebet S. 275. „Wir empfehlen dir auch alle christliche Kirchen. Laß ihr Betragen durch den Einfluß deines heiligen Geistes ihrem heiligen Beruf gemäß und ihren Wandel aufrichtig und untadelhaft seyn. Leite, o Gott, alle, die von der Reinigkeit und Einfalt des Evangeliums abgewichen sind, zur rechtschaffenen Ausübung und Erkenntniß ihrer heiligen Religion. Laß sie die tröstende und heiligende Wirkungen derselben empfinden, und derselben Lob auch andern durch ihr ganzes Leben verkündigen.“ — Das lautet wenigstens christlicher, als: **Schütte deinen Zorn über deine Feinde**, u. s. w.

Dergleichen Stellen giebt es viele, die durch richtige Empfindung, wahre christliche Gesinnungen und Beredsamkeit des Herzens empfehlungswürdig sind: auch ist im **vierten Theil** S. 155. folg. eine ziemlich vollständige Vertheidigung des Christenthums enthalten, worinn der V. seinen ungläubi-

gen

gen Freund bekehret; welche in vielen Stücken wohl werth ist, gelesen und geprüft zu werden.

Die herrschende Absicht des V. mit diesem Buche gehet aber wohl dahin, die Vorstellungsart der **Unitarier** von dem Sohne Gottes zu vertheidigen, aus der Vernunft und Schrift darzuthun und laut zu predigen, und als die einzig wahre und glaubwürdige Lehre des Christenthums, im Gegensatz der trinitarischen Lehrform, vorstellig zu machen. Aus Eifer für diese Vorstellungsart wird er von seinem rechtgläubigen Vater aus dem Hause vertrieben, geht auf Abentheuer aus, und ergreift jede Gelegenheit, alle die ihm aufstoßen, zu Glaubensbrücken zu machen. Seine acht Frauen, die Frauenzimmerrepublik, die protestantischen Nonnen, die Gesellschaft von Philosophen, kurz fast alles, was ihm auf seiner romantischen Fahrt von verständigen und raisonnirenden Menschen in den Wurf kömmt, sind Unitarier und Eiferer für ihr System. Selbst sein harter, rechtgläubiger Vater bekehret sich am Ende seines Lebens mit Reue und Leid zu dieser Lehrform, und stirbt in den Armen seines Sohnes als ein eifriger Anhänger des **Arius**.

Nun gestehe ich zwar nach meiner Einsicht, daß ich weder von der einen noch andern Lehrform in den Schriften des **neuen Bundes** philosophisch bestimmte Lehrsätze zu finden meyne; es ist mir auch nicht recht glaublich, daß die evangelischen Schriften und Lehrmethoden, welche offenbar alle ihre Vorstellungsarten dem gemeinen Menschenverstande und der herrschenden Denkungsart der Menschen anpassen, und dadurch allgemein faßlich zu machen suchen, genaue philosophische Bestimmungen über unbekannte Verhältnisse Gottes gegeben haben sollten, welche nicht ohne Tiefsinn, Spitzfindigkeit und einen geübten philosophischen Geist gefaßt werden können. Ja es fällt mir wohl gar der unangenehme Zweifel aufs Herz, ob denn wohl eine Religionslehre, als das Christenthum ist, für Jedermann seyn könne, wie sie es doch nach ihrer Wichtigkeit und Ehrwürdigkeit seyn soll, wenn sie in der That Lehrsätze enthielte, welche gemeine Fähigkeiten gar nicht, und philosophirende und grübelnde Köpfe, nachdem sie schon Jahrhunderte darüber gegrübelt und philosophirt, nicht helle und bestimmt genug zu fassen im Stande gewesen. Warum ist man denn nicht mit der allgemeinen und jedermann faßlichen Vorstellung zufrieden? **Gott sandte uns seinen Sohn, seinen einzigen Sohn.** Der König und der Bettler, der Bürger und der Bauer, der große Geist und der eingeschränkte Kopf verste-

verstehen und fühlen es alle, was ihnen ein Sohn, ein einziger Sohn sey, wie werth er ihnen sey, wie innig nahe er ihnen angehöre, wie einzig ihre Liebe zu ihm sey. Er ist ihnen Wesen aus ihrem Wesen, Seyn aus ihrem Seyn, aus der Fülle ihres eigenen Daseyns entsprungen, zur Fülle ihres Daseyns gehörig; auf ihn ist die Fülle ihres Daseyns gleichsam übertragen. Und wenn diese Gedanken und Empfindungen bey dem Ausdruck, **Sohn Gottes**, rege werden, können und werden sie nicht alle die moralischen Eindrücke und Gesinnungen der Liebe, des Vertrauens, der Verehrung und der willigen Folgsamkeit hervorbringen, worauf der ganze Vortrag des Evangelii abzweckt? Will Gott noch ein mehreres erreichen? Kann und will er durch eine kalte, speculirende, philosophisch bestimmte Aufklärung des Verhältnisses, das zwischem ihm und diesem Sohn ist, eben so viel, noch mehr bewirken? bey uns, die wir doch bey allem dargereicht seyn sollenden Lichte tappen, und von Transcendenz zu Transcendenz irren, und des Gefühls, was ihm und uns dieser Sohn werth sey, darüber vergessen? Wie froh bin ich, daß ihn Gott mir und meinen Brüdern in meiner menschlichen Sprache **Sohn** genannt, als seinen Sohn bekannt gemacht hat; jeder andere Name wäre mir zu schwer, zu unbegreiflich gewesen. Diesen verstehe, fühle ich ganz. Der große, innige, nächste, vertrauteste einzige Verwandte Gottes, der Abglanz seiner Herrlichkeit, das Ebenbild seines Wesens, der Mittelpunkt der ganzen Gottesfülle seiner Liebe, ist der Stifter und Mittler meines Heils, wird es ewig seyn; er ist Gottes, und er ist auch mein!

Indessen mag **Dunkel** oder **Athanasius** immer grübeln, argumentiren, philosophiren: ich kann es dulden; und nicht nur dulden, ich kann auch mit in die Grübeley hineingehen, prüfen, wählen, Gründe annehmen und wegwerfen, und am Ende sagen: so scheints mir. Aber wenn ich mich recht kalt und müde gegrübelt habe, finde ich mich nicht um ein Haar besser, hoffnungsvoller oder gottseliger. Die zum Menschenverstande und Menschengefühl sprechende, und sich eben dadurch göttlich erweisende Schrift, bringt mit die Idee des **Sohnes** — ich habe auch einen Sohn! — in ihrem vollen Anschauen in meine Seele; und das Herz wird mir warm, und ich fühle innigen Dank gegen den Gott, der um meinetwillen seines **einigen Sohnes** nicht verschonet hat!

Dunkel argumentirt nun vieles daher; er und seine Frauen, und seine Philosophen und seine Nonnen, und wir

sie

ſie ſonſt noch heißen. Gleich den Schriftgelehrten nehmen ſie altes und neues aus ihrem Schatz hervor: triftige und untriftige Argumente, beſtimmte und unbeſtimmte Behauptungen, wahre und falſche Auslegungen und Anwendungen der Schrift laufen durch einander, ſo wie man ſie von einem warmen Kopf und einer noch wärmern Phantaſie, und von einem Manne erwarten kann, der mit Genie und guten Kenntniſſen mancherley Art ausgerüſtet, alles was er hat, aufbietet und in den Streit führt, um den Sieg, wofür ſein Eifer brenne, zu erringen. Dieſer Eifer treibt ihn, in dem Hauſe ſeines Vaters ein Märtyrer ſeines Glaubens zu werden; und zuweilen blickt er ſo heiß und glühend durch, daß man nicht mit Unrecht beſorgen muß, er werde wieder Märtyrer machen, ſobald er den Sieg erfochten haben ſollte.

Sein deutſcher Ueberſetzer hat deswegen ein gutes Werk gethan, ſich ihm, wo ihn der Eifer zu weit geführt hat, entgegen zu ſtellen. In dieſer Abſicht hat er dem Buche beträchtliche Zuſätze beygefügt, worin er die von Bunkel abgehandelte Materien auf ſeine und gewiß viel beſſere Art unterſucht, und mit philoſophiſchem Geiſte, mit kalter und richtige Beſtimmung ſuchender Vernunft, und in einer geſetzten und körnigten Sprache, mehr wahres und zweckmäßiges darüber ſagt, als Bunkel und ſeine aufgeführte Glaubensgenoſſen, in weitläuftigen Reden und Betrachtungen unter vielen Wiederholungen geſagt haben. Dieſe Zuſätze des Ueberſetzers geben dem Werke mehr Werth und Brauchbarkeit, und können beſonders angehende Theologen zum eigenen Nachdenken über theologiſche Vorſtellungsarten, und zu vernünftiger Prüfung und Abwägung verſchiedener darüber herrſchender Lehrmeynungen veranlaſſen und anführen: und gewiß würde der kein übler Theologe werden, der in der Schule des Ueberſetzers über ſein Fach kaltblütig und deutlich zu denken gewöhnt würde.

Deſtomehr muß man erſtaunen, daß irgendwo, dieſem Buche verſchiedene gottloſe, gotteslästerliche, und der chriſtlichen Religion offenbar widerſtreitende Sätze angeſchuldiget und Bewegungen gemacht worden, daß es im heil. Röm. Reich nicht geleſen werden ſolle. Ich denke, Bunkel iſt bey allen ſeinen abweichenden Meynungen ein guter und ehrlicher Chriſt; weit eher und mehr als Voltaire in ſeiner Epitre à Vranie, in ſeiner Pucelle d'Orleans, ſeinen Queſtions ſur l'Encyclopedie, oder der Verf. des Syſteme de la Nature, Robi-

ses de la Nature, und andere, die ihnen gleichen, es seyn können; da doch diese Schriften im heiligen Röm. Reiche nicht verboten worden sind. Nun wollte ich zwar, wenn ich Censor wäre, um aller Welt willen auch diese nicht zu lesen verbieten: denn es thut zur Aufklärung der Menschheit im Ganzen genommen, und zur Läuterung des wahren Christenthums, nicht wenig, daß freymüthiger und lauter Widerspruch gegen herrschende Lehrsätze und Meynungen erlaubt und geduldet wird; aber ich würde doch dem ehrlichen Bunkel eine gleiche Toleranz als jenen schuldig zu seyn glauben, und mich als unbillig verurtheilen müssen, wenn ich diesem (wiewohl irrenden) Verehrer Gottes und Christi nicht sein klein Feuer und Heerd neben den Himmelsstürmern gönnen wollte, die den Gott und Herrn der Welt aus bloßem Muthwillen und zur Kurzweil vom Thron stoßen wollen.

Der Leser mag selbst im 1 B. S. 392. f. des Uebersetzers Versuch, die verschiedenen Vorstellungen von der Erlösung Jesu Christi auf eine Hauptvorstellung zurückzubringen, im 2 Bande S. 417. f. dessen Gedanken über die verschiedene Vorstellungsarten der Natur und Person Christi; und B. 3. S. 385. seine Vorstellung von der heil. Dreyeinigkeit in Gott, die mit dem Bekenntniß unserer symbolischen Bücher ganz verträglich ist, bedachtsam prüfen, und zusehen, ob er nicht belehret und mehr aufgeklärt von diesem Unterricht zurückkehren wird.

Was insbesondere die letzte anbetrifft, so thut sie mir zwar kein völliges Genüge; aber so viel muß ich gestehen, daß ich die transcendente Erklärung von der heil. Dreyeinigkeit in Gott, noch nie so deutlich und zugleich doch mit solchem philosophischem Scharfsinn vorgetragen, gefunden habe, als es hier vom Uebersetzer geschehen ist; und ohne Zweifel werden viele dadurch in ihrem Glauben befestiget werden. — In Absicht des erstern hat der Verf. ganz recht, daß alles, was durch die Erlösung Jesu bewirkt werden soll, sich auf den Menschen und auf moralische und geistige Veränderungen in demselben beziehen müsse: und wenn diese Beziehung, setze ich hinzu, von dem Christen studirt, und gehörig und treu von ihm benutzt wird: so ist es für ihn genug, und thut seine abgezweckte Wirkung; er mag nun übrigens einsehen oder nicht, ob und welche Beziehung diese Erlösung auch auf Gott und seine Denkungs- und Verfahrungsart habe, oder haben solle, worüber wir doch nicht anders, als raisonniren können. — In den Gedanken

endlich

endlich über die verschiedenen Vorstellungsarten der Person und Natur Christi, wird es sehr treffend ins Licht gesetzt, daß die Systeme derjenigen, welche die Natur und Person Christi vernunftmäßiger als die herrschende christliche Parthey zu erklären gemeynt haben, von eben solchen, und noch unauflöslichern Schwierigkeiten, als die gewöhnliche Lehrform, gedruckt werden; woraus denn der sehr weise und apostolische Schluß gezogen wird: daß man sich in Liebe und Geduld einander zu ertragen desto mehr verbunden sey.

Gern würde ich noch mehreres aus den interessanten Materien, welche der Uebers. abhandelt, anführen, wenn ich mich getrauete weitläuftiger zu seyn. Man erlaube mir also nur, für diejenigen, welche den Dunkel lesen wollen und dürfen, auf Bitte des Herausgebers, einige Druckfehler, welche den Sinn verstellen, anzuzeigen.

Im 1. Bande S. 12. muß der Strich weggelassen werden.
S. 108. Z. 10. milder l. wilder.
S. 135. Z. 20. und vormaligen l. vormaligen.
S. 191. Z. 11. nicht mit der l. nicht ohne die.
S. 240. Z. 1. von unten: in seinem Kreuz und Tode l. in seinem Kreuzes-Tode.
S. 340. Z. 17. wird davon weggestrichen.
S. 351. Z. 15. täglich l. füglich.
S. 352. Z. 3. die Untersuchung l. bey der Untersuchung.
S. 373. Z. 8. l. 1 Kor. 2, 11.
S. 374. Z. 14. wird 1 Kor. 2, 11 weggestrichen.
S. 378. Z. 9. gleichgültig l. gültig.
— Z. 10. von unten: wird vom höhern Christenthum l. vom höhern Christenthum wird.
S. 392. Z. 2 und 3 von unten l. den hieraus herzuleitenden Begriffen.

Im 2. Band S. 143. Z. 5. v. u. sorglich l. sterylich.
S. 163. Z. 17. Rechtschaffenheit l. Rechenschaft.
S. 183. Z. 17. Gesichte l. Geschichte.
S. 241. Z. 12. werden die Worte: in diesem ersten Schauplatz weggestrichen.
S. 299. Z. 8. dasselbe l. dieselbe.
S. 312. Z. 2. das rechte l. den rechten.
S. 384. Z. 15. Trage l. Tage.
S. 458. Z. 2. v. u. endlichen l. redlichen.
S. 461. Z. 5. v. u. werden l. wirken.

Im

Im 3. Band. S. 15. Z. 1. hoffen l. fürchten.
S. 30. Z. 8. Herrlichkeit l. Häßlichkeit.
S. 172. Z. 9. v. u. der alten l. die alten.
S. 213. Z. 1. v. u. das Schild l. den Schild.
S. 240. Z. 7. v. u. romatischen l. Promatischen.
S. 250. Z. 4. v. u. reichen l. gleichen.
S. 251. Z. 12. erreichen l. zu erreichen.
S. 303. Z. 4. von unten: l. ursprüngliche christliche Religion.
S. 317. Z. 12. diese Einsiedeley l. diesen Einsiedler.
S. 325. Z. 12. Taum l. Taun.
S. 339. Z. 6. Oesselben l. derselben.
S. 564. Z. 8. seine l. ihre.
S. 378. Z. 14. daß die Abweichung der Magnetnadel l. aber die Abweichung der Magnetnadel ist.
S. 415. Z. 17. den Gläubigen das l. der Glaube an das.
S. 437. Z. 12. müssen die Worte daß Lehren weggestrichen werden.
S. 447. Z. 5. und 6. geleiteten l. geleiteter.
hoffen l. schaffen.

Im 4 Band. S. 117. Z. 6. von unten: müssen l. muß.
S. 138. Z. 18. oder Erziehung l. der Erziehung.
S. 140. Z. 10. Fr. Benlow l. Fr. Harcourt.
S. 158. Z. 10. nach dem l. nicht nach dem.
S. 167. Z. 5. kommen l. komme.
S. 195. Z. 11. Bekehrung l. Besserung.
S. 204. Z. 9. der Geist l. den Geist.
S. 218. Z. 9. von unten: Altar l. Alter.
S. 220. Z. 11. l. wenn sie dasselbe eher verläßt.
S. 284. Z. 1. Vasen l. Rasen.
S. 330. Z. 2. und 3. eingemischet l. ungemischt.

†††

Nachrichten.

Der Fürst von Nassau-Usingen hat dem Hrn. Hofpr. Bickel zu Biberich befohlen, ein neues Gesangbuch zum öffentlichen Gebrauche in seinem Lande, zusammenzutragen.

Herr Pr. Huber in Leipzig will auf Subscription, eine Uebersetzung von Winkelmanns Geschichte der Kunst herausgeben, welche in drey Bänden in groß Quart mit vielen Vignetten, zu Ostern 1780. herauskommen soll. Man kann von Hrn. Hubers bekannter Geschicklichkeit in beyden Sprachen, und von seiner Einsicht in Kunst, eine sehr vollkommene Uebersetzung erwarten, welche Hoffnung auch durch die, dem besondern Prospektus angehängte Probe der Uebersetzung bestätigt wird.

* * *

Von Hrn. Paul v. Stetten dem jüngern in Augsburg, ist eine augspurgische Kunstgeschichte unter der Presse.

* * *

Zu Stendal will eine Gesellschaft von Gelehrten eine periodische Schrift unter dem Titel: Der Ungelehrte, eine Religions- Haushaltungs- und Sittenschrift für den Bürger und Landmann herausgeben.

* * *

Der Hr. Prof. Crell in Helmstädt, bittet alle Chemisten recht angelegentlich, ihm zu seinem chemischen Journale Beyträge mitzutheilen. Jede neue, einzelne chemische Beobachtung, oder eine bekannte, erweitert, oder berichtiget, wird mit Vergnügen aufgenommen. Er erbittet sich diese Beyträge an ihn selbst, oder die Hellwingische Hofbuchhandlung in Hannover addreßirt, Postfrey; doch, wird er dafür nach dem Abdrucke, auch sehr willig das schuldige Honorarium abtragen.

Beförderungen.

Bey der Universität Straßburg sind folgende Veränderungen vorgegangen. Der bisherige ord. Professor der Philosophie, Joh. Müller, ist zum prof. ordin. theol., der prof. philos. extraord. Herrmann zum prof. ordin. Logic. et Metaph., und der Adjunkt der philosophischen Facultät, M. Schweighäuser, zum prof. ord. Linguarum ernannt worden. Eben daselbst hat der Adjunkt der theolog. Facultät, Hr. M. Weber, die durch den Tod des sel. Stöber's erledigte Freypredigerstelle erhalten. Hr. M. Blessig ist Vicefreyprediger geworden.

Der bekannte Hr. D. Jung zu Elberfeld hat den Ruf zu der Stelle eines ordentlichen Lehrers bey der Cameralschule zu Lautern erhalten und angenommen.

Zu

Zu Erlangen hat Hr. Dr. Rosenmüller die, durch den Tod des sel. Dr. Riesling's daselbst erledigte Superintendentur in der Altstadt, so wie die durch das Hinaufrücken des Hrn. G. K. R. Seilers offen gewordene, dritte Stelle in der theolog. Facultät erhalten.

Der Herr Landgraf von Hessen-Darmstadt hat dem Hrn. Prof. Böhm zu Gießen den Charakter eines geheimen Rathes ertheilt.

Hr. Marstallamtssekretair Hahn zu Zweybrücken, (V. des Aufruhrs zu Pisa, und anderer Dramen,) ist, lutherischer Kirchschaffner zu Lützelstein, (einem Zweybrückischen Städtchen unter französischer Souveränität) geworden.

Der D. Marcard zu Hannover, ist zum Hofmedikus ernennet worden.

Hr. Heinecke ist mit einem ansehnlichen Gehalte, vom Churfürsten zu Sachsen, nach Leipzig berufen worden. Er setzt daselbst sein Institut für Stumme fort.

Hr. Prof. Cartheuser zu Gießen hat von dem Herrn Landgrafen von Hessen Darmstadt den Charakter eines geheimen Kammerraths erhalten.

Hr. Dr. Robert zu Marburg hat seine theologische Lehrstelle mit der fünften juridischen vor Kurzem vertauscht.

Der bekannte Hr. Conrektor Kapp zu Hof ist vor kurzem Schloßprediger zu Bayreuth, und Prof. der Theologie und Historie bey dem dasigen Gymnasio geworden.

Der bisherige Pastor der deutschen Gemeine zu Stockholm, Hr. D. Johann Adolf Schinmeyer, ist zum Generalsuperintendenten in Schwedisch Pommern und Rügen, Präsidenten des Consistoriums, wie auch zum ersten Prof. und Prokanzler der Universität zu Greifswald, anstatt des zu Anfang d. J. verstorbenen D. Stenzlers, ernannt worden.

Herr Christoph Christian Sturm, zeither Prediger an der heil. Geistkirche in Magdeburg, ist an des sel. Friedrici Stelle, als Hauptprediger bey der Petersgemeine in Hamburg, gekommen.

Herr Christoph Georg Ludwig Meister, Prediger in Duisburg, ist nun doch, nachdem er schon einmal diesen Ruf 1776. abgelehnt hatte, als ordentlicher Professor der Theologie und Universitätsprediger bey dortiger Universität eingeführt worden, nachdem er kurz vorher die theologische Doktorwürde angenommen hatte.

Der bisherige Lehrer des Staatsrechts zu Kiel, Herr Justizrath Johann Christoph Mayer, ist in gleicher Qualität um Ostern d. J. nach Tübingen abgegangen.

Todesfälle. 1778.

Schon am 17ten Januar ist Herr Magister und Kanonikus Christian Siegra in Hamburg im 59sten Jahr seines Alters verschieden.

Am 16ten April ist Herr Joseph Thaddäus Alischoesch, Doktor der Arzneywissenschaft, ordentlicher Professor der Anatomie auf der Universität zu Prag, wie auch K. K. Rath, im 43sten Jahr seines Alters mit Tod abgegangen.

Am 1sten May starb Herr Johann Philipp Maneke, königl. Großbrit. und Churbraunschw. Lüneburgischer Hofrath und Beysitzer des Hofgerichts zu Zelle, wie auch Consul zu Lüneburg, in seinem 65sten Jahr.

Zu Ende des Monats Junius starb zu Magdeburg Herr Otto Nathanael Nicolai, D. der Theol. Prediger bey der Kirche zu St. Ulrich und Levin, Senior des Stadtministeriums, Beysitzer im geistlichen Gericht, und Scholarch des Gymnasiums der Altstadt, in seinem 68sten Jahr.

Im Julius starb zu Cassel Herr D. Johann Jakob Huber, Professor der Anatomie und Chirurgie am Karolinum, wie auch Hessen-Casselscher Hofrath und Leibarzt, Badenscher Hofmedikus ꝛc. im 71sten Jahr seines Alters. Er war von Basel gebürtig, und einer unsrer stärksten Zergliederer.

Am 2ten Julius starb in Braunschweig Herr Heinrich Christian von Broke, Herzogl. Braunschweigischer Regierungsrath, durch seine Forstschriften berühmt, im 66sten Jahr seines Alters.

In Leipzig starb am 5ten Julius Herr Karl Günther Ludovici, Professor des Aristotelischen Organons, über 70 Jahr alt. Am bekanntesten hat er sich durch sein Kaufmannslexikon gemacht.

Am 11ten Juli starb zu Prag Herr Joseph Stepling, ein sehr gelehrter Exjesuite, Präses und Direktor der philosophischen Fakultät bey dortiger Universität, im 62sten Jahr seines Alters. Wolf, Euler, Boscowich und Hell, waren

sei

seine Freunde. Er hatte dem Prager Observatorium seine viele 1000 Gulden werthe mathematische Instrumente, und der Universitätsbibliothek seine kostbare Büchersammlung bereits einige Jahre vor seinem Tode geschenkt.

Am 31sten Julius starb zu Braunschweig der Fürstliche Leibarzt und Professor der Entbindungskunst bey dem medicinischen Collegium, Herr D. **Karl Gottlieb Wagler**, ein verdienstvoller Arzt und Naturkundiger. Die Allgemeine deutsche Bibliothek verliert an diesem würdigen Manne, einen sehr guten Mitarbeiter. Seit dem 15ten Bande sind fast alle Recensionen, die Hebammenkunst betreffend, von Ihm.

Auch noch im Julius starb Herr **Christian Bernhard Kayser**, Superintendent zu Einbeck, in seinem 57sten Jahr. Er hat sich durch gute Uebersetzungen aus dem Englischen bekannt gemacht.

Die Schule zu **Wolfenbüttel** hat ihren Rektor, den berühmten Hrn. **Jac. Fr. Heusinger**, verloren, der in seinem 79sten Lebensjahre am 26 September daselbst gestorben ist.

Druckfehler.

In des XXXIV. Bandes II. Stück.

S. 328. Z. 1. statt sittsamen l. settsamen.

In des XXXV. B. II. St.

S. 484. Z. 33. unwirksam l. wirksam. S. 529. Z. 17. 18. Post. l. lest. se l. so.

In des XXXVI. B. I. St.

S. 185. Z. 7. von unten statt Kummermonaten l. Sommermonaten. S. 186. Z. 20. statt giebt der Vers. l. m. giebt Rec. Im Verzeichnisse der Recens. muß auch eine Philos. pag. 8. anstatt pag. 6. heißen.

In des XXXVI. B. II. St.

S. 620. Hildesheimer l. Heidesheimer.

Nachricht.

Herr **Wieland** hat für gut gefunden, in drey Stücken seines Merkurs,*) **Johann Bunkels Leben. Bemerkungen und Meynungen, zu zergliedern**, wie er selbst seine Arbeit **sehr emphatisch** benennet: denn wahrhaftig, so wenig ein Schlachtvieh, dem ein geschäftiger Schlächter den Hals aufschneidet, das Blut in den Koth laufen läßt, die Haut abzieht, die Knochen zerhackt, Glied von Glied trennt, und das beste Fleisch in die Gedärme stopft, noch einem besetzten Geschöpfe ähnlich siehet: so wenig kann ein Buch einem Buche ähnlich sehen, wenn ein Mann wie **Wieland**, nebst allem seinem Witze, noch Eigensinn, Zorn und üble Laune aufbietet, um dessen beste Bestandtheile so zu trennen und unter einander zu werfen, daß niemand mehr sehen kann, wie eins zu dem andern gehöret.

Ich kann allen Tadel sehr wohl ertragen. Ich habe dieß, ich denke, bey Büchern, die ich selbst geschrieben habe, mehr als einmal gezeigt: wie sollte ich denn nicht ertragen können, daß ein Buch getadelt werde, von dem ich bloß Verleger bin, und sonst nicht den allergeringsten Antheil daran habe. Wie wenig ich besonders für das **Leben Bunkels** ein **uneingeschränktes Lob** verlange, zeiget die Recension desselben die ich in die **allgemeine deutsche Bibliothek** (Anhang z. XXV. bis XXXVI. Bande 1te Abtheil. S. 664.) eingerückt habe; ob ich gleich mit dem einsichtsvollen Verf., derselben in vielen Stücken nicht einerley Meynung bin. Der bloße Tadel also, an sich, würde nicht einmal meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben; aber schon der Tadel eines Mannes wie Hr. **Wieland**, kann aufmerksam machen, und wenn eines solchen Mannes Tadel ohne sichtbare Ursache so **unbescheiden, zudringlich, heftig, und bis zum Unbarmherzigen weitläuftig** ist, so kann die Aufmerksamkeit bis zum Befremden steigen.

Man möchte in der That zuweilen seinen Augen kaum trauen, wenn man siehet, wie viel Mühe sich Hr. W. giebt, den rechten Gesichtspunkt, aus welchem man ein Buch wie das

Leben

*) Im Jul. 1778. S. 75 bis 90. Aug. S. 165. bis 178. Oct. S. 55. bis 75. und die Fortsetzung soll nächstens folgen.

Leben Bunkels anſehen muß, ſchlechterdings zu verrücken, und wie weit Er ſeinen Eifer gegen den armen Bunkel ſelbſt treibt. Nichts wird dem treuherzigen, aufrichtigen, menſchenliebenden Bunkel von Hrn. Wieland zu gute gehalten, und vieles wird ihm aufgebürdet, woran er ſehr unſchuldig iſt. Nichts, gar Nichts kann er recht machen. Alles was er thut, ſoll übel gethan ſeyn: alle ſeine Tugenden ſollen nichts werth, ſeine unſchuldigſten Handlungen ſollen Vergehungen, ſeine geringſte Vergehungen ſollen Sünden, und ſeine allerkleinſte Sünden ſollen Laſter ſeyn. Ich will nur einige wenige Beyſpiele anführen, wie Hr. Wieland Bunkeln behandelt. Z. B. Weil Bunkel warmen Eifer für die Religion zeigt, ſo legt es ihm Hr. Wieland ſehr übel aus, daß er oft gut gegeſſen und getrunken, ſich in Frauenzimmer verliebt, und bey Gelegenheit, geſagt, Karten geſpielt, und getanzt hat. Dieß nennt Hr. Wieland,*) „ein ſardanapaliſches, ſybaritiſches, ſchlaraffenländiſches Wohlleben: und damit ſich niemand wundere, daß gerade Hr. Wieland, ein ganz gewöhnliches Wohlleben ſo ſehr ſündlich finde, ſo giebt er ſehr weiſe zur Urſach an **) „Weil es ſich für einen Menſchen, der den Religionsverbeſſerer und apoſtoliſchen Mann macht, nicht gezieme, in mehr als epikuriſchem Tone***) von gut Eſſen und Trinken zu reden. Ein jeder anderer, der ſich für nichts als einen ehrlichen Kerl glattweg ausgiebt, (alſo natürlich auch Hr. Wieland ſelbſt) mag ungeadelt ſeinem Gaum gütlich thun, und in guter fröhlicher Geſellſchaft ſcherzen and lachen, und ſich ſeines Lebens freuen ſo lang er will, und kann.“ Wenn Bunkel ſehr feyerlich ſagt: „Es gezieme einen Chriſten, Gott das vollkommenſte der verſtändigen Weſen, in allen ſeinen moraliſchen Vollkommenheiten nachzuahmen, und nach ſeinem Vermögen vollkommen zu ſeyn wie Gott, heilig wie Gott heilig iſt, barmherzig wie Gott barmherzig iſt,“ u. ſ. w. ſo entblödet ſich Hr. W.

*) Oct. S. 63.

**) Aug. S. 171.

***) Eine von Hrn. Wielands gewöhnlichen Uebertreibungen: denn im Leben Bunkels findet man nichts, als zuweilen angezeigt, daß die Mahlzeit gut und die Geſellſchaft frölich geweſen ſey; das beliebt dem Hr. Wieland, „die thieriſche ſinnliche ſchmazende Behaglichkeit Hrn. Johann Bunkels“ zu nennen.

nicht, folgende Anmerkung dazu zu machen: *) „Diese moralische clausula salvatoria steht hier nicht blos pro forma da. Denn wenn Meister Bunkel (wie am Tage liegt) ein gar elender Nachahmer Gottes ist, so kann er sich immer mit seinem wenigem Vermögen entschuldigen. Das schlimmste ist nur, daß jeder Schurke eben das sagen kann, und mit so gutem Fug als er.“ Daß Bunkel so oft heyrathet, findet Hr. Wieland ganz unverzeihlich. Wenn Bunkel glaubt, Gründe der Religion und des Gewissens zu haben, warum er bald nach Absterben einer Frau wieder habe heyrathen müssen, so saat Hr. Wieland: **) das infamste dabey ist, daß ihm die Religion zum Feigenblatt für die Blösse seines böcklischen alten Adams dienen muß.“ Wenn Bunkel ehrlich gesteht, daß auch sein Temperament eine der Ursachen sey, warum er öfter geheyrathet habe, so ruft Hr. Wieland dabey aus: *). „der garstige Bock!“

Sollte man glauben, es sey möglich, daß Wieland, der Mann von Verstand und Einsichten, Wieland, der große Schriftsteller, und — auch — Wieland, der Verf. des Idris und der komischen Erzählungen, so schreiben könnte! Aber dieß sind nicht die einzigen Waffen, deren sich der ehrliche Mann, und am meisten ein Mann wie Wieland schämen sollte, und die er doch zum Angriff gegen Bunkeln nicht verschmähet. Sollte man glauben, es sey möglich, daß der V. der Palmblätter des Abulfaouaris sich so weit vergessen könne, Bunkeln einen christlichen Deisten zu schelten: denn daß dies Beywort ein Schelwort seyn solle, siehet man daraus, daß er gänzlich im Geiste und im Tone der Götzowischen kritischen Sammlungen, ihm **) „wässerichtes Fables sophistische Gewäsche gegen gewisse ihm verhaßte Artikel des christlichen Lehrbegriffs, — wovon nicht ein einziger Einwurf gegen die Orthodoxen — nicht schon wer weiß wie oft von seines Gleichen vorgebracht worden, schuld giebt.“ Sollte man nicht in Versuchung gerathen, seinen eignen Augen nicht zu trauen, wenn man liest, daß, wenn Bunkel gesagt hat: „Ein liebenswürdiges Frauenzimmer sey durch die Blattern überall schändlich zugerichtet worden,“ Hr. Wieland sich nicht schämet, dabey

zu

*) Aug. B. 166. **) Oct. S. 778.
*) Jul. S. 78. 79. **) Aug. S. 67.

„zu bemerken: „Ueberall: Hr. Bunkel muß sehr vorwi„tzig gewesen seyn. “Pfui! „kann man hier mit Rechte „über Wielanden ausrufen „Pfui! der garstige Bock!“

Da man siehet, daß Hr. Wieland, in seinem blinden Zorn gegen Bunkeln, so ganz vergessen kann, wer er ist; so darf man sich wohl sehr viel weniger wundern, daß er sich befleißet, dem Buche, dessen Helden und V. Ekelnämchen in großer Menge anzuhängen um sie lächerlich zu machen. So heißt das Buch: Die Johann Bunkliade ein dreyleibiges Ungeheuer, der Held heißt. „Master Bunkel, Meister Bunkel: Bunkelchen, Herr Johann Bunkel V. C, Sanct Johann Bunkel, Hänschen und er soll seyn ein junger Pennal, ein Schuft, ein Brutum, ein ungeduldiger Pogamzischer Mädchenfresser, ein selbstischer, Gott und der Welt unnützer antitrinitarischer Müssiggänger, Wollüstling, und Libertiner, seine Reisen, eine Landstreicherey, wenn er lehrt, thut er seinen lehrreichen Mund zum Yaaanen auf, u. das. Der V. heißt ein Buchmacher, ein armer Schlucker, ein Altaagskopf u. s. w. und dessen Buch: *) „das schaalste, platteste, impertinenteste Buch, das je aus dem Gehirne eines Non-Conformistischen, stoisch-christliche Moral schwatzenden, und Bacchanalia lebenden, mißgeschaffenen Drittelding von Deismus, Pietisterey und Epikurismus hervorgegangen.“

Es würden mich alle diese Floskelchen, die jeder vernünftige Leser bald für das schätzen wird, was sie werth sind, nicht bewegt haben, eine Feder zur Vertheidigung des Lebens Bunkels anzusetzen. Dieß Buch liegt der Welt vor Augen, Herrn Wielands Zergliederung auch. Kann es sich durch eignen Werth nicht erhalten, und ist es vollends das äußerst elende Buch, wozu es Herr Wieland machen will, so mag es fallen.

Ich würde mein Stillschweigen auch deshalb nicht brechen, weil Hr. Wieland spöttelt: **) „daß die Liebhaber sich gar „nicht zu beschweren hätten, wenn sie für ihre pränume„rirten 3 Thlr. 12 Gr. sechszehn Kupferstiche von Cho„dowiecki von den besten Abdrücken, und nach billi„gem Abzuge eines halben Alphabets für das Beste, was „das Buch allenfalls enthalten möchte, noch wenigstens vier „baare Alphabete Makulatur in den Kauf bekommen.“ Ich weiß, wie viel ein solcher Einfall bedeutet, und im Grun-

*) Jul. S. 12. **) Jul. S. 76.

de, wenn ein Verleger sorgt, den Pränumeranten den Werth von ihrem Gelde zu geben: so hat er gethan, was er thun konnte, und mehr, als manche Autoren thun, die sich Geld vorauszahlen lassen.

Aber da selbst die geflissentliche Verunglimpfung des Lebens Bunk. an sich deutlich genug zeiget, und da Hr. W. es auch nicht an wirklichen Insinuationen fehlen lässet, als hätte ich „aus niederträchtigen gewinnsüchtigen Absichten, der Welt nicht „nur ein schlechtes, sondern das schaalste plattreste Buch aufzu„hängen, und die Pränumeranten ums Geld zu bringen gesucht: “ so sehe ich mich genöthigt meinen ehrlichen Namen zu retten, und zu zeigen, daß mit der gewissenhaften Genauigkeit eines ehrlichen Mannes alles erfüllet sey, was ich dem Publikum versprochen habe.

Hr. Wieland nimmt Imagination und bösen Willen *) zusammen, um alles, so viel immer möglich, von der falschen und von der nachtheiligen Seite vorzustellen. Er sagt das Leben Bunkels sey **) mit Trompeten und Pauken angekündigt worden. Ich berufe mich auf jeden, der meine gedruckte Nachricht von diesem Buche gelesen hat oder lesen will, ob sie ganz simpel und bescheiden, oder ob sie in dem Trompeten- und Paukenton, abgefaßt sey, mit dem so viele andere Bücher angekündigt werden, oder in dem Trompeten- und Paukenton, worinn weiland die ehemalige, nicht die jetzige Erfurtische oder hallische gelehrte Zeitungen, seine damalige neueste Produktionen ankündigten oder in dem wohlbehaglichen selbstischen Ton, in welchem, Hr. Wieland selbst vorzeiten seine Alceste oder seinen Mercur der Welt bekannt machte. Ich habe von dem Buche, dessen Uebersetzung ich ankündigte, meine Meynung gesagt. Ob ich darinn mehr oder minder geirret, ob ich etwan eine zu vortheilhafte Meynung von diesem Buche gehabt habe, kommt mir nicht zu, zu entscheiden, und Hr. Wieland wird es

*) Dieser böse Willen gehet so weit, daß er (Oct. S. 63.) ein Beyspiel von Bunkels schlechter Schreibart geben will, und dazu eine Stelle nimmt, die Bunkel aus Sir Walter Raleigh anführt, und die von Raleighs Zeitalter etwas an sich hat. Man sehe des Leben Bunkels II. Th. S. 207. Der böse Willen gehet so weit, daß Bunkel nicht sagen darf, Er habe den Locke gelesen, um denken zu lernen, so setzt W. hinzu: Dieß sey eben so, als wenn man Herquet von der Verdauung lesen wollte, um verdauen zu lernen.

**) Jul. S. 76.

es in dem Zorn, den er gegen dies Buch gefaßt hat, auch nie entscheiden können. Ich glaube aber wenigstens, es falle in die Augen, daß das, was ich von diesem Buche gesagt habe, überhaupt wahr sey, und daß ich, so weit meine Einsicht reichet, bey dieser Ankündigung, aufrichtig und ehrlich zu Werke gegangen bin.

Ich habe gesagt, es sey, eins der sonderbarsten und der merkwürdigsten Bücher. Und ich dächte, Sonderbarkeit und Merkwürdigkeit würde ihm jeder zugestehen müssen, gesetzt er wollte es auch nicht einmal, für ein gutes Buch, im höchsten Verstande des Wortes, halten. Ich habe gesagt, daß, ungeachtet einiger romantischen Charaktere, das Buch nicht den Zuschnitt eines Romans habe, sondern daß die Erzählung den ruhigen natürlichen Gang einer eignen Lebensbeschreibung eines funfzigjährigen Mannes gehe. Dieß ist wahr, und es ist auch wohl hauptsächlich die Ursache, warum das Buch manchen Lesern mißfallen hat, da sie einen Roman in Form erwarteten, und gar nicht geneigt waren, sich in den Geist und in die Absicht des V. hineinzudenken. Ich habe es auch geradezu gesagt, daß die Betrachtungen des V. über verschiedene wichtige Wahrheiten, daß seine theologischen Untersuchungen, einen ansehnlichen Theil seines Buchs ausmachen. Ich habe nicht einmal verheelt, daß ich voraussahe, nicht wenig Leser würden alle ausführliche theologische Untersuchungen überschlagen. (Und am ersten war dieß von Hrn. Wieland zu vermuthen.) Ich sagte aber auch, „diese „würden in der natürlichen beynahe anschauend gemachten Er„zählung der Begebenheiten,*) in den Beschreibungen voll „Wahrheit, der mannichfaltigen Gegenstände aus der Natur,*) „besonders der vortreflichen romantischwilden Aussichten in den „Gebürgen Westmorelands,**) an der Darstellung vieler äus„serst

*) So oft ich Bunkeln lese, so fällt mir das natürliche der Erziehung des alten Mannes, das Anschauende in der Bemerkung der kleinsten Umstände auf. Ich will noch nicht streiten, ob die Begebenheiten wichtig oder unwichtig sind; aber fürs Anschauen sind sie wahrhaftig gebracht, und mancher, der mit seinem vielen Witze hier und da herumtanzt, ehe er eine kleine Begebenheit hervorbringt, könnte von Bunkeln natürlich erzählen lernen.

**) Daß in Bunkels Wanderungen, Beschreibungen sonderbarer Gegenden und Naturerscheinungen, häufig vor-

kom-

„erst sonderbaren, meines Erachtens aber, im höchsten Ver„stande des Worts wahren, menschlichen Charaktere, *) beson„ders an dem Charakter Bunkels selbst, und an der bey aller Son„derbarkeit und Ausschweifung **) durch das ganze Werk durch„scheinenden Gutherzigkeit, guten Laune, und edlen Philanthro„pie, für ihren Geist noch Nahrung finden.“ Sollte ich mich hierinn geirret haben, so weiß ich nicht, wie ich meinem Irrthume helfen soll, denn noch hat nichts, am wenigsten aber Hrn. Wielands plumpe Verunstaltung desselben ***) meine Empfin-

kommen, und daß diese eine Art von Interesse geben, fällt so sehr in die Augen, daß auch Hr. Wieland (Okt. S. 72.) so sehr er Bunkeln alles abspricht, dieses zu läugnen sich nicht getrauet. Freylich hat Hr. Wieland, nach seiner gewöhnlichen Gemüthsbilligkeit, hinzugesetzt, der Verfasser habe diese Beschreibungen aus seinen Collektaneen zusammengehäuft. Hr. W. mag mir aber vergeben, wenn ich darinn anderer Meynung bin. Seltsame Zauberwirkungen und wunderbare Erscheinungen aus der Feenwelt, so wie sie etwan im Idris vorgestellt werden, kann man erfinden, sobald man sich, in einem lebhaften Gehirne, Collektaneen aus hundert Feenmährchen gemacht hat. Sie bedürfen keiner Wahrheit, als im poetischen Detail, und je toller und seltsamer sie auf einander folgen, oder neben einander stehen, desto besser sind sie. Aber wahre wilde, bergigte, romantische Gegenden, Wasserfälle, Aussichten, und andere wahre Naturerscheinungen, so wie sie Haller und der Verfasser des Lebens Bunkels beschrieben hat, muß man gesehen und empfunden haben, wenn man sie schildern will.

*) Da ich hierüber weder weitläuftig seyn kann, noch will: so berufe ich mich auf die Charaktere der sechs Irrländer, die Bunkel im Bade zu Harrogate antrifft (II. B. S. 305. u. f.) besonders des Gallaspy und Gollogher.

**) Hr. W. hat diesen Charakter aufs hämischste verunstaltet. Wer das Buch lieset, urtheile, ob Hr. W. oder ich, ihn richtig beurtheilt haben.

***) Daß Hr. Wieland nichts, was man von diesem Buche saat, verstehen will, will ich nur noch durch ein einziges einleuchtendes Beyspiel beweisen. Ich führte in meiner Nachricht auch das Urtheil der Verfasser des *Monthly Review* über das Leben Bunkels an. Meine Absicht dabey war nichts weiter, als überhaupt zu zeigen, was in England vernünftige Gelehrten, und die sonst eben nicht sehr lobselig sind, von diesem Werke geurtheilt haben, ohne daß ich deshalb eben nöthig hätte, jedes von ihren Urtheilen schlechterdings zu dem meinigen zu machen. Sie sagen unter andern: „Bunkel sey so voll-

Empfindung von der Beschaffenheit dieses Werks ändern können.

Da ich dieses Werk für merkwürdig und nützlich hielt, was war simpler, als daß ich die Uebersetzung gern in Verlag nahm, und auf gewisse Weise veranlaßte?*) Aber so simpel und unbescholten will Hr. Wieland die Sache nicht haben; sondern in seiner Zergliederung Bunkels suche er,

„vollkommen einzig für sich, und in seiner Art so original, „wie Shakespear oder Richardson." Sie setzen aber hinzu: „Mit dem Unterschiede, daß dieser Männer Vortrefflichkeiten bloß aus angebohrnem Genie herrühren; dagegen Bunkel die Frucht eines Genies und einer Einbildungskraft zu „seyn scheint, die durch romantisches Wesen und durch religiösen Eifer, wie in einem Treibhause erhitzt, und zum „Sprossen getrieben worden." Wer sieht nicht, daß die Reviewers weiter nichts sagen wollen, als Bunkel sey in seiner Art so einzig, wie Shakespear und Richardson in der ihrigen, (und das ist er wahrhaftig, da er in seiner Art zu denken und zu schreiben, niemandes Manier nachahmt, sondern sich einen ganz neuen Weg bahnt) Uebrigens setzen sie offenbar durch ihr Gleichniß Bunkeln eben so weit unter Shakespear und Richardson, als jedermann eine getriebene Frucht unter eine natürliche setzt. Was thut Hr. Wieland? Er giebt nicht etwan bloß zu verstehen, die Reviewers hätten Bunkeln ganz so hoch gesetzt, wie Shakespear und Richardson. Dieß wäre bloß eine gemeine Ungerechtigkeit gegen die Reviewers. Er träumt noch etwas hinzu, daß so hämisch als absurd ist, nämlich: „Nach einer solchen Ankündigung „von Nicolai garantirt, mußte jedermann erwarten, daß „hier noch mehr als Cervantes, Fielding und Sterne seyn „würde." Was in aller Welt, das die Reviewers oder ich können gesagt haben, kann eine solche Erwartung veranlassen? Wer aber solche Erwartung träumt, kann denn leicht finden, daß sie nicht befriedigt worden sey, und so mit seinem eigenen Hirngespinste streiten.

*) Ich besaß dieses Buch, wie viele meiner Freunde wissen, an sechs Jahre, und hatte es selbst gelesen, und vielen Personen mitgetheilt, ohne an eine Uebersetzung zu denken. Erst im Jahre 1775. als einst zufälliger Weise von diesem Buche geredet wurde, theilte ich es dem Herausgeber mit. Er las es, es gefiel ihm, er erbot sich, die Uebersetzung zu besorgen, und nicht allein das Buch, wo es nöthig, abzukürzen, sondern auch Zusätze und Erläuterungen hinzu zu thun. Es ist sehr kindisch, wenn Hr. W. zu verstehen giebt, die Zusätze wären nach dem Interesse des Verlegers eingerichtet; denn der Verleger ist über die Beschaffenheit der Zusätze gar nicht gefragt worden, und hat nicht verlangt, darüber gefragt zu werden.

„er, wo er kann, aufs gehässigste zu insinuiren, als ob ich „unredlich dabey zu Werke gegangen wäre. Seine Zergliede„rung hebt an: „Practica est multiplex.“ er redet, „von ei„nem der schlausten Kniffe unsers Sostus.“ *)

Was nun zuerst die Benennung eines Sostus betrift, so scheint er nur bloß aus der Hrn. Wieland so behaglichen Laune, die Dinge nicht mit ihrem rechten Namen zu nennen, herzukommen. Denn er hat ja den Buchhändlern die Ehre angethan, in ihre Zahl zu treten. Er treibt ja mit seinem Merkur, durch Verlag, Einkauf und Verkauf, Geldeinnehmen und Geldausgeben, Kreditirung, Berechnung, Annehmung von Pränumerationen, Ablieferung und Spedition der Exemplarien, u. s. w. nicht allein alle Geschäffte eines Buchhändlers, sondern er sorgt auch, nach Art der römischen Sosier, ut prostet liber *manlius*. durchs Einhefften, oder wie es auf Wielandisch deutsch heißt, durchs Broschieren. Es wird also wohl, da er sich selbst sonst so gerne schont, nicht den Stand eines Buchhändlers verächtlich machen wollen.

Aber „die mannichfaltig Praktika, meine Kniffe, einer der schlauesten meiner Kniffe.“ Diese Beschuldigungen sind von einer ernsthaften Natur. Wie? Bin ich etwa, durch mannichfaltige Praxis, durch Kniffe, durch schlaue Kniffe, so bekannt? Ich hoffe nicht! Mein Gewissen zeihet mir, daß ich niemals anders, als ehrlich, redlich, geradezu, ohne Winkelzüge, gehandelt habe. Ich bin auch nicht willens, die Beschuldigung der Unredlichkeit ungerügt auf mir sitzen zu lassen. Ich fordere daher Herrn Wieland hier öffentlich vor dem ganzen Publikum auf: „Wenn er irgend einige Praktiken und Kniffe, irgend einige Ränke, irgend eine Unredlichkeit, von mir weiß, so mache er sie bekannt, und beweise sie. Kann er sie anzeigen und beweisen: so will ich öffentlich meine Schande gestehen. Kann er aber nichts anzeigen und

*) Aug. S. 166. dieser schlauste Kniff, soll seyn: „ein elendes Buch durch die Anmerkungen und Zusätze, paßlich zu machen.“ Man sollte denken, Hr. Wieland müßte sich besser auf Kniffe verstehen, als daß er so etwas für schlau ausgeben könnte.

und beweisen: so bliebe die Schande der Verläumdung auf Ihm, und Er hüte sich inskünftige, mit dem guten Leumund eines ehrlichen Mannes zu spielen.“

Jeder Leser des Merkurs muß wohl beym ersten Blicke übersehen können, daß die sogenannte Zergliederung Bunkels eine ganz besondere Veranlassung gehabt haben müsse; denn wie käme es sonst, daß ein Mann wie Hr. Wieland, ein Buch, das ganz elend, äußerst schal und platt seyn soll, so äußerst genau, so äußerst weitläuftig, so äußerst hämisch zergliedert. Es kann seyn, daß Hr. Wieland geglaubt hat, er hätte noch mit mir ein Zähnchen zu pflücken.

Man erinnert sich vielleicht, daß es Hrn. Wieland beliebte, in seinem Merkur im ersten Vierteljahre 1775. sehr unbestimmte und gänzlich unbewiesene Anklagen, wider die allgem. deutsche Bibl. und wider mich, bekannt zu machen, und daß ich ihn im XXVten Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek S. 628. u. f. öffentlich aufforderte: „Die Beweise davon, öffentlich der Welt vorzulegen.“ Dieß konnte er nicht, denn es war nicht wahr, was er in einer von seinen querköpfischen Launen, die man an ihm schon gewohnt ist, behauptet hatte, um so wie jetzt, der Galle, die er auf dem Herzen hatte, sich durch die Feder zu entledigen. Er durfte es auch nicht wagen, wieder mit bloßen unbestimmten Worten eins daher zu schwatzen, oder sich, mit seiner gewohnten vornehmen Miene, durchzuhelfen; denn ich hatte ihn vorher schriftlich versichert: „daß ich zwar ungern die Feder zu meiner Vertheidigung ansetzen, aber sie auch, nicht eher niederlegen würde, als bis ich mich völlig gerechtfertigt hätte.“ Er mußte also schweigen. Dieß gezwungene Stillschweigen mag ihm eine unangenehme Stunde gemacht haben, weil er wohl empfinden mußte, in welchem zweydeutigen Lichte er dadurch, vor dem ganzen deutschen Publikum erschiene. Es thut mir leid! Aber er hatte sie sich wahrhaftig, ohne die geringste Veranlassung, selbst zugezogen, diese unangenehme Stunde, und ich bin mir bewußt, wie schonend ich gegen ihn verfahren bin. Er hatte sich aber vermuthlich die Sache hinters Ohr geschrieben. Nun dachte er mich, bey dem Leben Bunkels, auf einer schwachen Seite ertappt zu haben: daher brach er los, denn er glaubte,

jetzt

jetzt dürfe er mir wieder eine unangenehme Stunde machen.

Ist dieses, wie es der ganze Ton seiner Iergliederung Bankels genugsam zeiget, sein Zweck gewesen, so hat er, ich gestehe es, diesen Zweck nur allzusehr erreicht. Denn welche Stunde kann einem Manne, der Litteratur herzlich liebt, und diejenigen, welche sie befördern, aufrichtig hochschätzen möchte, unangenehmer seyn, als die Stunde, in der er sieht, daß ein Gelehrter, mit den seltensten Talenten begabt, die ihm die Zuneigung und die Ehrfurcht seiner Zeitgenossen erwerben könnten, vergißt, wer er ist, vergißt, was seiner würdig ist, herabsinkt, um stinkender Eitelkeit, um kindischer Rachgier zu frohnen, zu den Künsten der niedrigsten Scribbler. Mußte ihm die Stunde nicht äußerst unangenehm seyn, wenn noch die bittere Unannehmlichkeit hinzukommt, daß er zu seiner eignen Vertheidigung, und um seinen ehrlichen Namen zu retten, sich in die Nothwendigkeit gesetzt sieht, einem der größten Schriftsteller öffentlich zu sagen, welch ein verächtlicher Mensch er ist, damit das Publikum, dessen hämischen und unbewiesenen Beschuldigungen, nicht aufs Wort trauen möge.

Wenn Hr. Wieland ein wenig Selbsterkenntniß besäße, so würde ihm, wo nicht die Billigkeit, doch die Klugheit gelehret haben, mir nicht muthwilligerweise, ungegründete Vorwürfe zu machen. Er hätte sich an das gute alte deutsche Sprüchwort erinnern sollen: Wer ein gläsern Dach hat, muß andere nicht mit Steinen werfen. Wie? Herr Wieland will mir, wider alle Wahrheit eine mannichfaltige Praxis vorwerfen? Herr Wieland! Er, der ein so guter Praktikus ist, durch Pränumerationen seinen Pränumeranten ihr Geld abzunehmen, und wissentlich ihnen den Werth nicht zu geben! Hat er denn so ganz und gar vergessen, daß im Jahr 1772. mit höchsten Trompeten- und Paukenschall, eine neue Ausgabe seines Agathon angekündigt, und dabey eine Fortsetzung, „versprochen ward: worin die schöne Danae ihre Geschichte erzählen wird, und Archytas, in einer Reihe von Unterredungen, dem Agathon seine Philosophie beybringt, wodurch, dieses bisher unvollendete Werk erst ein Ganzes wird.“ Für alles dieses ward ein Louisdor Pränumeration gefodert, mit einer Miene, ob schäme man sich, für so etwas außerordentliches, das geleistet werden

den sollte, von uns so wenig zu fodern. Man fügte aber auch ausdrücklich hinzu: „die typographische Ausführung des Werks, wird dem angesetzten Preise angemessen seyn.“ Man mußte in der That, eine außerordentliche typographische Pracht erwarten, wenn 80 Bogen (so stark ward die Ausgabe angekündigt) einen Louisdor kosten sollten. Auch liefen die Pränumerationen haufenweise ein. Herr Wieland aber fand für gut, plötzlich vom Agathon seine Hand abzuziehen, die Unterredungen des Archytas gar nicht zu liefern, und die Besorgung der Ausgabe einem Buchhändler aufzutragen, als ob ihn dieselbe, ungeachtet der Verbindung, in die er mit den Pränumeranten getreten war, gar nichts angienge. Die Ausgabe, obgleich an sich sauber und gut, war so beschaffen, daß der Buchhändler (aus Mangel der Praxis) sie denen, die nicht pränumerirt hatten, nur für drey Thaler zwölf Groschen verkaufte. Aber Hr. Wieland ließ den Buchhändler walten, sackte die Louisdore fleißigst ein, und gab die Ausgabe so wie sie war, sagte auch seinen Pränumeranten hierüber weiter nichts*), als: daß die Unterredungen des Archytas durch die, laut der Nachricht, das unvollendete Werk, erst ein Ganzes werden sollte) nicht zum Agathon gehörten, daß sie gelegentlich im Merkur erscheinen sollten, (wo sie noch nicht erschienen sind,) und, obgleich offenbar, das Versprochne nicht gehalten war; so setzte er mit einer Wielandischen Stirn hinzu, „daß statt derselben im andern Stücken, mehr als man versprochen, gehalten worden sey.“ Hier ist doch eine *Praktica multiplex* oder nirgend!

Wenn Hr. Wieland sich selbst kennte, so hätte ihn sein Gewissen noch öfter geschlagen, und er würde sich gehütet haben, gewisse Ideen bey seinen Lesern wieder rege zu machen. Welche Unbesonnenheit, im Merkur, von Werken zu reden, die mit Trompeten- und Paukenschall angekündigt worden! Im Merkur, worinn Wielands trompetende Briefe über seine eigene Alceste stehen, welcher besagte Merkur selbst, mit solchem Trompeten- u. Paukenschall angekündigt worden, daß noch jetzt, das Ankündigungsblatt, u. die Vorre-

*) Agathon IV Th. S. 286.

Vorrede zum ersten Theile des Merkurs,*) die **ärgste Satyre** auf dieses Werk sind, indem von alle dem, was versprochen worden, **fast nichts** so wie es versprochen, geleistet worden ist. Welche **Unbesonnenheit**, im **Merkur**, zu sagen, es sey einer der **schlausten Kniffe**, wenn man ein **elendes Buch** durch die **Anmerkungen und Zusätze** **paßlich** macht! denn welchem **Leser des Merkurs** müssen dabey nicht so viel **elende Aufsätze** in diesem Journale einfallen, die Hr. **Wieland** selbst für elend erkannte, und sie, bloß durch seine weisen **Anmerkungen und Zusätze**, paßlich machte, in den **Merkur** eingerückt zu werden. Welche **Unbesonnenheit**, im **Merkur**, solche obengedachte **schlechte Aufsätze** mit **guten Anmerkungen**, mit einem „Gastmahl

*) Da der gegenwärtige Aufsatz durch eine Recension eines Buchs im Merkur veranlasset worden ist; so verdient auch diese Vorrede, die Stelle angeführt zu werden, worin Hr. Wieland verspricht, wie seine künftige Recensionen beschaffen seyn sollen. Der Kontrast ist sehr komisch, wenn man den Ton jener Stelle, gegen die Zergliederung Dunkels hält. „Nur gute Schriftsteller, (sagt Hr. W. S. XII.) verdienen eine scharfe Beurtheilung." (Ey! Ey! so könnte ja Johann Dunkel wohl gar ein unter Schriftsteller seyn!) „denn an ihnen ist alles, bis auf die Fehler lehrreich. Unser Tadel, wird daher öfter den Ton des Zweifels, der sich zu belehren sucht, als den herrischen Ton der Unfehlbarkeit heben, die ihre Richtersprüche wie Orakel von sich giebt. Man wird uns ansehen, daß wir lieber Schönheiten als Fehler bemerken; daß wir die letztern nicht mühsam suchen; aber uns eben so wenig scheuen, sie anzuhalten, wenn sie uns aufstoßen. Wir befinden uns nicht in dem Falle der kritischen Herostraten, welche aus Verzweiflung, sich durch irgend ein löbliches Werk hervorthun zu können, die Tempel der Musen und der Grazien in Brand zu stecken versuchen, und zufrieden sind, daß man das schlimmste von ihnen spreche, wenn sie nur erhalten können, daß von ihnen gesprochen wird. Wir sind uns bewußt, daß nichts als die Schranken unserer Einsichten uns verhindern könnten, allezeit gerecht zu seyn; aber eben darum werden wir über nichts urtheilen, daß wir nicht verstehen. Wir können uns zuweilen irren; aber wenigstens werden wir alle mögliche Behutsamkeit anwenden, damit es nicht geschehe. Kurz wir wünschen dem deutschen Merkur das Ansehen des Areopagus zu Athen zu erwerben, welches nicht auf Gerichtszwang, sondern auf den Ruhm der Weisheit und Unbestechlichkeit gegründet und so befestiget war, daß Götter selbst kein Bedenken trugen, ihre Fehden vor diesem ehrwürdigen Senat entscheiden zu lassen". Siehe da! Wie murmelt auch der gedämpfte Paukenschall!

mahle zu vergleichen, wo die ganze Tafel mit einer Menge zwar größtentheils saft- und kraftloser, unverdaulicher, übel zugerichteter, ecklichafter und ungesunder Speisen besetzt, jedoch neben jeder Schüssel weislich ein besonderes Pulverschächtelchen und Arzneygläschen gestellt wäre, damit ein jeder, der von jenen gegessen hätte, sogleich auch das Gegengift zu sich nehmen, und seinen innern Menschen dadurch wieder ins gehörige Gleichgewicht setzen könnte." Denn wahrlich! hiebey müssen ja dem Leser des Merkurs nicht allein, eben jene saft- und kraftlose Speisen im Merkur, zu denen Hr. Wieland, seine Pillenschächtelchen und Arzneygläschen stellt, zuerst einfallen, sondern auch noch so manche andere saft- und kraftlose ungesunde Aufsätze, die Hr. W., ohne alle Arzney, im Merkur, uns einstopft, unser innerer Mensch mag sich dabey befinden, wie er will. Endlich, welche Unbesonnenheit, im Merkur von Büchern zu reden, die gegen ein halb Alphabet des besten, vier Alphabethe Makulatur enthalten: denn dabey wird jedem Leser des Merkurs, nicht sowohl das Leben Bunkels, als der Merkur selbst einfallen, der als ein Werk der Nation, austrompetet worden, und dessen kleinster guter Theil nichts als die Schreibtafel Herrn Wieland und einiger seiner Freunde ist, worinn sehr oft auch Abschnitzel von unverdauten Entwürfen fallen, und wenn uns, das unterzeichnete W. das beste erwarten läßt, Schach-Lolo und andere solche Sieben Sachen die Lückenbüßer seyn müssen; dessen größter und schlechter Theil mit einer Menge der mittelmäßigsten Aufsätze, Uebersetzungen, Schulexercitien, mit Hr. Wielands Anmerkungen, worin bewiesen wird, daß sie nichts taugen, ellenlange Recensionen, Versteinerungen und Schaalthiere betreffend, Zeitungsraisonnements über Politik, angefüllt ist, wo zuletzt Logogryphen und Bücheravertissements den Bogen füllen müssen, und nicht etwa Kupferstiche von Chodowiecky vorhanden sind, welche dem unbilligsten Beurtheiler das Geständniß abdringen müßten, daß die Pränumeranten sich über das, was sie für ihr Geld erhielten, gar nicht zu beschweren hätten.

Genug! Obgleich Hr. Wieland, noch bis jetzt nicht, Genug! sagt. Ob er gleich bey der ersten Fortsetzung*) seiner Zergliederung, so fein bemerkte, daß er dadurch, (wie es in der That wahr ist) gegen sich selbst unbarm-

*) Aug. S. 165.

herzig würde; so merkt er doch bey den ferneren Fortsetzungen nicht, wie unbarmherzig er dadurch gegen seine Leser wird. Es ist noch keine Schonung zu hoffen. Im October S. 75, steht sehr ausdrücklich: Die Fortsetzung nächstens. Der Himmel weiß, wenn es zum Beschlusse gedeihet. Nächstens gewiß nicht. Meinethalben mag er auch über Bunkeln schwatzen, so lange er will. Mag tadeln Bunkeln und alle Bücher, die ich je künftig verlegen oder schreiben werde. Ich werde darüber ferner um soviel weniger ein Feder ansetzen dürfen, da allenfalls die Welt zu einem ungerechten Tadel den Schlüssel haben würde. Aber Beschuldigungen, die sich auf Thatsachen gründen, wodurch mein ehrlicher Namen, und mein moralischer Charakter, in einem nachtheiligen Lichte erscheinen könnte, werde ich nie unbeantwortet lassen, und nie die Feder niederlegen, als bis ich alle Umstände aufgeklärt habe, womit man meine ehrliche Gesinnungen anfechten will. Berlin den 12 Wintermonats 1778.

Friedrich Nicolai.

In des XXXVI. B. I. St.

S. 32. statt Galle lies Glaß.

Anhang

zu dem

fünf und zwanzigſten bis ſechs und dreyßigſten

Bande

der

allgemeinen deutſchen

Bibliothek.

Zweyte Abtheilung.

Verzeichniß

der in der zweyten Abtheilung des Anhangs zu dem XXV bis XXXVI Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek recensirten Bücher.

4. Schöne Wissenschaften.

Die Hirten der Alpen 695
Galimathisches Allerley, 2te Auflage. 693
Vermischte Bauernlieder 694
Henriette von Blumenau 695
Elisa 695
Petrarch 696
Neue Schweizerlieder, nebst einigen andern Gedichten 697
Der Stolze 698
Die Theaterdichter 698
Die Drillinge, von B—n, 699
Die Verkleidung 699
Verstand, Witz und Satyre der besten Schriftsteller alter und neuer Zeiten 699
Von der Gastfreundschaft, von C. C. L. Hirschfeld 700
Der Tändler, aus dem Engl. 1ster B. 701
Das Begräbniß und die Auferstehung des Messias, Fragmente 701
Die Zigeuner, von H. F. Möller 701
Tolon 702
Die Gräfinn von Wollberg 702
Caroline von Rothenburg 703
C. A. Klotzens Satyren 704
Der Spaßvogel, 8 St. 705
Albert Stucke 705
Samml. neuer Originalstücke für das deutsche Theater, 2r B. 706
Die vier Tageszeiten in der Stadt, aus dem Ital. des Abts Parini 707
Odoal und Charmille 708
Minerva, 1stes Opfer 709
C. v. Goue Betracht. über die Einsichten der uns bekanntesten ältesten Völker 710
Die Armenischen Prinzen, aus dem Franz. des Herrn d'Ussieux, übersetzt, von J. A. E. V. G. 711

Goldrich und Taſſo 711
Fanelli 712
Der Bettler 712
Sallmuth und Williams
Der erſte May
Randal
Die blinde Kuh
Die Heyrath ohne Liebe 713
J. G. Dyk komiſches Theater der Franzoſen für die Deutſchen, 3ter Th. 714
Der Graf von Sonnenthal 714
So muß man mir nicht kommen 715
Emilie 715
Die Freyer 716
Charaktere und Erzählungen 717
Der Freymäurer im Gefängniſſe, von H. C. F. v. Eckr von Eckhoff 717
Skizzen von A. G. Meißner, 1ſte Samml. 718
Gedichte 721
Olla Potrida, No. I. II. 722
Hermionie, von J. F. B. 723
Cephalus und Procris, von K. W. Ramler 724
Lieder für die Colmariſche Kriegsſchule 725
Epiſtel an Phöbe 726
New Idyls, by S. Geſsner 726
L. Feſtenrieders Einleit. in die ſchönen Wiſſenſchaften, 1ſter Th. 728
S. Geßners Schriften, 2ter B. 729
A. F. Büſchings Aeſthetiſche Lehrſätze und Regeln 729
Erneſt 730
Neue Gedichte, nebſt Proben einiger Alten 732
Pſalmen 733
Von dem Glück des häuslichen Lebens 734
Almanach des Muſes
Collection de Pieçes fugitives 734
Die Werke des Horaz 734
Herold 735
W. Coocke-Grundſätze der dramatiſchen Kritik, aus dem Engliſchen 736
Graf Karl von Adelsberg 737
Robert von Hohenecken, von L. Ph. Hahn 738
Lalalia 739
Johann Fauſt 740
Situation aus Fauſts Leben, vom Mahler Müller 741

Abraham auf Moria 741
Andromache von K. W. Daßdorf 746
Der falsche Mord 746
Der abgedankte Officier 747
Liebe und Tod 748
Reden, von dem Verf. der Spatziergänge, 1ster B. 748
Der unentschlossene Liebhaber, von J. G. Dyk 749
Graf von Essex, nach dem Engl. des Banks von J. G. Dyk 750
Der Gefangene, aus dem Ital. des Hrn. Alb. Capacelli 750
Die unglückliche Probe 751
Die Wildschützen, von Stephanie dem Jüngern 751
C. F. Mende Lehrgedichte und Lieder zur Erbauung 751. 782
Gedichte des Grafen von S. 752
Für müßige Stunden, von L. G. St. 753
Der treuherzige Vater 753
Der Vater 754
Rheinischer Most, erster Herbst 754
J. W. Göthens Schriften, 3 B. 754
Lausus und Lydie 755
Die Bezauberten 755
Günther von Schwarzburg 756
Die Wölfe in der Heerde, von Stephanie dem Jüngern 759
Simsone Grisaldo 759
Sturm und Drang 760
Albrechts von Haller Versuch schweizerischer Gedichte, 11te Auflage 760
Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde, 9te Abh. 761
Wienerischer Musenalmanach auf das Jahr 1775. von J. F. Ratschky 762
Hamlet, Prinz von Dänemark 762
Flüchtige Aufsätze von Lenz, herausgegeben von Kayser 763
Die Kindermörderinn 764
Walder
Der Betrug aus Liebe 766
Moralischsatyrische Träume über alle Auftr. des menschl. Lebens 767
Der Kranke, oder die Gesch. einer guten Familie, 38 u. 48 B. 767
Der Koran 768
Der Lehrmeister nach der Mode 769
Menschen, Thiere und Göthe, eine Farce 771
Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther 772
Idyllen und Erzählungen, von C. H. Höffer 773
Vertheidigung des Hrn. W. gegen die Wolken

Eloge du feu Monsieur . . N. D. 774
Die Sündflath
Thränen und Wonne
Lieder meiner Muse
v. Beusts, satyrischmoralische Gedichte, 1te Aufl.
Klopstock, von K. Oelsei
Gesänge, 2te Auflage
Versuche in Singegedichten, 2te Samml. 775
Was seyn soll, schickt sich wohl
Der Fuchs in der Falle
Die ungleichen Freunde
Der Urtheilsverlag
Die beschleunigte Hochzeit, von T. B. Berger 781
Gedichte von G. A. Bürger 784
E. Bertrand Thevenon 786
Satyr. und launigte Aufsätze für allerley Leser 786
Wiedervärtigkeiten der jungen Emilie 787
Briefwechsel über den Nachdruck von Shakespears Theater 788
Vermischte Aufsätze 788
Die gelehrte Frau 790
Balladen, von Müller 790
Wielands neueste Gedichte vom Jahr 1770. und 1771. 2ter Th. neue Auflage 790
Lessingii Emilia Galotti, latine reddita ab *I. H. Stefsenis*
Pseudoli fallacine, latine redditae ab *I. D. A. Münter* 792

5. Schöne Künste: a) Malerey, Kupferstecherey, Baukunst.

Von den Kunstwerken Bernard Rode, Dan. Chodowiecki, Schellenbergs, Geysers, Bergers, J. M. Meil, Dan. Bergers, Abr. Abramsons, Jak. Abrahams, J. C. Krügers, A. L. Kriegers, Bausens, Geysers, Möchaus, A. Zinggs, Boetius, G. M. Schletters, C. G. Nestlers, J. W. Weises, C. G. Langwagens, G. M. Krausens, J. G. Prestels und seiner Gattinn, Fr. Max. Kathar. geb. Höll, J. E. Haid, J. L. Alberti, J. K. H. der Erherzogium Maria Anna, A. Schmutzers, Bahers, Willens, A. de St. Aubin, K. Guttenberg, J. M. Preislers 795

La

La Galleria Electorale de *Düsseldorff*
Estampes du Catalogue raisonné et figuré des Tableaux de la Galleria Electorale de *Düsseldorff*, 807
Oeuvres de Chevalier *Hedlinger*, 808
Merkwürdige Prospekte aus den Schweizergebirgen, 809
Reflexions sur la Peinture par M. de *Hagedorn*, 809
Vollständige Beschreibung der weltberühmten churfürstlich Bayerischen Schatzkammer in München, 809
Kritische Anmerkungen, den Zustand der Baukunst in Berlin und Potsdam betreffend, 810
C. L. Junkers erste Grundlage zu einer ausgesuchten Sammlung neuer Kupferstiche, 811
Beschreibung des sogenannten Mantuan. Gefäßes, 813
J. S. Pauli Betracht. über die Schönh. des Alterthums, 814
Abbild. der Gemälde und Alterth. in dem königl. Neapolit. Muſeo zu Portici, herausg. von G. C. Kilian, 2, 3 Th. 815
J. G. Thierbachs Erklär. des berühmt. Mantuan. Gefäßes, 816
Enumeratio Numismatum ex omni metallo et forma Graecorum Romanorumque, quae asseruat *A. F. Ith.* 817
J. F. G. Grupens Beschreibung des hochgr. Schaumburg. Mausolei zu Stadthagen, 818
J. G. Sulzers Allgem. Theorie der schönen Künste, 2 Th. 818
Winkelmanns Briefe an seine Freunde in der Schweiz, 853
C. G. Heyne's Lobschrift auf Winkelmann, 857
Hrn. A. R. Mengs Schr. an Hrn. A. Pons, aus dem Ital. 862
J. G. Meusels Teutsches Künstlerlexicon, 863
v. *Heinsche* Dictionnaire des Artistes, T. I. 869
Vierstimmige Motetten und Arien in Partitur gesammelt von J. A. Hiller 872
Wahrheiten die Musik betreffend, 872
Die Freude der Hirten über die Geburt Jesu, komponirt von G. A. Homilius 872
Gedanken, die Vorstellung der Alceste betreffend, 872
Neue Freymaurerlieder mit Melodien von *I. P. S.* 872
Lieder mit Melodien von G. H. L. Wittrock 873
Serenaten beym Clavier zu singen, in Musik gesetzt, von C. G. Neefe, 873
Die Dorfgala, von Hrn. Gotter, in Musik gesetzt von A. Schweizer, 874
Dritte Samml. der vorzüglichsten — Arien und Duetten — von J. A. Hiller. 874
D. L. W. Weis churkölnische engl. Tänze, 1ste Samml. 875

Heinrich und Leda, in Musik gesetzt von C. G. Neefe, 875
Concert pour le Clavecin, — par *W. N. Hanaisen.*
III Sonates pour le Clavecin — par *I. Bayer*
III Sonates pour le Clavecin — par *M. I. Abbé Sterkel*
II Sonates pour le Clavecin — par *Gretry*
VI Duos pour deux Flutes — par *Giordani*
III Sinfonie a due Violini — par *G. A. Kreufer*
VI Sonates pour le Clavecin — par *G. S. Oehlein*
Concert pour le Clavecin — par *Ernesto Eichner*
VI Duos pour deux Violons — par *W. Leeder* 875

6. Romanen.

Das Leben und die Meynungen des Hrn. M. S. Nothanker. 3 B.
Hr. M. Nothankers Leben ins Dänische überf.
Der dritte Theil ins Holländische überf.
Die französische Uebersetzung desselben 877
J. H. Jung Schleuder eines Hirtenknaben
Ebend. Theodicee des Hirtenknaben
Ebend. große Panacee wider die Krankheiten des Religionszweifels.
Anmerk. über die Schleuder eines Hirtenknaben
Abbitte an das einsichtsvolle Publikum
Der verunglückte Schleuderwurf 879
J. H. E. Gobels Viehseuche unter den Menschen, 880
De Vreugde van den jongen Werther, door den *H. F. Nicolai*, 882
Predigten des Hrn. M. S. Nothanker, 2 Th. 883
Geschichte und Erzählungen, 10 B.
Hamburgische Gartenbibliothek, 2 B.
Landbibliothek, 22 — 30 B.
Brittisches Museum, 16 — 22 Th.
Angenehme Lektüre für Frauenzimmer, 6 — 9 B.
Der Unterhalter, V B.
Unterricht und Zeitvertreib für das schöne Geschlecht, 24 — 27 Th.
Sammlung von Briefen und Geschichten aus fremden Sprachen, 1 — 6 Th.
Der Nachtisch, 1, 2 Th.
Preßlauische Landbibliothek, 1 Th.
Sittliche und rührende Unterhaltungen für Frauenzimmer, 7 — 10 B.

Haus-

Handbuch zum Zeitvertreibe für das schöne Geschlecht, 1, 2 Th. 883
Humphry Klinkers Reisen 3 B. aus dem Engl. übers. N. Aufl. 887
Sophiens Reise vom Memel nach Sachsen 3te Aufl. 888
Der Ring, 897
Geschichte, Fürchte Gott Dumis 899
Friederike oder die Husarenbeute, 900
Werther, traduit de l'Allemand, 900
A. von Haller Ufong, 900
Briefe von Gelkof an Weimar, 901
Leben, Thaten und Meynungen des D. J. P. Menadie, 2 Th. 903
Die glückliche Verwandelung, 2 Aufl. 908
Der glücklich gewordene Friseur 909
Der angenehme Monath, 1 Th. 909
Gesch. der Ber. Predigers, Bruder Gerundio von Campazas, N. Ausg. 2 B. 909
Coriat Junior empfindsame Reisen durch einen Theil der Niederlande 3 Th. 910
Gesch. des ägyptischen Königs Sethos, aus dem Franz. übers. von M. Claudius, 2 Th. 911
Der Mann nach der Mode, 2 Th. 912
Heilmanns Geburtstag, 913
Und er erschoß sich — nicht, 914
Der Eremit aus dem Engl. von W. Thomson, 915
Begebenheiten des *N. Dowiadczynski*, 915
Die beglückten Inseln, 916
Anchia und Abrokomas
Etwas von Ephesus 916
Die Macht der Verführung, 2 Th. 917
Antoinette, ein Mährlein aus der andern Welt. 918

7. Weltweisheit.

Betrachtungen über das Universum, 921
M. *Ehlers* fasc. dissertt. argumenti philosophici,
I. I. Hottingeri disp. Stolpiana de sensu honesti, 929
F. A. van der Mark lectiones academicae, T. I. II.
El. orat. inaug. de gloria Dei, suprema naturae lege, 937
1. Bedenkingen en Bezwaaren 949
2. Andwoord Exceptioneel
3. Bericht aan den Senatus Academicus
4. Afscheids-Brief van M. *F. A. van der Mark*

5. Wa-

5. Waarzegtig Verhaal, 950
Ch. Meiners vermischte philos. Schriften, 2, 3 Th. 953
Hennings anthropologische und pneumatologische Aphorismen, 969
Briefe über die Freyheit der menschlichen Seele, 981
Zend-Aveste, von J. F. Kleucker, 2, 3 Th. 993
Magazin für die Philosophie und ihre Geschichte angelegt von M. Hißmann, 1 B. 1004
E. v. Schwedenborg auserlesene Schriften, 5 Th. 1016
E. A. Webers Versuch über die Aehnlichkeit mit Gott. 1032
G. W. von Leibnitz philosophische Werke aus dem Französischen, von J. H. F Ulrich. 1 B. 1043
Des Gr. von Shaftesbury philosophische Werke, aus dem Englischen, 2 B. 1046
Verjährte Vorurtheile in verschiedenen Abhandlungen bestritten von J. C. Hennings 1048
Der Stand der Natur 1054
Raisonnement über einige Maximen der alten Welt, von F. G. Finckeisen, 1058
Versuch über die menschliche Glückseligkeit, 1059
D. Tiedemanns Unters. über den Menschen, 2 Th. 1060
K. F. von Irwing Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen, 2 B. 1069
Philosophische Betrachtungen des falschen Gottesdienstes des Menschen im Stande seiner verderbten Natur 2 St. 1076
Herders Abhandlung von den Ursachen des gesunkenen Geschmacks. 1077
J. C. Mayer, über den Vernunftschluß, 1081
Versuch über den Geschmack und die Ursache seiner Verschiedenheit, 1084
Ueber die wahre Abs. und Beschaffenh. der Philosophie, 1087
Der Werth des Menschen, von James Burgh, aus dem Englischen, 2 Th. 1088
Meine Logik, aus dem Chinesischen übersetzt, 1091
Versuch über das Genie von A. Gerard, aus dem Englischen übersetzt von C. Garve. 1091
Moses Mendelssohn Phädon, 4te Aufl. 1092
Bibliothek der griechischen Philosophen, 2 B.
Hierokles Auslegung der goldenen Verse des Pythag. aus dem Griechischen übers. von J. G. Schulzheß 1092

8. Mathematik.

Neuerfundene mathem. Rechenschule von P. F. Hesse 1 Th. 1100

M. J. T.

M. J. T. Mayers gründliche und ausführlicher Unterricht zur praktischen Geometrie, 1 Th. 1104
I. I. Mayer Pr. de fluxione fluxa, 1108
D. A. Vollimhauß hannöverscher Rechenschüler 1110
Erläuterung der Kästner. Analysis endlicher Größen, 1113
Verfassung und Statuten der in Hamburg zu errichtenden allgemeinen Versorgungsanstalt, 1116
Sammlung von dreyen Aufsätzen — Kritters über die Calenb. Preuss. und Dän. Wittwenversorgungsanstalten, 1117
Sammlung verschiedener Aufsätze die hamb. beeidigte — Wittwencasse betreffend. 1119
Beylage zu dieser Sammlung, 1122
H. J. Krebs Anfangsgründe der reinen Mathematik. 1122
J. B. Eberenz erste Gründe der Epicyklometrie, 1124
Astronomisches Jahrbuch oder Ephemeriden für 1779. 1127
Ebend. für 1780. 1130
C. L. Reinhold Rechenkunst zum allgemeinen Gewerbe für Anfänger. 1133
Ebend. Anhang zum Rechenbuche 1134
Die kürzeste und leichteste Art zu rechnen von J. T. Huth, 1134
J. E. Bode Anleitung zur Kenntniß des Himmels, 3te Aufl. 1135
C. Scherffer institutiones astronomiae theoreticae, 1137
Ephemerides astronomicae anni 1778. 1138

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

F. W. Heun Versuch der Kunst, alle Arten Biere nach englischen Grundsätzen zu brauen, 1139
C. E. Gellerts Anfangsgründe zur metallurgischen Chymie 2te Aufl. 1140
Ebend. Anfangsgründe zur Probierkunst, N. A. 1141
F. Fontana phys. Untersuchung über die Natur der Salpeterluft, aus dem Französischen und Italienischen übersetzt von F. X. von Wasserberg, 1141
F. M. Steinhäuser diss. sistens experimenta Marggraffiana de terra aluminis, 1145
I. A. Scopoli fundamenta chemiae, 1146
I. Sommauer diss. de compositionibus pharmaceuticis medicamentorum, 1146
C. W. Scheeles chem. Abhandlung von der Luft und dem Feuer, 1147

Die

Die drey Reiche der Natur, 1155
F. H. W. Martini neues ſyſtemat. Conchylienkabinet, 2, 3 B. 1155
D. Sulzers abgekürzte Geſchichte der Inſekten, 2 Th. 1157
Icones lignorum, 2ter Heft. 1158
v. Büffon Naturgeſchichte der Vögel, aus dem Franzöſiſchen überſetzt durch Martini, 2—6 B. 1158
Ebend. Naturgeſch. der vierfüßigen Thiere aus dem Franzöſiſchen überſetzt durch ebend. 3, 4 B. 1159
F. H. W. Martini allgemeine Geſch. der Natur, 4 Th. 1159
C. Coſtini Tagebuch einer Reiſe, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von J. C. Schröter, 1160
Phoſphoreſcentia adamantum, von M. von Groſſer, 1163
M. J. G. Volkelts geſamml. Nach. von ſchleſ. Bergwerken 1166
Ebend. Nachrichten von den ſchleſiſchen Mineralien 1167
J. H. G. von Juſti Abhandlung über die Frage; Wie die Kupfererze — beſſer bearbeitet werden können? 1171
P. Wolfens Verſuch über die innere Miſchung einiger Mineralien, 1173
J. T. Volkmars Reiſen nach dem Rieſengebirge, 1176
de Reſpour rares experiences ſur l'eſprit mineral, 1179
D. F. J. W. Schröders neue Sammlung der Bibliothek für die höhere Naturwiſſenſchaft, 2 B. 1180
Verzeichniß der Foſſilien in dem Gebäude der K. K. Thereſ. Akademie, 1181
I. A. Scopoli introd. ad hiſtor. naturalem 1183
J. A. Donndorf Verſuch eines Beweiſes wider die Exiſtenz der anziehenden Kraft, 1192
J. A. Kretzſchmar Vergleichung der drey gewöhnlichen Thermometer 1192
J. H. Helmuth Sendſchr. über die Entſtehung des Nordlichts, 1193
J. C. P. Erxleben Anfangsgründe der Naturlehre, 2te Aufl. 1194
C. v. Linné auserleſene Abhandlungen 3 B. 1194
Die Säugthiere, 3, 4 Th. 1194
D. G. K. C. Storr Entw. einer Folge von Unterhalt. zur Einleit. in die Naturgeſch. 1 B. 2 Th. 1195
J. Danzers Entw. einer theoret. prakt. Naturlehre, 1196
D. J. C. Schäffers Abbild. und Beſchr. des Mayenwurmkäfers, 1196
J. L. Böckmann Einladung zu den öffentlich anzuſtellenden Verſuchen über die Naturlehre. Ebend.

Ebend. Wünsche — zur — Vervollkommnung der Witterungslehre, 1197
Guyot neue physik. und mathem. Belustigungen, 7 Th. 1198
M. von Marum Abhandlung über das Elektrisiren aus dem Holländischen übersetzt von J. W. Möller. 1199
C. H. Kölpin diss. de effectibus electricitatis in quaedam corpora organica, 1200
J. J. Ebert kurze Unterweisung in den Anfangsgründen der Naturlehre. 1202
Mineralgeschichte des sächsischen Erzgebirges, 1203
J. L. Frisch Naturl. der vierfüßig. Thiere in Tabellen, 1203
Trembley Abhandlung zur Geschichte einer Polypenart, übersetzt von J. A. E. Götze. 1203
J. C. Füeßlins Verzeichniß der ihm bekannten schweizerischen Insekten, 1203
J. Ellis Anweisung wie man Saamen aus — entlegenen Ländern über See bringen kann, 1203
G. von Engeström Beschreibung eines mineralischen Taschenlaboratoriums, 1204
J. Fr. Espers ausführl. Nachr. von neuentdeckten Zoolithen, 1204
I. C. Schäffer elementa ornithologica, 1205
Drey Preisschriften, die den Urkunden und Büchern in Archiven und Bibl. schädlichen Insekten betreffend, 1205
Der Preussische Sammler, 2 B. 1206
D. R. A. Vogels praktisches Mineralsystem, 2te Aufl. 1206
J. J. Werenberg Probe, wie die Witterung leicht zu berechnen ist.
Kurzer Inhalt der Werenbergischen Hypothese, 1207
Natur und Religion betrachtet von M. G. Winkler 1 — 5 B. 1211
Geschichte des Elephanten, 1214
L. C. Schmahlings erläuterte Naturlehre, 1214
F. v. Paula Schrank Beyträge zur Naturgeschichte. 1215
C. A. Epp Abhandl. von dem Magnetismus der natürlichen Elektricität, 1216
Du Hamel du Monceau Pomona gallica, übersetzt von C. C. Oelhafen von Schöllenbach, 2 Th. 1217
Onomatologia histor. natural. completa, 7 B. 1217
C. Moench enum. plantarum Hassiae, P. 1. 1218
C. H. Dörrien Verzeichniß der in den Oranienmassauischen Landen wildwachsenden Gewächse, 1219
H. G. Gr. von Mattuschka flora Silesiaca, 2 Th. 1220
S. Augustin prolog. in systema sexuale botanicorum, 1223

I. D.

I. D. Mauksch diss. de parasitis plantarum, 1223
I. P. Schimert diss. de systemate sexuali, 1224
I. V. Kotzi diss de generibus plantarum, 1224
Sätze aus der Naturgeschichte der Thiere, 1224
Icones Plantarum, auctore D. *C. C. Schmidel*, 1225
I. A. Pollich historia plantarum in Palatinatu electorali sponte crescentium, T. II. III. 1225
de Haller catal. raison. des Auteurs, qui ont ecrit sur l'histoire natur. de la Suisse, 1228
D. G. A. Suckow ökon. Botanik, 1228
A. E. Ettingeri comment. de Saluta, 1231
de la Faille Vers. über die Naturg. des Maulwurfs, 1232
D. G. K. C. Storr Entw. einer Folge von Unterh. zur Einl. in die Naturgesch. 1 B. 1233
C. F. Wenzel Lehre von der Verwandtschaft der Körper, 1242

10. Physiognomik.

J. K. Lavaters physiognom. Fragmente, 3, 4 Vers. 1251
Ueber die Physiogn. wider Physiogn. von Lichtenberg, 1273
Schreiben eines Viehhändlers über die Physiognomik, 1276
Physiognomisches Cabinet, 2 Eröffn. 1277
Zufällige Gedanken über Hrn. Lavaters physiogn. Fragm. 1 Th. 1277
Hannibal, von J. C. Loffius 1277
Christusköpfe, von C. L. Junker, 1278
Silhouetten jetzt. Gelehrten en Vou-Magie, 1279
Physiognomische Reisen, 2 Hefte, 1280
La Connoissance de l'Homme moral, par *A. J. Pernety*, T. II.
Observations sur les Maladies de l'Ame, par le même Auteur, 1287

Nachtrag zu den schönen Wissenschaften.

Des Hrn. *C. Ch. von Kleist* sämmtl. Werke 4te Aufl. 1289
Lyrische Blumenlese, VI bis IX Buch, 1289
Vermischte Gedichte von Hrn. L. H. Nicolai 2 Th. 1283
P. Metastasio dramatische Gedichte, 7, 8 B. 1291
Ueber Litteratur und Kritik vom A. Grosier 1292
Nachtrag zu den schönen Künsten 1294
Nachrichten, 1295
Beförderungen, 1297
Todesfälle, 1298
Druckfehler, 1299

4. Schöne Wissenschaften.

Die Hirten der Alpen. Ein Nachspiel. Nach der Erzählung des Hrn. von Marmontel. Leipzig 1777, bey Weygand. 4 Bogen. 8.

Der Verf. hat die Marmontelische Erzählung mit dem Umstande bereichert, daß er Sophien von ihrem ersten Gemahle einen kleinen Sohn giebt, der von ihrem Liebhaber, dem jungen Fontose, oder dem verkleideten Jakob, bey einer Ueberschwemmung aus dem Wasser gerettet wird. Dieses erfährt Sophie in dem Augenblicke der Entwickelung, und wird dadurch vollends zu dem Entschlusse bewogen, den jungen Fontose zu heyrathen. Der Einfall ist glücklich, und macht die Veränderung der Gesinnungen Sophiens wahrscheinlicher, außerdem daß er noch dazu beyträgt, das Stück lebhafter zu machen. Die Umkleidung der Erzählung in ein Drama ist gut gerathen; indessen nehmen wir doch die Erzählung lieber, als deren Reiz hauptsächlich in Umständen besteht, die sich nicht auf das Theater bringen ließen, als nur einzeln und erzählungsweise. Die Entwickelung interessirt in der Erzählung vorzüglich darum, weil man mit Sophien und Jakob vorher so genau bekannt gemacht worden ist, und sie recht lieb gewonnen hat. Ohne dieses ist die Entwickelung nur was gemeines.

Gallimathisches Allerley, oder Stadt- Land- und Waldgedicht in neun Gesängen, von einem Liebhaber der deutschen Dichtkunst, zu seinem Zeitvertreib verfertiget. Zweyte vermehrte Aufl. Straßburg. 1776. bey Stein. 18 Bog. gr. 8.

Das große Gedicht ist in Knittelversen geschrieben, und entspricht dem Titel vollkommen. Der V. besingt zuerst alle Bäume in einem Walde, und ihren mannichfaltigen Gebrauch.

— Das Rüsten braucht man im Kriege zu Lanzen;
Doch in der Arzeney kann es vom Tode retten.
Die Birken eben so, woraus ein Wasser fließt,
Zur Reinigung des Bluts, wenn man es oft genießt.
Die Zweige dieses Baums, sind gut; sie geben Ruthen,
Die treiben feurig an, und lenken oft zum Guten.

Einige Reisen, unter andern zum Lauterbacher Hof.

Ein Hauptmann wohnt allda, wie zu Capernaum;
Hat Mägde unter sich, die sind gewiß nicht dumm.
Wozu ihm jede dient, hat keine noch verrathen,
Und niemand weiß es auch aus sichtbarlichen Thaten.

Beschreibung von Schmelzhütten, Eisenhämmern, einer kleinen Huldigung, ätherische Reise in die Planeten, u. s. w. Der Anhang enthält einige scherz- und ernsthafte Gedichte, worunter einige von sehr erhabnem Inhalte; aber sehr matt gereimt sind. Der Verf. mag ein guter und drollichter Mann seyn; er hätte aber seine Reime für sich behalten, oder sie bloß für seine Freunde drucken lassen sollen, wie er es bey der ersten Auflage gemacht zu haben scheint. Es ist Schade um das schöne Papier und den schönen Druck.

Vermischte Bauernlieder. Aus den besten neuen deutschen Dichtern gesammelt. Stadt Kempten bey Fritzsch. 1776. 9½ Bog. 8.

Wenn eine Sammlung wie diese was nützen soll, so müssen die Lieder mit Musik begleitet seyn. Sonst lieset man ja nur, was man bey andern schon gelesen hat; es wäre denn, daß man Kindern zu ihrer Belustigung eine solche Sammlung bestimmte. Die eigentlichen Bauern werden diese Lieder schwerlich kaufen, weil sie schon ein formliches Buch ausmachen, das ihnen nicht leicht zu Gesichte kommen wird. Manches ist auch in diesen Liedern für sie nicht recht schicklich oder verständlich. Einige aus unserm alten lieben Hagedorn eingerückte Stücke, so bekannt sie auch dem Recensenten waren, hat er doch wieder mit Vergnügen vor andern gelesen — Die bösen Journalisten sind in der Vorrede nicht vergessen. Es versteht sich, daß dieses bey andern Gedichten — kann und müsse; aber bey **Bauernliedern** — wozu?

Hen-

Henriette von Blumenau, oder die Liebe aus Dankbarkeit. Ein rührendes Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Prag bey Gerle. 1777. 8 Bog. 8.

Ein rührendes Luſtſpiel! Das möchte es wohl nicht ſeyn. Handlung, Charaktere, Dialog, haben zu viel unnatürliches, ſteifes, gezwungenes und langweiliges, als daß Rührung erfolgen ſollte. Hr. von Ankerfels, ein junger Banquier, hat ein Frauenzimmer aus einem Hauſe gerettet, wo ihre Ehre in Gefahr war, nimmt ſie in ſein Haus zu ſich, verliebt ſich in ſie, trägt aber Bedenken, ſeine Liebe ihr anzutragen: nicht, wie es wohl am natürlichſten geweſen wäre, weil er weiter nichts von ihr weiß, als daß ſie ſelbſt ſich für ein Fräulein ausgiebt; ſondern weil er ſeinen Stand für zu geringe hält, um ſich ihr anbieten zu dürfen. Ein Herr von einer Million, deſſen Vater wegen ſeiner Verdienſte geadelt worden, brauchte doch wohl ſolche Bedenklichkeiten nicht zu hegen. Henriette ſelbſt, ein armes verlaſſenes Fräulein, das Ankerfelſen dazu liebt, fürchtet ſich zu ihm herabzulaſſen, und denkt, er werde es nicht wagen, ſich zu ihr zu erheben. Es kommen dergleichen wunderliche Aeußerungen von Mißbündniſſen, bis zum Ekel vor. Daß Henriette, die Ankerfelſen herzlich liebt, ſich dennoch in den Grafen von Kronwehr, ihren noch unerkannten Bruder, verliebt, iſt ſehr unwahrſcheinlich. Auf jenen Grillen von Mißbündniſſen, und dieſer Veränderung der Neigung, beruht ein großer Theil der Intrigue. Daß der junge von Schildheim der Henriette ins Geſicht ſagt, er habe ihres vertrauten Umganges genoſſen, iſt nicht glaublich. Konnte er ſo unbeſonnen und boshaft ſeyn, ſo verdiente er die leichte Vergebung nicht. Daß die Entwickelung darauf gegründet wird, iſt nicht gut angelegt — Das Deutſche iſt oft unrein. Nacher ſtatt nach, weder noch ſtatt noch nicht. Daß Se. Excellenz (in der dritten Perſon) den Grafen recht väterlich lieben, gehört zu einer unangenehmen Complimentenſprache. Dürfte, ſchon ſtatt doch, der Uniform, ohne deiner ſtatt ohne dich, mitſammen, ohne dieſem Manne, wegen dem Wagen, ſind noch einige ſolche Unrichtigkeiten.

Eliſa, ein Duodrama in zween Aufzügen. Riga bey Hartknoch. 1777. 4 Bog. 8.

5. Warnagig Verhaal, 950
Ch. Meiners vermischte philos. Schriften, 2, 3 Th. 953
Hennings anthropologische und pneumatologische Aphorismen, 969
Briefe über die Freyheit der menschlichen Seele, 981
Zend-Aveste, von J. F. Kleucker, 2, 3 Th. 993
Magazin für die Philosophie und ihre Geschichte angelegt von M. Hißmann, 1 B. 1004
E. v. Schwedenborg auserlesene Schriften, 5 Th. 1016
E. A. Webers Versuch über die Aehnlichkeit mit Gott. 1032
G. W. von Leibnitz philosophische Werke aus dem Französischen, von J. H. F Ulrich. 1 B. 1043
Des Gr. von Shaftesbury philosophische Werke, aus dem Englischen, 2 B. 1046
Verjährte Vorurtheile in verschiedenen Abhandlungen bestritten von J. C. Hennings 1048
Der Stand der Natur 1054
Raisonnement über einige Maximen der alten Welt, von F. G. Finckeisen, 1058
Versuch über die menschliche Glückseligkeit, 1059
D. Tiedemanns Unters. über den Menschen, 2 Th. 1060
K. F. von Irwing Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen, 2 B. 1069
Philosophische Betrachtungen des falschen Gottesdienstes des Menschen im Stande seiner verderbten Natur 2 St. 1076
Herbers Abhandlung von den Ursachen des gesunkenen Geschmacks, 1077
J. E. Mayer, über den Vernunftschluß, 1081
Versuch über den Geschmack und die Ursache seiner Verschiedenheit, 1084
Ueber die wahre Abs. und Beschaffenh. der Philosophie, 1087
Der Werth des Menschen, von James Burgh, aus dem Englischen, 2 Th. 1088
Meine Logik, aus dem Chinesischen übersetzt, 1091
Versuch über das Genie von A. Gerard, aus dem Englischen übersetzt von E. Garve. 1091
Moses Mendelssohn Phädon, 4te Aufl. 1092
Bibliothek der griechischen Philosophen, 2 B.
Hierokles Auslegung der goldenen Verse des Pythag. aus dem Griechischen übers. von J. G. Schultheß 1092

8. Mathematik.

Neuerfundene mathem. Rechenschule von P. F. Hasse 1 Th. 1100

M. J. T.

M. J. T. Mayers gründliche und ausführlicher Unterricht zur praktischen Geometrie, 1 Th. 1104
I. I. Mayer Pr. de fluxione fluxa, 1108
D. A. Vollmhauß hannöverscher Rechenschüler 1110
Erläuterung der Kästner. Analysis endlicher Größen, 1113
Verfassung und Statuten der in Hamburg zu errichtenden allgemeinen Versorgungsanstalt, 1116
Sammlung von dreyen Aufsätzen — Kritters über die Calenb. Preuss. und Dän. Wittwenversorgungsanstalten, 1117
Sammlung verschiedener Aufsätze die hamb. beeidigte — Wittwencasse betreffend. 1119
Beylage zu dieser Sammlung, 1122
H. J. Krebs Anfangsgründe der reinen Mathematik. 1122
J. B. Eberenz erste Gründe der Epicyklometrie, 1124
Astronomisches Jahrbuch oder Ephemeriden für 1779. 1127
Ebend. für 1780. 1130
C. L. Reinhold Rechenkunst zum allgemeinen Gewerbe für Anfänger. 1133
Ebend. Anhang zum Rechenbuche 1134
Die kürzeste und leichteste Art zu rechnen von J. T. Huth, 1134
J. E. Bode Anleitung zur Kenntniß des Himmels, 3te Aufl. 1135
C. Scherffer institutiones astronomiae theoreticae, 1137
Ephemerides astronomicae anni 1778. 1138

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

F. W. Heun Versuch der Kunst, alle Arten Biere nach englischen Grundsätzen zu brauen, 1139
C. E. Gellerts Anfangsgründe zur metallurgischen Chymie 2te Aufl. 1140
Ebend. Anfangsgründe zur Probierkunst, N. A. 1141
F. Fontana phys. Untersuchung über die Natur der Salpeterluft, aus dem Französischen und Italienischen übersetzt von F. X. von Wasserberg, 1141
F. M. Steinhäuser diss. sistens experimenta Marggraffiana de terra aluminis, 1145
I. A. Scopoli fundamenta chemiae, 1146
I. Sommauer diss. de compositionibus pharmaceuticis medicamentorum, 1146
C. W. Scheeles chem. Abhandlung von der Luft und dem Feuer, 1147

Die

Die drey Reiche der Natur, 1155
F. H. W. Martini neues syſtemat. Conchylienkabinet, 2, 3 B. 1155
D. Sulzers abgekürzte Geſchichte der Inſekten, 2 Th. 1157
Icones lignorum, 2ter Heft. 1158
v. Büffon Naturgeſchichte der Vögel, aus dem Franzöſiſchen überſetzt durch Martini, 2—6 B. 1158
Ebend. Naturgeſch. der vierfüßigen Thiere aus dem Franzöſiſchen überſetzt durch ebend. 3, 4 B. 1159
F. H. W. Martini allgemeine Geſch. der Natur, 4 Th. 1159
C. Coſtini Tagebuch einer Reiſe, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von J. S. Schröter, 1160
Phoſphoreſcentia adamantum, von M. von Groſſer, 1163
M. J. G. Volkelts geſammt. Nach. von ſchleſ. Bergwerken 1167
Ebend. Nachrichten von den ſchleſiſchen Mineralien
J. H. G. von Juſti Abhandlung über die Frage; Wie die Kupfererze — beſſer bearbeitet werden können? 1171
P. Wolfens Verſuch über die innere Miſchung einiger Mineralien, 1173
J. T. Volkmars Reiſen nach dem Rieſengebirge, 1176
de Reſpour rares experiences ſur l'eſprit mineral, 1179
D. F. J. W. Schröders neue Sammlung der Bibliothek für die höhere Naturwiſſenſchaft, 2 B. 1180
Verzeichniß der Foſſilien in dem Gebäude der K. K. Thereſ. Akademie, 1181
I. A. Scopoli introd. ad hiſtor. naturalem 1183
J. A. Donndorf Verſuch eines Beweiſes wider die Exiſtenz der anziehenden Kraft, 1192
J. A. Kretzſchmar Vergleichung der drey gewöhnlichen Thermometer 1193
J. H. Helmuth Sendſchr. über die Entſtehung des Nordlichts, 1193
J. C. P. Erxleben Anfangsgründe der Naturlehre, 2te Aufl. 1194
C. v. Linné auserleſene Abhandlungen 3 B. 1194
Die Säugthiere, 3, 4 Th. 1194
D. G. K. C. Storr Entw. einer Folge von Unterhalt. zur Einleit. in die Naturgeſch. 1 B. 2 Th. 1195
J. Danzers Entw. einer theoret. prakt. Naturlehre, 1196
D. J. C. Schäffers Abbild. und Beſchr. des Mayenwurmkäfers, 1196
J. L. Böckmann Einladung zu den öffentlich anzuſtellenden Verſuchen über die Naturlehre.

Ebend.

Conrad. Wünsche — zur — Vervollkommnung der Witterungslehre, 1197
Guyot neue physik. und mathem. Belustigungen, 7 Th. 1198
M. von Marum Abhandlung über das Elektrisiren aus dem Holländischen übersetzt von J. W. Möller. 1199
C. H. Kopstin diss. de affectibus electricitatis in quaedam corpora organica, 1200
J. J. Ebert kurze Unterweisung in den Anfangsgründen der Naturlehre, 1202
Mineralgeschichte des sächsischen Erzgebirges, 1203
J. L. Frisch Naturl. der vierfüßig. Thiere in Tabellen, 1203
Trembley Abhandlung zur Geschichte einer Polypenart, übersetzt von J. A. E. Götze 1203
J. C. Füeßlins Verzeichniß der ihm bekannten schweizerischen Insekten, 1203
J. Ellis Anweisung wie man Saamen aus — entlegenen Ländern über See bringen kann, 1203
G. von Engeström Beschreibung eines mineralischen Taschenlaboratoriums, 1204
J. Fr. Espers ausführl. Nachr. von neuentdeckten Zoolithen, 1204
I. C. Schaeffer elementa ornithologica, 1205
Drey Preisschriften, die den Urkunden und Büchern in Archiven und Bibl. schädlichen Insekten betreffend, 1205
Der Preussische Sammler, 2 B. 1206
D. R. A. Vogels praktisches Mineralsystem, 2te Aufl. 1206
J. J. Werenberg Probe, wie die Witterung leicht zu berechnen ist.
Kurzer Inhalt der Werenbergischen Hypothese, 1207
Natur und Religion betrachtet von M. G. Winkler 1, 5 B. 1211
Geschichte des Elephanten, 1214
L. C. Schmahlings erläuterte Naturlehre, 1214
F. v. Paula Schrank Beyträge zur Naturgeschichte. 1215
J. A. Epp Abhandl. von dem Magnetismus der natürlichen Elektricität, 1216
Du Hamel du Monceau Pomona gallica, übersetzt von C. C. Oelhafen von Schöllenbach, 2 Th. 1217
Onomatologia histor. natural. complecta, 7 B. 1217
C. Moench enum. plantarum Hassiae, P. 1. 1218
C. H. Dörrien Verzeichniß der in den Oranienbaumischen Landen wildwachsenden Gewächse, 1219
H. G. Gr. von Mattuschka flora Silesiaca, 2 Th. 1220
S. Augustin prolog. in systema sexuale botanicorum, 1223

I. D.

I. D. Menkſch diſſ. de partibus plantarum, 1223
I. P. Schimert diſſ. de ſyſtemate ſexuali, 1224
I. V. Kotzi diſſ. de generibus plantarum, 1224
Sätze aus der Naturgeſchichte der Thiere, 1224
Icones Plantarum, auctore D. *C. C. Schmidel*, 1225
I. A. Pollich hiſtoria plantarum in Palatinatu electorali ſponte creſcentium, T. II. III. 1225
de Haller catal. raiſon. des Auteurs, qui ont ecrit sur l'hiſtoire natur. de la Suiſſe, 1228
D. G. A. Suckow ökon. Botanik, 1228
A. E. Ettingeri comment. de Salute, 1231
de la Faille Verſ. über die Natur. des Maulwurfs, 1232
D. G. K. C. Storr Entw. einer Folge von Unterh. zur Einl. in die Naturgeſch. 1 B. 1233
C. F. Wenzel Lehre von der Verwandtſchaft der Körper, 1242

10. Phyſiognomik.

J. K. Lavaters phyſiognom. Fragmente, 3, 4 Verſ. 1251
Ueber die Phyſiogn. wider Phyſiogn. von Lichtenberg, 1273
Schreiben eines Viehhändlers über die Phyſiognomik, 1276
Phyſiognomiſches Cabinet, 2 Eröffn. 1277
Zufällige Gedanken über Hrn. Lavaters phyſiogn. Fragm. 1 Th. 1277
Hannibal, von J. C. Loſſius 1277
Chriſtusköpfe, von C. L. Junker, 1278
Silhouetten ſehtl. Gelehrten en Bou-Magie, 1279
Phyſiognomiſche Reiſen, 2 Hefte, 1280
La Connoiſſance de l'Homme moral, par *A. I. Pernety*, T. II.
Obſervations ſur les Maladies de l'Ame, par le même Auteur, 1283

Nachtrag zu den ſchönen Wiſſenſchaften.

Des Hrn. *C. Ch. von Kleiſt* ſämmtl. Werke 4te Aufl. 1289
Lyriſche Blumenleſe, VI bis IX Buch, 1289
Vermiſchte Gedichte von Hrn. L. H. Nicolai 2 Th. 1283
P. Metaſtaſio dramatiſche Gedichte, 7, 8 B. 1291
Ueber Litteratur und Kritik vom A. Groſier 1292
Nachtrag zu den ſchönen Künſten 1294
Nachrichten, 1295
Beförderungen, 1297
Todesfälle, 1298
Druckfehler, 1299

4. Schöne Wissenschaften.

Die Hirten der Alpen. Ein Nachspiel. Nach der Erzählung des Hrn. von Marmontel. Leipzig 1777, bey Weygand. 4 Bogen. 8.

Der Verf. hat die Marmontelische Erzählung mit dem Umstande bereichert, daß er Sophien von ihrem ersten Gemahle einen kleinen Sohn giebt, der von ihrem Liebhaber, dem jungen Fonrose, oder dem verkleideten Jakob, bey einer Ueberschwemmung aus dem Wasser gerettet wird. Dieses erfährt Sophie in dem Augenblicke der Entwickelung, und wird dadurch vollends zu dem Entschlusse bewogen, den jungen Fonrose zu heyrathen. Der Einfall ist glücklich, und macht die Veränderung der Gesinnungen Sophiens wahrscheinlicher, außerdem daß er noch dazu beyträgt, das Stück lebhafter zu machen. Die Umkleidung der Erzählung in ein Drama ist gut gerathen; indessen nehmen wir doch die Erzählung lieber, als deren Reiz hauptsächlich in Umständen besteht, die sich nicht auf das Theater bringen ließen, als nur einzeln und erzählungsweise. Die Entwickelung interessirt in der Erzählung vorzüglich darum, weil man mit Sophien und Jakob vorher so genau bekannt gemacht worden ist, und sie recht lieb gewonnen hat. Ohne dieses ist die Entwickelung nur was gemeines.

Galimathisches Allerley, oder Stadt- Land- und Waldgedicht in neun Gesängen, von einem Liebhaber der deutschen Dichtkunst, zu seinem Zeitvertreib verfertiget. Zweyte vermehrte Aufl. Straßburg. 1776. bey Stein. 18 Bog. gr. 8.

Das große Gedicht ist in Knittelversen geschrieben, und entspricht dem Titel vollkommen. Der V. besingt zuerst alle Bäume in einem Walde, und ihren mannichfaltigen Gebrauch.

— Das Nüßten brauchet man im Kriege zu Lavetten;
Doch in der Arzeney kann es vom Tode retten.
Die Birken eben so, woraus ein Wasser fließt,
Zur Reinigung des Bluts, wenn man es oft genießt.
Die Zweige dieses Baums, sind gut; sie geben Ruthen,
Die treiben feurig an, und lenken oft zum Guten.

Einige Reisen, unter andern zum Lauterbacher Hof.

Ein Hauptmann wohnt allda, wie zu Capernaum;
Hat Mägde unter sich, die sind gewiß nicht dumm.
Wozu ihm jede dient, hat keine noch verrathen,
Und niemand weiß es auch aus sichtbarlichen Thaten.

Beschreibung von Schmelzhütten, Eisenhämmern, einer kleinen Huldigung, ätherische Reise in die Planeten, u. s. w. Der Anhang enthält einige scherz- und ernsthafte Gedichte, worunter einige von sehr erhabnem Inhalte; aber sehr matt gereimt sind. Der Verf. mag ein guter und drolichter Mann seyn; er hätte aber seine Reime für sich behalten, oder sie bloß für seine Freunde drucken lassen sollen, wie er es bey der ersten Auflage gemacht zu haben scheint. Es ist Schade um das schöne Papier und den schönen Druck.

Vermischte Bauernlieder. Aus den besten neuen deutschen Dichtern gesammelt. Stadt Kempten bey Fritzsch. 1776. 9½ Bog. 8.

Wenn eine Sammlung wie diese was nützen soll, so müssen die Lieder mit Musik begleitet seyn. Sonst liest man ja, nur (was man bey andern schon gelesen hat; es wäre denn, daß man Kindern zu ihrer Belustigung eine solche Sammlung bestimmte. Die eigentlichen Bauern werden diese Lieder schwerlich kaufen, weil sie schon ein förmliches Buch ausmachen, das ihnen nicht leicht zu Gesichte kommen wird. Manches ist auch in diesen Liedern für sie nicht recht schicklich oder verständlich. Einige aus unserm alten lieben Hagedorn eingerückte Stücke, so bekannt sie auch dem Recensenten waren, hat er doch wieder mit Vergnügen vor andern gelesen — Die bösen Journalisten sind in der Vorrede nicht vergessen. Es versteht sich, daß dieses bey andern Gedichten [illegible] kann und müsse; aber bey Bauernliedern — wozu?

Hen-

Henriette von Blumenau, oder die Liebe aus Dankbarkeit. Ein rührendes Lustspiel in fünf Aufzügen. Prag bey Gerle. 1777. 8 Bog. 8.

Ein rührendes Lustspiel! Das möchte es wohl nicht seyn. Handlung, Charaktere, Dialog, haben zu viel unnatürliches, steifes, gezwungenes und langweiliges, als daß Rührung erfolgen sollte. Hr. von Ankerfels, ein junger Banquier, hat ein Frauenzimmer aus einem Hause gerettet, wo ihre Ehre in Gefahr war, nimmt sie in sein Haus zu sich, verliebt sich in sie, trägt aber Bedenken, seine Liebe ihr anzutragen: nicht, wie es wohl am natürlichsten gewesen wäre, weil er weiter nichts von ihr weiß, als daß sie selbst sich für ein Fräulein ausgiebt; sondern weil er seinen Stand für zu geringe hält, um sich ihr anbieten zu dürfen. Ein Herr von einer Million, dessen Vater wegen seiner Verdienste geadelt worden, brauchte doch wohl solche Bedenklichkeiten nicht zu hegen. Henriette selbst, ein armes verlassenes Fräulein, das Ankerfelsen dazu liebt, fürchtet sich zu ihm herabzulassen, und denkt, er werde es nicht wagen, sich zu ihr zu erheben. Es kommen dergleichen wunderliche Aeußerungen von Mißbündnissen, bis zum Ekel vor. Daß Henriette, die Ankerfelsen herzlich liebt, sich dennoch in den Grafen von Kronwehr, ihren noch unerkannten Bruder, verliebt, ist sehr unwahrscheinlich. Auf jenen Grillen von Mißbündnissen, und dieser Veränderung der Neigung, beruht ein großer Theil der Intrigue. Daß der junge von Schildheim der Henriette ins Gesicht sagt, er habe ihres vertrauten Umganges genossen, ist nicht glaublich. Konnte er so unbesonnen und bosthaft seyn, so verdiente er die leichte Vergebung nicht. Daß die Entwickelung darauf gegründet wird, ist nicht gut angelegt — Das Deutsche ist oft unrein. Nachher statt nach, weder noch statt noch nicht. Daß Se. Excellenz (in der dritten Person) den Grafen recht väterlich lieben, gehört zu einer unangenehmen Complimentensprache. Dürfte, schon statt doch, der Uniform, ohne deiner statt ohne dich, mitsammen, ohne diesem Manne, wegen dem Wagen, sind noch einige solche Unrichtigkeiten.

Elisa, ein Duodrama in zween Aufzügen. Riga bey Hartknoch. 1777. 4 Bog. 8.

Die Zueignungsode an Hr. Merklin machte uns gleich bange. Ein Stiller im Lande baut ein Haus, wie er sichs dachte, baut ers, und nun reißt es der angeschwollene Bach fort, es schwimmt in der weiten Welt herum; bewundernd sehen es der Pleisse und Hammonias Töchter, lächeln Beyfall dem Hause, das hin in den Ocean schwimmt. So wird es auch, weissagt der Verfasser, diesem Drama gehen, wenn die mächtigen Töne seines Freundes es zu dem Ocean tragen. Kann ein Fiebertraum wohl ärger seyn? Das ganze Drama ist in einer solchen Fieberhitze geschrieben. Es spielen drey Personen, wovon die eine vom Blitze erschlagen wird, die andere sich ersticht, die dritte sich ins Meer stürzt. Die Sprache ist Prosa, so hochfliegend, so schwärmend, als es nur möglich ist. Das Stück soll noch von Musik begleitet werden. Glück zu!

Petrarch. Ein Gedicht aus seinen Liedern gezogen. Winterthur, 1776. bey Steiner und Comp. 2½ Bog. 8.

Petrarch wäre allerdings würdig, der Gegenstand eines Gedichtes zu seyn; allein das müßte ganz anders aussehen, als das gegenwärtige, das in vielen Stücken in das Seltsame fällt. Die neuen Nachrichten von dem Leben des Petrarcha muß der Verf. nicht gelesen haben; sonst würde er, soviel Verehrung er auch für seinen Dichter vorgiebt, ihn doch würdiger geschildert haben. Was wir gar nicht verstehen, ist, daß er die Laura durch den Bischoff Colonna dem Petrarch entreissen läßt. Das Ende ist auch ganz unverständlich. Als ein Versuch ist noch eine Uebersetzung der 9ten Canzonette geliefert. Ein Paar Zeilen zur Probe:

E' liche Donna meln! ich sehe
In euren Augen Bewegung süßen Lichtesschein,
Der nur geradeswegs zum Himmel leuchtet.

Dies ist das Auge, das mich zum Guten verführet,
Und meinem rühmlichen Zweck entgegen geiselt.

Im Italienischen:

Quest' è la vista, ch'a ben far m'induce
E che mi scorge al glorioso fine.

Das

Das ist schon genug. Das Gedicht, Petrarch, ist von ähnlichem Schlage.

Neue Schweizerlieder nebst einigen andern Gedichten. Bern 1776. bey Walthard. 4 Bog. 8.

Einige dieser Lieder sind ganz gut gerathen; an den meisten wäre sowohl in Absicht auf Gedanken als Ausdruck, noch manches zu verbessern. Was gleich in die Augen fällt, sind viele undeutsche Beugungen, als **solle, truge, priese**, für soll, trug, prieß; **ins Grase** für ins Gras. Einmal singen die Mädchen:

Spinnen wollen wir und singen
Und uns selber Freuden **dingen**,
Wenn es draußen schneyt.

Das Gedicht, die Weinlese, ist ganz verunglückt. Es fängt sich so an:

Evohe! von Traubenbergen
Kommt Pater Jack Lyäen,
Mit den Faunen, mit den Zwergen,
Und dem kaumelnden Silen.

Daß Jack hier Jacchus bedeuten soll, muß man doch wirklich rathen, und das lateinische Pater thut bey den beyden griechischen Namen eine seltsame Wirkung. Woher Bacchus hier Zwerge bekommt, wissen wir auch nicht.

Aus dem Liede eines Aelplers an seine Milchmutte, sehen wir die letzte Strophe, die uns ganz naiv scheint, her:

Ha! wären Fürsten klug, wie ich,
Sie dächten noch viel besser:
Sie kauften hübsche Kühe sich,
Und füllten ihre Schlösser
Mit Mutten voll von Nidelmilch:
Sie dörften niemals dürsten;
Und noch ein Kleid von feinem Zwilch:
Dann wären sie auch Fürsten!

In den andern Gedichten für Schweitzerlandleute ist der rechte Ton nicht immer getroffen. Die Gedichte, deren auf dem Titel als einer Zugabe erwähnt wird, machen den größten Theil

Sammlung aus. Sie sind sehr vermischten Inhalts, und wir haben sie schon besser.

Der Stolze, ein Originallustspiel von fünf Aufzügen. Frankf. 1777. 6¼ Bogen 8.

Das Sujet ist gut erfunden, indessen ist uns doch das Stück etwas langweilig vorgekommen, vielleicht weil der komische Theil wenig sich über das gemeine und alltägliche erhebenden Witz und Scherz hat, und dem ernsthaftern Theile Kraft und Nachdruck fehlen. Der Stolze hätte auch nicht müssen so albern stolz geschildert werden, wie er sich in seinen Reden und unter andern auch darin zeigt, daß er nicht einmal seiner Braut das erste Wort gönnen will. Eine so vernünftige Frau, wie die Mutter dieser Braut ist, würde ihre Tochter gewiß keinem solchen Narren geben, der durch seinen beleidigenden Stolz sich selbst und sie unglücklich machen müßte. Seine nachmalige Veränderung wird auch weniger begreiflich. Wie die Tochter dem Stolzen habe lieb gewinnen können, sehen wir nicht ein. Zuerst wird sie von dem Vater hingeschoben, daß sie sich von dem Grafen, dem Stolzen, soll eine Liebeserklärung machen lassen. Weil aber keines den ersten Schritt thun will, so muß hernach die Mutter sie mitnehmen, und es ihr vormachen, wie sie dem Grafen begegnen soll, und nun verlieben sich die beyden Leute in einander.

Die Theatraldichter, oder viel Lärmen um Nichts. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Frankf. 1777. 8 Bogen 8.

Das Stück hat viel ähnliches mit dem Weltlichen: die Poeten nach der Mode, außer daß der eine Poet ein vernünftiger Mann und guter komischer Schriftsteller ist. Gustav, ein schwülstiger tragischer Dichter und aufgeblasener Narr, wohnt nebst Arnold, einem beliebten Lustspieldichter und wackern Mann, in demselben Wirthshause. Arnold und des Wirths Tochter lieben sich; der Vater aber verspricht seine Tochter an Gustav, weil er von Arnold in einem seiner Schauspiele verspottet zu seyn glaubt, und von Gustav wegen dessen vornehmen Bekanntschaften, die dieser sich durch Schmeicheleyen

sayen erworben hatte, viel verspricht. Indessen fasset er durch verschiedene Umstände wieder eine günstigere Meynung vom Arnold, und wird Gustaven aufsätzig; besonders da dieser wegen eines von Arnolds Bedienten ihm entwendeten Manuskripts, einen unanständigen Lerm macht, vollends aber, da er an Arnolden, der sich um Mitternacht sein neues Trauerspiel nicht will vorlesen lassen, Gewaltthätigkeiten verübet, Gustav wird verabschiedet, und Arnold bekommt seine Geliebte. Das Stück ist ziemlich gut ausgeführt, und die Bedientenscenen sind nicht übel gerathen. Indessen ist es doch zu gedehnt, die Sprache und die Einfälle sind manchmal zu matt, und der Charakter des Wirths ist verfehlt, als welcher bisweilen wie ein gemeindenkender Wirth, ein andermal wie ein Mann von feinern Gesinnungen vorgestellt wird.

Die Drillinge, ein Lustspiel in vier Aufzügen. Nach dem Französischen gearbeitet, von B — n. Zum Behuf des Berlinischen Theaters. Berlin bey Wever. 1778. 7½ Bog. 8.

Die Fiktion ist sehr unwahrscheinlich. Indessen wenn man darüber wegsieht, so ist das Stück zum Behuf eines Divertissements ganz gut gearbeitet, und mag sich auf dem Theater wohl ausnehmen.

Die Verkleidung, ein Lustspiel in drey Aufzügen. Mannheim 1777. bey Schwan. 5 Bog. 8.

Der Stoff ist schon von andern genutzt. Zwey junge Leute, die sich noch nicht kennen, sollen einander kennen lernen, um Mann und Frau zu werden. Beyde kommen auf den Einfall, sich in ihre Bedienten zu verkleiden, und diese sich für ihre Herrschaft ausgeben zu lassen, u. s. w. Die Ausführung ist zu weitschweifig gerathen, sonst möchte man damit zufrieden seyn können.

Verstand, Witz und Satyre der besten Schriftsteller alter und neuer Zeiten. 1778. 15 Bog. kl. 8. mit zwey Holzschnitten.

Es fehlt viel daran, daß das Versprechen des Titels erfüllt wäre. Die Sammlung ist ein Mischmasch von allerhand guten und mittelmäßigen, ernsthaften und lustigen Dingen. Von ohngefähr ist eine Beschreibung einer Maschine, die Ameisen zu vertilgen, hineingerathen, desgleichen eine Anzeige der Mittel, Früchte auf eine lange Zeit zu erhalten; ohne daß man sieht, wie diese Abhandlungen sich zu den übrigen schicken. Freylich ist es leicht, ein Buch zu liefern, wenn man aus andern Büchern, ohne Plan und Absicht, aufs Gerathewohl Stellen herausnimmt; allein dem Publikum ist nicht das geringste damit gedient.

Von der Gastfreundschaft. Eine Apologie für die Menschheit von C. C. L. Hirschfeld. Leipzig 1777. bey Weidmanns Erben und Reich. 11 Bogen kl. 8. sauber gedruckt.

Home hat in seinem Versuche über die Geschichte des Menschen behauptet, keine Neigung in der menschlichen Natur sey allgemeiner, als der Haß gegen Fremde. Diesen widrigen, wo nicht häßlichen Satz zu widerlegen, ist die Absicht und Veranlassung dieser angenehmen und unterhaltenden Schrift. Es wird aus der Geschichte und den Erzählungen der Reisenden gezeigt, daß die Gastfreundschaft eine sehr allgemeine Tugend auf der Erde sey, wo nicht die Unempfindlichkeit der rohen Wildheit, oder das Andenken erhaltener Beleidigungen, Gleichgültigkeit oder Haß gegen Fremde verursachen. Diese mit dem Triebe zur Geselligkeit verwandte Tugend, wird freylich durch äußere Ursachen unterdrückt, als durch übertriebene Hochachtung der Nation, zu welcher man gehört, und durch den Geist des Handels und Wuchers, der nach Montesquieu zwar Nationen, aber nicht so Privatpersonen mit einander vereiniget. Sie ist in Europa nicht mehr, was sie einst war, was sie noch itzt besonders in einigen Gegenden von Asien ist. Daran ist der Handel, die Leichtigkeit von einem Orte zum andern zu kommen, die Errichtung der Gasthöfe, mit andern dergleichen Ursachen schuld. Desto lieber sieht man sich in die Zeiten und unter die Völker versetzt, wo der Gruß des Fremden statt eines Empfehlungsschreibens diente, und sollte durch Hrn. Hirschfeld fast Lust zum Wan-

Wandern bekommen, um die menschenfreundlichen Aeußerungen der Gastfreundschaft zu erfahren.

Der Tändler, oder Streifereyen in die Bildnisse der Einbildungskraft, in die Werke der Natur und menschliche Sitten. Aus dem Englischen. Erster Band. Leipzig 1778. bey Schwickert. 13½ Bogen 8.

Diese Wochenschrift, oder wie man sie sonst nennen soll, (die Eintheilung in Kapitel, und der ganze Ton machen sie wenigstens einer Wochenschrift ähnlich) ist von sehr mäßigem Gehalt. Der Witz und die Laune sind gezwungen, die Materien alt und verbraucht, so daß man nicht sieht, was wir Deutschen durch die Uebersetzung gewinnen sollen. Kann man es uns zumuthen, daß wir, wie die Hühner, einen ganzen Haufen Unrath auseinander scharren sollen, um einige Körner gesunde Nahrung zu finden?

Das Begräbniß und die Auferstehung des Messias, Fragmente. Mit Vorbericht und Anmerkungen des Herausgebers. Frankf. 1775. 5 Bogen gr. 8.

Des Herausgebers Absicht ist, die vielen wohlgesinnten und gottseeligen Personen zu himmlischer Sprache in der Messiade ein wenig zu der irrdischen herabzustimmen. Er erklärt sich als einen großen Freund der Patriarchaden, daß uns daher Angst wird, es möge der ganzen Messiade eine allgemeine Wasserfluth bevorstehen.

Die Zigeuner. Ein Lustspiel mit Gesang in fünf Aufzügen, von Heinr. Ferdinand Möller. Leipzig, bey Böhme. 1777. 8½ Bogen 8.

Es ist sehr viel Theaterspiel, das von der Lebensart, den Gebräuchen und den Wahrsagerkünsten der Zigeuner hergenommen ist, in diesem Stücke. Darum mag es auf der Bühne, besonders für die Gallerie und einen Theil des Par-

terre mehr Wirkung thun können, als beym Lesen, wobey es nur mittelmäßig gefallen wird. Das Komische ist zu schwach und zu wenig darinn, und die Handlung ist zu unwahrscheinlich. Ein junger Mensch von Stande verliebt sich in eine Zigeunerinn, wird ihr zu Gefallen ein Mitglied der Zigeunerbande, und bekommt sie auch zur Frau, wiewohl nicht als Zigeunerinn; sondern als die Tochter eines angesehenen Mannes, wofür sie durch einen sonderbaren Zufall erkannt wird. Daß ein Unterofficier in einem Lustspiel erstochen wird, ist sehr übel ausgedacht. Dieses Verbrechen läßt sich ja nicht so vergeben, wie hier geschieht. Die eingemischten Arien sind elend.

Tolon. Ein Trauerspiel in drey Aufzügen. Frankf. bey Keßler. 1776. 7 Bogen 8.

Eine Cabale hat, man weiß nicht wie, einen Minister gestürzt. (Die Minister und die Soldaten sind jetzt auf dem deutschen Theater sehr gängig und gäbe.) Der Vater seiner Geliebten und versprochenen Bräut ist, man weiß nicht warum, eines der Häupter der Cabale, und will sie, man weiß nicht warum, einer ehemaligen Creatur des Ministers; jetzt dessen Todtfeinde, geben. Nach vielen Scenen voll Verwirrung und Raserey, in einem Bauerhause, in einem Kerker, in einem Gebüsche, wohin Tolons beyde ärgste Feinde, man weiß nicht warum, kommen, um sich von Tolon behorchen zu lassen, wird Amalia, des Exministers Geliebte, förmlich begraben. Ihr Schmerz hatte sie getödtet, und sie zu rächen, bricht Tolon hervor, ersticht ihren Vater, seinen andern Todfeind, sich selbst, und wirft sich zu seiner Geliebten ins Grab. Ein ausschweifenderes Stück wüßten wir fast nicht gelesen zu haben. Alles schwebet darinn wie Traumgestalten, ohne Ordnung und Zusammenhang, vor dem Auge vorbey.

Die Gräfin von Wollberg, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin 1776, bey Decker. 9 Bog. 8.

Ein Product einer glühenden schwindlichten Phantasie. Unbegreiflich ist es, wie die Gräfin dem von Freudenberg mit solchen Ergiessungen der Liebe, mit solchen Vertraulichkeiten begegnen kann, da sie noch einen seit drey Jahren abwesen-

wesenden Geliebten, dessen vermeynten Tod sie nun erfahren hat, betrauert. Man weiß gar nicht, was man aus diesen beyden Leuten, die sich so herzlich buhen, machen soll. Sonst ist noch mehr unwahrscheinliches in diesem mit Intriguen überladenen Stücke. Daß der todtgesagte Baron eben zu der Zeit der Handlung wiederkommen muß, mag wegen des in Schauspielen eingeführten Gebrauchs hingehen, daß er aber auf freyer Landstraße eine unbekannte Person, weil er sie für den Räuber seiner Geliebten hält, ersticht, ist schon albern genug, wiewohl es in Romanen und Schauspielen Mode ist, daß die Leute blindlings mit den Köpfen gegen einander rennen, da sie im Leben mit etwas mehr Vorsicht und Erkenntniß gegen einander zu Werke gehen. Eine lange empfindsame Scene mit einem Hunde kommt auch vor. Könnte man nicht zur Abwechslung noch Pferde und Hasen auf die Scene bringen? Wenigstens kommt hier eine Scene unter freyem Himmel mit Donner und Blitz, wobey die Acteurs alle und zwar in ziemlicher Anzahl zu Pferde seyn müssen; ob dies gleich nicht ausdrücklich angeführt wird. Denn in den Dramen di bravura muß wenigstens eine Scene unter freyem Himmel bey Ungewitter, Kälte, finstrer Nacht vorkommen.

Ein ziemlich ähnliches Stück ist:

Carolina von Rothenburg. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Bremen 1777. bey Förster. 8 Bog. 8.

Es beruhet alles auf einer Intrigue einer Stiefmutter, die ihre Stieftochter und deren Gemahl, welchen sie selbst liebt, gegen einander aufhetzt. Daß sie es bis zur Eifersüchtigung zu bringen sucht, möchte ihrer Absicht mehr hinderlich als beförderlich seyn, da sie selbst verheyrathet ist. Sie fängt alles so übereilt an, daß selbst die Personen, die sie gegen einander aufbringt, bey allen ihren Caressen Lunte riechen. Im gemeinen Leben möchte manches anders ausgefallen seyn. Die Strafe fällt hier auf die Schuldige. Eine Nachtscene in einem Walde, anfangs im Finstern, hernach mit Fackeln, nebst einem Duell, stutzet dieses Stück auch auf. Daß der Ritter von Burgsdorf die böse Stiefmutter ersticht, ist unritterlich; aber freylich nöthig, wenn das Stück ein Trauerspiel werden sollte.

Achills zürnender Schatten, ein tragisches Singspiel von T. B. Berger. Leipzig, bey Hilscher. 1777. 5 Bogen 8.

Die Fabel des Stücks ist, daß Polyxena bey dem Grabe des Achilles geopfert, und Astyanax von einem Thurme heruntergestürzet wird, um den Griechen günstigen Wind zur Abreise zu verschaffen. Es ist auflößig, daß auf diese grausame Handlung der Sturm sich legt, und der Himmel sich erheitert. Die Götter der Griechen liebten keine Menschenopfer. Gefangene wurden wohl am Grabe eines Helden getödtet; aber hier wird die Sache Achills mit der Sache der Götter vermischet. Auch erzählt Ovid den Vorgang anders. Ob die Composition dem Stücke mehr Anziehendes geben werde, als es beym Lesen hat, ist zu bezweifeln. Weder die Recitative noch die Arien scheinen für die Musik gemacht zu seyn.

C. A. Klotzens Satyren. Nebst einem Anhang. Leipzig 1775. bey Hilschern. 13 Bogen 8.

Diese Uebersetzung enthält die Ridicula litteraria und den Genium Saeculi; der Anhang ist die Schrift über das Studium des Alterthums. Daß die Klotzischen Satyren hauptsächlich wegen ihrer lateinischen Einkleidung gefallen haben, beweiset diese Uebersetzung, in welcher sie sehr langweilig zu lesen sind, und der Mangel an Feinheit, Wahrheit und wirklichem Witze sehr sichtbar wird. Was er über die Art einiger Neuern bey der Ausgabe alter Autoren, und von den Mitteln berühmt zu werden, sagt, könnte wohl mit noch treffendern Zügen aus seiner eigenen Lebensgeschichte vermehrt werden. Die Uebersetzung riecht sehr nach dem Lateinischen, wiewohl dieses oft die Schuld des Originals ist. Aber eben darum hätten die Klotzischen Satyren gar nicht sollen übersetzt werden. Klotz läßet einen Landpfarrer und einen Landedelmann lateinische Briefe in dem Geschmack der epistolarum obsc. vir. schreiben. Das werden solche Leute nicht thun; inzwischen kann man es in lateinischen Satyren gelten lassen, weil man sich das barbarische Latein als eine Uebersetzung aus barbarischem Deutschen denken kann. Der Uebersetzer trägt diese Briefe in gewöhnliches Deutsch über, und setzet die lateini-

teinischen Alberey, die den Witz enthalten, unter den Text. Das ist ganz auffallend, besonders wenn der Witz so gesucht ist, wie in der Uebersetzung des Kirchmeyers durch rempli stultus. Der Landedelmann unterschreibt sich Freyherr von Keinenwitz, genannt Narr. Der Witz ist kläglich; aber im Deutschen doch noch ungereimter als im Lateinischen. Klotz vergleicht jemanden mit einer panischen Laterne. Das ist im Lateinischen schon gesuchter Witz, im Deutschen albern und pedantisch. Kl. sagt, diese Bücher werden schon auf dem Scheiterhaufen ihrer V. mit verbrannt. Hier mag vogus gelten, wenn unsre Schriftsteller gleich eingescharrt werden; aber wie kann man im Deutschen Scheiterhaufen sagen? Frostiger als der französische Schnee (S. 99) klinge im Deutschen wunderlich. Die Uebersetzung ist oft unrein. In sich redende Schmellworte; wem er die Zeitungen schreiben lassen sollte: ein Diabolarem Buch; ganze Wälzer voll Muthmaaßungen; das in Sie einen zweyten Hospitalius verehret. Dieß zeigt zugleich die Unwissenheit des Uebersetzers. Die Stelle hätte heißen sollen: das in einem großen Globig einen zweyten l' Hopital verehret. Dies sey genug.

Der Spaßvogel, acht Stücke, jedes von einem Bogen. Wien 1778. 8.

Elender, unwitziger, alberner kann nichts gedacht werden, als diese für die Faschingszeit in Wien geschriebene Wochenschrift. Daß sie für die niedrigste Gattung von Lesern bestimmt ist, sieht man schon aus dem Titelkupfer eines jeden Stückes, das ein Fratzengemählde vorstellt, wie die von salzburger Bauren und Bäurinnen, die in Nürnberg für die Baurenstuben verfertiget werden.

Albert Stucke. Tragödie. Hamburg bey Gleditsch. 1778. 6½ Bogen 8.

Das Ding ist nur eine Tragödie, weil einer darinn erstochen, und ein anderer vergiftet wird. Der V. rechnet es selbst zur tragischkomischen Gattung. Es soll das lustige Leben und traurige Ende eines liederlichen Verschwenders vor Augen stellen; aber das ganze Gemählde ist grob gerathen.

Ins abgeschmackte fällt die Scene, da ein Vater seinen von Reisen zurückgekommenen Sohn bey einem Glase Wein über die Charaktere der Franzosen, Engländer und Deutschen examinirt.

Sammlung neuer Originalstücke für das deutsche Theater. Zweyter Band. Berlin und Leipzig bey Decker. 1778. 15½ Bogen 8.

Den Anfang in dieser Sammlung macht ein Trauerspiel, Batilde, von Hr. von Gouë. Es ist in fünffüssigen Jamben geschrieben; die aber herzlich rauh und stroßend sind, zum Beyspiel gleich der Anfang des Monologs, womit sich das Stück anhebt.

Ein Meer der Qualen! — O beneidungswehrt
(beneidenswehrt)
Seyd ihr, ihr Herzen, Eisgebürgen gleich!
Umsonst droht euch die Welle. Selbst erstarr't
Sie, wenn sie trift. — Wie fühllos machst du, der
Mein (meinen) Busem rühret, Liebe, gegen
Pomp und Hoheit. ꝛc.

Was das Erstarren der Welle hier wolle, sehen wir nicht; wir sind aber oft so unglücklich, den V. nicht zu verstehen, und haben von seiner langen Zueignungsschrift in Versen nicht eine Zeile verstanden. Doch zur Sache. Das Trauerspiel ist ohne Interesse und langweilig. Die Entwickelung besteht darinn, daß ein Vater seine Tochter durch Gift aufopfert, weil sie, da sie dem Könige zur Braut bestimmt ist, eines Liebesverständnisses mit dem Minister beschuldiget wird, den sie im Herzen auch dem Könige vorzieht. Das war sehr rasch und unnatürlich, zumal da die Sache noch nicht ausgemacht war. Der Minister, der Batilden heftig liebt, will sie dennoch zuerst einem Freunde überlassen, den er von ihr geliebt zu seyn glaubt, und opfert sie hernach seinem König auf, der sich in sie verliebt hatte, weil ihm ihre Schönheit von jenem treulosen Freunde gerühmt war, hernach aber auch gesteht, daß er sie lieber seinem Minister hätte überlassen wollen. Das Ganze ist mehr ein Traum einer unordentlichen und erhitzten Phantasie, als ein Gemälde menschlicher Leidenschaften und natürlicher Handlungen.

Das

Das zweyte Stück der Sammlung heißt: Spaß und Ernst, von einem jungen Soldaten. Die Handlung ist höchst unbedeutend. Ein junger Mensch will einem Frauenzimmer eine Liebeserklärung zum Spaß thun, das sich ihrer Seits auch vorgenommen hatte, die Erklärung zum Spaß anzunehmen. Als die beyden Leutchens zusammenkommen, siehe da! verlieben sie sich ganz pede in einander. Die Schilderung eines andern verliebten Gecken in diesem Stücke ist äußerst fade. z. E. er legt ein Schnupftuch unter, als er vor seiner Geliebten knieen will, um seine Beinkleider nicht zu verderben. Die Scene ist in einem Zimmer, wenn es noch auf der Landstraße gewesen wäre.

Die beyden letzten Stücke, der fleißige Schuster, und der Landpredkger, sind klein und ähnlichen Inhalts. Einer armen Familie wird in der größten Noth von hoher Hand plötzlich Hülfe erzeigt. Diese beyden sind noch die besten in der Sammlung, weil die Natur am treuesten darinn beobachtet ist. In dem erstern wird gegen das Ende zu langweilig und weinerlich moralisirt.

Die vier Tageszeiten in der Stadt, eine freye Uebersetzung aus dem Italidnischen des Abts Parini. Frankfurt, bey den Gebr. van Düren. 1778. 6 Bogen gr. 8.

In diesem Gedichte werden die Beschäftigungen eines wollüstigen vornehmen Römers geschildert. Die Zeichnung scheint nach der Natur gemacht zu seyn, mit Feuer und Reichthum in der Ausführung. Das Original möchte eine Auflage in Deutschland wohl verdienen. Die Uebersetzung ist noch nicht ganz geschmeidig, ist auch an ein paar Stellen unverständlich. Eine Zugabe, die Winternacht betitelt, enthält eine Gruppe von allerhand Scenen, als einer Versammlung eingebildeter Staatsklugen, einer Gesellschaft von Freygeistern, alten Damen, eines Jünglings, über den die Wollust siegt, zwischen durch des Zapfenstreiches bey der Garnison, am schönsten einer frommen Familie, die den Tag mit gottesdienstlichen Uebungen beschließt, und eines Vaters, der seinen Kindern durch den Tod entrissen wird, nebst noch einigen andern Auftritten.

Düval

Düval und Charmille, ein bürgerlich Trauerspiel in fünf Aufzügen: Von einem Frauenzimmer. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1778. 9 Bog. kl. 8.

Das Stück soll eine wahre Geschichte zum Grunde haben. Dennoch kömmt uns die Handlung unwahrscheinlich vor, welches vermuthlich in den veränderten Umständen liegt. Düval ist an eine liebenswürdige Frau verheyrathet, die er wirklich liebt, ob er gleich das Fräulein Charmille noch lieber hat. Seine Gemahlinn Mariane und die Geliebte (völlig Maitresse ist sie nicht) schätzen sich beyde sehr hoch, lieben sich, und gehen als Freundinnen mit einander um, obgleich Mariane das Verhältniß weiß, in welchem Charmille mit ihrem Gemahl steht. Das ist wenigstens sonderbar. Düval, da er einmal zwischen beyden sitzt, hätte gar zu gerne beyde zu Frauen gehabt, und da das nicht thunlich ist, schilt er unsere Welt für elend. Der Hof, bey welchem Düval, so wie auch Charmille, in Diensten ist, legt sich dazwischen, und will veranstalten, daß das Fräulein von Düval getrennt, und auf eine Zeit in ein Kloster gebracht werde. Dieser faßt den Entschluß, lieber zu sterben, und seine Liebe ist so ehrgeitzig, zu verlangen, daß das Fräulein ihm im Tode Gesellschaft leisten soll, und zwar freywillig. Diese hat Anfangs nicht recht Lust dazu, scheut auch das Unerlaubte der Handlung, endlich aber verspricht sie es. Nun eine ziemlich tändelnde Scene. Düval schneidet der Charmille eine Locke ab, um sie Marianen zum Vermächtniß zu hinterlassen, die noch eine dazu für eine Freundin hinzuthut, und ihr Geschmeide einer neidischen Stiefschwester vermacht. Endlich will sie noch einen Brief an Marianen schreiben. Unterdessen fällt es Düval ein, daß es besser seyn möchte, seine Geliebte zu erstechen, welches er auch thut, und sich darauf selbst erschießt. Das Sujet ist für eine Frauenzimmerhand zu tragisch, auch zu unmoralisch! Zu billigen ist es nicht, daß seit einiger Zeit in mehrern dramatischen Stücken die Leute, wenn es nicht nach ihrem Kopfe geht, aus der Welt hinauslaufen. Manche werden dergleichen ohne Gefahr lesen und ansehen können; allein manche von unsern empfindsamen jungen Leuten können sich doch auf eine schädliche Art das Gehirn dabey erhitzen. Uebrigens macht die Ausführung des Stückes der Verfasserinn Ehre, und

wir

wir sind geneigt zu glauben, daß Szjers von der sanftern Art ihr ungemein gut gelingen würden. Zum höhern tragischen möchte ihre Hand doch zu schwach seyn.

Minerva. Erstes Opfer. Halle. 1778. 8½ Bog. 8.

Nichts anders als eine Sammlung von Uebungsstücken. Gleich der Anfang enthält eine ziemlich gezierte Entschuldigung, warum die Verfasser mit dieser Sammlung auftreten. Die Zueignungsode an die Minerva ist herzlich steif, und inuita Dea geschrieben. Die Göttinn soll den Afterzungen der Splitterrichter mit ihrer Aegis Einhalt thun. Immer sollen es die Kunstrichter entgelten, wenn die Schriftsteller sündigen, denen vielmehr die Göttin mit ihrer Aegis die Finger versteinern möchte. Eine Abhandlung über den Werth der Wissenschaften, nur mittelmäßig, ohne etwas auszeichnendes. Einige Gedichte, die man wenigstens nicht loben kann. Ein Paar Abhandlungen zur griechischen Litteratur, die Fleiß und Kenntnisse anzeigen, wenn sie auch noch zuviel Mischmasch vielleicht enthalten: über die Brauchbarkeit der griechischen Scholien bey den Dichtern, und Proben einer Uebersetzung und Auslegung des Hesiodus Werke, nämlich des so betitelten Gedichts. Hierauf folgen wieder einige mittelmäßige Gedichte, darunter ein größeres Gedicht, über die Empfindungen, in einem sonderbaren Tone geschrieben. Das ist noch das wenigste, daß der Verf. zuweilen Prosa mit einflicht, oder daß der Anfang sehr tändelnd ist. In unserm Zeitalter der Freyheit und der Tändeley muß man das schon übersehen. Aber eine Menge barbarischer, albterner, läppischer Verse sind, wie der steife Compendienton, ganz unausstehlich. Man sollte fast denken, der Verf. wäre ein junger Docent, der die Metaphysik lieset, und sie mit Katheder-witz aufstutzen will. Wundershalber müssen unsere Leser ein Paar Verse hören.

In den Begriffen, die in uns entstehen,
Sind Sinne uns verliehn,
Worauf Ideen sich beziehn,
Dadurch Objekte erst in unsre Seele übergehn.
So ist's, was man auf diese Art erkennt,
Das, was man sinnliche Empfindung nennt.

Nun auch was Lustiges:

Wer zupft mich dann am Ermel?
Was will er, guter Freund!
„Ihr unterthäniger Diener!“
Sieh Herr Sanguinikus!
Sie werden mir verzeihen,
Ich komme ohne Degen,
Mit ganz bescheidner Mine.“ u. s. w.

Es scheint dieß außer dem Zusammenhange unverständlich zu seyn; aber es ist in der That im Contexte nicht das geringste verständlicher. Unrein ist die Sprache auch, wie in folgenden nackten Zeilen:

Die über Feenmärchen schreyen,
Bedenken nicht,
Daß hinter Fabel etwas sticht;
Das Wahre könnte ja verborgen seyn.

Der Neujahrswunsch, der diese Sammlung schließt, gehört ganz und gar unter die Knittelverse.

Betrachtungen über die Einsichten der uns bekannten ältesten Völker, von Siegfried von Goue. Berlin bey Decker. 1778. 15 Bogen 8.

Der Verf. verräth einige philosophische und historische Kenntnisse; doch scheint er noch nicht mit den Quellen genug bekannt zu seyn, sie selbst mit philosophischem Scharfsinne und Beobachtungsgeiste studirt zu haben, auch dazu noch nicht die nöthige Kaltblütigkeit zu besitzen, weil er sich manchmal von allerhand auffallenden Wallungen der Phantasie hinreissen läßt, besonders wenn er auf einige Lieblingssätze geräth. Das Werkchen scheint mehr aus der Lesung neuerer Schriftsteller entstanden zu seyn. Der erste Abschnitt enthält eine politische Betrachtung über die Gesetzgebung der uns bekannten ältesten Völker. Der V. schränkt sich dabey auf Aegypten, die assyrische Monarchie und einige griechische Staaten ein. Warum wird hier, so wie überhaupt in der ganzen Schrift, nicht der Römer gedacht, die in Absicht auf die Gesetzgebung ein so merkwürdiges Volk sind, wenn sie auch gleich für die Wissenschaften wenig oder gar nichts gethan haben? Der zweyte Abschnitt

schnitt betrift die Religion der uns bekannten ältesten Völker. Der dritte die Erfindung und Künste derselben, mit einer nach der Phantasie gemachten Schilderung des rohen Standes der Natur, und der allmähligen Fortschreitung zur Cultur. Der vierte handelt von der Weisheit der ältesten Völker.

Die Armenischen Prinzen. Eine Erzählung aus dem Französischen des Herrn d'Ussieux. Uebersetzt von J. A. E. V. G. Wien 1778. bey von Ghelen. 5 Bog. 8.

Die Erzählung selbst hat viel zu viel überspanntes. Die Uebersetzung ist steif, im Wienerischen Dialekt, und war unnöthig. Vielleicht soll sie nur ein Uebungsstück eines jungen Verfassers seyn, der sich zur Arbeit in einer Uebersetzungsfabrike qualificiren will.

Golderich und Tasso. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Flensburg bey Korte. 1778. 8 Bog. 8.

Wir haben seit einiger Zeit manches ausschweifendes und unnatürliches Schauspiel gelesen; aber ein so arges, wie dieses nicht, und schwerlich möchte die verbrannteste Phantasie ein tolleres erzeugen können. Es war dem R. auch nicht möglich, mehr als die ersten Bogen davon durchzulaufen. Daß doch die Freunde des V. ihn zum öftern Aderlassen und vielem Wassertrinken bereden möchten, wenn ihm anders damit noch zu helfen steht! Andere Schriftsteller dieser Art haben noch ihre lucida intervalla, aber dieser kömmt auf acht langen Bogen nicht während einer einzigen Zeile von seiner Begeisterung zu sich selbst. Immer der Flammenhauch des hohen Genius, im höchsten leidenschaftlichen Tone, in weit hergeholten Bildern, sonderbaren Vergleichungen, und einem Gewirre von Handlungen, daß ein gemeiner Sterblicher Sinne und Gedanken dabey verliert. Tasso ist der bekannte Dichter, der Verfasser des befreyten Jerusalems. Golderich ist mit einem veränderten Namen der Herzog von Ferrara, in dessen Schwester Tasso sich verliebt haben, und auch von ihr mit Gegenliebe beehret seyn soll. Etwas ist von der Geschichte und andern

in dem Stücke angebrachten Umständen historisch richtig; auch mag Tasso in seinem Verhafte einen Anfall von Wahnwitz gehabt haben; allein nach seiner Befreyung ist er frey davon gewesen, und ist auf eine ganz andere Art aus der Welt gegangen, als hier gedichtet wird. Er sollte öffentlich auf dem Capitolio als Dichter gekrönt werden, als er krank ward und starb. Doch möchte der Verfasser dieses Trauerspiels die Geschichte immerhin verändert haben, wenn er nur nicht alle Personen seines Stücks zu Rasenden gemacht hätte, welches besonders gegen Tasso unverantwortlich ist, dessen Geist ihn dafür gewiß heimsuchen wird.

Fanelli, oder die Ausschweifungen der Liebe, aus dem Französischen. Regensburg. 8 Bog. 8.

Ein Mann hat zwey Frauen, eine, die er auf einem Landgute eingesperrt und für todt ausgegeben hat, und eine, die ihn als Wittwer bona fide geheyrathet hat. Er fühlt Gewissensbisse darüber, will die verstoßene auf ein entfernteres Landgut bringen lassen; wird aber, da diese zufälliger Weise an ihre Nebengattin geräth, in die größte Verlegenheit gesetzt, der er nicht anders als mit Gifte abzuhelfen weiß. Glücklicher Weise hatte sein klügerer Bedienter Gelegenheit gefunden, den Gifttrank mit einem Glase reines Wasser zu verwechseln, so daß der Herr mit der Angst über seine Unbesonnenheit loskömmt, da seine erste Frau ihm verzeiht, und die zweyte ihren Platz der erstern abtritt. Das wäre also die Bigamie zum drittenmale auf unser Theater gebracht. Nun fehlt noch die vierte Variation, da der Knoten mit Gift und Dolch gelöset wird. Das französische Stück stößt nicht wider die Moral und die Gesetze an. Die Charaktere und Leidenschaften sind freylich nur flach und gemein gezeichnet, auch ist Milfords und seiner zweyten Frau Betragen sehr einförmig und wiederholt; dennoch hat das Stück so viel Gutes, daß R. wiewohl mit genauer Noth, die im Bayerischen Dialekt geschriebene und erbärmlich gedruckte Uebersetzung bis zu Ende auslesen konnte.

Der Bettler. Ein Lustspiel in einem Aufzuge. Leipzig, bey Hilschern. 1778. 4 Bog. 8.

Ein

Ein artiges Stück, von der rührenden Gattung. Die Geschichte hat Neuheit und Interesse; die Charaktere sind gut gezeichnet und in Handlung gesetzt; nur ist der Dialog in einigen Scenen zu schleppend, oder mit Wiederholungen beladen. Der Bettler ist ein von seinem Vater verstoßener Sohn, aus dem Argwohn, daß er seine Stiefmutter zur Untreue gegen seinen Vater verführen wollen. Dieser findet sich nach dem Tode der Stiefmutter wieder ein, wird erkannt, und wieder aufgenommen. Es sind damit noch einige Personen ganz geschickt verbunden, und der Zeitpunkt ist gut gewählt, indem die Schwester des Verstoßenen eben Braut ist.

Salmuth und Williams, ein kleines Schauspiel mit Gesängen in zween Aufzügen. Leipzig 1778. bey Hilscher 3 Bog. 8.

Der erste May, oder der bestrafte Aberglaube, ein Lustspiel in einem Aufzuge. 1778. 5 Bog. 8.

Randal oder die unerwartete Großmuth, ein Drama in zwo Handlungen. Frankf. am Mayn, 1778. bey den Eichenbergischen Erben. $2\frac{1}{2}$ Bog. 8.

Die blinde Kuh, ein Lustspiel in einem Aufzuge. Nach dem Französ. des Hrn. Dancourt. 1778. 5 Bog. 8.

Die Heyrath ohne Liebe, ein Lustspiel in einem Aufzuge. 1778. $3\frac{1}{2}$ Bog. 8.

Alle diese Stücke sind von keinem sonderlichen Werthe. Das erste ist der Yarika und Inkles Geschichte mit verändertem Ausgange, steif und unnatürlich; das zweyte ist zu platt, und hat den sonderbaren Ausgang, daß einige sich in Hexen und Hexenmeister verkleiden, um andere zu überzeugen, daß es keine Hexen giebt; das dritte hat zwar einen sehr schönen Inhalt, eine edle That des Lord Montague, die man neulich in einigen periodischen Blättern gelesen hat; aber nicht sehr geschickt in ein Drama gekleidet. Die Monologen sind lang und ermüdend. Nicht jede Erzählung kann in ein Drama

ungeschmolzen werden. Das vierte ist eine Posse, gegen deren Moralität sich einiges einwenden läßt, und der Witz darin ist auch unbedeutend. Das fünfte ist so elend, als das Papier, worauf es gedruckt ist, und der Witz so stumpf wie die Lettern.

Komisches Theater der Franzosen für die Deutschen. Herausgegeben von J. G. Dyck. Dritter Theil. Leipzig 1778. in der Dyckischen Handlung. 1 Alph. 2 Bog. 8.

Dieser Theil enthält lauter in eigentlichem Verstande komische Stücke. I. Der Sprödenspiegel, nach Molierens Précieuses ridicules. Der Titel ist nicht ganz angemessen. Die neuere, übertriebene, empfindsame Sprache, und die schiefe Wendung, welche durch ein übelverstandenes Lesen, und durch eine unverständige Uebertragung der poetischen Welt in die wirkliche, manche Köpfe in diesen letztern Jahren bekommen haben mögen, sind in diesem Stücke mit vielem Witze lächerlich gemacht. Der Ausgang ist etwas anders als bey Moliere. Aus Millers Man of taste, wovon in Schmids Theater, 7ten Th. eine Uebersetzung steht, ist verschiedenes genutzt. II Der Barbier von Seville, oder die vergebliche Vorsicht, von Beaumarchais, übersetzt von Hr. Ewald, ein Intriguenstück in spanischem Geschmack, das hauptsächlich durch die Vorstellung gewinnen muß. III. Der Faschingstreich, eine Posse in fünf Akten. Nach la fille Capitaine des Montfleury, von Hr. Gotter. Dieses Stück hätte wohl wegbleiben können. Es ist zu viel gezwungenes darin. IV Der verliebte Werber, nach les amours de Nanterre, einer Operette der Herren le Sage und d'Orneval, im dritten Theil des Theatre de la foire. Die Uebersetzung rührt ursprünglich von dem schon verstorbenen Hr. Heydenreich her, und ist schon im Jahr 1753. als Manuscript auf das Kochische Theater gekommen, hier durchaus mit dem Original verglichen und verbessert.

Der Graf von Sonnenthal, oder, das Schicksal des Soldaten, ein Lustspiel in zween Aufzügen. Frankf. bey Mayers Erbin, 1777. 3½ Bogen 8.

Eine

Eine Scene hat uns nicht übel gefallen, da ein zum Krüppel geschossener Officier, der ohne Pension ist, mit dem Minister spricht. Das übrige will nicht viel sagen. Die Handlung ist nicht sonderlich erfunden. Des Ministers Sohn hat die Schwester jenes Officiers entführet; glücklich fügt es sich, daß dieser der Sohn eines Generals ist, der wegen Verraths aller Güter beraubt war, dessen Erben der König die Güter jetzt eben wiedergegeben hat. Das Stück zu verlängern sind einige Audienzen vorangeschickt, worin der Charakter des Ministers sich zeigt, welches zur Sache hier nichts thut. In der Emilia Galotti ist das Ding anders.

So muß man mir nicht kommen! oder der Schläger, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, nach dem Englischen des Dr. Kenrick, für die deutsche Schaubühne eingerichtet, von dem Uebersetzer der Nebenbuhler. Lübeck 1778. bey Donatius. 6½ Bog. 8.

Es geht keine Schlägerey in diesem Stücke vor, auch ist der Schläger keine Hauptperson. Die Art, wie dieser zur Vernunft gebracht werden soll, ist sonderbar; aber möchte schwerlich wirksam seyn. Man setzt ihn in Furcht, daß er wegen einer gehabten Schlägerey solle gefangen gesetzt werden, und beredet ihn, sich in ein Frauenzimmer zu verkleiden, in welcher Tracht er hernach statt einer andern Person angehalten wird, und beynahe allen Leuten wäre zur Schau gestellt worden. Das Stück enthält eigentlich verschiedene durcheinander laufende Handlungen. Die Entwickelung, welche auf einer unvermutheten Erkennung beruht, ist nicht sehr natürlich. Die sogenannte Einheit der Zeit, oder vielmehr ein gewisses natürliches Maaß derselben, ist so wenig wie die des Orts beobachtet. Es währt das Stück wenigstens 24 Stunden. Doch mag es bey der Aufführung ziemliche Wirkung thun können, weil es viele und lebhafte Handlungen, und manche lustige Charaktere enthält, die durch die Vorstellung gewinnen werden.

Emilie, oder der Besuch auf dem Lande. Ein Schauspiel in drey Aufzügen. Göttingen, bey Dietrich. 1777. 5 Bog. 8.

Die Hauptperson ist ein empfindsamer Junker, der zwar mit seiner Empfindsamkeit ein edles Herz und Wohlthätigkeit verknüpft; aber doch zu weichlich und süß ist. Er soll ein Fräulein heyrathen, welches mit ihrer Mutter einen Besuch auf seines Vaters Gute abzustatten kömmt; ihm aber sehr unähnlich ist, statt deren er sich in eine arme Verwandte derselben, Emilie, verliebt, die sein Vater ihm auch bewilligt, nachdem des Nachts ein großer Lerm entstanden war, weil ein sehr sinnlich denkender Vetter sich in ihre Kammer geschlichen hatte, und groß Unglück hätte anrichten können, wenn nicht jener voll verliebter Verzweiflung in der Nähe patrouillirend gegangen wäre. Das Stück enthält viel gemeine Scenen, und hat einen schleppenden Dialog. Die drey Paar contrastirten Charaktere sind auch zu abgezirkelt. Eine herzbrechende Rede des empfindsamen Junkers von Verzweiflung und Eifersucht steht S. 73. wovon der Schluß ist: „Ich wollt', ich könnte Geister sehen, und es käme itzt einer hinauf zu mir aus der untersten Hölle, und klagte mir, wie Legionen Teufel dort unten ihn quälten mit unnennbaren Martern, unaufhörlich. „— Ich würd' ihm die Hand geben, und sprechen: lieber Bruder, und wir wollten Freunde seyn, hi hi —"

Die Freyer, oder, worauf verfällt ein Frauenzimmer nicht! Ein Lustspiel in einem Akt. Berlin bey Wever, 1778. 2 Bog. gr. 8.

Ein mit vieler Lebhaftigkeit geschriebenes Stück, das sich ohne Zweifel auf dem Theater gut ausnehmen wird. Eine junge sehr lebhafte Witwe erklärt sich, daß sie denjenigen von ihren Liebhabern ihre Hand geben wolle, der in einem Wettkennen den Preiß davon tragen würde. Ein unwürdiger erhält den Preiß. Ihr Oheim bittet alle ihre Prätendenten zum Abendessen, bey dem sie in einen Bedienten verkleidet gegenwärtig ist, und die geringschätzigen Urtheile sowohl des Siegers als zweyer anderer Liebhaber über sich selbst anhören muß, worauf sie sich zu erkennen giebt, und den vierten, der sie aufrichtig verehrte, einen wackern Mann, zu ihrem Gemal erklärt, und ihre bisherige Unbesonnenheiten zu vermeiden gelobet.

Cha-

Charaktere und Erzählungen, aus verschiedenen Spr
chen übersetzt und zusammengetragen. Erst
Theil. Frankfurt. 1778. 10 Bogen 8.

Es enthält diese Sammlung etwa ein Dutzend Aufsätz
größtentheils Erzählungen. Einige sind recht gut; ant
re nur aber von mittlerm Werthe. Wenn sie aber auch a
vortrefflich wären, so möchte doch eine solche Sammlung üb
flüßig seyn, sie müßte denn einen bestimmten Endzweck h
ben. Wenn man ohne Plan und Absicht aus zwanzig Sam
lungen eine neue zusammenstoppelt: so wird die Menge d
Bücher ganz unnöthigerweise vermehret, und der Leser fin
sich in seiner Erwartung, etwas neues zu lesen, oft betrog
Der Buchhändler will ein Buch zur Messe bringen, das i
wenig kostet; der Compilator kann sich nicht damit aufhalte
eine sorgfältige und weitläuftige Wahl anzustellen; sondern
muß das erste beste erträgliche Stück übersetzen, oder lie
aus Uebersetzungen nehmen, um seine Arbeit wohlfeil lies
zu können. Das scheint bey dieser Sammlung auch der F
gewesen zu seyn.

Der Freymäurer im Gefängnisse. Ein Originalsch
spiel in dreyen (drey) Aufzügen, von Hans C
Freyherrn von Ecker von Eckhoff. Hamburg 17
bey Herold. 7½ Bog. 8.

Die Scene ist in Spanien, wo eine Inquisition gegen
Freymäurer angestellt wird. Die ersten Auftritte
sehr überflüßig und langweilig. Die Gemahlin des Gene
procureurs, dem die Untersuchung aufgetragen ist, schw
mit ihrem Kammermägdchen über den Orden. Daß b
nicht viel kluges darüber sagen, könnte man als sehr natü
gerne vergeben; aber daß alles ihr Geschwätze nichts zur
che thut, ist nicht zu verzeihen. Die Dame hat aus Neu
de die Nacht nicht schlafen können, und erklärt ihrer Zofe,
glaubte, daß sie von ihrem Gemahl nichts erfahren wü
in einer fast drey Seiten langen Rede, alle Kunstgriffe,
ein Frauenzimmer brauchen muß, um von den Männern
heimnisse herauszukriegen. Es ist nur Schade, daß d

wichtige Stück der weiblichen Politik in einer etwas unverständlichen Sprache vorgetragen ist, so wie überhaupt der Ausdruck in diesem Schauspiel höchst steif und unrein ist. Nachdem die Dame noch ein Paar Herren, die zu ihrem Gemahle wollten, angenommen, und sich mit ihnen von gleichgültigen Dingen unterhalten hat, fährt sie aus, einen Besuch zu geben, und erscheint gar nicht wieder. Man glaubt, sie werde einen großen Einfluß auf die Handlung haben; statt dessen wird ein gewisser Chevalier eingeführt, der aus persönlichem Hasse den Richter gegen den im Gefängnisse sitzenden Vorsteher der Freymäurer aufzuhetzen sucht, aber wiederum wenig oder nichts zum Fortgange der Handlung beyträgt, weil der Richter selbst argwohnt, daß er aus Leidenschaften handele. Die Scenen zwischen dem Staatsminister, der selbst ein Freymäurer insgeheim ist, und dem Generalprocureur, sind ermüdend lang, so wie die Disputationen des Gefangenen mit einem Abbe und einem Advokaten, die fast mehr zum Nachtheil des Gefangenen ausfallen. Besser sind die Scenen gerathen, da dieser von einem Freunde, der vorher sein halbes Vermögen dem Richter für die Befreyung desselben angeboten hatte, von seiner Gemahlinn und Kindern bestürmt wird, sich durch die Entdeckung des Geheimnisses zu retten. Das letzte Verhör scheint selbst den aufgebrachten Richter in etwas zu besänftigen. Plötzlich wird dem Gefangenen seine durch den Minister bewirkte Freyheit angekündiget, welches nach den vorbereiteten Umständen und den Gesinnungen des Königs etwas unwahrscheinlich ist. Ueberhaupt scheint das Sujet nicht für ein Schauspiel gemacht zu seyn. Die angenommene Lage ist für den Freymäurerorden selbst am wenigsten vortheilhaft, weil er durch die Aussprüche des Staats und der Kirche verboten war. Der Dialog ist sehr ungeschmeidig, und die Reden der Personen immer sehr lang.

Skizzen von A. G. Meißner. Erste Sammlung. Leipzig 1778. in der Dyckischen Handlung. 12 Bogen kl. 8.

Eine ganz gute Sammlung. Der Titel aber könnte wohl deutsch, und passender seyn. Denn es werden hier keine Entwürfe, welche künftig weiter sollen ausgeführt werden, sondern Aufsätze, die schon völlig ausgeführt sind, und dabey noch

dazu

dazu die Anstrengung der Kunst bisweilen sich verräth, mitgetheilt. Die beyden ersten Stücke, der **Springbrunnen** und der **Wasserfall**, sind eine Gattung von Gleichnissen, in welchen von natürlichen Begebenheiten und Gegenständen Gelegenheit zu moralischen Betrachtungen hergenommen wird. Der Philosoph für die Welt hat ein Paar solche Beyspiele geliefert. In den angeführten Stücken giebt Hr. Meißner erst die Geschichte zweyer Freunde, wovon der eine bis zum Minister steigt; der andere, nachdem er sich einige Zeit den Geschäften gewidmet hatte, sich ins dunkle Privatleben zurückzieht. Doch vergißt der Minister seinen alten Freund nie, welches hier ziemlich wahrscheinlich gemacht wird. Bey einer vertraulichen Unterredung in des Ministers Garten neben einem Springbrunnen, zeigt sein Freund ihm daran ein Bild seines bisherigen Glücks und seines vielleicht künftigen Schicksals. Dieß wirkt so stark auf ihn, daß er den Springbrunnen, den er nur erst hatte anlegen lassen, wieder niederreissen läßt. Die Prophezeihung wird erfüllt. Der gestürzte Minister ist über sein Schicksal untröstlich, was auch sein Freund für Mühe anwendet, ihn zu beruhigen, bis dieser einmal bey einem Wasserfalle einen glücklichen Augenblick trifft, da er durch eine Vergleichung mit dem Wasser dieses Falles jenen eben so zur Zufriedenheit bringt, als er ihn durch das erste Bild in Unruhe gesetzt hatte. Die Schreibart in diesem Stücke, so wie sonst noch, ist etwas aufgedunsen, mit unnöthigen Beywörtern überladen. Das Stück, **Art läßt selten von Art**, ist eine dramatische Erklärung dieses Sprüchworts. Aber es ist doch wohl nur Zufall, daß ein unehelicher Sohn seinem Vater, der ihn gar nicht erzogen hat, in den Gesinnungen so ähnlich ist, daß dieser ihn dadurch von seinem Bruder unterscheidet, den er eben so wenig als seinen Sohn kannte — **Das deutsche Schauspiel zu Venedig** ist schon aus dem Museum bekannt. — Rührend ist die Erzählung, welche den Titel führet: **Blutschänder, Mordbrenner und Mörder zugleich, nach den Gesetzen, und doch ein Jüngling von edler Seele.** Sie gründet sich, wie der Recensent weiß, auf eine wahre in der Mark Brandenburg vorgefallene Geschichte. Sie ist dem Tugendhaftesten eine Warnung, daß er allmählig durch eine unglückliche Zusammenkunft der Umstände, zu den schrecklichsten Vergehungen gerathen kann. Es wäre zu wünschen, daß auch in dieser Erzählung die Worte ein wenig gespart wären. Z. B. will ich nur die

leeren

leeren Tiraden im Anfange anführen. Auch wäre zu wünschen, daß Hr. M. bey der Geschichte, wenn er sie gewußt, ganz genau geblieben. Z. B. die Erdichtung, daß dem jungen Menschen seit seinen ersten Jahren, **das Lesen nützlicher Bücher der liebste Zeitvertreib gewesen**, und wozu deklamirt er so vielerley von seinen Gesinnungen hier und da? Hr. M. hat vielleicht gemeynt, ihn dadurch interessanter zu machen. Wir denken aber, dieß sey nicht so. Der wirkliche Missethäter war ein bloß einfältiger unkultivirter Handwerksmann, der sich auf seine Gesinnungen gar nichts zu gute that, und dem mit Mühe der Zusammenhang seiner Handlungen, mußte abgefragt werden. Desto glaubwürdiger aber war auch alles. Eine Erlaubniß zu heyrathen (S. 82.) war nicht da, und konnte nicht da seyn; sondern die Liebenden bildeten sich in ihrer ehrlichen Einfalt nur ein, daß sie kommen würde. u. a. m. Hr. M. glaubt übrigens nicht mit Unrecht, daß man in Criminalakten manche Begebenheit antreffen möchte, die zur geheimen Geschichte des menschlichen Herzens wichtige Aufschlüsse liefern würde; daß auch der dramatische Dichter manche neue Situationen darin entdecken könnte. Rec. ist zwar ganz und gar von Criminalacten entfernt; erinnert sich aber doch einer Erzählung, die ihm von einem traurigen vor etwa zehn Jahren zu Celle vorgegangenen Falle gemacht ist, da ein guter fleißiger Handwerksmann, der nicht das Meisterrecht gewinnen konnte, und an der Ausübung seiner Profession gewaltsam gehindert ward, Frau und Kinder in der Verzweiflung getödtet hat. Die Geschichte, welche Hr. M. in dem Nachtrage erzählt, von einem Bauer, der seine Frau, die mit Selbstmord umgieng, ermordete, damit sie nicht durch eigene Handanlegung sich ewig unglücklich machen sollte, ist gleichfalls sonderbar und merkwürdig — Die bekannte Geschichte der **Bianco Capello** hat er in eine dramatische Form, mit eingestreuter Erzählung dessen, was dieser Form nicht fähig war, eingekleidet. Der Einfall ist ganz gut, weil die Erzählung durch die dramatische Form der hervorstechenden Theile lebhaft und anschaulich gemacht wird. Dieß scheint eigentlich eine Skizze zu seyn, wodurch Hr. M. sich im Dialogiren hat üben wollen. Es ist gut eingeleitet, daß die Bianca ihren Liebhaber anfangs für einen edlen Florentiner aus dem Hause Salviati hält, da er doch nur ein Handlungsbedienter dieses Hauses war. Ihre Liebe zu ihm wird dadurch anfangs ganz unschuldig. Ein Ausdruck hat uns für ein Frauenzimmer,

wie Bianca in diesen ersten Scenen geschildert wird, sonderbar geschienen. Sie erwartet ihren Geliebten, um sich ihm zu erklären, und fängt folgenden Monolog an: „Ha! jetzt schlug's! — O gewünschte Minute! mit Angst einer Gebärerinn erwartet; mit der Freude einer Braut gewünscht.“ Die Anführung der Gebärerinn ist aber nicht allein höchst seltsam; sondern überhaupt ist die ganze Monologe, gar nicht im Charakter gedacht. Ein edles Frauenzimmer, die ihren Liebhaber erwartet, wird gewiß, so großes Verlangen sie auch nach der Stunde gehabt hat, sobald sie wirklich kömmt, ängstlich werden, und gewiß nichts von den Freuden einer Braut daher deklamiren. Die übrigen kleinen Aufsätze lassen wir vorbey, um noch eines Dutzend prosaischer Fabeln zu erwähnen, die von der witzigen Gattung sind, und zum Theil Beziehung auf unsere Litteratur haben. Folgende Fabel diene zur Probe:

Der edle junge Wolf.

Ein junger Wolf, der zuerst im Treffen wider Herzog Leopard feigherzig seine Glieder verlassen, ward für König Löwens Richterstuhl gezogen, und ihm von dem erzürnten Monarchen zwölf Streich' und der Verlust eines Ohrs zuerkannt.

„Mir das!“ rief der Beklagt' und kniete hin. „Mir!“ dessen Vater einst in einem gefährlichen Aufstande deinen wankenden Thron erhielt, und dafür mit dem höchsten Adel beschenkt ward.“

„Du hast recht, erwiederte der Leu lächelnd: der Sohn eines solchen Vaters verdient Unterscheidung, man geb' ihm vier und zwanzig Streiche, und schneid' ihm beyde Ohren ab.“

O wie verschieden ist das Recht im Thier- und Menschenreiche!

Es ist Schade, daß die Construktion des ersten Absatzes so fehlerhaft ist; und noch eins, sind die Apostrophen in der Prosa so sehr nöthig?

Gedichte. Leipzig bey Crusius. 1777. 6 Bogen kl. 8.

Eine Gesellschaft von Freunden und Liebhabern der Dichtkunst hat diese kleine Sammlung aus ihrem Archiv her-

ausge-

ausgegeben. Den Inhalt wollen wir mit den Worten eines der V. aus dem letzten Gedichte hersetzen:

Nun da hätten wir ja in aller Unschuld
Von der Liebe, von ihren Näckereyen,
Florens Rösgen, und Libers Zaubertranke,
Von der Mutter Natur, und ihren Freuden,
Von dem sanften Geäugel holder Mädgen,
Von der Freundschaft, und manchen andern süssen
Zuckersächelchen gar ein ganzes Bändchen
Bibs aus Zeitvertreib muthig hergetrallert.

So ganz in aller Unschuld nicht allemal. Sehr zweydeutig ist das Lied eines Liebhabers an der Stelle, wo er seine Schöne belauschte; oder das Lied, die Ueberraschung, wo der Dichter sich in Gedanken in das Schlafzimmer seiner Geliebten versteckt, und ihr zumuthet, ihr Bettchen mit ihm zu theilen. Die übrigen Gedichte sind ganz anständig. Als Gesellschaftsstücke sind sie recht gut. Aber viel mehr als mittelmäßig sind sie auch nicht.

Olla Potrida. No. I. April 1778. Berlin bey Weber.

Derselben No. 2. zweyter Vierteljahrgang 8.

Die meisten der in dieser periodischen Schrift enthaltenen Aufsätze sind aus andern Schriften dieser Art genommen. Die Gedichte sind bis auf zwey noch ungedruckt, und nicht übel. In dem ersten, einem muntern Hochzeitgedichte, möchte doch, wenn man auch in dem scherzhaften Stil ein oder das andre fremde Wort durchlaufen lassen wollte, das Italienische sekliren sehr unverständlich seyn. Es heißt:

Daß ich an deinem Vermählungstag hier
Mit dieser Epistel oder Geschmier
Dich zu sekliren Gelegenheit ersäh.

Die beyden dramatischen Stücke, die letzten Tage des jungen Olban, ein bis dahin ungedrucktes Stück, und das, Conrad von Sponheim und Freyda, sind ziemlich übertrieben und überspannt, von der empfindsamen Gattung, besonders das letztere, worinn viel fumus sine fulgore ist. Einige

nige Stücke sind interessant, als die Reise Maheinis von Raietea gegen den Südpol, aus Cooks neuester Reise um die Welt, die Erzählung von einer Hochzeitfeyer bey den Wiedertäufern, die Lottogeschichte, besonders die Nachrichten von der Mad. Geoffrin, wobey man aber einige persönliche Umstände, als auch die Ursachen vermißt, wie sie sich eine so besondere Achtung nicht allein unter Gelehrten und Künstlern, sondern auch unter so vielen Großen erworben hat. Manche Stücke sind aber auch unbedeutend und zweckwidrig. Des Majors Washingtons Tagebuch vom J. 1753 ist höchstens in einer amerikanischen Bibliothek interessant. Der Aufsatz über die Thiersprache sagt nichts; Wolfs Schreiben an Haller hat gar nichts auszeichnendes. Die Nachricht von den savoyschen Eisgebürgen nach de Lüc verliert ausser dem Zusammenhange viel. Die ökonomischen Aufsätze gehören hieher nicht. Ueberhaupt werden Sammlungen aus andern Sammlungen nur ohne Noth die Menge der Bücher vermehren; sie müßten denn nach einem wohl angelegten und bestimmten Plan, mit Beurtheilung und Geschmack gemacht seyn. Für unsern Geschmack ist die gegenwärtige zu sehr Olla Potrida.

Die No. 2. ist eher schlechter als besser. Die Gesänge aus Lilla einem Schauspiele von Göthe, in Weimar 1777 aufgeführt sind höchstmittelmäßige Reime, auch nicht ein Funken von Imagination oder Dichterkraft ist darin. Der Freyer, ein Lustspiel, bedeutet sehr wenig im Lesen. Die letzte Scene würde aber, gut gespielt, eben nicht übel thun. Das Gesetzbuch der Kalmucken, aus Pallas Sammlung von mongolischen Völkern, ist das Beste in dieser Nummer. Die Briefe des Grafen von *** sind artig geschrieben. Aber wozu ist S. 281. eine Abhandlung und S. 290. die Geschichte der Bianca aus dem Hannöverschen Magazin eingerückt, das in Deutschland gewiß allgemeiner gelesen wird als diese Olla Potrida?

Hermione, ein Singspiel in fünf Aufzügen. von J. F. B. Frankfurt, bey Monath. 1778. 6 Bogen 8.

Wenn der V. nicht etwa dieses Stück selbst absingt, so möchte es wohl ungesungen bleiben. Von griechischer Sitte ist nichts darinn. Daß der V. nichts davon kennt, zeigt, daß

daß er den Praxiteles und die Parther, die im Fliehen verwunden, in die Zeiten des Trojanischen Krieges bringt. Die Helden sprechen bisweilen wie Renommisten, fodern sich heraus, und einer macht sich, da er erscheinen soll, aus dem Staube. Hermione sagt, sie sey zu delicat gewesen, ihre Neigung für den Orestes zu gestehen. Menelaus stellt sich oft albern an. Ein Abgesandter des Pyrrhus und Freywerber um die Hermione, mit dem ungriechischen Namen Helko, sagt:

O kennte sie mich
Nur erst, und Griechenlandes Wunder,
Des Pyrrhus Thaten; fängt wie Zauber
Ihr Herz dann Liebe nicht, will ich nicht
Helko seyn.

warum nicht gar: soll mich der Teufel holen.
Einmal sagt Hermione: Wer keucht zu uns herauf: und Helena antwortet: Mir ists ein fremd Gesicht. Vollkommen, wie ein paar Précieuses ridicules sprechen würden. Die Complimente, die sich Menelaus und seine Söhne machen, sind auch sehr erbaulich. Wo Menelaus herrscht, da schlafen des Aufruhrs grämische Gefieder, sagt einmal Megapenthes. Wie der Versbau beschaffen sey, kann man aus den Proben sehen. Oft reimt der V. Wo es nicht gehen will, läßt er es gut seyn. Die vorletzte Sylbe in Hermione braucht er lang, worüber er vorher sein Lexicon hätte nachschlagen müssen.

Wie ganz aus einem andern Tone ist folgendes Singspiel gestimmt?

Cephalus und Prokris. Ein Melodrama von K. W. Ramler. Berlin 1778. bey Decker, 2 Bog. 8.

Eifersucht, Zärtlichkeit und Verzweiflung sind hier auf das rührendste und einnehmendste geschildert. Nur ein Paar Züge: Prokris sagt, da sie sich versteckt, um ihren Cephalus zu belauschen:

— Beschämen will ich ihn;
Gerechtere Verweis' ihm geben, als er mir;
Und dann, o Hyale! — dann — will ich ihm
verzeihn.

Diese

Diese Hyale ist eine der Prokris unsichtbar erschienene Nymphe der Diane, welche sie warnt, nicht zu lauschen. Cephalus sucht ein weißes Reh, um es an dem Tage, an welchem er den ersten Kuß von seiner Prokris erhalten, zu opfern. Er will sie damit überraschen.

— Und wenn du diesen Tag, den Tag
Der Liebe, vergessen hast, o Prokris! so sag' ich dir:
Heut lieb ich stärker als du. — Betrübet dich das? Mich liebst
Du morgen noch mehr; beneide mich heut! Du hast den Preis
Schon oft erhalten; nur heut verlang ihn nicht! heut lieb
Ich stärker, als du —

Noch ein Verdienst des Stückes ist, daß es schon den Leser, (und was wird die Vorstellung nicht thun?) ganz in die alten Wunderzeiten zaubert. Ps.

Lieder für die Colmarische Kriegsschule. 1778. 8 Octavseiten.

Der V. dieser zehen Stücke ist der Director jenes Erziehungsinstituts, Hr. Hofr. Pfeffel zu Colmar, selbst. Wir wollen doch einige abschreiben.

Bey Einweihung eines Mitglieds der Ehrencompagnie.

Schön ist der Held; Ein Lorbeerzweig umblühet
Glorreich die Stirne benarbt fürs Vaterland.
Schöner der Jüngling, dem seiner Brüder Hand
Die Krone der Tugend um seinen Scheitel zieht.

* *

Heyl dir, o Freund! durch unsre Wahl erkohren,
Muster und Richter der Sitten uns zu seyn!
Reich uns die Rechte: dem Himmel uns zu weyhn,
Sey unser Gelübde: für ihn sind wir geboren.

Bey Austheilung des Fleißkreutzes.

Heyl dem Jüngling, dem die Musen
Seinen Fleiß belohnen;

Ehre strahlt in seinen Busen
Wie ein Sonnenlicht.
Aber ihre Kronen
Welken, wenn die Unschuld nicht
In den reinen Zonen
Des Olymps sie bricht. V. A.

Bey Austheilung des Sittenkreuzes.

Heyl dem Jüngling, dessen Seele
Sich der Unschuld weyhet,
Dessen Fuß die Schlangenhöle
Der Verführung flieht.
Jeder Morgen streuet
Rosen unter seinen Tritt;
Freut er sich, so freuet
Sich der Himmel mit. V. A.

Die übrigen sind folgenden Inhalts: **bey Eröffnung einer Feyerlichkeit; beym Schlusse derselben; bey Einweihung eines neuen Zöglings; bey Einweihung eines Officiers; bey einer öffentlichen Strafe; Spazierlied; Abschiedslied.**

Bey diesem Anlasse wollen wir unsern Lesern melden, daß diese **Colmarer**, nicht blos zur Erziehung des künftigen **Kriegsmannes**, sondern auch, **andern** Lebensarten sich widmender, Jünglinge bestimmte, — (wo wir uns nicht betrügen) — im Jahr 1772. in aller Stille von dem Hrn. Hofr. **Pfeffel** errichtete, Schule, eben so ohne alle Geräuschmacherey und Prallerey ihren Gang fortgeht. Die Anfangs auf 30 beschränkte Zahl der Zöglinge ist allmälig auf 36, und seit Kurzem auf 40, erweitert worden. Bey dieser soll es bleiben, ungeachtet Hr. Pf. 80, und mehrere, haben könnte. Der Inspector ist Hr. Hofr. **Kerse**. Wir behalten uns vor, eine genaue Nachricht von dem ganzen Institute unsern Lesern ehestens vorzulegen.

Wir wollen bey dieser Gelegenheit ein andres Gedicht von eben diesem V. anzeigen. Es ist die

Epistel an Phöbe. 1778. 16 S. in 8.

von ihm auf den vierzehnten Geburtstag einer seiner Töchter verfertiget. Sie enthält ein sehr zweckmäßiges Märchen: **die Klippe des Gefühls**, mit einer passenden Vor- und Nach-

rede

geben. Vielleicht ist es unsern Lesern nicht unangenehm, wenn wir Einiges daraus hierhersetzen:

Am Glanz des reichen Taugenichts
Wird sich dein Blick auch nie vergaffen.
Doch schrecklich sind die Zauberwaffen
Des feinen Modebösewichts,
Der Nichts von Flammen, Nichts von Schmerzen
Der Liebe spricht, nur von Genie,
Von Tugend und von Energie,
Von Freundschaft und von Sympathie u. s. w.

Dank sey es unsern hellern Zeiten,
Daß Selbstheit und Sophisterey
Und Vollkraft und Empfindeley
Der Unschuld mehr Gefahr bereiten,
Als je die Nacht der Barbarey.

S. 14. ermahnet er seine Tochter;

Fluch, wenn du liesest, den Roman;
So gut als Fielchens Dämon kann
Ein Buch dich ins Verderben stürzen,
Das bald uns eine Tugend leiht,
Die noch kein Menschenkind erreichet;
Bald für das Laster uns erweichet,
Das in der Unschuld Feyerkleid
Sich langsam in die Seele schleichet;
Bald unsrer Weisheit alle Kraft
Abwitzelt, und die Leidenschaft
Zur Fürstin der Vernunft erkläret,
Und bald die kranke Phantasey
Des Schicksals blinder Tyranney
Durch Gift und Dolch entfliehen lehret. u. s. f.

Nicht gut! Dabey wird aber jeder weise Vater, — nach dem eignen Beyspiele des V. ohne Zweifel, — Anstalt treffen, daß seine Tochter keine Bücher von diesem Schlage in ihre Hände bekomme; und wenn sie doch dergleichen erhalten hat, sein gröstes Erstaunen, noch minder heftigen Unwillen, über diese ihre Lektüre äußern, das Buch nicht ausschreyen, oder verdammen, noch weniger aber ihr solches mit Gewalt wegnehmen, sondern ruhig mit ihr von demselben sprechen; es ganz, oder Theilweise, mit ihr durchlesen; seine Gedanken darüber

ihr, nach ihrer Empfänglichkeit, eröffnen; eine, wirksames Gegengift enthaltende Schrift, auf gute Art ihr mittheilen, oder empfehlen, und Aehnliches.

Wenn es auf der letzten Seite heißt:

Das frohne mystische Gewebe
Der Fesseln wahrer Sympathie.

so wird wohl das (in des V. neuesten Poesien öfters vorkommende) obsolete Wort frohn, wie einige andere, als unverständlich, mehr als einer Tochter erklärt werden müssen.

Se.

New Idyls, by Salomon Gesner. With a Letter on Landkape-Painting, and the Two Friends of Bourbon, a Moral Tale. London, Hooper. 1775. in gr. 4.

Eine gute Uebersetzung, und beynahe noch prächtiger gedruckt, als die Zürchische Original-französische Ausgabe in groß 4to, die wir in dem Anhange vom XIII bis XXIVten Bande S. 1142. angezeigt haben. Die treffliche Geßnerische Kupferstiche sind auch nachgestochen; aber die Glättigkeit des Stichels kann den Geist nicht ersetzen.

Bey dieser Gelegenheit zeigen wir an, daß Don Aurelio de' Giorgi Bertola, verschiedene Idyllen des berühmten Geßners, ins italienische übersetzt, und zu Neapel 1777. hat drucken lassen.

Fb.

Lorenz Kestenrieders Einleitung in die schönen Wissenschaften, zum Gebrauch seiner Vorlesungen. Erster Theil. 1777. 12½ Bogen.

Herr Kestenrieder ist nicht zufrieden, seinen Schülern alle Gattungen des Sylbenmaßes zu erklären, alle Figuren und Tropen vorzumagen, oder à la Gottsched, das Mechanische der Epopee, der Ode, der Elegie zergliedert zu haben. Er bleibt bey den trocknen Regeln nicht stehen; sondern sucht bey seinen Schülern, wo es nur immer möglich ist, die Empfindungen

dungen rege zu machen, sie an die Stelle des Dichters, den er ihnen vorliest, zu versetzen, und ihnen gleiche Begeisterung mitzutheilen. Der erste Theil dieses Werks enthält 15 Abschnitte: die ersten achte handeln von der Dichtkunst und ihren Eigenschaften überhaupt; vorzüglich hat uns der 3te Abschnitt, wie man Dichter lesen und nützen soll, gefallen. Die übrigen sieben handeln von der lyrischen Dichtkunst, von der Idylle, Fabel, Lehrgedicht, Sinngedicht, Satyre, Romanen. Der Verfasser hat die Idylle Geßners von dem armen Amintas gut zergliedert, und seinen Schülern das Simple, das Rührende in jedem Zuge vorzustellen gesucht. Nur einen Fehler müssen wir bemerken, daß nämlich Herr Kestenleder zu Zeiten vor Begierde, sich recht nach dem Herzen auszudrücken, und faßlich zu machen, in das falschgeschistirende, und eben hierdurch vor lauter Drang der Gedanken in das Dunkle verfällt.

* * *

Salomon Geßners Schriften. Zweyter Band. Zürch, beym Verfasser. 1778. 24½ Bogen, gr. 4.

Dieser zweyte Band (vom ersten s. A. d. B. XXXV. 2. S. 505.) enthält, wiederum mit der Ausgabe von 1770. verglichen: 1) Idyllen. Es sind die neuen des fünften Bandes, (daselbst von S. 1 — 130.) nur die eine: der Herbstmorgen (S. 14. f.) ausgenommen, welche wohl nur durch ein Versehen ausgelassen ist. Sie folgen aber hier in einer etwas andern Ordnung. 2) Evander und Alcinna (4ter Theil. S. 1 — 82.) 3) Brief über die Landschaftsmalerey an Herrn Füeßlin. (5ter Th. S. 229. bis ans Ende.) Es sind von des V. Hand, wiederum zehn große Blätter, und viele Vignetten und Zierrathen beygefügt; die aber, aufrichtig und ohne Anspruch auf Kunstkennerey gesagt, weder so reizend an Erfindung noch schön an Ausführung uns bedünken, als die des ersten Bandes.

Aesthetische Lehrsätze und Regeln von Anton Friederich Büsching. Hamburg, bey Buchenröder und Ritter. 1774. 6 Bogen in 8.

Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1776. gleiche Bogenzahl.

Es ist dieß der Anfang des ersten Stücks der Geschichte und Grundsätze der schönen Künste und Wissenschaften, die der V. vor einigen Jahren herausgab. Er hat hier diesen Anfang besonders abdrucken lassen, zum Behuf seiner Vorlesungen, und einige kleine Veränderungen hinzugethan.

Man muß den V. bewundern, der auch hier seine Kenntnisse, sein eignes Nachdenken, seinen Fleiß zeigt. Er berührt (zwar nur kurz, wie es hier sein Zweck erfoderte) alle Hauptmaterien, und man sieht, daß er alles Wichtige darüber gelesen hat. Er entwickelt die Begriffe vom Schönen, vom Geschmack, Genie, Imagination, u. s. w. Der Endzweck der Künste ist ihm, der Würde nach, dreyfach: 1) sie arbeiten für die Sinne und Einbildungskraft; hier erklärt er die Mittel, wodurch sie es thun: das Neue, Unerwartete, Sonderbare, die Laune, das Lächerliche, Wunderbare, die Nachahmung sinnlicher Dinge, Allegorie, Vergleichungen und Gleichnisse, u. s. w. 2) Für den Verstand; durch Wahrheit, Wahrscheinlichkeit, Naivetät, Witz, Stärke, Reichthum, Erhabenheit, u. s. w. 3) Für das Herz und den Willen. — Diese kurze Anzeige von diesem selbst kurzen Buche mag genug seyn.

Ernest oder die unglücklichen Folgen der Liebe; ein Drama in 3 Aufzügen. In einer freyen Uebersetzung aus dem Französischen, nach den Leiden des jungen Werthers gearbeitet. Berlin. 1776. 4 Bogen in 8.

Sokrates gieng unter den Buden des Marktes herum, und sagte mit Dank zu den Göttern: Was ich doch alles nicht brauche! Wie ich die Vorrede zum Ernest durchgesehen hatte, sagte ich froh: Was ich Glücklicher doch alles nicht lese! — Da spricht der Mann sehr angelegentlich von einem franzöſ. Drama: les Malheurs de l'amour, das viele Fehler haben soll, das er aber dennoch nachgeahmt hat; von einer andern Ueberſ. des franzöſ. Dramas, die gar nichts taugen soll;

dem vom einem Drama im illyrischen Geschmack: Mansuren oder der junge Werther (wer hat am Titel nicht schon genug?) das gleichfalls nicht viel werth seyn soll; woraus er aber dennoch was genommen hat.

Das Buch hat schon Abschreckendes genug. Schon wieder etwas über den Werther! Als wenn die Dysenterie der Schriftsteller darüber noch nicht aufgehört hätte, und als wenn das Publikum geduldig alles annehmen müßte, was die Herren, deren schwacher Magen ihn nicht halten kann, ἀνω und κατω von sich geben. Vollends ein franzos. Drama nach dem Plan davon gemacht! U. nun wieder ein deutsches nach dem Plan des Französischen! — Ohe iam satis est! ohe!

Weil denn doch die bürgerliche Welt nicht viel bedeutet, so hat der V., um dem Dinge einen Schwung zu geben, alles nobilitirt; und dabey denn, in den Abwechslungen, seine schöpferische Einbildungskraft bewiesen. Lottens Mann ist ein bloßer Herr von; sie selbst eine gebohrne Baronesse; und Werther, der hier Ernest heißt, ein Graf, der seine Reise durch Italien gemacht hat. Dafür sprechen sie denn auch nicht so wild, so ungestüm, so bürgerlich, so genialisch; sondern fein poli, wie aus folgendem zu ersehen ist:

„Lotte. Wenn es Ihnen wirklich so schätzbar wäre, mich zu sehen, so würde es Ihnen weniger Mühe kosten, den vielfältigen Bitten meines Vaters nachzugeben. (nämlich: bey ihnen zu bleiben und zu wohnen.)“

„Ernest. Wer weiß aber auch, ob meine Gegenwart hier einem jeden angenehm ist?

„Lotte. Die Freundschaft meines Vaters, und die Denkungsart unsers ganzen Hauses gegen diejenigen, so er seine Freunde nennt, müssen Ihnen gar keinen Zweifel übrig lassen.“

„Ernest. Ich weiß auch wohl, gnädige Frau, daß ich zwischen dem Vergnügen, meine Freunde wieder zu sehen, und meinem eignen Vortheil nicht unschlüssig war.“

„Lotte. Sollte Ihr eigener Vortheil durch diesen Besuch leiden, so würde mein Vater gewiß am ersten nachgeben, wenn es ihm auch das Vergnügen, Sie zu sehen, kosten sollte.“

„Ernest. Ich gebe keinem, als mir selber, des Uebels Schuld, das ich mir zufüge.“

„Lotte. Wir vergessen, daß man uns zum Essen erwartet. (Sie reicht ihm die Hand, welche er küsset.)
„Ernest. Gott, was würde man in diesem Augenblick nicht vergessen! (Führt sie ab.)“

Lottens Mann ist hingegen äußerst plump gegen seine Frau. Ein Pastor und ein benachbarter Baron sind hinzugethan. – Ob wir alle angezeigte Schönheiten dem Franzosen, oder dem deutschen Nachahmer, oder dem Verf. des illyrischen Drama zu danken haben; darüber sind wir ganz seligunwissend.

Neue Gedichte nebst Proben einiger alten. Ey blot til Lyst. Kopenhag. Prost. 1777. 11 Bog. 8.

Sehr unbedeutend! Die neuen oder eignen Gedichte des V. bedünken uns matt, leer, holpricht. Die alten sind Uebersetzungen oder Nachahmungen von ein Paar Stücken der Minnesinger, und einem ältern Liede aus Schilter; auch ist eine Idylle Theokrits nachgeahmt, ohne daß es angezeigt worden. Nirgends erhebt sich der V. über das Mittelmäßige, und benimmt uns also alle Lust, ihn weiter zu untersuchen. Seine Kenntniß der altdeutschen Sprache ließe sich sonst wohl bezweifeln, da er, wie uns itzt gleich in die Augen fällt, leir, liegt, durch leidet übersetzt. Auch sind ein Paar Gedichte aus dem vorigen Jahrhundert beygefügt, gleichfalls nichts beträchtliches. Sonst ist der Inhalt dieser Sächelchen mancherley: Elegieen, Liebes- und Trinklieder, auch Fabeln im Neuundeutschen. — Das dänische Motto des Titels heißt: Nicht bloß zur Lust; aber Nutzen haben wir wenigstens auch nicht ein Quentlein durch diese Lektür bekommen. — Die Vorrede ist mit C. unterzeichnet.

Psalmen. Stralsund. 1777. 5 Bogen (ohne Seitenzahl) in 8.

Es sind kurze geistliche Lieder; doch oft sind Betrachtungen, Aufforderungen u. s. w. darunter, die wohl nicht unter den Namen Lieder gebracht werden können. Ueberhaupt genommen sind die Gedanken gut und stark; nur oft etwas kraß, als „Gott Sohn hat durch den Kreuzestod u. s. w.,“ und oft zu schwülstig, schwärmerisch, und eben daher

unna-

unnatürlich. Die Verse, theils freye, theils bekannte Sylbenmaaße, sind im Ganzen auch gut, nur kommen Härten, Hiatus, und Dunkelheiten vor. Der V. scheint ein Jüngling zu seyn, der statt anhaltender Uebung, reifen Nachdenkens, und philosophischer Sorgfalt, durch Lesung von Lavaters und ähnlichen Schriften zu sehr seine Phantasie erhitzen läßt. Wir schreiben zur Probe ein Stück ab:

Anbetung.

Wenn Freude aus dem Innersten
Der Seele mich ergreift,
Die Feuergeister meines Bluts
Mit neuer Glut durchhaucht;

Wenn trunkener Gedanken voll,
Der reinsten Seligkeit,
Mein Haupt sich einen stolzen Sitz
Von zwoen Seelen wähnt;

Das Herz, dem schnellsten Tänzer gleich,
In meinem Busen hüpft,
Der Mund sich nicht zu öffnen wagt,
Vom Aug die Thräne bebt:

Dann singt mein Geist, mein seyend Ich
Den stillen Lustgesang,
Den morgens, Gott, Natur dir singt;
Eh noch die Lerch erwacht.

Wem ist wohl je im Taumel der Freude vorgekommen, er habe zwo Seelen im Kopfe? Das fällt nur einem kalten Sophisten ein, der sich entschuldigen will, z. E. Arasp. Welch eine Aufhäufung ganz verschiedner und sich also störender Bilder, z. E. das Herz als Tänzer! Was liegt denn für ein Nachdruck darin, zu sagen: mein Geist, mein Ich! Allerdings preist die Natur immer Gott; aber da der Morgen selbst nicht früher anbricht, als die Lerche erwacht, so haben die beyden letzten Zeilen keinen rechten Verstand. — Im letzten Liede: die Huldigung, das sehr gute Stellen hat, sieht man nicht gleich, daß Gott der Dativ ist, und das macht den Anfang etwas dunkel. Doch dergleichen wäre bey allen Liedern zu erinnern.

Ta.

Von dem Glück des häuslichen Lebens. In der freundschaftlichen litterarischen Gesellschaft in Hamburg vorgelesen den 25sten Januar, 1776. bey Bode. 20 Seiten 8.

Dieser Aufsatz handelt eine Materie ab, die für das menschliche Geschlecht sehr wichtig ist, und führet dieselbe gut aus. Das Glück des häuslichen Lebens kann nicht genug angepriesen werden. Dieses thut der Verf. indem er es von allen Seiten betrachtet, und dessen Vorzüge mit einer männlichen Beredsamkeit zeigt.

Mn.

Almanach des Muses, ou choix des Poëſies fugitives de 1775. 1776. 1777. à Goettingue et Gotha chés Dietrich. 568 Seiten 8. Kupfer, 10 Blatt Noten 8.

Ein anderer Titel heißt:

Collection de Piéçes fugitives. 1775. 1776. 1777.

Es ist dieses nicht etwan ein Nachdruck eines Pariser Almanachs; sondern eine eigene Sammlung, welche Hr. D. Salzmann in Straßburg, der sich unter der Zueignungsschrift des Jahres 1777. nennet, herausgegeben hat. Diese Sammlung ist recht artig. Sie scheint aber aufgehört zu haben, da uns kein Bändchen vom Jahre 1778. zu Gesichte gekommen ist.

Em *

Die Werke des Horaz, aus dem lateinischen übersetzt, dritter und letzter Theil, welcher die Briefe und die Dichtkunst enthält, Anspach, bey Haueisen. 1775. 204 Seiten 8.

Wir haben die beyden ersten Bände dieser Uebersetzung im Anhange zum XIII bis XXIVsten Bande S. 465. angezeigt.

gezeigt. Den Inhalt dieses dritten Theils, der den Beschluß der Uebersetzung macht, besagt der Titel. Diejenigen, denen zu gute diese Uebersetzung gemacht ist, werden sie mit Vergnügen lesen.

Gl.

Herold oder der Mann nach der Welt, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Bayreuth, bey Lübeck. 1778. 68 Seiten.

Dieß Stück vermehrt die Menge elender Stücke, mit denen das deutsche Theater, inuita Minerua, von allen Seiten her überhäuft wird. Es ist unter aller Kritik. Die ganze Fabel ist unnatürlich, die Charaktere sind platt und übertrieben. Ein Ritter Herold, der allen weißen Schürzen nachläuft, der ein deutscher Ritter ist, (und also nicht heyrathen darf) dennoch aber zwey Fräulein und einer Wittwe die Ehe verspricht, und bey allen Glauben findet. Ein vernünftiger Hr. von Creuzberg, der diesen Glücksritter sehr wohl kennt; aber doch ihn in ein sittsames Haus einführet, ohne dessen Liebesavantüren, und Gesinnungen in Absicht des Frauenzimmers zu kennen, denn wäre dieses, so hätte er ihn gar nicht einführen müssen. Eine alte verliebte Wittwe v. Gräf, die in einem sehr eckelhaften Auftritt (1 Akt. 6 Auftritt) nicht allein um den Hals, sondern sogar zu Fuße fällt, daß er nicht mit ihr brechen soll. Ein empfindelndes für Liebe krankes Fräulein, (noch am leidlichsten ausgeführt) Ihr Kammermädchen, das alle fremde Worte verwechselt, und damit bey diesem höchstlangweiligen Stücke, wenigstens das Lachen der Gallerie erregen soll. Ein Haudegen von einem Baron Menzel, der sich mit jedermann schlagen will, und doch dabey eine langweilige Moral predigt. Ueber dieß letzte ist sich am wenigsten zu wundern: denn überhaupt, die meisten Charaktere sprechen wie ein Buch, oder vielmehr im Ton des Verf., der ohne die Welt zu kennen, eine Komödie machen will. Und unter diesem Geschwätz, kommen Stellen vor, von denen man gar nicht weiß, wie sie dahin kommen. So erzählt z. B. (II Akt 2te Auftritt. S. 41. 42.) der eben erwähnte schlägerische Baron, ganz wider seinen Charakter, ohne die mindeste Veranlassung, und ohne den mindesten Zusammenhang mit dem Stücke, die Geschichte eines Pfarrers, der seine Tochter einem Manne versagt, und einem andern gegeben

geben hat. Die Erzählung ist so mit Haaren herbeygezogen, und einige Umstände z. B. S. 42. vom Taubenschlag, von einer eingehandelten Dechantsperücke, schmecken so sehr nach Persönlichkeit und schicken sich auf alle Weise so wenig fürs Theater, daß man fast vermuthen möchte, der V. habe irgend einem ehrlichen Manne durch solche Erzählung eine unangenehme Stunde machen wollen. Wäre dieses, so würde der V. nicht bloß ein schlechter theatralischer Schriftsteller, sondern noch auf einer andern Seite verächtlich seyn.

Em.

Grundsätze der dramatischen Kritik. Nebst einem Abriß von der Erziehung der griechischen und römischen Schauspieler, und einem allgemeinen Unterrichte, ein guter Schauspieler zu werden, von Wilhelm Cooke. Aus dem Englischen übersetzt, mit Zusätzen und Anmerkungen. Lübeck, bey Donatius, 1777. 258 Octavseiten.

Erst im Jahre 1775 kam das Englische Original dieses Werks in einem Großoctavbande zu London heraus. Es ist, wie der V. in der Vorrede selbst gesteht, nichts anders, als Kompilation; und der größte und beste Theil ist aus den bekannten ästhetischen Werken des Du Bos, Lord Kaims, u. a. genommen. Der angehängte Unterricht zur Bildung eines Schauspielers hat den Sammler selbst zum Verfasser. Seine Absicht war, den Schauspielern einen Inbegriff der Regeln in die Hände zu geben, welche bey den verschiednen Gattungen dramatischer Gedichte zum Grunde liegen; und in diesem Betracht kann diese Sammlung allerdings nützlich seyn, und ihr Nutzen durch gegenwärtige Uebersetzung auch unter uns verbreitet werden. Bey der Unwissenheit, worin die meisten Schauspieler über die wahre Theorie des Theaters zu seyn pflegen, werden sie aus diesem Buche unstreitig schon viel Gutes lernen können; derjenige aber, dem es um seine Kunst mehr ein Ernst ist, der tiefer in die Geheimnisse derselben einzudringen wünscht, wird hier lange nicht genug Befriedigung finden. Denn vieles, was mehr Erörterung und gründlichere Behandlung vorzüglich verdient hätte, ist hier nur berührt, und

oben

oben abgeschöpft. Der Ueb. hat gleichfalls einige Kapitel von sein eignen Arbeit hinzugesetzt, die vom bürgerlichen Trauerspiel, v der rührenden Komödie, von der Oper, der komischen Op und dem Schäferspiel; er giebt sie aber selbst für nichts weit aus, als für das Resultat seiner Kollektaneen; und auch die Kollektaneen müssen nicht reichhaltig gewesen seyn. Auch d von ihm beygefügten Anmerkungen haben wenig erhebliche Die Uebersetzung selbst haben wir hie und da mit dem Orig nal verglichen, und sie zuweilen fast zu frey und zu wenig g nau, im Ganzen aber doch sehr leidlich gefunden.

Graf Karl von Adelsberg, ein Trauerspiel in fün Aufzügen. Leipzig, bey Weygand, 1776. 7 Bo gen in 8.

Fast in keinem Trauerspiele nach der neuesten Art haben wi mehr Uebertreibung, mehr Karikatur menschlicher Ch rakter, mehr Häufung des Unnatürlichen und Abscheulichen an getroffen, als in dem Gegenwärtigen. Die Vernachlässigun oder vielmehr die vorsetzliche Verspottung gesunder kritischer R geln der dramatischen Kunst rächt sich selbst aufs nachdrücklich ste an allen Uebertretern. Sie verfehlen des eigentlichen Zweck der Trugödie, und zugleich alles des Eindrucks, den ihr Stücke, wären sie mehr nach jenen Regeln geformt, auf da Herz der Leser und Zuschauer machen würden. Wer es son noch nicht weiß, kann es an diesem Beyspiele deutlich un fühlbar erkennen, wie unmöglich es dem menschlichen Herze falle, an solchen Charakteren und Personen Theil zu nehmen die nicht augenblickliche Verbrecher, sondern verhärtete und i der Bosheit fertige Lasterhafte sind; wie schwach auf der an dern Seite die Theilnehmung an dem Schicksal solcher Perso nen sey, die das Laster zwar noch nicht ganz hinriß, die abe nicht Muth noch Seelenstärke genug haben, um den Kamp zwischen Verbrechen und Tugend, wenigstens eine zeitlang z bestehen. Und so interessirt man sich am Ende für keine ein zige Person dieses Trauerspiels; so wirkt es weder Mitlei noch Besorgniß; aber Widerwillen und Abscheu erregt es durch gehends. Die Hauptrolle spielt eine Gräfin, die, wie an Schlusse des Stücks mit Recht gesagt wird, dem Satan ge huldige hat, und; als ein Ungeheuer, die Verachtung der gan zen Welt verdient. Alle Triebfedern der Handlung spielen au

einer

einen Grafen, der um nichts weiter aus der Welt geschafft werden soll, als weil er alt und podagrisch ist. Der Tod bestraft am Ende alle die Schuldigen, und macht dem Dichter leichte Arbeit. Seine Absicht war wohl, das Niederträchtige im Betragen mancher Hohen und Großen zu zeigen, die oft in ihren Gesinnungen den schlechtesten Menschen, mit denen sie hier zusammengestellt werden, nichts nachgeben; aber der Ton ihrer äußern Sitten wird doch selten, aber nie, so gar verworfen und niedrig seyn, wie er hier angegeben wird. Uebrigens verkennen wir die Wahrheit und gute Geschmeidigkeit des Dialogs nicht, die in den meisten Scenen herrscht, und eine bessere Anwendung solcher Talente desto wünschenswerther macht.

Robert von Hohenecken; ein Trauerspiel, von Ludwig Philipp Hahn. Leipzig, bey Weygand. 1778. 8 Bogen in 8.

Sagte der Verf. es nicht selbst in dem Vorbericht, daß er auch Verfasser des eben angezeigten Trauerspiels, des **Grafen von Adelsberg**, sey; wir hätten es keiner Versicherung eines Dritten geglaubt. So gar verschieden ist hier alles: Anlage, Oekonomie, Ausführung, Sprache, u. s. f. alles hier viel lobenswürdigers, dort war alles dieß größtentheils unnatürlich und fehlerhaft. Gegenwärtiges Trauerspiel scheint eine wahre Geschichte aus der deutschen Ritterzeit zum Grunde zu haben; oder, wenn das nicht ist, so hat der Verf. auch noch das Verdienst, ganz im Geiste der damaligen Zeit seine Fabel gedichtet zu haben. Sowohl die Gesinnungen der Personen, als ihr Ausdruck, sind fast durchgehends diesem Zeitalter gemäß; der Verf. hat nicht bloß viele von ihm glücklich angelegte Situationen, sondern auch manche kleine Züge glücklich zu benutzen gewußt. Schade, daß die Theilnehmung zwischen den zwey an sich guten, nur verschiedentlich schattirten Charakteren des Stücks, dem Adelbert und Robert, fast beständig getheilt und unschlüssig wird. Der letztere interessirt uns zwar anfänglich, seiner anscheinenden Treulosigkeit wegen, weniger; aber schon hier verfährt er doch offenherzig gegen seinen Feind; und in der Folge macht ihn doch seine unbezwingliche und doch immer so verschmähte Liebe, und am Ende sein Tod, unsers Mitleids würdig. Und doch,

doch, wer kann auf der andern Seite die Liebe Adelberts und der Berta ohne innigen Antheil sehen? Roberts freywilliger Tod scheint uns doch einigermaßen Beyfall des Dichters, und sein Betragen dabey nicht ganz dem festen deutschen Rittercharakter gemäß, sondern schon zu schwärmerisch und romanhaft zu seyn. — In der Vorrede erklärt der Verf. daß dieß sein letzter Versuch seyn werde, und äußert in der vor ein Paar Jahren modischen, seltsamen Sprache, seine Unzufriedenheit mit der Aufnahme seiner Stücke, die man nicht lieblich, nicht reinerlich, gefunden hat. Wir wollen das Gegründete nicht von dem Ungegründeten seiner Apologie hier absondern; aber das wünschten wir wenigstens, daß der Verf. dem Recensenten, der ihn hochschätzt, die Gerechtigkeit wiederfahren lasse, ihn unter die „redlichen Bücherrichter" zu setzen. Er hat des Verf. **Aufruhr zu Pisa**, unpartheyisch beurtheilt, und nach Verdienst gelobt; sein Urtheil über den **Adelsberg** ist gleichfalls nach gewissenhafter Ueberzeugung gefällt, und es ist ihm leid, daß es nicht günstiger ausfallen konnte; und dieß letzte Trauerspiel erkennt er mit Vergnügen für das beste unter allen dreyen. Wenn der Verf. nur nicht nach Seltsamkeit haschen wollte: so könnte er vielleicht noch etwas viel, besseres liefern. Er rühmt sich in der Vorrede; „Er könne, wenn er wolle, die Zuschauer weinen machen, vom Anfange bis zu Ende des Stücks." Wir möchten dem Verf. gern in die Ohren raunen: daß dieß weder so leicht noch so verächtlich ist, wie er zu glauben scheint. Er versuche es doch einmal!

Eulalia. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, bey Weygand, 1777. 7 Bogen in 8.

Der politische Zweck, den die Trauerspieldichter der Griechen gemeiniglich bey ihren Stücken vor Augen hatten, war unstreitig ein grosses Beförderungsmittel ihres Eindrucks, und der beste moralische Nutzen, den sie haben konnten, von wirksamen, ausgebreiteten Folgen. Seitdem Hr. **Lessing** in seiner **Emilia Galotti** auf diesem Zweck Rücksicht genommen, und die Verführung und den Wollusttrieb mancher Fürsten, der so oft den Verfall ihrer Länder in Wohlstand und Sitten nach sich zieht, in lebendiger Gestalt, und nach allen seinen geheimen Anspinnungen, Aeußerungen und Folgen auf der Bühne dargestellt hat, haben mehrere Dichter eine ähnliche

Grund-

Grundlage ihrer Schauspiele gewählt; und zu diesen gehört auch der V. des gegenwärtigen Trauerspiels, worin man die Nachahmung der Galotti bald gewahr wird. Indeß gehört diese Nachahmung zu den glücklichsten, die wir kennen, und verräth ein vorzügliches dramatisches Talent, von dem wir uns, bey sorgfältigerer Ausbildung, und etwas mehr gehemmten Laufe einer sehr feurigen Phantasie, für die Zukunft viel versprechen. Vielleicht ist die Auflösung des sehr gut geschürzten Knotens etwas zu rasch; und das Schicksal der unglücklichen Eulalia gar zu empörend für die Empfindung des theilnehmenden Zuschauers, da sie das einzige sichtbare Opfer aller der schändlichen Kunstgriffe eines arglistigen und boshaften Höflings wird, der zwar auch seiner Strafe nicht entrinnt; die man sich aber bey ihm nur hinzudenken muß. Uebrigens sieht man das Vorbild dieses Höflings im Marinelli, und der Marquisinn in der Orsina, gar zu deutlich; auch die meisten übrigen Charaktere ließen sich mit denen in dem Lessingischen Trauerspiele parallelisiren.

Johann Faust, ein allegorisches Drama von fünf Aufzügen. München, bey Fritz, 1775. 8.

Seitdem Hr. Lessing in den Literaturbriefen das deutsche Publikum auf den dramatischen Werth dieses Subjekts aufmerksam, und durch die daselbst eingerückte herrliche Scene nach seiner eignen Bearbeitung desselben, die man noch erwartet, begierig machte, scheinen mehrere Dichter sich den nämlichen Vorsatz in den Sinn kommen zu lassen, wenn sie gleich der Ausführung desselben nicht gewachsen sind. Wenigstens ist dieß letztere unstreitig der Fall bey dem V. des gegenwärtigen Versuchs, der mehr guten Willen, als wahre dramatische Talente verräth. Allegorie und Wahrheit sind hier in einem seltsamen, oft widersinnigen Gemische; und der Kontrast zwischen den Bemühungen Jehuriels und des Mephistopheles, wovon jener den unglücklichen Faust noch in den letzten Stunden seines Lebens zu retten, dieser ihn vollends ins Verderben zu stürzen sucht, thun eine sonderbare Wirkung. Die im zweyten Aufzuge vorkommenden Personen spatzieren, wie in einer magischen Laterne, nach einander vorbey, und schildern mit eignem Munde ihre Charaktere auf die unnatürlichste Art. Von der Abänderung der dialogischen Sprache, nach Beschaf-

fenheit

fenheit des Standes und Charakters, scheint der V. wenig zu wissen; er läßt Faust's Eltern, die schlechte Bauersleute sind, besonders gegen das Ende des Schauspiels, so feyerlich und pomphaft deklamiren, als ob sie in der neuesten schriftstellerischen Sprache geübt und belesen wären.

Situation aus Fausts Leben. Vom Mahler Müller. Mannheim, bey Schwan, 1776. 8.

Wem leicht schwindelt, dem rathen wir, diese Scene ungelesen zu lassen, die auch wohl dem stärkern Kopfe taumelndes Gefühl erregen können. Wir sind nicht kompetente Richter, ob das die wahre Sprache der bösen Geister und ihrer Verbrüderten sey, die sie hier reden; aber das wissen wir, daß wir sie lieber von Milton, Klopstock, und vollends von Lessing, in der Scene seines Fausts (Literaturbr. Th. I.) redend eingeführt hören mögen. Auch haben wir Shackespears Geist, dem diese Situation zugeschrieben ist, mit unsern, vielleicht zu kurzsichtigen, oder durch allen den Wortnebel hier verfinsterten Augen, nicht über den V. schweben sehen; wohl aber haben wir Schackespears Skelet hie und da erkannt, besonders in der Nachbildung des pomphaften Tons, worin der König spricht. Wenn die wirklich sehr mahlerische, heiße Phantasie dieses jungen Schriftstellers durch Fleiß und Beobachtung erst mehr abgeglüht seyn wird, so glauben wir bessere Arbeiten von ihm hoffen zu dürfen. Bis jetzt aber! —

Abraham auf Moria. Ein religiöses Drama für die Musik. Voran, Gedanken über Religion, Poesie und Musik. Von dem Verfasser der Charakteristik der Bibel. Leipzig, bey Wehgand. 1777. 7½ Oktavbogen.

In keiner Gattung der Poesie findet der Dichter unsers Vaterlandes mehr Aufmunterung und Bedürfniß, Mängel und Lücken auszufüllen, und neues Verdienst einzuerndten, als in der musikalischen, besonders von der geistlichen Gattung. Es giebt der Opern, Oratorien und Kantaten in unsrer Spra-

che die Menge; aber wie wenige sind darunter von Seiten der Poesie beyfallswürdig? Der junge Dichter handelt also sehr loblich, und sorgt zugleich am besten für seinen eignen Ruhm, der lieber dieß noch ziemlich öde liegende Feld, als andere schon hundertmal umpflügte Länder des poetischen Gebietes bearbeitet; und dieß Verdienst gestehen wir auch dem Verfasser dieses religiösen Drama, wie ers nennt, mit Vergnügen zu. Seine vorausgeschickte Abhandlung über die Vereinigung der Religion, Poesie und Musik, ließ uns hoffen, daß er nicht unvorbereitet an diese Arbeit gegangen, daß er die Natur, Mittel und Absicht dieser Dichtungsart vorher reiflich überdacht habe. Und darüber gedacht hat er wenigstens, wie uns die Durchlesung dieses Aufsatzes gelehrt hat, wenn gleich dieß Nachdenken, wie uns dünkt, nicht recht zur Reife gediehen ist, weil die Einbildungskraft des Verf. vielleicht seiner Ueberlegung die völlig ruhige Fassung nahm; weil er, wie es uns scheint, von seinem Gegenstande minder erleuchtet, als erwärmt war. Daher meistentheils da Deklamation, wo man Sprache der Kritik und des Unterrichts erwartet; daher so oft Unterbrechungen und Absprünge, wo man nach weiterer und gründlicher Ausführung begierig ist. Kurz, der Inhalt dieser Abhandlung, der allerdings die sorgfältige Behandlung eines philosophischen Kunstrichters verdiente, ist hier fast durchgehends nur oben abgeschöpft, mit mehr Redseligkeit als Gründlichkeit; und zu jener wortreichen Redseligkeit kommt noch gar oft eine pretiöse Schreibart und gezwungnes, neologisches Wortgepränge.

Nun, von dem Drama selbst. Wir wollen nichts wider die Wahl der Materie einwenden. Auch hätte der Umstand, daß Metastasio sie schon als Oratorium bearbeitet, und so glücklich bearbeitet hat, einen bescheidnen Dichter vielleicht abgeschreckt, und scheu vor der Vergleichung gemacht, der sich auch unser Verfasser wohl schwerlich ohne Gefahr unterwerfen könnte. Auch machen wir ihm über seine Abweichungen von der biblischen Geschichte, was den Lauf der Handlung betrifft, keine Vorwürfe; und außerdem hatte er allerdings, in der Herbeyführung kleiner außerwesentlicher Umstände, und in der Auszeichnung der Charaktere seiner dramatischen Personen, freye Hand. Aber Schicklichkeit und Wahrscheinlichkeit ist hier, wie bekannt, die Hauptpflicht des Dichters; und diese vermissen wir in manchen einzelnen Handlungen, Nebenumständen und Charakterzügen dieses Drama. Abrahams Betragen, nachdem

dem er den göttlichen Befehl erhalten hatte, seine Verschwiegenheit darüber, sein Verhalten bey der Vorbereitung des Opfers, und sein Bezeugen gegen seinen Sohn, das alles dünkt uns in der heil. Schrift weit edler, seiner weit würdiger, und dem Zwecke der ganzen Sache weit gemäßer beschrieben zu seyn, als es von dem Verf. dargestellt und geschildert wird. Sara's Charakter ist gleichfalls äußerst verschieden von dem, welchen ihr der biblische Geschichtschreiber beylegt; schwerlich erlaubte sie sichs, so wütend und ungeberdig zu thun, wie sie hier S. 14. 15. sich stellt. Aber vermuthlich wollte der Verfasser gern ihren Charakter mit dem des Abraham in Kontrast setzen? Und war ihm denn dazu keine mildere Abstufung, als diese harte Abprallung, möglich? Die langen Vorbereitungen und Zögerungen vor dem Opfer, die Isaaks Lage nur mehr quälend als mitleidswürdig machen, schienen dem Verf. ohne Zweifel für seine musikalischen Zwecke und Bedürfnisse dienlich und nöthig; aber auf uns hat das alles, von S. 33 bis 36. sowohl bey der Lesung als Vorstellung, einen höchst widerlichen Eindruck gemacht; so, wie man auch wohl nothwendig auf den Abraham unwillig werden muß, daß er nun, da Gottes Engel ihm schon Einhalt gethan hat, nicht gleich den armen Isaak vom Holzstoß losmacht, sondern erst eine lange Arie singt, und dann die Bande durchschneidet. Wenn gleich das Stück zu keiner theatralischen Vorstellung bestimmt ist; so denkt die Phantasie des Lesers und Zuhörers sich doch die Scene gegenwärtig, und übersieht dem Dichter diese, und ähnliche Ungereimtheiten nicht. Dieß erinnert uns an eine Stelle der vorläufigen Abhandlung, S. 36. f. wo der Verf. Grundsätze vorträgt, die schwerlich bey kritischer Untersuchung die Probe halten werden. Er meynt, der Zweck des religiösen Drama, den er in der Erweckung religiöser Empfindungen, sanfter, edler Gefühle, u. s. f. setzt, dieser Zweck fodere nicht die genaueste Beobachtung des poetischen Kostume. „Wenn ich, setzt er hinzu, die Personen des Abraham als Geschicht- und Menschenforscher charakterisiren sollte: so würde ich ihnen nie die Gedanken, die Einsichten, die Bekanntschaft mit spätern Religionswahrheiten zuschreiben, die ich ihnen hier in den Mund lege; aber das durft' ich als Dichter." Wir sehen hier durchaus den Grund nicht ein, warum der Dichter diese Befugniß vor dem Geschicht- und Menschenforscher voraus haben sollte. Darf er, weil er Dichter ist, Sitten und Denkungsart alter und neuer Zeiten durch einander werfen?

Darf er das vollends als dramatischer Dichter? Oder wird er nicht vielmehr durch dergleichen Anachronismen seinen eigentlichen Zweck hintertreiben, welcher die Täuschung des Lesers oder Zuhörers ist? Wenn dieser Zuhörer gleich nicht auch einen Zuschauer abgiebt: so scheint uns dieß hier keinen Unterschied zu machen, noch den Dichter seiner Verbindlichkeit zur Beobachtung des Ueblichen zu überheben. Aber, sagt der Verfasser: „der durch Poesie, und noch mehr der durch die Allgewalt der Musik erwärmte Zuhörer ist itzt nicht mehr kalter Untersucher; er glaubt mir das in der schönen Täuschung, daß sie wirklich so dachten, so sprachen.“ — Freylich wohl eine schöne Täuschung! wo alles darauf angelegt ist, den Zuhörer, der getäuscht zu werden erwartet, nun um diese Erwartung zu täuschen! wo man ihn, wenn er nicht ganz achtlos und blind ist, durch dergleichen Verstossungen aus der Wärme der Empfindung in die Kälte der Untersuchung gewaltsam zurückstößt, so gewaltsam, daß selbst die Allgewalt der Musik darun verzweifeln muß, ihn zurückzuhalten. Und was kann vollends widersinniger seyn, als wenn der Verf. hinzusetzt: „Drama ist ja Vergegenwärtigung einer Begebenheit; wir sind selbst dabey, wir hören unsre Zeitgenossen reden, und wundern uns also auch nicht, daß sie sprechen, wie wir sprechen würden.“ — Wer noch nicht weiß, was Deraisonniren heißt, der nehme diese Stelle zu einem so einleuchtenden Beyspiele, dergleichen ihm nicht sobald wieder vorkommen möchte. Wir sollen uns also nicht in die Zeiten und Sitten der dramatischen Begebenheit hineindenken, hinein versetzen; sie, diese Begebenheit, soll sich vielmehr in unsere Zeiten und Sitten herüber versetzen; die Patriarchen handeln und sprechen lassen, wie wir, das nennt der Verf. sie uns vergegenwärtigen! Wahrlich, bey dieser Stelle ward uns für das, was wir auf Moria sehen und hören sollten, im voraus bange. So arg, als wirs nach jener Aeußerung vermuthen mußten, fanden wirs freylich wohl nicht; aber doch ist die Sprache dieses Gedichts größtentheils über die Gränzen jener Simplicität der Begriffe und Ausdrücke hinausgetrieben, die man doch nothwendig in dem patriarchalischen Zeitalter annehmen muß; sie strotzt von Bildern und Wendungen, die aus der spätern, besonders der prophetischen, Bibelsprache entlehnt, an sich untadelhaft, hier aber gewiß nicht schicklich sind. Dazu kommt, daß einige dieser Bilder von Dingen hergenommen sind, von denen das damalige Menschengeschlecht durchaus noch keine Kenntniß haben konnte.

Was

Was wußte z. B. Isaak von einem **Vorhofe des Tempels**? (S. 10.) Auch manche transcendentale Begriffe von Gott und Natur gehören hieher. Wir dürfen dieß alles nicht weitläuftig mit Beyspielen belegen, da der Verf. selbst diese Beschaffenheit seines Drama in der angeführten Stelle seiner Abhandlung eingesteht, und zu rechtfertigen sucht. — Ueber die ganze Einrichtung dieses Stücks, und über das Verdienst desselben, als musikalisches Gedicht betrachtet, ließe sich sehr vieles erinnern, wenn hier eine umständliche Kritik unsere Absicht wäre. Manche glückliche Anlage einzelner Situationen haben wir nicht darin verkannt; oft aber hätten wir die Vertheilung des Plans, und die Wahl der theilnehmenden Personen anders gewünscht. So will uns das Chor der Pilger von Salem nicht recht ein, wenn gleich **Klopstock**, wie der V. vorgiebt, ihn anrieth. (S. die Vorrede, S. 68.) Freylich ist wohl zu sehen, daß es schwer war, ein Chor herbeyzuführen; aber **Metastasio** wählte doch weit glücklicher, wenn er dieses Chor aus Abrahams Knechten und Hirten bestehen, und ihm bey der Opferung selbst nicht gegenwärtig, sondern alle Begleiter des Patriarchen, der Bibel zufolge, auf seinen Befehl unten am Berge zurückbleiben ließ. Denn ausserdem sind die Wechselgesänge des Chors, der Jünglinge und Jungfrauen, auch poetisch betrachtet nicht der schönste Theil dieses Drama. Ueberhaupt von der Poesie zu urtheilen, da wir zur Zergliederung einzelner Stellen uns nicht Raum haben, müssen wir dem Verf. allerdings Anlage zu einer blühenden und oft glücklich versificirten Poesie zugestehen; aber man merkt es noch zu sehr, daß Kultur und Zucht ihr Werk noch nicht an ihm vollendet haben; daher so mancher blendender Schimmer, der an das Phöbus gränzt, und vor keiner Auflösung bestehen kann; daher auch die Ungleichheit in der Würde und Stärke der Gedanken und Ausdrücke, die oft plötzlich vom Edeln und Hohen ins Matte und Frostige sinken. Wir wünschen in den fernern Arbeiten dieser Art, welche der Verf. zu liefern verspricht, mehr Vollendung und Vollkommenheit anzutreffen, und werden dann mit Freuden dem Beyfalle zustimmen, den das Publikum diesen Arbeiten ertheilt; auch selbst die Zufriedenheit werden wir dann nicht verübeln, mit welcher der Verf. selbst und einer seiner Freunde, dann vielleicht so gegründet, als dießmal zu voreilig, seine künftigen musikalischen Gedichte beurtheilen werden.

Andromache, ein musikalisches Drama, von Karl Wilhelm Daßdorf. Dresden, bey Hilscher. 1777. 2 Bogen in gr. 8.

Zuerst eine poetische Zuschrift an Madam Seyler; dann ein Vorbericht, worin der Verf. sich ziemlich umständlich sowohl über die Gattung, wozu sein Stück gehört, als über die Einrichtung dieses Schauspiels selbst, erklärt. Was er von jener sagt, hat allerdings seine Richtigkeit. Es betrifft theils die Wahl des Subjekts, wobey er dem rührenden Inhalt vor dem Schrecklichen den Vorzug giebt; theils die Pflicht des Komponisten, die Reden der spielenden Personen durch zu lange Zwischenspiele nicht zu unterbrechen. Wir glauben indeß, daß für beydes der Grund tiefer liege, als der Verf. ihn gesucht hat, und daß die Einrichtung dieser Schauspielgattung überhaupt, wenn sie ja bleiben soll, noch mancher wesentlichen Verbesserung fähig wäre. Auch wider die Einrichtung des gegenwärtigen musikalischen Drama ließe sich manches erinnern; so kurz es ist, so fehlt doch zwischen den drey Scenen, woraus es besteht, die gehörige Verbindung; und man kann die zweyte für nichts anders, als für eine, hier gewiß entbehrliche Episode ansehen, wie denn auch die Erscheinung des Aeneas zum Verkaufe der Handlung nicht das mindeste beyträgt. Was wir indeß mit Vergnügen an dieser Arbeit wahrgenommen haben, ist die Bekanntschaft des Verf. mit den Schönheiten der Alten, die unsern itzigen Schauspieldichtern gewöhnlich sehr zu fehlen pflegt. Eigentlich ist das ganze Stück ein Auszug der beyden ersten Akte von der Andromache des Euripides; auch kommen zwey Stellen darin vor, wobey der Verf. den Homer und Virgil vor Augen gehabt hat. Herr Naumann will, der Vorrede nach, dieß Drama mit Musik begleiten; auch haben die beyden so rühmlich bekannten Künstler, Schönau und Jingg, eine sehr schöne Titelvignette dazu geliefert.

Der falsche Mord; ein Schauspiel in drey Aufzügen. Erfurt, bey Keyser. 1778. 5½ Bogen in 8.

Eine

Ein grausame und habsüchtige Stiefmutter hat ihren Mann wider seinen Sohn so sehr einzunehmen gewußt, daß er ihn verstoßen hat; und itzt, da er schon verstorben ist, verheimlicht sie, um sich seines Vermögens zu versichern, seinen Tod, bringt ihm eine Wunde bey, läßt den Sohn rufen, bringt nun aus, dieser habe ihn ermordet, klagt ihn an, wird aber durch einen Bedienten verrathen, und nimmt die Flucht. Dieß ist kürzlich der Inhalt des gegenwärtigen Schauspiels, und der Sinn des ziemlich schielend ausgedrückten Titels. Daß Liebe eingeflochten ist, versteht sich von selbst; und außerdem noch die Episode einer Frau, die ihren Mann auf der Herreise von Ostindien verunglückt glaubt, und ihn hier unverhofft wiederfindet. Noch unbedeutender fast, als der Plan, ist die Ausführung dieses Schauspiels, so schleppend und ermüdend, so mittelmäßig und schaal, daß der Recensent froh ist, es zu Ende gelesen zu haben, und unmöglich sich durch eine umständlichere Beurtheilung den Ueberdruß verlängern kann.

Der abgedankte Officier, oder Joseph der Gute; ein Schauspiel in fünf Abtheilungen. Erfurt, bey Keyser. 1778. 9 Bogen in 8.

Edle, menschenfreundliche Handlungen, wie der itzige deutsche Kayser ihrer viele verrichtet, verdienen allerdings ein dauerhafteres Andenken, als ihnen bloße Zeitungsberichte geben können; aber schwerlich wird ihnen die Reihe von Schauspielen, in denen man bisher Züge dieser Art zum Grunde gelegt hat, Unsterblichkeit ertheilen können. Gegenwärtiges Schauspiel betrifft die Großmuth des Kayſers, mit welcher er sich eines verarmten Officiers annahm, den er selbst besuchte, und mit eilf Kindern antraf, worunter das eine ein angenommenes war. Einen Akt hätte dieser Stoff allenfalls gut ausgefüllt; aber die Ausdehnung in fünf Aufzüge macht den Gang der Handlung zum Schneckengange, und es ist mit allen den Ausfüllungsscenen und Nebencharakteren nicht viel gebessert, die der Verf. herbeygeführt hat, dem man noch dazu die fremden, geraubten Federn gar leicht ausrupfen könnte, die nicht immer Pfauenfedern sind.

Liebe und Tod. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung. 1778. 7 Bogen in 8.

Der Stoff dieses Trauerspiels ist eben so, wie die ganze Ausführung desselben, von der gewöhnlichen Art; beyde heben sich nicht sehr über das Mittelmäßige. Auch die Charaktere der spielenden Personen sind ziemlich verbraucht: ein harter Vater; eine zärtliche Tochter; ein treuer Liebhaber, der für seine Geliebte alles, und endlich sein Leben selbst, aufopfert; ein alberner Geck, den der Vater seiner Tochter zum Manne aufdringen will, und den sie unmöglich lieben kann; Bediente, die für die Vortheile ihrer Herren besorgt sind; ein geschäftiger Wirth; eine plauderhafte Wirthin, u. s. f. Wer das alles noch nicht oft genug dargestellt gesehen hat, und es, mit geringen Abänderungen, noch einmal dramatisiret sehen will, der lese dieß Trauerspiel. Die Auflösung geschieht durch einen Zweykampf, und die Entscheidung desselben ist, auch ohne Rücksicht auf die poetische Gerechtigkeit, nicht so ganz natürlich; auch wird Emiliens Schicksal nicht bestimmt genug entschieden. Der Dialog ist noch das Beste; und einige Scenen, besonders die im vierten Aufzuge, zwischen Emilien und ihrem Vater, sind dem Verf. ziemlich geglückt.

Reden, von dem Verfasser der Spatziergänge. Erster Band. Leipzig, bey Weygand, 1777. 12½ B. in 8.

Eben die Empfehlung, mit welcher wir ehedem die Spatziergänge des V. anzeigten, gebührt auch diesen Reden, die nur der Form wegen so heißen, eigentlich aber ähnliche, nur etwas ausgeführtere, Betrachtungen sind, die einen edeln, sanften Sinn, und redliche Wärme für Religion und Frömmigkeit athmen. Die Schreibart ist größtentheils einnehmend, und der Würde des Inhalts gemäß, frey vom Uebersponnten und Unnatürlichen, und von der abgeschmackten Ziererey unsrer heutigen empfindsamen Schriftsteller. Die Feile der strengern Kritik würde zwar freylich manches hinwegschaffen; aber man bedenke die Klasse von Lesern, für welche der V. schreibt, und man wird zugeben müssen, daß er, aus diesem

sem Gesichtspunkte betrachtet, seiner Absicht, und den Pflichten eines populären Schriftstellers, völlig Genüge thut. Der Inhalt dieser Reden ist folgender: I. Ueber die Würde und Vortrefflichkeit des weiblichen Geschlechts; vor einer Gesellschaft junger Damen. II. Apologie für die Aufklärung des Landvolks; vor dem versammelten Adel zu — —. III. Standrede bey dem Sarge unsers Freundes Philokurus. IV. Ueber die Geschichte der Hanna. Eine Predigt, in der Sonntagsgesellschaft gehalten. V. Von den Vortheilen einer frühzeitigen Frömmigkeit. Vor einer Versammlung von Jünglingen. VI. Standrede, bey dem Sarge meines Freundes Serenus gehalten. VII. Wider die Pfuscherey in der Arzneywissenschaft; vor einer Baurenversammlung in der Schenke zu — dorf gehalten. VIII. Apologie des V. für sich und seine Mitsprecher; und endlich: Des Magisters Serenus Abriß einer verbesserten Kirchenordnung für seine Gemeine. Dieser Abriß verdient Aufmerksamkeit, wenn er gleich nicht als Muster gelten kann.

Der unentschlossene Liebhaber; ein Lustspiel in fünf Akten; dem Herrn Kreyßsteuereinnehmer Weiße gewidmet, von J. G. Dyck. Leipzig, 1776. 8 Bogen in 8.

Wenn Karl, die Hauptperson dieses Lustspiels, am Schlusse desselben das Parterre anredet: „Meine Herren! Sie sind doch nicht unentschlossen, ob Sie klatschen wollen? Es ist der erste Versuch eines jungen Autors!“ und der V. in einer Note den Wink giebt, daß dieß auch seine Anrede an die Kunstrichter sey; werden da wohl die Zuschauer, wären sie auch etwas eingeschläfert, so träge seyn, und nicht ein paarmal die Hände zusammen schlagen? und die Kunstrichter so ungefällig, diesen Versuch eines jungen Autors nach der größten Strenge zu beurtheilen? hätten sie auch gleich manche Unvollkommenheiten daran wahrgenommen, hätten sie auch die ganze Anlage wenig neu und interessant, die Verwickelung ziemlich kunstlos, die Schilderung des Hauptcharakters wenig treffend und stark, und die Situationen, worin sich dieser Charakter zeigen soll, wenig reichhaltig und belebt gefunden. Lieber werden sie das Gute aufsuchen, und das Verdienst erkennen, welches wirklich

diesem Schauspiele nicht ganz fehlt; die meistens natürliche Verbindung der Scenen und gute Vertheilung des Stofs, den leichten, natürlichen Dialog, die Vermeidung aller der Affektation und üppigen Auswuchse, von denen zu unsrer Zeit der Versuch eines jungen Autors selten frey bleibt. Aber dafür werden sie nun auch von diesem jungen Autor mehr Studium der Natur und Kunst, bey künftigen Versuchen dieser Art, mit Recht erwarten können.

Graf von Esser, ein Trauerspiel in fünf Akten; nach dem Englischen des Banks; herausgegeben von J. G. Dyk. Leipzig, 1777. 9 Bogen in 8.

Ist eigentlich eine Umarbeitung des bekannten Schauspiels, die Gunst der Fürsten, worin Hr. D. vornehmlich Empfindung in die Stelle mancher leerer Tiraden zu setzen gesucht hat. Jenes Stück hat indeß schon zu viel Beyfall bey der Menge erhalten, und ist nun einmal von den Schauspielern studirt; schwerlich wird man also von dieser Umänderung Gebrauch machen.

Dz.

Der Gefangene, ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Aus dem Italienischen des Herrn Alb. Capacelli. Dresden, in der Hilscherschen Buchhandlung, 1777. 8 Bogen in 8.

Das Stück an und für sich betrachtet, ist nicht ganz ohne Schönheiten, wenn gleich in der Ausführung dieß und jenes zu erinnern seyn möchte. Die bekannte Geschichte eines Sohns, der aus feuriger Liebe eine ungleiche Heyrath, bey aller Widersetzung des Vaters, einzugehen entschlossen ist, hat hier doch ein neues Kleid erhalten. Auch wird die Entwickelung, indem der Fürst die bürgerliche Familie der Braut in den Grafenstand erhebt, noch so ziemlich motivirt. Die Uebersetzung ist wohl richtig; aber etwas steif.

Die

Die unglückliche Probe. Ein Lustspiel in drey Aufzügen. Leipzig, bey Heinsius, 1777. 12 Bogen in 8.

Eine abgenutzte, bürgerliche und flache Schilderung. Ein Mädchen ist freylich zu hintergehen; aber einen so plumpen Betrüger, als Schönlock für einen Grafen zu halten, hat nicht die geringste Wahrscheinlichkeit. Der Titel des Stücks sowohl als die Idee, den Verlust einer Erbschaft zu erdichten, ist in einem bisher ungedruckten Nachspiel, welches vor zehn Jahren in Leipzig zum Verlag angeboten wurde; sonst aber von ganz verschiedenem Inhalte, und des Drucks wohl würdiger, als dieses war.

Jk.

Die Wildschützen. Ein Lustspiel mit Gesängen, in drey Aufzügen, von **Stephanie dem Jüngern.** Wien, bey Gräser. 1777. 5¾ Bogen in 8.

Ein solches Stück, welches wie viele andere beschaffen ist, nämlich sehr flach, gemein, und bis zum Albernen geschwätzig. Und doch sind uns die niedrigen Unterredungen darin noch erträglicher vorgekommen, als die seynsollende Empfindsamkeit, die der Verf. in einige Charaktere zu legen gesucht hat. Der eingemischten Gesänge sind nicht viel; sie sind aber der Prose, in die sie eingemischt sind, vollkommen würdig.

Dz.

Lehrgedichte und Lieder zur Erbauung, nebst einigen Psalmen Davids, in bekannte Kirchenmelodien übersetzt von Carl Friedr. Mende. Leipzig, bey Schneider, 1778. 267 S. in 8.

Es ist wohl nicht möglich, einen solchen Reimer unsern Lesern durch eine kürzere Methode bekannt zu machen, als wenn wir ihn selbst reden lassen. Man höre also, S. 83.

Sprich

Sprich nicht: Das brauch ich nicht. Ich habe, o ich habe
Zum Schlafen von Natur gar eine gute Gabe.
Und darum flehst du nicht des Schlafes Vater an?
Den Gott, der ihn uns giebt und wieder nehmen kann?

In diesem Geschmack sind auch die geistlichen Lieder. Ich wundre mich, wie einer itzt noch mit so was hervortreten kann. Mir fällt hiebey ein deutscher Schriftsteller vom Jahr 1718. ein, der in seiner Sprache folgende Gedanken äußert: „hiernächst kann man Gott eben so gut in prosa loben als in ligata, und in gemeinem Leben ist eine freye Rede verständlicher als eine gebundene. Ueberdem so setzet kein Ptolomaeus mehr einem Homero einen Tempel, und um seine Säule diejenigen Städte, welche sich um die Ehre seiner Geburt zankten. Kein Augustus machet mehr einen guten Poeten, wie der Cornelius Gallus war, zum Landpfleger. Kein Vespasianus läßet mehr dem Salejo Basso auf einmal vor seine Poesie 12500 Philippi Thaler zahlen: viel weniger ein Hiero König in Syracus dem Archimelo vor 18 Vers 6000 Scheffel Weitzen reichen.“ — Gut, daß solche Moden abgekommen, sonst würde des Versemachens vollends kein Ende!

Gedichte des Grafen von S. nebst einigen Stücken aus dem Herrn von Voltaire. Breslau, 1776. 270 S. in gr. 8.

Der Recensent hat überall nicht die Ehre, den Verf. zu kennen oder zu errathen; findet es aber rühmlich, daß sich derselbe durch Kenntnisse und Begierde zum Lesen von manchen seines Standes vortheilhaft unterscheidet. Nur zu einem deutschen Boileau, wie er zu seyn wünscht, fehlt ihm gerade alles, was nöthig ist. Sprache, Witz, Einkleidung und Versifikation. Man höre ihn selbst, S. 77. (Kann man sich etwas Schlechters denken?)

Wer wars? Die gnädge Frau, um das Cimbal zu schlagen,
Sie brachts mit eigner Hand ins Zimmer uns getragen;
Die Tochter kratzete mit auf der Violin,
Und wollt sich um den Takt mit Händ und Füß bemühn;
Der Vater rumpelte dabey auf dem Bassettel:
Ich dacht, zu dem Concert wähl ich mir keinen Zettel;

Doch

Doch was entzückenders, das stund uns noch bevor,
Ein dickes Stubenmensch, das sang am End Tenor.

Ein paar Stücke in französischer Sprache sind nicht übel; die Uebersetzungen aus dem Voltäire hingegen sehr schlecht.

Für müßige Stunden. Etwas in Versen, von L. G. St. Coburg, bey Ahl. 1777. 5½ Bogen in klein 4.

Diese Verse gehören mit zu der großen Anzahl, die zu jeder Messe gedruckt werden, — welche man nicht gerade weg schlecht nennen kann, und die einer guten gesunden Alltagssuppe gleichen, z. E.

Berechnet ihr nach Millionen,
Golddurstige, des Lebens Glück?
Mehr noch als Gold, mehr noch als Kronen
Find ich in meines Freundes Blick.

Aber wie? Es war nicht von einem Hausgericht, sondern von Confekt die Rede. Und da nun eine Mahlzeit, nach der Meinung des Horaz, auch ohne Confekt bestehen kann, wär' es nicht gerathener, überall keinen Nachtisch zu geben, und wenn der Verf. auch darüber kein Autor geworden wäre.

Jk.

Der treuherzige Vater. Posse. 1777. 8.

Wieder ein Jude mit seinem gebrochenen Deutsch, ist hier die glänzendeste Rolle.

Ein Franzose le Bleu genannt, soll hier den französischen Windmacher spielen; aber der Verf. sollte doch erst französisch lernen, ehe er eine Person in der Sprache reden ließe: dem Pestilence-Wein, pour faire d'amour-c'est pour faire crépenes à la Paris-allés au pendre, und dergl. zu sagen, verräth doch wohl, daßman ein Erzignorant in dieser Sprache sey.

Ein Judenweib mit ihrem eckelhaften Gewäsch ist auch da, und vermehrt noch den widrigen Ton und die abgeschmackte Sprache, die in dem ganzen Stücke herrscht.

Der

Der Vater, ein Nachspiel für ein gesellschaftl. Theater junger Personen, Stuttgard, bey Cotta. 1776. 8.

Ein gar unbedeutendes Ding. Die Moral: wie schädlich einem jungen Menschen das Spiel sey, wird, auf die alltäglichste Weise in 7 Auftritte gezerrt, wo vielleicht die Rolle des Juden, die jungen Kinder, für die das Stück bestimmt ist, zu lachen machen wird.

Fm.

Rheinischer Most, erster Herbst. 1775. 183 Seiten, 1 Notenblat. 8.

In dieser Sammlung ist enthalten ein Nachdruck folgender Stücke: 1) moral. polit. Puppenspiel, 2) Prolog zu Bahrds Offenbarungen, 3) Götter, Helden und Wieland, 4) Rhapsodie von Johann Heinrich Reimhart dem jüngern, 5) Prometheus, Deukalion und seine Recensenten, 6) Menalk und Mopsus, eine Ekloge, 7) Pätus und Arria, eine Künstlerromanze, 8) Lotte bey Werthers Grab, eine Elegie. Die Vergleichung der meisten dieser Gedichte mit einem gährenden Most ist nicht übel. Aber wie muß es kommen, daß es bey dem ersten Herbste geblieben ist? Ist der Wein am Rhein seit 1775. nicht gerathen? Haben die Köpfe, welche die Mittagssonne nicht heiß genug finden konnten, um zu recht durchgalühet zu werden, und die durch die Lobeserhebungen ihrer Klienten noch dazu so fleißig gedünget worden sind; dennoch seithem nichts als Heerlinge getragen?

J. W. Göthens Schriften, drey Bände, mit 9 Kupfern. Berlin, bey Himburg. 1777. 138 Seiten in 12.

Diese Ausgabe ist ohne Vorwissen des Verfassers gemacht; mit wie vielem Recht, mag der Herausgeber und Verleger derselben verantworten. Indessen ist sie sehr sauber, und auch, so viel wir haben sehen können, correkt.

Der erste Band enthält die Leiden Werthers; der zweyte Band Göz von Berlichingen und Clavigo; der dritte

te Band, Stella, Claudine von Villa Bella, und die Puppenspiele.

Mn.

Laufus und Lydie, ein Drama in drey Aufzügen, nach der moralischen Erzählung des Herrn Marmontel, verfasset von einem adelichen Frauenzimmer in Schlesien. Breslau, bey Gutsch. 1776. 96 S. 8.

Die Verfasserinn legt sich in einer Nacherinnerung an die Kunstrichter die strenge Pönitenz auf, alles erdenkliche Böse von ihrem Stück zu sagen, und hoffet nach diesem Bekenntnisse, entweder gar nicht für den Richterstuhl der Critik gezogen zu werden, oder doch eine gemäßigte Censur erwarten zu dürfen. Dadurch wird freylich allen Recensenten, wenn sie anders einige Lebensart haben wollen, Stillschweigen geboten. Aber ein guter Rath? Der ist wenigstens nicht verboten worden, und das ist für die Verf. dieser: Der Poesie oder der Muse niemals mehr, als ein vertrauliches tête à tête zu erlauben, und sorgfältig zu verhüten, daß von diesen Beschäftigungen nichts weiter ins Publikum transpirirt.

Die Bezauberten. Eine komische Oper in einem Aufzuge. Nach dem Französischen der Madame Favart, verfertigt und in Musik gesetzt von Johann Andre'. Berlin 1777. 70 S. 8.

Alle Mühe und Kunst ist an einem so faden Stück wie dieses ist verloren; für das deutsche Theater hätte es immer unbearbeitet bleiben mögen. Die ganze Intrigue stützt sich auf ein gezwungenes Wortspiel, wodurch die gesuchte Naivität des jungen Mädchens und ihres Liebhabers, in eine unerträgliche Albernheit ausartet. Hannchen und Peter, ein junges ländliches Paar, sind in einander verliebt; der Dorfschmidt und Roßarzt, Meister Steffen, der auch ein Auge auf Hannchen geworfen hat, berdet sie beyderseits, eins habe das andere bezaubert, und verspricht, sie von dieser Bezauberung zu heilen; daraus entspringt nun die witzige Intrigue des Stücks. Endlich läßt Hr. Damon den Kupido, und belehrt das kindische Paar,

Paar, daß die Zauberey ganz natürlich zugehe, und sie werden verheyrathet. Der Dialog ist mobisch gnug apostrophirt, und von dem versificirten Theile desselben mag folgendes zur Probe dienen. Peter singt:

Mein Herz seufzt Tag und Nacht,
Es brennt und schlägt mit Macht,
Und wenn ich es wo wage,
Und meinen Kummer klage,
So werd ich ausgelacht.
Ists irgend eine Plage,
Die man nicht gerne sagt?

Und Fr. Damon hat folgende Arie:

O welche Wollust lacht
Aus einem Auge voll Verlangen,
Das noch die Unschuld schüchtern macht!
Doch mit den Köpfen voller Stangen,
Die nur in sich bewundernd stehn,
In uns nur ihre Puppen sehn:
Was ist mit ihnen anzufangen?

Was sind denn Köpfe voller Stangen? Ein ähnlicher trivialer Provinzialausdruck wird wohl von albernen jungen Leuten gebraucht, man sagt: sie laufen mit der Latte, ob den der V. hier hat verfeinern wollen, steht schwerlich zu errathen.

Ab.

Günther von Schwarzburg, ein Singspiel in drey Aufzügen, für die Kurpfälzische Hofsingbühne. Mannheim, bey Schwan, (1776) 83 Oktavseiten.

Es ist allerdings rühmlich, daß der V. den Stof zu dieser Oper aus der deutschen Geschichte schöpfte, die vielleicht nicht ärmer, und unstreitig interessanter für uns ist, als die Geschichte der Griechen und Römer. Auch der Vorfall, welchen er wählte, ist nicht ohne dramatische Anlage, und in seiner Art wichtig und reichhaltig genug. Es war dem Dichter erlaubt, in Nebenumständen von der Geschichte abzugehen, und die Folge und Verbindung der Hauptvorfälle zu verändern; der V. hat beydes gethan, wenn gleich nicht durchgehends so, daß es der Wirkung des Schauspiels vortheilhaft

seyn

seyn konnte. Denn diese Veränderung im Verlauf der Begebenheit hat auch eine Veränderung der Gesinnungen der handelnden Personen nach sich gezogen, die hier nicht ganz so geschildert werden, wie uns die Geschichte sie aufstellt. Hünther ist zwar die Hauptperson des Stücks; aber er tritt gar nicht unter den übrigen Charakters am meisten hervor, und selbst die Züge dieses Charakters, welche der Verf. in der Vorrede andeutet, finden wir gar nicht in seinem Betragen während des Schauspiels. Hier erscheint er nicht als der entschlossene, kriegerische Mann, von edeln, aber rauhen und festen Gesinnungen, der für Recht und Freyheit alles aufopfert; sondern er wird oft bis zum Empfindelnden weich und nachgiebig, scheint Ruhe und Frieden über alles zu schätzen, und ist zur Aussöhnung und zum Vertrage nicht nur bereitwillig, sondern erster Urheber davon. Wir wollen von jeder der übrigen Personen nicht besonders reden; aber das haben wir bey allen gefunden, daß der Ausdruck ihrer Denkungsart nicht hervorstechend, nicht individuell genug ist. Auch Asberta, der einzige kontrastirende Charakter, ist zu wild, zu tobend in ihren ehrsüchtigen Entwürfen, und erregt Widerwillen. Die Sprache, welche diese Personen führen, hat eben so wenig charakteristisches; sie hat nichts vom Gepräge der damaligen Sitten und Zeiten, sondern ist vielmehr ein leeres modernes Operngeschwätz; so daß es durch sie unmöglich wird, daß wir uns in den alten deutschen Biedersinn hinein versetzen können. Und vollends nun als musikalische Poesie betrachtet, erfüllt dieß Stück gar nicht das, was unsere Sprache, gehörig bearbeitet, für diese Gattung wirklich erfüllen und leisten kann. Uns wundert, daß Hr. K. sich in diese Gattung einließ, die durchaus nicht sein Fach zu seyn scheint. Er ist offenbar seiner Sprache nicht mächtig. Es fehlt ihm an jener Gewalt über Wörter und Wendung der Wörter, und an jenem feinern Gefühl des Wohlklangs, welcher in Stücken dieser Art vorzüglich nothwendig ist. Die Recitative möchten zuweilen noch hingehen, ob sie gleich meistentheils zu lang sind, (wie denn dieß Stück überhaupt zu viel Monologen hat) und nicht selten kraftlos werden. Aber unter den Arien finden wir auch fast keine einzige, die musikalisch zu nennen wäre; sie verdienen nicht einmal lyrisch zu heißen; und überdieß scheint aller poetische Geist eben da von dem Verf. gewichen seyn, wo er sich gerade seiner am meisten hätte bemächtigen müssen; denn die Arien sind zugleich auch der schalste und

wässerichste Theil dieser Poesie. Dazu kömmt, daß die meisten unleidlich lange Verse, und diese nicht immer die beste Skanßen haben. Dem Komponisten ist seine Arbeit in dieser Oper auf alle Weise sauer gemacht; und man würde unsrer Sprache sehr unrecht thun, wenn man ihre Fähigkeit zur musikalischen Bearbeitung aus diesem Singspiele beurtheilen wollte.

Wir wollen wenigstens ein Paar Arien anführen, um zu zeigen, wie wenig charakteristisch, den alten Zeiten angemessen, poetisch, und musikalisch sie sind. Die Wahl wird wirklich schwer: denn fast alle Arien sind gleich elend.

Die Pfalzgräfin singt S. 52:

O geliebter Gegenstand!
Dort, wo deine Wangen blühn,
Dort, wo deine Augen glühn,
Dort, wo auf beglückten Auen,
Sie nach meinen Tritten schauen,
Stillen Ufern eine Thrän vertrauen;
O geliebter Gegenstand!
Dort nur ist mein Vaterland!

Und König Karl von Böheim singt S. 66. eben so weiberhaft, in eben solchen Opernschervenzeln, und noch unmusikalischer:

O wo ist ihr göttlich Auge,
Daß ich neues Leben sauge
In mein sterbend Herz!
Hemme meine Liebe nicht,
Wenn noch sanfter Menschheit Pflicht
Dein Gemüthe kennt!
Ach! Ich schmachte, sterbe jeden Augenblick
Der von ihr mich trennt!
Fürst! der ist ein Mörder, jeden Augenblick,
Der mich von ihr mich trennt!

Noch ein fein Exempelchen wässerichter, nicht einmal richtiger Reime, und holperichte, ganz völlig unmusikalischen Versbaues, müssen wir hersetzen. Es ist die Arie des Pfalzgrafen Rudolfs, S. 47.

Ich bin ein unbeglückter Fürst, o! weiche
Von mir! fliehet, Menschen! fliehet mich!
Ich bin ein trostberaubter Vater! Zeige —

Zeig

Zeig mitleidig, meine Freundin, dich!
Meiner Hoffnung schönster liebster Strahl
Ist in nichts dahin verschwunden,
Und an der Verzweiflung Hollenqual
Ist mein sterbend Herz gebunden!

Die Wölfe in der Heerde, oder die beängstigten Liebhaber. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen, von Stephanie dem Jüngern. Frankf. 1777. 8½ Bog. 8.

Die Wölfe in der Heerde sind zwey Wildfänge von Officieren, an deren Charakteren sich Hr. Stephanie der Jüngere wohl nie müde schildern wird; und die beängstigten Liebhaber, verschiedene gute Landleute, die mit einander versprochen sind, und durch jene Wölfe, welche die Lämmer rauben wollen, in Angst und Noth gesetzt werden. Der Graf Mardenbruck, weise und großmüthig, wie dergleichen Theatergrafen nicht selten sind, rettet den armen, scheuen Schäferin ihre Bräute, und bestraft die beyden Freybeuter, worunter der eine sein Vetter ist, den er für seine wilden Streiche zu enterben droht. Das ist ohngefähr der ganze Plan; und die Ausführung ist völlig so, wie man sie von diesem Verf. schon gewohnt ist, dessen Schauspiele von Zeit zu Zeit dürftiger, seichter und schaler werden. Wir möchten seine Rechenschaft für jedes unnütze Wort wärlich nicht abzulegen haben!

Simsone Grisaldo. Ein Schauspiel in fünf Akten. Berlin, bey Mylius, 1776. 9 Bogen in 8.

Noch bey keinem Schauspiele ist es dem Recensenten so sauer geworden, sich hindurch zu arbeiten, als bey dem gegenwärtigen. Mehr als dreymal hat er angefangen es zu lesen; aber kaum war er bis zum zweyten Bogen gekommen, so legte ers wieder bey Seite, und konnte sich dann lange nicht wieder entschließen, sich neuem Kopfweh auszusetzen, und es wieder zur Hand zu nehmen. Itzt nahm er einen Tag der ruhigsten Fassung wahr, las es ganz durch, und achtete es einmal nicht, seine gute Laune in Unlust und Unbehaglichkeit zu verwandeln. Denn wärlich, es gehört ein eben so seltsamer Kopf dazu, wie des Verf. seiner nothwendig seyn

muß, eine eben so überspannte Phantasie, und unnatürliche Vorstellungsart, um durch allen den Schwall, durch alle die verstimmten Töne der Empfindung und des Ausdrucks, durch alles das halb unsinnige Geschwätz halb verrückter Personen hindurch zu dringen. Doch, der Recensent legt lieber in aller Verleugnung die Hand auf den Mund, und sagt mit **Fernando**: (S. 53.) „Ich bin ein schlechter, einfältiger Mensch; und begreif nichts. Kann nicht wissen, ob der Mensch soweit von seinen Brüdern absteht, und abstehen darf.“

Sturm und Drang. Ein Schauspiel von Klinger. 1776. 8.

Das beste Schauspiel von diesem Verfasser; und da es sein neuestes ist, so steht zu hoffen, daß sich seine zu wilde, überspannte Phantasie, noch etwas mehr abkühlen, und sich zu gemäßigtern Scenen, zum menschlichern Ton des Inhalts und Dialogs herabstimmen werde. Dieß wird die Wirkung seiner Schauspiele, und ihre Fähigkeit zur Vorstellung unstreitig befördern; denn eine zu weit getriebene, zu sehr auflodernde Hitze der Einbildungskraft ist der wahren dramatischen Kunst eben so sehr im Wege, als Frost und Dürftigkeit der Ausarbeitung es nur immer seyn können. Freylich fehlt es auch diesem Schauspiele nicht an wilden Auswüchsen; wir rechnen vornehmlich dahin die episodischen Scenen und Charaktere des **la Feu**, und **Blasius**: besonders war der erstere in einem Stücke, das schon ohnehin so viel leidenschaftlichen **Sturm und Drang** hatte, entbehrlich. Aber die meisten Scenen, Charaktere, und Reden der Hauptpersonen sind besser, als man sonst an diesem Verf. gewohnt ist; vornehmlich die Scenen der Erkennung und des Kampfes zwischen Pflicht und Neigung. In diesen sind die Situationen meistentheils glücklich angelegt, und auf eine geschickte Art benutzt und gut ausgeführt. Die künftigen Schauspiele dieses Verf. werden unstreitig immer vollkommner werden, je weniger er sichs darin erlauben wird, über die Gränzen der Wahrheit und Natur hinauszugehen.

Albrechts von Haller — Versuch Schweizerischer Gedichte. Eilfte, vermehrte und verbesserte Auflage

lage. Bern, bey der typographischen Gesellschaft. 1777. 8.

Eben dieselben, auf Schreibpapier, mit Kupfern und Vignetten. gr. 8.

Zwischen der Bekanntmachung dieser neuen Auflage der Hallerischen Gedichte und der gegenwärtigen Anzeige derselben, ist das Absterben ihres großen Verfassers erfolgt: ein höchst empfindlicher Verlust für die gelehrte Welt. Denn man weiß, wie außerordentlich der Umfang gelehrter Kenntnisse, wie unermüdet die Arbeitsamkeit dieses verdienstvollen Mannes war; und sein Dichtertalent so schätzbar und verehrungswürdig es auch uns Deutschen immer bleiben muß, war doch bey weiten nicht das größte seiner Verdienste, deren gehörige Würdigung und Darstellung das Publikum von dem Hrn. Hofrath Zimmermann in Hannover mit freudigem Verlangen erwartet. Die liebenswürdige Bescheidenheit, mit welcher der sel. Haller in der Vorrede dieser eilften Auflage seiner Gedichte, von dem Werthe derselben spricht; die Offenherzigkeit, mit welcher er die Unfähigkeit seines Alters zur Ausbesserung poetischer Werke gesteht, die für Jugend und männliches Alter gehören; und vorzüglich das Lob, welches er den neuern Zeiten, die auf seine Periode gefolgt sind, in Ansehung der Verbesserung unserer Dichtkunst ertheilt; dieß alles erhöht sein Verdienst in unsern Augen gar sehr, und muß auch den strengsten Kunstrichter geneigter machen, seinen poetischen Talenten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Uebrigens ist das Gedicht über eine Hochzeit, sonst das zehnte in der Folge, hier ganz weggelassen, und dafür, unter den Ueberschriften, ein neues hinzugekommen. Auch wird es den meisten Lesern lieber und bequemer seyn, daß die Anzeige der Lesearten in den vorhergehenden Ausgaben, hier nicht, wie sonst, unter dem Texte, sondern am Schlusse des Werks abgedruckt ist. Hie und da sind auch in dem Ausdrucke, mehrentheils glückliche Verbesserungen angebracht.

Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde. Neunte Abtheilung. Leipzig, bey Dyck. 1778. 9 Bog. 8.

Für Reimer und Reimerfreunde, wäre ein schicklicherer Titel; denn daß es ihrer unter uns noch die Menge giebt, beweist diese Sammlung selbst, und ihre Fortsetzung zur Gnüge. Es sey darum! Wir wollen weder den jungen Herren, die hier ihre Niederlage haben, noch den Lesern, die sich an dergleichen Sachen was zu gute thun, ihre Freude verderben. Lieber wollen wir einigen rüstigen Herren, die jede dieser Sammlungen mit ihren Beyträgen vermehren, zu ihrer Fruchtbarkeit hiemit unsern dienstlichen Glückwunsch abstatten, besonders dem wackern Hrn. Meißner, der auch hier jedesmal sein Füllhorn reichlich ausschüttet.

Wienerischer Musenalmanach auf das Jahr 1778. Wien, bey Kurzböck, 6 Bogen, in Duodez.

Als Herausgeber dieses Almanachs nennt sich Herr J. F. Ratschky, am Ende des Vorberichts. Er enthält abermals, zuerst eine Wienerische Theaterchronik, vom November 1776, bis in die Mitte des Octobers 1777.; ein bloßes Namenverzeichniß der auf dem Nationaltheater und auf der Schaubühne nächst dem Kärntnerthore aufgeführten Stücke. Dann folgt eine kritische Beurtheilung der seit der Herausgabe des vorigen Almanachs aufgeführten neuen Schauspiele. Unter den Gedichten ist das erste eine ziemlich lange, und ziemlich langweilige Rittererzählung des Hrn. Leon, von dem Ritter Engelhard und der schönen Gertraud. Von eben diesem Verf. ist auch ein großes Theil der folgenden poetischen Stücke, von ungleichem Werth; von dem Herausgeber nur ein einziges, das gewiß nicht unter die besten gehört; die Namen der übrigen Verf. sind theils unbekannt, theils nur durch Buchstaben bezeichnet; und fast kein einziges Gedicht erregt die Begierde, sie näher kennen zu lernen.

Hamlet, Prinz von Dännemark, ein Trauerspiel in sechs Aufzügen, zum Behuf des Hamburgischen Theaters. Hamburg, in der Heroldischen Buchhandlung. 1777. 8 Bogen in 8. mit dem Bildnisse Herrn Brockmanns, als Hamlet.

Ein

Eine Ehre für unsere Bühne, daß man anfängt, die Shakespearischen Meisterstücke darauf zu bringen; für unsere Schauspieler, daß sie dieselben auf eine so wurdige Art ausführen; und für unser Publikum, daß es ihnen einen so vorzüglichen Beyfall gewährt! Ohne Zweifel wird es vielen erwünscht seyn, dieß Stück, so wie es in Hamburg und in Hannover zum öftern vorgestellt ist, nun auch abgedruckt zu sehen, und es behält, so wie es da ist, hervorstechende Schönheiten genug, ob wir gleich freymüthig gestehen, daß es, so wie es da ist, dem Original bey weitem nicht gleich kommt. Die Auslassungen, die man hie und da, besonders in den letzten Aufzügen, gemacht hat, wollen wir nicht rügen; sie waren, der Vorstellung und der Dauer wegen, nothwendig; wiewohl dadurch einige schöne Scenen, z. B. die, wo Hamlet den betenden König zu tödten willens ist, und ihn, weil er betet, nicht tödten will, u. a. m. verloren gegangen sind. Dagegen haben wir doch auch Ursache, uns über die Beybehaltung mancher Scenen zu freuen, die allemal bey dem, der sie beybehielt, und bey dem Publikum, das sie nicht anstößig fand, einen sehr rühmlichen Geschmack an Größe, Wahrheit, und Natur voraussetzt. Aber daran that man nicht wohl, daß man die so ungeschmeidige Wielandische Uebersetzung zum Grunde legte, die fast durchgehends wörtlich beybehalten ist. Sogar die gröbern Fehler derselben hat man nicht ausgemerzt, und sie also wohl schwerlich mit dem Original zusammengehalten, weil sie sonst sogleich hätten in die Augen fallen müssen.

Flüchtige Aufsätze von Lenz. Herausgegeben von Kayser. Zürich, bey Füeßly. 1776. 6 B. in 8.

Ein Familiengemählde in dramatischer Form, die beyden Alten, macht den Anfang dieser Sammlung. Der Stof dazu ist aus folgender Zeitungsanekdote genommen; In Languedack hatte ein Sohn seinen Vater in einen Keller eingesperrt, um desto eher zum Genuß seiner Güter zu gelangen, und ihn für todt ausgegeben. Einer seiner alten Freunde reiste vorbey, und kehrte bey dem Sohn ein, dessen Bedienter aus Unvorsichtigkeit die Thür des Gefängnisses offen gelassen. Der Alte kam heraus, und in der Nacht bis an das Zimmer seines Freundes, dem er diese ganze Begebenheit entdeckte. Der Sohn ward zur Strafe gezogen. Die dramatische Behand-

lung dieses Stofs ist Hrn. L. so sehr geglückt, daß vermuthlich jedem Leser der Wunsch aufsteigen wird, er hätte statt dieses Fragments, ein vollständiges Schauspiel daraus verfertigt. — II. **Matz Höcker**, eine Schulmeisterchrie, Knittelverse, worinn man vielen gesunden Menschenverstand und manche gute Bemerkungen über heutige Sitten, Schriftstellerey, Poesie und Liebe antreffen wird. — III. **Ueber die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsaß, Breisgau, und den benachbarten Gegenden.** Eine Vorlesung in einer Gesellschaft gelehrter Freunde, die darinn ermuntert werden, ihre Aufmerksamkeit auf das Eigenthümliche, Kraftvolle, und selbst auf das, was man das Gothische unserer Muttersprache nennt, in der Absicht zu richten, um sie dadurch zu bessern und zu bereichern, und, in eben dieser Absicht, die Sprache in der Sphäre des niedrigen Lebens zu studiren. — IV. **Ueber die Vorzüge der deutschen Sprache**; gleichfalls eine Vorlesung, bey Eröffnung einer Gesellschaft zur Aufnahme der deutschen Sprache im Elsaß. Sie betrifft vornehmlich einige Vorzüge unserer Sprache vor der französischen, in Betracht der Inversionen, der freyern Wortfügung, und der willkürlichen Trennung zusammengesetzter Wörter. — V. **Aus einem Neujahrswunsch aus dem Stegereif**, worinn manche gute Verse vorkommen, wiewohl die Gedanken wenig Zusammenhang haben. — VI. **Ueber die Veränderung des Theaters im Shakespear.** Dieser kleine Aufsatz enthält mehr gesunde und richtige Kritik, als die ehedem von diesem Verfasser geschriebenen **Anmerkungen übers Theater**, ob diese gleich viel wortreicher waren.

Die Kindermörderinn, ein Trauerspiel. Leipzig, bey Schwickert. 1776. 8.

Die Kindermörderinn, so wie sie abgeändert auf dem deutschen Theater zu Berlin im Jenner 1777. aufgeführt worden ist. Berlin, bey Himburg. 8.

In seiner ursprünglichen Gestalt ist dieß Schauspiel freylich keiner Vorstellung auf einer gesitteten Bühne fähig; und schwerlich möchten sich die Schauspieler selbst dazu verstehen wollen, besonders die nicht, der man die Hauptrolle zutheilte, die übrigens eben keine Vestalinn zu seyn braucht,

um

um nicht gern vor den Augen der Zuschauer in solch einer Situation erscheinen zu wollen, wie die im ersten Aufzuge ist. Aber schwerlich hat sich auch der Verf. selbst die Hoffnung gemacht, sein Stück je aufs Theater gebracht zu sehen; und es war, wie es scheint, mehr die Absicht des Verf., ein durch Dialog und dramatische Kunst belebtes historisches Gemälde, oder vielmehr eine Folge solcher Gemälde, von den Gefahren der Ueppigkeit für den Mittelstand, und von den schrecklichen Folgen mütterlicher Sorglosigkeit oder Unbesonnenheit aufzustellen. Und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, muß man dem Verf. allerdings sehr viel Verdienst zugestehen, sehr viel Talent in der treuen Nachahmung der Natur, in Handlung, Gesinnung und Sprache der theilnehmenden Personen. Freylich sind die Farben oft zu stark aufgetragen; die Züge oft zu kühn, und, wir möchten fast sagen, gar zu natürlich; aber man schätzt in der Malerey auch den Ostadischen Geschmack.

Der Urheber der **veränderten** Gestalt dieses Schauspiels sah es, laut seiner Vorrede, ein, daß eine Beurtheilung nach den Regeln der Kunst hier eben so passen würde, als den Reiter nach den Regeln des Tänzers zu loben oder zu tadeln; und doch glaubte er, sie für die Vorstellung umändern zu können. So viel wir wissen, hat man in Berlin auch die Vorstellung in dieser Umänderung nicht verstattet; und noch ist uns keine Schaubühne bekannt, die dieß Trauerspiel nach derselben aufgenommen hätte. Der Umänderer hätte gar wohl voraus sehen können, daß es ein mißliches, fruchtloses Unternehmen sey, so ganz heterogene Dinge mit einander vertauschen, eins in das andere unschmelzen zu wollen. Gerade so sonderbar, als wenn man ein Niederländisches Gemälde in ein Italiänisches umzuzeichnen und umzukoloriren versuchen wollte. Die besten, originellsten Züge werden dabey verwischt; alles Eigenthümliche verschwindet; und man weiß am Ende nicht mehr, was für ein Zwitterwerk man vor sich hat. Ganz ist dieß zwar der Fall bey dieser Umänderung nicht: denn sie ist nicht ohne Schonung gemacht, und sehr vieles ist ganz unverändert beybehalten; aber das Weggelassene ist nicht allemal das Schlechtere, und noch seltener das, was dafür in die Stelle gesetzt ist, das Bessere. Und im Grunde ist viel stehen blieben, wodurch die Aufführung verhindert werden muste. Uebrigens beklagt sich der Verf. in seiner Vorrede über die Fahrlässigkeit unserer deutschen Kritik über die neuern Schau-

spiele, die ihm nicht psychologisch genug ist, und über die mißverstandene Nachahmung der Shakespearischen Manier.

Mo.

Walder, ein ländliches Schauspiel mit Gesang in einem Aufzuge. Gotha bey Ettinger 1778. 64 S. in 8.

Der Betrug aus Liebe, eine Operette in drey Aufzügen. Leipzig bey Böhme 1778. 108 S. 8.

Obgleich zwischen diesen beyden musikalischen Schauspielen ein Himmelweiter Unterschied ist; so kommen sie doch in verschiedenen Stücken mit einander überein. Beyde sind aus dem französischen genommen, und also fremder Abkunft; beyde sind ursprünglich bloße Nachspiele, auch als solche übersetzt auf das deutsche Theater gebracht, und auf gleiche Weise, das erste von dem Parterr und den Logen, das zweyte von der Gallerie gar oft beklatscht worden. Beyden ist nun die Ehre wiederfahren, daß sie von neuem als Operetten sind bearbeitet worden. Das erste hat durch Hrn. Gotters Bemühung, ohne Rücksicht auf die schöne Bendaische Komposition, bey der schicklichen Einwebung der Gesänge, denn am Stücke selbst ist nichts hauptsächliches verändert, mehr gewonnen als verloren. Das zweyte aber, das zu Vater Kochs Zeiten, unter dem Titel der Weinlese als eine lustige Farce zuweilen nach einem schwermüthigen Trauerspiel gegeben wurde, ist hier in drey Aufzüge ausgedehnt, so schleppend und langweilig als möglich. Das Stück hat freylich dadurch eben nichts eingebüßt; denn es hats nichts zu verlieren, aber das Theater hat durch diese neue Bearbeitung auch nichts gewonnen, und Hr. Schuß von Gänserwitz dürfte wohl gar nicht zu der Ehre gelangen, darauf zu debütiren. Einer näheren Anzeige des Inhalts beyder Stücke können wir überhoben seyn; das erste ist bereits als Nachspiel zu bekannt, und das zweyte verdient solche nicht. Ein Liedgen aber aus Walder, das Hannchen, dessen Tochter, hat, wollen wir hier abschreiben.

Wie ein Lämmchen sanft und still
Werd ich mich zu seyn bestreben,
Wollen, was mein Männchen will,

Ganz

Ganz ihm zu Gefallen leben,
Alle Fehler übersehn,
Alle Kränkungen verschmerzen,
Und bey trüben Stunden scherzen,
Bis die Grillen ihm vergehn.

Wer sollte sich nicht ein Weib mit diesen Gesinnungen wünschen!

Moralisch-satyrische Träume über alle Auftritte des menschlichen Lebens. 326 S. 8. Frankfurt. 1777.

Mit den satyrischen Träumen hat es in Ansehung des Erzählens und Anhörens eben die Bewandtniß als mit den physischen. Gesunde Leute träumen entweder gar nicht; oder vergessen beym Erwachen, was sie geträumet haben, und achten es der Mühe nicht werth, diese Phantasieen wieder ins Gedächtniß zu rufen, und andern vorzuerzählen; kränkelnde schwache Personen, sonderlich hysterische Weibspersonen träumen oft in einer einzigen Nacht eine Menge seltsames Zeug zusammen, und finden ein Vergnügen daran, das den Tag über aus ihrer Einbildungskraft wieder hervorzukramen; wer ihnen in den Wurf kommt, muß ihre Träume anhören, so sehr sie ihn auch gähnen machen. Der hysterische V. dieser Träume hat alles niedergeschrieben, was ihm seine kranke Phantasie eingegeben hat, ohne Wahl und Absicht: denn daß dieses Gewäsch moralisch satyrisch seyn soll, das lügt nur der Titel den Lesern vor. So wie diese Träume moralisch sind, mögen es wohl alle seyn, die eine alte Tante ihrem jungen Neffen vorerzählt, und die dieser anhören muß, weil er sie zu beerben hofft. Ob der V. auf gleiche Gefälligkeit beym Publikum rechnen könne, daran zweifeln wir.

Der Kranke oder die Geschichte einer guten Familie, drittes und viertes Bändchen. Nürnberg bey Bauer 1775. Alle vier Bändchen zusammen 826 S. 8.

Die beyden ersten Bändchen dieses Wochenblatts haben wir schon in dieser Bibliothek angezeiget. Der Kranke fährt hier fort mit einer angenehmen Laune seine Leser zu unterhalten, erzählt

erzählt ihnen allerley Geschichte, bald wahre, bald Erdichtungen, unter andern steht hier die Schröpferische Geschichte auch, fast am Ende des letzten Bandes, welches einer Nothhülfe so ziemlich gleich siehet. Wir haben uns schon bey Anzeige der zwey ersten Bändchen für des V. Prose, aber nicht für seine Verse erklärt. Ob gleich in diesen zwey letzten Bändchen die Wahl der Gedichte ein wenig sorgfältiger beobachtet ist; so dienen sie doch überhaupt genommen diesem Wochenblatte eben nicht zur Empfehlung, das durch den treuherzigen Ton des Kranken und des schlichten Matthäus wenigstens für uns etwas anziehendes gehabt hat, daß wir die vier Bändchen gröstentheils mit Vergnügen gelesen. Diese periodische Schrift ist hiermit geendiget.

Der Koran, oder Leben und Meynungen des Tria iuncta in uno M. N. A. oder Meisters keiner Künste. Ein hinterlassenes Werk von dem Verf. des Tristram Shandy. drey Theile. Hamburg in der Heroldschen Buchhandlung 1778. 248 S. 8.

Für diese Schrift ist euch noch ein andrer Titel beygedruckt, nämlich: Hamburgische Landbibliothek zum Nutzen und Zeitvertreib des schönen Geschlechts, aus verschiedenen Sprachen übersetzt. Dritter Theil. Die beyden vorhergehenden sind Recensenten nicht vorgekommen; es scheint ihm aber, daß die Absicht des Verlegers ist, unter diesem letztern Titel eine Suite kleiner Schriften der Ausländer aus dem Fache der angenehmen Lektüre, hier auf einander folgen zu lassen, davon jeder Theil für sich ein Ganzes ausmacht, ohne mit den übrigen in Verbindung zu stehen. Die Schrift, die wir vor uns haben, ist in drey Abtheilungen zerschnitten. Die erste enthält in 45 kurzen Kapiteln allerley Anekdoten, aus dem schriftstellerischen und bürgerlichen Leben des Lorenz Sterne, ohne Wahl und Ordnung, bloß nach dem Antrieb und Ergießungen seiner Laune, und folglich ganz in seiner Manier vorgetragen. Auch hier zeichnet sich der V. von der Seite seines guten empfindsamen Herzens vortheilhaft aus; so viel sich aber aus den zerstreuten Zügen seiner Art zu leben und zu handeln urtheilen läßt, mag der gute Yorick im gemeinem Leben sich eben so wohl als Schriftsteller gewisse, wiewohl im Grunde unschuldige Anomalien erlaubt haben, die von dem Publikum dort nicht

so

so günstig für ihn als hier sind erklärt worden. Die zwo letzten Abtheilungen enthalten Einfälle, und flüchtig hingeworfene Gedanken, von witzigem, kritischem, moralischem, politischem Gehalt. Weil sie die Meynungen, oder gleichsam das Glaubensbekenntniß des V. über mancherley Dinge und Vorfallenheiten darstellen und so neben einander stehen, wie sie der Zufall zusammen geordnet hat; die Suren des Korans aber auch so zusammen gereyhet sind: so mag dadurch der Titel: Koran, veranlaßt worden seyn. Uebrigens, da der Herausgeber mit dieser Schrift auf den Nutzen und Zeitvertreib des schönen Geschlechts zugleich Rücksicht nehmen will, so dünkt uns, daß hier eben nicht die beste Wahl getroffen sey: denn für deutsche Schönen, ist das Buch weder interessant noch unterhaltend, ob wir ihm gleich sonst seinen Werth nicht absprechen wollen.

Der Lehrmeister nach der Mode. Ein poetisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Leipzig und Schleiz, bey Mauken. 1778. 144 S. 8.

Poetisch ist das Lustspiel nicht; aber in Versen ist es, und zwar ist es eigentlich die Vanitas critica hier dramatisirt, nur werden die Philanthropisten noch viel gehässiger abgeschildert als dort. Recensent ist weder für noch wider diese Anstalten eingenommen; dem ungeachtet kann er seinen Unwillen, den er bey Durchlesung dieser Schrift gegen den Verf. empfunden, nicht bergen. Männer, die an einem öffentlichen Institut arbeiten, und welches noch dazu durch individuelle Umstände charakterisirt wird, für eine zusammenverschworne Bande Schurken und Betrüger auszuschreien, und ihr ganzes Geschäfte für Windmacherey und eigennützige Kniffe zu erklären, dazu gehören unwiderleybare Beweise, sonst sind solche Anschuldigungen pasquillantische Frechheit. Gesetzt, der Verf. habe an den Lehrern eines Philanthropinums wirklich diese und jene Fehler entdeckt, die er durch die Geissel der Satyre zu züchtigen, in sich einen Beruf fühlte: so konnte das geschehen, ohne die Absichten dieser Männer, zu welchen sie gemeinschaftlich verbunden waren, in ein so falsches Licht zu stellen; diese konnten mutadelhaft seyn, wenn es auch einige für ihre Person nicht gewesen wären. Aber so wie hier die ganze Sache vorgestellt und übertrieben wird, kann kein gutdenkender Mann dem Verf. Beyfall geben.

In

In Ansehung der Versification bekennt sich der Verf. als einen Schüler und Nachahmer des sel. Schlegels, und laßt, was diese betrifft, einige gezwungene Stellen abgerechnet, wo der Vers den natürlichen Gesprächston stört, seinen Vorganger nicht eben weit vor sich voraus. Statt des Inhalts schreiben wir den Anfang des ersten Auftritts im zweyten Aufzuge hier ab, der auch zugleich zur Probe der Versification dienen kann. Dissident, der einzige rechtschaffene Lehrer unter dieser Rotte Korah, der aber auch von dem Oberlehrer und den übrigen Collegen angefeindet und verfolgt wird, tritt auf und spricht:

In Wahrheit, dieser Ort scheint nicht bequem für mich.
Was man sonst strafbar nennt, erlaubt hier Jeder sich.
Das Spiel, der Trunk, die Lust unordentlicher Triebe,
O Himmel! wo befiehlt uns dieß die Menschenliebe?
In welchem Irrthum schwebt die hintergangne Welt?
Ist dieser Ort wohl der, wofür der Wahn ihn hält?
Ein trefflich Institut, wo man dem Laster fröhnet,
Und die Religion, die uns die Schrift lehrt, höhnet?
Was hat zur Frömmigkeit die Jugend hier für Reiz?
Der Oberlehrer dient dem Hochmuth und dem Geiz,
Weiß minder, als er lehrt; und meine Herrn Collegen
Sind so, wie sie sich nur die Buben wünschen mögen;
Nicht Lehrer der Vernunft, der Kunst und Sittlichkeit,
Nein, Lehrer wilder Lust und frecher Albernheit.
Wär unser Oberhaupt nicht Vater von Lucinden:
So sucht ich anderswo sogleich mein Glück zu finden. ꝛc.

Dieses, was hier gesagt wird, in Handlung gesetzt, und der philanthropinischen Erziehung als Endzweck und Absicht aufgebürdet, macht den Inhalt des Stücks aus. Am Ende der Vorrede meynt der Verf., sein Lustspiel werde zwar nicht, wie Molierens Tartüff aufs Theater gebracht werden; aber er sey zufrieden, wenn es sich nur gut lesen ließe. In Wien, Berlin und Hamburg wird es freylich nicht aufs Theater kommen; aber als Schulkomödie dürfte es doch wohl mancher Rektor, wo noch dramatische Uebungen nach den Erndteferien gewöhnlich sind, mit herzlicher Zufriedenheit aufführen lassen.

Vier.

Men-

Menschen, Thiere und Göthe, eine Farce, voran ein Prologus an die Zuschauer und hinten ein Epilogus an den Herrn Doktor. 1775. 24 S. 8.

In des XXVIsten Bandes 1sten Stück dieser Bibliothek ist **Prometheus, Deukalion und seine Recensenten** angezeigt. Die gegenwärtige kleine Schrift ist eine Parodie darauf, in eben dem drolligten Tone; aber viel feiner. Da sie von uns übersehen, und in ihrer Neuigkeit nicht angezeiget worden, und da der Streit, durch den sie veranlaßt worden, so sehr man sich vor drey Jahren vom Rhein bis an die Pleiße, damit beschäftigte, nun schon völlig vergessen ist; so ists nicht nöthig, von dem Inhalte weiter etwas zu sagen. Aber wir möchten unsere Leser auf den bis jetzt völlig unbekannt gebliebenen Verf. aufmerksam machen, der die trefflichste Anlage zur Satyre und zur drolligten Poesie hat. Wir wünschten, daß er andere menschliche Thorheiten, die sich nicht auf einen bloßen Privatstreit beziehen, schildern wollte.

Um die Art des V. einigermaßen kenntlich zu machen, wollen wir einige der **weis'n Lehren** hersetzen, die der in schweizerischem Dialekt geschriebene **Epilogus**, dem V. des **Prometheus** giebt, und die sich sehr viel andere eitele und naseweise Autoren auch sehr wohl zu Herzen nehmen könnten:

'S is á Flegeley 'üch an jedem Bidermann z' reiba
Der 'üch nit thät nach 'üerm Gustus schreibá
Ist nit Gift, so müßt ers lássen sta,
Sind nech ander Lut, dies gern mögen, da.
Wenns 'üch nit schmeckt, so steckt den Tapen nit drein
S'is ken Lebensart, so machens d' Schwein.

Müßt 'r vom 'n örlich Mann d' Wahrhát erfahrá;
Sollt nit thun, als wollt 'r z'r Haut nausfahrá.
Antwortet bschádе, oder syt ers z' faul,
So haltet lieber völlig 'üer Maul,
Müßt nit glich Esel, Eulen und Affá,
Mit poßirlichem Pinsel erschaffá.
S'is Thorhát, 's is eitle Bewegung;
Schnakscher Einfall is nit Widerlegung.
Is wol n' gaudium für d'n Narren;
Aber der klug Mann denkt, Herr Autor hat 'nen Sparren.

Dankt

Dankt Gott, daß 'r 'ich schuf nach seim Ebenbild ganz,
Und 'ich nit gab weder zween Gäisfüs noch 'n Schwanz.
Wenn 'r 'ich hätt' gewollt haben zum Für oder Affä;
Männt 'r er hätt 'ich nit können so schaffä!

Mn.

Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther, wie sich derselbe den 21 December durch einen Pistolenschuß eigenmächtig ums Leben gebracht. Allen jungen Leuten zur Warnung, in ein Lied gebracht, auch den Alten fast nützlich zu lesen. Im Ton: Hört zu ihr lieben Christen ꝛc. 14 Seiten 8. 1774.

Ein drolligtes Schlemperlied, worin der wahre Bänkelsängertou getroffen ist. Der vortreffliche Verfasser der Leiden Werthers kann es so wenig übelnehmen, als der triumphirende Imperator, die Spottgesänge seiner Soldaten, die nichts destoweniger ihr Leben für ihn aufsetzten. Dieses Lied hebt an:

Hört zu ihr Junggesellen
Und ihr Jungfräulein zart,
Damit ihr nicht zur Höllen
Aus lauter Liebe fahrt.

Ich sing euch von dem Mörder
Der selbst sich hat entleibt.
Er hieß: der junge Werther,
Wie Doktor Göthe schreibt.

So witzig so verständig
So zärtlich als wie er,
Im Lieben so beständig
War noch kein Sekretär.

Ein Pfeil vom Liebesgotte
Fuhr ihm durchs Herz geschwind;
Ein Mädchen, sie hies Lotte
War eines Amtmanns Kind.

Die

Die stand als Vicemutter
Geschwistern treulich vor,
Und schmierte Brod und Butter
Dem Fritz und Theodor. u. s. w.

Der Tod und das Begängniß wird folgendermaßen besungen:

Es lag, und das wars beste,
Auf seinem Tisch ein Buch,
Gelb war des Todten Weste,
Und blau sein Rock, von Tuch.

Als man ihn hingetragen
Zur Ruh bis jenen Tag,
Begleit'n ihn keine Kragen
Und auch kein Ueberschlag.

Man grub ihn nicht im Tempel,
Man brennte ihm kein Licht.
Mensch nimm dir ein Exempel
An dieser Mordgeschicht.

Idyllen und Erzählungen, verehrungswürdigen Freunden gewidmet. 1777. gr. 8.

Unter der Vorrede, die zu Plauen, im Maymonate 1777. unterschrieben ist, nennt sich der Verfasser, Carl Heinrich Höffer. Er sagt in der Vorrede: „Wie eine zärtliche Schwester, für ihren entfernten Bruder, oder für den, der ihr noch lieber als Bruder ist, in den Feyerstunden, ein Paar Manschetten, oder einen seidnen Geldbeutel verfertigt, so sind gegenwärtige kleine Arbeiten entstanden.“ Man merkt diesen kleinen prosaischen Gedichten auch diese Entstehung an. Sie sind für einen kleinen Zirkel sich liebender Freunde bestimmt; sie haben darin ein pretium affectionis, und scheinen sich in den großen Zirkel der Welt nur verirret zu haben. Man bemerkt außerdem darin einen natürlichen Gang der Empfindung, und eine gewisse Herzlichkeit, die ihnen, wenn man zumal an ihre ursprüngliche Bestimmung zurückdenkt, auch in den Augen der Leser, für die sie eigentlich nicht bestimmt waren, einen Werth geben kann.

Vertheidigung des Herrn W. gegen die Wolken, von dem Verfasser der Wolken. 1776. 48 Seiten 8.

Eloge de feu Monsieur .·. N. D. ecrivain très celebre en Poesie et en Prose. Dedié au beau sexe de l' Allemagne. Hanau 1775. 15 S. 8.

Ein Paar elende Scharteken. Hr. Lenz, von dem eine Zeitlang einige Leute ein gewaltiges Lärm machten, als ob er, wer weiß was für ein Genie wäre, schreibt auf Herrn Wieland ein Pasquill, die Wolken betitelt. Er nimmt nachher, aus wichtigen Gründen, wie er sagt, den heilsamen Entschluß, den Druck dieses Pasquills zu hintertreiben. Er weiß aber den Schritt, den er im Aristophanischen Spleen zu weit gethan, nicht anders gut zu machen, als daß er eine Vertheidigung Wielands gegen eben diese Wolken schreibt, deren sehr unnöthige Existenz wir sonst gar nicht wusten, und erst hierdurch erfahren. Es ist wohl ein Zeichen der gewaltigen Eitelkeit des Verf. daß er auch der Welt einen solchen ungedruckten Wisch hat ankündigen wollen. Er schwatzt dabey über allerley Sachen ins Gelag hinein, als ob er sie verstände, unter andern auch über die allgemeine deutsche Bibliothek, worüber es nicht der Mühe werth ist ein Wort zu verlieren. Dabey ist es sehr possierlich, mit wie vielem Eigendünkel er S. 32. mit Hrn. W. rechtet, und vermeynet, Hr. W. hätte es an ihm verdienet, daß er noch schlimmer mit ihm verführe. „Mit alledem bin ich weit säuberlicher mit Hrn. W. umgegangen, als er mit uns; ich habe ihn nicht an dem Flecke anzutasten gesucht, wo es ihm am wehesten thun mußte, wie er wohl gegen mich, und das mit aller möglichen Feinheit die Genie und Witz ihm nur an die Hand gaben, obgleich dennoch vergeblich versucht hat. Er sah, daß ich mich durchaus in Shakespears Manier und die Composition die ins Große geht, und sich auf Zeit und Ort nicht einschränken kann, hineinstudirt hatte. Was that er? Er suchte diese Manier als kunstloß und ungebunden verdächtig zu machen, in dem Augenblicke, da sie ohnedem durch unsere eingealterte Theaterverträge überall Widerspruch finden mußte. Wie wenn ich nun das Blatt umgekehrt, und nicht mit der Miene eines rüstigen Knaben, sondern eines alten, erfahrnen, unzrügli-

trüglichen Kunstrichters, *) seine Oper durchzugehen angefangen, sie in den letzten Akten langweilig, die Entwickelung nicht übereilt, aber schwach vorbereitet, zu kalt ausgeführt gescholten hätte?“ Als ob, wenn auch alles dieses wahr wäre, seine verfehlte Schakespearische Manier, dadurch im geringsten besser würde. Aber solchen Leuten kommt es nur darauf an, das Fleckchen zu finden, wo es am wehesten thut.

Unter dem Titel Eloge stehen drey sehr mittelmäßige Gedichte: 1) der neue Amadis, 2) die Grazien, 3) Palinodie, womit auch W. soll wehe gethan werden. Es ist aber alles so übertrieben und so plakt, daß auch da, wo der V. einigermaßen wider W. recht haben, niemand auf seine Seite treten wird.

A.

1) Die Sündfluth, ein Singgedicht. Augsburg, Stage, 1778. 2 Bog. 8.

2) Thränen und Wonnen. Von dem V. der Melancholien. Stralsund, Struck. 1778. 11½ Bog. 8.

3) Lieder meiner Muse. Berlin und Leipzig, Birnstiel, 1776. 6 Bog. 8.

4) Von Beusts satyrisch-moralische Gedichte. Vierte und mit vier neuen Stücken vermehrte Auflage. 1777. 18 Bog. 8.

5) Klopstock, ein Gedicht (von Karl Oelsel.) Leipzig, Hilscher, 1778. 1½ Bog. gr. 8.

6) Gesänge. Zwote Auflage. Leipzig, 1778. 13 Bog. 8.

7) Versuche in Singedichten. Bützow und Wismar, Berger und Bödner, 1777. 8. I. Sammlung, 11 Bog. II. Sammlung 14 Bog.

*) Hr. L. muß wohl glauben, er könne beyde Ämter sehr leicht annehmen.

An Reimern fehlts also nicht, wie man sieht; und sie sind es leider noch lange nicht alle. Es ist betrübt, soviel Menschen zu sehen, die ihre Zeit hinbringen, elende Verse zu schreiben, gleichsam als wäre nichts anders mehr in der Welt zu thun, da es an Prosaikribenten, an Ausbildern des Verstandes, Verbreitern von Kenntnissen (die der Verbreiter denn aber freylich selbst erst haben muß,) an betriebsamen Arbeitern in so vielen Fächern, und fast möchten wir sagen, an Handwerkern und Bauren (denn viele unsrer V. möchten da eher, als auf den Parnaß hingehören) noch so sehr fehlt. Wehe dem jungen Manne, der die Eitelkeit sich als Versmacher gedruckt zu sehen, dem stillen Verdienste irgend eines Standes im bürgerlichen Leben vorzieht! Will er nur seine Kräfte auch darin prüfen; gut, warum läßt er denn gleich drucken? Aber leider sitzt das Uebel tiefer. Sehen wir nicht allenthalben Harfen von jungen Leuten, die aus wahrer Faulheit die sogenannten schönen Wissenschaften treiben, das heißt, Verse machen, und darüber alle Zeit, ihren Verstand zu bereichern und Kenntnisse zu sammeln, unwiederbringlich uns unverantwortlich verstreichen lassen, und die dafür am Ende in die traurige Lage kommen, weder sich noch andern helfen zu können? Es ist wahres Mitleid, das uns so zu reden treibt.

Daß die angeführten V. nicht zu den von der Natur berufenen Dichtern (deren ja so nur wenige seyn können, und seyn müssen) gehören, müssen wir wohl durch Abschreiben beweisen. Nun so sey es denn, so sauer es uns auch wird.

Nr. 1. Welch eine Idee überhaupt, aus solch einem Sujet eine Oper zu machen! Der zweyte Akt schließt sich mit diesem Terzett zwischen Peres, Zemira und Zebal:

Per. O Gott! die Welle
Sie schwillt, sie ringt.
Zem. Du bists, o Welle,
Die uns verschlingt.
Zeb. Komm, komm, vollende
Der Tage Pein.
Reicht mir die Hände,
Sie bricht herein.
Drey. Reicht mir die Hände,
Sie bricht herein.
Zem. Gott! wir vergehen.

Zeb.

Zeb. Es hilft kein Flehen.
Drey. Der Tod ist da.
Zem. Wie schreckt die Welle?
Die neue Welle?
Per. O laßt uns fliehn!
Zeb. u. Zem. Wohin? Wohin?
Zeb. Ja, unsre Stunde!
Nun bist du nah.
Zem. Wir gehn zu Grunde,
Der Tod ist da.
Zeb. Komm, komm, vollende
Der Tage Pein.
Per. Reicht mir die Hände,
Sie bricht herein.
Zem. u. Per. O du Geliebter!
Zeb. O ihr Geliebte!
Drey. Reicht mir die Hände,
Sie bricht herein.
Per. Ach! seht die Welle,
Sie schwillt, sie ringt.
Drey. Sie ists, o Liebe,
Die uns verschlingt.

(Die Wellen reissen sie hinweg, es wird stille.)

Nr. 2. Gleich der Anfang: die Sterne.

Hast du wohl eh die Sterne gesehn? —
Ihr'r ist so wunderviel.
Ihr Gesicht ist herrlich anzuschaun,
Auch gar zu herrlich und hehr!
Ich bin manch' liebe liebe Nacht
Hinausgegangen, und hab
Die große Gottespkraft beschaut
In seinem Sterngebäu.

Itzt eben — es ist nach Mitternacht —
Ich bin hinausgewest
Zu denken an mein Mädchen daheim —
Ich konnt nicht denken dran.
Ich mußte denken an Gott den Herrn,
Den Sternbaumeister so groß,
Ich mußte knien, müßte heiß
Anbeten den großen Mann.

Das ist traun ein Genie! Und als solcher zeigt er sich in allen übrigen Stücken: setzt sich über Reime, Versbau, Grammatik, Vernunft und dergleichen Kleinigkeiten weg. Er ist übrigens Allen allerley; findet bald keine Freude auf Erden, bald lauter Freude, macht Romanzen, Elegien von Selma und Selmar, u. s. w. Der Abschied fängt sich auch gar schön an:

Dunkel steht der Himmel. Die Wolken schwarz
Breiten Regen, Donner, Blitz, Hagel und Schmerz,
Heraus aus der Wolke brüllts fürchterlich mir zu:
„Hinweg von der Trebel du!“
Wie, den herrlichen Aufenthalt
Soll ich verlassen? u. s. w.

Nr. 3. In der Vorrede empfiehlt er den tadelnden Recensenten das Gedicht: an den Hund, also sey dieses gewählt:

Hündchen! bestes treues Thier
Unter allen Thieren!
Dir weih ich dieß Liedchen hier,
Ohn drauf zu studiren.
Du wachst treulich vor mein Bett,
Wenn die Mäuse scherzen,
Und bey meinem Hausgeräth
Sich einander herzen.

Er vergleicht ferner die Recensenten mit Kalendermachern, und die Note wünscht: „daß, so wie in den königl. preuss. Staaten bey namhafter Strafe, alle nicht authorisirte Kalender verboten sind, auch jenen von allen Landesherren der Handel möchte untersagt werden; so würden wir mit so vielem Wind und unverschämten Nachrichten, aus dem Fache der Wissenschaften verschont bleiben, und einen ruhigen Horizont zu erwarten haben.“ Eine andere Note zu diesem Gedichte, nennt „Prometheus, Deukalion, u. s. Recens. eine im Tone des Froschmäuselers wider einen verdienstvollen Autor jüngst herausgegebene Piece.“ Dieß mag eine Probe des prosaischen Stils dieses Autors seyn.

Nr. 4. S. 132. die Finstermünze.

In Tyrolens ganzem Lande,
Wo man durch die Thäler geht,

Wo man große Berge fande,
Wo manch schöne Gemse steht.

Ist die Finstermünz zu sehen,
Ein Paß, wo nur Mann vor Mann
Einzeln mag hindurch zu gehen,
Der den Feind abhalten kann.

Kaum sieht man des Himmels Helle,
Unten ist der Abgrund tief,
Wo Besatzung stets zur Stelle,
Die nie in Gefahren lief.

Vorrede: — — „Meine närrischen und abgeschmackten Tadler finden hierin ihre gute Abfertigungen. Sind sie damit noch nicht zufrieden, so bin ich im Stande, eine fünfte recht satyrische Auflage pur auf Ihnen zu machen, und sie darinnen so natürlich zu schildern, daß man sie alle mit Händen greifen kann. Möchten doch die **Herren Gelehrten** nur bey ihrem Stande bleiben, und sich nicht unter **Cavaliers** und **charakterisirte Personen mengen**, die mit keinen solchen **plumpen Federfechtern** zu thun haben mögen."

Nr. 5.

Melpomene steht ihm zur Seit', Empfindung ganz.
In ihrer Hand blüht schon der Preis, für dich erkohren,
Mein Klopstock, o wie schön blüht er! der Blumenkranz,
Werth deines Haupts. Die Muse fragte selber Floren
Um Rath, als sie für dich die Blumen brach: —
Noch tönts, — die Nymphen schleichen
Dem göttlichen Getön der Harfe nach,
Stehn, staunen an, und schweigen.

Nr. 6. Das erste Gedicht hier ganz: **die Danksagung.**

Der dieß Rund aus dem Schooße des Nichts gewinkt,
Der dem Menschen den Geist durch die Adern
Ausgoß, die Männinn schuf,
Zu erheitern den Mann,

Dem, dem töne mein Lied in der Erndenzeit!
Wann die Sonne den Schlaf mir vom Auge
Weglächelt, wann der Mond,
Angenehm, mir winkt.

Dem, dem töne mein Lied in dem Augenblick!
Wenn das stärkende Brod mir mein Leben

Nun wiedergiebt, der Quell
Meinem Blut sich vermählt.

Wann das Herzen erhebende Traubenöl
Durch die Adern verfleugt, und der Weinhauch
In kleinen Wölkchen um
Meine Seele hinwebt.

Wann, vergoldet mit geistigem Strahlengold,
Weinhauchwölkchen, so schön, wie die Jugend
Des Himmels leuchten, und
Um die Taumelnde ziehn;

Sie, die Taumelnde, unter den blühenden
Himmelssöhnen sich täuschet, in ihrer
Verklärten Schönheit dort
Ewig jauchzend zu glühn.

No. 7. ist das lustigste von allen, nämlich: die schwarze Zeitung und die Bützowischen Samml. in Reime gebracht: woraus man ungefähr den Sinn dieser Sinngedichte errathen kann. Die Vorrede nennt Eberhard, Semler, Basedow, Nicolai, u. s. w. namentlich. Nun zur Probe:

Auf Werthers Leiden, und Werthers Leiden und Freuden, zwey sehr beliebte Modeschriften.

Werthers Leiden, Werthers Freuden,
Welches rührt dich? — Keins von beyden!
Doch bewegt mich zum Mitleiden,
Der von beyden
Der Verfasser selber ist,
Und der Leser, der es liest.

Lied der Freygeister, an Kennikot.

Wir danken dir, Herr Kennikot,
Dem Glauben recht zum Torte,
Zeigst du uns einen bessern Gott
Für Geld und gute Worte.
Dein nagelneues Bibelbuch,
Voll zuckersüßer Lehren,
Erhebt uns ohne Widerspruch
Zu himmelhohen Ehren.

Und was uns ja noch widerspricht,
Wird durch die Toleranten,

Aus Menschenhuld und Liebespflicht,
Als treuen Kunstverwandten,
Der Welt ein öffentlicher Spott.
Dieß ist für uns nicht übel.
Dank sey es dir, Herr Kennikot!
Und deiner neuen Bibel!

Kurze Abfertigung einer seltsamen Frage.

Wie heißt man den, der — u. s. w.
Ists nicht vom Luzifer ein himmlischer Trabante?
„Nein, nein! es ist ein Tolerante.“

Wie doch der Luxus steigt! Nun schimpfen die **Bützower Orthodoxen** ehrliche Männer, und prostituiren sich selbst, — in **Versen**. Es wäre ja an **Prosa** genug gewesen.

Me.

Was seyn soll, schickt sich wohl. Ein Lustspiel in 5 Aufzügen, Frankf. 1777.

Der Fuchs in der Falle, oder die zwey Freunde. Ein altdeutsches Lustspiel in 5 Aufzügen. Aufgeführt im kayserl. königl. Nationaltheater. Wien 1776.

Die ungleichen Freunde, ein Lustspiel in 2 Aufzügen. Leipzig 1778.

Der Urthelsverlag. Ein Lustspiel in 5 Aufzügen. Leipzig, 1777.

Die beschleunigte Hochzeit, eine komische Oper in drey Aufzügen von T. B. Berger. Leipzig 1778.

Wir nehmen diese Stücke hier zusammen, weil sie sich alle an Mittelmäßigkeit gleich sind. Kein Interesse, keine Wahrheit, keine Kenntniß des menschl. Herzens und des ächten wahren Ausdrucks, ist hier zu finden; es ist alles ohne Wahl Ordnung und Geschmack nur so hingeworfen. Der Fuchs in der Falle ist eine sehr sichtbare verunglückte Nachahmung von Klopstocks Hermann, so wie die beschleunigte Hochzeit von

Weissens Opern, wo überdieß die Poesie sehr wässericht und kraftlos ist.

Lehrgedichte und Lieder zur Erbauung, nebst einigen Psalmen Davids, in bekannte Kirchenmelodien übersetzet von C. F. Mende. Leipzig 1778.

Der V. sagt in der Vorrede, „daß der Inhalt seiner Lehrgedichte von andern und größern Männern in ungebundener Schreibart tiefer und erbaulicher abgehandelt worden, als es von ihm poetisch geschehen sey, wohin er besonders des „hochverdienten Hr. Götzens zu Hamburg Betrachtung über das Kranken- und Siechbette“ rechnet. Er habe ferner geglaubt, „daß er sich bey seinen Lehrgedichten mehr des Lehrtons als des erhabenen Dichtertons zu bedienen hätte, und wenn man von dem simpeln Styl seiner Gedichte Anlaß nehmen wollte, die schlechten Verse zu schelten, so würde ihm solches nicht die geringste Unruhe verursachen, da es gar nicht seine Absicht sey, für einen Dichter angesehen zu werden, ob er sich gleich hier der Schreibart der Dichter bedienet habe.“ Warum wollte denn der V. Gedichte schreiben, da er doch fühlte, daß ihm dazu Dichtergeist fehlte? Und wenn man auch bey geistlichen Gedichten nicht so strenge wie bey andern ist, so erfodert man doch mit Recht etwas mehr als mittelmäßiges. Hier ist nun alles so wässericht, prosaisch, schleppend, so kraftlos, so ohne allen Schmuck und Würde. Man höre nur, wie der V. in dem ersten Lehrgedichte, die Gottseligkeit, S. 16 erzählt.

„Kaum hatt' ich so gedacht, kommt einer meiner Brüder,
Und setzt ganz athemlos sich bey mir seufzend nieder,
Und endlich sprach er laut: Er liegt ganz sinnenlos
Es fehlte nicht ein Haar, daß er sich nicht erschoß.
Sein buhlerisches Kind hat neue Freunde funden,
Bey welchem er sein Geld und seine Jugendstunden
Bisher verschwendet hat — Ich sprach: Wer ist der Herr?
Er suchte Glück und Ruh, als Freygeist lebte er.
Auch dieses sprach mein Freund: des Generales Fieber
Wird nur gefährlicher, er stirbe heute lieber
Ganz trostlos liegt er da, und weiß bey aller Noth
Nicht was er sagen soll, weil ihm das Unglück droht.

Wer

Wer ist der General? Im Spotten Held und Meister,
Ein Gott vergeßner Mann; ein Mitglied freyer Geister
Vergnügter Stunden Freund, wozu uns Fleisch und Blut
Bey voller Tafel ruft, des Freygeists höchstes Gut.
Die Staatsgefangenen der Dänen sind verhöret,
Ihr Hochverrath hat sie vor aller Welt entehret,
Gebrochen ist der Stab, fuhr mein Freund weiter fort,
Schon baut man den Schaffot, den Schand und Schreckensort,
Wie tief kann hoch der Mensch in Schand und Unglück fallen!
Für kurzen waren sie die Glücklichsten für allen,
Wie Fürsten lebten sie, regierten Volk und Land
Und nun? nun sterben sie durch des Scharfrichters Hand.

Wir wollen zum Beweise unsers Urtheils, noch einige Stellen aus den Liedern abschreiben:

„Das Leben in der Ewigkeit,
O welch ein Trost, wie sehr erfreut
Dasselbe schon auf Erden,
Da wirs doch nur im Glauben sehn!
Was wird dereinst nicht erst geschehn,
Wenn wirs selbst schauen werden.

Gieb Seele nicht dem Zweifler Raum,
Noch halte es für einen Traum,
Wies oft die Spötter nennen.
Das dieses nichts als Spötterey
Und offenbarer Unsinn sey,
Kannst du ja leicht erkennen.

Das Lied; die seelige Beschaffenheit des ewigen Lebens, fängt so an:

„Im Himmel muß es recht gut seyn,
Da hört und sieht man nichts von Pein,
Da fühlt man keine Schmerzen.
Da ist kein Tod kein Weinen mehr,
Da ist der Geist nie Freudenleer,
Da herrscht die Ruh im Herzen. — —

„Das ist schon viel, doch lange nicht,
Was uns die Ewigkeit verspricht,
Wir werden Gott selbst sehen,

Von Angesicht zu Angesicht,
Und hören wie er göttlich spricht
Zu unserm Wohlergehen. — —

„Und diese große Seligkeit
Soll nicht nur eine lange Zeit
Zu tausend Jahren währen:
Nein, nein, ohn Ende wird sie seyn,
Wir werden ewig uns erfreun
Zu Gottes Preis und Ehren.“

Die Psalmen sind etwas besser gerathen: hier fand der Verfasser aber schon große und starke Gedanken vor, die selbst unter diesem matten Kleide hervorleuchten.

Gedichte von Gottfried August Bürger. Mit 5 Kupfern von Chodowieki. Göttingen 1778.

Da haben wir nun einmal wieder eine Sammlung von Gedichten, so wahr, so stark, so männlich, so original, wie sie selten in unserm lieben deutschen Vaterlande erscheinen. Die meisten Stücke haben in den Musenalmanachen und andern periodischen Schriften gestanden, und schon damals den allgemeinsten Beyfall erhalten, den sie mit so vielem Recht verdienen. Der V. hat sie hier mit einigen neuen vermehrt, die eben so schön sind. Auch die alten sind sehr verändert, ob allemal verbessert, das ist wider eine andre Frage. Man vergleiche z. E. das Lied an die Hoffnung, wo es in der ersten Ausgabe so hieß:

„Das hat mein Herz erfahren,
Schon lange wäre wohl
Von meinen Trauerjahren
Die kleine Summe voll;
Wenn Gram mich würgen würde,
Gram den mir Liebe schuf,
So minderst du die Bürde
Durch deinen Schmeichelruf.

Hier heissen die letzten Zeilen nun so:

„Dem Kummer hingegeben
Brach mir bereits der Blick.
Du lockest mich ins Leben
Mit Schmeicheley zurück.

Daß

Das letztere scheint härter und künstlicher, zu geschweigen, daß der erste Eindruck immer der stärkste ist, wie der Rec. besonders aus der Erfahrung weiß, die er mit Lesern angestellt hat die dies Stück auswendig wußten. Freylich war das „würgen würde“ nun auch nicht so ganz richtig gesagt. So ist auch das Lied an Agathe sehr verändert und größtentheils verschönert. So hieß es da z. B. vorher:

„Wenn von falschen Attestaten
Flittergolde nicht umschwirrt,
Ein Gefolg von Edelthaten
Deinen Werth bezeugen wird.

Und itzt:

Und zur Erndtezeit der Saaten
Da das Korn geworfelt wird,
Ausgestreuter Edelthaten
Keine Frucht im Siebe schwirrt.

Wie viel schöner und richtiger ist dies letztere Bild, und so sieht man überall, mit welchem Fleiß und Sorgfalt der Dichter die Feile gebraucht hat, und wie korrekt er geworden ist. Von den übrigen Meisterstücken, darunter Lenore wohl den ersten Rang einnimmt, brauchen wir desto weniger zu sagen, da sie ganz Deutschland liest und singt, und sie im eigentlichsten Verstand Volkslieder sind. Das Lied vom braven Manne sollte billig in allen Schulen gesungen werden, so wie St. Stephan, Männerkeuschheit und andere, die so ganz fürs Volk gehören. Der V. äussert in der Vorrede den Grundsatz: „Alle darstellende Bildnerei kann und soll volksmäßig seyn. Denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit“ aber was heißt denn nun volksmäßig? Es ist seit einiger Zeit, wie so viele andere, ein Modewort geworden, und so oft gemißbraucht, daß es einen fast anekelt. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß der V. der größte Dichter dieser Gattung, uns selbst hierüber bestimmte Begriffe hätte mittheilen wollen, und zwar recht bestimmt und ausführlich. Denn so wie der Satz da steht, läßt sich sehr viel gegen ihn einwenden. Wenn nur das wahre Poesie ist, was für ein Volk im Ganzen genommen gehört, was jedermann der Gelehrte so gut wie der Ungelehrte verzieht, liest, singt, wo bleiben denn die höhern Dichtungsarten, die lyrische Ode, die Epopee? Was würde aus Klopstoks Messias und Oden werden, die so wenige recht verstehen und lesen? Der V. verwech-

wechselt hier die Wirkung der Poesie mit ihrer Beschaffenheit. Denn ein anders ist, ob nicht ein Volkslied größeren allgemeinern Eindruck macht, als sonst irgend ein poetisches Stück; ob nicht der Volksdichter derjenige ist, der auf sein Zeitalter am meisten wirkt — obgleich auch hier der geistliche Liederdichter mit in Betrachtung kommt — ein anders, ob alle Poesie, alle ihre Arten und Gattungen, volksmäßig seyn sollen, ob sie es seyn können. Und das kann niemand behaupten. Und wenn sie auch volksmäßig behandelt werden könnten, so müßte es doch nicht so ausschliessungsweise seyn, so alleinig, daß man nun durchaus gar keine andere Darstellungsart leiden wollte.

Der Thevenon oder die Sommertage auf dem Gebirge, in vermischten Betrachtungen und moralischen Erzählungen, von Hrn. E. Bertrand. Aus dem Französischen. Leipzig. 1778.

Ein sehr unterhaltendes Buch, das Betrachtungen über den Aufgang der Sonne, den Mittag, den Sonnenuntergang, den Mondschein, die Gastfreundschaft und deren Belohnung, die Toleranz, die Erziehung und die Sitten in 9 Tagen, (denn so ist es eingetheilt,) enthält, die sehr unterrichtend und angenehm sind. Nur selten wird die Sprache poetische Prose, sonst ist sie fast immer blühend fruchtbar; und doch deutlich und simpel. Einige Aussichten von den schweizerischen Bergen sind sehr reizend beschrieben, manches ist ganz lokal, und für schweizerische Leser vorzüglich brauchbar. Der Thevenon selbst ist ein Berg des Amtes Grandson im Pais de Vaud, den der Verf. oft besucht hat, und wo er den Stoff zu diesen Sommertagen gesammlet, die seinem Verstande und seinem Herzen gleich viel Ehre machen, und durchaus von seinen warmen und erleuchteten Einsichten zeugen. Die Uebersetzung ist, so viel man hier das Original vergleichen zu können, urtheilen darf, sehr fließend und leicht zu lesen.

Satyrische und launigte Aufsätze für allerley Leser. Aus dem Englischen. Brandenburg, 1776.

Enthal-

Enthalten 1) Zueignungsschrift an einen großen Mann, Zueignungsschriften betreffend, aus welcher nebst andern wundervollen Geheimnissen ersehen werden kann, in welchem Zustand sich der Staat innerhalb tausend Jahren befinden werde, vom Gordon. 2) Abhandlung von alten Weibern, männlicher und fräulicher geistlichen und weltlichen in allen Jahrhunderten, in der Kirche sowohl als im Staat oder auf der Börse, zu allen Zeiten, vorzüglich aber zu besondern Zeiten, des Lesens würdig, von eben demselben. 3) Schutzschrift für die Gefahr der Kirche, worinn bewiesen wird, daß die Kirche in Gefahr ist, und jederzeit seyn müsse, und daß es sehr gefährlich für sie seyn würde, wenn sie außer Gefahr wäre, von demselben. 4) Eines bischöffl. Landpriesters Brief an D. Snape, in welchem das Ansehen des christlichen Priesterthums gerettet, die ununterbrochene Folge der Bischöfe seit den Zeiten der Apostel vermittelst einer accuraten Liste erwiesen, und den Sophistereyen der Ketzer und Schwärmer gebührend begegnet wird. Von Bischof Fleetwood. 5) Salomon Abarbanels Klagen der Kinder Israel, über den bürgerlichen Druck, unter welchem sie von Gewissens wegen seufzen, nebst Bitte, sie bey Abschaffung der wider die Dissidenten gerichteten Landesverordnungen nicht zu übersehen, an einen Hohenpriester der herrschenden Kirche, von Arnall. 5) Sendschreiben an ein Parlamentsglied, in welchem ein Vorschlag zu einer Bill gethan wird, um gewisse altfränkische Statuten, die man die zehn Gebote zu nennen pflegt, abzuschaffen, oder zu verändern und zu verbessern. 7) Glaubensbekenntniß eines eifrigen Mitgliedes der dissidentischen Kirche. Diese Satyren sind nun für uns nicht sehr interessant mehr, auch manchmal zu weit getrieben und gedehnt; doch lassen sie sich immer sehr gut lesen. Die erste ist schon 1719 zum 6tenmal in England aufgelegt. Da Recensent das Original nicht bey sich hat, kann er von der Treue der Uebersetzung nicht urtheilen, die aber sonst recht gut deutsch, fließend und wohlklingend gerathen ist.

Widerwärtigkeiten der jungen Emilie, zum Unterricht tugendhafter und empfindsamer Seelen. Leipzig, 1778.

Viel empfindsames und galantes von der gewöhnlichen Art, von Liebesmuth, Schwachheiten, die unwiderstehlich sind,

sind, Zweykämpfen und vielen andern wunderbaren Dingen; aber desto weniger von tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens, Darstellung der Charaktere, Entwickelung der Situationen, stufenweiser Fortschreitung zum Laster, Winke in den gefährlichen Augenblicken, was doch nur eigentlich Unterricht heißen kann, wirklich bessert und nützet. Ob.

Briefwechsel über den Nachdruck von Shakespears Theater. Herausgegeben von Orell, Geßner, Füßlin und Compagnie. 1778. gr. 8.

Herr Prof. Klein und Hr. Hofrath Beck in Mannheim machten das Projekt, alle Uebersetzungen aus dem englandischen unter dem Vorwande und Titel einer Sammlung der ausländischen schönen Geister nachzudrucken. Sie machten den Anfang mit Shakespears Werken, wodurch den rechtmäßigen Verlegern, der Orellischen Buchhandlungsgesellschaft in Zürich, offenbares Unrecht geschieht. Diese macht hier den mit den Urhebern oder Beförderern des Nachdruckes geführten Briefwechsel bekannt, der ihr wahre Ehre macht, und worinn unter andern auch über den Mißbrauch einer vorgespiegelten guten Absicht, und über den Mißbrauch kayserlicher Druckprivilegien, wenn sie nicht an rechtmäßige Eigenthümer, sondern an gewaltthätige Nachdrucker gegeben werden, mit helvetischer Freymüthigkeit sehr triftige Wahrheiten gesagt werden. Niemand kann vermeiden, daß ihm nicht Unrecht und Gewalt geschehe. Aber es ist Pflicht, diejenigen, welche glauben, ungestraft Unrecht thun zu können, öffentlich vor dem Publikum darzustellen. Denn wenn in einer Nation noch nicht alles moralische Gefühl ausgelöscht ist, so wird jeder ehrliebende Mann, den, der Unrecht thut, nach seinen Thaten zu achten wissen, und selbst dieser wird sich vielleicht schämen, und künftig nicht Dinge unternehmen, die machen, daß Männer, die Recht und Unrecht unterscheiden können, die Augen von dem abwenden, der jenes, wenns auch aus noch so scheinbaren Ursachen wäre, verachtet, und dieses thut. Kr.

Vermischte Aufsätze. Leipzig, in der Kriegerischen Buchhandlung. 1778. 8 Bogen in 8.

Unser Verfasser, Herr D. J. Langsdorff, Bruder des geschickten Verfassers der Erläuterungen der Kästnerschen

nerschen Analysis, gehört keinesweges in die Klasse unsrer seichten neumodischen jungen Dichter. Freylich sind alle hier enthaltene Stücke beyweitem nicht von gleichem Werth; aber beynahe sollte Hr. L. uns in Beurtheilung seiner Arbeit bange machen: denn er verschanzt sich gleich anfangs in der Vorrede mit so vielen mächtigen Citaten aus andern Autoren gegen die Kunstrichter, daß wir es kaum wagen möchten, ein Wörtchen mit ihm zu reden. „Für jedes Urtheil, heißt es, will er gleichgültig bleiben, das nicht von einsichtsvollen Kennern herrührt.“ — Ohne gerade die Miene eines Kenners annehmen zu wollen, schreiten wir zur Beurtheilung dieser kleinen Versuche. Wir können unserm Verf. einige gute Wendungen nicht absprechen, ob er gleich zuweilen auch ziemlich ins Mittelmäßige geräth. Z. B. vom erstern eine Probe S. 76. von Elisens Bild:

O du, mein größtes Gut auf Erden,
Aus dessen Anblick Ruh und Seelenwonne quillt;
Von dir verschönert, soll mein Grab einst heilig werden, —
O selig, wer's betritt, es deckt Elisens Bild.

Vorzüglich gut haben uns gefallen S. 9. an Denis, S. 85. Philemon bey Laurens Sarge. S. 109. für das Gefühl. Zuweilen ist die Idee zu übertrieben, wie z. B. 70. Elisens Augen; gar oft sind Sylben mit einander gereimet, die einen gar übeln Mißklang geben; z. B. Leiden, Begleiten; Schimmer, Heiligthümer; beugt, scheucht, u. s. f. Oft verdirbt die Monotonie des Reims ein sonst ziemliches Stück, z. B. S. 60. höre man wie hart, unangenehm und mißtönend:

Wenn ich einsiedlerisch durch stille Thäler schleiche,
Wo mich sonst nichts in meinem Tiefsinn stört,
Wo ich ein Waldgebirg besteige,
Das meinen Gram im dunklen Schatten nährt;
Wo ich entkräftet einen Hain erreiche,
Der meine Klage Trauertöne lehrt;
Da sieht mein forschend Aug' auf jedem Zweige u. s. f.

Verschiedene prosaische Aufsätze haben uns auch wohl gefallen, und überhaupt empfehlen wir unserm Verfasser fortdaurende Uebung und Lektüre besserer Muster, um sich völlig über die Klasse unsrer mittelmäßigen Dichter zu erheben.

Ir.

Die gelehrte Frau. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Von dem Verf. des Postzuges. Neue verbesserte Aufl. Breslau bey Korn. 1777. 8½ Bog. 8.

Dieses Gemälde einer gelehrt seyn wollenden Frau fällt ins Caricaturmäßige. Es ist unglaublich, wie eine sonst vernünftige Frau in solche Albernheiten, als hier ihr beygelegt werden, verfallen könne. Die sogenannten Gelehrten, die ihre Akademie ausmachen, erregen Ekel und Widerwillen. — Es giebt feinere Züge, welche eine gelehrte Frau, in Gegensatz gegen ungelehrte, modische, häusliche, fromme Frauen unterscheiden; sie sind wahr und in der Natur gegründet, und können unterhaltend und lehrreich werden, welches eine Caricatur selten wird. So ist es auch mit den Gelehrten selbst.

Welches die Verbesserungen dieser neuen Auflage sind, können wir nicht sagen, da wir die erste nicht gesehen haben. P.

Balladen vom Mahler Müller. Mannheim bey Schwan. 1776. 4 Bogen 8.

Einiges poetisches Verdienst haben diese Stücke freylich wohl, aber dennoch dünkt dem Rec. so hoch auch dieser Verfasser oft gepriesen worden, daß sich seine Bilder in einem ziemlich engen Kreise herumdrehen, und daß keine große Mannigfaltigkeit darin sey. Die Extravaganzen, die eine gewisse Klasse deutscher Dichter und Schriftsteller ausgezeichnet haben, die Schrecklichkeiten und Scheußale, in denen Spricknann und andere so gern leben, sind hier auch ziemlich; wir möchten immer dabey sagen, die große Kunst mache die Dichter rasen. Warum diese Stücke übrigens Balladen überschrieben sind, sehen wir nicht: Golo und Genovefa ist völlig dramatisch, und Amor und das Täubchen sieht ganz anacreontisch aus; das erste, das braune Mädgen ist, das einzige, das Ballade heißen kann.

Wielands neueste Gedichte vom Jahre 1770. bis 1777. Erster und zweyter Theil, neue verbesserte Auflage.

Wey-

Weymar bey Hofmann, 1777. Erster Theil. 220 S. Zweyter Theil. 250 S. in 8.

So wenig wir oftmals mit Wieland dem Kunstrichter und Journalisten zufrieden sind; so herzlich übel uns zuweilen Wieland der Prosaist gefällt, wenn er einen gewissen scherzenden Ton anstimmt, worin er die Conversationssprache durchaus und gegen ihre Natur ins Buch zwingen will, oder gar, (welches wir immer sehr unter ihm zu seyn gehalten haben) wenn er sich erniedrigt mit der neuerdings bey vielen Gecken zur Mode gewordenen Genieensprache seine Schriften zu beschmitzen: so sehr wir alles dieses empfinden: so ist dennoch Wieland der Erzähler kleiner Geschichtchen, die in Reimlein schnell und unaufhaltsam dahin fließen wie die Bächlein, fast immer gewiß, uns wieder zu gewinnen. Nämlich zu gewinnen, in so fern man durch die Leichtigkeit und das Mechanische der Verse und durch die Manier des Erzählens gewinnen kann; denn niemals werden uns die Gesinnungen gefallen, die der V. auch noch in diesen seinen neuesten Gedichten trägt, niemals vergeben wir ihm die so oft hintangesetzte Moralität, und den Schaden, den er geflissentlich durch die Schlüpfrigkeit stiftet, die allenthalben in seinen neuern Schriften wuchert. Mit Erstaunen haben wir zwar neulich Wielanden sehen Bürgers Lied, die Männerkeuschheit, das freylich eins von den wenigen sehr guten in der Sammlung ist, mit einer Wärme erheben, die mit den ehrwürdigsten Grundsätzen gestimmt hätte. Aber von Wielanden war uns dieses unbegreiflich, von ihm, der seit so vielen Jahren alles, was in seinen Mächten war, zum Gegentheile gethan hat; der dadurch, daß er junge Köpfe mit wollüstigen Bildern angefüllt hat, und die Wollust mit einem Reize und mit Farben malt, die sie in der Natur nicht hat, mehr Schaden thut als Tissot mit allem seinem Eifer abwehren kann, wie wir allenfalls durch Beyspiele zu beweisen erbötig sind. Doch vielleicht ist diese Aeußerung Wielands ein Vorbote von einer abermaligen, vielleicht langsamern Veränderung in seiner Art zu denken, die wir immer geahndet haben. Nachdem W. lange Zeit in den beyden Extremen herumgeschwärmt haben wird, dachten wir, so wird ganz gewiß einmal eine Periode seines Lebens kommen (denn er ist doch auch ein Schwabe,) wo er auf den vernünftigen Mittelweg gelangt, der zwischen der

übermenschlichen Schwärmerey von Tugend, für die unser jetziger Leib zu schwer ist, und zwischen der zügellosen Sinnlichkeit, die hinwiederum die Seele zu weit erniedrigt, wirklich vorhanden ist.

Das Gedicht, Liebe um Liebe, füllt den größten Theil dieser beyden Bändchen an, es ist aus dem Merkur bekannt genug, viele einzelne Schönheiten können wir nicht darin vermissen, auch hat das Sujet etwas angenehmes; aber gedehnt ist es merklich, und an großen Nachläßigkeiten und Freyheiten läßt Hr. W. es niemals fehlen; ein trefflicher Mann urtheilte von W. sehr treffend, **er räckele sich zuweilen unter seinen Lorbeern hin.** Das philosophische Gedicht, welches überschrieben ist, Gedanken bey einem schlafenden Endymion, würde sehr interessant geworden seyn, wenn es vollendet wäre. Was könnte Wieland nicht leisten, wenn er mit Fleiße ein philosophisches Gedicht schreiben wollte; er ist der einzige unter unsern jetzigen Dichtern, der es kann — was könnte er nicht wirken, wenn er gute Grundsätze ausbreiten wollte; wir meynen nicht solche, die Wieland jetzt für gut hält, sondern solche, die seit vielen Jahrhunderten von den besten und ehrwürdigsten unter den Menschen dafür gehalten sind. Das Wintermährchen ist die bekannte Geschichte von den Fischen aus Tausend und einer Nacht, erzählt, wie man sie von W's. Feder erwarten kann. — Der Mönch und die Nonne auf Mittelstein, eine kleine niedliche Erzählung, die sich auf eine Tradition gründet, und die uns wegen der darin herrschenden Unschuld, und des für die Erzählung weit passendern Sylbenmaaßes, als das worin Liebe um Liebe geschrieben ist, ungemein gefällt. — Aspasia, ein griechisches Sujet, ist eine muthwillige Erzählung, ein preuez garde à vous, ein anderes Beyspiel der Geschichte des Mannes, der nach den Sternen sah und darüber in eine Grube fiel. — Noch sind ein Paar Erzählungen aus der Tafelrunde-Zeit, die angenehm, sonderlich die letzte, erzählt sind; aber wir haben uns bey dieser Sammlung meistens schon bekannter Stücke, lange genug aufgehalten.

Qu.

Lessingii Emilia Galotti. Progymnasmatis loco latine reddita et publice acta moderante *I. H. Steffens*. Cellis 1778.

Pseu-

Pseudoli Fallaciae, Molieri Comoedia, Fourberies de Scapin gallice dicta, quam a quibusdam ludi litterarii alumnis publice agendam latine vertit *I. D. A. Münter*, Cellis 1778.

Neue lateinische Schauspiele — öffentlich aufgeführt! — Wir müssen gestehen, wir haben lange von keinem so pedantischen Einfall gehört. Die gute Burgerschaft in Celle! Wir hätten das Gähnen nicht mit ansehen mögen. Doch von jedem dieser Stücke ein Wortchen besonders! —

Die lateinische Emilia Galotti ist ein wahres Monstrum, wovor man laufen mochte. Wie ein sechzehnjähriges Mädchen mit dem zerlumpten Schmuck ihrer seligen Großmutter behängt aussehen würde — gerade so eine drollige Figur ist diese lateinische Emilia. Armes Mädchen! Was du verstellt aussiehst! Und doch dachte der Mann, der sie so vermummte, vielleicht eben so, wie Herr Heinze, als er Spaldings Bestimmung des Menschen verlateinschte, daß auf diesem Wege Lessings Meisterstück desto eher auf die Nachwelt kommen würde. Melpomene und ihr Liebling mögen ihm den Gedanken verzeihen. Aber wenigstens hätte er erst so viel Latein lernen sollen, als Herr Heinze. Emilia Galotti ist so sehr Nationalprodukt, ist, um hier nur bloß bey der Sprache stehen zu bleiben, so voll von Idiotismen, daß bey jeder Uebersetzung, in welche Sprache es auch sey, unendlich viel verloren gehen muß. Aber für die lateinische Sprache, in der wir gar keinen tragischen Dialog mehr übrig haben, — denn Seneka's Tragödien sind nicht Dialog, sondern Deklamation — ist sie vollends ganz unübersetzlich, wofern nicht ein deutschlateinischer Wechselbalg zur Welt kommen soll, wie hier leider geschehen. Der rasche Dialog, und die sich drängenden Ellipsen in diesem Stück, würden freylich auch dem größten Lateiner zu schaffen machen. Denn füllt er diese Ellipsen aus, so wird der Styl gegen den Flug des Originals zu schleppend und hinkend. Trägt er sie, wie's Herr Steffens gemacht hat, treulich über: so wird es ein unlateinisches Lexikonlatein. Wenn's das hier nur noch immer wäre! Aber man findet auf jeder Seite die gröbsten Germanismen, wie man sie nur in den Epistolis obscurorum virorum finden kann. Z. E. Tu vero cum tuo latis tamen — latis tamen magnus es simius. Quomodo ibi adstat dominus Marchesius (wie er da steht, der Herr Marchese!)

chese!) Hoc per accidens. (das beyher!) Sehr oft hat Hr. Steffens sein Original gar nicht einmal verstanden. Wenn z. E. Odoardo sagt: wer kein Gesetz achtet, ist eben so mächtig, als wer kein Gesetz hat, so heißt es hier; qui legem non curat, non tenetur lege, oder wenn Appiani im Original sagt: ihre Frage ist auch verzweifelt naiv, so sagt er hier: satis audacter rogas. Herrliche lateinische Ausdrücke und ganz funkelnagel neue Bedeutungen findet man hier vollauf. Z. E. Praetensiones, copulare (antrauen,) assassinare, cancellarius, comitissa, festiuitas (Festlichkeit,) peramicabiliter, realitas, expeditio (die gerichtliche Ausfertigung) u. s. w. Aber eben, da ich den Titel recht ansehe, wird mir wahrscheinlich, daß der ganze Plunder ein wirkliches Exercitium der Primaner des Herrn Rektors ist. Doch damit wird die Sache um nichts besser, da er's doch unter seinem Namen, also vermuthlich auch mit seinen Verbesserungen, drucken lassen. Wie man sich nicht schämen kann, ein so elendes Schülerexercitium ohne alle vernünftige Absicht ins Publikum zu schicken!

Ungleich besser ist Herrn Münters Arbeit, wiewohl sie freylich auch unendlich leichter war. Man sieht überall seine Belesenheit im Plautus und Terenz, und, wenige Kleinigkeiten ausgenommen, ist der Styl ziemlich ächt lateinisch. Aber desto weniger Ehre macht seiner Beurtheilungskraft die Wahl dieses für die Jugend so unmoralischen Stücks — und eben so wenig seinem Geschmack. Denn Skapins Betrügereyen sind gerade eins der allerschlechtesten Stücke vom Moliere, und sehr richtig sagte Boileau davon:

Dans ce fac ridicule, où Scapin s'enveloppe,
Je ne réconnois point l'auteur du Misanthrope.

Herr Münter dachte vielleicht sehr pädagogischweise zu handeln, da er einige verliebte Tiraden wegließ, oder veränderte. Aber diese sind wahrlich nicht das eigentlich schädliche in diesem Stück; sondern der ganze Plan, der auf lauter Betrügereyen der Söhne gegen ihre Väter hinausläuft, kann für Kinder, die noch unter der unmittelbaren Aufsicht ihrer Eltern leben, weit eher verführerisch werden, und es ist daher höchst unweise, ein solches Stück von jungen Leuten auf der Schule öffentlich aufführen zu lassen.

Zu.

Schö-

5. Schöne Künste: a) Malerey, Kupferstecherey, Baukunst ꝛc.

Berlin.

Der berühmte Bernard Rode, der unerschöpflich in Erfindung ist, hat uns wieder mit einer großen Anzahl vortrefflicher radirter historischer Blätter beschenkt. Wir können sie nur dem Titel nach anzeigen; denn wirklich, um die große Mannichfaltigkeit der Gegenstände auf diesen Blättern, und ihre meisterhafte Behandlung aus einander zu setzen, würde fast ein ganzes Buch geschrieben werden müssen. Wir beziehen uns auf unsere letztere Anzeige. (XXVII B. S. 501.) Seitdem sind uns folgende Blätter zu Gesichte gekommen.

Von 1773. 1 — 6) Gemälde vom Landbau, gemalt zu Beitz, in dem Landhause. Sr. Excellenz des K. Staatsministers Freyherrn v. Herzberg, 6 Blatt. 1) J. Q. Cincinnatus. 2) M. Curius. 3) Daphnis, (nach Geßner) 4) Ein Knabe, der eine Ziege füttert, unterdessen ein anderer an ihr saugt. 5) Der Kayser von China pflügend. 6) Die Kayserin von China, Obst lesend. 7, 8) Die Gegend von Beitz, von 2 Seiten, zwey niedliche Landschaften.

Von 1774. 9) W. Tell, der nach seinem Sohn schießen soll. 10) Darius auf seinem Wagen sterbend, dem ein Sklave eine Schaale Wassers reicht. 11) Sokrates im Gefängnisse, der mit seinen Freunden über die Natur des Vergnügens spricht, indem er sein Schienbein an der Stelle reibet, wo die Fesseln gesessen hatten. 12) Viele Amorn ziehen ein wildes Schwein. Nach dem Theokrit.

Von 1775. 13) Der Hausvater, der den Arbeitern den Lohn giebt. Matth. XX, 1. 14) Der ungerechte Haushalter. 15) M. T. Cicero, in seinem Tragsessel ermordet. 16) David und Simei, 2 Buch Sam. XIX, 14.

Von 1776. 17) Joseph und seine Brüder. 1 B. Mose XLV. 1. 18) Paulus predigt zu Athen. *) 19) Das oben Nr. 3. angeführte Blatt vom Sokrates, nochmals überarbeitet.

*) Dieß Blatt ist merkwürdig, da es ein Subjekt behandelt, das schon Raphael behandelt hatte. Die Vergleichung wird zeigen, daß Rode es wagen durfte, auch nach Raphael, sich an ein gleiches Subjekt mit ihm zu wagen.

ter. 20) Der sterbende Hiskias. 2 B. Könige XX. 21) Die Himmelfahrt Christi, ein Altarblatt für die Kirche zu Küstrin. 22) Das Pfingstfest. 23) Semiramis läßt sich waffnen, um ihr Volk zu beschützen. 24) Ulysses erkennt den Achill unter den Töchtern des Lykomedes. 25) M. Antonius will am Tage der Lupercalien dem Julius Cäsar die Krone aufsetzen. 26) M. Antonius verwundet, läßt sich auf das Mausoleum ziehen, wohin Cleopatra geflüchtet war. 27) Das Gemälde auf der Hauptehrenpforte, beym Einzuge des Großfürsten von Rußland in Berlin, mit der Ueberschrift: Pro salute hospitis Pauli Petrowitz M. D. Russ. 28) Die Allmosen der Heuchler, welche dabey posaunen lassen, Math. VI. 1. 29) Der reiche Mann und arme Lazarus, Lucä XVI. v. 19.

Von 1777. 30) Das Denkmal seines Vaters, so er in der Marienkirche zu Berlin gemalt hat. 31) Das Denkmal des Hrn. v. Alvensleben, in der Kirche zu Friedberg gemalt.

Folgende Blätter haben keine Jahrzahl: 32) Die Wittwe zu Sarepta. 33) Gehasi, 2 Buch der Könige, IV. 29. 34) Alexander, welcher des Philippus Arzney trank. 35) Paulus auf der Insel Melite, dem eine Schlange an die Hand fährt. 36) Paulus, der gegeisselt werden soll. Apostelgeschichte IV. 24. 37) Die Kriegsknechte, welche um Christus Kleid würfeln. 38) Moses, der im Kästchen im Schilfe gefunden. 39) Der Engel, der den Stein von Christus Grab abgewälzet hat. 40) Das Bildniß seines verstorbenen Bruders, des Kupferstechers Joh. Heinr. Rode, schon 1759. nach dessen Tode gemacht, jetzt ganz wieder überarbeitet. 41) Die Auferstehung der Todten beym jüngsten Gerichte, eine große vortreffliche Composition, so schon 1767. zu ätzen angefangen, aber jetzt erst vollendet worden.

Herr **Daniel Chodowiecki**, der in einem andern Felde, an Erfindungen eben so unerschöpflich ist, hat seit einigen Jahren, eine unglaubliche Menge kleiner Blätter in seiner unnachahmlichen Manier gezeichnet und geätzt. Sie sind meist zur Zierde neuer Bücher gemacht worden; aber sehr viele sind wahre historische Gemälde, voll des mannichfaltigsten Ausdrucks, und in allen sieht man die geistvolle Behandlung dieses großen Künstlers. Im XXVIIsten Bande S. 501. 502. haben wir schon einige seiner Blätter von 1775. angezeigt. Die übrigen

Von 1775. sind: 1) Kleinjochen in 4. 2) Lavaters Vater im Sarge. 3) Zollikofers Bildniß. 4) Bildniß eines unbekannten Predigers. 5) Ein Kopf. 6) Zwölf

Manns

Mannsköpfe auf einem Blatte. 7) Zwölf Frauensköpfe auf einem Blatte. 8) Sechzehn antike Köpfe auf einem Blatte. 9) Sokrates Kopf neunmal auf einem Blatte. *) 10, 11) Titelkupfer zum Bertuchschen Donquixote 2ten und 3ten Theil. 12) Drey Kosacken. 13) Bildniß des Herrn Oberkonsistorialrath Teller für die deutsche Bibliothek.

Von 1776. 14, 15, 16) Drey Titulkupfer zum Donquixote, 5ter und 6ter Theil, 17) Gothens Bildniß, nach Kraus, für die deutsche Bibliothek. 18) Bildniß des Leibarztes Brückmann zu Braunschweig. 19) Bildniß des Malers Weitsch zu Braunschweig. 20) Ein Kupfer zum Leben Bianka Capella. 21) Ein Titulkupfer zum Landpriester von Wakefield. 22—33) Zwölf Scenen aus dem Landpriester, von Wakefield, zum Berlinischen Kalender. Von 1777. 34—45) Zwölf Gellertsche Fabeln zum Westpreußischen Kalender dieses Jahres. 46) Gellerts Denkmal im Wendlerischen Garten zu Leipzig, zum Titulkupfer des gedachten Kalenders. 47) Titulkupfer zum Volkslieder-Almanach. 48. 49) Von Gerstenbergs Bildniß und der Titul zum Vossischen Musenalmanach von 1777. 50—61) Zwölf Scenen aus Sophiens Reise zum Gothaischen Kalender 1778. 62. 63) Zwey Vignetten zu der zu Maastricht gedruckten französischen Uebersetzung der Leiden Werthers. 64—68) Fünf Scenen aus dem 3ten Theile des Leben Sebaldus Nothankers. 69—71) Drey Vignetten zur französischen Uebersetzung von Tielckens Beyträge zur Kriegskunst. 72) Ein Unterofficier, der einen Soldaten prügelt. 73) Ein Unterofficier, so von einem Officier gefuchtelt wird. 74. 75) Ein Titulkupfer und Vignetten zu den Spielen für Kinder. 76) Ein Titulkupfer zum Weyhnatsgeschenke für kleine Kinder. 77. 78) Zwey Titulblätter zum philantropinischen Gesangbuche, das Philantropin und die Bergpredigt Christi. 79) Ein Titulkupfer zu Basedows praktischer Philosophie.

Von 1778. 80—92) Zwölf Scenen aus Sophiens Reisen, zum Berlinischen Kalender 1778. 93—104) Zwölf verschiedene Vorstellungen zum Lauenburgischen Kalender 1778. 105) Das Bildniß einer englischen Prinzessin, zum Titul dieses Kalenders. 106—127) Zwey und zwanzig physiognomische Vorstellungen zum Göttingischen Kalender 1778. 128—129) Zwey Blätter Frauenzimmerköpfe mit dem Kopfputze, zu eben diesem Kalender. 130—131) Zwey Titulkupfer zu eben diesem Kalender, deutsch und französisch. 132) Neun Vignet-

*) Diese neun Blätter gehören zur Lavaterischen Physiognomik.

ten zu Zachariä Gedichte, Tanti, nach Weitsch junior. 133—134) Zwey Titulkupfer zum Leben Menadie. 135—136) Zwey Titulkupfer zum Leben Karl Ferdinets. 137—138) Titulkupfer und Vignetten zu Stillings Jugend. 139—140) Hölty Bildniß und der Titul zum Voßischen Musenalmanach 1778. 141—142) Der König zu Pferde mit seinem Gefolge, ein großes Blatt. Zweymal mit kleinen Verschiedenheiten. 143) Ein Umriß des Prinzen von Preußen zu Pferde, zu Vertheidigung des Fußes des Pferdes eben dieses Prinzen, im vorigen Stücke. 144) Das Genie führt den Künstler zur Natur. Ein Zeichen in den Büchern seiner Bibliothek. 145) Die Grazie, ein Zeichen zur einer Bibliothek.

Von 1778. 146—150) Fünf Scenen aus dem Kandide zur deutschen Uebersetzung. 151—158) Acht Vorstellungen zu Bürgers Gedichten. 159) Titulblatt zum Mann von Gefühl. 160) Vignetten zum Trauerspiel Robert von Hohenecken. 161 162) Zwey Kupfer zu Niemeyers Gedichten. 163—165) Vier Blätter zum 2ten und 3ten Theile von Stillings Leben. 167-171) Fünf Vorstellungen nach den Lebensläufen in aufsteigender Linie. 172) Ein Titulkupfer zum Leben Karl Ferdinets. 173—188) 16 Scenen aus dem Leben Johann Bunkels. 189—192) Vier Vorstellungen zu den Gedichten der Demoiselle Gattern. 193) Eine große Titulvignette zu Schubarts Oratorium, die Reise nach Emaus. 194) Eine Vignette zum 3ten Theile von Asmus Werken, zum Liede: Ich lag und schlief ꝛc. 195—206) Zwölf verschiedene Vorstellungen zum Lauenburgischen Kalender. 207—211) Fünf Blatt Berliner Kopfputz und Kleidung, eben dazu. 212) Ein Titul dazu. 213—224) Zwölf Vorstellungen des Natürlichen und Affektirten, zum Göttingischen Kalender 1779. 225 und 226) Zwey Blatt Frauenzimmerköpfe mit Kopfputz dazu. 227—238) Zwölf Scenen aus dem Trauerspiele Hamlet, zum Berlinischen Kalender von 1779. 239) Der Titul dazu. 240—242) Drey Blätter zur Berlinischen Theaterzeitung: a) Geh in ein Nonnenkloster! aus dem Hamlet, b) sehet ihr denn nichts hier? aus dem Hamlet, c) zu Bette! zu Bette! aus Makbeth.

Diese große Menge von Blättern hat dieser Erfindungsreicher Künstler, von dem man mit Wahrheit sagen kann: Er schreibt die Menschen hin, wie Buchstaben, in vier Jahren gezeichnet und selbst geätzet, wozu noch die 43 Blätter kommen, welche wir im XXVII Bande Seite 501 und 502 angezeiget haben. Aber er hat noch außerdem nicht

wenig

wenig Mahlereyen in Miniatur, eine sehr große Menge Zeichnungen gemacht, welche von andern Kupferstechern gestochen worden. Bloß nur von den Jahren 1777. und 1778. sind uns außer einer ziemlichen Anzahl zu Lavatere Physiognomik, folgende erinnerlich:

a) von Schellenberg gestochen: 1. 2. 3.) drey Octavblätter zu Asmus Werken.

b) Von Geyser gestochen: 4—22) dreyzehn Octavblätter und sechs Vignetten zu Sophiens Reise. 23—24) zwey Vignetten zu Niemeyers Gedichten. 25—28) vier Octavblätter und eine Vignette zu Karl von Burgheim. 29) ein Octavblatt zu Reizenstein. 30 und 31) zwey Octavblätter zu Karl Weißenfeld 1ster Theil. 32 und 33) zwey Octavblätter zu den Leiden Werthers. 34) ein Octavblatt zu Götz von Berlichingen. 35) ein Octavblatt zu Blums Reden. 36—40) fünf Blätter zum Siegwart.

c) Von Berger gestochen: 41) eine Vignette zu Pernety Physiognomik. 42) eine Vignette zu Oelrichs Brandenburgischem Metaillencabinette. 43—54) zwölf Octavblätter zum Donquixotte. 55—57 drey Vignetten dazu. 58) ein Titelblatt zu Tevenars Rechtsgelahrheit. 59) Ein Titelblatt zum Dictionnaire des Estampes von Heineke. 60—71) zwölf Blätter zum Tristram Shandy. 72) Bernard Rodens Bildniß in 8.

d) von J. W. Meil geätzt. 73) eine Vignette zu Karl von Burgheim. 74 und 75) ein Octavblatt und eine Vignette zu Reizenstein.

Herr J. W. Meil, ein Künstler von den größten Talenten, der Berlin so viel Ehre macht, als die beyden vorhergehenden, hat auch eine Anzahl Blätter geliefert, in welchen die sinnreiche Erfindung, mit dem kräftigen Ausdruck, und der niedlichen Manier, wetteifert. Es sind uns davon nur folgende bekannt worden: Eine Anzahl vortrefflicher Vignetten zu den beyden Bänden der lyrischen Blumenlese, zwey Titulblätter zur Bibliothek der Romane, ein Titulblatt der neuen Ausgabe der Apologie der Freymäurerey, ein überaus niedliches Titulblat zu den Gedichten des Herrn Nicolai in St. Petersburg, zwey allegorische Vignetten zu des Hrn. von Heß Schriften.

Er hat seit einigen Jahren verschiedene vortreffliche Zeichnungen zu Kleidungen für die Berlinische deutsche Schaubühne gemacht. Seiner großen Kenntniß des Kostums der alten und mittlern Zeiten ist es zu danken, wenn auf demsel-

ben,

ben die Personen dem Charakter der Zeit des Stücks gemäß auftreten. Die altgriechischen simpeln Kleidungen der Ariadne und des Theseus, der Medea und des Jason, des Cephalus und der Prokris, die altdeutschen Kleidungen im Götz von Berlichingen, und die gothischen Kleidungen in der Hermanide, sind nach seinen Zeichnungen gemacht.

Herr Daniel Berger der Jüngere, der zu den besten Kupferstechern von Deutschland zu zählen ist, hat nicht wenig schöne Stücke geliefert. Dergleichen sind, ausser den oben angeführten, nach Chodowiecki: das Bildniß des Königs zu Pferde, nach der Zeichnung D. Chodowiecki in Lavaters Physiognomik, die Kupferstiche zum Lauenburgischen Kalender von 1776. die sämmtlichen Münzen in Oelrichs Brandenburgschen Medaillenkabinet, das Bildniß des Geheimenrath Muzell für die deutsche Bibliothek, und andere schöne Bildnisse mehr.

Herr Abraham Abramson hat eine Folge von silbernen Denkmünzen auf deutsche Gelehrte angefangen, von welchen bisher folgende fertig geworden sind: Sulzer. Ramler, Moses Mendelssohn, Spalding, Euler, Marggraf. Die Bildnisse sind wohl getroffen, und die auf den Rückseiten befindliche Sinnbilder und Umschriften sind sinnreich. Diese Folge, welche dem jungen Künstler wahre Ehre macht, wird fortgesetzt werden. Er hat auch auf den berühmten Schauspieler Brockmann, und auf die Erbauung des neuen königl. Bibliothekgebäudes in Berlin, zwey schöne Denkmünzen geschnitten.

Dessen Vater Herr Jakob Abraham, Stempelschneider bey der Königlichen alten Münze in Berlin, hat eine Denkmünze auf den Herrn Geheimenrath Formey geschnitten.

Herr Johann Conrad Krüger, Professor bey der Königlichen Akademie der Künste, hat verschiedene Bildnisse, darunter auch einige zur deutschen Bibliothek, desgleichen einige Blätter zu der Bertinischen Ausgabe von Göthens Schriften und ein Titulblatt zu Lüdkens Kommunionbuch, nach J. C. Frisch, gestochen.

Potsdam. Herr Andr. Ludwig Krüger, Zeichner beym königl. Baukomtor, hat 1777. ein großes Blatt nach Gerhard Dow, la Fileuse, radirt.

Leipzig. Der vortreffliche Herr Bause hat seine Folge von Bildnissen deutscher Schriftsteller mit vier schönen neuen

Bildern

Bildern vermehrt, nämlich: 1776, Winkelmann nach Maron, und Uz; 1778, Ernesti, und Spalding, beide nach Graf. Besonders das letztre ist eins von den herrlichsten Bildnissen, die jemals gemacht worden, voller Leben und Ausdruck, und aufs meisterhafteste gearbeitet. Im Jahre 1777 hatte Er zwölf Blätter von verschiedener Größe, auf Zeichnungsart, herausgegeben. Fünf davon sind nach Dietrich: 1) ein Kopf im Rembrands Geschmack, 2) der Kopf eines bärtigen Greises und eines Knaben, 3) Dorfmusikanten, nach Art der von Wille gestochenen Musiciens ambulans, 4) Die Reue des Petrus. 5) ein allegorisches Blatt. Sechs Blätter sind nach Oeser. 6) Isaak, Esau, und Rebecka, 7) Der barmherzige Samariter. 8) Noah und seine Söhne, 9) Abrahams Opfer, auf Moria. Der Widder liegt schon auf dem Altar, und Abraham umarmt seinen Sohn Isaak. 10) Eine waldigte Gegend bey Weymar. 11) Ein Frauenzimmer strickend. Die zwölfte Platte ist nach einer trefflichen gezeichneten Landschaft des zu früh verstorbenen Joh. Seb. Bach überaus schön gestochen. In einem reitzenden waldigten Thale siehet man hinter einer steilen Felsenwand, einen von da hinunter stürzenden klaren Bach, in demselben die badende Musidora, und zwischen den Bäumen, den dichtenden Damon, nach *Tomson's Summer* v. 1259 u. f.

Close in the Covert of an Hazel Copse
Where winded into pleasing Solitudes
Runs out the rambling Dale, young *Damon* sat,
Pensive, and pierc'd with Love delightful Pangs.
There to the Stream that down the distant Rocks
Hoarse-murmuring fell, and plaintive Breeze that playd
Among the bending Willows, falsely he of Musidora's Cruelty complain'd
— — — — —
He fram'd a melting Lay, to try her Heart;
— — — — —
— — — Thrice happy Swain!
— — — — —
For lo! conducted by the laughing hoves,
This cool retreat his *Musidora* sought.

Noch ein Blatt gleicher Art, hat er in diesem Jahre herausgegeben, nach einer von Reclam zu Rom mit schwar-

ze

ter Kreide gemachten Zeichnung. Die zeigt eine verfallene Mauer, eine Cisterne, aus welcher ein Weib Wasser schöpft. Endlich hat er in diesem Jahre das Bild Hrn. **Johann Heinr. Küstners**, eines gewesenen Kaufmanns in Leipzig, nach Graf vortrefflich in Folio gestochen.

Herr **Geyser** hat ein niedliches Blatt nach **Oeser**, davon das Originalgemälde im Richterschen Cabinet ist, gestochen. Er hat außerdem eine große Anzahl von historischen Blättern zu verschiedenen neuen Büchern gemacht. Die nach D. Chodowiecki haben wir oben angeführt. Von den übrigen nennen wir noch 1 Sieben Titulblätter nach J. S. Bach zu der neuen Auflage von Hrn. Weißens komischen Opern und dessen Trauerspielen. Viele saubere Bildnisse hat er auch geliefert, als: das Bildniß des Herrn von Haller und Herrn **Goethe**, ferner die Bildnisse der Herren J. A. **Hiller**, H. G. **Koch**, G. J. **Zollikofer**, M. **Huber**, und **Georg Benda** zu der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften. Ein sehr sauberes Bildniß Hrn. J. **Mösers**, zu dessen patriotischen Phantasieen, nach **Gottlob**, und verschiedenen andern mehr.

Herr **Mechau** hat zwey Blätter nach eigner Erfindung geätzt, 1) der Tod der **Lucretia**, 2) der weinende **Petrus**.

Dresden. Von dem berühmten Hrn. A. **Zingg**, der, so fleißig er ist, doch von seinen Arbeiten so wenig sehen läßt, müssen wir noch des 1775. nach **Schönau** gestochenen Dedikationsblatt zum **Supplemente zu Lippert's Dakyliothek** anzeigen.

Herr **Boetius** hat ebenfals nach **Schönau** ein niedliches Blatt gestochen, **der gute Vater** betitelt. Eben derselbe hat zwey gezeichnete Handschriften aus der Sammlung des Herrn geheimen Legationsrath **von Hagedorn**, 1777. in gleicher Größe mit den Zeichnungen auf Zeichnungsart, geätzt. Die erste nach **David Vinkboom** ist mit zwey Farben gezeichnet, und so abgedruckt, die andere nach **Wilhelm Bemmel** ist schwarz, nach Art von schwarzer Kreide. Beyde sind sehr wohl gerathen.

Von Hrn. **Salom. Gottl. Schletter** erwähnen wir vier kopirte Blätter, zwey nach **Weirotter**, eines nach **Geßner**, und eines nach **Boucher**. Die Art der Behandlung mit der Radirnadel, läßt künftig von ihm sehr viel gutes hoffen.

Sech

Sechzehn Ansichten von Gegenden in und um Dresden, welche zu den vier ersten Heften von Weinarts typographischer Geschichte von Dresden, von C. G. Nestler, J. W. Weise und C. G. Langwagen, 1777. und 1778. gestochen worden, sind auch anzumerken. Die von den beyden letzten Künstlern sind die besten. Die bey dem 4ten Hefte befindlichen von Nestler gestochenen 4 Ansichten des Planenschen Grundes, kann man wegen der harten und unkunstmäßigen Behandlung ohne Verdruß nicht ansehen. Es ist unverantwortlich, von einer Gegend solche elende Vorstellungen zu liefern, in welcher die Natur mit malerischen Schönheiten so verschwendrisch gewesen ist.

Weimar. Figuren aus der Operette, das Milchmädchen, und aus der Komödie, der Postzug, im Geschmacke bunter Zeichnungen ausgeführt von G. M. Kraus. 1776. gr. 8. Die Zeichnungen haben eine gewisse Lebhaftigkeit, und etwas Natur, aber die Illumination ist hart und schlecht.

Nürnberg. Herr Johann Gottlieb Preistel, Kupferstecher, will in Gesellschaft seiner Gattin, Fr. Maria Katharina, geb. Höll, die im Praunischen Museum zu Nürnberg befindlichen Handzeichnungen berühmter Meister, (deren an 1200 vorhanden seyn sollen,) in der Größe der Originale auf Zeichnungsart radiren. Es sind davon 3 Hefte fertig, welche folgende Stücke enthalten: 1) der Titel, 2) Maria Magdalena von Correggio. 3) Moses von Michel Angelo. 4) Die Kreuzabnehmung von Raphael. 5) Die Schule von Athen, von ebendemselben. 6) Die Himmelfarth Mariens, von Guido Reni. 7) Die heil. Familie, von Albert Durer. 8) Die Himmelfarth Christi, von Dionysius Calvart. 9) Eine mythologische Composition von Giulio Romano. 10) Eine Zeichnung von Polidor da Caravaggio. 11) Fac tibi Arcam, von Raphael. 12) Der Bethlehemitische Kindermord, von Raphael. 13) Ein Chor von Engeln, von Lukas Cambiasi. 14) Die Schöpfung Adams, von Giacomo de Pontormo. 15) Johannes der Täufer, von Fr. Bigio. 16) Venus im Bade, von Annibal Caracci. 17) Jupiter und Lede, von Giulio Romano. 18) Merkur und Argus, von Lorenz Sabbattini.

Das Vorhaben des Herrn Preistel, und besonders die Schönheit der Zeichnungen, sind in des Herrn von Murr Kunstjournale sehr gepriesen worden. Hingegen zweifelt ein berühmter Kenner, der Herr von Heinecke, (N. Bibl. der

schönen

schönen Wissenschaften XXI. b. S. 77.) an dem Werth und der Aechtheit der Zeichnungen. Der Rec. der die Zeichnungen nicht gesehen hat, ist der Meynung, daß entweder die Zeichnungen nichts taugen; oder daß Hr. Prestel die Gabe nicht habe, den wahren Geist der Muster in seine Platten zu übertragen, oder daß beydes seyn muß. Es ist etwas unbeschreiblich; hölzernes, fast über alle Figuren; auch über die Nebenwerke, als Bäume ꝛc. verbreitet, daß man eine sehr unangenehme Empfindung hat, wenn man einige nach einander ansiehet. Der Rec. muß mit dem Herrn von Heineke übereinstimmen, daß es eine Beschimpfung des Correggio ist, die hier No. 2. gelieferte Magdalena für dessen Arbeit auszugeben; so wie jeder Anschauer, der auch nicht einmal ein Kenner der Manier großer Meister ist, sehen muß, daß die Marie mit dem breiten Unterkinne, und dem dummen spitzgeöffneten Munde, die auf No. 11. vom Himmel herunterstehet, nicht die Arbeit vom Guido Reni seyn kann, so wenig als auch No. 11. die schändliche verzeichnete weibliche Figur in der Thür das geringste von dem Geiste des großen Raphaels an sich hat. Es scheint dem Rec., daß Hr. Prestel sich in eine undankbare Arbeit einließ, als er dieses Vorhaben faßte, und daß diese Sammlung nicht bis auf 200 Hefte anwachsen könne und müsse.

Eben dieser Hr. Prestel hat auf einem großen Folioblatte das Altarblatt der Aegidienkirche zu Nürnberg nach Ant. van Dyk, geätzt. Es stellet den Leichnam des Heilandes vor der Felsenhöle vor, wobey Johannes und Maria Magdalena beschäfftiget sind. Es sind einige einzelne Stellen auf diesem Blatte, etwas besser, als die vorherangeführten Zeichnungen, wie denn Hr. Prestel überhaupt geschickter scheint, auf gewöhnliche Art mit Strichen, als auf getuschte Art zu radiren. In dem Gesichte der stehenden Maria Magdalena ist der Ausdruck gut; aber in den beyden übrigen Figuren gänzlich verfehlt. Noch ist nicht zu begreifen, was auf diesem Blatte ein nackender Knabe mit Flügeln, der einem Cupido ganz ähnlich siehet, vorstellen soll. Er ergreift mit seiner rechten Hand die linke Hand Christi, und siehet mit seinen übelverzeichneten schielenden Augen weg, indeß sich seine Oberlippe fast schalkhaft heraufkrümmet. Die Gewänder sind so ledern, wie sie van Dyk unmöglich kann gemacht haben, und auf der linken Seite des Blattes so verworren, daß sie fast eher einem Stücke knorrichtes Holzes ähnlich sehen, als einem Gewande.

Von

Von Madam Preſtel ſind uns ſechs auf gutaſchte Art gemahlte Blätter nach Dietſch zu Händen gekommen, von 1775. les Buveurs Flamands und les Chanteurs ruſtiques, von 1776. 2 Blatt mit Bauernfiguren und 2 Blatt Landſchaften. Die Manier iſt hart, beſonders der Baumſchlag und die Wälder in den Landſchaften.

Hr. Joh. Elias Haid, hat ſeine Folge von Bildniſſen lebender deutſcher Gelehrten in ſchwarzer Kunſt, in 4to, davon wir im XXVIIſten Bande S. 504. einige angezeigt haben, mit folgenden Bildniſſen vermehrt: 1775. Jo. Caſpar Hirzel, 1776. D. Jo. Aug. Erneſti, 1777. Jo. Stephan Pütter, D. Georg Friedrich Seiler, Felix Näſcher, Joh. Rodolf Ulrich. Beſonders in den beyden letztern iſt ſehr viel Natur.

Zwey große 1776. geſchabte Blätter eben dieſes geſchickten Mannes, zeigen die Bildniße Johann Kölla, eines Mahlers, der auch in Lavaters Phyſiognomik vorkommt, und deſſen Frau, Verena Ryfel. Noch zwey hiſtoriſche Stücke: Der Wundarzt nach Franz Mieris, und der Abſchied des Calas von ſeiner Familie, nach D. Chodowiecky Gemälde. Das letztere iſt ein etwas gewagtes Unternehmen, da bekanntlich der Maler ſelbſt, dieß Stück ſo meiſterhaft radirt hat. Hrn. Haids Stück iſt ſchön; aber freylich, neben einem guten Abdruck des Chodowieckiſchen, muß man es nicht legen.

Winterthur. Ein ſanft radirtes Bildniß des Herrn J. C. Lavaters, nach einem Miniaturgemälde von Schmoll in 4. und ein Bildniß in Fol. des Hrn. H. L. R. Göthe in Weimar, welches unter allen übrigen, am beſten getroffen ſeyn ſoll, verdienen angezeigt zu werden.

Bern. Hr. J. L. Aberli hat ſeit 1767. auf zehn Blättern, zehn ſchweizeriſche Gegenden herausgegeben, welche von Guttenberg, Pfenninger und Dunker radirt, von ihm ſelbſt aber mit Farben, der Natur gemäß, meiſterhaft erleuchtet ſind, ſo daß man ſie für ſchöne mit Waſſerfarben gemalte Landſchaften anſehen könnte. Sie ſtellen folgende Gegenden vor. 1) Vue de Nidau et du Lac de Bienne. 2) Vue priſe du Chateau de Thun. 3) Chute d'Eau appellée Staubbach, dans la vallée Lauterbrunnen. 4) Une Partie des Glacières du Grindelwald. 5) la Ville de Berne du Coté de Nord. 6) la Vallée Oberhaſſli. 7) Vue deſſinée ſur les Remparts de Berne. 8) Vue du Village

et du Lac de Brienz. 9) Vue de Vevay. 10) Vue de Lausanne.

Wien. Ihro K. H. die Erzherzogin **Maria Anna** hat schon 1772. **sechzehn Gemälde**, vorstellend Landschaften, Seestücken, aufgehangenes Geflügel, Stilleben, und häusliche Beschäftigungen des Landmannes in **Wasserfarben gemalt**, und **meisterhaft geätzt**. Wir sind nicht so glücklich gewesen, diese Stücke selbst zu sehen; sondern entlehnen diese Nachricht aus der **Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften** XXIsten Bandes 1sten Stücke S. 135. Daselbst urtheilt ein Kenner, den man keiner Schmeicheley verdächtig halten kann, von diesen Blättern folgendergestalt: „Daß sie kein Kennerauge, für bloße Dilettantenwerke annehmen, sondern ihnen den höhern Platz anweisen wird, auf den der verdienteste Kunstbeflissene Anspruch machen kann. Ihr wesentliches Verdienst des ihnen, vor den Werken manches als Muster in seiner Kunst gepriesenen Kupferstechers, der selbst erfindungsleer, die Vorschrift des Pinsels, oder die vorgezeichneten Linien mit bangem Fleiße genau kopirt, den Vorzug verschaft, kann wohl nicht bestritten werden; denn hier ist nichts Kopie, alles Original, oder doch in eigene Ideen verwebte Nachahmung. Es ist eine kleine schätzbare Sammlung gültiger Proben der Erfindungskraft und Ausführungsfähigkeit." Besonders schön sind nach dem Urtheile dieses Kenners, zwey **schwarze Kunstblätter**: ein nächtlicher Brand in der Manier des **van der Poel**, und ein Mondenschein in der Manier des **van der Neer**.

Mucius Scävola nach **Rubens**, von **A. Schmutzer**, ein großes und vortreffliches Blatt, gehört zu den ersten Kunstwerken dieses Jahrhunderts.

Prag. Eine große Anzahl Landschaften sind von **Balzer** nach **Norbert Grund**, geätzt, und verdienen die Aufmerksamkeit der Kunstliebhaber.

Paris. Die zwanzigste Platte des vortrefflichen **Wille**, 1776. ist 18 Zoll hoch und 15 breit. Sie stellt vor Agar presentée à Abraham par Sara, nach einem Gemälde von **Dietrich**, in des Hrn. **Wille** Kabinette. Es gehört zu seinen Kapitalblättern.

Die ein und zwanzigste Platte 1776. 11 Zoll hoch und 8 breit; ist: le Repos de la Vierge. Mit dem gewohnlichen kraftvollen und reinen **Willischen** Grabstichel, und mit

ehrn

eben der genauen Einsicht in das Helldunkle, wie seine übrigen Blätter.

Von gleicher Größe ist das Bild dieses großen Kupferstechers, von J. G. Müller zu Stuttgard, nach Greuse 1776. vortrefflich gestochen.

Das Bild des berühmten Geßner 1775. nach Berton, von A. de St. Aubin in 4. gestochen. Keines von den Bildnissen dieses vortrefflichen Mannes zeigt mehr den sanften naiven Schäferdichter als dieses.

Herr Karl Guttenberg, dessen wir oben erwähnt haben, hat zu Paris 1776. das Bildniß der Kayserin von Rußland Katherine II. nach Rotari in Profil gestochen. Außerdem hat er einen Affentanz nach J. F. Meyer unter dem Titel la Troupe ambulante, und einen Knabenkopf nach Greuse unter dem Titel *le petit boudeur* gestochen.

Kopenhagen. J. M. Preisler, hat die Bildnisse 1) des sel. Gellert, 2) des Hrn. Abt Resewitz, 3) Sr. K. H. des Erbprinzen Friedrich, 4) Joachim v. Waschenslebe, nach einer Büste von Sally verfertigt. Man kennet die Manier des Hrn. Preisler. Es ist in seiner Behandlung etwas schlappes, das wir wohl mit etwas mehr Kraft vertauscht wünschten.

La Gallerie Electorale de Dusseldorff, ou Catalogue raisonné et figuré de ses Tableaux, dans lequel on donne une connoissance exacte de cette fameuse Collection, et de son local, par des Descriptions detaillées, et par une Suite de 30 planches contenant 365 petites Estampes, redigées et gravées d'aprés ces mêmes Tableaux, par *Chrétien de Mechel*, Graveur de S. A. S. Ouvrage composé dans un gout nouveau. par *Nicolas de Pigage*. chez Chrêtien de Mechel. 1778. in groß Queerfolio.

Estampes du Catalogue raisonné et figuré des Tableaux de la Gallerie Electorale de Düsseldorff. 1768. in groß Queerfolio.

Dieses prächtige Werk hat zur Absicht, die Gemälde der berühmten Churfürstlichen Gallerie im Kleinen zu zeigen. Jedes Blatt stellet die ganze Seite eines Saales vor, nach einem allgemeinen verjüngten Maaßstabe, vermöge dessen ein Zoll der Kupferstiche ohngefähr 6 Fuß begreift. Es ist leicht einzusehen, daß die Gemälde dadurch sehr verkleinert werden, so daß Landschaften, Blumenstücke und andere kleine Gemälde, in Kupferstichen kaum sichtbar bleiben. Doch hätte dieß soviel nicht zu sagen. Der Maaßstab ist noch groß genug, um in der größten Anzahl der Gemälde, die Absicht des Gemäldes, die Komposition und Stellung der Figuren zu unterscheiden. Dieß ist aber auch das hauptsächlichste Verdienst dieses Werkes: denn daß man, wie in der Vorrede versichert wird, den Charakter der Meister erkennen könne, wäre freylich wohl zu wünschen; ist aber, aufrichtig zu reden, hier nicht zu finden. Ein gewisses flaches Einerley, ist über die so sehr mannichfaltigen Gemälde verbreitet. Die Zeichnungen sind von den Herren **Brulliot, Fredau** und **Metellus**. Wir gestehen freymüthig, daß wir damit nicht recht zufrieden sind. Die Zeichnung ist sehr schwach, voller Unrichtigkeiten, Nachläßigkeiten in den Gewändern und Beywerken, und selbst hin und wieder in der Beleuchtung. Weit mehr ist die Ausführung des Kupferstichs zu loben, welche unter Direktion des Hrn. **Christian von Mechel** zu Basel von verschiedenen Kupferstechern geschehen ist, von denen **B. Hübner** und **P. F. Pinz** genannt sind. Die Nadel besonders ist fast durchgehends mit Geiste geführt. Die sechs Vignetten über die Abschnitte der Beschreibung und das Frontispiz der Kupfer, sind von Hrn. **Guibal**, ersten Maler des Herzogs von Würtenberg, gezeichnet. Sie sind artig; aber ohne starken Ausdruck. Das Frontispiz ist von **B. Hübner** überaus saubet gestochen.

Die Beschreibungen der Gemälde sind simpel, deutlich und hinlänglich, zeigen auch einen Kenner von Gemälden.

Oeuvres du Chevalier Hedlinger, ou Recueil de Medailles de ce celebre Artiste, gravés en Taille-douce, accompagnées d'une Explication historique et critique, et precedées de la vie de l'Auteur. Dediés à S. M. Gustave III. Roi de Suede; par *Chrétien de Mechel*; à Basle 1776. 40 Kupferplatten in Fol. und 64 Seiten Beschreibung.

Die

Die Denkmünzen des großen Hedlingers verdienten durch ein Werk wie das gegenwärtige, auch denen bekannt zu werden, welche die Münzen ſelbſt, oder Abgüſſe davon, nicht beſitzen. Abgüſſe von Münzen, ſind freylich Kupferſtichen vorzuziehen; doch gute Kupferſtiche davon haben auch ihren Werth. Die Münzen ſind hier in der Größe der Originale, und ſehr ſauber geſtochen. Die Beſchreibungen ſind ſehr angemeſſen, und das ſehr wohl geſchriebene Leben Hedlingers zeigt, daß Hr. von Mechel die Feder ſo gut, wie den Griffel und die Nadel zu führen weiß. Fr.

Merkwürdige Proſpekte aus den Schweizergebirgen. Erſte Ausgabe. Gr. Fol. Bern bey Wagner. 1776.

Dieſe erſte Ausgabe enthält zehn der vortreflichſten Ausſichten der Schweiz von C. Wolf, und W. Kleemann, nach der Natur gemalt, und von M. Pfenninger, Domenſe, C. Wys und C. Wr. geſtochen. Es ſoll fortgeſetzt werden, wozu ſchon über 195 in Oel gemalte Gemälde vorhanden ſind.

Reflexions ſur la Peinture par M. de Hagedorn, traduites de l'Allemand par M. Huber II. Tom. à Leipzig, chés Fritſch. 1775. 823 Seiten gr. 8.

Iſt eine Ueberſetzung eines genugſam bekannten Werkes. Daß ſie richtig und zierlich ſey, dafür kann Hrn. Hubers Namen allein ſchon Bürge ſeyn. Die Ueberſetzung iſt frey, und mußte es ſeyn in einem Werke, das in der Urſchrift nicht wenig dunkle Stellen hat. In der Vorrede zum 1ſten Theile, wird das Urtheil über des Hrn. v. Hagedorn Werk, aus den Briefen die neueſte Litteratur betreffend, XXIII Theile angeführt, und Hrn. Moſes Mendelsſohn zugeſchrieben. Es iſt aber nicht von demſelben; ſondern von Hrn. Nicolai.

Vollſtändige Beſchreibung der weltberühmten Churfürſtlich-Bayeriſchen Schatzkammer und derſelben

Kostbarkeiten in der Residenzstadt München. Augsburg bey Bartholomäi. 1778. 80 Seiten 8.

Der Schatz wird in München, eine Sammlung von Gefäßen, Figuren, Orden u. s. w. genannt, die mit Edelgesteinen besetzt sind, und auf dem Churf. Residenzschlosse aufbewahrt werden. Die gegenwärtige Beschreibung, ist ein trocknes Inventarium, ohne Anzeige der Größe der Gefäße, des Gewichts, der Edelsteine, der Beschaffenheit der Kunstsachen, das niemand etwas nutzen kann, als dem, der an Ort und Stelle diese Kostbarkeiten sich will zeigen lassen. Dazu kommt, daß darinnen wunderliche Wörter vorkommen, die in keine Sprache gehören, und die man also niemand zu verstehen zumuthen kann. Z. B. ein Daison, ein Jagddaison, (soll vermuthlich Orden vom goldnen Vließe, *Toison* bedeuten) eine Sourute (ist nach dem Zusammenhange, nichts als ein Futteral) ein Pantloca, (Pendeloque) zwey Potolien, u. dgl. m. Auch sind manche Anzeigen so wunderseltsam abgefaßt, daß ein Leser, der auch in Kunstsachen nicht unerfahren ist, sie nicht verstehen kann. Z. B. was ist: „Eine große Muschel von Dickstein, welche auf einem dergleichen Fuße stehet, und in einem silbernen und vergoldeten Reif eingefaßt ist. Ist von geschmelzter Arbeit, und etwas schadhaft.“

Cr.

Kritische Anmerkungen den Zustand der Baukunst in Berlin und Potsdam betreffend, Berlin, bey Himburg. 1776. 8. 55 Seiten.

Diese Anmerkungen zeigen einen Mann von vieler Einsicht in die Baukunst, der die Gebäude zu Berlin und Potsdam mit großer Aufmerksamkeit betrachtet, und meist sehr richtig und mit vieler Freymüthigkeit beurtheilt hat. Wir wünschten, daß er ein größeres Werk über die vornehmsten Gebäude in diesen Städten herausgeben wollte, wobey mehr ins Detail gegangen, und Zeichnungen der vornehmsten Parthieen, von denen die Rede ist, beygefügt würden. Die allgemeinen Raisonnements können nicht allemal bestimmt genug seyn: hingegen wenn die Gegenstände, durch Zeichnungen selbst bestimmt sind, und dadurch noch miteinander können verglichen werden,

werden: ſo kann man der Wahrheit viel näher kommen. Von einem Manne, wie der Verf. dieſer Anmerkungen, der Einſicht und Freymüthigkeit zeigt, ließe ſich etwas ſehr nützliches erwarten. Wir wünſchten denn aber doch, daß er etwas mehr auf das Hiſtoriſche der Gebäude, und auf die verſchiedenen Zeiten, wo die Baumeiſter gelebt, und gearbeitet haben, Acht haben möchte. Wenn man darauf, und auf die Umſtände, unter welchen jeder gearbeitet hat, nicht Acht haben will: ſo kann man leicht ungerecht gegen einen verdienten Mann werden.

A.

Erſte Grundlage zu einer ausgeſuchten Sammlung neuer Kupferſtiche von C. L. Junker. Bern bey der typographiſchen Geſellſchaft. 1776. 84 S. in 8.

Eine Anzeige der beſten neuen Kupferſtiche von aller Art für einen Samnler von mittelmäßigem Vermögen, der ſeinen Geſchmack bilden, und ſich das beſte anſchaffen will. Er hat hier 100 Stücke angezeigt, von welchen er meynt, daß ſie 310 Gulden würden zu ſtehen kommen. Ob ſie in Bern dafür zu haben ſeyn möchten, mag dahin geſtellt ſeyn. Im nordlichen Deutſchland ſchwerlich, beſonders wenn man gute Abdrücke verlangt.

Die Wahl der hier angezeigten Stücke iſt ganz gut. Wer ſich dieſe Stücke anſchafft, wird eigentlich kein ganz ſchlechtes Stück bekommen. Doch kann man auch nicht ſagen, daß alle die beſten in ihrer Art ſind. Wir berufen uns auf einen jeden, der neue Kupferſtiche kennt, ob nicht gar ſehr viele, den angegebenen z. B. S. 50 die Apoſtel, der Weiſe S. 53. la Santé portée, la Santé rendue S. 54. la Volüptueüſe, (ein fades Ding) S. 75 Sulanna and the Elders, weit vorzuziehen wäre. Es ſind viele der vorzüglichſten Stücke ausgelaſſen, z. B. Alle Stücke nach Angelika Kaufmann in ſchwarzer Kunſt, ferner: das vortreffliche Stück, *the Chevalier Bayard*, desgleichen Garrick als Richard III. und ſo viele ſchöne in England geſtochene Landſchaften nach Claude Lorrain, Zuccarelli, Ruisdael, Berghem, u. ſ. w. Auch fehlt ſehr viel von Dietrichs und Vernet beſten Stücken. Indeſſen,

da die Aufschen bey Sammlungen so mancherley sind, so ists vergebens, sich dabey weiter aufzuhalten.

Die Beurtheilungen der Stücke, sind nichts weniger als treffend und lehrreich, ob sich der V. gleich nicht wenig darauf zu gute zu thun scheint, da er in der Vorrede sagt: „Selbst der Maler kann aus einer **charakteristischen Beschreibung der Kupferstiche mehr Nutzen** schöpfen, als aus dem **Anblick des Striche selbst.** Er wird durch sie *) nachdenkend gemacht, und zu neuen Erfindungen aufgelegt; — aber er sieht, — vergißt, — oder ahmt sclavisch nach.“ Des V. sogenannte charakteristische Beschreibung ist meist ein sehr unbestimmtes Geschwätz, das dem Kunstkenner so wenig als nichts nützt. Der V. versteht nicht recht, wovon er spricht, hat ein dunkles Gefühl, weiß es nicht auszudrücken, eben weil es dunkel ist; und weil er die Sprache gar nicht in seiner Gewalt hat. Er springt in seinen Gedanken, weil es in seinem Kopfe sehr unordentlich aussiehet, und weil er seine vermeinten Gefühle in ihrem ganzem Umfange ausdenken will, so fällt er auf affectirte Worte, welche mehr ausdrücken sollen, als die gewöhnlichen Ausdrücke, und in der That Nichts, oder etwas sehr gemeines oder etwas sehr schielendes sagen; ja oft scheint es, als ob er die Ausdrücke aus dem Glückstopfe gegriffen hätte. Nur ein paar Beyspiele: von **Woollets Stück, the Fishery,** heißt das ganze Urtheil:

„**Kraft, mit zerschmelzender Weichheit gepaart**“ — (dieß soll wohl etwas sehr **charakteristisches** seyn, ist aber im Grunde etwas sehr **uncharakteristisches. Kraft mit Weichheit gepaart,** kommt sehr vielen guten Kupferstichen zu, und eigentlich **zerschmelzendes** ist denn doch nicht in diesen Kupferstichen.) — „**Wie Schillerstaffend im ersten Anfall des sinnlichen Wohlgefallens.**“ Welche **zusammengewürfelte Worte!** Freylich **schillert's** gewissen Leuten vor Augen und Verstand, die so viel **sehen** und ausdrücken möchten, und nicht wissen, wie sie es anfangen sollen! Von einer Landschaft von **Zingg** heißt es S. 20 „Ein vortrefflich **weicher Stich. Man hört Zinggs Bäume rauschen;** — **Man siehet seine Klippen drohend herfürragen.**“ Dieß soll sehr

*) Hrn. J. Schreibart ist beständig schielend. Soll dieses sie auf die Beschreibung oder auf die Stiche gehen? Vielleicht auf die erstere und das aber nach dem Striche auf die letztere. Aber überhaupt solche Worte sollen etwas sagen, und sagen nichts.

sehr nachdrücklich seyn. Freylich wer Augen hat, sieht die Klippen auf dem Bilde. Aber daß man die Bäume rauschen höre; oder zu hören glaubt, ist wieder etwas anders, und das weiche, warum ists hier besonders angezeigt, wenn der V. etwas mehr thun wollte, als Worte zusammensetzen, wie sie ihm in den Sinn kamen? Hätte der Vers nicht eben so viel gesagt, wenn er ohne Affektation gesetzt hätte: das Stück ist von Jingg, der die Natur so wohl zu wählen und so wohl auszudrucken weiß. Dieß wäre freylich auch nur etwas allgemeines, aber doch richtig gedacht, und richtig gesagt. Richtigkeit aber ist überhaupt nicht Hr. J. Sache. Man siehet nur allzuoft, daß er wirklich die Bilder die er beschreiben will, nicht recht betrachtet, oder nicht richtig empfunden hat. Z. B. S. 32. über Chodowiecki vortreffliche adietix de Calas: „Die älteste Tochter, die ausgeweint und bedrängt ihn umarmt," (sonst ist also in diesem vortrefflichen Gesichte nichts zu lesen, als das allgemeine, daß sie bedrängt ist?) „die jüngere Tochter umarmt mit der äußersten Hitze, und sieht ängstlich zu ihm herauf." (Hitze ist hier nicht charakteristisch, und schickt sich wenig zu der matten ängstlich) „Der Sohn ergreift seine Rechte senkt sich stehend über sie herab, und küßt sie," (also sonst gar nicht mehr sieht man in der interessanten Figur dieses Sohnes?) „Ein Kerl, ha! seiner unedlen Züge; kniet und schließt das Schloß seiner Fußkette auf." (Hr. J. irrt sich sehr! der Kerl ist, für einen Schließer, gar nicht unedel oder widrig oder hartherzig. Er ist ein gemeiner phlegmatischer Mensch ein Schließer, der mit großer Achtsamkeit sein Schloß auf schließt, und auf die die übrige Geschichte gar nicht Acht giebt. Es ist Meisterzug des Künstlers, diesen Menschen von dieser Gemüthsbeschaffenheit hieher zu setzen.) Doch genug!

— lf.

Beschreibung des so genannten Mantuanischen Gefäßes, welches in dem Herzoglich-Braunschweig-Wolfenbüttelschen Kunst- und Naturalien-Cabinet befindlich ist. Ein Bogen in 4, ohne Bestimmung des Orts, und Jahres, nebst zwey Blatt Kupfern.

Dieses schöne alte Opfergefäße ist 6 Zoll hoch, der Stein desselben vermuthlich ein Agath-Onyx, denn der Grund des Steins ist dunkelbraun, die erhabnen Figuren aber größtentheils ganz weiß, oder, besonders die Gewänder, gelbbräunlich. Der Handgrif, die gebogene Röhre zum Ausgiessen, der Deckel, der Fuß und die zwey Ringe sind von Gold. Eggeling hat solches zuerst 1682. beschrieben; allein dessen Abzeichnung, welche Montfaucon und Andere copiret, ist nicht die richtigste: hier wird uns solches, in seiner wahren Größe und Höhe, mit genauer Vorstellung der darauf befindlichen vielen schönen halb erhabenen Arbeit geliefert. In der kurzen Beschreibung, werden die vorigen Auslegge verbessert, und nicht ohne Grund und Wahrscheinlichkeit behauptet, daß der Künstler ein Land-Fest vorstellen wollen, welches im freyen Felde nicht weit von einem Tempel, der Ceres und dem Bacchus zu Ehren gefeyert worden.

Betrachtungen über die Schönheiten des Alterthums, von Johann Samuel Pauli. Mitau, bey Hinz.

Der V. will durch diese Beleuchtung der Ueberbleibsel des Alterthums, jüngere Freunde der Kunst und des Geschmacks noch mehr aufmuntern, und ihnen einen noch würdigern Begrif der Vortrefflichkeit und Schönheit der alten Litteratur beybringen. Nur Italien verdienet noch Bewundrung, und ist der einzige Ort der Künstler und Gelehrten, den die alte Litteratur noch brauchbar und verehrungswürdig machen kann.

Von S. 19. an folgen einige kurze Vergleichungen der neuern Griechen mit den Alten, welche mit dem guten Rath, die griechische Litteratur verstehen zu lernen, sich endigen. Nun nach Italien S. 33. welches die Liebhaber der Kunst und der Alterthümer vor allen andern sich zu ihrem liebsten Aufenthalte erwählen. Hier lese man Virgils schöne Beschreibung seines Vaterlands, hier betrachte man das blühende und am weitläuftigsten gewesene Römische Reich, die großen Helden, die größten Patrioten. —

Und nun S. 45. zu den Kunstsachen, nämlich ein sehr wenig von Turin, noch weniger oder vielmehr gar nichts von Parma, Modena, Portici, im Capitol, und Galerie von Florenz.

S. 49.

S. 49. erfahren wir, daß der V. das Angenehme, Sanfte und Erhabene von einem Clodius und Eck gelernet habe. Hierauf folget etwas von des Trajanus und Antoninus Säulen: die Obelisken, und Triumphbogen, Bäder, Theater, Amphitheater, werden weitläuftiger beschrieben, und diesen eine Beschreibung der Lage Roms angefüget.

S. 78. wird endlich zu den Werken der Kunst geschritten, und vorzüglich aus Lipperts Dactyl: angemerket: Es sey etwas gemeines, daß man von Sachen urtheile, wovon man doch nichts verstehe; unser V. verlanget also vom Antiquar, daß er zugleich die Kunst verstehe, und das von Rechtswegen! — — S. 80. Die Bildhauerey war der Anfang der Kunst; die erste Materie war Thon, dann Holz, und endlich Stein, auch Erzt.

S. 85. Sind wenig alte und neue Bildhauer genennet, und darauf von der florentinischen Venus, von der Gruppe der Niobe, Statue des Laocoon, dem vatikanischen Apollo, und dem Antinous. Etwas aus Volkmanns, und Winkelmanns Schriften, mit Wateleets, Sadelers, und Virgils Versen ausgeschmücktes, gesaget. Noch weniger folget S. 100. von der Steinschneiderey der Alten, und was in vier und vierzig Zeilen von alten Münzen gesaget werden kann, mag ein jeder, der diese Schrift nicht sehen kann, errathen. Es ist also ganz deutlich, diese Schrift die Arbeit eines angehenden Gelehrten, welchem noch viele Hülfsmittel, und ein Selbstsehen, fehlen mögen.

U.

Abbildungen der Gemälde und Alterthümer in dem Königl. Neapolitanischen Museo zu Portici, welche 1738. sowohl in der im Jahr Christi 97. verschütteten Stadt Herculanum, als auch in Pompeji und in den umliegenden Gegenden an das Licht gebracht worden, nebst ihrer Erklärung, von Christoph Gottlieb von Murr. Nach den Originalkupferstichen in contorno verfertiget und herausgegeben, von Georg Christoph Kilian. Zweyter Theil.

Dieſes ſchöne alte [illegible]sburg, bey Deckard, deſſelben vermuth[illegible]t. des Steins, iſt dunke[illegible]e, enthält entheils ganz weiß[illegible]lich. Der Hand[illegible] der Deckel, der [illegible] Eggeling hat [illegible] Abzeichnung, [illegible]rten ſen. die richtigſt[illegible]ung iſt wie im erſ. und Höhe[illegible]; die Umriſſe zeigen des Vielen ſ[illegible], obgleich faſt allenthalben der Ausdr. Beſch[illegible]drücke ſcheinen uns beſſer, als im Erſten ge. richt[illegible]. Ueber der Vorrede des 2ten Bandes ſiehet K[illegible]. verühmten goldenen Medaillon des Kayſers Augu. [illegible], ſehr ſchlecht geſtochen, und ſchmutzig abgedruckt, welcher [illegible] Herculan gefunden, und von Pater Khell in Wien 1765. ganz gut erklärt worden iſt. Die Erklärungen ſind, wie in vorhergehenden, kurz und gut. Muthmaßungen ſind bey dieſer Art Vorſtellungen recht und erlaubt; es werden aber noch immer nicht zu erklärende Gegenſtände übrig bleiben, weil gewiß unter dieſen Malereyen auch bloße Fantaſieen der Maler befindlich ſind.

Erklärung des berühmten Mantuaniſchen Gefäßes, von Joh. Gottlob Thierbach. 1777. 4. 2 Bogen.

In dieſem Programma zeiget der Verf., daß auf dieſem koſtbaren Gefäße, welches itzo in der Herzogl. Braunſchweigiſchen Kunſtkammer aufbehalten wird, die Theſmophorien der Ceres in halberhabener Arbeit abgebildet worden ſind. In dem erſten Abſchnitte ſiehet derſelbe den eröffneten Vorhof des Tempels, in welchem der Aufzug nach dem Heiligthum ſelbſt zugehet, und welchen der gekrönte Prieſter anführet. Dieſem folget ein Mädchen, welche ein Fruchtkörbchen trägt, derſelben folgen zwey Vorſteherinnen, welche Fackeln tragen. Dieſen Abſchnitt theilt ein Weinſtock ohne Trauben, die Zeit des Feſtes im October anzudeuten. Im zweyten Abſchnitte iſt das Innere des Tempels vorgeſtellt. Hier ſtehet Ceres mit einer Aehre in der Hand, und neben derſelben fährt Triptolemus auf dem Wagen, mit Drachen beſpannt; vor dieſem Wagen

ſitzt

…in gr. 8.

…eine Frauensper…
…kleinen Altar …
… Miene der …
…ie zwo …
…lich …
…n

…noch erinnern, wie ich in …
…d. B. XXII, 1.) in wel…
…aus den Nutzen, den die…
…priesen habe, gleich An…
…kunst gehörige Artikel, …
… Richtigkeit derselben …
…zu können. Mein …
… diesem Theile die …
…ung, Verzie…
…Verhältniß …
…und; und die …
… Reihe vor…

…die …
…es Heiligthum …
…che in diesem Tempel …
gelassenen Mysten eröffnet …
neuen Epopten mit der geheimnv…
diese Gesellschaft auf der Wiese sollen …
mit Früchten, die der Künstler bey en…
hat, andeuten. Die in der Mitte des zwo…
gende Figur, eine Victoria, soll anzeigen, da…
für einen gymnischen Sänger in den mystischen …
Ceres scheint bestimmt gewesen zu seyn. Die oben …
rungen sind Anspielungen auf die geheimnißvollen Fe…
Ceres: man siehet daher Körbe mit Früchten, zusammen…
bundene und kreutzweisliegende mit Bitten gezierte Tod…
Gefäße, welche vermuthlich die zwey Wassergefäße seyn sollen,
die am Tage Plemochoe gefüllet und ausgegossen wurden;
auch die Rohrflöten mögen wohl nur zusammengebundene Te…
da seyn, und die beyden Köpfe, des Verbesserers der The…
mophorien des Orpheus, Köpfe, nebst dem mystischen Korb
mit der Schlange, als dem Stifter der Orgien, dem Orpheus,
anzudeuten. Wir gestehen, daß unter diesen Muthmaßungen
Etwas Wahrscheinliches hervorleuchtet; nur will uns der klei…
ne Priester, der in der Abzeichnung einem Priapus ähnlicher,
und die traurige Miene der da liegenden Frauensperson noch
nicht ganz deutlich erwiesen zu seyn scheinen.

Enumeratio Numismatum ex omni metallo et forma Graecorum Romanorumque, quae asseruat A. F. ITH. Autore *Fr. Lud. Hallera*. Bernae, 1777. 4. 108 S. ex officina Brunneri et Halleri.

Es braucht in unsern Zeiten dem keine Lobeserhebung mehr zu machen, welcher Freund und Sammler der Alterthu-

mer

Kostbarkeiten in der Residenzstadt München. Augsburg bey Bartholomäi. 1778. 80 Seiten 8.

Der Schatz wird in München, eine Sammlung von Gefäßen, Figuren, Orden u. s. w. genannt, die mit Edelgesteinen besetzt sind, und auf dem Churf. Residenzschlosse aufbewahrt werden. Die gegenwärtige Beschreibung, ist ein trocknes Inventarium, ohne Anzeige der Größe der Gefäße, des Gewichts, der Edelsteine, der Beschaffenheit der Kunstsachen, das niemand etwas nutzen kann, als dem, der an Ort und Stelle diese Kostbarkeiten sich will zeigen lassen. Dazu kommt, daß darinnen wunderliche Wörter vorkommen, die in keine Sprache gehören, und die man also niemand zu verstehen zumuthen kann. Z. B. ein Daison, ein Jagddaison, (soll vermuthlich Orden vom goldnen Vließe, Toison bedeuten) eine Sourtue (ist nach dem Zusammenhange, nichts als ein Futteral) ein Pantloca, (Pendeloque) zwey Potolien, u. dgl. m. Auch sind manche Anzeigen so wunderseltsam abgefaßt, daß ein Leser, der auch in Kunstsachen nicht unerfahren ist, sie nicht verstehen kann. Z. B. was ist: „Eine große Muschel von Dickstein, welche auf einem dergleichen Fuße stehet, und in einem silbernen und vergoldeten Reif eingefaßt ist. Ist von geschmelzter Arbeit, und etwas schadhaft.“

Cr.

Kritische Anmerkungen den Zustand der Baukunst in Berlin und Potsdam betreffend, Berlin, bey Himburg. 1776. 8. 55 Seiten.

Diese Anmerkungen zeigen einen Mann von vieler Einsicht in die Baukunst, der die Gebäude zu Berlin und Potsdam mit großer Aufmerksamkeit betrachtet, und meist sehr richtig und mit vieler Freymüthigkeit beurtheilt hat. Wir wünschten, daß er ein größeres Werk über die vornehmsten Gebäude in diesen Städten herausgeben wollte, wobey mehr ins Detail gegangen, und Zeichnungen der vornehmsten Parthien, von denen die Rede ist, beygefügt würden. Die allgemeinen Raisonnements können nicht allemal bestimmt genug seyn: hingegen wenn die Gegenstände, durch Zeichnungen selbst bestimmt sind, und dadurch noch miteinander können verglichen werden,

werden: so kann man der Wahrheit viel näher kommen. Von einem Manne, wie der Verf. dieser Anmerkungen, der Einsicht und Freymüthigkeit zeigt, ließe sich etwas sehr nützliches erwarten. Wir wünschten denn aber doch, daß er etwas mehr auf das Historische der Gebäude, und auf die verschiedenen Zeiten, wo die Baumeister gelebt, und gearbeitet haben, Acht haben möchte. Wenn man darauf, und auf die Umstände, unter welchen jeder gearbeitet hat, nicht Acht haben will: so kann man leicht ungerecht gegen einen verdienten Mann werden.

A.

Erste Grundlage zu einer ausgesuchten Sammlung neuer Kupferstiche von C. L. Junker. Bern bey der typographischen Gesellschaft. 1776. 82 S. in 8.

Eine Anzeige der besten neuen Kupferstiche von aller Art für einen Sammler von mittelmäßigem Vermögen, der seinen Geschmack bilden, und sich das beste anschaffen will. Er hat hier 100 Stücke angezeigt, von welchen er meynt, daß sie 310 Gulden würden zu stehen kommen. Ob sie in Bern dafür zu haben seyn möchten, mag dahin gestellt seyn. Im nordlichen Deutschland schwerlich, besonders wenn man gute Abdrücke verlangt.

Die Wahl der hier angezeigten Stücke ist ganz gut. Wer sich diese Stücke anschafft, wird eigentlich kein ganz schlechtes Stück bekommen. Doch kann man auch nicht sagen, daß alle die besten in ihrer Art sind. Wir berufen uns auf einen jeden, der neue Kupferstiche kennt, ob nicht gar sehr viele, den angegebenen z. B. S. 50 die Apostel, der Weise S. 53. la Santé portée, la Santé rendue S. 54. la Volüptueüse, (ein fades Ding) S. 75 Susanna and the Elders, weit vorzuziehen wäre. Es sind viele der vorzüglichsten Stücke ausgelassen, z. B. Alle Stücke nach Angelika Kaufmann in schwarzer Kunst, ferner: das vortreffliche Stück, *the Chevalier Bayard*, desgleichen Garrick als Richard III. und so viele schöne in England gestochene Landschaften nach Claude Lorrain, Zuccarelli, Ruisdael, Berghem, u. s. w. Auch fehlt sehr viel von Dietrichs und Pernet besten Stücken. Indessen,

da die Abdrücke bey Sammlungen so mancherley sind, so ist es vergebens, sich dabey weiter aufzuhalten.

Die Beurtheilungen der Stücke, sind nichts weniger als treffend und lehrreich, ob sich der V. gleich nicht wenig darauf zu gute zuthun scheint, da er in der Vorrede sagt: „Selbst der Maler kann aus einer charakteristischen Beschreibung der Kupferstiche mehr Nutzen schöpfen, als aus dem Anblick des Stiche selbst. Er wird durch sie *) nachdenkend gemacht, und zu neuen Erfindungen aufgelegt; — aber er sieht, — vergißt, — oder ahmt sclavisch nach.“ Des V. sogenannte charakteristische Beschreibung ist meist ein sehr unbestimmtes Geschwätz, das dem Kunstkenner so wenig als nichts nützt. Der V. versteht nicht recht, wovon er spricht, hat ein dunkles Gefühl, weiß es nicht auszudrücken, eben weil es dunkel ist; und weil er die Sprache gar nicht in seiner Gewalt hat. Er springt in seinen Gedanken, weil es in seinem Kopfe sehr unordentlich aussiehet, und weil er seine vermeinten Gefühle in ihrem ganzem Umfange ausdenken will, so fällt er auf affectirte Worte, welche mehr ausdrücken sollen, als die gewöhnlichen Ausdrückt, und in der That Nichts, oder etwas sehr gemeines oder etwas sehr schielendes sagen; ja oft scheint es, als ob er die Ausdrücke aus dem Glückstopfe gegriffen hätte. Nur ein paar Beyspiele: von Woollets Stück, the Filhery, heißt das ganze Urtheil:

„Kraft, mit zerschmelzender Weichheit gepaart“ — (dieß soll wohl etwas sehr charakteristisches seyn, ist aber im Grunde etwas sehr uncharakteristisches. Kraft mit Weichheit gepaart, kommt sehr vielen guten Kupferstichen zu, und eigentlich zerschmelzendes ist dann doch nicht in diesen Kupferstichen.) — „Wie Schillerartig im ersten Anfall des sinnlichen Wohlgefallens.“ Welche zusammengewürfelte Worte! Freylich schillert's gewissen Leuten vor Augen und Verstand, die so viel sehen und ausdrücken möchten, und nicht wissen, wie sie es anfangen sollen! Von einer Landschaft von Zingg heißt es S. 20 „Ein vortrefflich weicher Stich. Man hört Zinggs Bäume rauschen; — Man sieht seine Klippen drohend hervorragen.“ Dieß soll sehr

*) Hrn. J. Schreibart ist beständig schielend. Soll dieses sie auf die Beschreibung oder auf die Stiche gehen? Vielleicht auf die erstere und das aber nach dem Striche auf die letztere. Aber überhaupt solche Worte sollen etwas sagen, und sagen nichts.

sehr nachdrücklich seyn. Freylich wer Augen hat, sieht die Klippen auf dem Bilde. Aber daß man die Bäume rauschen höre, oder zu hören glaubt, ist wieder etwas anders, und das weiche, warum ists hier besonders angezeigt, wenn der V. etwas mehr thun wollte, als Worte zusammensetzen, wie sie ihm in den Sinn kamen? Hätte der Verf. nicht eben so viel gesagt, wenn er ohne Affektation gesetzt hätte: das Stück ist von Tingg, der die Natur so wohl zu wählen und so wohl auszudrücken weiß. Dieß wäre freylich auch nur etwas allgemeines, aber doch richtig gedacht, und richtig gesagt. Richtigkeit aber ist überhaupt nicht Hrn. J. Sache. Man siehet nur allzuoft, daß er wirklich die Bilder, die er beschreiben will, nicht recht betrachtet, oder nicht richtig empfunden hat. Z. B. S. 32. über Chodowiecki vortreffliche adieux de Calas: „Die älteste Tochter, die ausgeweint und bedrängt ihn umarmt," (sonst ist also in diesem vortrefflichen Gesichte nichts zu lesen, als das allgemeine, daß sie bedrängt ist?) „die jüngere Tochter umarmt mit der äußersten Hitze, und sieht ängstlich zu ihm herauf." (Hitze, ist hier nicht charakteristisch, und schickt sich wenig zu dem matten ängstlich) „Der Sohn ergreift seine Rechte senkt sich stehend über sie herab, und küßt sie," (also sonst gar nichts mehr sieht man in der interessanten Figur dieses Sohnes?)" Ein Kerl, ha! seiner unedlen Züge; kniet und schließt das Schloß seiner Fußkette auf." (Hr. J. irrt sich sehr! der Kerl ist, für einen Schließer, gar nicht uneben oder widrig oder hartherzig. Er ist ein gemeiner phlegmatischer Mensch, ein Schließer, der mit großer Achtsamkeit sein Schloß aufschließt, und auf die die übrige Geschichte gar nicht Acht giebt. Es ist Meisterzug des Künstlers, diesen Menschen von dieser Gemüthsbeschaffenheit hieher zu setzen.) Doch genug!

— lf.

Beschreibung des so genannten Mantuanischen Gefäßes, welches in dem Herzoglich-Braunschweig-Wolfenbüttelschen Kunst- und Naturalien-Cabinet befindlich ist. Ein Bogen in 4, ohne Bestimmung des Orts, und Jahres, nebst zwey Blatt Kupfern.

Dieses schöne alte Opfergefäße ist 6 Zoll hoch, der Stein desselben vermuthlich ein Agath-Onyx, denn der Grund des Steins ist dunkelbraun, die erhabnen Figuren aber größtentheils ganz weiß, oder, besonders die Gewänder, gelbbräunlich. Der Handgrif, die gebogene Röhre zum Ausgiessen, der Deckel, der Fuß und die zwey Ringe sind von Gold. Eggeling hat solches zuerst 1682. beschrieben; allein dessen Abzeichnung, welche Montfaucon und Andere copiret, ist nicht die richtigste: hier wird uns solches, in seiner wahren Größe und Höhe, mit genauer Vorstellung der darauf befindlichen vielen schönen halb erhabenen Arbeit geliefert. In der kurzen Beschreibung, werden die vorigen Auslegge verbessert, und nicht ohne Grund und Wahrscheinlichkeit behauptet, daß der Künstler ein Land-Fest vorstellen wollen, welches im freyen Felde nicht weit von einem Tempel, der Ceres und dem Bacchus zu Ehren gefeyert worden.

Betrachtungen über die Schönheiten des Alterthums, von Johann Samuel Pauli. Mitau, bey Hinz.

Der V. will durch diese Beleuchtung der Ueberbleibsel des Alterthums, jüngere Freunde der Kunst und des Geschmacks noch mehr aufmuntern, und ihnen einen noch würdigern Begrif der Vortrefflichkeit und Schönheit der alten Litteratur beybringen. Nur Italien verdienet noch Bewundrung, und ist der einzige Ort der Künstler und Gelehrten, den die alte Litteratur noch brauchbar und verehrungswürdig machen kann.

Von S. 19. an folgen einige kurze Vergleichungen der neuern Griechen mit den Alten, welche mit dem guten Rath, die griechische Litteratur verstehen zu lernen, sich endigen. Nun nach Italien S. 33. welches die Liebhaber der Kunst und der Alterthümer vor allen andern sich zu ihrem liebsten Aufenthalte erwählen. Hier lese man Virgils schöne Beschreibung seines Vaterlands, hier betrachte man das blühende und am weitläuftigsten gewesene Römische Reich, die großen Helden, die größten Patrioten. — —

Und nun S. 45. zu den Kunstsachen, nämlich ein sehr wenig von Turin, noch weniger oder vielmehr gar nichts von Parma, Modena, Portici, im Capitol, und Galerie von Florenz.

S. 49.

S. 49. erfahren wir, daß der V. das Angenehme, Sanfte und Erhabene von einem Cochius und Eck gelernet habe. Hierauf folget etwas von des Trajanus und Antoninus Säulen: die Obelisken, und Triumphbogen, Bäder, Theater, Amphitheater, werden weitläuftiger beschrieben, und diesen eine Beschreibung der Lage Roms angefüget.

S. 78. Wird endlich zu den Werken der Kunst geschritten, und vorzüglich aus Lipperts Dactyl: angemerket: Es sey etwas gemeines, daß man von Sachen urtheile, wovon man doch nichts verstehe; unser V. verlanget also vom Antiquar, daß er zugleich die Kunst verstehe, und das von Rechtswegen! — — S. 80. Die Bildhauerey war der Anfang der Kunst; die erste Materie war Thon, dann Holz, und endlich Stein, auch Erzt.

S. 85. Sind wenig alte und neue Bildhauer genennet, und darauf von der florentinischen Venus, von der Gruppe der Niobe, Statue des Laocoon, dem vatikanischen Apollo, und dem Antinous. Etwas aus Volkmanns, und Winkelmanns Schriften, mit Wacelets, Sadalets, und Virgils Versen ausgeschmücktes, gesaget. Noch weniger folget S. 100. von der Steinschneiderey der Alten, und was in vier und vierzig Zeilen von alten Münzen gesaget werden kann, mag ein jeder, der diese Schrift nicht sehen kann, errathen. Es ist also ganz deutlich, diese Schrift die Arbeit eines angehenden Gelehrten, welchem noch viele Hülfsmittel, und ein Selbstsehen, fehlen mögen.

U.

Abbildungen der Gemälde und Alterthümer in dem Königl. Neapolitanischen Museo zu Portici, welche 1738. sowohl in der im Jahr Christi 97. verschütteten Stadt Herculanum, als auch in Pompeji und in den umliegenden Gegenden an das Licht gebracht worden, nebst ihrer Erklärung, von Christoph Gottlieb von Murr. Nach den Originalkupferstichen in contorno verfertiget und herausgegeben, von Georg Christoph Kilian. Zweyter Theil.

Theil. 60 Kupfertafeln. Augsburg, bey Deckard, 1778. Folio, mit 7½ Bog. Text.

Derselben dritter Theil, 1ste Ausgabe, enthaltend 31 Kupfertafeln und 2 Bogen Text.

Herr Kilian widmet dieses Werk, und die von ihm gesammleten neuen Bände von den Arbeiten seiner Vorfahren, seiner Vaterstadt. Die Ausführung ist wie im ersten Bande, nehmlich alle Abrisse verkehrt; die Umrisse zeigen des Künstlers Fleiß im copiren, obgleich fast allenthalben der Ausdruck mangelt. Die Abdrücke scheinen uns besser, als im Ersten gelungen zu seyn. Ueber der Vorrede des 2ten Bandes siehet man den berühmten goldenen Medaillon des Kaysers Augustus, sehr schlecht gestochen, und schmutzig abgedruckt, welcher im Herculan gefunden, und von Pater Khell in Wien 1765. ganz gut erklärt worden ist. Die Erklärungen sind, wie in vorhergehenden, kurz und gut. Muthmaßungen sind bey dieser Art Vorstellungen recht und erlaubt; es werden aber noch immer nicht zu erklärende Gegenstände übrig bleiben, weil gewiß unter diesen Malereyen auch bloße Fantasieen der Maler befindlich sind.

Erklärung des berühmten Mantuanischen Gefäßes, von Joh. Gottlob Thierbach. 1777. 4. 2 Bogen.

In diesem Programma zeiget der Verf., daß auf diesem kostbaren Gefäße, welches itzo in der Herzogl. Braunschweigischen Kunstkammer aufbehalten wird, die Thesmophorien der Ceres in halberhabener Arbeit abgebildet worden sind. In dem ersten Abschnitte stehet derselbe den eröffneten Vorhof des Tempels, in welchem der Aufzug nach dem Heiligthum selbst zugehet, und welchen der gekrönte Priester anführet. Diesem folgt ein Mädchen, welche ein Fruchtkörbchen trägt, derselben folgen zwey Vorsteherinnen, welche Fackeln tragen. Diesen Abschnitt theilt ein Weinstock ohne Trauben, die Zeit des Festes im October anzudeuten. Im zweyten Abschnitte ist das Innere des Tempels vorgestellt. Hier stehet Ceres mit einer Aehre in der Hand, und neben derselben fährt Triptolemus auf dem Wagen, mit Drachen bespannt; vor diesem Wagen

steht

sitzt ohne Frauensperson, welche sich mit dem linken Arm auf einen kleinen Altar stützt, an welchem eine Traube hängt; die traurige Miene derselben charakterisirt das Fasten. Nun erscheinen die zwo Vorsteherinnen, welche die Opferthiere bringen, nehmlich das der Ceres geheiligte Schwein, und den Bock. Um den Tempel der Göttinn noch mehr zu charakterisiren, und das Geheimnißvolle desselben zu bilden, entlehnte der Künstler die übrige Ausfüllung des Tempels mit dem Vorhange des Heiligthums, und der Aussicht in die schöne Wiese, welche in diesem Tempel der Ceres den zu den Mysterien zugelassenen Mysten eröffnet wurden, und auf welchen sich die neuen Epopten mit der geheimnißvollen Gesellschaft ergötzten; diese Gesellschaft auf der Wiese sollen die zwo Personen, welche mit Früchten, die der Künstler bey einem Baum hingestellt hat, andeuten. Die in der Mitte des zwoten Abschnitts fliegende Figur, eine Victoria, soll anzeigen, daß dieses Gefäß für einen gymnischen Sänger in den mystischen Festen der Ceres scheint bestimmt gewesen zu seyn. Die obern Verzierungen sind Anspielungen auf die geheimnißvollen Feste der Ceres: man siehet daher Körbe mit Früchten, zusammengebundene und kreutzweisliegende mit Witten gezierte Tedä, zwey Gefäße, welche vermuthlich die zwey Wassergefäße seyn sollen, die am Tage Plemochor gefüllet und ausgegossen wurden; auch die Rohrflöten mögen wohl nur zusammengebundene Tedä seyn, und die beyden Köpfe, des Verbesserers der Thesmophorien des Orpheus, Köpfe, nebst dem mystischen Korb mit der Schlange, als dem Stifter der Orgien, dem Orpheus, anzudeuten. Wir gestehen, daß unter diesen Muthmaßungen Etwas Wahrscheinliches hervorleuchtet; nur will uns der kleine Priester, der in der Abzeichnung einem Priapus ähnlicher, und die traurige Miene der da liegenden Frauensperson noch nicht ganz deutlich erwiesen zu seyn scheinen.

Enumeratio Numismatum ex omni metallo et forma Graecorum Romanorumque, quae asseruat A. F. ITH. Autore *Fr. Lud. Hallero*. Bernae, 1777. 4. 108 S. ex officina Brunneri et Halleri.

Es braucht in unsern Zeiten dem keine Lobeserhebung mehr zu machen, welcher Freund und Sammler der Alterthümer

mer ist; nur glücklich wollen wir den Besitzer dieser Sammlung preisen, welcher so viele seltene, ja wenn sie alle ächt wären, einzige alte Münzen zusammengebracht hat. Eine ziemlich vollkommene Folge silberner und kupferner, griechischer, und hauptsächlich römischer Münzen, 696 Stück an der Zahl, der römischen Kayser, Kayserinnen, und deren Anverwandten, auch vorzüglich der Tyrannen, ist das Wesentlichste derselben. Schade ist es, daß die Größen der Münzen so sparsam angezeigt worden sind. Z. B. S. 9. No. 12, Augusti mit Asia recepta, muß doch wohl ein quinarius seyn. Auffallend und erstaunend wird die Sammlung der Münzen der dreyßig Tyrannen einem jeden Münzsammler vorkommen. Wir wollen unser Urtheil von ihrem Aechtseyn verschieben, auf die öfters im Verzeichnisse versprochene Dissertation des Herausgebers warten, und alsdenn unsere Gedanken der gelehrten Welt mittheilen.

Ir.

Beschreibung des Hochgräfl. Schaumburgischen Mausolei zu Stadthagen, von Joh. Fr. Gottfried Grupen. — Stadthagen, bey Althans. 1776. 27 S. in 4.

Die verschiedenen an diesem Mausoleum befindlichen Kunstwerke an Malereyen und Bildhauereyen, werden hier sehr umständlich beschrieben, und die daran befindlichen Inschriften der Länge nach angeführt. Man lernt aus dieser Beschreibung verschiedene sonst unbekannte Künstler kennen, z. B. **Anton Bots**, einen Maler und Baumeister um 1627. u. a. m.

Fb.

Allgemeine Theorie der schönen Künste, in einzeln, nach Alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden, Artikeln, abgehandelt von Johann Georg Sulzer, Mitglied der K. Akademie der Wissenschaften. Zweyter Theil von K bis Z. Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich. 1774. gr. 4.

— Eben-

— Ebenderselbe Theil in gr. 8.

Die Leser werden sich vielleicht noch erinnern, wie ich in der ersten Beurtheilung (A. d. B. XXII, 1.) in welcher ich die großen Einsichten des V. und den Nutzen, den dieses Werk haben kann, erkannt und gepriesen habe, gleich Anfangs, alle zur Haupterklärung der Baukunst gehörige Artikel, beysammen zu haben gewünschet, um die Richtigkeit derselben im Zusammenhange desto besser einsehen zu können. Mein Wunsch ist also erfüllet worden, da ich in diesem Theile die Artikel: **Kunstregeln, Schönheit, Ordnung, Verzierung**, ingleichen **Richtigkeit, Symmetrie, Verhältniß** u. s. w. gefunden habe, die alle von Wichtigkeit sind; und die ich daher zur Ergänzung der **Erklärung** nach der Reihe vornehmen will.

Von **Regeln, Kunstregeln.** Wie wichtig ist nicht diese Lehre? Ich empfinde sie in ihrer ganzen Stärke, ich erkenne sie aber aus einem andern Gesichtspunkte: und bin nunmehr doppelt von der Nothwendigkeit derselben überzeugt; da ich mich nicht zu erinnern weiß, daß je ein Gelehrter oder Baumeister so richtig wie der V. davon geredet hätte.

„Mancher Theoriste, (sagt er unter andern) der sich über den Zweck oder die Art eines Werkes falsche Begriffe machte, konnte auch keine wahre, sondern eine falsche Theorie geben; mithin mußten die daraus gezogenen praktischen Folgen falsch seyn, und deren Befolgung den Künstler vom Zwecke abführen" Das ist leider zum öftern geschehen, und geschiehet noch täglich, sobald Gelehrte, die keine **Sulzer** sind, ohne Zuziehung der Künstler die Sache unternehmen wollen. „Und daher (fährt er fort) kömmt es dann, daß viele, die so viel weniger Beurtheilungskraft zu haben scheinen, je lebhafter sie empfinden, schon gar anfangen, mit entscheidender Verachtung von Regeln zu sprechen ꝛc. s. w."

Ich setze noch dieses hinzu; wie ich glaube, daß wohl kein Jahrhundert in der Welt so fruchtbar an solchen starkseynwollenden Geistern, als gegenwärtiges gewesen sey. So sagt z. B. ein Schriftsteller nur kürzlich, zum Lobe **Erwins**, des Baumeisters vom **Straßburger Münster**, frey heraus: „Die Begeisterung, die charakteristische Kunst ist es, die alles in der Welt bildet. Diese charakteristische Kunst ist nun die einzige wahre: wenn sie aus inniger, einiger, eigener, selbstständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend

und alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit, oder aus eingebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig."

Der V. widerleget dergleichen Chimären. Er untersucht die Gründe, worauf sich die Zweifler stützen, und erkläret die Theorie folgendermaaßen: „**Die wahre Theorie einer jeglichen Kunst ist nichts anders als die Entwicklung dessen, wodurch ein Werk in seiner Art und nach seinem Endzweck vollkommen wird.**"

Bey dem gewöhnlichen Einwurf, daß vortreffliche Werke der Kunst älter als Theorie und Regeln wären, z. E. **Homer** und **Sophokles** älter als **Aristoteles**, gesteht er das erste ein; „allein (fährt er fort,) Sophokles und Homer dachten doch über den Zweck ihrer Werke nach, und über das, was sich zu ihrem Zwecke schickte." Das war zwar keine Folge der Theorie, denn diese war noch nicht vorhanden; sondern des Genies und Geschmacks beyder großen Männer.

Aber daß der V. hier zugegeben hat, **Homer** und **Sophokles** hätten aus eigenem Genie, und ohne vorhergehabte Theorie, beyde Künste in einer so hohen Stufe der Vollkommenheit ausgeübt, das dünkt mich wider die Geschichte der Menschheit zu laufen. Ich wage es, zu leugnen, daß **Homer**, ob er gleich ein großes Genie gewesen ist, aus dem Staube einen so hohen Sprung der Poesie gethan hat: denn ich kann mir die Begeisterung bey den Künstlern unmöglich so vorstellen wie bey den Quäkern, die alles vorhergehende verwerfen, und Dinge träumen, welche die Zukunft erst prüfen soll. Da hingegen die Kunstbegeisterung, meinem Urtheile nach, in einem Feuer besteht, das Bild, das man sich aufs wahreste, und lebhafteste von einer Sache gemacht, zu entwerfen, und so zu sagen, im Fluge zu treffen, ehe sich die Gedanken zerstreuen. Man muß aber doch das **Bild** vorher kennen, und die **Art des Ausdrucks** wissen, ehe man davon begeistert seyn kann. So haben wohl **Homer** und **Sophokles** die Dicht- und Schauspielkunst vorher kennen müssen, ehe sie davon sind begeistert worden. Je größer aber der Geist ist, desto lebhafter ist das Bild in ihm: und mit desto mehrerm Feuer wird er es ausdrücken. Darin bestund die Begeisterung des **Michael Angelo**, die der H. V. im Artikel **Begeisterung** anführt. Er war aber doch vorher ein Bildhauer, und kein so genannter Naturalist. Er besaß schon Regeln bildender Künste, und hatte schon vortreffliche Antiken gesehen.

Wer

Wer will zweifeln, daß nicht die Griechen lange vor dem Homer ihre Dichter und Sänger gehabt haben, von denen er selbst einer gewesen ist? Das sagt auch der Verf. anderswo.

Ich stelle mir die Erfindung, das Wachsthum und die Größe, auch den öftern Verfall der Künste ganz natürlich vor, und erkenne bloß daraus die Nothwendigkeit der Kunstregeln. Es kommt aber hierbey das mehreste auf die Art und Weise der Fortpflanzung an. Nur muß ich vorher fragen; Wer soll die Regeln geben? Der Künstler von Genie? oder der Kunstrichter von Genie? denn ohne Genie läßt sich keiner von beyden gedenken. Vermuthlich der Erste, weil er nicht nur denkt, sondern auch ausübt; da hingegen der Andere öfters dasjenige denkt, was der Erstere nicht ausüben kann.

Es wäre daher eben so lächerlich zu sagen: der Kunstrichter brauche keine Regeln, eine Sache zu beurtheilen, als zu sagen: die Künstler brauchen gar keine, um die Sache zu fertigen. Das Spielchen sieht man täglich bey den Kindern, die man mit den ersten Menschen vergleichen kann: das eine baut nicht ohne Regeln, die es sich selber macht, und das andere tadelt das Gebäude ebenfalls nach eingebildeten Regeln. Keines will dem andern recht lassen; das Kartenhaus wird eingerissen, wieder gebauet und wieder eingerissen, bis es an ein Zanken geht; so geht es öfters noch in der großen Welt zu. Und so mag es ebenfalls beym Ursprunge der Künste ergangen seyn; bis daß nicht ein Mann von Genie, sondern viele, es mögen nun Künstler oder Kunstrichter damaliger Art gewesen seyn, nach und nach das Ihrige zum Wachsthum beygetragen haben, davon ein jeglicher Beytrag eine neue Regel kann genennet werden. Da aber auch nicht alle Beyträge gleich gut seyn konnten, und ihrer viele gar nichts taugten: so kam dann endlich ein großer Geist, bald zeitig, bald spat nach der Erfindung, der das Handwerksmäßige von den Künsten absonderte, den Zweck und die Art derselben deutlicher entwickelte, und neue Regeln an den Tag brachte, die der Nachwelt so lange zur Richtschnur dienen konnten, bis daß ein noch stärkerer Geist über ihn kam, der sie bis auf die möglichste Vollkommenheit brachte. — Wüßten wir die Gränze der Künste, die der menschliche Verstand erreichen kann: so würden wir wohl dabey stehen bleiben müssen. So aber prallt oft der stärkste Geist daran, und wieder zurück. Daher kam eine jegliche Kunst, sowohl durch Nachläßigkeit als durchs Ueber-

zuhaben, Schaden leiden. — Ist das dem Homer nicht Ehre genug, daß er die damalige Dichterey zur schönen Kunst gemacht hat? Eben so, wie es Raphaeln ein Ruhm ist, daß er die Malerey seiner Zeit wieder zur schönen Kunst erhoben hat. Beyde haben dennoch nicht schlechte Vorgänger gehabt. Von dem Letztern ist es gewiß: vom Erstern aber ist es zu glauben.

Wenn denn nun in andern Künsten ein großes Genie alle vorher ausgeübte Regeln kennt, aber auch einsieht, daß viele überflüßig sind, und nicht geraden Weges zum Zweck führen: so verläßt es diese, aber nicht alle Regeln, und bahnt sich eine andere Straße, die es zum erstenmal betritt, und bald Nachfolger bekömmt. Ein Glück ist es, wenn dieß Genie die kürzeste Straße trifft; sonst führt es aufs neue in Irrthum. Das ist schon vielmals geschehen; trifft es sie aber, so muß man ihm folgen. Und alle Nachfolger, wären sie auch eben so große Genies, müssen sich einen Leitfaden machen, das ist: nach eben den Regeln gehen, wenn sie dahin gelangen wollen. Geht aber ein jeglicher aus Stolz und Begeisterung seinen eigenen Weg, so laufen sie alle in der Irre: und damit ist den schönen Künsten nicht gedienet.

Ob wir gegenwärtig auf dem rechten Wege der schönen Baukunst sind? das ist zu glauben: da wir wieder zur guten griechischen und römischen zurückkehren, nachdem es die Italiäner und Franzosen, wie die Gothen haben ertrotzen wollen, eine weit schönere als diese zu erfinden. Ich wollte hier gar gern einen architektonischen Homer anführen, der die ganze Baukunst aus dem Stegreife in größter Vollkommenheit erfunden haben sollte. Eines solchen Vaters können sich die Baukünstler nicht wie die Dichter rühmen. Vitruv kann es nicht seyn: denn er hatte von den Griechen gelernet. Vielleicht Callimachus; da dieser den korinthischen Knauf erfunden hat? Aber auch dieser nicht; denn vor ihm waren schon die dorische und jonische Ordnungen erfunden, die sich auch sehen lassen; und die Aegypter hatten schon lange vorher Blätterknäufe: folglich müssen die Baumeister dafür halten: ihre Kunst sey nach und nach von mehr als einem Genie erfunden und verbessert worden; so daß den heutigen Genies nichts mehr übrig bleibt, als in den Formen zu ändern, und die alte gute Baukunst auf unsere Zeiten und nach unsern Sitten und Gebräuchen wieder geltend zu machen, zum Beweis:

weis: daß nach so vielen und mancherley Versuchen verschiedner Völker, nur eine die wahre und beste Theorie seyn kann.

Bey dieser gereinigten Baukunst nun haben denn viele Regeln als unnütze müssen verworfen werden. Wie lange wird es aber anstehen, daß nicht eine größere Menge an ihre Stelle kommt? Da das Regelnmachen doch kein Ende nimmt, bis daß die Kunst wieder in Verfall geräth. Daran aber mögen wohl die Liebhaber der Künste, und keinesweges die Künstler selbst, schuld seyn. Denn jene sehen oft eine Menge Schönheiten, daran der Künstler im Werke nicht gedacht hat, und darüber lachen muß. Ich sage noch mehr: daß oft ein Fürst sich begeistert zu seyn dünkt und befiehlt; sogleich werden neue Regeln gemacht, und andere daraus gezogen; und daher kann gar leicht der verschiedene Geschmack so vieler Länder kommen. Diese häufen sich dann endlich so sehr, bis daß ein Berg von Regeln davon entsteht, den niemand ersteigen kann. Ja es werden sogar Fehler in Regeln, unter dem Namen kleiner Nachläßigkeiten gebracht, die die Schönheit unterstützen sollen. Alle diese überhäufte Regeln sind mehr Hinderniße als Beförderungen der schönen Künste zu nennen, die einen jungen Künstler abschrecken. Und dieses mag wohl die Ursache seyn, warum gelehrte Männer selbst nicht wissen, ob sie der Begeisterung oder der Theorie das Wort sprechen sollen, weil sie selber viel unnützes Zeug in ihrer Jugend haben lernen müssen. Sie sollten aber vielmehr bedenken, daß diese zwar unnütz, jene Regeln aber zu Unterstützung ihres Genies höchst nöthig waren.

Grundsätze und Hauptregeln müssen allemal bleiben. Diese bewahren die Künste vor dem Uebertriebenen, und beschützen sie wider ihre Feinde, die Moden; die alles in der Welt regieren wollen; die den Künsten unter uns schon mancherley Gestalt gegeben haben, und die sie gar leicht aufs neue vernichten könnten, wie sie selbige bey den Römern vernichtet haben, ehe noch das Reich unterging; wenn sich die wahre Theorie nicht fernerhin ihrer annähme, und die Moden nur in so weit zuließe, als sie die Art und den Endzweck der Künste nicht verdunkelten. Die guten **Nebenregeln** aber haben auch ihren Nutzen. Ich will mich darüber erklären.

Es kommt alles auf einen guten Kunstlehrer an. Dieser muß den ganzen Kram von Regeln wissen. Er muß aber seinem Lehrlinge von Genie, nach gegebenem Unterrichte der Hauptregeln, die kleinern abzulocken suchen: er muß ihm Anlaß

geben, sie selbst zu entdecken: dieser muß sie ausüben und andere daraus ziehen. Auf solche Weise glaubt der Lehrling die Kunst sey eben nicht so schwer; er sey ja im Stande sie selbst zu erfinden. In diesem Wahne muß er ihn fortarbeiten lassen; ihn nach seinen selbst erfundenen Regeln tadeln, und ihm Anfangs kleine Fehler übersehen. Das ist meinem Erachten nach, der rechte Weg, große Künstler zu bilden; wenn eine Million Regeln nicht hinreichend ist, Dummköpfe alle Künste zu lehren. Der Lehrer wird dabey nicht nöthig haben, ihn zum Fleiße anzuhalten; sein eigenes Feuer wird ihn dazu antreiben, da ihm ohne das alles leicht wird: das aber hat er sorgfältig zu beobachten, daß wenn der junge Künstler nach seinem feurigen Genie auf Abwege der Kunst geräth, oder nach der Mode zu reden: zu sehr begeistert wird, er ihn mit neuen Regeln im Zaume halte; und, wenn er gar zu wild werden sollte, ihn die ganze Last der Regeln fühlen lasse, und nicht den mindesten Fehler verzeihe. Diese haben schon manchen stolzen Künstler gebeuget, und manchen poetischen Quäker zu rechte gebracht, dem sonst sein großes Genie mehr geschadet als geholfen haben würde. Und also bin ich überzeugt, **daß der Gebrauch der wahren Kunsttheorie sehr nützlich, der Mißbrauch aber derselben höchst schädlich ist.**

Vielleicht scheint meine Erklärung, wo nicht unnöthig, doch allzuweitläuftig zu seyn. Sie betrifft aber das ganze Buch. Und ehe ich mich entschließen konnte, die Recension einer Theorie der Baukunst zu unternehmen, so mußte ich mich vorher selbst überzeugen, ob eine Theorie auch nöthig und nützlich sey. Ich habe also meine Ueberzeugung aus einem andern Standorte beygebracht, nicht in der Absicht den Verfasser zu widerlegen, sondern vielmehr seine Sätze von einer andern Seite zu bestärken, und den Baumeistern in Deutschland, darunter es leider! gar zu viele **Quäker** giebt, die Theorie des Verf. bestens zu empfehlen.

Von der **Schönheit.** Der ganze Artikel so wahr er auch ist, kann bloß den Dichtern, Rednern, Bildhauern und Malern, keinesweges aber den Baukünstlern dienen, welches ich doch sehr gewünscht hätte. Der V. redet gar zu überhaupt von der Schönheit, ohne einige Anwendung auf diese oder jene Kunst zu machen, und sie durch Beyspiele zu erläutern. Er leitet alle Begriffe der Schönheit von der Gestalt des menschlichen Körpers her, und darin hat er vollkommen recht: das haben schon die Alten gethan, und welche Neuern sollten das

leugnen?

leugnen? Das vorzüglichste Augenmerk des Menschen war wohl sein Geschlecht. Ein Mensch gefiel dem andern, der eine aber mehr als der andere. Die Ursache wurde nach und nach untersucht, und die Schönheit wurde durch Vergleichung mit den Mängeln erkannt. Ja es wurden sogar Stufen der Schönheit und Mängel entdeckt, nachdem der eine Mensch mehr oder weniger schön, oder gebrechlich als der andere war. Allein man spürte noch eine ganz andere Schönheit; und das war die Schönheit der Seele. Beyde zusammengenommen, geben unstreitig einen vollkommnen schönen Menschen: und wenn diese im allervollkommensten Grade beysammen seyn sollten, so müßte nothwendig die allergrößte Schönheit daraus entstehen. Die mögen sich die Maler, Bildhauer und Poeten erdenken. Und das ist eben ihr Ideal, dazu die allergrößte Begeisterung gehört. —

Wie kommt denn aber die Baukunst zurechte, die weder den Menschen noch seine Seele bauen kann? Ist denn für sie keine Schönheit vorhanden? Und so kann die Tonkunst ebenfalls fragen. Hier hätte der Autor die schönste Gelegenheit gehabt, vom Ursprunge der Verhältnisse, die aus dem menschlichen Körper schon von den Griechen hergeleitet worden sind, und von ihrer Verbesserung zu reden; da er es im Artikel vom Verhältniß nicht hat thun wollen. Ich will also diese so nöthige Lehre der Baukunst, ohne weitläuftig zu seyn, nachholen.

Vitruv giebt den Menschen zum Muster aller schönen Verhältnisse an. Lange vor ihm hatten die Bildhauer alle Glieder des menschlichen Körpers, sowohl von Männern als Weibern gemessen, und alle ihre Verhältnisse gefunden. Sie hatten dadurch die Abweichung derselben bey vielen wahrgenommen, und endlich diejenigen Verhältnisse entdeckt, welche die äußerliche Schönheit ausmachten. Das war schon ein schwacher Anfang zur Theorie der Verhältnisse. Solches haben die Baumeister eingesehen, und daraus geschlossen, daß diejenigen Verhältnisse, die an menschlichen Körpern die Schönheit bestimmen, auch ein Gebäude, ob es gleich keinem Menschen ähnlich sieht, schön machen müßten. Das Pferd konnte sie hierinnen bestärken, das sie für schön hielten, weil sie an ihm dergleichen Verhältnisse erblickten. Hat sich nun der Mensch zum Maaßstabe von alle dem angenommen, was er in der Welt siehet: so hat er auch seine Verhältnisse zum Muster alles Schönen in der Natur aus Eigenliebe erwählet.

Wollen wir uns das selbst verdenken? Ich hoffe es nicht, so wenig als Thieren, wenn sie, ich weiß nicht, ob aus bloßem Instinct, die Schönheit in ihrem Geschlechte suchen. Und daher kömmt es vielleicht, daß der Mohr, Kalmücke, Chinese, ꝛc. sich andere Begriffe von der Schönheit, als wir machen. Es muß doch also der Grund derselben nicht nur in der Form und Farbe, sondern vielmehr in den Verhältnissen liegen, die bald auf diese, bald auf jene, jedoch allemal auf eine angenehme Art, zu ihrem Endzweck mit einander verbunden sind. Was könnte man sich wohl außer denen Verhältnissen für eine Form im Klange einbilden?

Vitruv beweißt dann ferner, daß die Verhältnisse, die das Auge ergötzen, ebenfals mit den Verhältnissen der Töne übereinstimmen. Allein er geht in der Anwendung auf die Baukunst zu weit, und ihm beten die neuern Baumeister aus allzu großer Hochachtung nach. Daß z. B. der Mann sechs seiner Füße, und die Frau acht ihrer Köpfe lang seyn soll, daraus darum die dorischen und jonischen Säulen ihre Höhe zur Dicke erlangt haben, ist lächerlich. Denn man findet an keiner guten antiken Bildsäule diese Verhältnisse zur Länge; und wollte man die ganze Breite der Schultern auf die Länge beziehen: so müßte die dorische Säule sich wie 1:4 verhalten. Was für Aehnlichkeit hat denn aber ein Mensch mit einer Säule, die zu einem ganz andern Endzweck, als jener, bestimmt ist? Wie falsch sind nicht dergleichen Lehren neuerer Baumeister! Wann z. B. ein Mensch die Arme gerade über den Kopf ausstreckt: so sollen die Fingerglieder alle Glieder des Simses; die Eintheilung des Gesichts, den Knauf; und die ausgestreckten Fußzehen, Ferse und Knöchel, die Glieder des Säulenfußes geben. Hat nicht Blondel in seinem ganz neuen Kursus die Verhältnisse der Simse aus dem Profile der Gesichter gezeiget? Mich wunderts nur, daß noch keiner die Eintheilung der Säle, Zimmer und Gänge ꝛc aus dem Eingeweide des Menschen hat herleiten wollen. Die Säule stellt eigentlich einen Baumstamm vor, der eine Last tragen soll. Je schwerer die Last ist, desto stärker muß der Stamm seyn. Die Aegypter wußten das wohl, darum sind ihre Säulen kaum fünfmal so hoch als dick; und das wissen auch alle Baraleute bey ihren Säulen, die sie Stempel nennen. Die Griechen machten anfangs ihre Säulen stammhaft genug, das siehet man aus ihren Alterthümern. Nachdem aber die Bildhauer die Verhältnisse der Schönheit gefunden hatten, so fiengen

gen

gen ihre Gebäude auch an, schön zu werden. Sie machten die Säulen länger, setzten sie aber desto näher zusammen, damit die Festigkeit nicht darunter Schaden leiden sollte. Man wich endlich von den kleinen Verhältnissen des Menschen ab, und entdeckte die Ursache, warum sie an ihm gefielen. Ich werde beym Artickel **Verhältniß** weiter davon reden.

Wie aber alle neue Entdeckungen sogleich zur Mode dienen und gemißbraucht werden können: so ist es sehr wahrscheinlich, daß bey den Griechen alles, was schön heißen sollte, mit Menschen muste verzieret werden. Daher sind vielleicht die vielen Köpfe und halberhabenen Schnitzbilder an ihren Gebäuden, Gefäßen und Hausrathe entstanden, die wir heutiges Tages noch lieben. Ja, es wurden sogar die bey einer bekannten Begebenheit als Menschen gebildete Säulen für vollkommen schön gehalten, und unter den Namen **Caryatiden, Telamones** und **Termes** zum öftern angebracht; daraus dann die neuern Baumeister drey besondere griechische Ordnungen haben machen wollen.

Ist nicht dergleichen Mode unter uns auch entstanden, nachdem sich vor zwey hundert Jahren ganz Europa in die Säulen verliebte; mußte da nicht aller Hausrath mit Säulen verzieret werden, wenn er schön seyn sollte? Die Leuchter stellten sogar korinthische Säulchen vor. Zum verwundern ist es, daß diese altväterischen Leuchter in Paris, und aus Paris in Deutschland unter dem Namen des antiken Geschmacks wieder aufkommen. Das alles sind falsche Regeln der Baukunst, die durch eine gute Theorie, welche sich auf die Art und den Endzweck der Sache gründet, gar leicht können erkannt, und wieder ausgerottet werden.

Ordnung. Unter diesem Worte versteht man entweder die natürliche Folge der Dinge, oder die Säulenordnung: beyde sind in der Baukunst erforderlich, und beyde erklärt der Verf. Aber bald, um sich, wie er selbst sagt, nicht in allgemeine metaphysische Betrachtungen zu vertiefen, bricht er ab, und geht weiter. Ich wollte wünschen, daß er nicht abgebrochen hätte; vielleicht hätte sich daraus die eingebildete Ordnung, oder die reizende Unordnung der englischen Gärten erklären lassen; so aber streitet diese ganze Theorie wider selbige. Er gehet aber um deswillen weiter, um die Wirkung der Ordnung an denjenigen Dingen, die durch Ordnung eine ästhetische Kraft bekommen, ohne Ordnung aber völlig gleichgültig bleiben, desto deutlicher zu erklären. Er zeigt ferner

die verschiedenen Stufen der Ordnung an. So bald man in Rücksicht auf das Materielle eine Sache in Ordnung bringen will, so heißt es es **Anordnung**, die weiter nichts, als der Erfolg der Regel des Nebeneinanderstehenden oder Aufeinanderfolgenden ist. Bestimmt nun eine einzige einfache Regel die Folge der Dinge, wie etwan eine Compagnie Soldaten, die in Reihen und Gliedern stehen, oder eine Reihe gleichgroßer Fenster neben- und übereinander: so nennt es das **Regelmäßigkeit**. Wird aber die Folge durch mehrere Regeln bestimmt, so daß in der Folge der Dinge mancherley Bedingungen müssen erfüllet werden, so wird der Erfolg davon schon für etwas höheres, als bloße Regelmäßigkeit gehalten; es kann **Symmetrie**, **Eurythmie** und **Schönheit** daraus entstehen. Diese Entwickelung ist gar schön.

Was die **Säulenordnung** betrifft: so giebt er alle gute Regeln aus dem **Goldmann** dazu, nachdem er schon in den Artikeln vom **dorischen Gebälke** und den **Säulen** den Ursprung der Ordnungen in etwas erklärt hat. Hier aber wäre die beste Gelegenheit gewesen, daß ein **Sulzer**, denn wer sollte es sonst thun? das Lehrgebäude der schönen Baukunst besser untersucht, und wider seine Feinde vertheidiget hätte, die beständig fragen: Aber warum ist denn das griechische System das beste? was fehlt denn dem gothischen, das sich ebenfals auf seinen Ursprung, nehmlich die Lauberhütten beziehet, welche die ersten Wohnungen der Menschen gewesen sind? Haben die Chineser nicht auch ihr System? und ist es überhaupt nicht wider die Materie gehandelt, daß man einem steinernen Hause ein hölzernes Ansehen geben will? Warum haben denn die heutigen Baumeister nicht längst an ein steinernes Lehrgebäude der schönen Baukunst gedacht?

Der Verf. will nichts davon wissen. Er bemerkt nur, wie die alten Baumeister einerley Ordnung verschiedentlich behandelt, ja sogar zwo und dreyerley Ordnungen zusammengeschmolzen hätten, und giebt anbey den heutigen Baumeistern die Erlaubniß, desgleichen zu thun, wenn nur der Hauptcharakter der Ordnung nicht dabey verloren gienge. Das dünkt mich den Baumeistern den Zügel gar zu lang zu lassen. Mir scheint es vielmehr, daß die Römer eben so unzufrieden mit den griechischen Säulenordnungen gewesen seyn mögen, als wir es sind, und daß sie daher bey jeglichem neuen Gebäude Versuche einer neuen Ordnung, oder Verbesserungen der alten, haben anstellen wollen. Dergleichen Versuche haben die

neuern

neuern Baumeister vom Serlio an bis auf **Goldmann**, auch gethan, ohne diejenigen zu rechnen, die nur gebaut, aber nicht geschrieben haben: und haben doch alle, seit zweytausend Jahren her, keine neuere als die römische zusammensetzen können, die allemal schlechter als die korinthische ist, und die man aber dennoch für eine zusammengesetzte Bauordnung gelten lassen muß.

Hier wird „des **Goldmanns** Eintheilung der Säulen nach der beygefügten Tabelle sehr gelobt und empfohlen, weil sie durch kleine Glieder die Haupttheile jeglicher Ordnung aufs genaueste unterscheidet; das vorher noch nie von einem Baumeister beobachtet worden seyn soll. Das stünde zu erweisen, wenn man alle Säulenbücher, deren eine ziemliche Menge seyn möge, nachschlagen wollte.“ — Ich schätze den **Goldmann** und **Sturm**, der ihn erläutert hat, zwar sehr hoch; sie sind beyde gelehrte Männer, und die ersten gewesen, die das Bauen in Deutschland zu einer gelehrten Kunst gemacht haben, da es vorher als ein Handwerk geachtet worden ist. Allein es fehlte beyden großen Mäurern dennoch am Geschmack. Der V. sagt selbst, daß „das **Verendas**che große Haus am **Dönhofischen** Platze in **Berlin** nach Sturms sechster Ordnung keinen Beyfall fände.“ Ueberhaupt zeigen ihre Erfindungen etwas gar zu Mathematisches und Steifes; daher wird so leicht kein Baumeister ihre Ordnungen, besonders der überhäuften Glieder halber, ausüben. Was hilft es also, daß auf allen Universitäten Deutschlands darüber gelesen wird? da seine Eintheilung nicht eingeführet ist: und da hingegen des **Vignola** Säulenordnungen, ihrer leichten Eintheilung und angenehmen Gestalt halber, in halb Europa angenommen worden sind. Wenn es mir erlaubt seyn sollte, ein Säulenbuch vorzuschlagen, und beym Bauen einzuführen, so wäre es kein anders als: des *Perrault* ordonnance des cinq especes de colonnes, selon la methode des anciens. Paris 1073. Fol. Ich habe dieses großen gelehrten Baumeisters Ordnungen, der die schöne Vorwand des **Louvre**, als ein neues Wunderwerk erbauet hat, und des **Goldmanns** Ordnungen vielmals, auch jetzt, da ich dieses schreibe, gegen einander gehalten, und allemal etwas empfunden, daß mich von diesem ab, auf jenen gezogen hat. Diese ästhetische Kraft hier zu erklären, wäre viel zu weitläuftig. Zu wünschen aber wäre es, daß dieses Säulenbuch ins deutsche übersetzet würde, ehe es verloren geht, da die französische Ausgabe in Paris nicht mehr zu haben ist.

Die übrigen Regeln, besonders die Auswahl der Ordnungen zu diesem oder jenem Gebäude, trägt er nach Goldmanns Lehren, die außer den Ordnungen vortrefflich sind, sehr deutlich vor; auch von der Uebereinanderstellung handelt er im gehörigen Artikel sehr gründlich; zieht aber Goldmann, der bereits berechneten Tabellen halber, allen vor. Giebt es denn nicht Fälle, da man die Goldmannischen Gebälke selbst anders berechnen muß?

Ihm sey es Dank, daß er den Baumeistern gewiesen, wie sie des Palladius, Vignola, Perrault ꝛc. Simsse berechnen, und zur gegebenen Säulenweite verhältnißmäßig verändern sollen. Muß man denn deshalben seine Ordnungen gebrauchen?

Bey seinem Vorschlag von Erfindung neuer Säulenordnungen wird mir der V. verzeihen, wenn ich sage: die fünf Säulenordnungen sind gar nicht in der Natur des Geschmacks gegründet, wohl aber in der Natur des Bauens; und sind alsdenn erst zu Werken des Geschmacks gemacht worden. Der erste, der sie im Steine ausübte, erfand die erste Ordnung; aber nicht die korinthische. Ich unterstehe mich noch mehr: wenn ich sogar dem Vitruv widerspreche, der in dem zweyten Kapitel seines vierten Buches von Verzierungen der Säulen saget: „Nachdem ich von den Geschlechten der Säulen und ihrem Ursprunge geschrieben habe; so wird es nicht undienlich seyn, von ihren Zierrathen und deren Ursprunge zu reden;“ und gleichwohl handelt er die wesentlichen Theile eines Hauses und deren Ursprung aus der hölzernen Bauart, ohne welche keine Säule seyn kann, sehr begreiflich ab.

Perrault wirft ihm das selbst in einer Note vor, daß er die wesentlichsten Theile eines Hauses Verzierungen genennet hat, und sagt in kurzen Worten ganz deutlich, was eigentlich Verzierungen sind.

Dieser Mißverstand muß doch Anlaß gegeben haben, daß heutiges Tages fast jedermann, einige wenige Baumeister ausgenommen, die Säulenordnungen für eine bloße Verzierung eines Gebäudes, und alle ihre Kennzeichen für willkührlich halten. Was Wunder also, wenn man die Erfindung neuer Ordnungen für leicht achtet. Wird aber wohl jemand behaupten können, daß die Theile eines menschlichen Körpers bloß Zierrathen wären? Man lasse nur einen derselben weg, oder erfinde noch einige dazu, oder verändere sie nur in ihren Formen und Verhältnissen; was für Mißgeburten würden

nicht

nicht daraus entstehen? Sie sind wesentliche Theile, auch an den häßlichsten Menschen. Gleichwohl machen ihre guten Verhältnisse unter sich und zum Ganzen, die größte Schönheit aus. Eben so ist es mit den Säulenordnungen beschaffen: sie stellen den ganzen dauerhaften Bau eines Hauses dar. Ihre Haupttheile sind wesentlich. Die guten Verhältnisse derselben machen das Haus schön; die Mißverhältnisse aber häßlich; und also können auch Säulenordnungen, wenn sie aus veränderten Theilen bestehen, nicht gut angebracht und schlecht verhaltend sind, ein Haus zur Mißgeburt machen.

Am besten ist es, wenn man einen Unterschied zwischen den fünf Bauordnungen und allen andern Säulenordnungen macht. Eine **Bauordnung** soll gar nichts anders als das Vermögen anzeigen, ein Gebäude dauerhaftig zu unterstützen und das Dach zu tragen. Dieses Vermögen muß man ihr gleich ansehen, und den Nutzen der Theile, daraus sie zusammengesetzt ist, spüren. Wer dieses wohl überlegt, der wird die Schwierigkeit eine neue Bauordnung zu erfinden wohl einsehen. Und daher sind aller französischen Baumeister ihre Bemühungen vergeblich gewesen. Sie haben französische Säulenordnungen, aber keine Bauordnungen, erfunden. Da hingegen hat unser **Sturm** das Ziel, meiner Meynung nach, näher getroffen: und es ist schade, daß niemand auf seinem Wege fortgegangen ist; vielleicht könnte mit der Zeit eine neue deutsche Bauordnung, durch Vermischung der dorischen und jonischen entstehen, so wie die römische, durch Vermischung der jonischen und korinthischen entstanden ist.

Ich habe bereits bey dem Artikel **Dreyschlitz** meine Gedanken eröffnet: daß derjenige, der ganz neue wesentliche Stücke zur Befestigung eines Hauses und noch bessere Verhältnisse als die alten sind, erdenken kann, nothwendig eine neue bessere Bauordnung zu erfinden im Stande sey. Vielleicht haben uns die Chineser den letzten Stoff dazu gegeben. Denn von ihrer Säulenordnung muß man sagen, daß sie eine wahre **Bauordnung** und wahrscheinlich älter als die hetrurische sey. Man findet sie in **Chambers** Abbildung chinesischer Gebäude mit allen Kleinigkeiten nach den Maaßen gezeichnet. Die Säulen sind in guten Verhältnissen; sie haben ganz artige Füße, davon einer dem attischen sehr gleich kommt. Allein die Knäufe sehen nicht gut aus, sie sind ohne Ring und Deckel; an ihnen ragen zwey, auch vier große, runde, oder kanntige Winkelhacken mit Knöpfen heraus, welche den schwachen Unterbal-

terbalken und andere vorragende Stichbalken, die in jenen eingelaſſen ſind, tragen helfen; hierauf folgt unmittelbar ein dünnes weit vorragendes, und bloß an Ecken in die Höhe gebogenes Dach ohne Hauptſimms. Da nun ihr Dach aus keinen Sparren, ſondern aus übereinanderſtehenden Dachſtühlen von runden Hölzern beſteht, die immer ſchmäler und ſchmäler ſtufenweis bis unter dem Forſten ſich einziehen; ſo brauchen ſie nur Breter auf die runden Stuhlpfetten zu nageln: und ſie mit Ziegeln, Schindeln oder Kupfer zu decken. Nach dieſer Bauart entſteht kein Simms; mithin können ſie auch keinen Begriff von Balken-, Dielen-, Sparren- und Lattenköpfen, noch weniger von Frontons, da ihre Dächer oben etwas abgerundet ſind, wie wir haben. Sie brauchen auch keinen Säulendeckel, weil der ſchwache Unterbalken, entweder durch den Säulenſtamm geſteckt iſt, oder auf ihm, wie in einer Gabel ruhet.

Sollte dieſes nicht ein ſtarker Beweis ſeyn, daß alle Theile einer Bauordnung nicht vom Genie, ſondern von der nöthigen Befeſtigung eines Gebäudes herrühren, die durchs Genie hernach, in beſtändiger Rückſicht auf ihren Urſprung, können verſchönert werden? Ich bewundere anbey die edle Einfalt dieſer Ordnung und ihr graues Alterthum. Sie entſtund damals, ehe die Menſchen es wagten, das Bauholz durchs ſcharfkantige Behauen zu ſchwächen; da die Hetrurier und Griechen ſich mehr des gezimmerten Holzes bedienten. Und welcher europäiſche Geiſt hat ſich einfallen laſſen, ein Dach ohne Sparren zu errichten? Drey Linien beſchreiben einen Triangel, und alſo auch drey Balken einen Binder, und viele Bänder ein Dach. Hier aber beſchreibt die überhangende Bret- und Dachdecke die beyden Schenkel und Flächen, wie die Leinwand bey den Zeltern. Hier ſieht man keine andere Anſpielung als auf die Feſtigkeit; keine überhäuften Zierrathen, welche dieſelbe verdunkeln könnten. Ueberall herrſcht das Natürliche, Nothwendige und Ungezwungene; darum gefällt ſie auch, und darum rechne ich ſie unter die wahren Bauordnungen. Dieſen Charakter würde ſie verlieren, ſobald die Chineſer ſichs einfallen ließen, eine Muſchel-, Drachen-, Bänder- oder Blumenordnung aus ihr zu machen. Ich empfehle ſie den Liebhabern neuer Ordnungen zur möglichſten Verbeſſerung, daſern ſie mit der korinthiſchen nicht ſollten zufrieden ſeyn.

Viel-

Vielleicht hat der Verf. da er von der Möglichkeit neuer Ordnungen redet, nicht eben eine so strenge Bauordnung darunter verstanden. Er thut nur Vorschläge, wie man die bisherigen auf eine angenehme Art verbessern könnte, und ist der Meynung: „Man könnte, ohne aus dem Charakter der dorischen Ordnung herauszutreten, an den Balkenköpfen des dorischen Frieses, anstatt der Triglyphen, einer sehr gleichgültigen Zierrath, anderes sehr einfaches Schnitzwerk anbringen, und jedem, von Vorurtheilen uneingenommenen Liebhaber dadurch gefallen.“ Das würde mir, und zwar aus der Ursache, nicht gefallen, weil Vitruv in obangeführtem Kapitel sagt: Die Alten hätten für die Balkenköpfe, deren Schnitt ohnedem nicht gut aussahe, geschlitzte Bretchen mit blauem Wachse überzogen, genagelt, um ihn zu verdecken.“ Warum denn das? Unsre Bauern überstreichen sie mit Oelfarbe, damit sie nicht faulen sollen. Hier sehe ich eine Nothwendigkeit der Dreyschlitze; selbst die Ober- und Unterlatte, die man Bänder nennt, und die das Bretchen halten müssen, sind nöthig, da man es am Balkenkopf nicht fest nageln kann; auch die Schlitze sind nicht umsonst gemacht: denn in diesen konnte die Traufe bey Sturm und Schlagregen, unbeschadet des Bretchens und des Balkenkopfs, ablaufen und abtropfen; daraus dann die Tropfen unter den Dreyschlitzen hergeleitet werden können. Mit einem Worte, ich erkenne, daß die mehresten Glieder, als der Kranzleisten, die Tropfrinne, der Rinnleisten und andere mehr, nothwendige Theile eines Simses, und gar keine Zierrathen sind. Wollte man den jonischen und korinthischen Knauf dafür ausgeben: so besinne man sich nur, daß ein untergelegtes Stück Baumrinde sich gar leicht von der Sonne rollen kann, daraus dann der jonische Schneckenknauf kann entstanden seyn; und daß es was natürliches sey, daß ein im Safte abgehauener Baumstamm, wenn er auf den Erdboden gestellt wird, am Oberende ausschlagen und einen kleinen Busch Blätter zeigen kann; das beweisen noch viele Beyspiele. Wenn nun die jungen Blätter, absonderlich von Palmenbäumen, wo anstoßen und sich krümmen; sollte das nicht den ersten Stof zur Erfindung eines ägyptischen und hernach eines korinthischen Blätterknaufes gegeben haben? Callimachus war Erfinder des letzten. Er mag nun durch Verbesserung der erstern, oder durch einen Zufall auf die Gedanken gerathen seyn, so ist und bleibt doch allemal sein Knauf der beste; theils wegen der natürlichen Blätter an einem Baumstamme,

ſtamme, theils aber auch wegen der herrlichen Symmetrie, Anordnung, Geſtalt und Verhältniſſe derſelben. Nur ſollte man Lorbeer- Palmen- und andere Baumblätter, keinesweges aber Pflanzenblätter darzu erwählen. Was würde alſo des Verf. **ſehr einfaches Schnitzwerk** anſtatt der Dreyſchlitze vorſtellen ſollen? Er ſagt ferner im Artikel von **Verzierungen**: „Dieſe ſind einzelne kleine Theile, die nicht zur weſentlichen Beſchaffenheit eines Werks der Kunſt gehören; ſondern bloß zur Vermehrung der Annehmlichkeit ihm beygefügt, und gleichſam angehängt ſind.“ Alſo hält er die Dreyſchlitze für eine gleichgültige, zur Vermehrung der Annehmlichkeit angeheftete Zierde. Und ſo hält er in dieſem Artikel alle weſentlichen Theile eines Gebälkes für Zierrathen: darinn irrt er gar ſehr. Er lobt ſie zwar, indem er ſagt: „Man begreift beynahe bey allen, wie ſie entſtanden, oder warum ſie da ſind; ſie ſind nicht leichtſinniger Weiſe, oder aus bloßem Eigenſinn angebracht; ſie haben eine Bedeutung, indem ſie entweder zum Tragen oder Unterſtützen dienen.“ — Erkennt er dieſes; ſo müſſen ſie nothwendig weſentliche Stücke ſeyn.

Sollte mir alle das, was ich bisher geſagt habe, als ein Vorurtheil wider neue Entdeckungen beygemeſſen werden: ſo will ich nunmehr ſagen, daß es einem Baumeiſter oder theatraliſchen Maler von Genie ganz was leichtes ſey, eine Menge neuer ſchöner Säulenordnungen zu finden, und alle Lücken, **zwiſchen der höchſten Einfalt mit Regelmäßigkeit verbunden, und zwiſchen der höchſten Schönheit einer Ordnung**, auszufüllen, wenn ſie nicht ſchon von den Römern, die ſich eyfrigſt darum bemühet haben, ausgefüllet worden ſind. Denn wenn man bedenkt, daß jegliches Land, jegliche Stadt, jeglicher Stand, jegliche Begebenheit, Gottheit, Wiſſenſchaft und alle Handwerkszünfte ihre eigene Säulenordnung haben können; was für eine Menge können da nicht noch erfunden werden? Aber dieſe alle ſind keine Bauordnungen; ſondern allegoriſche oder groteske Säulenordnungen zu nennen, die dennoch in den Verhältniſſen der fünf alten Bauordnungen eingerichtet werden müſſen, damit nicht z. B. der Knauf und der Fuß ein Drittheil der Säulenhöhe, oder das Gebälcke die Hälfte derſelben ausmache. Im Alterthume hatte faſt jede Gottheit ihre beſondere Ordnung; **Berrain** hat uns beynahe ein Schock von ſeiner eignen Erfindung hinterlaſſen; und wie viele findet man nicht in des **Bibiena** und **Piraneſi** Werken? Selbſt des **Perrault, le Clerc,**

Bel-

Briseux und Laugier Ordnungen sind nichts anders: denn was macht der Hahn, die Sonne, der Delphin, die Crone, der heil. Geist- und Michaelsorden nebst den Federn, Köcher, Pfeilen und Lilien am Knaufe und überall? Gehören die dahin, wenn es nicht Allegorie seyn soll? Wie konnten denn andere Völker sie für eine neue Bauordnung annehmen? An der römischen hingegen findet man nicht das geringste, das sich auf den römischen Staat bezöge: und an Sturms auch nichts, das auf Deutschland anspielte; mithin kann man sie eher für Bauordnungen gelten lassen. Auch bin ich gar nicht für die allegorischen Säulenordnungen eingenommen. Ich liebe sie vielmehr, wenn sie Geschmack zeigen, und empfehle sie den Baumeistern zur innern Ausschmückung der Palläste; aber nicht zum äußerlichen Ansehen derselben.

Nunmehr hoffe ich, daß auch der Verfasser mit mir einig seyn wird. Es war aber um deswillen nöthig, meine Gedanken darüber zu eröffnen, weil sonst eines Sulzers Ausspruch sogleich gilt, und weil die Welt noch mehr in ihrem Wahn von der Möglichkeit neuer und besserer Bauordnungen wäre bestärkt worden: zumal da wir in den witzigen Zeiten leben, wo die junge Welt alle Künste und Wissenschaften aufs neue und weit besser erfinden will; wo man die ganze schöne Baukunst für sehr willkürlich und für eine bloße Mode achtet, und aus lauter Ueberdruß des wahren Guten, wieder in eine neue Art des gothischen verfallen kann, dazu dann die Engländer einen guten Anfang gemacht, und die Italiäner es schon längst gethan haben. Um desto mehr, sage ich, ist es nöthig, sie wider alle Anfälle zu vertheidigen, und zu beweisen, daß unter allen möglichen Bauarten alter und neuer Völker keine besser, als die griechische ist.

Der Artikel Symmetrie ist recht gut. Nur muß ich das herbeyholen, was der H. V. vom Fenster gesagt hat, nämlich: „daß sie allemal bey der äußerlichen Ansicht eines Hauses in ungerader Anzahl seyn sollen.“ Und also betrifft die Symmetrie bloß die Oeffnungen, keinesweges aber die Schäfte eines Gebäudes. Ein jeder wird das bey sich selbst empfinden, daß wenn er ein Haus von weitem erblickt, ihm allemal dessen dunkele Flecke, nämlich die Fenster am deutlichsten in die Augen fallen, und er das mittelste schon für eine Zierde des ganzen Gebäudes halten wird; dergleichen Wirkung thut der mittelste Schaft gar nicht. Hier nehmen viele Baumeister ihre Zuflucht zu den Zierrathen: sie suchen den

Schaft

Schaft durch Nischen, Statuen und anderes Schnitzwerk vorstechend zu machen, um ihrem Gebäude ein Mittel zu verschaffen. Die Franzosen machen sich kein Bedenken daraus, ihren schönen Häusern und Pallästen, besonders den Vor- und Rücklagen und Flügelgebäuden kein Mittelfenster zu geben. Der sonst schöne **burbonische** Pallast zu Paris hatte im Hofe eine Vorlage mit zwey großen Fenstern im Mittel, und keine Thüre; weil die Eingänge und Treppen im Winkel der Flügel versteckt lagen. Eben so stößt die Königsbrücke gerade auf einen Pavillon der Thuillerien, der im Mittel einen breiten Schaft mit Bilderblinten übereinander hat. Beyde Beyspiele beleidigen die Augen; und so giebt es viele andere in französischen Werken. Unsere Mauermeister oder sogenannte Baumeister thun dieses leichte nicht; viel eher halten sie ein Paar gekuppelte Fenster über einem Thorwege für sehr schön, die doch ebenfalls zu verwerfen sind. Also muß die gute Symmetrie in den Oeffnungen bestehen und ihre Unterabtheilung haben, dergestalt: daß nicht nur das Ganze, sondern auch alle Vorsprünge und Rücklagen eines Gebäudes symmetrisch eingetheilet seyn sollen. Eine gute Eintheilung ist diese: wenn die mittelste Vorlage drey Fenster breit, und die Rücklagen fünf, auch sieben Fenster haben; ingleichen wenn die Hauptvorlage fünf Fenster, die Rücklagen neune, und die Eckvorlagen drey Fenster breit sind; so daß allemal eine ungerade Anzahl Fenster in allen Hauptheilen herrschet.

Es wäre noch mehr von dem, was **Vitruv** unter diesem Worte verstanden hat, zu sagen gewesen: und ob es nicht auch eine Art der Symmetrie gebe, die vertikaliter Statt findet? wenn erstere horizontaliter muß beobachtet werden.

Bey dem Artikel **Verhältniß** wollte ich nur so viel wünschen, daß der Verfasser durch sein Ansehen viele ungelehrte und handwerksmäßige Baumeister zufrieden gestellt hätte, welche denn die besten Verhältnisse sind: denn das wissen ihrer viele, daß es klangmäßige, linienmäßige, flächenmäßige und körperliche Verhältnisse giebt, und daß diese in allen Anfangsgründen der Ton- Meß- und Baukunst gelehret werden. Aber was für eine Art von Verhältnissen eigentlich der schönen Baukunst zukomme? darüber wird noch gestritten. Einige halten die harmonischen für die besten, weil sie glauben, daß die Eintheilung, die den Ohren gefällt, auch den Augen gefallen müsse. Andere sagen, daß wenn man einen Gegenstand, z. B. ein Viereck ansiehet, so fällt einem eine ganze Pyramide

de von Dyaslien in die Augen, die ein Quadrat zum Grunde hat; also siehet man die Fläche, und nicht die abgesonderte Länge und Breite desselben; folglich müsse man lauter geometrische Verhältnisse erwählen. Bald aber wird ein neuer Laugier aufstehen, der ganz klar beweist, daß, wenn man eine Säule sieht, so sieht man nicht nur die Fläche, sondern gar ihren Körper; und also könnten wohl die körperlichen Verhältnisse an ihre Stelle kommen. Ich meines Orts glaube, daß, weil weder eine Fläche noch ein Körper ohne Linien können bestimmt werden; so suche man also diese Linien, deren Bestimmung ein Wohlgefallen in uns erwecken kann. Und also werden wohl die arithmetischen Verhältnisse von den Griechen an, bis in Zukunft, für die dienlichsten in der Baukunst zu achten seyn. Aber das ist noch nicht genug; nun soll man aufs neue alle gute festgesetzte Verhältnisse aus perspektivischen Gründen verändern: man soll sie nämlich so angeben, daß sie in der Verkürzung eben die zu seyn scheinen, die sie wirklich sind. So sollen z. B. alle Verhältnisse eines Gebälkes verändert werden, wenn man es zu nahe ansehen muß; das gehet allenfalls auf einer einzigen Abstandslinie an. Da wir aber vermöge der Gesetze des Sehens, von Kindheit an gewohnt sind, alle und jede häßliche, schöne und wohlverhaltende Gegenstände in der Welt, verkürzt zu sehen, und ein scharfes Auge auch in der Ferne nicht das Garstige mit dem Schönen verwechselt; so wird ein Kenner allemal das Häßliche an einem Gebäude wahrnehmen, wenn es sich nicht verhältnißmäßig verkürzt. Vitruv will seine Säulen nach verschiedenen Höhen verjüngen; das tadeln ihm schon Scamozzi und Goldmann. Woher käme denn sonst der allzugroße Unterschied so vieler alten Gebälke? als bloß aus dem Wahne, die guten Verhältnisse eines Gebäudes nach dem Abstande benachbarter Häuser, zu verändern. Jetzt streiten sich die Baumeister darum: welcher der beste Profil unter den alten sey: und theilen ihren Modelmaaßstab in viele hundert Theile ein, um die irrationalen Glieder damit auszumessen, die bloß eine falsche Lehre eingeführet hat. Es wird nun Zeit seyn, die übrigen Artikel in der Kürze durchzugehen.

Ich stimme in einer Menge Artikeln alles gut: und über Kleinigkeiten mich aufzuhalten, ist nicht mein Wille. Allein der Artikel von Verpfuschungen ist werth, genauer betrachtet zu werden. Der V. eifert mit Recht wider die vielen Verpfuschungen der Gebälke; und man kann nicht genug darwider

streiten. Daraus sieht man gar deutlich die wenige Kenntniß von dem Ursprunge der Baukunst. O! wenn doch diese Lehre besser betrieben würde. Und wenn doch junge Baukünstler sich nicht durch bloße Nachahmung berufener Gebäude allein, sondern durch Betrachtung des Natürlichen und zum Endzweck der Sache Gehörigen, bilden wollten; so würde ihnen ihr aufgeklärter Verstand selbst sagen: daß ein Pilaster, mit zween viertheils Pilastern und noch ein Paar glatten Streifen daneben, zusammen sechs Verkröpfungen nebeneinander machen müßten; und daß dieses ein unverzeihlicher Fehler wider die edle Einfalt, wider die Natur des Bauens, und wider die scheinbare Festigkeit sey. Gleichwohl sehen wir diesen Fehler an allen neuen italiänischen Kirchen und Pallästen. Weil ihn aber **Boromini** und nach ihm alle seine Schüler begangen haben; so muß es ohne weiteres Nachsinnen wohl recht seyn.

Vom **Model**. Hier wird gesagt: „daß er ein Verhältnißmaaßstab der Säulenordnungen ist, der groß oder klein seyn kann, nachdem die Säule groß oder klein seyn soll. **Vignola** und seine Nachfolger nahmen die ganze Dicke der Säule zu Eins an, und theilten selbige in beliebige Theile zur Ausmessung kleiner Glieder. Andere Baumeister nach ihnen nahmen die halbe Säulendicke zu Eins an, das sie den **Model** nannten, und theilten ihn in dreyßig Theile, die sie **Partes** oder **Minuten** hießen." Noch andere, als **Bamini** und **Perrault**, nahmen ein Drittheil der Säulendicke zum **Model** an; und noch andere nahmen die Verhältnisse der Haupttheile aus der Höhe der Säule. Aus diesen Haupttheilen, als dem Fuße, Knaufe, Gebälke ꝛc. werden die noch kleinern durch Untertheilung gefunden, daraus denn endlich die allerkleinsten Theilchen entspringen. Diese brauchen gar keinen Modelmaaßstab. So sind z. B. die Eintheilungen des **Alberti**, **Serlius**, **Cataneus**, **Palladius**, und aller alten italiänischen Baumeister beschaffen.

Von **Vignola** sagt er nicht, daß er die halbe Säulendicke oder den **Model** bey der tuskanischen und dorischen Ordnung, der großen Glieder halber, nur in zwölf **Partes**, und bey den übrigen Ordnungen, der zarten Glieder wegen, in achtzehen Theile getheilet hat. **Goldmann** allein theilt den Model in dreyhundert und sechzig **Minuten** ein: das ist gar zu mathematisch; da hingegen **Vignola** zu den kleinen Gliedern, ein halbes, ein drittheil oder ein viertheil eines solchen Achtzehntheilchens nimmt, welches sich leichter merken läßt.

Aus

und eben den Mahen bringt, als wenn man um eines einzigen kleinen Theilchens willen den Model in tausend Theile theilen wollte. Soll man denn nicht lieber die Künste ersteichtern als erschweren?

Außerdem sagt der V. „man hätte kein so großes Gebäude gesehen, dessen Model über vier Fuß und nicht unter einem Fuße gewesen wäre.“ Aber sieht man nicht auch Säulchen von einem bis zwey Fuß dick an unsern Gebäuden? Ein Baumstamm, der eine Säule vorstellt, ist von einer halben Elle dick, sehr schwach; er kann nur eine Bauerhütte stützen. Ist er aber eine Elle stark, so kann er ein Bürgerhaus tragen; und soll er zu einem adelichen Hause dienen, so muß er dicker, noch dicker aber zu einem königlichen Pallast, und am allerdicksten zu einem Tempel seyn. Ich glaube, daß die Aegypter, die nach der neuesten Entdeckung auch mit Säulen bauten, die dicksten Stämme aus ihren Wäldern, zu ihrer Königinn Wohnung würden genommen haben. Und so wird es auch wohl im grauen Alterthum beym Bauen gegangen seyn; dieser kommen eben die gar dicken Säulen der Griechen und Römer, wenn die Gothen mit bloßen Waldstangen und Aesten bauten. Die kleinen Säulen sind an sich selbst verwerflich, weil sie nicht viel tragen können; die großen aber leiden immer noch Einschränkung, so wenig als man die Größe eines Prachtkegels, einer Pyramide, und eines Thurms bestimmen kann; nur daß man sie alsdenn steilern machen muß. Das sieht man an den Säulen des Antonius und Trajans. Wie sehr haben sich alte Baumeister in Obacht zu nehmen, damit sie mit ihren Säulenordnungen nicht wieder ins Klintsche und Gothische verfallen!

Das Modell, das das Bild eines jeglichen Gegenstandes im Kleinen körperlich darstellet, ist nicht auf die Baukunst bezogen worden, die es doch am allernöthigsten braucht. Denn wie mancher Fehler würde nicht vermieden werden, wenn ein jeglicher Bauherr, er sey Bürger oder Fürst, sich vorher ein Modell zu seinem neuen Hause, von Pappe, Holz oder Gypse fertigen ließe, damit er sich eine körperliche Vorstellung von seinem Vorhaben machen könnte, und damit nicht Tonnen Goldes mit nachfolgendem Verdrusse verbauet würden? Haben denn viele Menschen die Einbildungskraft sich ein großes Gebäude mit allen Kleinigkeiten, nach den geometrischen Rissen, klar und deutlich im Großen vorzustellen? Eben so nöthig, als Unwissende oft Halbstundenlang den Klang eines

ſtreiten. Daraus ſieht man gar deutlich die wenige Kenntniß von dem Urſprunge der Baukunſt. O! wenn doch dieſe Lehre beſſer betrieben würde. Und wenn doch junge Baukünſtler ſich nicht durch bloße Nachahmung berufener Gebäude allein, ſondern durch Betrachtung des Natürlichen und zum Endzweck der Sache Gehörigen, bilden wollten; ſo würde ihnen ihr aufgeklärter Verſtand ſelbſt ſagen: daß ein Pilaſter, mit zween viertheils Pilaſtern und noch ein Paar glatten Streifen darneben, zuſammen ſechs Verkröpfungen nebeneinander machen müßten; und daß dieſes ein unverzeihlicher Fehler wider die edle Einfalt, wider die Nütze des Bauens, und wider die ſcheinbare Feſtigkeit ſey. Gleichwohl ſehen wir dieſen Fehler an allen neuen italiäniſchen Kirchen und Palläſten. Weil ihn aber **Boromini** und nach ihm alle ſeine Schüler begangen haben; ſo muß es ohne weiteres Nachſinnen wohl recht ſeyn.

Vom **Model**. Hier wird geſagt: „daß er ein Verhältnißmaaßſtab der Säulenordnungen iſt, der groß oder klein ſeyn kann, nachdem die Säule groß oder klein ſeyn ſoll. Vitruv und ſeine Nachfolger nahmen die ganze Dicke der Säule zu Eins an, und theilten ſelbige in beliebige Theile zur Ausmeſſung kleiner Glieder. Andere Baumeiſter nach ihnen nahmen die halbe Säulendicke zu Eins an, das ſie den Model nannten, und theilten ihn in dreyßig Theile, die ſie **Partes** oder **Minuten** hießen.“ Noch andere, als **Tanini** und **Perrault**, nahmen ein Drittheil der Säulendicke zum Model an; und noch andere nahmen die Verhältniſſe der Haupttheile aus der Höhe der Säule. Aus dieſen Haupttheilen, als dem Fuße, Knaufe, Gebälke ꝛc. werden die noch kleinern durch Untertheilung gefunden, daraus denn endlich die allerkleinſten Theilchen entſpringen. Dieſe brauchen gar keinen Modelmaaßſtab. So ſind z. B. die Eintheilungen des **Alberti**, **Serlios**, **Cataneus**, **Palladius**, und aller alten italiäniſchen Baumeiſter beſchaffen.

Von **Vignola** ſagt er nicht, daß er die halbe Säulendicke oder den **Model** bey der toskaniſchen und doriſchen Ordnung, der großen Glieder halber, nur in zwölf Partes, und bey den übrigen Ordnungen, der zarten Glieder wegen, in achtzehen Theile getheilet hat. **Goldmann** allein theilt den Model in dreyhundert und ſechzig **Minuten** ein; das iſt gar zu mathematiſch; da hingegen **Vignola** zu den kleinen Gliedern, ein halbes, ein drittheil oder ein viertheil eines ſolchen Achtzehentheilchens nimmt, welches ſich leichter merken läßt.

Aus

und eben den Mahen bringt, als wenn man um einen einzigen kleinen Theilchens willen den Modell in tausend Theile theilen wollte. Soll man denn nicht lieber die Künste erleichtern als erschweren?

Außerdem sagt der B. „man hätte kein so großes Gebäude gesehen, dessen Modell über vier Fuß und nicht unter einem Fuße gewesen wäre.“ Aber sieht man nicht auch Säulchen von einem bis zwey Fuß dick an unsern Gebäuden? Ein Baumstamm, der eine Säule vorstellte, ist von einer halben Elle dick, sehr schwach; er kann nur eine Bauerhütte stützen. Ist er aber eine Elle stark, so kann er ein Bürgerhaus tragen: und soll er zu einem ähnlichen Hause dienen, so muß er dicker, noch dicker aber zu einem königlichen Pallast, und am allerdicksten zu einem Tempel seyn. Ich glaube, daß die Aegypter, die nach der neuesten Entdeckung auch mit Säulen bauten, die dicksten Stämme aus ihren Wäldern, zu ihrer Königinn Wohnung würden genommen haben. Und so wird es auch wohl im grauen Alterthum beym Bauen ergangen seyn; hinter kommen eben die gar dicken Säulen der Griechen und Römer, wenn die Gothen mit bloßen Waldstangen und Aesten bauten. Die kleinen Säulen sind an sich selbst verwerflich, weil sie nicht viel tragen können; die großen aber leiden immer noch unbestimmt, so wenig als man die Größe eines Prachtkegels, einer Pyramide, und eines Thurms bestimmen kann; nur daß man sie alsdenn steinern machen muß. Das sieht man an den Säulen des Antonius und Trajans. Wie sehr haben sich die Baumeister in Obacht zu nehmen, damit sie mit ihren Säulenordnungen nicht wieder ins Kindische und Gothische verfallen!

Das Modell, das das Bild eines jeglichen Gegenstandes im Kleinen körperlich darstellt, ist nicht auf die Baukunst bezogen worden, die es doch am allernöthigsten brauche. Wenn wie mancher Fehler würde nicht vermieden werden, wenn ein jeglicher Bauherr, er sey Bürger oder Fürst, sich vorher ein Modell zu seinem neuen Hause, von Pappe, Holz oder Gypse fertigen ließe, damit er sich eine körperliche Vorstellung von seinem Vorhaben machen könnte, und damit nicht Kummer Goldes mit nachfolgendem Verdrusse verbunden würden! Haben denn viele Menschen die Einbildungskraft sich ein großes Gebäude mit allen Kleinigkeiten, nach den geometrischen Grundrissen, klar und deutlich im Großen vorzustellen? Eben so nöthig, als Unwissende oft Halbmesser, Durchmesser, den Klang eines

Tonstücks aus den Noten lesen und im Geiste hören können. Dieses sind die Künstler und Kunstverständige allein fähig: am allermehresten aber diejenigen, die ihre angebohrne Einbildungskraft geübt und durch Beurtheilung veredelt haben. Ist es denn also nicht besser, daß Bauherrn sich eine körperlichere Vorstellung, hauptsächlich des einfallenden Lichtes halber, machen lassen, als daß sie auf ein Gerathewohl bauen? und finstere Treppen, Gänge und Küchen bekommen. Selbst viele Zimmer-, Maurer- und andere Werkmeister verstehen nicht einmal den Bauriß, wenn er mehr als ihr Meisterstück, nämlich ein Bürgerhaus, betrifft: und die wenigsten können sich dennoch nicht den klaren und deutlichen Begriff machen, den sich der Baumeister von seinem Ideal gemacht hat; daher kommen denn so viele Mißverständnisse und Fehler in der Ausübung: und wie kann das anders seyn? da die gemeinen Maurer und Zimmerleute, die das Haus mit ihren Händen bauen sollen, gar nichts davon verstehen? Man lobt die Geschicklichkeit dieser Leute in Italien und Frankreich: niemand aber will sie in Deutschland so geschickt machen.

In diesem Stücke muß man die Italiener und Franzosen loben. Sie sparen keine Kosten, um sich vorher von der guten Wirkung eines Prachtgebäudes zu überzeugen. So wurden zum neuen Königsplatze und zur Kriegsschule in Paris, zwey große Gypsmodelle mit allen den geringsten Kleinigkeiten ungemein sauber gefertiget, ehe der Bau angefangen wurde, davon jegliches vier und zwanzig tausend Livres gekostet haben soll. Was wollen aber diese gegen einen Aufwand von vielen Millionen sagen? Man muß sie mit zum Bauanschlage rechnen.

Ochsenaugen. Es wundert mich, warum der V. solche an einem Hause gelten läßt? da er doch kein Bogenfenster zulassen will. „Sie sollen zu Zwischengeschossen über den großen Fenstern und zu Halbgeschossen im Friese dienen.“ — Diese Schießlöcher, die vermuthlich ihren Ursprung aus der Kriegsbaukunst haben, sind hernach von den Italienern zur obern Erleuchtung ihrer Säle und Kirchen, keinesweges aber zu niedrigen Stockwerken, gebraucht worden. Die Franzosen bedienen sich ihrer auch nur zur Erleuchtung des Oberdaches an ihren Mansarden, und zuweilen wegen ihrer runden Gestalt in den Giebelfeldern, die besser dahinein paßt als ein Viereck. Im Friese aber habe ich sie bereits Taubenhöhlen genen-

genennet, die man niemals machen soll, weil das Gebälke dadurch im Zusammenhange unterbrochen wird.

Dasjenige was der V. von Palläſten saget, ist lauter Wahrheit: „sie sollen einen Eindruck von der Hoheit, Gewalt und dem Reichthume eines Regenten auf alle seine Diener und Unterthanen, auch auf fremde Völker machen; daher soll nichts, was zur Größe und Kunst gehöret, daran gesparet werden.“ Die morgenländischen Völker wissen das von alten Zeiten her. Und man darf sich nicht wundern, wenn viele kayserliche Palläſte in Petersburg der asiatischen Völker halber, von außen in ihren Zierrathen reich vergoldet sind: welches bey uns sehr lächerlich seyn würde.

Die Lehre von Palläſten aber, eines französischen Baumeisters Peyre genannt, die im Mercure de France vom August 1773. erschienen, und die er nebst vielen beträchtlichen Beobachtungen über die große Baukunst empfiehlet, scheint mir ungereimt zu seyn. Er will: „daß die königlichen Palläſte auf einer Terrasse stehen, und nur ein Erdgeschoß hoch seyn sollen.“ — Darüber ist schon lange von den französischen Baukünstlern gefragt worden: ob es nicht eine Beleidigung der Majestät wäre, wenn ein Diener im Obergeschosse über des Königs Köpfe hin und her gänge? wenn unter ihm, im Erdgeschosse auch gelärmet und geschmissen würde? und ob es nicht wider die königliche Gemächlichkeit liefe: wenn Se. Maj. sich nur eine Treppe hoch in ihre Wohnzimmer bemühen sollte?

Diese kitzliche Sache können nur Staatsmänner, aber keine Baumeister entscheiden. Sie könnten allenfalls sagen: daß, wenn das Erdgeschoß aus dreyßig Fuß Höhe, welche in der That königlich ist, bestünde: und die Hauptansicht des Palläſtes sechshundert Fuß lang seyn sollte; so würde sich die Höhe zur Länge, wie Eines zu Zwanzig, gleich einem Schaafstalle verhalten. Auch würden die herrlichen Treppen, darauf sich die Franzosen mit ihrem Steinschnitte soviel zu Gute thun, ganz aus der Mode gerathen; weil man vermuthlich auf die Terrasse bis vor den Eingang wird fahren sollen. Das wäre just das Entgegengesetzte der morgenländischen Bauart. In China erhöhen sich die Palläſte nach der Würde der Mandarins, und die kayserlichen sind die allerhöchsten. Der gemeine Mann alleine hat die Ehre, daß ihm niemand über dem Kopfe wohnen darf. Man sieht daraus, wie weit die Vorschläge derjenigen Baukünstler zuweilen gehen, die sich durch neue

Erfindungen hervorthun wollen, und die wir um deswillen für große französische Baumeister achten.

Das Wort **Portal** bedeutet den Haupteingang einer Kirche oder eines Pallastes. Es soll sehr reich verzieret werden. „Ein toskanisches oder dorisches Portal schickt sich nicht zu einem Gebäude, dessen andere Theile den Reichthum der korinthischen Ordnung anzeigen.“ — Das verstehe ich nicht. Sollte wohl der V. ein Portal mit ein Paar Säulen gemeynet haben? die in Italien und Deutschland an eine glatte oder reichverzierte Ansicht eines Hauses gesetzt werden; so hat er recht. Wenn aber der Unterbau aus der dorischen und der Oberbau aus der korinthischen Ordnung besteht: so muß schlechterdings das Portal der Eurythmie halber auch dorisch seyn. Ich erinnere aubey, daß die Franzosen die ganze Vorwand des Haupteinganges einer Kirche **Portal** nennen.

Das **Riesengebälke** rühmt der V. sehr. Er sagt: „daß es zu außerordentlich massiven Gebäuden gehöre;“ und darin hat er recht: wenn sonst keine Bauordnung daran zu sehen ist; da mag ein jeglicher Baumeister sein Genie in Erfindung eines neuen Gebälkes zeigen. Das Riesenmäßige aber besteht nicht in der Höhe desselben, daß man etwan ein Drittheil des darunterstehenden dazu nehmen wollte, da das toskanische nur ein Viertheil seiner Säule hat; sondern in den wenigern und größern Gliedern. Ob aber ein Riesengebälke bey der obern Ordnung eines Thurmes statt finden soll? Wie weit müßte da nicht der Obersimms vorspringen, wenn er den Fuß eines verjüngten Thurmes decken sollte? **Laugier** will um deswillen nicht zwo oder drey Ordnungen übereinander stellen; oder es müßten die Hauptsimse der untern gar wegbleiben. Sind das nicht wunderbare neue Lehren?

Der Artikel **Säule, Säulenlaube, Säulenstellung** und **Säulenstuhl**, haben alle ihre Richtigkeit. Besonders ist der Ursprung der Säulen wohl erklärt. Der V. sagt auch: „Vielerley Arten ägyptischer und syrischer Säulen, auch einige, welche die gothischen Baumeister eingeführt, nebst einigen Einfällen neuerer Baumeister, sind entweder ganz in Verachtung gerathen, oder doch nicht durchgehends angenommen worden. Und es ist um so viel weniger nöthig, mehrere Arten einzuführen, da die erwähnten säulerley Arten hinlängliche Mannichfaltigkeiten geben.“ — Und gleichwohl empfiehlt er im vorhergehenden Artikel von **Ordnungen** die Erfindung neuer Arten derselben.

Auch

Auch hält er die Wandsäulen mit dem Lateine für fehlerhaft. Ich achte sie nicht dafür; obgleich Säulenlauben wegen ihres Durchsichtigen den Augen besser gefallen. Sie können ebenfalls aus dem Ursprunge des Bauens hergeleitet werden. Denn wie konnten die ersten Menschen, ganz offene Säulenhütten bewohnen? mußten sie nicht die Säulenseiten mit Teppichen, Strohmatten und Bretern wider Sonne, Wind, Regen und Kälte verwahren? Einige thaten es mit zurückgezogenen ganzen Wänden hinter den Säulen; und daraus entsprungen die Lauben. Andere aber ließen nur die Teppiche hinter den Säulen, wie wir unsere Vorhänge herabfallen, oder verschlugen die Oeffnungen mit Bretern. Beyde Arten sind also recht: die eine dienet für den Winter, und die andere für den Sommer. Nur muß man diese Regel daraus ziehen: daß die Mauer hinter an Säulenstämmen, wie angenagelt stehen muß, und daß es ein Fehler sey, ihn halb einzumauern, oder die Säulen wohl gar in Nischen und Schlitze der Wanen zu stellen, damit sie die Aussicht nicht benehmen sollen.

Dasjenige, was der V. an unsern Schaubühnen auszusetzen findet, könnte durch den Vorschlag des H. le Roi zu einem Comödienhause, abgeholfen werden. Außerdem sollte man die ehernen Vasen, die Vitruv beschreibt, und die in den alten Schauplätzen zur Verstärkung der Stimme häufig ausgesetzet waren, wieder herstellen. *)

Bey dem Artikel Schnecke oder Volute sagt er: „er habe im Artikel jonisch hinlänglich davon geredet.“ — Er redet aber nur daselbst von ihrem Ursprunge, und „daß sie die Haarnetze, welche die jonischen Frauen nach der Erzählung des Vitruvs an beyden Schläfen trugen, vorstellen sollten.“ Da er nun von ihrer Aufreissung gar nichts redet; so will ich nur, alle mathematische Beschreibung zu vermeiden, soviel davon sagen: daß die Goldmannische Schnecke von allen Mathematikern für die beste angenommen worden ist. Ob aber die Alten seinen Umriß mögen gekannt und gebraucht haben, daran ist zu zweifeln. Das geübte Auge eines Bildhauers ist allein im Stande, die Einwickelung nach den gegebenen Hauptpunkten, aus freyer Hand, und wäre es auch eine Ovalschnecke, zu bewerkstelligen. Das habe ich mehr als einmal gese-

*) Ueber dem Parterre des Berlinischen Opernhauses, sind dergleichen große eherne flache Gefäße, mit sehr guter Wirkung angebracht.

hat, und nach Untersuchung mit dem Zirkel für richtig befunden: denn so wie die geübte Hand eines Schönschreibers alle Schneckenzüge und Umschlingungen ohne Beyhülfe eines Zirkels aufs genaueste treffen muß; eben so muß die geübte Hand eines Zeichners den Umriß eines Menschen, der am allerschwersten ist, geschweige denn eine Schneckenlinie, ohne Bezirkelung aufs genaueste treffen, wenn er anders ein guter Meister seyn will. Was hülfe ihm denn sonst seine feine Handzeichnung, die er theoretisch gelernet hat? Wären Goldmann und Sturm eben so gute Handzeichner als Mathematiker gewesen: so hätten sie sich nicht einfallen lassen, sogar zu den korinthischen Knaufblättern mathematische Constructionen zu geben, die allemal was Steifes blicken lassen, und den antiken Blättern gar nicht ähnlich sehen.

Die Regeln der **Verbindung**, dadurch man alle Theile eines Kunstwerkes mit dem Ganzen dergestalt zu verbinden weiß, daß nirgendwo eine Lücke erscheine, sondern alle in einander schmelzen, und ein jeglicher das Seinige zur Vollkommenheit des Ganzen beytrage, hält der Hr. V. für Geheimnisse der Künstler, die sie selbst nicht gerne andern entdecken wollen. Das ist wahr. Viele thun es aus Neid, damit sie den Ruf als große Baumeister nicht verlieren mögen, wann es ihnen andere gleichthun sollten. Andere sind geheimnißvoll aus Unwissenheit, weil sie nicht auf sich selbst Acht haben, was sie thun, und warum sie es thun? und alsdann ihre Einbildungskraft bloß durch Betrachtung vortrefflicher Werke stärken, und so zu sagen, bey allen ihrem Feuer dennoch mechanisch handeln: die allermehresten aber thun es, weil sie die Verbindung einer Menge guter Kupferstiche zu ihrem Vortheile wohl kennen; von der geschmackvollen Verbindung der Theile eines Hauses aber gar nichts gehört haben; diese werden ihre Vortheile am allerwenigsten an den Tag geben. Vielleicht habe ich etwas entdeckt, das mir kein Baumeister bisher hat sagen wollen.

Ich habe in meinem Leben viel schöne Gebäude mit grosser Aufmerksamkeit mehr als einmal betrachtet, und mehrere in Kupferstichen gesehen, und habe immer nicht gewußt, warum mir unter zwey, drey Gebäuden eines Ranges und einer Güte, dennoch das eine mehr, als das andere gefiel, bis daß ich den Zusammenhang der Theile untersuchte. Da fand ich denn verschiedene Ungleichheiten, Sprünge und Lücken, ob zwar in guten Verhältnissen, die das Harte, Höckerichte und Widrige

gehe in dem einen quadratischen, und in dem andern das Sanfte, Fortfließende und Zusammenhängende zeigten, das, wo es das Erhabenen wegen unterbrochen war, dennoch ganz zu seyn schien, und das Wohlgefällige in mir bewirkte. Ich erkannte also nach und nach die Art der Verbindung der Theile unter sich, und mit dem Ganzen. Ja ich entdeckte, daß dieser Zusammenhang bloß in wagrechten und senkrechten Linien bestund, daraus ich mir nachfolgende Regeln gezogen habe:

Alle Simse müssen ununterbrochen, und unverkröpft fortlaufen: und wenn ja einer oder der andere in die Höhe springen und verkröpft seyn soll, so muß es nur zum Theil und im Mittel geschehen, so daß er dennoch ganz zu seyn scheint; das siehet man an den Frontons. Die Fenster, die über und neben einander in guten Verhältnissen mit gleichbreiten Schäften fortlaufen, stehen in guter Verbindung mit einander, und gefallen den Augen: desgleichen auch ihre Verdachungen, wenn sie alle in einer Horizontallinie fortgehen; sind einige im Bogen oder haben Giebel, so gehören sie ins Mittel. Sobald aber die Fenster nur wechselsweise Verdachungen haben: so entstehen daraus Lücken. Ist eine Zocke, oder sonst eine Erhebung und Vertiefung an der Ansicht vorhanden: so bestimme man ihre Höhe oder Breite nach einer nebenstehenden Sache, und ja nicht durch gewisse Eintheilung aus ihr selbst, z. B. aus der Höhe des Säulenfußes, der Sohlbank, des Fenstergewändes, der Verdachung des Knaufes oder Rinkens vom Stamme ꝛc. Man sehe sich nur überall um, so wird man allemal etwas finden, das zum Fortgange Anlaß giebt. Ist es nicht dieser Theil, so ist es ein anderer; gäbe dieser den folgenden zu groß oder zu klein nach Maaßgebung seiner natürlichen oder verhältnißmäßigen Größe an: so erwähle man einen andern zur Richtschnur, oder vergrößere den folgenden durch erlaubte Zusätze. Die Sache läßt sich allemal thun, es gehört nur Genie dazu. Ist z. B. eine Zocke oder sonst eine Erhebung und Vertiefung nöthig: so schneide man sie mit einer nebenstehenden Sache, als, mit dem Säulenfuße ꝛc. in gerader Linie ab; diese bestimmt sowohl die Größe als das Verhältniß dieses Theiles: und so verfahre man mit allen vertikalen Erhöhungen und Vertiefungen.

Wenn ein Thorweg einen Bogen und Kämpfer hat: so lasse man den Kämpfer entweder durch die nebenstehenden Nischen in eben der Eigenschaft fortlaufen, oder verwandele ihn über den nebenstehenden Fenstern in eine Verdachung, in ei-

hen Gurt, oder in eine Sohlbank der obern Fenster, wenn die untern in gerader Linie des Säulenfußes liegen. Aus dieser bestimmten Höhe kann man hernach alle gute Verhältnisse zu den Nischen und Fenstern finden. Und so soll immer ein Theil Anlaß zum andern geben.

Gesetzt es hätten die drey mittlern Fenster gerade Verdachungen: so könnte das mittelste durch einen Frontou oder durch eine obliegende Zierrath sich auszeichnen. Bey allen den übrigen aber, die keine Verdachungen haben sollten, würde die volle Mauer zwischen den Geschossen zu leer aussehen. Sie muß daher eine Füllung haben, die ebenfalls in der Natur des Baues gegründet ist, da sie das ausgemauerte Feld eines hölzernen Hauses vorstellt. Wenn nun mit der Breite der Fenstereinfassung der Rahm der vertieften Füllung, und mit dem Fensterlichte die erhabene Tafel darinne herabgezogen wird; wenn ferner dieser Rahm mit der Höhe des Frieses und der Verdachung abgeschnitten wird: so entstehet daraus eine gedoppelte Füllung, die mit den obern, untern und nebenstehenden Fenstern wohl verbunden ist.

Am allerdeutlichsten kann man das, was ich gesagt habe, an den alten italienischen Gebäuden wahrnehmen: da findet man, daß alle Fenster von unten bis oben aus, mit ihren Brüstungen und Verdachungen in gerader Linie über einander, und also wohl gegründet stehen; wenn ihre Sohlbänke und Stürze ebenfals in gerader Linie zusammen hangen, die als so viele Gurte nicht nur die Fenster mit einander, sondern auch das ganze Haus zusammenbinden. Kann man wohl was einfacheres und der Sache gemäßeres erfinden? Geschiehet das nicht auch beym preußischen Bindwerke? Stehen da nicht alle Säulen über einander, und laufen da nicht alle Schwellen und Riegel in gerader Linie fort? Und gesetzt auch, daß das Haus durch vorstechende Mandpfeiler oder Säulen verstärkt wäre: hört denn deswegen die Verbindung der Mandwand auf? Jene tragen das Dach; diese aber dient zum Beschluß des Hauses. Würde sie der Zimmermann wohl anders machen können?

Wenn denn aber die Franzosen, denen wir Deutsche noch eifriger, als ehemals den Italienern, nachahmen, nicht mehr so viel durchlaufende Gurte an ihren Häusern blicken lassen, wie sie es ehedem auch aus Nachahmung gethan haben, und wie man in dem du Cerceau und Mâret, und an allen alten französischen Gebäuden findet: so vergessen sie doch nicht

das

das Gleichhohe und Gleichniedere der Theile: sie lassen nämlich die Gemälde, Sokbänke und Verdachungen in gleicher Linie vorstechen; das übrige Bildwerk aber hegypsen sie; und daher gefallen ihre Risse, ohne das viele wissen warum.

Diejenigen jungen Baukünstler nun, die in Italien alle Thüren und Fenster päbstlicher Paläste aufs genaueste abzeichnen und abmessen, haben keinen Vorzug vor denen, die zu Hause ohne Reisekosten besagte Thüren und Fenster aus Kupferstichen nehmen, und sie in eben den guten Verhältnissen an ihren Gebäuden anbringen. Sie werden viel schöne Theile ohne Verbindung zusammenstoppeln, da die Verbindung selbst ganz andere Formen, Maaße und Verhältnisse der Theile an die Hand giebt, die sich zum Ganzen besser als des Pabstes Hausthüre schicken würden. Mit einem Worte; Kenner würden den zusammengeflickten Mantel gleich erkennen, so wie ein guter Dichter die, von vielen heutigen Bänkelsängern aus zwanzig guten Gedichten zusammengerafften Ausdrücke ohne Verbindung der Gedanken gleich wahrnehmen kann. Wären nur so viele Kenner der schönen Baukunst, als es Kenner der Poesie in Deutschland giebt; so würden unsere neuen Gebäude ein ganz anderes Ansehen gewinnen. Warum wird denn nicht ein jegliches vorzügliches Gebäude gleich nach dessen Errichtung, so wie ein neues Buch, das aus der Presse kommt, recensiret? Ist es denn nicht ebenfalls ein öffentliches Werk? Wie würden die Baumeister aufs Wort merken? und wie mancher würde klein werden, den sonst sein Herr für groß geachtet hat. Dieses ist der Begriff, den ich mir von der Verbindung der Theile eines Hauses in Ansehung des guten Geschmacks gemacht habe. Ich überlasse ihn großen Baumeistern zur Prüfung und völliger Entdeckung ihres Geheimnisses nach Sulzers Meynung.

Von Verzierungen in der Baukunst. Wolf nennt sie **ausserwesentliche Verräthen**, weil sie zum Wesen eines Gebäudes gar nichts beytragen können, nachdem es der Charakter der Gebäude erfodert; die aber, wenn sie seyn sollen, in gutem Geschmack redend, nicht überhäuft und am rechten Orte angebracht werden müssen, damit durch sie die wesentlichen Theile der Gebäude nicht verdeckt oder verdunkelt werden mögen. Der V. sagt vom Ursprunge derselben: „daß er in dem, allen Menschen angebohrnen Geschmack für das Schöne liege.“

Ich

Ich berufe mich hier auf das ganze fünfte Kapitel des siebenden Buches Vitruvs, darinn er wider den Verfall der Zierrathen seiner Zeit eifert, die Schuld auf die verderbten Sitten der Römer schiebt, und sagt: „Köpfe von so schwacher Urtheilskraft können nicht entscheiden, was eigentlich mit gewissem Anstande und in Ansehung der Zierde seyn kann. Denn Bilder, die der Wahrheit nicht ähnlich sind, müssen nicht gebilliget werden: und wenn sie gleich von der Kunst schön gemacht werden, so muß man doch nicht gut davon urtheilen, wo sie nicht einen Grund haben, der sich ohne Anstoß erklären läßt.“ Er verstehet hierunter Schilf und Rohr anstatt der Säulen; Leuchter, die kleine Häuserchen tragen, zarte Ranken, aus denen halbe Menschen und Thiere wachsen, u. dgl. m. So waren unsere Zierrathen noch vor zehen Jahren beschaffen, und sie sind es noch an vielen Orten Deutschlands, daß niemand weiß, was sie eigentlich vorstellen sollen, genug es waren Zierrathen nach französischer Mode, darum mußten sie schön seyn. Anjetzt aber, da die alten ernsthaften und bedeutenden Zierrathen der Griechen wieder im Schwange gehen, und große Meister sich bemühen, ihnen gleich zu kommen: so sind wir zwar auf dem rechten Wege, so lange als es der jungen Welt gefallen wird. In dreyßig Jahren aber haben wir wieder eine neue Epoche darinne zu gewarten.

Unter den Verzierungen und Zierrathen macht der V. einen Unterschied: „Erstere sind einzelne kleine Theile, die nicht zur wesentlichen Beschaffenheit eines Werkes der Kunst gehören, sondern bloß zur Vermehrung der Annehmlichkeit ihm beygefügt, und gleichsam angehängt sind. Diese aber sind kleinere mit dem Wesentlichen eines Gegenstandes verbundene Theile, die zur Vermehrung des Reichthums und der äußerlichen Schönheit dienen. Die ersten bestehen aus Statuen, Vasen, Laub- und anderem Schnitzwerk, womit wesentliche Theile eines Gebäudes geschmückt werden; die andern aber bestehen aus lauter Schnitzwerk, die mit den wesentlichen genau verbunden seyn, und das Ansehen wesentlicher Theile haben sollen.“ — Das ist ziemlich dunkel. Verzierungen sollen die wesentlichen Theile schmücken, und Zierrathen sollen das Ansehen wesentlicher Theile haben. Zierrathen sollen also mit Verzierungen geschmückt werden? Am besten ist es, man nimmt keinen wesentlichen Theil als eine Zierrath an, so braucht man keine gedoppelte Verzierung. Wenn ich aber ja die Eintheilung gelten lassen will: so sind Verzierungen Bilder, die

man

man vor, oder auf das Gebäude setzen, oder an selbiges anhängen kann, als obgesagte Statzen, Kinder, Vasen, Festonen, Kränze, Zweige, Waffen, Instrumente und Schilder aller Arten, und von denen man anbringen und weglassen kann, welche man will. Zierrathen aber sind verschiedene Muster von Laubenzügen, die man an den Gliedern der Simse auflegen oder eingraben kann, als Schnecken- und Laubenzüge, Irrgänge, Eyer, Pfärchen, Perlen, Blätter, ꝛc. Alle diese dienen nicht zur wesentlichen Schönheit eines Gebäudes; sondern bloß zum Schmucke desselben.

Bey alle dem ist noch ein Unterscheid zwischen den äusserlichen und innerlichen Verzierungen und Zierrathen der Gebäude zu machen, davon der V. nichts meldet. Die äusserlichen sollen statt der Aufschriften dienen: man soll sogleich aus selbigen ersehen, wem das Haus gehöre, und zu was für einem Gebrauch es bestimmt sey. Daher müssen an einer Kirche Bilder der Religion; an einem Opernhause Bilder der Musen; an einem Zeughause Waffen; an einem Pallaste Wappen und Sinnbilder; an einem Rathhause Bilder der Tugend und Gerechtigkeit, und an Wohnhäusern allenfalls Blättergehenke, Kränze, Zweige und Laubwerk angebracht werden. Man soll es nicht so machen, wie die **Alabandeer**, von denen **Vitruv** in obenangeführtem Kapitel saget: daß sie in ihrem Kampfplatze gerichtliche Redner, und auf dem Rathhause, Tellerwerfer, Wettläufer und Ballspieler aufgestellet hätten. Alle diese Bilder sollen nach dem **Quintilian** männlich, das ist lebensgroße und darüber seyn. Sie sollen der Natur gemäß erscheinen. Wie würde sich das schicken: wenn an einem Zeughause Stücke und Feuermörser, mit flatterichten Bändern an Schäften hiengen; oder wenn man sie statt der Säulen gebrauchen wollte? Im ersten Falle würde es widernatürlich seyn: denn schwere Geschütze hängt man nicht an die Wand: und wollte man sie deshalben klein und leichte abbilden, so würden sie einem Kinderspiele ähnlich sehen. Im andern Falle aber sind sie zum Schießen und nicht zum Bauen erfunden worden. Dergleichen schwere Verzierungen, als Stücke, Mörser, Bomben, Kugeln und Fahnen: alle Schilder, stehende und sitzende Figuren und Vasen, gehören auf ein erhabenes Postament oder eine Zokke des Hauptgesimses, oder in Nischen, oder auf die Erde: und können zur Symmetrie einer Vorlage dienen; da sie ehedem auf Gurte und Kragsteine geleget und gesetzet wurden.

Die

Die Verzierungen sollen auch keine Hauptheile eines Gebäudes verdecken, noch weniger das ganze Haus überziehen. Sie verdecken sie aber, wenn die Säulen mit Blumen umwunden oder behangen sind; wenn man den Fries mit Laubzeugen und Mustern bekleidet; wenn man Schilder, Waffen und Instrumente nebst fliegenden Engeln über das ganze Gebälke herabhangen läßt; wenn man gar Simsse zur Verzierung macht, selbige schweift, bricht oder schneidet, und sie mit einer Menge Püpchen, Vasen, Muscheln, Quastenhühern und Laubwerk beschweret. Kommen nun eben dergleichen verzierte Thüren und Fenster, und über diesen Engel- und Fratzenköpfe, anstatt der Schlußsteine mit vielen Blumen, Kränzen und Zweigen darzu: und es sind noch alle Glieder der Simsse ausgeschnitzt; so kann dadurch das beste und regelmäßigste Gebäude verderbet werden. Um wie vielmehr wird es bey einem schlechten Gebäude geschehen; das alle überhäufte Zierrathen nicht schön machen können. Ein solches Haus, siehet einem Klumpen von Zierrathen ähnlich, und man könnte dabey ausrufen: Hier haben alle Bildhauer ihren Kram ausgeleget, und ihre Geschicklichkeit an einem einzigen Hause zeigen wollen! Ich meines Ortes würde es tadeln, und wäre es auch von lauter der herrlichsten Arbeiten zusammengesetzt: denn diese gehören zur innern, aber nicht zur äussern Verzierung. Wer dergleichen verworrene und überhäufte Zierrathen sehen will, der schlage nur Dockers fürstlichen Baumeister oder des Schieblers Werke nach. Wegen der Waffen wäre noch die Frage zu thun: Warum müssen denn lauter römische Waffen angebracht werden? wir bedienen uns ja nicht derselben, und können wir auch nicht mehr überwinden.

Was denn endlich die innere Verzierung betrifft: so haben wir mehrere Freyheit, alles Schöne, das in der Natur ist, zur Verzierung im Großen und im Kleinen anzunehmen. Hier kann der Baumeister den guten Geschmack in alle Zimmer vertheilen, und eines nach dem andern immer reicher, schöner und kostbarer machen. Der große Reichthum aber muß dennoch lieber in der Auswahl der Kunst, und allenfalls auch in der Kostbarkeit der Materie, als in der Menge von Schnitzwerk und Tändeleyen bestehen. Wenn man ohne allzugroße Schmeicheley viel Allegorie auf den Besitzer des Hauses anbringen kann, oder wenn ein jeglicher Saal, ein jegliches Zimmer den Gebrauch desselben durch Verzierungen anzeigt, desto redender, desto bedeutender wird der Pallast von aussen und innen. Aber

wird

wird das wohl geschehen: wenn die Bauherren fortfahren, einem jeden Künstler und Handwerker das Seinige nach Willkühr zu überlassen? wird nicht allemal ein zusammengeflicktes Werk an den Tag kommen? wenn nicht ein geschickter und gelehrter Baumeister, der den Zusammenhang des Aeussern mit dem Innern, und den Stand und die Würde, auch die Denkungsart des Bauherren wohl kennet, alles mit ihm wohl überleget, und nach diesen das Ganze mit allen seinen innern und äussern Theilen bis auf die geringste Kleinigkeit erfindet, die Hand des Künstlers, und des Handwerkers leitet, und ihnen aufbefehlen darf? Sobald die Denkungsart der Griechen nur in diesem Stücke wieder eingeführet würde, sobald würde auch der gute antique Geschmack wieder herrschen. Die Griechen haben daher nicht ohne Ursache ihren Baumeistern den Ehrennamen der Erzkünstler beygeleget.

Meine Leser werden mir verzeihen, wenn bey Weglassung vieler Artikel, dennoch diese Recension zu lang geworden ist. Wie weitläuftig hätte sie also nicht seyn müssen, wenn ich alle das Gute, das der V. von der schönen Baukunst aufs gründlichste sagen, hätte anführen wollen! So eine allgemeine Theorie der schönen Künste verdienet selbst von allen Liebhabern derselben mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Dasjenige aber, was ich beygefüget habe, war um desto nöthiger, damit niemand des Verfassers gute Lehren unrecht verstehen und übel anwenden möge.

Sollte er selbst nach seiner gegebenen Vorschrift unter dem Artikel, Baukunst eine neue Lehrart derselben, in so ferne sie den guten Geschmack betrifft, an den Tag geben, und wer sollte das nicht wünschen? so würde sich Deutschland rühmen können, daß es Ausländern wieder ein classisches Buch geliefert hätte, darnach sie ihre besten Gebäude prüfen möchten. Ich würde mir getrauen zu behaupten, daß wir noch keines derzleichen haben: denn alle Bücher der Baukunst bestehen theils in Anfangsgründen, die nicht weit über die Säulenordnungen hinaus langen; theils ist immer eines aus den andern, mit wenig Zusätzen und Veränderungen genommen, und nicht gar abgezeichnet und von Wort zu Wort abgeschrieben worden; und weiter wird nichts mehr auf allen Universitäten gelehret. Oder es sind Säulenbücher, neue Ordnungen, Versetzungen der Verhältnisse und Vergleichungen vieler Ordnungen mit einander: ingleichen hundertmalige Abzeichnungen und Abmessungen alter Gebäude, die einem Liebhaber zum Ekel

werden;

werden; der erstaunenden Menge Kupferstichwerke ohne Text, zum beliebigen Gebrauch, zu geschweigen. Oder aber, sie betreffen die ökonomische Baukunst in Erfindung neuer und wohlfeiler Bauarten, mit allen Anschlägen aufs genaueste berechnet: aber auch mit Hintansetzung aller Schönheit und Dauerhaftigkeit herausgegeben. Und wenn es hoch kommt, so findet sich hier und da ein Gelehrter, der alles aus der Mathematik und Physik zusammen rafft, was nur wahrscheinlicher Weise der Baukunst dienen könnte. Da wird die Schwere einer ganzen Kirche, der Druck und Schub der Mauern, das Schwanken der Erde, der Windstoß: die Luft mit allen ihren sauern, salzigen und schwefelichen Dünsten; Regen und Schnee, Hitze und Kälte: ja alle chemische Untersuchung der Bestandtheile des Bauzeuges auf das gelehrteste in Betrachtung gezogen, aufs genaueste dargethan, und in vielen Tabellen berechnet, der Welt mitgetheilet.

Aber niemand getraut sich, eine zusammenhangende Theorie des guten Geschmackes und der Bequemlichkeit in der Baukunst herauszugeben, die Deutschland noch fehlet. Es ist zwar gut, daß wir jenen nützlichen Theil aufs gründlichste zu bearbeiten angefangen haben. Allein wie soll er zum Nutzen des guten Geschmackes und der Bequemlichkeit angewendet werden? Wollen wir es blos bey der wohlfeilen Dauerhaftigkeit bewenden lassen? so können unsere Gebäude aussehen, wie sie wollen: und ein jeder mag so bequem wohnen als er kann.

Daher ist es höchst nöthig, daß wir auch diese schöne Theile der Baukunst mit eben dem Eifer bearbeiten, wie sie die Franzosen bisher bearbeitet haben. Vielleicht können nachfolgende kritische Werke darzu dienen, als: Sturms Reiseanmerkungen; des *Brice* Description de la Ville de Paris, 8vo. les belles maisons de France pr. *Blondel* nouv. edit. fol. *Cordemoy* traité d' Architecture Paris 1714. 4to; *Fremin* Memoires critiques d' Architecture Paris 1702 8vo; le beau essentiel dans les Arts pr. *Briseux* Paris 1752. fol. und *Laugier*, der alle diese geplündert, und den Raub mit seinen eigenen Gedanken und Grillen vermischt hat. Wenn dann nun alle gute Regeln durch Kupferstiche erläutert und das Fehlerhafte gleich darneben gesetzet würde, so wie es le Clerc in seinem Säulenbuche mit den Fenstern gethan hat; so würde die neue Theorie des Hrn. Prof. Sulzers mehr Eindruck machen, und weit nützlicher als ohne Risse seyn.

Winkelmanns Briefe an seine Freunde in der Schweiz. Zürich, bey Orell, Gesner, Füeßlin und Kompagnie 1778. 234 Seiten in 8.

Diese Briefe Winkelmanns an seine schweizerischen Freunde sind abermals für das Publikum ein sehr angenehmes Geschenk, mit eben der Anmuth geschrieben; aber vielleicht etwas minder wichtig am Inhalte, wie diejenigen, die kürzlich Hr. Bibliothekar Dagdorf herausgab, und deren zweyten Theil mit dem Leben Winkelmanns wir noch erwarten. Freylich darf man in einem freundschaftlichen Briefe keine gelehrte Abhandlung fordern; und so giebt auch dieser Band eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung. Die Briefe sind von 1758. bis 1768. an die Herren C. Füeßli, H. Füeßli, S. Geßner, Chr. von Mechein, den geschickten Künstler in Basel, A. Usteri, und den Herausgeber, Prof. Usteri in Zürich, geschrieben, der sie einem vorzüglich geschätzten und geliebten Sonner Winkelmanns, dem Grafen von Firmian, zugeeignet hat. Ohne Zweifel sind sie schon in den Händen der meisten Leser unserer Bibliothek; doch sey es uns erlaubt, auf ein Paar Blättern für diejenigen, die sie noch nicht kennen, einige merkwürdige Aussprüche und Urtheile auszuzeichnen.

Die Briefe reden meistens, wie die von Hrn. Dagdorf herausgegebenen, von W. Arbeiten und Vorhaben. W. wendete vielen Fleiß auf seine Schriften, und änderte und feilte lange an seiner Geschichte der Kunst, ehe er sie bekannt machte. „Es war endlich einmal, sagt er S. 22., Zeit, daß jemand sich an ein System der alten Kunst wagete, nicht die unsrige dadurch zu verbessern, die es in wenigen, welche dieselbe treiben, fähig ist; sondern jene betrachten und bewundern zu lernen. Hier half kein Gewäsch, sondern man sollte bestimmt und geschmäßig lehren: wo ich den oft unsichtbaren Punkt nicht treffe, muß ich den ganzen Weg zurück machen, den ich vorher nahm. Wenn diese Arbeit der Kunst selbst nützlich seyn könnte, welches unsere Zeiten fast unmöglich machen, so würde sie Lob verdienen. Aber ich hätte an dieses Unternehmen vor dem dreyßigsten Jahre gehen sollen: denn jetzo bin ich in einem Alter, wo mit dem Leben nicht mehr stark zu scherzen ist: ich merke auch, daß ein gewisser feiner Geist anfängt zu verrauchen, mit welchem ich mich auf mächtigen

Schwingen, in Betrachtung des Schönen erhob. Diese ist die Seele der ganzen Kenntniß der Kunst des Alterthums, die der Himmel nicht verschwenderisch verliehen; und diese ist so selten, daß Michael Angelo in der Betrachtung geblieben, aber nicht zur völligen Kenntniß gelanget ist; Raphael ist der Einsicht des Schönen näher gekommen. — Ich bin unvermerkt vom Ufer abgegangen, wie es mir in diesem Meere zu geschehen pfleget; oder ich habe, besser zu reden, keinen besondern Vorsatz zum schreiben gehabt, und bin also zu entschuldigen." W. Urtheil von den griechischen Drucken S. 12. verdient ausgezeichnet zu werden. „Es hat der gute Geschmack in dieser Art, sagt er, seit Robert Stephani Zeit, in der Welt verloren; es ist kein Licht und Schatten mehr in den griechischen Buchstaben. Ich werde verstanden werden, weil ich mit einem Künstler rede, und gewisse Abkürzungen, Abbreviaturen, gehören zur schönen Form, und geben ihnen die Runde und die Grazie. Die Leipziger glauben, ihr Konstantinus Porphyrogenetus sey ein Muster eines griechischen Druckes; die in Glasgow bilden es sich auch ein: in meinen Augen ist es ein verhungerter und schäbigter Kontur von Buchstaben. Es ist eine fast unmerkliche Hebung und Senkung, Schwellung und Vertiefung, welche den Buchstaben die Grazie giebt; aber dieses wenige ist nicht jedermann begreiflich, und macht in allerhand Kunst den Unterschied des Meisters. Robert Stephanus war es in der griechischen Druckerey." S. 79. sagt W. und wohl mit vielem Grunde: „Von neuen Büchern wurde mir Homes Elements of Criticism als ein Meisterstück angepriesen, und da ich die Zuschrift to the King las, welche mit Zuversicht auf ungezweifelten Beyfall, und auf schon erlangte Achtung geschrieben ist, glaubte ich viel neues zu finden, und ich fand einen kleinen metaphysischen Schwätzer. Es ist auch ein Kapitel von der Schönheit, welches auch ein Grönländer hätte schreiben können. Ich sehe, die Natur thut nicht mehr Wunder in England als bey uns, und das Publikum urtheilt dort so wie bey uns, nicht allezeit zuverläßig, welches der Beyfall des kostbaren und schlechten Buchs des Turnbull's of antient Painting bezeuget. In die Kunst mische sich der Britte nicht; und wir werden auch nimmermehr, so wenig als unsre Nachkommen erleben, daß die Kunst, wie sich einige Engländer schmeicheln, Italien verlassen, und nach England gehen werde. „S. 92. als Hr. Sulzer die Absicht hatte, W. nach Berlin zu ziehen, schreibe

schreibt er: „die erste Sache in Berlin müßte seyn, den M
d'Argens für einen unwissenden Esel auf das höflichste
erklären. Solche Leute sind ein Schandfleck in allen gelehr
ten Gesellschaften.“ Aber ein witziges, und sehr unwahr
Urtheil ist folgendes S. 114. von eben diesem Hofe: „In e
nem Lande, wie Sparta, können die Künste nicht Wurzel fa
sen, und sie werden gepflanzt ausarten.“ Noch ein Paar U
theile über zween berühmte Schriftsteller schreiben wir S. 9
ab: Ich kenne Lippert und dessen Abdrücke, welche nic
in Schwefel, sondern in Gyps sind. Es fehlen demselben sel
beträchtliche Stücke des Stoßischen sowohl als anderer K
binettet in Italien, und eine große Anzahl sind in Past
von Glas gegossen, welche über Abdrücke von Schwefel un
nicht über die Steine selbst geformet sind, daher diese not
wendig etwas stumpf seyn müssen. Ich befürchte auch, da
unter der ungeheuern Menge von dreytausend, sehr viel ne
Sachen seyn werden: denn Christian Dehn, welcher d
einzige in Rom ist in dieser Art von Abdrücken, wird nic
über 1800 haben. — Zur Kenntniß des Styls und der Schö
heit können die Abdrücke ungemein viel helfen; aber Lip
pert wird arm seyn an Abdrücken von hetrurischen Steinen
und ich zweifle, ob er überhaupt davon habe. Den Gesand
schaftsrath von Hagedorn, einen Bruder des bekannte
Dichters, kenne ich sehr genau. Er hat eine große Kenntni
in der Malerey, welche er sich zu Wien, zu Düsseldorf,
München und Dresden erworben hat. Es muß aber sein
Kenntniß theils mangelhaft, theils nicht völlig richtig seyn
weil er Italien selbst nicht gesehen hat. Sein Werk von d
Malerey, ist mir von vielen aus Sachsen angekündiget; we
der aber habe ich keine Nachricht von demselben. Er sprich
sehr viel, und ich wünsche, daß diese Gabe nicht an dies
seiner Arbeit zu merken seyn möge.“ Auf sein größeres itali
nisches Werk hielt W. nach S. 116. sehr viel: er hat sich da
in als einen gelehrten Antiquarier gezeigt, aber oft nach der
Urtheil neuerer Kenner mehr gerathen, als die alten Wer
erklärt. „Wenn mein italienisches Werk,“ sagt er, „fert
seyn wird, will ich kleines Lob annehmen, weil ich mich
demselben gezeigt habe, aber vorher nicht. Sie werden Ding
in demselben finden, quae ne fando quidem audita sun
S. 120. sagt er: „Ihr Philosoph (Moses Mendelssohn
Phädon) ist eines von den beßten Büchern, welche ich ge
sen habe; schade, daß er ein Deutscher ist, würde der Pot

damische Held sagen." S. 159. „Es ist der erste Band der Antiquities of Greco von Stuart hier angekommen; findet aber eben so wenig als in England Beyfall. Denn dieser ganze, große, erste Band fängt an mit Kleinigkeiten, wie der Thurm der Winde ist, wo alle Figuren auf großen Blättern gestochen sind; und man sieht, es hat ein großes Buch werden sollen. Monstrum horrendum, ingens, cui lumen ademtum. Daß W. Willens gewesen, selbst eine Lebensbeschreibung von sich zu hinterlassen, sieht man S. 141. „Es gehet," sagt er, „ein besonder geducktes Leben von mir in Deutschland umher, welches ein mitleidiger Stümper entworfen, (W. ehemaliger Kollege zu Seehausen, Paalzow) der mich nur bis an die Schulgrenzen erreichen können. Er hat nicht die mindeste Nachricht nach meinem Abzug aus dem bespotischen Lande gehabt, auch nicht gesucht, und was er hätte wissen können, hat er umgekehrt und verwechselt. Mich wundert, daß man die Erlaubniß zum Drucke solcher nichtswürdigen Wische giebt. Die Deutschen haben nicht Geduld, höchstens noch eine zehen Jahre zu warten, bis ich zu meinen Vätern gehen werde, um die Wahrheit zu erfahren, die ich ihnen geschrieben mit aller Aufrichtigkeit nach mir lassen will." Was er S. 170. von dem Maestro Muratori sagt, ist doch wohl von dessen kritischer Abhandlung vom guten Geschmack in den schönen Künsten, die auch deutsch, aber elend übersetzt ist, zu verstehen. Von Hrn. Bar. v. Riedesel sicilianischer Reise schreibt er S. 191. „Ich habe, da ich dieses schreibe, die erwarteten Bogen erhalten, und ich glaube nicht, daß dergleichen würdige, nützliche und unterrichtende Reise erschienen sey. Sie kann andern künftig zum Muster dienen." Von seiner Arbeit an einer neuen Ausgabe der Geschichte der Kunst sagt er, S. 193. „Wenn ich die Reise nach Griechenland itzo nicht mache, wird es nimmer geschehen können. Indessen arbeite ich, ohne meine schönen Zimmer einen Augenblick zu verlassen, an einer neuen Ausgabe meiner Geschichte der Kunst in zwey Bänden in Quarto mit neuen Kupfern, welche ich auf eigene Kosten wollte drucken lassen, wenn mir jemand in Deutschland hierzu Anstalt machen wollte. Diese wird hernach in die brittische Sprache übersetzt werden. Ich selbst habe die Anmerkungen über dieselbe noch nicht erhalten; aber auch ohne dieselben ist die Geschichte ein ganz ander Werk geworden. Von aller dieser langen Arbeit werde ich mich künftig erholen müssen, es mag auf der Reise zu ihnen oder unter

den

den Lesern geschehen, damit der Appendix vom Leben nicht beklagt werde. Von Ehre, Gewinn, wolle ich weiter, wollte ich mein Leben auf der Wallfahrt endigen; aber ich würde vielleicht nicht vergnügt seyn, wenn ich nicht mit meinem wichtigen Werke der alten Denkmale ans Licht treten könnte. Der Himmel mag entscheiden! Wir sind ein Schatten des Nichts, sagt Sophokles, und wer frey ist, wie ich bin, und nichts verliert, hat keine weit gesuchte Nachschläge vorzusehen." Am Ende der Sammlung hat der Herausgeber Nachricht an die Herren Ustéri und von Murhard, während ihres Aufenthalts in Rom, um, wenn er nicht mit ihnen leben könnte, das Wichtigste allein und mit Ruhen zu besorgen, angehängt, und eine Zugabe zum 2ten Briefe, worin von des Hr. von Cayllus Recueil de Peintures antiques Nachricht gegeben wird.

Wir verbinden mit dieser Anzeige die

Lobschrift auf Winkelmann, von Chr. Gottl. Heyne, K. Großbr. Ch. Braunschw. Lüneb. Hofrath und Professor der Redekunst und Dichtkunst in Göttingen, welche bey der Hessen-Kasselischen Gesellschaft der Alterthümer den ausgesetzten Preis erhalten hat. Et dubitamus adhuc virtutem extendere factis? Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1778. 2½ Bogen in kl. 8.

Hr. Hofr. Heyne hat seinem Freunde in dieser Schrift ein würdiges Denkmal errichtet, und, dem Verlangen der Hessen-Kasselischen Gesellschaft gemäß, seine Verdienste um das Studium des Alterthums nach geschätzet, und den Einfluß, den er hierdurch auf sein Zeitalter, auf das Studium der Kunst, gehabt hat, kenntlich gemacht. Von allen den Vorzügen, die Natur, Fleiß und Glück geben können, besaß W. ein größeres Maaß, als vielleicht alle andere Alterthumskenner. Als Schulmann hatte er die alte römische und griechische Literatur in einem größern Umfange und mit mehr kritischer Sprachkunde gefaßt, als sonst Antiquarier zu haben pflegen. Die Muße, die er nachher in einer großen und ausgewählten Bibliothek genoß,

verschaffte ihm eine ausgebreitete Belesenheit auch in Schriften neuerer Sprachen, und die Einsamkeit, die schöne Gegend, wo er lebte, die platonische Schwärmerey, mit der er sich nährete; alles diente, seine Seele zu der Begeisterung vorzubereiten, die sich seiner nachher bey dem Anblicke der schönen Kunstwerke bemächtigte. Seine ersten Schritte in dieser Laufbahn kündigten den Mann von Genie an; aber den Keim zu entwickeln, wieviel kam da zusammen! Die herrliche Bildergallerie und Antikensammlung in Dresden, der Umgang mit Künstlern und Kunstverständigen, — und nun die Reise nach Rom, die Freundschaft daselbst eines Mengs, der Aufenthalt im Hause und auf der Villa eines Kardinals Albani, selbst die Stelle eines Scriptore in der Vatikana, und nachher eines Präsidenten der Alterthümer; alles das verschafte und erleichterte ihm den Gebrauch der Materialien und der Gegenstände selbst, auf deren Betrachtung und Erläuterung er itzt die ganze Wirksamkeit seines Geistes einschränkte. Er war in Rom völlig Herr über seine Zeit, lebte unabhängig und vergnügt bey einfacher, mäßiger Kost, und kannte keine Leidenschaft als solche, die den sich aufschwingenden Geist noch mehr beflügelt. Eine brennende Ehrbegierde befreite ihn, so sehr er auch zuweilen das Gewand einer stoischen Apathie über dieselbe zu werfen glaubte. (Die Beweise zu dieser Schilderung seines sittlichen Charakters und seiner Lebensart finden sich in beyden Sammlungen von Briefen.) Seine lebhafte, wirksame Einbildungskraft, bey einem vortrefflichen Gedächtnisse, machte seine Betrachtung der alten Kunstwerke fruchtbar, und der anhaltende, unermüdete Fleiß, womit er dieselbe fortsetzte, mußte ihn auf Bemerkungen führen, die Andre noch nicht gemacht hatten. Bisher dachten die Forscher des Alterthums an kein Ganzes; sondern blieben bloß bey einzelnen Stücken stehen. Von den größern Werken, vom Laokoon, Apollo, Niobe, u. s. f. hätten die Italiäner zuerst schreiben sollen; aber sie haben nur weitschweifige, bis zum Ekel gedehnte Abhandlungen über die unbedeutendsten Figuren geliefert. Und die Erklärungen selbst, wie ganz entfernen sie sich von der Einsicht und dem Geschmacke eines wahren Kenners! Die erste Regel in der Hermeneutik der Antike sollte doch diese seyn: Man muß jedes Kunstwerk mit den Begriffen und in dem Geiste betrachten, worinn es der alte Künstler verfertigte; man muß also sich in sein Zeitalter, unter seine Zeitverwandten versetzen, die Absicht seiner Arbeiten so viel möglich aufsuchen. Begriffe von Kunst,

Kunst-

Kunstverfassung, Kunstbehandlung, sind das erste, was ein Antiquar zur Erklärung eines alten Werks mitbringen muß. Weiter muß er die Dichterfabel gegenwärtig haben; und wo diese nicht zureicht, versucht er erst andere Mythologieen, religiöse Begriffe oder Geschichtsbegebenheiten, und bringt nicht mehr bey, als zur Aufklärung der Sache erforderlich ist. Ganz anders der große Haufe der Antiquarier: sie haschen irgendwo einen Gedanken auf, und tragen ihn in das alte Werk hinein, halten sich bey trivialen Mythologieen oder Antiquitäten auf, schreiben unnöthige Citata ab; und des Verdienstes, das den Werken die Kunst giebt, gedenken sie oft mit keinem Worte. Kompilation ohne Gelehrsamkeit, Geschmack und Urtheil, macht den Inhalt der meisten antiquarischen Bücher aus. Winkelmann, genährt mit dem Geiste des Alterthums, mit grammatischer Kenntniß der gelehrten Sprachen ausgerüstet, nicht ungeübt in der Kritik, gewohnt, aus der Quelle zu schöpfen, und die Alten im Zusammenhange zu lesen, bekannt mit der Dichterfabel, fand die bessern Grundsätze der Erklärung; indem er auf den mythischen Cyklus zurückgieng, und anmerkte, wie viel die Dichter davon aufgenommen hatten, so fand er, daß Alterthumskunde für die Kunstkenntniß das Kostume ist. Viel willkürlich angenommene Sätze und alte Vorurtheile warf er über den Haufen. Aber sein größeres Verdienst ist dieses, daß er das Studium in seinen rechten Kanal einleitete, in das Studium der Kunst. Einen Sinn für Schönheit und Kunst brachte W. mit nach Italien; diesen rühreten zuerst die großen Meisterstücke im Vatikan; mit diesen fieng er sein Studium an, verfeinerte und erweiterte selbst seine Kunstbegriffe, und erst, nachdem er sich einen sichern Geschmack erworben, und bis zur Begeisterung vom schönen Ideal sich durchgedrungen hatte, erst dann gieng er zur Aufklärung anderer Denkmäler fort, bey denen er durch Gelehrsamkeit zu glänzen hoffen konnte. Zu eben der Zeit behandelte in Frankreich der Graf Caylus die Alterthumskunde auf einen ähnlichen Fuß. Der Graf besaß unstreitig eine genaue Kenntniß der Künste selbst, er zeichnete und radirte vortrefflich. W. stund ihm in diesen Stücken weit nach; besaß aber dagegen einen Umfang klassischer Gelehrsamkeit, der dem Grafen abgieng; und wenn dieser sich mehr bey kleinen Stücken aufhält, die er so meisterhaft in seinen Sammlungen erklärt: so hatte W. dagegen die großen Werke des Alterthums in Rom vor Augen. Den diese klas-

grosse Belesenheit machte ihn fähig, sein Hauptwerk, die Geschichte der Kunst zu schreiben. Er irrte lange herum, ehe er die Idee recht faßte; nur durch viele andere Versuche wurde er erst darauf geleitet, zugleich systematisch und historisch von der alten Kunst zu schreiben, wie auch dieses aus seinen Briefen deutlich wird. Eben daher, meynet der Hr. Hofr. vermisse man in diesem Werke noch in dem Plane und in der Stellung der Theile und der Sachen, eine vollkommene Helle; aber das Werk umfasse doch alles, was für das Studium der alten Kunst wesentlich sey, und habe die Begriffe der Alterthumsforscher und Liebhaber der Antike mehr erweitert, und sie auf das Ganze, den Umfang der Kunst, gelenket. Auch auch die Beschreibung der Grossischen Sammlung von geschnittenen Steinen und Pasten, trug W. nicht wenig bey, die schon damals angefangene Ausbreitung dieses Studiums weiter zu befördern. Grosse Sammlungen von Antiken können wenige vor Augen haben; jetzt sind auch durch die Lippertschen Abdrücke von geschnittenen Steinen, die Liebhaber in den Stand gesetzt, die Schönheit der Antiken besser, als es durch Kupfer geschehen konnte, einzusehen. Auf den Steinen ist die gröste Mannichfaltigkeit von Ideen der alten Künstler zu finden, und die Künstlerfabel läßt sich vollkommen aus ihnen erläutern. Die Monumenti inediti scheint W. besonders bestimmt zu haben, um vor den Augen gelehrter Antiquarier zu glänzen. Hätte sein Tod nicht die Fortsetzung unterbrochen, so hätten wir an diesem Werke eine eigentlich vollständige Sammlung der seit Santes Bartoli Zeiten entdeckten erhobenen Werke, nebst andern Antiken, welche die letztere Zeit ausgegraben wurden, und wovon die meisten vorzüglichen der Kardinal Albani an sich gebracht hat. Aber mit diesem Werke ist der Hr. Hofr. weit weniger zufrieden, als der Verfasser selbst, der es allen seinen übrigen Werken vorzog. „Gleich als ob die Luft Italiens, sagt er, diesen Einfluß hätte, ergriff ihn in seinen letzten Jahren, wie es die Monumenti inediti lehren, die Krankheit der Zeichendeuterey und Wahrsagerkunst in der Alterthumskunde; er fieng an nicht mehr zu erklären, sondern zu rathen; nicht ein Ausleger des Alterthums, sondern ein Seher zu seyn." Und so weit er in der Kenntniß des bildlichen Alterthums vorwärts gieng, so weit kam er jetzt in dem litterarischen zurück; manchmal ersetzte ein trügendes Gedächtniß und eine täuschende Phantasie den Mangel der Belesenheit. (Mit die-

sem

den Nachtheile nimmet freylich nicht W. Versicherung S. 148. der vorhin angeführten Briefe überein: „Meine Monumenti haben eine ganz andere Gestalt gewonnen; das Werk ist mir die Hälfte angewachsen, und wird nunmehr in zwey Bänden in Folio erscheinen. Viele Sachen habe ich ausgemerzt; die, so man mir aufgehängt hatte, sind vertilgt, viele Platten werden von neuem gezeichnet und gestochen, und in allen Erklärungen gehe ich itzo etwas umständlicher; ich lese aber auch von neuem zum zweyten- oder drittenmale zu dieser Arbeit, alle alte Urkunden." Aber schwerlich wird Jemand die Versicherung buchstäblich für wahr halten, zumal bey der großen Arbeit, die damals auf W. lag; es blieb vielleicht meistens beym Vorsatze. Und an einem andern Orte sagt er selbst, er fürchte, die Erwartung weder im Drucke, noch in der Arbeit erfüllet zu haben; es solle aber beydes, wenn er noch einige Jahre lebe, im dritten Bande ersetzt werden. Ueberall fehleten ihm sehr die guten Ausgaben der Klassiker; die neuern Schriften über Kunst und Alterthum in andern Theilen Europens, kamen ihm nicht leicht zu Gesichte, und überhaupt blieb ihm der Fortgang der Litteratur fremd. Nirgends zeigt sich der **Mangel der erforderlichen Hülfsmittel** mehr, als im **historischen Theile** seiner Geschichte der Kunst, der voller Fehler wider die Zeitrechnung und wider den wahren Verlauf der Geschichte ist.

Zuletzt wird gezeigt, nachdem W. den Weg der guten Erklärung der alten Werke gebahnt, was itzt noch für andere Antiquarier zu thun übrig sey. Insbesondere erfordert der **historische Theil** der Geschichte der Kunst, eine ganz eigene **Berichtigung und Ergänzung**, auch darum, weil W. viele seiner Urtheile, und die Bestimmung der Stile auf historische Behauptungen gegründet hat, die doch unzuverlässig sind. Ferner müssen wir ihm auf der rechten Bahn folgen; aber weder seine **Begeisterung**, noch sein Hang, **über Antiken wahrzusagen**, anstatt sie zu erklären, muß uns verführen. Dagegen ist eine **antiquarische Kritik**, die noch zu wenig gebraucht worden, bey der Erklärung der alten Kunstwerke nothwendig. Vor allen andern Forschungen muß die Frage vorausgehen: **Ist das Stück wirklich alt? oder wie viel ist daran alt?** wie viel neu angesetzt und ergänzt? **Caveappui**, sagt der Verf. hat hierinne die Liebhaber des Alterthums eher irre zu führen, als gründlich zu belehren gesucht. Manchmal hat ein altes Werk fehlerhafte Theile, ungereimte

Attribute, durch Schuld eines neuern Künstlers, der es erdichtete, und weder die Kenntnisse des Kostume, noch den Geist der Antike besaß. Daß die Allegorie eine reiche Quelle für die Erfindung ist, und für unsere Künstler eine genauere Bearbeitung verdient, ist ausgemacht. M. hat neue Aussichten für dieses Feld eröffnet, die zu verfolgen sind; aber mit weniger Künsteley und mehr Einfalt, als er dabey bewiesen hat. Ferner im allgemeinen, haben auch die ungleich zahlreichern alten Werke, worinnen weder Kunst noch Geschmack sich empfiehlt, ihren Werth. Sie sind Kopeyen oder Nachahmungen bessrer und besserer, die verloren gegangen; sie beschäftigen uns nützlich durch eine Künstlerideee, durch eine Erfindung oder eigene Behandlung eines sonst bekannten Sujets; geben mehr Gegenstände zur Vergleichung; dienen die Begriffe von Kunst oder Fabel zu erweitern, und verhelfen uns zum bessern Verständniß anderer Werke. Selbst für das Mechanische der Kunst, wie viel Licht hat der Graf Caylus aus den schlechtesten Werken gezogen! Nützlich kann also nunmehr jedes Stück des Alterthums werden; aber im gehörigen Verhältniß. Aber die erhaltenen Kunstwerke sind in Rom, in den Häusern und Villen der Familien, in Italien, in Frankreich, England, Spanien, Deutschland zerstreut; täglich kommen neue hinzu; und die Nachrichten davon, in wie viel Büchern sind sie vertheilt, versteckt! in Büchern, die zum großen Theil ohne Ekel nicht können gelesen werden! Ein Verzeichniß aller Antiken, die man weiß, wäre eines der ersten Werke, welches das Bedürfniß des Studiums des Alterthums erfodert. Das nächste wird seyn eine gute Anleitung zu dem Studium des Alterthums und zur Kenntniß der Antike. Noch fehlt auch eine zweckmäßige Behandlung der Hülfswissenschaften, und vorzüglich ein gutes Buch über die Fabel. Wir brauchen eine Mythologie, die bloß erzählend eingerichtet ist.

Cl.

Herrn Anton Raphael Mengs Schreiben an Herrn Anton Pons, aus dem Italienischen übersetzt. Wien, bey Gräffer, 1778. 6¼ Bogen in 8.

Uns ist fast kein Künstler bekannt, den wir lieber über seine Kunst und die Schönheiten derselben sprechen hörten, dessen Bemerkungen und Unterricht darüber wir so gründlich und sehr

lehrreich finden, als die Aufsicht unsers Mengs, der auch in jedem andern Betracht unter den Künstlern seiner Art einen vorzüglichen Rang behauptet. Man ist daher dem ungenannten Uebersetzer des gegenwärtigen Briefes vielen Dank schuldig, um so mehr, da das Italienische Original desselben in Deutschland wohl in sehr wenig Händen seyn dürfte. Der Inhalt dieses Schreibens ist die Beurtheilung der besten Malereyen, welche im königlichen Pallaste zu Madrid sich befinden. Als eine Einleitung dazu sind allgemeine Betrachtungen über die Malerey vorausgeschickt. Darauf wird von den verschiedenen Gattungen des Stils in der Malerey gehandelt, dessen Hauptgattungen das Schöne, Anmuthige, Bedeutende, und Natürliche sind; ferner von der Zeichnung; vom Helldunkeln; von Kolorit, Erfindung und Zusammensetzung. Auch die vornehmsten Umstände aus der Geschichte der Malerey werden summarisch angeführet. S. 150 fängt erst die eigentliche Beschreibung der königlichen Gallerie an, die noch in keine förmliche Ordnung gebracht ist, und daher auch dem V. keine systematische oder chronologische Ordnung, nach den Schulen oder Lebzeiten der Künstler, verstattete. Sowohl die verschiedenen Behandlungsarten der größten Maler, eines Correggio, Titian, Guido, u. a. m. geben dem V. zu den schönsten Bemerkungen Gelegenheit, die oft ins Allgemeine gehen, und sowohl dem Künstler als dem Liebhaber sehr schätzbar und wichtig seyn müssen.

Teutsches Künstlerlexicon, oder Verzeichniß der jetztlebenden teutschen Künstler, nebst einem Verzeichniß sehenswürdiger Bibliotheken, Kunst-Münz- und Naturalienkabinete in Teutschland. Verfertiget von *Ioh. Georg Meusel.* Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung, 1778. 15½ Bogen in 8.

Es wäre ungerecht, dem V. und Sammler dieses Werks die allerdings noch beträchtliche Unvollständigkeit desselben, und die in manchen Artikeln vorkommenden Unrichtigkeiten mit strengem Tadel aufzurücken, da er selbst diese Mängel anerkennt, und seine Arbeit für einen blossen Versuch ausgiebt. Unvollkommenheit ist ein nothwendiges Antheil der ersten Versuche

suche dieser Art; und der V. that immer beßre, daß er diesen Versuch, so wie er da ist, abdrucken ließ, als wenn er die schon seit drey Jahren versprochne Ausgabe desselben bis zur Anhäufung mehrerer und besserer Materialien verspatet hätte. Hier steht nun wenigstens das Sperrwerk des Gebäudes, und man weiß, wo und in wie weit es der Ausfüllung und Vollendung bedarf. Zudem ist ein durchaus richtiges und vollständiges Künstlerlexicon eine schöne Idee, die nie Wirklichkeit erhalten wird. Fast täglich ereignen sich Veränderungen in den Lebensumständen, in dem Aufenthalt der Künstler; ihre Arbeiten erhalten immer neuen Zuwachs; es blühen neue, bisher unbekannte; Genies auf einmal auf, u. s. f. Dergleichen Veränderungen sind auch unstreitig unter Künstlern noch öfterer und mannichfaltiger, als unter den Gelehrten; und schon in dieser Absicht hat dies Lexicon grössere Schwierigkeiten, als das von eben diesem Herausgeber besorgte Gelehrte Deutschland. In jenem findet man z. E. auch die deutschen Schauspieler; und wer weiß nicht, wie unstät bis itzt der Aufenthalt dieser Künstler ist, wie zahlreich der Zuwachs sowohl ganzer Gesellschaften als einzeler Mitglieder? Ausserdem begreifen wir leicht, daß die Klagen mehr als gegründet seyn mögen, die der V. in der Vorrede über Mangel an Beyträgen und Unterstützung führt. Künstler sind zur Angabe ihrer eignen Artikel schwerlich durchgehends so leicht, als Gelehrte, zu bereden; und die Gelehrten, die der Verf. als Beförderer seines Werks angiebt, sind zum Theil in ihrer Art wackere Männer; aber wenige darunter waren vielleicht mit dem eigentlichen Bedürfniß solcher Kunstnachrichten und mit den Künsten selbst bekannt genug. Hieraus erklären wir uns wenigstens die öftere Unzulänglichkeit oder Untichtigkeit mancher Artikel, welche Künstler betreffen, von deren Aufenthalt her der Verf. durch namhafte Gelehrte Beyträge erhielt. Freylich mochte es auch selbst diesen in manchen Fällen schwer werden, selbst von den Künstlern ihres Orts das nöthige aufzutreiben.

Um nun dieser allerdings nützlichen Unternehmung aufzuhelfen, wird es sehr wohl gethan seyn, wenn jeder Recensent dieses Buchs, statt allgemeiner Urtheile darüber, einige Berichtigungen und Zusätze liefert, woraus der Verf. dann bey einer umgearbeiteten Ausgabe, die wir lieber, als einen Nachtrag wünschen, nach Gutbefinden wählen kann. Und das wollen wir auch hier, unsrer Seits, thun. Freylich sehen wir noch ausser dem Angemerkten manche Lücken und Mängel;

die wir aber nicht gleich zu füllen oder zu bessern im Stande sind. Denn um dieß hier überall zu thun, wo es nöthig ist, müßte man beynahe alle die Mühe des Nachschlagens und Nachforschens übernehmen, die der Verf. dabey übernommen hat, und die man ihm gar sehr verdanken muß. Hier sind also nur einige Anmerkungen, so, wie sie uns bey Durchsicht des Buchs beygefallen sind.

Abel, in London, hat nicht bloß fürs Klavier und die Gamba gesetzt; man hat auch sehr viel andere Instrumentalsachen, besonders Sinfonien und Trios von ihm.

Bey Aberli hätte wohl mit wenig Worten seine Manier in den vortrefflichen illuminirten Kupfern der Schweizergegenden bemerkt werden sollen, wie es bey andern Künstlern, oft wo sie weniger eigenthümliches hatten, geschehen ist.

Madam Ackermann, die mit ihrem Sohne, Schröder, das hamburgische Theater dirigirt, verdiente schon dieses Umstandes wegen, ob sie gleich nicht mehr spielt, hier eine Stelle. — Mamsell Ackermann hingegen, die im vorigen Jahre das Theater verlassen hat, wird künftig wegbleiben müssen.

Madam Agricola ist seit dem Tode ihres Mannes, in Berlin als K. Sängerin engagirt; und hat sich etwa vor zwey Jahren mit ihrer Tochter eine Zeitlang in Hamburg aufgehalten, und ist nachher nach Rußland gegangen, wo ihre Tochter auf dem Theater, und sie bey der Kirche engagirt ist.

Wilhelm Friedmann Bach ist nicht Organist zu Göttingen; sondern lebt ohne Bedienung seit etwa drey Jahren in Berlin, und ist wohl unstreitig einer der größten und gelehrtesten Orgelspieler unserer Zeit.

Mamsell Benda war bey der Schröderischen Schauspielergesellschaft in Hamburg; und ist mit ihrem berühmten Vater, kürzlich nach Wien abgegangen.

Der Kapellmeister Georg Benda hielt sich gleichfalls im vorigen Jahre zu Hamburg auf, gieng aber gegen Ende desselben mit seinem Sohn nach Wien. — Von seinen Singstücken, die der Verf. als noch ungedruckt anführt, sind die meisten schon gedruckt.

Anton Berger ist nicht mehr Schauspieler bey der Döbbelinischen Gesellschaft; sondern zieht, wie er auch vorher schon that, mit einer Sängerin, Madam Vink, in Deutschland umher, um seine erbärmlichen Intermezzo's, die er Dumdramen nennt, aufzuführen.

Von

Von dem jüngern Bezozzi gilt allerdings das, was in Burney's Reisen, an den beyden vom Verf. angeführten Stellen, gesagt wird.

Brockmann ist zu Wien.

Van Brunian spielt seit dem Augustmonat 1778. mit einem Theile seiner Schauspieler, zu Braunschweig.

Christ ist gegenwärtig bey der Schröderischen Truppe in Hamburg.

Ditters hat auch verschiedene Singsachen fürs Theater, und ein deutsches Oratorium, in Musik gesetzt.

Madam Döbbelin, die schon seit einigen Jahren die Bühne verlassen hatte, lebt itzt, an den Kammerherrn von Alvensleben verheyrathet, auf dessen Gütern, in der Nähe von Magdeburg.

Eckhof ist im vorigen Jahre gestorben.

Fischer, der berühmte Hoboenspieler, der sich itzt in London aufhält, ist S. 33. einzuschalten.

Frankel hat auch als Kupferstecher große Verdienste. S. den T. Merkur, Oktob. 78.

Bey dem Orgelbauer Friederici in Gera, verdiente seine Erfindung des sogenannten Fortbien Erwähnung.

Auch ist hier Fricke, ehemaliger Hoforganist in Baden, ein reisender Spieler auf der Harmonika, einzuschalten. Er spielt zwar schlecht, besonders ist seine eigene Composition höchst elend; aber die Seltenheit des Instruments macht, daß er Erwähnung verdient.

Fritsch aus ist nicht bloß Schauspieler; sondern auch Komponist, daß es Gott erbarme, und dirigirte ehedem, bey der Döbbelinischen Gesellschaft, das Orchester. Auch hat er einige Singesachen, z. E. die Operette, Klarisse, in Musik gesetzt.

S. 98. ist in beyden Artikeln der Name Füßli richtiger Füeßlin zu schreiben.

Joh. Gottlieb Glume starb im J. 1778.

Joh. Wilh. Hertel ist schon vor länger als einem Jahre zu Schwerin verstorben.

Leop. Hofmann hat nicht bloß für die Instrumentalmusik, sondern auch schöne Singesachen geschrieben.

Der sehr geschickte Universitätsmechanikus Hofmann zu Leipzig, dessen Mikroskope so vorzüglich sind, ist vorbeygelassen.

S. 75. ist der Hofmaler Krauss in Weimar übergangen.

Von Krebs in Altenburg sind, außer den angeführten Liedern, auch verschiedene Instrumentalsachen gedruckt.

Lemcke (S. 78.) muß Lemme heißen.

H. F. L. Matthieu ist im vorigen Jahre zu Göttingen gestorben. — Seine S. 84. gleichfalls angeführte Schwester lebt bey ihrer Mutter, der Frau von Gast, in Braunschweig.

Joh. Aug. Mahl starb im J. 1778.

Naumann hat auch die ganze Oper, *La Clemenza di Tito*, und nicht bloß die Sinfonie dazu verfertigt. Auch sind mehrere komische und ernsthafte Singspiele von ihm in Musik gesetzt.

Der Gallerieinspektor Oesterreich ist schon 1777. gestorben.

Friedrich Reclam starb gleichfalls schon 1774.

Sarrasy hat schon seit länger als einem Jahre Berlin und die Döbbelinische Gesellschaft verlassen, und schweift in Schwedisch-Pommern herum.

J. P. Schönfeld lebt itzt zu Straßburg, wo er auf die Musikdirektorstelle die Anwartschaft hat. Im J. 1778. sind von ihm Lieder aus der Iris zu Berlin herausgekommen. Auch hat er die Trauermusik auf das zu Straßburg 1777. gefeyerte Leichbegängniß des Marschalls von Sachsen verfertigt.

S. 136. ist der sehr geschickte hamburgische Baumeister Sonnin einzuschalten.

Toeschi (Karl) hat auch verschiedene ernsthafte und komische Opern in Musik gesetzt. Irrt der Recensent aber nicht, so ist er schon vor einigen Jahren in Petersburg gestorben.

Ventorini soll Maler in Braunschweig seyn; wir zweifeln indeß an seiner Existenz.

Der hannöversche Hofmaler Tischbein ist schon 1777. gestorben.

Von dem angehängten, vorzüglich für Reisende bestimmten Verzeichnisse sehenswürdiger öffentlicher und Privatbibliotheken, Antiquitäten-, Gemmen-, Münz-, Naturalien- und Kupferstichsammlungen, gesteht Hr. M. selbst, daß es noch ansehnlicher Vermehrungen und Verbesserungen bedürfe, und in Ansehung der meisten Artikel, mehr nichts, als Probe, oder Skizze, sey. Eines Recensenten Werk ist es nun wohl nicht, die vielen Lücken, die er hier antref

antreffen wird, auszufüllen, oder alle darin vorkommende Unrichtigkeiten zu berichtigen. Es gehört nothwendig die Hülfe mehrerer Personen dazu, die sich an demjenigen Orte, wovon jedesmal die Rede ist, selbst aufhalten, und über alle Merkwürdigkeiten dieser Art keine flüchtige, sondern genaue Erkundigung einziehen. Nur ein Paar kleine Irrungen, die uns eben in die Augen fallen, wollen wir anmerken:

Die unter der Rubrik **Braunschweig** angeführete Bibliothek auf dem Grauenhofe ist schon längst, seit dem Absterben der verwittweten Herzogin Sophie, der Wolfenbüttelschen Bibliothek einverleibet. Sie bestand größtentheils aus einer sehr zahlreichen Bibelsammlung, von welcher der damalige Hofprediger **Knoch** im J. 1749. f. historisch-kritische Nachrichten stückweise herausgegeben hat.

Unter den bey eben diesem Orte angeführten Naturaliensammlungen hätte das herzogl. Kabinet oben an stehen sollen, welches einen sehr ansehnlichen und vortrefflich angeordneten Vorrath von Kupfern, Gemmen, Münzen, Antiken, Naturalien und Kunstsachen enthält.

Die **Hamburgische** Bibliothek des Gymnasii steht unter der Aufsicht des Dr. u. Prof. Schütze, und verdiente gemeinnütziger gemacht zu werden. Die **Reimarische** Büchersammlung ist größtentheils verkauft. Die **Grenglinische** Gemälde-sammlung, wovon der sel. **Oesterreich** eine eigene Beschreibung herausgegeben hat, ist hier übergangen.

In **Hannover** ist auch die Bibliothek des Herrn Hofraths **Brandes** vorzüglich zahlreich an Englischen Büchern, und die damit verbundene herrliche Kupfersammlung der Aufmerksamkeit des Reisenden werth.

So verdiente auch die schöne und zahlreiche Bibliothek des Hrn. Prof. **Schwabe** in Leipzig unter den dortigen Privatbibliotheken eine Stelle, und unter den öffentlichen die Büchersammlung der deutschen Gesellschaft.

Man wird übrigens bald wahrnehmen, daß sowohl in dem Lexicon, als in diesem Verzeichnisse, diejenigen Artikel, welche Künstler und Merkwürdigkeiten in Berlin und Potsdam betreffen, bey weiten die ausführlichsten und vollständigsten sind. Hr. M. hat sie nämlich, wie er auch in der Vorrede anführt, aus Hrn. **Nicolai's** Beschreibung dieser beyden Städte genommen. Freylich ist es aber zu bedauren, daß er dabey die neue und ganz umgearbeitete Ausgabe dieser Beschreibung nicht benutzen konnte; und daher kommt es, daß

auch

auch selbst diese Artikel, wegen der seit den ersten Ausgabe vorgefallenen Veränderungen, manches Unrichtige enthalten. Wie sehr wären indeß, auch zu diesem Gebrauche, mehrere solche Topographien zu wünschen! ob wir gleich wohl einsehen, wie wenig sie, nur in einigermaaßen ähnlicher Vollkommenheit zu erwarten sind.

Dictionnaire des Artistes, dont nous avons des Estampes, avec une notice detaillée de leurs ouvrages gravés. *Tome Premier*, contenant la lettre *A.* — à Leipsig, chez Breitkopf. 1778. gr. 8. 1 Alph. 19 Bogen.

Für alle Kunstliebhaber, und vornehmlich für diejenigen, welche sich mit der Kenntniß oder Sammlung von Kupferstichen beschäftigen, muß es sehr erwünscht seyn, daß der Herr von *Heineken* hier den Anfang macht, das in seiner *Idée generale* gethane Versprechen zu erfüllen. Möchte ihm doch die Vorsehung, bey seinem ziemlich hohen Alter, zur Vollendung dieses Werks, dessen Bände ziemlich zahlreich werden müssen, Kräfte und Gesundheit erhalten! Um diejenigen, in deren Händen dieser erste Band noch nicht ist, mit der Einrichtung und Bestimmung des ganzen Unternehmens bekannter zu machen, wollen wir ihnen davon, nach Anleitung der Vorrede, einen nähern Begrif zu geben suchen. Man wird in diesem Wörterbuche alle Namen derer Künstler finden, sie mögen Maler, Zeichner oder Kupferstecher, Baumeister, Bildhauer, Goldarbeiter, oder Petzhaber seyn, nach welchen man entweder in Kupfer gestochen hat, oder die selbst Kupferstiche verfertigt haben. Zugleich enthält es ein Verzeichniß aller von ihnen bekannten Kupferstiche. In Ansehung der Künstler selbst, werden nur bloß ihr Name, ihr Vaterland, ihr Geburtsort, ihre Meister, die Gattung, worinn sie gearbeitet haben, und endlich ihr Sterbejahr angezeigt. In Ansehung ihrer übrigen Lebensumstände, werden Nachweisungen auf andre Schriften gegeben. Auch da, wo der V. von dem Künstler nichts weiter, als den bloßen Namen wußte, ist doch dieser hingesetzt, und für die Einschaltung näherer Umstände weisser Platz gelassen. Die Namen sind alle sorgfältig so geschrieben, wie sie von der Nation, aus welcher der Künstler war, geschrieben werden. Man weiß, wie sehr sie oft von den Schriftstellern andrer

Nationen abgeändert und eingetheilt sind. Auch die Namenzüge und Monogrammen sind von dem V. meistens angeführet und erklärt. Uebrigens hat er sich nicht bloß auf die vorzüglichsten und besten Künstler eingeschränkt; es gehört zur Vollständigkeit eines solchen Buchs, daß auch mittelmäßige Künstler nicht übergangen werden, die man doch wenigstens der Namen nach kennen muß, und die immer noch ihre Bewunderer finden, oder gefunden haben. Die alphabetische Ordnung schien dem V. mit Recht für seinen Zweck die zuträglichste. Bey einer Sammlung ist freylich die chronologische weit vorzüglicher. Die Anzahl der Kupferstiche, die wir von einem Meister besitzen, hat der Verf. fast niemals zu bestimmen versucht, weil sie sich fast niemals mit Gewißheit bestimmen läßt. In Verfertigung der Verzeichnisse hatte Hr. v. H. verschiedene Vorgänger, besonders unter den Franzosen, deren Werke er in der Vorrede anführet und würdiget. Er selbst hat Ansprüche genug, sich an die Reihe dieser Schriftsteller anzuschließen. Ihm war die Anordnung der berühmten und vortreflichen Kupfersammlung zu Dresden übertragen; er hat auf seinen Reisen sehr viele Kabinette und Kupfersammlungen gesehen; der Umgang des **Mariette**, des Grafen **Tessin**, und des berühmten **Bottari**, hat seine Einsichten in diesem Fache sehr erweitert; zu Paris wurde ihm die Freundschaft der Herren **Cochin** und **Joly** zu seinen Absichten sehr beförderlich; auch in Leipzig bediente er sich eine Zeitlang der schönen Richterschen Sammlung, und genoß des Umgangs Herrn **Winkelers** eben daselbst, des Hrn. **Crusius** zu Dresden, und vieler andern Männer von Kenntniß und Willfährigkeit. Das Unvollständige, welches ein Werk von dieser Art, bey dem größten Fleiße immer noch behält, hat den Verf. nicht abgeschreckt; vielmehr hat es ihn zur Herausgabe ermuntert, weil dieß das beste Mittel ist, Zusätze, Beyträge und Berichtigungen zu veranlassen. Die Ordnung, die er in seinem Verzeichnisse beobachtet, ist folgende: Er nennt zuerst die Bildnisse, hernach die biblischen Stücke; ferner andere Religionsstücke, die nicht gerade aus der Bibel entlehnt sind; darauf die Profangeschichte; dann die fabelhafte und mythologische Geschichte; dann die Allegorieen und Erfindungen des Künstlers; endlich die sogenannten Studien, oder erste Ideen des Künstlers, worunter auch die zum Unterrichte im Zeichnen bestimmte Kupfer begriffen sind. Diese Eintheilungen sind indeß nur bey denen Künstlern beobachtet, von welchen man zahlreiche und

große

große Werke hat. Die vorzüglichsten und seltensten Stücke sin besonders bezeichnet. — Von der Ausführung selbst läßt sic hier nicht wohl eine Probe geben; aber schon eine flüchtig Durchsicht dieser Arbeit zeigt den Unterschied und Vorzug de selben vor andern ähnlichen Werken gar sehr. Vermuthlic wird in der Folge nicht jeder Buchstabe einen eigenen Ban fodern; in dem gegenwärtigen füllen die wichtigen Artikel un Kupferverzeichnisse des Marc Antonio, der Andreans un Augustins von Venedig den meisten Raum.

D.

Vierstimmige Motetten und Arien in Partitur, von verschiedenen Componisten, zum Gebrauche der Schulen und anderer Gesangliebhaber gesammelt und herausgegeben von Johann Adam Hiller. Leipzig in der Dyckschen Buchhandlung. 1776. Erster und zweyter Theil.

Je mehr das deutsche Publikum itzt mit eitel galanten, mittelmäßigen, schülerhaften und elenden Musikalien überschwemmt wird, desto angenehmer muß einem jeden Freunde der guten, wahren Musik diese Sammlung von gutgearbeiteten und wohlgewählten Stücken seyn. Wir wollen uns nicht auf besondere Zergliederungen der in diesen beyden Theilen enthaltenen Stücke einlassen; sondern solche nach ihrer Folge bloß anzeigen. Soviel können wir aber unsern Lesern versichern, daß nur wenige mittelmäßige Stücke, aber wohl viel gute und einige vortreffliche darinn enthalten sind. Die darinnen enthaltenen Motetten sind folgende: 1) Herr ich habe lieb die Stätte deines Hauses, von Graun. 2) Herr gehe nicht ins Gericht, von Reinhold. 3) Hilf Herr! von Homilius. 4) Der Herr ist König, von Rolle. 5) Unendlicher Gott, unser Herr, von Wolf in Stettin. 6) Laß sich freuen, alle die auf dich trauen, von Hiller. Arien enthält dieser Theil nicht.

Der zweyte Theil enthält folgende Motetten: 1) Ründlich groß ist das gottselige Geheimniß, von Kayser. 2) Mein Herz ist bereit, von Harrer. 3) Unser Vater in dem Himmel, von Homilius. (Dieses vortrefflich

Stück hat uns vor allen andern ganz vorzüglich gefallen.) 4) Die Güte des Herrn Isis, von Rolle. 5) Herr, wer bin ich? von Doles 6) Wenn Christus seine Kirche schützt, von Penzel. Auch dieser Theil enthält noch keine Arien; und gleichwohl wünschten wir, daß Hr. H. auch künftig vorzüglich schöne Arien aus Kirchenstücken in Partitur, mit beygefügtem Clavierauszuge, dieser Sammlung einverleiben möchte, damit sich diese schätzbare Sammlung um desto mehr ausbreiten, und desto länger zur Fortsetzung erhalten könnte. Daß uns Hr. Hiller im zweyten Theile nichts von seiner Arbeit gegeben, damit sind wir nicht zufrieden.

Wahrheiten die Musik betreffend, gerade herausgesagt von einem deutschen Biedermann. Frankfurt, bey den Eichenbergischen Erben. 1777.

Diese zwey Bogen enthalten viele gutgesagte Wahrheiten: wenn auch gleich nicht alles so ganz richtig ist. Was uns daran nicht gefällt, ist dieses, daß der V. jene Wahrheiten, die alle schon längst und oft gesagt worden, mit einem Tone sagt, als wäre er der erste, der sie uns lehrt. Der V. verspricht die Fortsetzung davon: wenn wir die erst vor uns haben, so wollen wir uns ausführlicher über diese kleine Schrift herauslassen.

Mr.

Die Freude der Hirten über die Geburt Jesu, nach der Poesie des Hrn. Buschmann, componirt von Gottfried August Homilius, Frankfurt, bey Strans. 1777.

Ein Meisterwerk, das weder des Kritikers Bemerkung noch seiner Anpreisung bedarf.

F.

Gedanken, die Vorstellung der Alceste, ein deutsches ernsthaftes Singspiel, betreffend. Frankfurt, 1774.

Leichter Geschwätz.

Neue

Neue Freymäurer-Lieder mit Melodien von I. P. S.

Sehr angenehme Melodien. Der Lieder sind Achte.

Lieder mit Melodieen von G. H. L. Wittrock. Göttingen, auf Kosten des Verfassers.

Erste Versuche, sagt der V. und wir wiederholens: Erste Versuche.

Serenaten beym Clavier zu singen. In Musik gesetzt von Christian Gottlob Neefe. Leipzig in der Dyckischen Buchhandlung. 1777.

Warum diese Liedermäßige Arien, oder Arienmäßige Lieder Serenaten heißen, wissen wir nicht; wir wollen aber auch gerne nichts wider den Tittel haben, da der V. die Güte hat zu erlauben, daß der Leser oder Sänger dieser Serenaten darum nicht braucht den Mantel anzulegen, und mit der Guitarre unter dem Arm vor die Fenster seiner geliebten Donna zu treten, und da der V. überzeugt ist, daß der Liebende in dieser äusserlichen Tracht, dem spanischen Gewande und Namen, sich auch gewiß nicht ärgern wird. Denn für ein liebloses Geschöpf möchte der Rec. nicht gerne gehalten seyn. Indessen muß er dem V. doch versichern, daß er nicht die geringste Spur von spanischem Costume wahrgenommen, vielmehr einiges, z. B. die ganze fünfte Serenate gerade gegen das spanische Costume: wir meynen die Poesie, denn spanische Nationalmusik kennen wir nicht. Doch genug, denn der V. sagt zum Schlusse seines Vorberichts: Für andere, die den süssen Trieb der Liebe nie gefühlt, nie ihre Freuden und Leiden empfunden haben, oder deren Herz so dumpf geworden ist, daß sie nicht mehr bey ihnen eindringen können, für diese sind die gegenwärtigen Lieder nicht gedichtet, nicht in Musik gesetzt worden; und solcher Leute Urtheil verbitter der Dichter sowohl, als der Komponist. Nun so wollen wir nur dem V. ohne weitere Umschweife sagen, daß wir das reizende und oft ausdrucksvolle

seinen Melodieen, wirklich recht warm empfunden haben, und daß wir ihn bey unserm Clavier, ohne an Titel und Vorbericht zu denken, recht herzlich dafür gedanket haben. Da wir aber hernach seinen Vorbericht lasen, und sahen, daß der V. auch in den neumodischen Fehler verfallen, seinem Werklein ein auffallendes, sonderbares Ansehen zu geben, sey es auch nur durch den Titel, und hernach den Beyfall des Publikums ertrotzen zu wollen; so konnten wir es nicht unterlassen ihn auf diesen Fehler aufmerksam zu machen, und dadurch bey ihm den Gedanken zu erwecken: daß es für erwachsene Menschen doch wohl nicht gut sey zu prahlen und zu trotzen.

Die Dorfgala, eine komische Operette von Hrn. Gotter. In Musik gesetzt von Anton Schweizer. Leipzig im Schwickertschen Verlage. 1777.

Das Ungezwungene, Leichte und jedem Fassliche, welches die Musik der Operette nebst dem Komischen, vorzüglich von der Musik der großen Oper unterscheidet; und dann wieder das Simple, Kunstlose, Undurchdachte, welches billig die deutsche Operette von der italiänischen unterscheiden sollte, das fehlt Hrn. Schweizer und dieser seiner Arbeit gänzlich. Wir haben diese Operette mehr als einmal gehört und gesungen; können aber versichern, keinen einzigen Gedanken behalten zu haben.

Dritte Sammlung der vorzüglichsten, noch ungedruckten Arien und Duetten des deutschen Theaters, von verschiedenen Komponisten, herausgegeben von Joh. Adam Hiller. Leipzig bey Junius. 1778.

Von der Einrichtung dieser Sammlung haben wir unsere Leser bereits unterrichtet: wir wollen hier also nur bemerken, daß Hr. H. in der dritten Sammlung eine eben so gute Wahl, wie in den vorigen beyden Stücken getroffen, und denn blos den Inhalt derselben anzeigen. 1) Eine Arie aus der **Freundschaft auf der Probe** von **Gretry**. 2) Eine Arie, zu eben dem Stück auf Veranlassung des neuerrichteten churfürstlich-sächsischen deutschen Hoftheaters von Hrn. Hiller

in

in Musik gesetzt. 3) Zwey Arien und ein Duett aus Rodoaldo und Calliste von *Guglielmi*. 4) Zwey Arien zum Elysium von Hrn. Hiller. 5) Eine Arie aus dem Holzhauer von Reichardt. 6) Eine Arie aus den Schatten von Hiller.

Bb.

Charakteristische englische Tänze, von D. Friedrich Wilhelm Weis; mit zugehörigen Touren, und einer Unterweisung in den nothwendigsten Regeln des englischen Tanzes, verfaßt von Joh. Christ. Bleßmann. Lübeck, verlegts Iversen und Comp. 1777. Erste Sammlung.

Sind englische Tänze, wie alle englische Tänze. Was da auch immer im Vorbericht über das Charakteristische und über die besondere Einrichtung der Instrumente gesagt wird, so wissen wir doch weiter nichts davon zu sagen, als es sind englische Tänze, wie alle englische Tänze.

Heinrich und Lyda, ein Drama in einem Aufzuge. In Musik gesetzt von Christian Gottlob Neefe. Naumburg und Zeitz, bey Flittner. 1777.

Es fehlt dieser Musik nicht an Annehmlichkeit; aber wohl gar sehr an Neuheit und Correktheit.

Concert pour le Clavecin avec l'accompagnement de deux Violons, Alto, Viola, Basse et deux Cors, composé par *W. N. Haueisen*. Oeuvre VI. a Francfort, aux depens de l'Auteur.

III. Sonates pour le Clavecin, avec l'Accompagnement d'une Flute traversiere, Violon et Violoncelle, tres-humblement dediées à son Altesse eminentissime, Monseigneur Frederic. Charles Electeur de Mayence, Prince Evêque

de Wortins etc. composées par Mr. *I. Bauer*. Oeuvre V. à Francf. chez le Sr. Haueisen cet.

Trois Sonates pour le Clavecin, avec l'Accompagnement d'un Violon et Violoncelle, composés par Mr. l'Abbe *Sterkel* à Wurcebourg. Oeuvre II. a Francfort, chez le Sr. Haueisen.

Deux Sonates pour le Clavecin, accompagné de la Flute traversiere, du Violon et de la Basse. Tirées de l'Amitié à l'Epreuve de la composition de Mr *Gretry*. Oeuvre I. à Offenbach, chez I. André.

Six Duos pour deux Flutes composés par *Giordani*. Oeuvre I. à Francfort, chez le Sr. Haueisen. etc.

Tre Sinfonie a due Violini, Viola, e Basso, due Oboe o Flauti, e Due Corni; dedicate à S. E. il Signor Conte regnate D. H. E. de Schoenborn, da *Giorgio Antonio Kreusser*, Maestro di Concerto della Corte Elettorale di Magenza. Opera I. Offenbach presso Giovanni André.

Six Sonates pour le Clavecin, ou Piano forte, Trois, avec accompagnement d'un Violon et Violonc. ad libit: dediées à S. A. S. la Ducheſſe regnante de Saxe Gothe et Altenbourg, par l'Auteur *G. S. l'Oehlein*. Oeuvre VI.

Concert pour le Clavecin avec l'Accompagnement de deux Violons, Alto, Viola Basse et deux Cors, composé par *Ernesti Eichner*, Maitre de Muſique de Son Alteſſe Royale, Monſeigneur

Seigneur le Prince de Proſſe. Oeuvre VI. Francfort, chez le Sr. Haueiſen.

Six Duos pour deux Violons, dediées a Mr. le Baron de *Weſtphal* etc. compoſées par W. *Lodes*. Se vend chez le Graveur G. H. Stallmann Hildesheim.

Meine Herren, ich habe hiemit die Ehre, Ihnen eine Geſellſchaft von ganz ſcharmanten, galanten, amüſanten und eleganten Herren zu präſentiren. Dieſer Herr hier iſt der wichtigſte Mann in ganz Europa; der da hat ſeines gleichen gar nicht an Annehmlichkeit und Süßigkeit; dort, die Friſur, die ſie hervorragen ſehen, treten Sie näher! — das iſt bey meiner Ehre, eine der künſtlichſten Friſuren auf dem Erdboden; jener der ſich dort im Hintergrunde hält — ich muß ihnen nur ſagen, er verbirgt ſich, weil ihm das Kleid nicht gehört, was er trägt — der iſt, wenn Sie ihn ſo recht en belle humeur ſehen, wahres Löſchpapier der Traurigkeit; ein Genie, wie die Egyptier, Griechen und Römer nicht hatten, und die Grönländer und Kamtſchadalen noch nicht haben. An dieſen Herrn werden Sie eine gewiſſe nonchalance bemerken, die gar nicht ihres gleichen hat. Und das lichterlohe flammende Feuer des Herrn da, ſehen Sie ſchon ganz aus ſeinen Augen ſchießen; hüten Sie ſich, daß Sie mit Ihren Perücken nicht dem Brennpunkte ſeiner Augen zu nahe kommen. Noch muß ich Ihnen dieſen großen außerordentlichen Mann präſentiren: es iſt ein Univerſalgenie. Er weiß Ihnen die tiefſinnigſten Sprüche alter Weiſen mit einem ſo ſüßen Julep zu überziehen und ſie auf eine ſo incomparable Art mit Agrements zu garniren, daß es eine charme iſt, ihn anzuhören: ich darf in Gegenwart der Herren nicht mehr von ihnen ſagen, denn ſie ſind alle die Beſcheidenheit ſelbſt. Bk.

6) Romanen.

Das Leben und die Meynungen des Herrn Magiſter Sibaldus Nothanker, 3ter und letzter Band, Be-

lin, bey Nicolai, 1776. 5 Kupferplatten, 201 Seite 8.

Hr. Magiſter Rothankers Levnet og Meeninger, tredie og ſidſte Bind. Overſat af det Tydſke. Kiøbenhavn, Proſt, 1777. 8.

Het Leven en de Gevoelens van den Eerwaarden Heer Sebaldus Nothanker, derde en laatſte Deel. Uit het Hoogduitsch vertaald. te Amſteldam, by Doll 1776. 169 S. gr. 8.

La Vie et les Opinions de Sebaldus Nothanker, quatre Parties, à Londres 1777. 989 S. 8.

Die beyden erſten Theile des Lebens Seb. Nothankers ſind in dieſer Bibliothek XXVI. Bandes 2ten Th. S. 479. angezeigt. Der dritte Theil beſchließet dieſes Werk. Ueber den Werth deſſelben weiter nichts zu ſagen, halten wir gegründete Urſachen, die der Leſer leicht errathen wird.

Bey dieſem Theile ſind auch fünf vortreffliche Kupferſtiche von Hrn. D. Chodowiecki. Das zu S. 87 gehörige Kupfer, wo Sebaldus von Säugling ein Almoſen empfängt, iſt ganz beſonders vorzüglich.

Die Däniſche Ueberſetzung können wir blos anzeigen, da wir der Sprache nicht kundig ſind.

Der dritte Theil der Holländiſchen Ueberſetzung iſt, ſo weit wir es verſtehen, von eben dem Werthe, als die Ueberſetzung der vorigen Theile. Der Ueberſetzer hat, wie wir ſehen, einige Kleinigkeiten geändert, und noch einen Prologum galeatum beygefügt; welches um ſo viel nöthiger geweſen ſeyn mag, da in dieſem Theil die Scene größtentheils in Holland liegt, und die Holländiſchen Domine bisher nicht gewohnt waren, daß ſich jemand unterſtehen dürfte, ihren Spitzfindigkeiten und ihren Verdammungen zu widerſprechen.

In der Franzöſiſchen Ueberſetzung, macht der erſte Theil, die Wilhelmine des Hrn. von Thümmel aus. Der zweyte Theil iſt der erſte Theil des Lebens S. N. und ein wörtlicher Abdruck der Bibl. XXVI. 2. S. 482. angezeigten Ueberſetzung; doch iſt die gegenwärtige Ausgabe ſehr viel

saubererer gedruckt. Der dritte und vierte Theil, den Ueberfetzum enthält den zweyten und dritten Theil des Lucretius. S. M.

Die Schleuder eines Hirtenknaben gegen den hohnsprechenden Philister, den V. des Sebaldus Nothanker, von Johann Heinrich Jung, Frankfurt am Mayn, bey den Eichenbergischen Erben, 1775. 104 Seiten 8.

Johann Heinrich Jung, die Theodicee des Hirtenknaben, als Berichtigung und Vertheidigung der Schleuder desselben. Frankfurt, bey den Eichenbergischen Erben. 1776. 199. S. 8.

Die große Panacee wider die Krankheit des Religionszweifels, von demselben V. Frankfurt bey Eichenbergs Erben, 1776. 148 S. 8.

Anmerkungen über die Schleuder eines Hirtenknaben, dem verständigen Publikum zur Einsicht mitgetheilt. Crefeld, bey ter Meer. 1775. 56 S. 8.

Abbitte an das einsichtsvolle Publikum, wegen der Anmerkungen über die Schleuder eines Hirtenknaben, und einige dadurch veranlaßte Briefe, nebst Beantwortung der Frage: Wer ist ein Christ? Crefeld bey ter Meer. 1776. 22 S. 8.

Der verunglückte Schleuderwurf, 1775. 22 S. 8.

Doctor Jung in Elberfeld, hat sich in den drey ersten Schriften, als einen sehr heftigen Widersacher des Lebens und der Meynungen Sebaldus Nothankers, gezeiget. Er ist seiner Meynung, daß der V. des Lebens ein verdammlicher Unchrist ist, und die Meynungen des ehrlichen Sebaldus, alle gute Ordnung, welche die symbolischen Bücher und Glaubensvorschriften in die Welt gebracht haben, umstoßen, so gewiß; daß man wohl siehet, es sey unmöglich mit ihm zu streiten, zumal, da der starke Anstrich von Schwärmerey,

mirer, womit diese Schriften tingirt sind, genugsam zeigt, daß die Erleuchtung des innern Lichtes bey ihm immer stärker seyn werde, als alle Aufklärung der gesunden Vernunft.

Dieß hat der V. der Anmerkungen und der Abbitte erfahren, welche zum Besten der Leser jenseit der Weser, wo nur allein, die Jungischen Schriften einiger Aufmerksamkeit werthgeachtet werden konnten, die Trugschlüsse derselben entwickelt, und nur allzusehr in ihre Blöße gezeigt hat. Hr. Jung bezeugt, daß alles, was er von der Wiedergeburt durchs Taufwasser, von den göttlichen Haushaltungen, und dergleichen Sachen mehr, gesagt hat, die reine lautere Wahrheit sey. Daher es wohl am besten ist, ihm seine Ueberzeugung zu lassen. Er wird so wenig überzeugt werden, als er andere überzeugen wird. Der V. der Anmerkungen und der Abbitte, ist, wie wir hören, Hr. Engelbert von Broeck, ein Kaufmann mennonistischer Konfession in Krefeld, ein gelehrter gottesfürchtiger Mann, der schon in dortigen Gegenden durch verschiedene andere ascetische und moralische Aufsätze bekannt ist.

Der verunglückte Schleuderwurf, ist in der Schweiz gedruckt. Der V. zeigt auch dem D. Jung, wie wenig seine Schleuder treffe. Indessen ist es, wie schon gesagt, fast der Mühe nicht werth, mit einem Schwärmer, zumal wenn er heftig wird, zu streiten. Er wird allemal noch Recht übrig haben.

Die Viehseuche unter den Menschen, beklaget, und ladet zur Anhörung der Gedächtnißreden, welche nach der ansehnlichen Stiftung des den 16ten September 1758. verstorbenen Hrn. August Wolfgang Kirchbachs, den Sonntag nach seinem Sterbetage, ist in diesem 1775sten Jahre der 14te Sonntag nach Trinitatis, und der 17te Sept. nach geendigtem Vespergottesdienste, in dem ersten Hörsaale der Laubanischen Schule gehalten werden sollen, alle höchst- und hochzuehrende Gönner und Freunde der Schule, beyderley Geschlechts, mit

der

der vollkommensten Hochachtung ein, Johann Heinrich Erdmann Göbel, Rekt. Lauban, 8 Seiten. 4.

Was extraordinaires ist auch schon! sagt Prometheus, der das Ding verstehen muß. Wir haben Schulprogrammen eigentlich bisher nicht angezeigt, als wenn wir etwas vorzüglich gutes darin gefunden haben. Aber der Fall, wenn sich etwas vorzüglich dummes findet, auf den wir nicht gedacht haben, verdient eben so gut eine Ausnahme. Da uns eine unbekannte Hand *) mit dem Programm, dessen Titel wir eben hingesetzt haben, versorgt: so wollen wir wenigstens etwas daraus anführen. Es ist so extraordinair, daß man, wenn es nicht schwarz auf weiß gedruckt stünde, nimmermehr glauben sollte, es sey möglich, daß 1775. in der löblichen Sechsstadt Lauban, so etwas habe können gedacht und geschrieben werden:

„Wenn das Vieh wider seinen Instinkt handelt: so ist es krank. Kein Bauer aber glaubt, daß sein Ochse deswegen krank sey, weil er nicht mit ihm rede. Die Religionsspötter aber reden und schreiben. Sie stehen sich doch also wohl einem Ochsen vor. — Den ganzen Unterschied vom Ochsen, setzen sie doch wohl nicht bloß

*) Eben diese unbekannte Hand hat für gut gefunden, uns mit dem IV. V. und VIten Stücke der Dresdnischen gelehrten Anzeigen auf das Jahr 1776. zu versorgen. Diese Anzeigen sind überhaupt ein Magazin von albernen plattem Zeuge. Besonders aber sind die in diesen drey Stücken befindliche: Meine Anmerkungen über das Buch: Leben und Meynungen Herrn M. Ebaldus Rothankers: Insbesondere von der gebührenden Hochachtung gegen die Geistlichen;" so etwas ganz extra, das wir unsern Lesern gern um so viel mehr bekannt machen möchten, da die Anzeigen weiter als bis Pirna und Giesshübel, wohl nicht eben gelesen werden mögen. Wenigstens wollen wir doch hier anführen, daß dem Verf. zuverlässig gesagt worden, daß der Verfasser des Lebens Eb. Rothankers in seiner Jugend ein gar leichtfertiger Knabe, welcher gar nichts ernstes, vorzüglich von den Lehren der Religion erlernen wollen, und hernach als Jüngling immer noch zu leichtsinnig und anderwärts zerstreut gewesen." Daß die Geistlichen, Männer sind „von denen Gott selbst sagt: Wer euch ehret, der ehret mich," und daß: „Wer in ihrem Stande lasterhaft seyn kann, würde es gewiß in jedem andern noch weit mehr seyn."

mirrt, womit diese Schriften eingirt sind, genugsam zeige, daß die Erleuchtung des innern Lichtes bey ihm immer stärker seyn werde, als alle Aufklärung der gesunden Vernunft.

Dieß hat der V. der Anmerkungen und der Abbitte erfahren, welche zum Besten der Leser jenseit der Weser, wo nur allein, die Jungischen Schriften einiger Aufmerksamkeit werthgeachtet werden konnten, die Trugschlüsse derselben entwickelt, und nur allzusehr in ihrer Blöße gezeigt hat. Hr. Jung bezeugt, daß alles, was er von der Wiedergeburt durchs Taufwasser, von den göttlichen Haushaltungen, und dergleichen Sachen mehr, gesagt hat, die reine lautere Wahrheit sey. Daher es wohl am besten ist, ihm seine Ueberzeugung zu lassen. Er wird so wenig überzeugt werden, als er andere überzeugen wird. Der V. der Anmerkungen und der Abbitte, ist, wie wir hören, Hr. Engelbert von Broeck, ein Kaufmann mennonistischer Konfession in Krefeld, ein gelehrter gottesfürchtiger Mann, der schon in dortigen Gegenden durch verschiedene andere ascetische und moralische Aufsätze bekannt ist.

Der verunglückte Schleuderwurf, ist in der Schweiz gedruckt. Der V. zeigt auch dem D. Jung, wie wenig seine Schleuder treffe. Indessen ist es, wie schon gesagt, fast der Mühe nicht werth, mit einem Schwärmer, zumal wenn er heftig wird, zu streiten. Er wird allemal noch Recht übrig haben.

Die Viehseuche unter den Menschen, beklaget, und ladet zur Anhörung der Gedächtnißrede, welche nach der ansehnlichen Stiftung des den 16ten September 1758. verstorbenen Hrn. August Wolfgang Kirchbachs, den Sonntag nach seinem Sterbetage, ist in diesem 1775sten Jahre der 14te Sonntag nach Trinitatis, und der 17te Sept. nach geendigtem Vespergottesdienste, in dem ersten Hörsaale der Laubanischen Schule gehalten werden sollen, alle höchst- und hochzuehrende Gönner und Freunde der Schule, beyderley Geschlechts, mit

der

der vollkommensten Hochachtung ein, Johann Heinrich Erdmann Göbel, Rektor. Lauban, 8 Seiten. 4.

Was extraordinaires ist auch schon! sagt Prometheus, der das Ding verstehen muß. Wir haben Schulprogrammen ehemals bisher nicht angesehen, als wenn wir etwas vorzüglich gutes darin gefunden hätten. Aber der Fall, wenn sich etwas vorzüglich dummes findet, auf den wir nicht gedacht haben, verdient eben so gut eine Ausnahme. Da uns eine unbekannte Hand *) mit dem Programm, dessen Titel wir oben hingesetzt haben, versorgt: so wollen wir wenigstens etwas daraus anführen. Es ist so extraordinair, daß man, wenn es nicht schwarz auf weiß gedruckt stünde, nimmermehr glauben sollte, es sey möglich, daß 1775. in der löblichen Sechsstadt Lauban, so etwas hätte können gedacht und geschrieben werden:

„Wenn das Vieh wider seinen Instinkt handelt: so ist es krank. Kein Bauer aber glaubt, daß sein Ochse deswegen krank sey, weil er nicht mit ihm rede. Die Religionsspötter aber reden und schreiben. Sie ziehen sich doch also wohl einem Ochsen vor. — Den ganzen Unterschied vom Ochsen, setzen sie doch wohl nicht bloß

*) Eben diese unbekannte Hand hat für gut gefunden, uns mit dem IV. V. und VIten Stücke der Dresdnischen gelehrten Anzeigen auf das Jahr 1776. zu versorgen. Diese Anzeigen sind überhaupt ein Magazin von albernen plattem Aufsatzen. Besonders aber sind die in diesen drey Stücken befindliche: Meine Anmerkungen über das Buch: Leben und Meynungen Herrn M. Ebaldus Rothankers: Insbesondere von der gebührenden Hochachtung gegen die Geistlichen;" so etwas ganz extra, das wir unsern Lesern gern um so viel mehr bekannt machen möchten, da die Anzeigen weiter als bis Pirna und Giesshübel, wohl nicht eben gelesen werden mögen. Wenigstens wollen wir doch hier anführen, daß dem Verf. zuverlässig gesagt worden, daß der Verfasser des Lebens Ebr. Rothankers in seiner Jugend ein gar leichtfertiger Knabe, welcher gar nichts ernstes, vorzüglich von den Lehren der Religion erlernen wollen, und hernach als Jüngling immer noch zu leichtsinnig und anderwärts zerstreut gewesen." Daß die Geistlichen, Männer sind „von denen Gott selbst sagt: Wer euch ehret, der ehret mich," und daß: „Wer in ihrem Stande lasterhaft seyn kann, würde es gewiß in jedem andern noch weit mehr seyn."

Haß in den Beinen, Felle, sichelichen Hörnern, und der andern, ganzen Beschaffenheit des Körpers? Sie mögen doch, wenn sie können, einen andern wesentlichen Unterschied angeben, als denjenigen, welchen Vernunft und Freyheit bestimmen. Wie aber, wenn sie Vernunft und Freyheit nicht gebrauchen, wenn sie diesen Vorzügen der Menschheit zuwider handeln? Alsdenn sind sie in ihrer Art so krank, als der Ochse in seiner Art, der den Kopf unter die Krippe hängt. Wenn das Wort, Vernunft, selbst nicht recht mehr gefallen, sondern mich ein schalmäßiges Steckenpferd seyn sollte, welches zerbrochen werden muß: so will ich diesen Vorzug des Menschen mit dem Worte Sensus communis auf gut deutsch, allgemeiner gesunder Menschenverstand belegen. Wer diesen nicht hat, und nicht gebraucht, oder ihm zuwider handelt, der erniedrigt sich unter das Vieh, welches von Natur keinen hat. Es ist ihm eine Krankheit, in welcher er dem Viehe ähnlich wird. Diese Bedeutung lege ich hier dem Worte Viehseuche, unter. Wenn dadurch sonst eine ansteckende Krankheit angezeigt wird, welche das Vieh wegrafft: so ist zwar auch schon ein junges, schönes munteres Stück, sie heißen es, den jungen Werther, gefallen. Aber sie haben in ihrer Schule auch bereits angefangen, dem Uebel entgegen zu arbeiten, und die Seuche in diesem Verstande zu unterdrücken. Fressen, Saufen und Huren wollen sie doch gerne so lange als möglich ist." u. s. w.

Nun führt der V. ferner aus den beiden neuesten Schandschriften, dem zweyten Band des Lebens und der Meinungen M. Sebaldus Nothankers und den Leiden des jungen Werthers an, daß die V. dieser beyden Bücher, mit der Viehseuche behaftet sind. Daß dem ersten V., von einem Manne, der, wie wir gesehen haben, so scharfsinnig ist, wie Hrn. Göbel, bald bewiesen werden könne, er habe keinen Sensus communis, und sey folglich ein Vieh; ist leicht zu erachten. Was Werthern betrifft, so überweiset ihn Hr. Göbel, daß er „bey der Lotte, die Sättigung seines thierischen Triebes des Genusses verlangt, und vom Hunde nicht unterschieden ist, welcher der Beute nachläuft." Und wir sollten „Rosen auf Werthers Grab streuen? *O Tempora! O Mores!*" (ruft Hr. Göbel aus:) „Dornen, Disteln, Nesseln, Schierling. Recht! Herr Johann Heinrich Erdmann Göbel! Und Nachtschatten, und Stechapfel, und Stinkschwamm

dazu!

dazu? Wer wollte solchem Viehe Rosen unterlegen? Die gehören für Hr. Gebeln, und Leute, die Vernunft und Freyheit so gut gebrauchen wie er!

De Vreugde van den jongen Werther, door den Heer *Friedrich Nicolai*, Schryver van het Leven en de Gevoelens van Sebaldus Nothanker, in *drie Deelen*. Uit het Hoogduitsch vertaald. Te Amsterdam, by Iak. Doll. 1777. 8.

Eine Uebersetzung eines in Deutschland genug bekannten Werkchens. Die Uebersetzung ist besser, als der auf dem Titel befindliche Nachstich der vortrefflichen Vignette von Chodowiecki.

Predigten des Herrn Magister Sebaldus Nothanker, aus seinen Papieren gezogen. Zweyter Theil. Leipzig, bey Weygand. 1776. 172 S. 8.

Von dem ersten Band dieser untergeschobenen Predigten ist in der allg. d. Bibl. B. XXVI. St. 2. S. 481. angezeigt. Der zweyte Band ist ungefähr wie der erste, wenigstens gut gemeynt, und wenn er etwas beytragen kann, daß einige Landgeistliche vernünftiger predigen als vorher, so hat er immer einen Nutzen.

Mn.

Geschichte und Erzählungen. Erster bis zehnter Band. Danzig, bey Wedel. 1774—1778. 8.

Hamburgische Gartenbibliothek, worinn mancherley lehrreiche und angenehme physikalische und moralische, historische, satyrische und poetische Schriften zur Bildung und zum Vergnügen des Verstandes, des Witzes und des Herzens, wie auch verschiedene die Gartenkunst betreffende nützliche Aufsätze zu finden sind. Zwey Bände. Hamburg, bey Brand. 1775. 8.

Land-

Landbibliothek zu einem angenehmen und lehrreichen Zeitvertreibe, aus verschiedenen Sprachen zusammengetragen. Zwey, und zwanzigster bis dreyßigster Band. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1774 — 1778.

Brittisches Museum oder Beyträge zur angenehmen Lektüre, aus dem Englischen übersetzt. 16ter bis 22ster Theil. Leipzig, bey Schwickert. 1778. 8.

Angenehme Lectüre für Frauenzimmer. 6ter bis 9ter Band. Leipzig, bey Junius. 1776—1778. 8.

Der Unterhalter, oder belustigender Unterricht für Damen. Erster Band. Leipzig, bey Schwickert. 1778. 544 Seiten 8.

Unterricht und Zeitvertreib für das schöne Geschlecht, in gesammelten Briefen und Erzählungen, 24ster bis 27ster Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1774. 1775. 8.

Samml. von Briefen und Geschichten aus fremden Sprachen, 1ster — 6ter Th. Leipz. ebend. 1776. 1777. 8.

Der Nachtisch, oder Beschäfftigung für Damen, 1ster u. 2ter Theil. Leipzig, bey Korn. 1778. 1779. 8.

Breßlauische Landbibliothek, in lehrreichen und anmuthigen Erzählungen. Erster Th. Breßlau, bey Korn, dem ältern. 1778. 8.

Sittliche und rührende Unterhaltungen für Frauenzimmer. 7ter bis 10ter Band. Leipzig, bey Hilscher. 1774 — 1777. 8.

Handbuch zum Zeitvertreibe für das schöne Geschlecht. Erster u. zweyter Theil. Leipzig, bey Schwickert. 1778. 1779. 8.

Das Buchmacherhandwerk ist eines von denen, welche im heil. Römischen Reiche deutscher Nation am stärksten getrieben werden. Es ist zwar nicht geschmiedt; aber doch

doch auch im geringsten nicht gesperrt. Eine große Menge Leute, die nicht den geringsten Beruf noch Talent haben, Bücher zu schreiben, sind nichtsdestoweniger immer beschäftigt, Bücher zu machen: denn die meisten Sammlungen von Predigten, Sammlungen von Programmen und Dissertationen, Sammlungen von Gedichten, Betrachtungen, Gedanken, schrift- und vernunftmäßige Beweise, Compendien, Gebetbücher, Gesangbücher, Kriegsgeschichte und Urkundensammlungen, ja, welche honoris causa zuerst hätten genannt werden sollen, die meisten kritischen Journale und gelehrte Zeitungen sind nicht geschriebene, sondern handwerksmäßig und nach dem Leisten von Büchermachern gemachte Bücher. Unter den Büchermachern verlangen die Uebersetzer eine Art von Patricier zu seyn, vielleicht, weil sie weniger Mühe haben, und besser leben können: denn die allgemeine Stimme gesteht ihrem Gewerbe einen Vorzug vor dem gemeinen Büchermacherhandwerke zu, da beständig von der Uebersetzungsmanufaktur geredet wird. Diese Manufaktur ist denn wirklich auch in einem sehr blühenden Zustande, da in jeder beträchtlichen Stadt Deutschlandes, besonders in dem Bücherreichen Leipzig, eine Menge Stühle vorhanden sind, worauf, nachdem der Debit des Jahres ist, viel, sehr viel, entsetzlich viel gearbeitet wird. Englische, französische ꝛc. Bücher von allerley Art werden da verarbeitet. Besonders aber sind die Romanen der courranteste Artikel dieser Manufaktur. Die Romanen kommen aus Frankreich und England scheffelweise, so daß bey der größten Betriebsamkeit und Schnelligkeit der Hände unserer Uebersetzer, niemals daran Mangel seyn kann. Kein Uebersetzer darf sich ungeschickt genug dünken, um sich nicht an ihre Uebersetzung zu wagen, und kein Leser kann sich dumm genug dünken, um solche Bücher nicht lesen zu können. Daher sind denn auch unsere Meßverzeichnisse beständig mit Titeln übersetzter Romanen angefüllet. Aber außer dem einzelnen Debite, giebt es auch noch eine Art damit im Ganzen zu handeln, wenn man solche Romane in ganzen Sammlungen herausgiebt. In solche Sammlungen kann füglich alles aufgenommen werden, gutes und schlechtes, denn eins trägt das andere, und es giebt ordentliche Leser, bey welchen es nicht sowohl darauf ankommt, was in einem Buche von vielen Bänden stehet, als darauf, ob ihnen kein Band fehle. Wir haben zwar eigentlich die Anzeigen von Romanen, die aus fremden Sprachen

übersetzt sind, aus unserer Bibliothek ausgeschlossen, weil wir des deutschen originalen Wustes genug anzuzeigen haben. Indessen scheint es doch der Mühe werth zu seyn, hier den größten Theil der **Sammlungen**, (alle sind uns gewiß nicht zu Gesichte gekommen,) ein vor allemal anzuzeigen, so weit sie zu 1774 bis 1778. gehören. Ein Romanenleser mag diese Anzeige als einen Küchenzettel betrachten, wodurch er sich, was nach seinem Gaume ist, aussuchen kann. Ein philosophischer Leser, der auf den Geschmack und auf die Aufklärungen der Nation aus ihrer Lektür schließet, wird Betrachtungen ganz anderer Art über diese ungeheuere Menge von Bänden voll mittelmäßiges Zeuges anstellen, das so begierig übersetzt, und so begierig gelesen wird.

Die **Geschichte und Erzählungen** gehören zu den besten Sammlungen dieser Art. Der Herausgeber ist nicht bloß bey den Romanen geblieben; sondern hat viele Aufsätze aus der Geschichte, der Physik, Naturhistorie, besonders aus englischen Journalen übersetzt, wodurch diese Sammlung unterhaltend und lehrreich wird. Alles freylich ist nicht aufs strengste gewählt. Die Uebersetzung ist meistens gut.

Die **Hamburgische Gartenbibliothek** hat auch nicht bloße Romanen, sondern allerley durcheinander, mit schlechter Wahl, auch viel mittelmäßige Gedichte.

Die **Landbibliothek** nahm schon 1762. ihren Anfang. Man hat in den vorigen Bänden verschiedene artige Geschichte gelesen, welches man aber von den letzten Bänden nicht sagen kann, z. B. die **Rittergeschichte Edmund** im 30sten Bande ist herzlich hölzern. Die Uebersetzungen sind, wie in allen Sammlungen, wo so verschiedene Hände arbeiten, verschieden, sehr oft steif.

Die vorhergehenden Bände des **britischen Museum** haben wir in des XXXIV. Bandes 2tem Stück S. 609. angezeigt. Wir wiederholen des damaligen Recensenten Urtheil über solche Sammlungen überhaupt, besonders über die schlechte Beschaffenheit der Uebersetzungen in diesem **Museum**, welche noch nichts besser geworden sind. Der Verleger hat übrigens die Industrie, was in diesem **Museum** im Ganzen zu Markte kommt, auch unter einzelnen umgeschlagenen Titeln en detail zu verkaufen. Dieß ist wenigstens darzu gut, daß, wenn in eine solche Sammlung einmal ein gutes Buch kommt, man nicht nöthig hat, die schlechten mitzukaufen; doch ist dieses mit diesem **Museum** selten der Fall.

Der

Der Unterricht und Zeitvertreib, folgte auf die sogenannten Frauenzimmerbriefe, und ist mit dem 98sten Theile geschlossen, und an dessen Stelle tritt die

Sammlung von Briefen und Geschichten aus fremden Sprachen. Von der Wahl in diesen Sammlungen ist nicht viel zu sagen. Das meiste ist englische Buchmacherwaare; doch so ziemlich das beste unter derselben. Von den Uebersetzungen gilt eben das, was von den Uebersetzungen in der Landbibliothek gesagt ist.

Der Herausgeber der angenehmen Lektüre für Frauenzimmer, mag es bey dem schönen Geschlechte verantworten, wenn es manche Romane ziemlich langweilig und folglich unangenehm fände. Z. B. Hannchen im 6ten Bande. Sicherer wäre der Titel: unschädliche Lektüre für Frauenzimmer, denn wider die Moralität ist nichts einzuwenden. Die Nachrichten der Fräulein Karoline von Taubenheim im 9ten Bande, scheinen ein deutsches Original eines gutmeynenden Anfängers zu seyn.

Der Unterhalter will die Damen belustigen. Der Nachtisch will ihnen Beschäfftigung geben; das Handbuch will wohl gar, daß es die Damen beständig zur Hand haben sollen. Sie thun aber nichts weiter, als daß sie kahle englische und französische Romanen übersetzen. Die angenehme Lektüre ist ihnen doch weit vorzuziehen.

Die Breslauische Landbibliothek, tritt an die Stelle gewisser korpulenter Abendstunden, von welchen an 30 Bände heraus sind. In denselben steht vieles aus nicht ganz neuen französischen Romanen. So enthält auch diese einen Roman, in dem wir weder etwas lehrreiches, noch etwas anmuthiges haben finden können, genannt, der Herzog von Arnay.

Die sittlichen Unterhaltungen, sind zwar sittlich, dawider ist nichts zu sagen; aber rührendes und unterhaltendes haben wir wenig gefunden. Sie haben das besondere, daß steife deutsche Originalabhandlungen, z. B. über die Frauenzimmerlektüre, über die Wahl eines Ehegatten, u. d. gl. mit ziemlich unbedeutenden übersetzten Romanen abwechseln. Unterhalte sich damit wer kann.

Humphry Klinkers Reisen, 3 Bände, aus dem Englischen übersetzt, neue Auflage. Leipzig, bey Weid-

manns Erben und Reich. 1775. 3 Kupfer. 800 Seiten 8.

Die erste Ausgabe dieses überaus unterhaltenden Romans, ist im XXIIsten Bande S. 535. angezeigt. Diese neue Ausgabe ist sauberer gedruckt, und hin und wieder auch in der Schreibart verbessert.

Em.

Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, rechtmäßige dritte, vom Verfasser durchgesehene und vermehrte Ausgabe, in sechs Bänden, Leipzig bey Junius. 1778.

I Th. 694. II. 662. III. 700. IV. 640. V. 752. VI. 732 Seiten.

Alles was der Titel besagt, ist hier getreu und sonder Gefährde erfüllet. Diese Auflage ist **rechtmäßig**, laut des vorgedruckten kayserl. Privilegii; **durchgesehen**, das beweisen die neuerdings hinzugefügten häufigen Anmerkungen unterm Texte, und der Schwall aus allen Klassikern fleißig zusammengetragener **neuen Ueberschriften und Sentenzen**; davon, nach des V. **selbst gewählten Gleichniß**, das Buch in der That so **bunt** aussieht, **als ein wohlgespickter Rehrücken**; und **vermehrt**, denn diese Auflage hält wieder **fünfhundert und sieben und sechzig** Seiten mehr, als die **zweyte**. Statt dieser fortwährenden Vermehrungen, die dem Leser endlich lästig werden, (denn es ist des Getümmels so viel als auf einem Jahrmarkt,) wäre eine Ueberarbeitung und Verbesserung des Ganzen, ohne Zweifel der Sache angemessener gewesen. Wieviel hätte das Buch dadurch gewinnen können, wenn der V., statt neue Episoden auszuspinnen, Anmerkungen mit Anmerkungen zu verbrämen, oder sich mit dem Freund Kunstrichter herumzubeissen, Selbstverleugnung oder Entschlossenheit genug gehabt hätte, diese oder jene gemachte Bemerkung kaltblütig in Ueberlegung zu ziehen, und in der Stille zu benutzen, die unnöthigen Auswüchse wegzuräumen, das Weitschweifige abzukürzen, das

Schwan-

Schwankende und Unbestimmte deutlich darzustellen, und das Gute mehr zusammenzudrängen. Ein Buch, das von dem Publikum so sehr begünstiget worden ist, und von dem der V. sich hier und da nicht undeutlich merken läßt, daß es ihr manchem Betracht dem ganzen Deutschland die Augen geöffnet habe, hätte diese Verbesserung und Vervollkommnung wohl verdient. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Herr Hermes alle seine Gedanken und Aufsätze, die er im ersten Feuer niederschrieb, nach verschiedenen Jahren alle so rein und ausgekörnt finden sollte, daß er nicht selbst daran häufige Unvollkommenheiten des ersten Entwurfs fühlte; wie leicht müßte es ihm gewesen seyn, Spreu und Weitzen zu trennen! Aber die Vorliebe zu dem, was ihm einmal aus der Feder geflossen, wird ihm das wohl nie gestatten; daher belastet er seinen Speicher, wie ein karger Wirth, mit ähnlichem Gemengsel immer noch mehr, ohne darauf zu denken, seinen Vorrath einmal zu sichten.

Die 567 Seiten Zusätze enthalten vornehmlich folgendes Neue. Die Geschichte eines Herrn Homilius Spes, dessen Signora Fanello im V Br. des III Theils voriger Ausgabe schon beyläufig gedacht hat, und der hier in Person auftritt; er ist ein Frömmling und boßhafter Schleicher, bekehrt die Jungfer Hospes, ein wohlerzogenes Bürgermädchen, zu seiner frommen Sekte, und betrügt sie schändlich; ihm wird aber die Larve endlich abgezogen: seine Geliebte erblickt ihn in seiner wahren Gestalt, und wird hernach ihrem ersten getreuen Liebhaber, dem Sattler Gurtmann, noch zu Theil. Diese Geschichte flicht sich vom 2ten Theile S. 642, mittelst eingeschalteter Briefe, durch alle die übrigen; diese Briefe sind aber so aus einander gerissen, daß ein Leser, der die sechs Bände nach einander ließt, des Herrn Homilius und seiner Schwänke sich nicht mehr oder doch nur dunkel erinnert, wenn er ihm zum zweyten wieder begegnet. Eine andere Geschichte, welche die Wittwe Bürger im V Th. S. 334. von sich erzählt, soll die Darstellung der Schande dem Frauenzimmer lehren, aus eigner Schuld ehelos geblieben zu seyn. Das beweißt diese Erzählung gerade gar nicht; doch das begegnet dem V. mehrmals, daß seine Dichtungen einen andern Weg nehmen, als den er sie führen will. An dem Mädchen lags hier eigentlich nicht, daß sie nicht an Mann gebracht wurde; bey dem Archiater. Trefflich gieng sie ja in seinem Wittwerstande auf Eroberung aus, und hernach, da sie einen Oberprediger abwieß,

wieß, stund sie in der gewissesten Vermuthung, daß ein preussischer Kapitän, der ihr besser gefiel, sich um sie bewerben würde. Daß der sie auf gewisse Art plantirte, das war nicht ihre Schuld. Was muß die ehrwürdige Dame, die durch eine Aufforderung diese Episode veranlaßte, über diese schiefe Auflösung ihrer Aufgabe gedacht haben? Zu den besser gelungenen Einschiebseln zählen wir, die kleine Geschichte im VI Th. S. 328. eines von Hrn. Puff durch Julchens Betrieb aufgenommenen adlichen Kindes, dem er eine standesmäßige Erziehung giebt, und im vollbürtigen Alter dem wohlgearteten Jüngling seinen Stand entdeckt. Der erste Brief im III Th. über die verborgenen Lüste der Jugend ist gut gemeynt; aber für die Unschuld räthselhaft, und für die schon verdorbene Jugend zu unkräftig. Der V Theil schließt mit einem Briefe Rübezahls an Radegast, worin der erste eine löbliche That von sich erzählt, wie er eine junge Predigersfrau, die in Ansehung ihres moralischen Charakters tief gesunken war, wieder zu bessern Gesinnungen gebracht habe. Die Sache an sich ist gut; nur in dem Munde des jungen Candidaten klingt sie zu triumphirend: warum läßt der Verf. das nicht die Frau mit liebenswürdiger Offenherzigkeit selbst erzählen? Im ersten Br. des IV. Th. wird Jucunbens Charakter und ihre Geschichte mehr ausgemalt. Die neue Erzählung hat einige feine Züge; im Ganzen aber hat uns diese Scene nie gefallen wollen, weil sie, wie mehrere im Buch, die uns und vermuthlich mehrern Lesern, eben so wenig behagen, auf Mißverstand, seltsame Zurückhaltung und falsche Delicatesse calculirt ist.

Außer diesen mehr oder weniger gedehnten Einschaltungen, sind noch eine Menge Zusätze und kleinere Aufsätze in diese neue Ausgabe eingerückt. Gleich im ersten Theile referirt Sophie ein Konsistorialexamen, dazu macht der V. die besondere Note: „Wie mögen es betrachten wie wir wollen, so „sehen wir doch keine Möglichkeit, wie Sophie das sollte verstanden, behalten, und mit Interesse angehört haben. — „Die gesammten Kunstrichter hatten ganz recht, wie wirs hier„mit öffentlich zugestehen. Was uns tröstet, ist, daß wir auf „diese Art doch so manche Wahrheit in die Menge der Leser „hinsagen können.“ Also sans rime et sans raison? Das ist freylich ein mächtiger Schlagbaum, den der Verf. jeder Kritik verzieht: denn sonst würden wir fragen, warum eben der Sophie diese für sie so wenig passende Rolle mußte aufgetra-

getragen werden? Im zweyten Theile im Anfange kommt ein Brief vor über Vaterlandsliebe des Frauenzimmers, oder eigentlich über das Heimweh der Frauen, welches sie oft überfällt, wenn sie genöthiget sind, dem Berufe des Mannes außerhalb ihrer Heimath zu folgen. Nützlich und lehrreich. Desto unbedeutender ist das Anhängsel eines eingelaufenen Briefes von einem Advokaten, der seine Zunftgenossen in Sophiens Reisen in ein vortheilhaftes Licht gestellt zu sehen wünscht, Satz für Satz mit Scholien des Verf. begleitet. Ein Brief im III. Th. S. 668. von Hrn. Puff enthält eine Abhandlung über Schwiegermütter, Theater und Edukationswesen. Hin und wieder hat der Verf. in Ansehung dieses letztern Punktes ein Wort der Ermahnung an die Mütter gehen lassen, das aus vollem Herzen ausgeflossen zu seyn scheint. Dieser Lehrton kleidet den Verf. ungleich besser, als sein Witz und die ausgekramte Schulbelesenheit; jenes kann auch wirklichen Nutzen stiften, wenigstens zu ernsthaften Beherzigungen Anlaß geben; dieses macht unnützes Gesperre, das dem Leser nur im Wege steht.

Diesmal schließt das Buch mit einem Briefe des Hrn. Puff, der gewissermaaßen als eine Selbstkritik des Verf. über sein Buch kann angesehen werden. Hierauf kommt noch ein Nachtrag zur Geschichte. Dem Verf. muß seine Lehre von der Mesalliance sehr am Herzen liegen: denn auf der letzten Seite des Buchs berührt er diese Materie nochmals bey Gelegenheit des adelichen Zöglings des Hrn. Puff, der sich in die Tochter seines Wohlthäters verliebt hat, und um nicht seinen Adel zu erniedrigen, wiewohl mit großer Ueberwindung, seine Geliebte aufgiebt. Wenns hier der Ort wäre, so würde nichts leichter seyn, als zu zeigen, daß Hr. H. den wahren Gesichtspunkt, woraus sich die so genannten Mißheurathen betrachten lassen, ganz verfehlt hat. So wie er die Sache vorträgt, muß seine Theorie mehr Unheil als Nutzen stiften. Sonst waren Landprediger, Sachwalter und dergleichen Leute, nützliche Surrogaten für adeliche, mit Töchtern zahlreich besetzte Familien; arme Fyxulein, die auf keine standesmäßige Verbindung sich Rechnung machen konnten, vergaßen die imaginären Vorrechte ihrer Geburt, ließen den Adel schwinden, und wurden gute Hausmütter bürgerlichen Standes. Nun ihnen Sophiens Reise den Kopf schwindelnd gemacht hat, und auf der andern Seite die Freyer bürgerlichen Standes, durch das Exempel des Predigers in Haberstroh zurückgeschreckt wer-

den, bleibt der zahlreiche Ueberfluß adelicher Töchter entweder ehelos, oder die Idee von Mesalliance, die unter die Menge von Lesern so laut hineingesagt worden ist, verheißt wenigstens mißvergnügte Ehen. Wenn der Verf., anstatt leere Vorurtheile zu begünstigen, durch Beyspiele die adelichen Töchter belehrt hätte, daß sie ihren Adel verlieren, wenn sie in den Bürgerstand sich verheurathen; daß aber dieser Verlust auf das Glück und die Zufriedenheit des Lebens weiter keinen Einfluß habe; daß es hingegen ganz und gar nicht für eine Mesalliance zu halten sey, wenn ein Kavalier eine reiche bürgerliche Heurath trifft, die seine angeerbten Schulden bezahlt, und seine Güter frey macht; daß es aber freylich unter vielen Umständen unweislich gethan sey, für adeliche so wohl als unadeliche, sich außer ihrem Stande zu verheurathen: so hätten die Begriffe von Mißheurathen, wenn sie in ihr gehöriges Licht wären gestellt worden, allerdings Nutzen stiften können.

In Ansehung der fernern Schicksale Sophiens befriediget der V. zuletzt noch die Leser durch einen kurzen Auszug ihrer Ehestandsgeschichte. Nachdem sie ihrem Kübbuts manchen tollen Streich gespielt, wird dieser nach Dresden in ein ansehnlich Amt berufen. Hier bessert sie sich durchaus, wird eine vernünftige Mutter, eine gefällige Gattinn, und lebt mit ihrem Manne, der seine Hypochondrie ganz verloren hat, glücklich.

So viel in Ansehung des Textes. Nun noch ein Wort über die Noten, die der Verf. hier häufiger, als in den vorhergehenden Ausgaben angebracht hat, theils seinen Witz spielen zu lassen, theis seine polemischen Talente zu zeigen. Hier charakterisirt sich doch der Verf. als ein seltsamer Mann. Um dieses nicht ohne Beweis zu sagen, wollen wir es uns nicht verdrießen lassen, einige davon zum Beyspiel anzuführen.

Im I. Theil 194 S. „Alles (was Sophie im Text sagt,) hat Freund Kunstrichter gültig gefunden, um den freylich richtigen Schluß zu machen, daß meine Leute keinen Charakter haben.“ Gleichwohl gesteht der V. auf der 98. S. im V. Th. es zu, daß durch sein unvermeidliches zweymaliges Farbengeben, (warum denn unvermeidlich? doch aus keinem andern Grunde, als weils ihm so beliebte.) die erste Grundzeichnung seiner Charaktere, er selbst oft nur mit Mühe zu sehen vermögend sey. (Schlimm genug, daß er seine Figuren mit so mancherley Farben überpinselt hat, daß er die Zeichnung

wenig nicht mehr sehen kann! Aber sollte man aus der Zusammenhaltung beyder Noten nicht auf die Gedanken gerathen, Hr. H. wisse zuweilen selbst nicht was er redet?)

S. 296. schreibt Sophiens Bruder: du sprichst mir von der Schrift: davon wäre viel zu sagen! (dazu jetzt die Note unter dem Text.) „Wie gelehrt der Mann ist! Also thut man der allg. d. Bibl. unrecht, denn die war noch nicht da." (Wie schielend ist das gesagt! Aber auch zugleich mit welcher Zudringlichkeit!)

S. 143. im III Th. in der Note sagt der V. — gebt mir Muse, so will ich euch gern befriedigen, ihr Guten Zu dieser Anmerkung macht er wieder folgende Anmerkung: „Muse heißt mir Zeit zu Geschäfften für die Ewigkeit. (Wer kann fassen, was der V. damit haben will? Sein Beruf als Geistlicher betrift ja eigentlich Geschäffte für die Ewigkeit, wie kann es ihm denn also an Muse fehlen?) S. 405. und sonst hin und wieder klagt er über Verfolgung wegen seines Buchs, wovon er sich doch nicht losagen will. Man merkt es gar zu sehr, daß Hr. H. seine Leser bereden möchte, er sey der Märtyrer seines Buchs worden. Das ist eine hypochondrische Grille. Wenn er nicht die Anmerkung der Recensenten, die er die Urtheile seiner Richter nennt, für Verfolgung ansieht, wird ihn wohl sonst niemand über sein Buch anfechten: denn mündliche Stichelegen irgend eines oder des andern Confraters, die dem V. zu Ohren gebracht werden, sollte er als Klätschereyen mit Stillschweigen verachten. Aber die große Eitelkeit des Verf. will alles wichtig machen, was ihn und sein Buch angeht.

S. 632. Wird der Göttinger Recensent, dem der V. übrigens auf der 148 S. im I Th. seine reinste Achtung bezeiget, dessen geschriebenes er aber, wie der Erfolg ausweißt, doch nicht hat brauchen können, zu einer Kontrovers herausgefordert, wegen seines Tadels der von dem V. geäußerten Meynung von der Ehescheidung, und zwar in lateinischer Sprache, damit nicht der Pöbel, das heißt ihm zunächst die Menge seichter Prediger, noch mehr gegen ihn rege würde. (Sollten denn seichte Prediger nicht zur Noth des Verf. Latein exponiren können? So ein Hieb könnte wohl zu einer kleinen Rache Anlaß geben, und sonach ließe sich die oben angeführte Verfolgung wohl erklären. Hinc illae lacrymae!) Wenn er unterliegen sollte, verspricht er auf seine Kosten Berichtigungen der in Soph. Reisen geäußerten Meynungen

von der Ehescheidung, herauszugeben. (Es brauche, dünkt uns, hier keiner Controvers. Herr H. der so steif über seine Meynungen hält, würde sich doch nicht eines andern belehren lassen.) S. 433. im IV Th. „Mir kam alles drauf an, daß das Buch zweymal aufgelegt würde: denn mit der ersten Auflage kukte ich nur in die Thür, damit man rufe: Wer da? mit der zwoten wollte ich völlig hineintreten — und ich besorge, daß ich, der erst einkuken und dann hineintreten wollte, zuletzt wohl gar mit der Thür ins Haus gefallen wäre.“ (Was für unnöthige schriftstellerische Umständlichkeiten, und mit welchem sonderbarem schielendem Witze ist das gesagt!)

S. 614. im V Th. setzt der V. zu der Note, wo er sich über seine flores latinitatis erklärt, jetzt eine neue Note, die gegen die Recension der zweyten Ausgabe in dieser Bibliothek gerichtet ist, die wir mit etlichen Randglöslein versehen, unsern Lesern nicht vorenthalten können. „Endlich kommt jetzt das Urtheil der allg. d. Bibl. XXXIII B. 1 St. 26. ꝛc. Lebhaft sage ich dieß; denn man lese dort, und denke dann, wie wohl mir seyn muß, so gnädig, (nur bloß mit der, dort gewöhnlichen, von bessern Schriftstellern als ich bin, kaltblütig getragenen Verachtung, S. 32. besagter Recension, u. a. O.) weggekommen zu seyn, a) nachdem ich, mit regem Gewissen, b) exemplarische Strafe erwartet hätte. c) Gewinne ich Zeit: d) so antworte ich, wie ich denn

a) Ein Autor wie Hr. H. qui sibi ipse plaudit, kommt leicht in den Fall, den geringsten Tadel seiner Schrift für Verachtung aufzunehmen. Indessen beweisen alle Recensionen von Sophiens Reise in dieser Bibliothek gerade das Gegentheil. Freymüthig haben wir, wie es unsere Art ist, unsere Meynung über das Buch gesagt, das Gute desselben treulich angezeigt, die Mängel aber auch nicht verschwiegen.

b) Freylich mußte es dem V. sein Gewissen sagen, daß der im IV Th. so links angebrachte Ausfall gegen diese Bibliothek, wohl verdient hätte, mit Verachtung zurück gewiesen zu werden: denn solche Zudringlichkeiten sind eigentlich Beleidigungen.

c) Welche wunderliche Ideen! Wie kann sich Hr. Hermes mit einem Schulknaben, und seinen Recensenten, mit dem Präceptor, oder noch mit einem Uebelthäter, und seinen Recensenten mit einem Richter vergleichen, der ihm eine exemplarische Strafe zugedacht habe? Uebrigens zeugt diese Stelle gegen ihn selbst, und beweißt, daß die Nackereyen eines Autors, auf die Beurtheilung seines Buchs in der allg. d. Bibl. gar keinen Einfluß haben.

d) Wenn Zeit und Muse dem V. gleichbedeutende Ausdrücke sind: so kann er mit gutem Gewissen diese Zeit nie gewinnen; denn

dem Göttinger geantwortet habe; bis dahin muß ich zu Berichtigung des Lobes und Tadels, womit ich dort beehret werde, den Mann, der mich richtete, (hoffentlich Jüngling, weil ein Mann das durchaus sinnlose Stückchen e) S. 32. 33. „sondern um — Verfassers“ wohl nicht schreiben konnte,) ich muß, sage ich, ihn näher bekannt machen. Ein Richter also, der Gründe, welche ich gebe, anführt, und geflissentlich einige derselben verschweigt, die neben den angeführten standen, (lese ihn S. 31. 32. „der Verfasser beantwortet — ausgeben“ und vergleiche das mit

denn solche gelehrte Zänkereyen sind wohl kein Geschäffte für die Ewigkeit.

e) Das auf Doppelsinn schielende Beywort wollen wir nicht rügen. Wahr ist es, daß die angeführte Stelle durch ein, aus des Setzers Schuld verschobenes Wort, wie überhaupt die Recension, durch mehrere Druckfehler gelitten hat. Hr H. würde sich aber, wenn er sonst gewollt hätte, die Stelle leicht haben construiren können. Wir wollen ihn dieser Mühe jedoch entheben, und sie, damit sie ihm verständlich werde, hier wieder abdrucken lassen, wiewohl Recens. befürchtet, diese Verbesserung werde ihn um die jugendliche Physiognomie bringen, die ihm Hr. H. auf Credit des Setzers beygelegt hat. Man lese den verunglückten Satz in der angeführten Recension also:

„Zu weitläuftig wäre es, dieses alles mit einzelnen Stellen zu „belegen: wir begnügen uns die Leser auf eine einzige, nämlich „die Note auf der 403. u. f. Seiten des IVten Bandes zu verweisen, und wählen sie, nicht weil sie gegen diese Bibliothek „gerichtet ist, als wollten wir mit seiner eignen Scholle einen „Rückwurf auf den Autor thun; sondern um desswillen, weil, „wenn man genau erwägt, was der Verf. da alles seinen Lesern „vorgaukelt; durch was für eine wunderbare Association die „Materialien herbeygeleitet und zusammengeworfen sind; wie „der V. von einer Apostrophe an die reifenden Söhne Deutschlands, auf die a. d. Bibl. überspringt; wie er so scherzhaft „witzig dem Dichter Propertius eine Menge Impertinenzien gegen dieselbe in den Mund legt; gleich darauf mit einer feyerlichen Anmasse in selbst eigner Person wieder hervortritt, „und als wenn er arcanae Cereris Sacrum divulgiren wollte, „mit einem mächtig windschiefen Urtheil herausplatzt; endlich aber mit einem satyrischen Absprunge, aus dem Persius „entlehnt, die Scene endiget: diese Stelle den deutlichsten Commentar über das angeführte, abgiebt. Wir „setzen die Stelle selbst her, wir sagen es noch einmal, bloß „als eine Probe der affektirten und witzelnden Schreibart des „Verfassers.“

f) Recens.

mit seiner Citation in meinem Buch. f) Ein Richter, der „um beweisen zu können, daß ich „meinen Lesern vor„gauckele," die Stelle: Domina judice tutus ero mich „übersetzen läßt; „Ich freue mich des schützenden Aus„drucks der Damen." (Das heißt doch am corpus delicti „sich vergreifen, um mich einer Sünde zeihen zu können, und „man lese mich am citirten Ort, IV. Th. S. 406. zweyter „Ausgabe.) g) Ein Richter: der S. 28. 29. von allen Kunst„richtern mich sagen läßt, was ich (I. Th. Vorrede S. III.) „aus-

f) Recensent wollte ja nicht des Verf. Gründe sammt und sonders förmlich widerlegen; sondern nur zeigen, daß die, welche er von dem Verf. anführt, sehr nach Pedanterey schmeckten. Wem indessen die Schüssel, die Hr. Hermes da auftischt, genießbar ist, dem wehrt es Hr. nicht, daraus zu langen, so viel beliebig ist.

g) Hier weiß sich der V. nicht zu helfen, und gedenket durch eine kleine Spalte zu entrinnen, deren er ansichtig wird. Wie kann ein ernsthafter gesetzter Mann sich einen solchen Fechterstreich erlauben, hinter einem sichtbaren Druckfehler eine Schutzwehr gegen eine gegründete Kritik zu suchen, und durch ein armseliges qui pro quo den Kopf aus der Schlinge zu ziehen? Der Augenschein giebt es, daß Rec. die angeführte Stelle den Lesern so vorlegen wollte, und mußte, wie sie war, um sie in den Stand zu setzen, selbst darüber urtheilen zu können; folglich war es nicht denkbar, daß durch seine Schuld, oder durch eine gestisseutliche Verfälschung, die sehr abgeschmackt wäre, anstatt: Ausspruchs, Ausdrucks in den Text gekommen war. Aber die Uebersetzung, so weit solche des Propertius Worte betrifft, war es ja ganz und gar nicht, was Rec. in Anspruch nahm. Das Vorgauckeln bewegt den schalhumoristischen Zusatz von Trompetern, Spions, Marodeurs, Schnapphähnen und die übrigen Thorheiten, die der V. dem Propertius unterschiebt, theils auch unter seiner eignen Firma zum Vorschein bringt. Repressalien können es nicht seyn, die den Verf. bewegen, so nach Druckfehlern umher zu haschen: denn wir unsers Orts haben ihm weder die allerliebsten Schmerzen S. 417. im V. Th. noch das Amt der Schlüssel, das den Dienern der Kirche S. 92. im III. Theil beygelegt wird, noch den Griff des Hrn. Puff ans Knie der Jungfer Mayniß im IV. Theil S. 108. jemals vorgerückt, oder ihn darüber chikanirt. Können uns aber nicht enthalten, ihn bey dieser Gelegenheit an seine eigene Note zu dem letzten error typograph. zu erinnern. Sie lautet also: Hier stund in der ersten Edition ein Wort, das so offenbar Druckfehler war, daß nur die hämische Bosheit verkennen konnte. Sie hats verkannt, u. s. w. Fiat applicatio.

h) Gleich-

„ausdrücklich nur von Einigen sagte. *h*) Ein Rich„ter ... Doch wir wollen warten bis zu seiner nächsten Ses„sion. *i*)“

Wir hatten noch vielmehr angestrichen, wodurch sich der Verf., so bald er selbst hervortritt, und das Wort nimmt, als ein sehr sonderbarer und sehr eitler Mann charakterisirt; wir fürchten aber, daß die Leser an dem angeführten schon zu viel haben möchten. Nur merken wir noch an, daß die neuen Einschiebsel von ganzen Briefen, da die Numer jedes Briefes nach den vorigen Ausgaben beybehalten werden sollte, eine unangenehme Verwirrung veranlaßt, die beym ersten Anblick als eine große Fahrläßigkeit dem Drucker dürfte angerechnet werden, der aber hierinn ganz unschuldig ist. So finden sich durch alle 6 Theile jedesmal zwey Briefe mit der Zahl viere bezeichnet, im 5ten Th. zwey unter der Numer XXVIII. u. s. w. Doch dieser Geist der Unordnung und Verwirrung, gehört ohne Zweifel auch mit zu der Personalität des V., da Hr. Lavater ihm denselben, besage der Physiognom. Fragmente, im untern Theile des Gesichts bereits abgemerket hat.

Der Ring, eine komische Geschichte. Itzehoe und Hamburg, in der Müllerischen Buchhandlung. 1777. 240 S. in 8.

Das Wort komisch in Verbindung mit Roman oder Geschichte, heißt, wie die Erfahrung lehrt, gewöhnlich so viel als abgeschmackt. Wenn indessen dieser synonymische Ausdruck irgendwo eine Milderung verdient, so möchte es hier seyn: Die angezeigte komische Novelle von spanischer Abkunft, ist wenigstens besser und leidlicher, als ihre französische und deutsche Sippschaft. Die Erfindung daran ist eben nicht so gar sinnreich, zeichnet sich auch nicht durch ihre Neuheit, Wahrscheinlichkeit oder von der moralischen Seite aus: denn daß drey muthwillige junge Weiber ihre Männer am Narrenseil herumziehen, ist nicht gar erbaulich; aber doch schnackisch;

und

h) Gleichwohl wars doch von allen gemeint, wie der Erfolg zur Genüge ausweißt; denn bey welchem macht er eine Ausnahme? Etwan bey dem Freund Göttinger? O siegen den zieht er eben so rüstig, als gegen die übrigen, zu Felde!

i) Wenn dem Verf. nicht einleuchten sollte, was Rec. mit Anlauf und Abgrung gemeint hat: diese ganze Note ist ein ausgesuchtes Beyspiel für beydes.

und also nach dem Geschmacke vieler. Die Geschichte soll auch nach der 17. S. lediglich für Leute geschrieben seyn, deren Lungen zu erschüttern stehen. Weil der Inhalt sich ganz füglich concentriren läßt, wollen wir ihn auszeichnen, und unsere Leser mögen urtheilen, ob sie hier was für ihren Gaumen finden.

In Madrit lebten drey junge Frauen: Leonore, an einen gewinnsüchtigen Buchhalter in einer Handlung verheurathet; Therese, vom Schicksal durch den Ehestandsriemen an die Hand eines Malers geknüpft, der den Trunk liebte; und Francisca hatte einen alten Eifersüchtigen zum Manne. Indem die drey Freundinnen einander im Prado ihre Noth klagen, erblickt die eine etwas glänzendes im Wege; die andere spricht zuerst davon, und die dritte klaubt es aus der Erdscholle heraus: es ist ein herrlicher Ring. Don Manrique, Grand von Spanien, soll entscheiden, welcher von den drey Damen solcher zukomme; er entscheidet für die, welche ihrem Manne den listigsten, zu seiner Besserung abzielenden Streich spielen würde, und nimmt den Ring unterdessen zu sich als ein Depot. Leonore weiß mit Einverständniß ihrer Freunde und ihres Gesindes, eines Abends bey später Zurückkunft ihres Mannes vom Komptoir, denselben zu bereden, er sey gestorben und begraben, jedermann flieht vor ihm, als vor einem Gespenste, und den folgenden Morgen wird ihm glaubend gemacht, alles das habe ihm geträumt, oder sein Kopf sey über seine Handelsgeschäffte in Verwirrung gerathen. Das letztere glaubt er endlich selbst, setzt sich daher zur Ruh, und lebt nachher bloß für seine Frau.

Therese schickt kurz darauf unter dem Vorwande einer plötzlich ihr anwandelnden Krankheit, ihren Mann mitten in der Nacht zu einer Quacksalberinn. In der Abwesenheit desselben läßt sie eine andere Hausthür einsetzen, hängt ein Schild aus, mit der Ueberschrift: Zum Prinzen von Asturien. Das Haus wird erleuchtet, einige vertraute Freunde finden sich zu einem Ball ein. Der Mann wundert sich bey seiner Zurückkunft über die plötzliche Metamorphose seines Hauses; noch mehr darüber, daß ihm ein ungestümer Hausknecht den Eintritt in dasselbe versagt. Er muß unter dem Dache eines Freundes seine Zuflucht suchen, der ihn den Morgen darauf nach Hause begleitet, wo er seine Frau dem Scheine nach, noch sehr krank antrifft, die ihn über sein Außenbleiben mit Vorwürfen überhäuft. Alles das ist ihm unbegreiflich, und

er

er berathet sich, daß entweder der Weindunst oder der Teufel sein Spiel mit ihm gehabt habe, verschwört von Stund an den Trunk, und lebt vernünftig.

Franciſca bringt ihrem Manne einen Schlaftrunk bey, und schickte ihn schlafend zu ihrem Bruder, dem Superior des Franciskanerklosters. Bey seinem Erwachen sieht er sich in dem Pater Geronimo verwandelt, alle Mönche, und selbst der Superior erkennen ihn dafür. Seine Proteſtationen werden ihm vom Konvent für Wahnsinn ausgedeutet, und die Beharrlichkeit bey demselben für Halsstarrigkeit und Bosheit, wodurch er sich während der Zeit seiner Klosterkustodie manche derbe Disciplin zuzieht. Endlich wird er dadurch überzeugt, daß diese Zauberey eine gerechte Strafe des Himmels sey, weil er seine liebe Franciſca bisher durch seine Eifersucht gequält habe. Diese Gesinnungen bringen ihn vermittelst eines abermaligen Schlaftrunkes in seine Wohnung zurück, und beym Erwachen befindet er sich in den Armen seiner Franciſca, die nicht ermangelt, ihn zu überreden, auch das sey der Traum einer einzigen Nacht gewesen. Dazu gehört freylich auf Seiten des Schläfers ein starker Glaube: denn der Kalender mußte ihn sonst überzeugt haben, daß er länger, als einen Monat geschlafen, so lange dauerte wenigstens sein Aufenthalt im Kloster, ehe die Tonsur, die er daselbst empfangen hatte, wieder etwas verwachsen war.

Endlich wird Don Mantrigne aufgefordert, das Urtheil zu sprechen; er findet die Erfindungen der drey Damen gleich sinnreich, und steckt daher einer jeden, wie galant! einen Ring von dem Werthe des gefundenen an den Finger. Diese Novelle ist zwar kein deutsches Landesprodukt, aber auch keine Ueberſetzung, das heißt: Spanische Wolle, in einer deutschen Fabrike verarbeitet.

Lſ.

Geſchichte, Fürchte Gott Dunis, oder elend gewordene Zärtlichkeit. Leipzig, bey Schneider. 1777. 8.

Ein elender Roman; Mißklang aus zwanzig Tönen englischer und französischer Mitbrüder, der sich hauptsächlich in die Harmonie der Insel Felsenburg, und Consorten auflöst.

Tl.

Fride-

Friederike oder die Husarenbeute, eine deutsche Geschichte, 2 Theile, verbesserte Auflage, Nürnberg bey Hauffe, 1775. mit 5 Kupfern. 500 Seiten 8.

Im XXIIsten und XXVIsten Bande dieser Bibliothek, haben wir die beyden Theile der ersten Auflage dieses Werks angezeigt. Die gegenwärtige ist in der Schreibart, mit einem rühmlichen Fleiße hin und wieder verbessert. Sie ist auch auf gutem Schreibpapier gedruckt, welches zu loben ist. Aber fünf abscheuliche Kupferstiche, welche dabey befindlich sind, geben ihr keine Zierde.

Werther, traduit de l'Allemand, prémiere Partie, à Maestricht, chès Jean. Edme Dufour, et Roux, 1776. 201 Seiten. Seconde Partie. 230 Seiten in groß 12mo.

Dieß ist eine sehr treffliche Uebersetzung des vortrefflichsten, und fast möchte man sagen, des einzigen wahren deutschen Romans. Sie übertrifft, diejenige, die unter dem Titel Soullrances du jeune Werther zu Erlangen herausgekommen, daß gar kein Vergleich zu machen ist. Die gegenwärtige ist mit Feuer und Geist geschrieben. Der Uebersetzer ist Hr d'Yverdun, aus Lausanne, der sich, als die Uebersetzung gedruckt ward, in Leipzig aufhielt. Er hat am Ende des zweyten Theils, auch den Inhalt einer Anzahl kleiner Schriften, die bey Gelegenheit der Leiden Werthers herauskamen, angezeigt, und sie ziemlich richtig beurtheilt. Die Titel der beyden Theile sind mit zwey Vignetten von D. Chodowiecky geziert, worunter besonders, die erste vortrefflich ist. Sie stellet vor, wie Werther zuerst seine Geliebte sieht, als sie den Kindern Brod schneidet.

A.

Albrechts von Haller Usong; eine morgenländische Geschichte, in vier Büchern. Bern, 1778. neueste verbesserte Auflage.

In

„In dieser jetzigen Auflage ist etwas weniges verändert und vermehrt worden.“ Ich hatte bittre Kritiken vor mir liegen, die mir Anlaß hätten geben können, mich zu bessern, wenn sie auf die wirklich fehlhaften Stellen meines kleinen Werks gefallen wären.“ Wir glauben, dieses sey genug bey dieser neuen Auflage eines bekannten und allgemein beliebten Buches gesagt. Wir danken auch, der nun vollendete große Mann werde die in der Bibliothek befindlichen Anzeigen seiner drey politischen Romanen, mit Rechte nicht haben unter die bittern Kritiken zählen können. Wahr zu seyn, hatte der Recensent sich vorgesetzt; aber beleidigen zu wollen, war niemals der Geist, der ihn beseelte. Ist es ihm wider seinen Willen geschehen, so bittet er es hier feyerlich gegen den Schatten eines Mannes ab, dessen Werth er immer verehrete.

Pl.

Briefe von Selkof an Welmar, herausgegeben von Welmar. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßlin und Comp. 1777. 19 Bog. 8.

Der Anfang dieses Buchs, die ersten vier Briefe hindurch, ist ein ziemlich langweiliges, halb empfindelndes, halb witzelndes, halb vernünftelndes Geschwätz eines Menschen, der in der Stadt wohnt, und Visiten aufs Land macht, und denn wieder bey Mondenschein in die Stadt (Zürich) zurückkommt; der spatzieren geht und fährt, und die schöne Natur, nicht eben sehr lebhaft malet — von welchem allen man gar nicht sieht, wahin oder wozu es solle. Endlich mit dem fünften Briefe S. 50. schreibt der Briefsteller seinem Freunde, nach vielem Herumschweifen von Gesundheittrinken, von Rothwerden, von schwarzen Augen, und von Herzen; daß er, Selkof, verliebt sey, und daß seine Göttin Amalie heiße; welches Bekenntniß er seinem Freunde ungemein hoch anrechnet. Alsdenn beschreibt er den Fortgang seiner Liebe bey Besteigung der Alpen, wie er das Feuer anbauchet, (anbläßt heißt es) und beyzuhauchet und sich dann schämt. Der Freund, Welmar, antwortet denn zuweilen, und schreibt gegen Selkofs Liebe ein Recept, welches heißt: Principiis obsta — jedoch dünkt dieß dem Leser wunderlich, weil er gar nicht einsieht, warum Selkof seine Liebe unterdrücken soll. Indessen Selkof, um

diesem Rathe nachzuleben, reiset aufs Land, um in vieler Gesellschaft sich zu zerstreuen, und seine Liebe zu vergessen; beschreibt bey dieser Gelegenheit allerhand Charaktere, theils ziemlich gut, meistens aber mittelmäßig, beschreibt eine Jagd viel zu umständlich, und wie sich das versteht, mit empfindsamen Betrachtungen, über das Tödten der Thiere, so wie man sie im funfzehnten Jahre des Alters zu machen pflegt; und reißt sodann wieder in die Stadt. Sieht Amalien in Gesellschaft, erzählt alles, was da gesprochen wurde, küßt sie auch einmal, und ist nun wieder sterblich verliebt. Endlich S. 265. fängt man an zu sehen, wo das Ding hinauswolle, nämlich Amalia wird einen andern heyrathen, den Selkof immer sehr verächtlich den Rothgerber nennt, warum, wissen wir nicht, und müssen eine besondere Anspielung vermuthen. Es folgt alsdenn ein Brief, ein schrecklicher Brief, von Donnern, Blitzen, Wittern, Zimmetrosen, Schlüsselblumen, Tod und Hölle, Leichenpredigt, Kirchhof, Hoffnungsblumen und Seufzen, nebst einem Einschluß, von einem, der sich: De tout mon coeur Votre C*. unterschreibt, und worin Selkofen gerathen wird, den Epiktet und Arrian im XVIII Kap. des IIIten Buchs aufzuschlagen, um sich zu trösten. Darauf folget wieder ein Brief von Selkof an Amalien, von Donner, und Todtenglocken, und Brautnacht, und Gruft, und Schädel, und Dolch, und Mordengel, und Geäuel, und Gebärtsschmerzen, und Zeugung, und vielen andern Dingen, auf drey kleine Seiten zusammengepreßt; zuletzt aber sagt der Verfasser: „Ich hebe meine Augen durch die Mondnacht zu Gott hinauf, und schäme mich!“ — Nun folgen noch von S. 277. an bis zu Ende des Buchs S. 300. Klagen, und schlaflose Nächte die Menge, auch zuweilen Empfindsamkeiten, und so weit geht der erste Theil. Interessantes überhaupt hat das Buch nichts, als bloß einzelne gute Stellen hin und wieder. Wenn man dasselbe als einen Roman ansieht, so fehlt ihm viel um ein guter Roman zu seyn: schon daß man so wenig von der Geschichte und den Personen sieht und erfähret, nimmt den Leser gar nicht für dieselben ein, welches doch sehr nöthig ist. Aber der Herausgeber will es nicht als einen Roman angesehen wissen; sondern als die Geschichte eines wichtigen Zeitpunkts in dem Leben seines Freundes. Dieß scheint auch durch die vielen, dem Leser zum Theil ganz unverständlichen Anspielungen bestätigt zu werden. Ist dieses, so kann dieß Buch vielleicht in einem gewissen Zirkel von Lesern, interessant seyn; aber

nicht

nicht auf dem großen Schauplatz, vor dem ganzen deutschen Publikum.

Uebrigens kommen hin und wieder Ausfälle auf verschiedene bekannte litterarische Charaktere, auf **Lavater**, die **Stollberge**, und andere, die aber gemeiniglich nicht viel bedeuten. S. 17. lesen wir: „Ich sah zum Himmel auf, und betete Gott an, der **Lavatern** innniglich liebt, und den **Verfasser des Sendschreibens**," welches uns sehr mißfallt. Andere Anspielungen auf Dinge in der Schweiz, wo der V. zu leben scheint, verstehen wir nicht. — Wenn Selkof S. 197. erzählt, welche Wirkung seine Satyre auf hohe und niedere gehabt habe, so bekennen wir, daß uns diese Ruhmredigkeit mißfalle, und um so mehr, da wir von seinen satyrischen Talenten aus seinen Briefen, uns keine große Vorstellung machen können.

Auch in diesem Buche ist die unsinnige Weise, die die **Kraftpedanten** eingeführt haben, das höchste Wesen, und alles was der erhabensten Menschenseele heilig ist, in ihre Lappereyen und liebelnden Possen einzumischen; Gebete und verliebter Unsinn in einem Athem. Wir können unsern Widerwillen gegen diese Vermischung unmöglich so stark ausdrücken, als wir ihn empfinden. Hat sie etwa der Verf. als eine Satyre, einmischen wollen, so ist die Satyre nicht treffend genug, und auch nicht deutlich genug ausgedrückt: denn man weiß oft nicht, ob manches, **Ironie**, oder **Ernst** seyn soll.

Leben, Thaten und Meynungen des D. Joh. Pet. Menadie. Erster Theil, 272 S. Zweyter Theil, 270 S. in 8. jeder Theil mit einem Kupfer von Chodowiecky, Halle, bey Gebauer. 1777.

Man könnte aus dem Namen dieses Buchs auf den Gedanken kommen, daß es wirklich die Geschichte des berüchtigten Altonaischen Schusters und Doktors sey, der vor ein Paar Jahren viel Aufsehens machte, oder wenigstens, daß es eine Satyre auf den einzelnen Fall sey; aber es ist vielmehr größtentheils eine allgemeine Satyre auf die Universitätswesen, und **Menadie** hat bloß den Namen, vielleicht den Anlaß dazu hergegeben. Daß die Universitäten Gelegenheit für satyrische Züge geben, ist unläugbar genug. Jedermann weiß, daß so manche Professor das Eigene der Schule annimmt,

und nachdem er die übrige Welt als eine Kleinigkeit aus den Augen verloren hat, endlich seinen Musensitz, und auf dem Musensitze eigentlich doch nur sein Catheder, für den wahren Mittelpunkt des Universum's ansieht. Was können dreyßig Jahre hindurch täglich zu unsern Füßen sitzende, immer aufmerksam jedes unserer Worte begierig verschlingende Ohren, uns arme schwache Menschen nicht endlich bereden! Aber es braucht eben nicht für alle dreyßig Jahre; wir haben in ein Paar Semestren schon den höchsten Grad der akademischen Selbstgefälligkeit entstehen sehen, der nur möglich ist. Die Pedanterey en und Sonderbarkeiten, die dem gelehrten Leben so gern ankleben, die Kriege in dieser kleinen Welt, und tausend andere Dinge, sind alle so viel Quellen für den Satyristen.

Unser V. ist den Weg gegangen, die Geschichte, der Studien des J. P. Menadie, ehemaligen Schusters zu beschreiben, die er ohngefähr ins funfzehnte Jahrhundert legt. Vorläufig aber macht er den Epitomator der Geschichte der Akademie, wo er ihn will studiren lassen, diese nennt er Drachenharze, eine Akademie, die bereits eingegangen ist. Man sieht also, daß sich keine Universität dieses besonders zur Satyre zurechnen kann; nur im Ernste finden wir die Satyre ziemlich allgemein, und in so fern müßte man also dem Verfasser zugeben, daß er ziemlich wohl beobachtet habe. Wahr ists, daß ein großer Theil der Züge nicht mehr zu unsern Zeiten vorzukommen pflege; sondern wenigstens seit 50 Jahren veraltert sind; indessen, weil er vorgiebt, daß die Geschichte so alt sey, so muß das freylich hingehen; einige Züge aus unsern Zeiten, müssen wir des Anachronismus ohngeachtet, doch loben. Unter den drey ordentlichen öffentlichen Lehrern, die zur Zeit Menadie's die medicinische Fakultät ausmachten, ist der letzte Vitriolus, der mit seiner lächerlichen Beobachtungssucht auf unsere Tage am besten paßt; er war auch ein Philosoph, und schrieb allen Unsinn und Träume seiner Fieberkranken auf, um Beyträge zur Geschichte des menschlichen Verstandes und Witzes zu sammeln. In der Folge ist, sonderlich der erste Theil dieses Romans fast gänzlich ein medicinischer Roman, und die Medicin scheint auch wohl die eigentliche Wissenschaft des Verf. zu seyn. Hans Wurst, wird hier gesagt, sey ein Professer zu Drachenharze gewesen, und habe eigentlich Johannes Wurstius geheisen; er habe anfangs keine Zuhörer gehabt, aber durch die zugelegte besondere Kleidung, und durch die Späße und Scherze, die er auf seinem Catheder gemacht,

habe

habe er endlich sein Auditorium, (wie noch jetzt mancher Professor) so angefüllt, daß kein Raum darin blieb, und daß der Vorplatz, die Treppe und der Hof auch voll stunden. Eine besondere Anekdote von Schweinfleisch ist, er habe sich aus dem Stahlen der Bücher keine Schande gemacht, und in verschiedene Bücher, die 1774. zu Weimar mit verbrannt sind, habe er geschrieben: hunc librum e bibliotheca Vaticana etc. abstuli. S. 65. finden wir, daß sich der V. gerade mit eben dem Blicke von oben hinab über die ihm so unbedeutend scheinende französische Nation aufhält, wie wir es von einigen Professoren, zumal von Göttingen, gewohnt sind. Es ist doch etwas mitleidenswürdiges, daß eine Nation, die nach dem Urtheile ihrer größten Männer (die denn zwar eben nicht auf Universitäten leben) noch soweit zurück ist, und zumal noch keinen Geschichtschreiber aufweisen kann, daß die eine andere verhöhnen will, die doch unläugbar unter die ersten des Erdbodens gehört; und dann etwa sich stolz des Britten Anherrn nennt, und damit brüstet, daß einstmals eine Anzahl Barbaren aus Deutschland nach England giengen, die vielleicht einiger jetzigen Engländer Väter — nicht Aufklärer wurden, und die ja nicht einmal von Leipzig kamen, wie — Kästner.

Es ist wahr, wenn wir auch dem V. alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen; so müssen wir doch bekennen, daß der erste Theil doch zuweilen sehr langweilig sey; durch die höchst unseelige Neigung zu witzeln, statt witzig zu seyn, durch lange Schandy'sch. seyn sollende Digressionen, durch ungeheure lange Perioden, durch die in extenso beygefügten Vorlesungen der Professoren, wozu die Originale etwa Sylvius, Stahl, Hamberger u. s. w. sind, wird der Verf., sonderlich im ersten Theile, zuweilen unangenehm und unerträglich; dann aber wieder hie und da ein ganz guter Einfall und eine ziemlich gute Art zu erzählen, hält den Leser schadloß. Dennoch aber wollen wir diesen Roman, zumal den zweyten Theil viel lieber lesen, als hundert andere neue Romane, die von Empfindeleyen, von Thränen und Winseln überfließen, die Natur nach ihrer Verfasser Fratzen und Einfällen entstellen, oder gar, die den feiner und zärtlicher organisirten Franzosen unerträgliche Scheusale und horreurs, nach Möglichkeit scheuslich und entsetzlich darstellen. O wo sind für uns Deutschen die Fieldinge, die Smollets, die Scarrons, die durch Natur und Wahrheit, durch Witz, durch Mannichfaltigkeit, durch wahrhaftig rührende Schilderungen und Anmuth, alle Fakultäten der Seele

so zu beschäfftigen und zu vergnügen wissen, daß man sich völlig dabey vergißt, und ungern sich am Ende des Werks, oder der Stunde, findet, die man zum Lesen ausgesetzt hatte; dieweil unsere heutigen deutschen Romanschreiber bald Schlaf und Langeweile, bald aber durch ihre Schmutzale Entsetzen, Grausen und Unwillen erregen.

Mit dem ersten Theile endet sich das akademische Leben des Menadie, das wirklich an sich so unbedeutend und unwichtig war, daß der V. unmöglich hätte siebenzehn Bogen damit anfüllen können, wenn er nicht so ausgeschweift hätte, wie wir oben gemeldet haben. Menadie ist ein Tropf, der das Schuhflicken noch beyzutrieb, um sich zu unterhalten, und hier, weil er die Collegia umsonst besuchte, mit andern in einem Eselwinkel sitzen mußte; es war nicht der mindeste Anlaß von ihm zu sprechen. Mit dem Ende des ersten Theils geräth er mit in eine Marktschreyergesellschaft, die auf der Universität selbst (nicht übel) aufkeimt, und von da aus in alle Welt geht. Nunmehr wird mit dem zweyten Theile Menadie's Geschichte, die Geschichte der herumziehenden Gesellschaft, die im funfzehnten Jahrhundert eine feine Figur machte. Hiermit fängt die Geschichte an etwas lästig zu werden, so einigermaaßen im Geschmack des Roman comique. Der V. giebt uns Scenen aus der niedrigen Welt, und man muß bekennen, sinkt zuweilen mit seiner Welt ziemlich herunter. Aber dieß ist uns doch weit erträglicher, als die Romandichter, die uns die große und feine Welt schildern, ohne jemals einen Blick davon gehabt zu haben, oder die uns Bauern und andere rohe Kinder der Natur, sprechen lassen, wie unsere deutschen übertriebensten, überspanntesten, empfindsamen Dichter und Verfasser von Erzählungen und Romanen, nur im höchsten Fluge ihres — Unsinnes, sprechen können.

Ob dasjenige, was bey Gelegenheit der Aufnahme des Vitriolus in den Orden der Freymäurer gesagt wird, Ernst, oder aber Satyre auf den Orden seyn soll, insonderheit die Reden des Logenmeisters mit dem Vitriolus, und zumal die Entschuldigung darüber, daß er in einer Geschichte aus dem funfzehnten Jahrhundert schon dieses Ordens gedenkt: — dieses alles muß der Rec. als der Sachen nicht kundig, dahin gestellet seyn lassen. So viel ist gewiß, daß die gestissentliche Art Gelegenheiten zur Wohlthätigkeit aufzusuchen, welche hier als ein Theil der Prüfung angegeben wird, affektirt und nicht natürlich ist. — Andere Gedanken, die einem unbefangenen Le-

sen

ser, der glaubt, er könne ein guter Mensch seyn, wenn er auch kein Freymäurer wäre, hierbey einfallen müssen, mögen hier noch angesagt bleiben.

Dieser zweyte Theil enthält merklich weniger langweilige Digressionen, Witzeleyen und subalternen Witz, und statt dessen mehr Begebenheiten, die zum Theile drollig genug erzählt sind. Die plötzliche Eröffnung, die der Herr Doktor Albus seiner Gesellschaft thut, daß er sie nicht als Professoren nach Coimbra, sondern als Marktschreyergehülfen in der Welt herumführen werde, ingleichen seiner prätendirten Frau, die damals schon, wie der V. sagt, mit einem Leuwenhoekschen Thierchen aus seiner Sammlung beschlagen war, daß er ein portugiesischer Jude sey, der nicht einmal in sein Vaterland reisen, noch viel weniger Professor darin werden könne, worüber sie sich, wegen der Beschneidung, fast zu Tode grämen will, alles dieses, ist ziemlich gut vorbereitet worden, und thut keine üble Wirkung. Hin und wieder kommen dann wieder medicinische Diatriben vor, unter andern eine etwas zu langwierige Unterredung zwischen Hr. Albus und seiner Frau, nachdem sie sich getröstet hatte, über die Kindererziehung, worin einiges nach ganz vernünftigen Grundsätzen gesprochen ist. Besser ist doch noch, die zahnenden Kinder auf etwas weiches, etwa Leder, beißen zu lassen, und das Zahnfleisch zuweilen mit ein wenig Mandelöl zu erweichen; der Wolfszahn und andere harte Dinge verhärten das Zahnfleisch zu sehr. Freylich sind die Schnürbrüste eine abscheuliche Erfindung; aber man treibt es jetzt nicht mehr so sehr zur Ungebühr damit. Hin und wieder sind Porträte von merkwürdigen Personen, sonderlich von Aerzten, eingewebt, die denn aber nicht alle gleich gut gerathen, oder gleich interessant sind; der speichelleckerische Arzt Remigius, dessen Devotionsbezeigungen gegen Herren und Damen, bey den letztern auch zuweilen, entre deux draps, ganz ohne Grenzen sind, der auch die Kammermädchen fleißig hofieret, um dadurch die Herrschaft zuerst zu gewinnen, ist der bestgezeichnete und der wahrhaftigste. Doch hätten die angeblichen Verse dieses Mannes sehr wohl wegbleiben können.

Der zweyte Theil verläßt die Gesellschaft auf einer katholischen Universität eines geistlichen Fürsten, wo sie zuerst dem Publico sich als Tonkünstler, hernach aber auch als Marktschreyer oder Scorger zeigen werden.

Sehr wahrscheinlich hat der V. nicht gleich Anfangs im ersten Theile die Absicht gehabt, Menadie unter eine Marktschreyergesellschaft zu bringen, und dieser Gedanke scheint ihm erst in der Folge gekommen zu seyn; vermuthlich hätte er sonst gleich Anfangs mehr zum Zwecke angelegt. Dem sey aber wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß der zweyte Theil bey weitem sich besser lesen läßt als der erste, und wenn der dritte eben soviel besser wird als der zweyte, so würden wir mit Vergnügen darnach aussehen. Schwer müßte es nicht seyn, bey einem solchen Stoff, den Scarron für seinen komischen Roman bey weitem so gut nicht hatte, etwas sehr unterhaltendes zu liefern, wenn der Verf. Talente dazu hat. Die große Unterschiedenheit der Charaktere, die Mannichfaltigkeit und Sonderbarkeit der Geschäffte seiner Gesellschaft, die beständige Wanderung in verschiedenen Provinzen des so mächtig verschiedenen Deutschlandes, die Entfernttheit der Zeit und die Merkwürdigkeit derselben, alles dieses enthält einen Reichthum für die Erzählung lustiger und drolligter Begebenheiten, die alle Bemühung, das Werk durch Digressionen zu vergrößern völlig unnütz und überflüßig machen würde, wenn der V. versteht, alles wohl zu benutzen. Aber wenn der dritte Theil auch völlig nach unserm Ideale geriethe, welcher Leser wird denn doch Muth haben, über die Langweiligkeiten, sonderlich des ersten Theils, hinzuklimmen, um an den dritten zu kommen; daher wäre unser Rath, der V. machte eine neue Ausgabe, verwandelte diese beyden Theile in einen, und striche darin alles aus, was ihm ein verständiger Leser als langweilig und unangenehm angiebt. Das Buch wird viel kleiner, aber viel besser werden.

Sz.

Die glückliche Verwandelung, oder Begebenheit der aus einem alten und abgelebten Einsiedler natürlich verwandelten jungen Einsiedlerin, nebst der Geschichte ihrer Freundinn. Zweyte Auflage. Regensburg, bey Montag. 1778. 486 S. 8.

Der glücklich gewordene Friseur, welcher durch besondere Begebenheiten auf Reisen, zu Wasser und

zu

zu Lande, zu einem ansehnlichen Vermögen gelanget, von ihm selbst beschrieben. Frankf. und Leipz. (ohne Zweifel auch Regensb. bey Montag.) 1778. 756 S. 8.

Beyde corpulente Romane gehören in den index expurgatorius des gesunden Menschenverstandes. Des ersten ist schon irgendwo in dieser Bibliothek, bey der ersten Auflage, wo wir uns recht besinnen, in allen Ehren gedacht. Diese zweyte Auflage ist wahrscheinlicher Weise nur von dem Titelbogen zu verstehen. Beyde Bücher haben ein illuminirtes Titelkupfer im Geschmack bunter Tellerungen, das ihnen allenfalls bey dem Hamm; Hagel von Romanlesern zur Empfehlung dienen kann.

Der angenehme Monat, oder Begebenheiten auf dem Lustschlosse zu B. Erster Theil, Nordhausen, bey Groß. 1778. 261 S. 8.

Ein Maler erzählt hier, mit einer unbändigen Weitschweifigkeit, eine höchst uninteressante Geschichte seiner Tischgenossen, am Kammertisch eines kleinen fürstlichen Hofes im Reich, wohin er im Maymonat berufen wurde, einige fürstliche Porträte zu malen. Am Ende dieser Bogen ist er mit dem ersten noch nicht fertig, und wenn die Familie zahlreich ist, und sein Aufenthalt dadurch so verlängert wird, daß ihm die fürstlichen Zofen ihre Geschichte alle auserzählen können: so stehen uns noch viele Theile zur Fortsetzung bevor. Eine Gabe hat er doch, die nicht gänzlich zu verachten ist, Gegenden, Aussichten, Schlösser und Lustgärten ganz malerisch zu beschreiben; zum Biographen aber hat er keine Taglente.

Geschichte des berühmten Predigers, Bruder Gerundio von Campazas, sonst Gerundio Zotes genannt, in zween Bänden. Neue Ausgabe. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1777. Erster Band, 443 S. Zweyter Band, 448 S. in 8.

Die neue Auflage dieser Geschichte beweißt die günstige Aufnahme derselben. Das eigenthümliche Gepräg des Charakters in allen Arten spanischer Schriften, die auf Sitten, Lebens- und Denkungsart eine Beziehung haben, giebt ihnen einen gewissen relevanten Geschmack, der unserm Gaumen behagt, wenn ihm vor der gewöhnlichen Alletagskost der deutschen oder französischen Romanen eckelt. Daß außer diesem allgemeinen Antheil an Nationaleigenschaften, die Geschichte des Bruder Gerundio auch noch andere empfehlende Vorzüge besitze, ist bereits in der Recension der ersten Ausgabe in des XXIII. Bandes I Stück dieser Bibliothek angemerkt worden. Hr. M. Bertuch, der sich hier in der neuen Ausgabe als Uebersetzer nennt, hat nichts an Aufmerksamkeit und Fleiß fehlen lassen, seiner Uebersetzung alle mögliche Vollkommenheit zu geben. Die Verbesserungen betreffen zwar nur größtentheils einzelne Ausdrücke; aber sie sind doch Beweise von der Aufmerksamkeit des Uebersetzers, auch die kleinsten Flecken, wo er deren ansichtig worden ist, wegzuwischen. Anfänglich brauchte uns die itzt vermehrte Seitenzahl, indem beyde Bände bey kleinerm Druck über hundert Seiten mehr halten, auf die Vermuthung, daß hier neue Zusätze möchten hinzugekommen seyn; allein eine genauere Zusammenhaltung beyder Ausgaben belehrte uns vom Gegentheil. Vielmehr ist hie und da, sonderlich in den Anmerkungen, etwas abgekürzt worden. Der Unterschied rühret bloß von dem Format her, das hier kleiner ist. Sonst giebt diese Ausgabe in Ansehung der Reinlichkeit, des Drucks und Papiers der ersten nichts nach, auch ist die neuere mit einem saubern Titelkupfer gezieret worden.

Empfindsame Reisen durch einen Theil der Niederlande, vom Corsar Junior. Aus dem Englischen. Dritter und letzter Theil. Bützow, in der Berger- und Bödnerischen Buchhandlung. 1777. 192 S. in 8.

Freylich ist Freund Corsar kein Yorick, und in Ansehung seiner Laune möchte man von ihm sagen: aridus est vt pumex; aber zwischen durch giebts unter diesen Schlacken doch auch einen Silberblick, und was die Bemerkungen über

Sitten

Sitten, Lebensart, Verfassung der Niederlande, die Charakteristirung der Einwohner, wenn diese auch gleich größtentheils aus den Wirthshäusern und von den Gastwirthen selbst hergenommen ist, auch die Schilderung der durchreisten Gegenden betrifft, so weiß der Verf. davon ganz artig und unterhaltend zu schwatzen; denn das, und nicht seine seltene genießbare Laune, empfiehlt ihn eigentlich den Lesern. Dies ist das Resultat unserer Beurtheilungen der beyden ersten Theile, die im 25. und 31 Bande dieser Bibliothek angezeigt sind. Dieser dritte und letzte Theil ist, was die Reisebeobachtungen betrifft, der magerste von allen; aber an humoristischen Episoden von des Verf. eigenem Schlage desto reichhaltiger. Wir sind in der Versuchung, aus einer derselben ein oft angeführtes Sprichwort auf den Verf. anzuwenden: machet die Thüre zu, sagt der Presbyter, der Gottesdienst ist zu Ende. Es ist eben Zeit, daß der Verf. mit diesem dritten Theile seine Thür zuschließt. Noch bemerken wir hier im Vorbeygehen, daß nach dem dreyzehnten Kapitel dieses Theils, mit der Ueberschrift: Eine Anrede an die Kritiker, besonders aus dem Ausfall auf einen gewissen Herrn Obadias Glum, Schriftsteller, Magazinhändler und Antikritiker des achtzehnten Jahrhunderts, sich urtheilen läßt, daß die englischen Recensenten nicht gar säuberlich mit dem V. mögen gefahren seyn.

Hr.

Geschichte des ägyptischen Königs Sethos. Zweyter Theil. Aus dem Französischen übersetzt, von Matthias Claudius. Breslau, bey Löwe. 1778. 1 Alphabet 8 B. 8.

In diesem Theile zeigt sich Sethos als einen wahren Helden, da er bey allen seinen Entdeckungen und Siegen nur die Cultur und das Wohl der Völker, die das Glück haben, von ihm besiegt zu werden, zur Absicht hat. Es wird hier die Sage genützt, daß die Phönizier Afrika umsegelt haben. Diese wichtige Unternehmung wird hier dem Sethos zugeschrieben, der zuerst als Sklave zu den Phöniziern kömmt, und ihnen so wichtige Dienste thut, daß man ihm eine Flotte anvertrauet, um damit auf Entdeckungen auszugehen. Er giebt sich nicht eher zu erkennen, als bis er nach Aegypten zurück

kkömmt, wo er eine Krone und eine Geliebte seinen Stief
ldern aufopfert. Dieser politische Roman, in welchem man
i eine angenehme Art in die ältesten Zeiten versetzt wird,
r allerdings werth, von Hrn. Claudius übersetzt zu wer
n, und wird denen, die irgends eine ernsthafte Lektüre lie
n, sehr interessant seyn, wenn auch der gute Terrasson bis
ilen in eine idealische Welt streift.

er Mann nach der Mode. Mannheim, 1778. bey Schwan. Zwey Theile. 1 Alph. 8.

Die Absicht dieses Romans ist gut. Er stellt die Thorheit und das Lasterhafte eines Mannes vor, der eine Ehre rin sucht, durch allerhand Künste Eroberungen unter dem auenzimmer zu machen, und aus der Ruhe und Ehre eines schuldigen Geschöpfes ein Spiel, eine Befriedigung seiner telkeit und grober sinnlicher Lust sich schafft. Die Einklei ng der Geschichte ist in Briefen; diese sind aber nicht na rlich genug geschrieben, zu voll von Deklamation und ge hstelten Wendungen, besonders im Anfange, ehe der Verf ht in Gang kömmt. Die Scene ist in Wien und in der achbarschaft. Der Held der Geschichte hat viel äußere und nere Vollkommenheiten, nur daß er in seiner Aufführung zen Frauenzimmer sehr ausschweifend ist. Er wird mit ei m sehr vollkommenen Fräulein bekannt, verliebt sich in sie, wie sie sich in ihn, und beyde werden mit einander ver rochen; ob es ihm gleich im Grunde noch kein Ernst um s Heyrathen ist. Ein Versuch auf die Ehre seiner Braut icht, daß alles wieder rückgängig wird. Er schwärmt in r großen Welt herum; kann aber doch sein Herzchen nicht rgessen, welches endlich so weit geht, daß er seine ganze herige Denkungsart ändert, und durch eine regelmäßige tu ndhafte Aufführung die verlorne Gunst seiner Geliebten wie r zu erhalten sucht. Es würde ihm dieses doch schwer ge len seyn, wenn er nicht von ohngefähr Gelegenheit bekom n hätte, sie aus den Händen eines Irrländers, der sie rführt hatte, zu retten. Dieses bahnt den Weg zur Aus ssung, und allmählig zur Heyrath, worauf unser Held ein llkommen guter Ehemann wird, obgleich ein neidisches Frau n Uneinigkeit zwischen den beyden Eheleuten zu stiften sucht. it dieser Geschichte ist eine andere verbunden, nehmlich die

Geschich-

Geschichte einer Freundinn unserer Heldinn, und einer Freundinn ihres Liebhabers, woraus auch ein Paar wird. Sie hat freylich mit der Hauptgeschichte nichts zu thun; aber die beyden Hauptpersonen mußten ein Paar Vertraute haben, um ihre Briefe an sie richten zu können. Der Freund unsers Helden ist ein gutdenkender Mann, der ihm oft so scharfe Gesetzpredigten hält, daß wir ein paarmal bange wurden, es möchte zu Händeln kommen. Ein wenig besser hätte der Verf. seine Erfindungskraft anstrengen sollen, um die beyden Geschichten mit einander in Verbindung zu setzen. Die Schreibart hat oft Provinzialausdrücke. Die Sterne werden bisweilen angerufen, in dem Stile der Opernarien. Einmal wird unsere Erde ein Lumpenplanet geschimpft, sogar von dem ehrenvesten Freyberg. Das ist sehr unschicklich. Wenn es den Leuten in unsern jetzigen Romanen und Schauspielen nach ihrer Laune geht: so ist die Welt eine so herrliche liebe Gotteswelt, als es nur immer seyn kann; allein geht es nicht nach ihrem Kopfe, so taugt gleich das Ganze nicht. Noch haben wir aus diesen Briefen gelernet, daß eine große Nase eine adeliche Geburt andeutet. Das sonst so vernünftige Jettchen sagt von einem Kammermädchen: „Sie ist schlank, und die „beynahe Großheit ihrer Nase verrathet etwas überbürgerli„ches.“ Am besten hat uns die Liebesintrigue mit der verwittweten Gräfinn gefallen, die uns viel Natur zu haben scheint, so wie überhaupt dieser Roman das Verdienst hat, daß er dem wirklichen Leben mehrentheils getreu bleibt. Einige moralische Stellen sind sehr gut gerathen.

Heilmanns Geburtstag, nebst andern Erzählungen, in Briefen. Basel, 1777. bey Schweighauser. 7 Bogen in 8.

Heilmann ist eine sehr würdige obrigkeitliche Person, etwa ein helvetischer Landvogt, der seines Bruders Kinder als seine eigenen erzieht, und ihnen an einem seiner Geburtstage erst entdeckt, daß er nicht ihr Vater, sondern ihr Oheim sey. Die Kinder üben an diesem Tage einige sehr rührende Handlungen der Großmuth und Menschenliebe aus. In den folgenden Briefen wird das edle Betragen von ein Paar andern Familien erzählet. Die ganze sehr gut geschriebene Schrift erfüllt den Leser mit angenehmen Empfindungen über die darinnen

jenen verkommenden Scenen der Wohlthätigkeit, und erregen den Wunsch, daß es auf der Erde viele solche Familien geben möchte.

Und er erschoß sich — nicht. Leipzig, 1778. bey Hilschern. 7 Bog. kl. 8.

Das war sehr natürlich, daß er sich nicht erschoß. Ein junger Mensch, der auf eine gute Erbschaft nach dem Tode seines Vaters Rechnung gemacht hatte, findet sich in seiner Hoffnung sehr betrogen. Das steigt ihm zu Kopfe, und macht ihn des Lebens überdrüßig. In einem Briefe an einen Freund läßt er sich merken, daß er allenfalls wohl gesonnen wäre, sich zu erschießen. Dieser wird darüber sehr unruhig, nimmt einen andern Freund zu Hülfe, der ihm beystehen soll, seinen schwermüthigen Freund auf bessere Gedanken zu bringen. Beyde versuchen es in ein Paar langweiligen Epistels, die aber natürlicher Weise nicht viel anschlagen. Ein dritter Freund, mit dem bedeutenden Namen Sieghal, hat besser Glück, indem er zu Creuzen, dem armen Menschen, der sich gerne erschießen möchte, wenn es nur nicht das Leben kostete, reiset, ihn zerstreuet, ihm die Ader öffnen lässet, ihn zur Besorgung seiner Angelegenheiten bringt, und darauf mit sich zu Hause zu einer artigen Schwester führt, die er zwar noch nicht heyrathet; aber doch am Ende des Buchs die beste Hoffnung zu heyrathen hat, da er schon mit einer einträglichen Bedienung versorgt ist. — Das ist der Inhalt einer Schrift, deren Absicht ganz gut ist; die aber in der Ausführung nicht recht gelungen seyn möchte. Des Verf. moralische Kenntnisse sind nur die gewöhnlichsten Gemeinplätze. Der Hauptcharakter ist äußerst unbestimmt gezeichnet. Man sieht gar nicht, wie er zu dem Entschlusse, das Leben sich zu nehmen, kommt. Seine Freunde hatten nicht nöthig gehabt, sich seinetwegen so angst seyn zu lassen. Wußten sie nicht, daß Leute, die vom Selbstmorde viel vorherschwatzen, und die Pistolen ihren Freunden zeigen, gar nicht dazu aufgelegt sind? Ueberhaupt ist Creuzens Fall gar nicht derjenige, in welchem sich die Leute das Leben zu nehmen pflegen, und wenn ja einer den kindischen Einfall hätte, so müßte man ihn mit ganz andern Gründen davon abbringen, als die beyden Freunde anwenden. Die Anlage der ganzen Geschichte, weil sie zu gezwungen

gewinnen ist, verdiene den moralischen Nutzen, den sie stiften soll. Für die Religion ist es fast eine Erniedrigung, daß sie dabey zu Hülfe genommen wird. Was diese als Trösterinn und Retterinn auftreten soll, ist dignus vindice nodus. Die Schreibart der Briefe, und das ganze Betragen der Personen in dieser Geschichte, ist zu feyerlich und süß.

Der Eremit aus dem Englischen von William Thomson. Frankf. bey Garbe. 1776. 16 Bogen, 8.

Der Uebersetzer sagt, daß das Original das Produkt eines großen Personage seyn solle, die ihrem deutschen Vaterlande bey den Britten Ehre mache. Das kann seyn; aber in diesem Roman müßten wir nichts vorzügliches zu finden. Er ist ein Roman, wie die meisten sind, ein Gewebe einiger sich durchkreuzenden Liebesgeschichten, die sich mit der vergnügten Verheyrathung der Liebenden endigen. Das besondere dieses Romans ist die, obgleich wunderbare Einmischung eines Eremiten, der der Vater eines der Liebenden ist, und diesen seinen Sohn längst für verloren gehalten, und darum sich in eine Einöde mitten in einer sehr bewohnten Gegend von England begeben hatte. Wir wünschen herzlich, daß alle für einander bestimmte Seelen sich so gut zusammenfinden mögen, wie in dieser Geschichte.

Begebenheiten des Nicol. Doswiadczynski, in drey Büchern von ihm selbst beschrieben, aus dem Pohlnischen übersetzt, mit Anmerkungen. Warschau 1776. bey Gröll. 19 Bog. 8.

Die Geschichte der Erziehung unsers Helden, und seines Eintritts in die Welt, so wie auch das Gemälde der pohlnischen Rechtspflege, haben wegen des Lokalen ziemlich viel interessantes; ob es gleich im Grunde in Pohlen nicht viel anders ist als bey uns. Einen großen Theil des Buches nimmt die Beschreibung einer den Europäern bisher unbekannt gebliebenen Insel ein, wohin der Held der Geschichte durch einen Schiffbruch verschlagen wird, nachdem er wegen seiner zu Paris thöricht gemachten Schulden, das feste Land hatte verlassen müssen. Auf dieser Insel leben die Einwohner in

der gröſten Einfalt und Unschuld der Sitten, welches dem Verf. Gelegenheit giebt, satyrische Vergleichungen zwischen dem glücklichen Zustande dieser Kinder der Natur, und den durch so viele Bedürfnisse und Verfeinerungen oft unglücklichen Einwohnern Europens anzustellen. Diese werden den Insulanern in den Mund gelegt, als welchen der Held der Geschichte allerhand Nachrichten von dem Zustande seines Welttheiles giebt. Sie möchten sich aber mehrentheils wohl zu künstlich ausdrücken, und mehr Feinheit des Geistes und Stärke der Erfahrung zeigen, als sich von solchen Leuten erwarten läßt. Die Art, wie unser Nicolaus von der Insel, und in sein Vaterland, und zu seiner ehedem verlornen Geliebten kömmt, ist ziemlich wunderbar.

Die beglückten Inseln, oder Geschichte der Fräulein von Jalling. Aus dem Italienischen. Augsburg. 1777. bey Kletts Wittwe und Frank. 1 Alph. 7 Bog. 8.

Auf dem zweyten Bogen wird unser Fräulein schon von einem Algierischen Corsar genommen. Der Leser müßte mehr Barbar als dieser Kaper seyn, wenn er dem Recensenten anmuthen wollte, sich für ihn durch wer weiß wieviel Gefährlichkeiten bis zu den beglückten Inseln durchzuarbeiten. Die Uebersetzung knirscht wie Sand zwischen den Zähnen.

Pz.

Anthia und Abrokomas. Aus dem Griechischen des Xenophon von Ephesus. Leipzig, bey Weygand. 1775. 7 Bogen in 8.

Etwas von Ephesus, oder Geschichte eines jungen Ehepaares, griechisch beschrieben, von Xenophon von Ephesus, übersetzt durch H. Anspach, bey Hanseisen. 1777. 9 B. 8.

Der Roman ist nur sehr mittelmäßig; die Begebenheiten sind höchst wunderbar gehäuft, und selten wird man durch

durch eine Stelle voll Naturſprache entſchädigt. Im Griechiſchen muß man alles ſammlen was da iſt, und ſo gut herausgeben, als man kann; wozu nun aber Ueberſetzungen? und wozu vollends zwo? Die erſte iſt bey weitem die vorzüglichere, ſie ließt ſich ganz angenehm und munter, die letzte hat mehr für ängſtliche Genauigkeit als Anmuth geſorgt. Eine überflüſſige Gewiſſenhaftigkeit bey einem ſolchen Autor, als dieſer Xenophon! Wer nun alſo ſehen will, wie die ſpätern Griechen Liebesgeſchichten behandelten, der leſe nebſt dem Heliodor, Ariſtänet, Longus, auch die erſte Ueberſetzung unſers Griechen. —

Warum ſagen doch beyde Ueberſetzer: Abrokomas, da es doch griechiſch Habrokomas heißt?

Die Macht der Verführung, oder der gebeſſerte Laſterhafte. Berlin, bey Decker. 1776. I Theil 1 Alphabet 4 Bogen. II Theil 1 Alphab. 1 Bogen in 8.

Vor allen Dingen muß man erſt die Vorrede leſen: ex ungue leonem. Der Verfaſſer ſagt, er ſey derſelbe, der den Eigenſinn des Glücks und den Triumph der Tugend geſchrieben; (wir können heilig verſichern, daß wir, um völlig unpartheyiſch zu ſeyn, beyde nicht angeſehen haben;) er vertheidigt ſich darauf gegen den gelehrten und hochgeehrten Herrn Recenſenten in den Leipziger gelehrten Anzeigen, der die langweiligen obgleich erbaulichen Moralen, womit der Verfaſſer ſeine Erzählungen zu würzen pflegt, getadelt hatte; er ſagt dagegen: er mache dieſelben vornehmlich für ſolche Leſer, die nicht nachdenken könnten und wollten, und die eine Geſchichte bloß der Geſchichte wegen leſen; und doch heißts in der angeführten Stelle ſeines Buchs: „Kann der Leſer ſie doch, wenn ſie ihm mißfallen, überſchlagen.“ Wir ſollten denken, ſolche Leſer würden es auch allenfalls ohne dieſe Erlaubniß thun; aber für wen ſtehen ſie denn da? Genug, der arme Herr Recenſent hab's mit ſeiner ſanften und dem Verfaſſer zum Ruhm gereichenden Recenſion ihm doch noch nicht gut genug gemacht, ob ihm gleich das Loben mag ſauer genug geworden ſeyn.

Alsdenn wendet sich der Verfasser, und welches in der That sehr sonderbar, unschicklich, und ganz unerwartet ist, auch der Verleger gegen einen unserer Mitarbeiter, der in der Allgem. deutschen Bibliothek über die genannten Werke des Verfassers seine Meynung etwas ehrlicher gesagt hatte; aber der arme Mann wird auch ganz anders abgefertigt, als der feine Leipziger: „Giftvolles Herz; gallichte Recension; sie ist in der That ganz Bosheit; unseligste Feindschaft gegen Verfasser, oder noch wahrscheinlicher gegen Verleger; der Zweck, bloß den Absatz der beyden Piecen zu hindern.“ Das nenn ich doch noch streiten! Uebrigens versichert der Verleger noch den Recensenten: „daß beyde Werkchen sich sehr gut abgesetzt haben, und es noch thun.“ Viel Glück dazu! nebst Wunsch, inskünftige besser deutsch zu sprechen!

Der Verfasser, der sich auf so vortheilhafte Weise selbst ankündigt, hat nun in vorliegenden zween Bänden die Geschichte eines liederlichen Kerls, der durch alle Klassen von Ausschweifungen durchgegangen, von ihm selbst in sogenannten Briefen (doch giebt er dem Leser Erlaubniß, sie nur für Kapitel oder andere Abtheilungsarten zu halten,) erzählen lassen, wovon sich aber keiner ohne moralische Predigten schließt. Dieser sein Held genießt nach Herzenslust alle Wollüste des Lebens, wird zuletzt tugendhaft, reich und glücklich. Wir sehen nicht ab, worin hier das Erbauliche liegen soll; wie, wenn nun Jemand dächte, ich will auch so ausschweifend mich erst vergnügen, kann ich doch am Ende dann auch tugendhaft und reich und glücklich werden! —

Das ganze Werk nun selbst ist nach allen Prädikamenten äußerst schlecht: gemein, trivial, ekelhaft, langweilig, elend im Styl und im Deutschen. Von Geist, Menschenkenntniß, Charakteren, Dialog, Interesse, ist auch kein Schatten da. Dessen versichern wir auf unser Gewissen den Verf. und den Verleger, ihnen unverwehrt, aus welcher Quelle sie unser Urtheil herleiten wollen. —

Antoinette, ein Mährlein aus der andern Welt. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1776. 212 Seiten 8.

Dem

Dem Anſehen nach hat der Wielandiſche Diogenes den V. auf die Idee gebracht, die Denkungsart des cyniſchen Philoſophen und das Syſtem deſſelben zu entwickeln, oder vielmehr ſein eignes philoſophiſches Glaubensbekenntniß dem alten Mann Diogenes unterzuſchieben; und dieſer Einfall unter der Ankündigung eines Mährleins den Leſern in die Hände zu ſpielen. Das Mährlein an und für ſich iſt nur ein kleiner Theil des Ganzen, und weil viele Leſer, ſonderlich die bequemen, das Vorangeſchickte und Nachfolgende mit demſelben nicht gleich haben vereinigen können oder wollen, ſo haben viele bisher das Buch verkannt, und demſelben den rechten Geſchmack nicht abgewinnen können. Freylich iſt nicht zu leugnen, daß ſich der V. einer gewiſſen philoſophiſchen Laune ungeſcheut überläßt; er wandelt nicht immer die gerade Heerſtraße, ſondern entſchlüpft dem Auge bald auf dieſem bald auf jenem Nebenwege; denkt man, man habe ihn ſchon im Geſichte, ſo ſetzt er über einen Graben, wandelt hinter einer Hecke oder durch einen Hohlweg, und kommt an einem andern Ende wieder zum Vorſchein, als da wo man ihn vermuthete. Indeſſen iſt das Buch einer günſtigen Aufnahme würdig: daher halten wir eine kurze Nachweiſung des Inhalts und des hauptſächlichſten Zuſammenhanges deſſelben, hier nicht für überflüßig. Unſer V. hat, wie ſchon bemerkt iſt, die Philoſophie ſeines Herzens hier ſchildern wollen, nicht in kaltblütigen Grundſätzen und Schlußfolgen; ſondern nach dem innern Gefühl ſeiner Seele mit Wärme, und auf eine ſinnliche anſchauende Art. Er will daher (15 S.) nicht bloß dogmatiſiren, auch nicht bloß amüſiren; aber ein wenig rühren, (im Vorbeygehen, dieſer Ausdruck entſpricht der eigentlichen Abſicht des V. hier nicht recht, überzeugen will er ſeine Leſer, daß ſein oder des Diogenes Syſtem wahr, gut und behülflich ſey; aber überzeugen und rühren ſind ja nicht gleichbedeutend.) Unter allen philoſophiſchen Lehrgebäuden und Meynungen behagt ihm nichts ſo ſehr als die Praxis des Diogenes in ſeiner Tonne. Dem V. iſt (25 S.) des Icetas Sohn klüger als wir alle, und beſſer oben drauf als viele; denn obgleich manche Leute nicht begreifen können, daß man vernünftige Gründe haben könne, um ſo zu denken und zu handeln als Diogenes, oder um ein Narr zu ſcheinen, und doch keiner zu ſeyn; (26 S.) ſo getraut er ſich doch zu beweiſen, Diogenes verdiene, daß man über ſeine Meynungen, Grillen und Lebensart ein wenig reflektire. Dieſes thut der V. hierauf in einem artigen Dialog

mit seinem Gelehrsamkeit, (32 u. f. S.) welchen er den verfeinerten Diogenes auf einer sehr vortheilhaften Seite kennen lehrt. Sein Plan war, (46 S.) so unabhängig von den Bedürfnissen des Körpers und den Grillen der Menschen sich zu machen, als möglich. Er führte ihn aus: er thate und lebte die guten Menschen, verachtete die Mauvaiten und Schmeichler der Artzen, und war der Meynung, sich zu keiner besondern und eingeschränkten Pflicht verbinden zu lassen, ohne sie genau zu erfüllen. Nach diesem Plane, nur durch Nebenumstände etwas verändert, bildet uns der V. einen modernen Diogenes, der am Ende seiner Betrachtungen über die Dinge dieser Unterwelt (71 S.) findet, daß man ein klein wenig Verstand mehr, und einen guten Theil Bedürfnisse weniger haben sollte, um glücklich zu seyn. Dieser Mann punkte an einem schönen Mittag vor den Augen seiner Mitbürger auf — und weg war er. Das heißt, er zog sich aus dem Getümmel der Menschen und der Geschäfte zurück, suchte sein Glück in sich selbst, und fand es ohne Beyhülfe irgend eines Sterblichen. Hierauf erzählt der V. (82–161 S.) das Mährlein des Mannes vom Berge, oder die Geschichte der Antoinette, welches auch unphilosophischen Lesern, die das Ideal des V. im Ganzen nicht überschauen möchten, als Fragment gefallen wird. Es ist die Geschichte eines Mannes, der ebenfalls aus Ueberdruß alle des Gewirres in dieser Unterwelt, nach dem, dem Diogenes zugeeigneten Plan, wiewohl unter mancherley behäglichern Modificationen, in eine reizende Einöde flieht, und da mit der Antoinette, einem liebenswürdigen Mädchen, das er nach seinem Sinn erzogen und zur Gattinn gebildet hat, im Genuß der höchsten Gemüthsruhe seine Tage verlebt. Endlich vertheidigt der V. dieses System gegen den Einwurf, daß das eine Nothphilosophie sey, indem gemeiniglich nur diejenigen, deren Wünsche und Hoffnungen scheitern, aus Unzufriedenheit den letzten Zufluchtsort zu suchen, und in die Tonne zu kriechen Beruf fänden. Der V. aber will, daß diese Philosophie nicht als eine Lastwerge zur Uebung, sondern als ein Präservativ mitten im Gewühl des Wohlbehagens gebraucht werden soll. Das ist so ohngefähr der Plan des Ganzen, wir überlassen dem Leser selbst, den humoristischen Schlangengängen des V. nachzuspüren, aus denen er sich mit leichter Mühe nun herausfinden wird. Das warme Gefühl für alles moralisch Gute empfiehlt übrigens den V. eben so sehr, als die Geschmeidigkeit des Witzes, dem Philosophen in der

Tonne

Tempo ein System anzupassen, das unserer jetzigen Denkungsart noch behaglich scheint.

Von.

7. Weltweisheit.

Betrachtungen über das Universum. Erfurt, bey Weber. 1777. 8.

Es ist eine würdige Beschäftigung, mit seinen Gedanken über den Anblick des ganzen großen Weltalls zu verweilen, — zu fragen: Welches ist das allgemeine einfache Gesetz, nach dem alles in dem unübersehlichen Ganzen zusammengeordnet ist? — das Gesetz, welches alle Theile durchwebt, alle Theile in Zeit und Raum zusammenstellt und verknüpft. Dieses große Fundamentalgesetz in dem unermeßlichen Reiche Gottes müßte man entdecken, wenn man den vollkommensten Charakter des Weltregenten, und die Hauptmaxime, die seines vollkommensten Charakters würdig ist, a priori erkennete; wenn man ferner aus dem Anschauen der Weltelemente, ihrer Verbindungsart wahrnähme, daß darin jede Feder nach dieser Hauptmaxime aufgespannt und in Wirksamkeit gesetzt ist; daß jedes Einzelne in diesem Ganzen dem großen Fundamentalgesetze gehorcht, und dem allgemeinen Plane auch in seinen kleinsten Bewegungen zustimmt. Diese Harmonie wahrzunehmen, das wäre ohne Zweifel die höchste Vollkommenheit, zu der sich der denkende Geist in der Weltbeschauung schwingen könnte. Daß sich der menschliche Geist bis zu diesem Gipfel hinaufgeschwungen habe, das wird auch der Bescheidenste nicht sagen, ob er sich bis dahin aufschwingen werde, ob er es könne? — Bisher hat man mehr bey dem **Allgemeinen** verweilt, weil uns dazu die Vernunft-Begriffe, die der denkende Geist in sich selbst findet, den meisten Stoff darbieten; bey dem **Besondern** hat man sich mit der Wahrnehmung einer durchgängigen **Tendenz** zur Einstimmung in das große Fundamentalgesetz begnügen müssen, — man hat jede einzelne Entdeckung dieser Tendenz in Welttheilen, an denen sie bis dahin übersehen waren, für einen schätzbaren Beytrag zur Auflösung der ganzen Harmonie, und das

mit seinem Gutsherr, einem Lapen in der Gelehrsamkeit, (32 u. f. S.) welchen er den verspotteten Diogenes auf einer sehr vortheilhaften Seite kennen lehrt. Sein Plan war, (46 S.) so unabhängig von den Bedürfnissen des Körpers und den Grillen der Menschen sich zu machen, als möglich. Er führte ihn aus: er lebte und liebte die guten Menschen, verachtete die Narrheiten und Schelmstreiche der Argen, und war der Meynung, sich zu keiner besondern und eingeschränkten Pflicht verbinden zu lassen, ohne sie genau zu erfüllen. Nach diesem Plane, nur durch Nebenumstände etwas verändert, bildet nun der V. einen modernen Diogenes, der am Ende seiner Betrachtungen über die Dinge dieser Unterwelt (71 S.) findet, daß man ein klein wenig Verstand mehr, und einen guten Theil Bedürfnisse weniger haben sollte, um glücklich zu seyn. Dieser Mann pinkte an einem schönen Mittag vor den Augen seiner Mitbürger auf — und weg war er. Das heißt, er zog sich aus dem Getümmel der Menschen und der Geschäffte zurück, suchte sein Glück in sich selbst, und fand es ohne Beyhülfe irgend eines Sterblichen. Hierauf erzählt der V. (321 S.) das Mährlein des Mannes vom Berge, oder die Geschichte der Antoinette, welches auch unphilosophischen Lesern, die das Ideal des V. im Ganzen nicht überschauen möchten, als Fragment gefallen wird. Es ist die Geschichte eines Mannes, der ebenfalls aus Ueberdruß alle des Gewürres in dieser Unterwelt, nach dem, dem Diogenes zugeeigneten Plan, wiewohl unter mancherley behäglichern Modificationen, in eine reizende Einöde flieht, und da mit der Antoinette, einem liebenswürdigen Mädchen, das er nach seinem Sinn erzogen und zur Gattinn gebildet hat, im Genuß der höchsten Gemüthsruhe seine Tage verlebt. Endlich vertheidigt der V. dieses System gegen den Einwurf, daß das eine Nothphilosophie sey, indem gemeiniglich nur diejenigen, deren Wünsche und Hoffnungen scheiterten, aus Unzufriedenheit den letzten Zufluchtsort zu suchen, und in die Tonne zu kriechen Beruf fänden. Der V. aber will, daß diese Philosophie nicht als eine Lattwerge zur Cur, sondern als ein Präservativ mitten im Gewühl des Wohlbehagens gebraucht werden soll. Das ist so ohngefähr der Plan des Ganzen, wir überlassen dem Leser selbst, den humoristischen Schlangengängen des V. nachzuspüren, aus denen er sich mit leichter Mühe nun herausfinden wird. Das warme Gefühl für alles moralisch Gute empfiehlt übrigens den V. eben so sehr, als die Geschmeidigkeit des Witzes, dem Philosophen in der

Tonne

Tonge, ein System anzupassen, das unserer jetzigen Denkungsart nach behaglich scheint.

Von.

7. Weltweisheit.

Betrachtungen über das Universum. Erfurt, bey Weber. 1777. 8.

Es ist eine würdige Beschäfftigung, mit seinen Gedanken über den Anblick des ganzen großen Weltalls zu verweilen, — zu fragen: Welches ist das allgemeine einfache Gesetz, nach dem alles in dem unübersehlichen Ganzen zusammengeordnet ist? — das Gesetz, welches alle Theile durchwebt, alle Theile in Zeit und Raum zusammenstellt und verknüpft. Dieses große Fundamentalgesetz in dem unermeßlichen Reiche Gottes müßte man entdecken, wenn man den vollkommensten Charakter des Weltregenten, und die Hauptmaxime, die seines vollkommensten Charakters würdig ist, a priori erkennete; wenn man ferner aus dem Anschauen der Weltelemente, ihrer Verbindungsart wahrnähme, daß darin jede Feder nach dieser Hauptmaxime aufgespannt und in Wirksamkeit gesetzt ist; daß jedes Einzelne in diesem Ganzen dem großen Fundamentalgesetze gehorcht, und dem allgemeinen Plane auch in seinen kleinsten Bewegungen zustimmt. Diese Harmonie wahrzunehmen, das wäre ohne Zweifel die höchste Vollkommenheit, zu der sich der denkende Geist in der Weltbeschauung schwingen könnte. Daß sich der menschliche Geist bis zu diesem Gipfel hinaufgeschwungen habe, das wird auch der Vermessenste nicht sagen, ob er sich bis dahin aufschwingen werde, ob er es könne? — Bisher hat man mehr bey dem **Allgemeinen** verweilt, weil uns dazu die Vernunft-Begriffe, die der denkende Geist in sich selbst findet, den meisten Stoff darbieten; bey dem **Besondern** hat man sich mit der Wahrnehmung einer durchgängigen **Tendenz** zur Einstimmung in das große Fundamentalgesetz begnügen müssen, — man hat jede einzelne Entdeckung dieser Tendenz in Weltheilen, an denen sie bis dahin übersehen waren, für einen schätzbaren Beytrag zur Auflösung der ganzen Harmonie, und das

mit Recht, gehalten. Auch der würdige Verfaſſer dieſer Betrachtungen hat dieſen Weg gewählt; nur daß er bey der Entdeckung des allgemeinen Geſetzes von Unten, von dem Beſondern angefangen hat, und von dem zum Allgemeinen hinaufſteigen will. Sein Zweck iſt zu erforſchen: „Warum beſtehet der Zuſammenhang aller Weſen? Wohin trachtet, „zweckt ihr Beſtreben, Wirken, Daſeyn? Wo liegt der einzige Knoten, der alles, Welten, Körper, Geiſter, Zeit und „Raum in ein Ganzes zuſammenknüpft? Das iſts, was ich „aufzufinden, darzuſtellen trachte.“ Er zeichnet ſich dazu dieſen Weg ſelbſt vor: „Tief überzeugt, ſagt er (S. 8.) daß der „Menſch nichts, als aus Erfahrung weiß, gieng ich den Weg „der Induktion, ſtieg vom einzelnen zum allgemeinen analytiſch auf.“ Ferner (ebend.) „Ich vergleiche die uneingeſchränkten Grundſätze der verſchiedenſten Wiſſenſchaften unter ſich. „Grundſätze der Phyſik und Moral, der Chemie und Politik, „der Theologie und Pſychologie u. ſ. w. Und da ſuche ich die „Punkte oder Aehnlichkeit unter ihnen auf.“ Daß auf dieſem Wege ſchwer und mühſam fortzukommen iſt, das mag auch ſchon Bako ſelbſt, der ihn zuerſt gewieſen, und nur Verſuchsweiſe einige verunglückte Schritte darauf gethan hat, beweiſen. Die nachherigen Bemühungen der Weltweiſen, womit ſie in der Weltbeſchauung zum Allgemeinen mit einigen ſichern und glücklichen Schritten fortgedrungen ſind, haben es noch mehr wahr gemacht, daß man auf dem unwegſamen Meere der Erfahrung ohne den Fanal reiner Verſtandesbegriffe von der höchſten Vollkommenheit, nicht ſicher zu dieſem Heiligthume hinſteuren könne. Um das an einem einzigen Beyſpiele zu zeigen: ſo hat Leibnitz in ſeinen Verſtandesbegriffen von Kraft, Subſtantialität, rationeller Verknüpfung, beſter Welt, höchſter Weisheit, für ſein höchſtes Principium der Dynamik, wenigſtens eine treffliche Stütze, wo nicht mehr, gefunden. — Jedoch wir müſſen den Herrn B. nach ſich ſelbſt beurtheilen. Weil wir kurz ſeyn müſſen: ſo müſſen wir ſeine Methode umkehren, und gleich zu dem Reſultate ſeiner Analyſis, nemlich zu demjenigen übergehen, wohin alles, ſeiner Analyſis zufolge, in dem Weltall abzielet, und das iſt die Aehnlichwerdung. Die Haupteintheilung ſeines Werkes iſt nach folgenden drey Rubriken gemacht: Schöpfung, Schöpfer, Band zwiſchen beyden. Denn alles dieſes verſteht er (etwas unbequem und gegen den Sprachgebrauch,) unter dem Worte Univerſum. In dem erſten Abſchnitte

schnitte zeigt es der V. in den drey besondern Arten: Das seyn, Eigene Existenz, Coexistenz. Bey der eigenen Existenz, oder „der von auswärtiger Einwirkung unabhängigen Folge wirklich (in der Zeit) entwickelter Kräfte„ findet der Verf. das Gesetz: (S. 25.) „Da liegt allgemeines Gesetz in der Natur, daß es so bleibe, wie es ist. Seine lebenden Kräfte sollen fortleben, nicht zu- nicht abnehmen, „sollen sich selbst ähnlich bleiben.“ Wir wollen nur erst im Vorbeygehen die Kleinigkeit bemerken, daß der Verf. den Begriff der Aehnlichkeit auch auf das Quantum ausdehnet, da man sonst nur die Identität der Qualitäten darunter versteht, — also das Aehnlichkeit nennt, was nach einem andern Sprachgebrauch Congruenz, oder Nichtunterscheidbarkeit heißt. Bey der Coexistenz findet der V. das nämliche Gesetz! (S. 30.) „Gesetzt hier: ist abermal Aehnlichkeit! Ist: daß die Wesen einander ähnlich werden.“ Wenn nun dieses der allgemeine Charakter der besten Welt seyn soll, und also das, was in demselben eigentlich der äußere objektive Bewegungsgrund, Hervorbringung des Weltalls ist: so müßte hier noch nothwendig eine vorläufige Frage vorkommen, nämlich die: Was ist denn eigentlich in der Congruenz oder Nichtunterscheidbarkeit, wohin alle Theile des Weltalls rendiren, wodurch es ein Gegenstand der Auswahl des höchsten Wesens werden kann? — Es muß hier eine Zweydeutigkeit des Wortes zum Grunde liegen, die man aus einander setzen muß, wenn man sich Licht verschaffen will. Nämlich: Ist es die Identität der Dinge selbst, wornach alles strebt? — Dieses will der viel zu scharfsinnige Verf. selbst; denn er kennt die größtmöglichste Mannichfaltigkeit, als die Hauptzierde des herrlichen Universums. „Das Gesetz (sagt er S. 10.) welches allen und jeden Wesen ihr Daseyn bestimmt und umschreibt, hat Mannichfaltigkeit zum unmittelbaren Zweck.“ Er erkennt, daß durch eine solche Identität die Weltelemente ihre Individualität verlieren würden. Ihre Einheit kann also nie eine wesentliche Einheit werden. Sollen sie also noch Mehrere bleiben, und doch eine Einheit statt finden: so muß diese Einheit, wohin sie streben, außer ihnen seyn. Diese Einheit der Tendenz bringt dann eine Harmonie in das Weltall, die desto größer, jemehr des Mannichfaltigen, und jemehr das Nebeneinanderseyn und Aufeinanderfolgen durch die gemeinschaftliche Einheit bestimmt wird. Das alles, wußte der höchste Verstand und der beste Wille, alles das

Mannichfaltige sterben läßt, ist der Zweck, zu dem alles eingerichtet ist. Also folgt aus dem eigenen Vorhersätzen des V. daß „nicht in der eigentlichen Einwendung“ die sein Scharfsinn selbst verwirft und verwerfen muß, sondern in der Tendenz zu Einem Zwecke, das allgemeine Principium des Unipersums liege.

Ist dieser Zweck die Verherrlichung des großen Weltarchitekten: so muß die Seele, ein kleiner Strahl aus seinem grenzenlosen Lichtmeere, an sich selbst die Züge seines Wesens zusammenzusuchen; dem unendlichen Verstande, durch Anschauen des endlichen in seinem eigenen Busen von fern auf die Spur zu kommen, an sich selbst — wiewohl schwach — zu erproben, wie Güte beseeligt, und Weisheit ordnet, die unerschöpfliche Ergießung der Liebe durch die Haushaltung der Weisheit geleitet, wie unter den Gesetzen dieser Güte und Weisheit alles voller Leben, Glück und Wohlseyn ist, und das alles durch wechselseitige Verbindung, indem alles sich hilft, sich dienet — diese Gesetze in seinem Busen finden, und dann in der Welt wahrnehmen, wie alles nach ihrem Plane geordnet ist; wie Weisheit, Güte und Macht Gottes aus allem hervorstrahlet.

Da indeß einmal der V. dieses durch Aehnlichwerden ausgedrücket: so hat ihm das hie und da allerdings den Gesichtspunkt verrücket, da an eine wirkliche innere Umänderung zu denken, wo man mit Sicherheit auf weiter nichts als auf Veränderung des Scheins, die eine Folge von der veränderten Art der Zusammensetzung ist, schließen kann. So sagt er: (S. 35.) „die Theile zusammengesetzter Substanzen sind einander ähnlich.“ (Steht der Allgemeinheit dieses Satzes nicht die unzählbare Menge aus ungleichartigen Theilen zusammengesetzter Substanzen entgegen?) Ihre Bestandtheile waren vor der Verbindung einander unähnlich. Hieraus schließe ich, daß sie in dem Moment der Verbindung einander ähnlich werden. Und das ist, was ich Aehnlichwerdung der Eigenschaften nenne.“ Eigentlich erhellet aus dem angeführten Beyspiele nur so viel, daß es Materien giebt, die in einem gewissen Zustande nicht miteinander cohäriren, und mit denen erst eine Veränderung vorgehen muß, ehe sie zur Cohäsion kommen können. Ob dieses geschehe, indem die Theile wirklich einander ähnlich gemacht werden, das scheint man durch die Beobachtung wohl nicht entscheiden zu können. Dem Hrn. V. scheint also hier der Geist des Systems verführt

schätzen zu haben, wenn er das geradezu behauptet. Diese Anmerkung möchte wohl bey mehreren Stellen gemacht werden können. Ein lebhafter, viel umfassender, fortdringender Geist, hat sich gerade am meisten vor den Schlingen zu hüten, die ihm die Schönheit des systematischen Zusammenhanges, vermittelst der Allgemeinheit, Fruchtbarkeit und Einfachheit des Principiums seines Lehrgebäudes, legt. Wenn sie die Imagination gewonnen ist, so ist gemeiniglich der Verstand nur gar zu willig, einige unvermerkte Erschleichungen zu übersehen. Das ist denn dem scharfsinnigen Verf. begegnet, wo er das Wort ähnlich, bald in engem, bald in weitem, bald in eigentlichem, bald in uneigentlichem Verstande nehmen muß, um die Fakta, die er selbst gesammlet hat, unter sein Principium zu bringen. So findet er „in der zertheilten Materie 1) Aehnlichkeit der Figur, 2) Affinität, 3) Aehnlichwerdung der Eigenschaften, 4) Aehnlichwerdung der Bewegung." (S. 30.) Eben so bey den Massen „1) Aehnlichwerdung der Figur, 2) Aehnlichwerdung der Bewegung." (S. 32.) Das alles gewiß nicht in einerley Bedeutung des Wortes. Der denkende V. sagt selbst, daß bey dem Figiren der flüßigen Materien, die Theile bloß enger zusammenrücken; wie sie denn im eigentlichen Verstande einander ähnlich werden müssen, ist nun wohl nicht abzusehen. Ob es die Affinität ist, die die Cohäsion oder die Attraktion verursacht, läßt sich nicht mit Gewißheit entscheiden; wenigstens ist sie es in den eigentlichen Elementen nicht. So nennt er ebenfalls zum Behuf des Systems das Aehnlichwerdung der Bewegung, was eigentlich Harmonie derselben ist. Eben so ist der V. genöthigt, die Wörter Attraktion, Affinität, in einem sehr uneigentlichen Sinne zu nehmen, wenn er damit die Erscheinungen bey der Begattung der Thiere, ihr Zusammengesellen, ein jedes mit den Individuen seiner Art, erklären will. Diese Wörter, die in der Körperwelt schon nur eine bloße Bezeichnungsart der Erscheinungen, und in Ansehung des Reellen, das bey diesen Erscheinungen zum Grunde liegt, gewissermaßen eine Bekenntniß unserer Unwissenheit sind, sind das alles noch mehr bey dem Einfachen. Wir glauben also, daß diese Erklärungsart dem Scharfsinn des V. bey anderer Gelegenheit, wohl schwerlich selbst ein Genüge leisten möchte, die er zum Behufe seines Systems annimmt: (S. 45.) „Auf verschiedene Thiergeschlechter wirkt eine Art Attraktion. Elephanten, wilde Pferde, Bienen, Biber, Ameisen, leben in

Gesellschaft. Affinität macht, daß jedes Thier sich mit Weibchen seiner Gattung paart. Bey Stuttgard habe ich ein Jagen gesehen: Hirsche, Rehe, Schweine, Wölfe, Dächse in einem Raum. Da stellte sich jede Gattung in einem Haufen zusammen: Folge der Affinität. In Ansehung verschiedener von diesen Erscheinungen, ist man auch schon auf nähere Ursachen gekommen, die in dem allgemeinen Beherrungsgesetze der Thierseelen liegen.

Der V. wendet sein Gesetz der Aehnlichkeit auch auf die Psychologie an. Bey der Verbindung der Seele mit dem Leibe glaubt er, daß das Organ dem einwirkenden Objekte, (S. 49.) ferner das Nervensystem dem Werke der denkenden Seele, und so auch ebenfalls, wenn die Seele durch den Körper auf äußere Wesen wirkt, wiederum das Organ der Seele ähnlich werde. Nach dem, was wir bereits oben bemerkt haben, müssen wir auch hier annehmen, daß der selbstdenkende V. unter Aehnlichwerden bloß Uebereinstimmen wolle verstanden wissen, und auf mehreres führt auch die Beobachtung nicht. Das nämliche wird er auch sagen, wofern er sich alher erklären sollte, wenn er (S. 56. u. f.) „1) geistige Verbindungskraft, 2) Sympathie, 3) moralische Aehnlichwerdung, 4) moralische Impulsion, unter sein Principium bringt. Bey allem diesem ist die Aehnlichkeit, vorgestellte Uebereinstimmung des Mannichfaltigen, und sie muß nach der Verschiedenheit der Erscheinungen noch näher erklärt werden, wenn sie nicht eine qualitas occulta werden soll. Um es an einem Beyspiel zu erklären: so bringt der V. die Erscheinung auf das Aehnlichwerden zurück. (S. 61.) „Wenn zween miteinander sprechen: Ihr Ton ist der nämliche; wenn einer lacht, lächelt der andere; wenn einer weint, wird der andere traurig. Daß die Kinder nachmachen, was sie sehen; ist Folge des natürlichen Triebes zur Aehnlichwerdung." So lange aber hier nicht näher gezeigt wird, wie dieses Mitempfinden und Nachahmen aus dem geahndeten dunkeln Gefühl seiner Kräfte entsteht, und wie sich denn das in die Vorstellung des übereinstimmenden Mannichfaltigen auflöset: so lange bleibt der Trieb zur Aehnlichwerdung eine wahre qualitas occulta. Die Schranken eines Auszuges verbieten uns, dem sinnreichen V. in die Anwendung seines Principiums auf die Künste und Wissenschaften zu folgen. Wir bemerken nur im Vorbeygehen, daß bey dieser Anwendung Regeln der Erziehungskunst und der Politik vorkommen, die das edle Herz des V. in ei-

nen

rem vortrefflichen Lichte zeigen. Wer wird nicht einen Staatsmann verehren, der dem Staatsmanne Lehren giebt, wie folgende z. B. (S. 82.) „Willst du deine Untergebenen glücklich wissen; strebe nach drey Dingen; daß keiner hungere: daß alle beschäftigt seyn: daß alle gerecht, und wo möglich liebend seyn! Das sind in allen und jeden Fällen Bedürfnisse zur Glückseligkeit.“ Indeß kömmt der V. durch sein Principium auch auf Regeln, die ein genaueres Naturrecht wohl nicht billigen möchte; als: (S. 82.) „Die Art der Bestrafung sey der Art der Verbrechen möglichst ähnlich.“ Denn bey den Strafen ist wohl mehr die Verhältnißmäßigkeit als Aehnlichkeit mit den Verbrechen zu suchen.

Von allen diesen Betrachtungen über die Schöpfung schwingt sich endlich der Verf. mit warmen himmlischen Enthusiasmus, zu dem Schöpfer selbst hinauf. (S. 107.) Die Geschöpfe, sagt er, „sind beschränkt und mannichfaltig, Gott ist unendlich und eins;“ (d. i. in Gott ist wesentliche Einheit aller unendlichen Vollkommenheiten; in der Welt, seinem Werke zufällige, aber weiseste Verknüpfung aller in einem System compassibeln begränzten Vollkommenheiten.) „Gottes „Daseyn ganz lebende, wirkende Kraft; in ihm keine schlafende Fähigkeit, mithin keine Abwechselung, so mit keine Zeit. Auf Gott nichts einwirkend, nichts außerhalb ihm (nämlich, mit dem er ein Virum ausmachte,) und somit für ihn kein „Raum.“ Vortrefflich! Aber da, wo der Verf. aus seinen Grundsätzen zeigen will, wie sich die Geheimnisse der Religion ins System des Universums passen, hat ihn ein Schein vermuthlich über die Gränzen der philosophischen Sobrietät geführt. Denn wenn seine Vorstellung von dem Universum auch die einzige richtige wäre, wenn auch das reell wäre, was mit Klassifikation der Begriffe ist. (S. 109.) „In der Ma„terie: Fähigkeit, entwickelte Kraft, Selbstständigkeit; in der „Seele, Fähigkeit, entwickelte Kraft, Selbstliebe; Im Schö„pfungssystem, Daseyn, Existenz, Coexistenz! In dem gan„zen Universum, Schöpfer, Geschöpfe, Band zwischen bey„den. Also allenthalben, in allem und jedem Eins aus drey„en! Bild der Dreyfaltigkeit!“ Wo ist der Beweis, daß dieses in dem Wesen Gottes auch so seyn müsse? Wo ist sogar die Aehnlichkeit? Lehrt das theologische System, daß die Personen der Gottheit so verschieden sind, wie Schöpfer und Geschöpf: wäre das nicht ein zu großer Unterschied? oder lehrt es, daß sie sich wie Fähigkeit und entwickelte Kraft verhal-

verhalten? Möglichkeit und Wirklichkeit! Ist in dem göttlichen Wesen etwas, das mit diesem Verhältniß eine Analogie hätte? Was uns die Bilder von der Dreyeinigkeit lehren sollten, ist, daß **mehrere Personen eine Substanz** seyn können! ob es **zwey**, oder **drey** oder **vier** seyn können, das thut dann nichts zur Sache.

Ein anderes Geheimniß, wozu der V. in seinem Principium der Aehnlichkeit den Schlüssel findet, sind die sieben Sakramente der römischkatholischen Kirche. „Die Sakramente, diese sieben Gnadenpforten, (sagt er S. 123.) sind für „den sinnlichen Menschen mit äußern sinnlichen Gegenstänn den verbunden! Wie trefflich, da das Analogon in der Kirn „porwelt gewählt ist! Taufe: Reinigungsmittel für die Seele, und Wasser, das allgemeine körperliche Reinigungsmittel! „Das heil. Abendmahl, Nahrung und Stärkung für die Seele: und Außengestalt des Brods und Weins, die da Nahrung und Erquickung des Leibes sind! Die Beichte erwirket „Vergebung der Sünden; die Sünden sind Folgen der Hoffarth, und das Mittel die demüthigendste Handlung; seinem „Mitmenschen seine Fehltritte bekennen! Weyhung, Firmung, letzte Oehlung ertheilen Kraft, Standhaftigkeit, Linderung! Und das Oehl, das bekanntlich lindernde und stärkende Mittel, mit dem sich die Kämpfer salbten, wenn sie „im Ringen siegen wollten.“ Wenn hier die Kraft durch die Bedachtsamkeit des Mittels mitgetheilt wird, denn ist es nicht abzusehen, warum es nicht noch mehr solcher kräftigen Ceremonien geben sollte; bis auf die Erhärtung einer unmittelbaren Kraft reicht der Beweis nicht.

Noch mehr! „Das Geheimniß der Menschwerdung Christi, findet der Verf. auf das Gesetz der Schöpfung, auf das Gesetz des Universums passend. (S. 124.) Welche Consistenz ist inniger in dem ganzen Universum? welche **Aehnlichwerdung** ist vollständiger, als wenn aus zweyen Punkten, deren einer zu dem andern hinstrebt, ein **zusammengesetzter Punkt** wird?“ Ein zusammengesetzter Punkt! Wir gestehen, daß wir uns den nicht denken können; denn ein Punkt hat gar keine Ausdehnung. Wir haben überdem, mit dem V. selbst, die Aehnlichwerdung auf die Uebereinstimmung des Mannichfaltigen eingeschränkt; danach würde denn diese Vereinigung Gottes mit Christo keine gegenseitige Mittheilung der Eigenschaften, sondern ein gemeinschaftliches Wirken zu einerley Endzweck, bey dem Menschen durch Unterord-

nung

haltig seines Willens unter dem göttlichen, und bey Gott durch seine besondere Unterstützung seyn.

Wir reißen uns ungern von diesem Werkchen los, das so erhabene Aussichten enthält, und das durch und durch der menschlichsten Gesinnungen und der herrlichsten Ergießungen eines edlen, für das Gute und Große eifrigen warmen Herzens voll ist. Wir rechnen auch folgenden Wunsch des frommen Verf. unter die Ergießungen seines gutmeinenden Herzens: (S. 143.) „Möchte doch der Wunsch redlicher Herzen bald erfüllet werden! Möchten doch die verschiedenen christlichen Religionspartheyen bald in den mütterlichen Schooß der Kirche zurückkehren!“

Hat der gutgesinnte Verf. vergessen, daß er selbst nicht Streben des Einzelnen zur Identität; sondern Zusammenstimmung des Mannichfaltigen zur Vollkommenheit des Weltalls, erfodert hat, — daß, wenn die Stadt Gottes so voll seyn soll, als er es selbst will, die Verschiedenheit der Fähigkeiten und Situationen unendlich seyn muß; und daß von dieser Verschiedenheit die Verschiedenheit der Einsichten abhängt — daß, wofern diese mannichfaltigen Einsichten nur zu diesem Punkte hinstreben, Gott zu verehren, daß alsdann eine höhere Einheit erhalten wird, als diejenige, die in dem äußerlichen Bekenntniß bestehe; und daß diese Vereinigung aller Frommen, durch keine äußerliche Bekenntnißunterschiede kann aufgehalten werden.

Mit Vergnügen lesen wir gleich zu Anfange des Buches: „Ich habe mir einen großen Plan vorgezeichnet; an der Ausführung arbeite ich seit vier Jahren, und werde vielleicht noch vier Jahre daran zu thun haben.“ Wir dürfen also eine weitere Entwickelung der Ideen, die der V. in diesem Entwurfe nur angezeigt hat, erwarten. Ohne Zweifel wird er in der weitern Ausführung manches Dunkele aufklären, manches Schwankende bestimmen, manches Irrige berichtigen. Sein eigner viel umfassender Geist, seine edle Gelehrigkeit, und seine Achtung für fremde Einsichten, werden ihn der Wahrheit immer näher bringen.

Fasciculus Dissertationum argumenti philosophici, auctore *Martino Ehlers*, Prof. et Rect. Gymn.

Gymn. Alsonani. Flensburgi et Lipsiae, impr. Kortiorum. 1775. 8.

Io. Iacobi Hottingeri Disputatio Stolpiana de Sensu Honesti. Cum animadversionibus Ehlersii V. Cl. quibus responsum est. Accedunt praelectiones academicae duae in quaestionem ab Stolpiani legati curatoribus Anno 1774. promulgatam. Turici, Litt. Orelli, Gesneri, Fuesl. et soc. 1776. 8.

Die Frage der Kuratoren des Stolpischen Legats betraf im Jahr 1773. das moralische Gefühl. Der Preis wurde zwey Abhandlungen zuerkannt, wovon die eine den Hr. Prof. Hennert in Utrecht, die andere den Hr. Hottinger zum V. hatte. Unter diesen ward die Sache durch das Loos entschieden, und das krönte den Hr. Hennert. Man wollte wissen, ob der Mensch in der Erkenntniß und Ausübung des moralischen Guten durch ein inneres Gefühl geleitet werde? Diese Frage hat zwey Seiten. Einmal kann man sie in Rücksicht auf das epikurische und hobbesische System beantworten, und zeigen, daß es ausser dem groben Eigennutz noch eine Quelle von Pflichten giebt, die von diesem Eigennutze verschieden ist. Einige englische Sittenlehrer haben das hobbesische Moralsystem aus der Erfahrung widerlegt, und seine Unzulänglichkeit dargethan, indem sie in der Seele verschiedene moralische Empfindungen beobachtet, die sich aus diesem mangelhaften Principium nicht herleiten lassen. So weit ist alles richtig und gut. Nun aber entstehet die zweyte Frage; Man kann nämlich untersuchen, ob das moralische Gefühl, als Gefühl, ein höchstes unauflösliches Principium sey, ob es nicht in einfachere Theile könne zerleget, und aus den allgemeinen Gesetzen des Willens hergeleitet werden. Hr. Hottinger und Hr. Hennert halten das Gefühl (sensum honesti) für die Gränze aller moralischen Untersuchungen, und glauben dieses bewiesen zu haben, wenn sie die Unzulänglichkeit des epikurischen Principiums dargethan haben. Wir können in diesem letztern Stücke nicht ihrer Meynung seyn, und auch andere Gelehrte haben ihnen darinn mit Recht widersprochen. Herr Ehlers hatte bereits die Hottingerische Abhandlung mit Anmerkungen in seiner Sammlung philosophischer Abhandlungen drucken

den lassen. Hinzugesetzt hat Hr. Schlichtegroll, und beantwortet des Hrn. Ehlers Einwürfe. Wir gestehen, daß uns auch diese Beantwortungen nicht befriedigt haben. Hierüber wollen wir uns etwas deutlicher erklären; doch nur so, wie uns der Hr. H. Abhandlung dazu Gelegenheit giebt; will sie bey der Anzeige von Hr. Pr. Fedors Abhandlung über das moralische Gefühl noch einmal auf diese Materie kommen werden. „Die Ehlersche Sammlung enthält erstlich die Schriften, die sich gegen den moralischen Sinn erklären, wovunter des Hrn. Ehlers eigene Abhandlung die erste, eine andere von einem Ungenannten die zweyte, und eine von einem Ungenannten einem Studirenden in Leipzig, die dritte ist. Wir gestehen aufrichtig, daß wir diese letztere für die vollständigste und reichhaltigste halten. Hierauf kommen die Abhandlungen, die sich für den moralischen Sinn erklären, als 1. 2). Die Hommelsche, 3). die Hottingersche. Wir glauben für die Aufklärung dieser Streitfrage am meisten thun zu können, wenn wir die Unzulänglichkeit des Grundes für einen (wohl bewerkt!) unabhängigen moralischen Sinn zu zeigen suchen. Und da Hr. Ehlers selbst zur Aufklärung dieser Sache durch seine Anmerkungen über die Hottingersche Schrift nicht wenig beygetragen: so wird es am besten an dieser letztern Schrift geschehen können. Auf diese Art lassen wir am besten der vorzüglichen Gründlichkeit der Bestreiter des moralischen Sinnes Gerechtigkeit widerfahren.

Die Frage von dem Grunde des Naturrechtes ist wichtig; wenn man ihre richtige Entscheidung verfehlt: so bringt man nichts als Verwirrung in die moralischen Wissenschaften. Diejenigen, die die menschlichen Pflichten aus dem Nutzen der menschlichen Gesellschaft herleiten, vernichten, nach H. H. Meynung, alle Tugend. Denn der Grund aller Pflichten ist in der innern Uebereinstimmung der Handlungen. Woher erhalten wir aber die Erkenntniß dieser Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung? H. H. wirft der Meynung derjenigen bey, die sie aus dem Gefühl herleiten. „Quod autem, sagt er, honesti omnis cognitio sensu continetur? inde clarum esset pyro," u. s. w. (S. 26.) Seine Gründe haben uns nicht überzeugt; und man findet sie auch bey andern, als bey Hutcheson ꝛc. weit stärker und vollständiger. H. H. meynt zuförderst, daß der Irrthum der Philosophen, welche das ganze Naturrecht aus Gründen beweisen

wollen

zu können glauben, daß sie zwischen den Pflichten keinen Unterschied machen, die aus einer innern Uebereinstimmung, und denen, die aus dem Nutzen der Handlungen fliessen. Wir werden in der Folge sehen, ob dieser Unterschied gültig sey. Jetzt wollen wir nur bemerken, daß Hr. H. den Sinn der in der Anmerkung S. 14. angeführten Stellen nicht recht gefaßt hat. Die [illegible] waren in der stoischen Sittenlehre nicht das Lateinische honestum; dieses ist das [illegible], welches die Tugenden des Verstandes und des Willens in sich begreift. Das [illegible] ist das Lateinische Officium. Daß man hier nicht die Rede von einem honesto ohne Nutzen sey, erhellet aus dem Beyspiel, das Diogenes Laert. bey diesem [illegible] hinzufügt. Er rechnet nämlich dazu die Pflege der Gesundheit und der Sinnglieder. Hiebey fällt der Nutzen in die Augen. Es kann also unter den Umständen nicht der Nutzen verstanden werden.

Die Gründe, die Hr. H. für den moralischen Sinn anführt, sind folgende: 1) daß dieser Sinn in kein höheres Principium könne aufgelöset werden. So verstehen wir die lateinischen Worte: (S. 16.) „Quod autem honesti omnis cognitio sensu continetur, inde clarum esse puto; quod, unde proficiscatur, initium et quasi principium nullum video“. Das ist so geradehin behauptet, ohne daß Hr. H. anzeigt, was er an der Methode derjenigen auszusetzen findet, die die verschiedenen Wirksamkeiten der Seele aus Einer Grundkraft herleiten. Es ist bekannt, daß einige Naturrechtslehrer die Moralität auf die Gesetze des Willens zurückgeführt, und so die moralischen Disciplinen zu strengen Wissenschaften gemacht haben. Diese werden durch Hr. H. Ausspruch von der Unabhängigkeit und Unauflöslichkeit des moralischen Sinnes (initium et quasi principium nullum video) sich nicht widerlegt glauben. Was Hr. H. 2) anführt, daß nämlich die Moralität der Handlungen nicht klar aus dem Nutzen, den sie dem Handelnden oder der Gesellschaft bringen, hergeleitet werden, erschöpft die Sache gar nicht. Um hier den Wortstreit zu vermeiden, der leicht aus der Zweydeutigkeit des Wortes: nützlich entstehen kann: so muß man recht genau den Sinn der Sittenlehrer fassen, die den Nutzen mit dem Moralischguten verbinden. Sie sagen, daß alles sittlich gute auch nützlich sey; sie erinnern aber ausdrücklich, daß dieser Satz nicht schlechtweg könne umgekehrt werden, (simpliciter convertit) und erklären daher den allgemeinen Satz:

alles

alles was nützlich ist, ist sittlich gut, verabscheuungswürdig. Wenn man die Natur solcher allgemeinen Sätze erwägt: so nimmt man wahr, daß das Prädikat in denselben von viel weiterem Umfange seyn müsse, als das Subjekt. Und das trifft hier vollkommen zu. Das sittlich gute muß schlechterdings irgend einen Nutzen haben; aber man sagt nicht, daß es jede Art des Nutzens in sich schließe. Diese Anmerkung wird durch die stoische und peripatetische Sittenlehre bestätigt, die mit so viel Nachdruck auf das absolute sittliche Gute und Schöne (καλον, honestum) drang, und die in keinen Verdacht einer eigennützigen Tugend kommen kann; ja sie dient dazu, gewisse scheinbare Widersprüche in derselben zu heben. Alle stoischen Sittenlehrer sagen es mit einem Munde, daß das Sittlichgute und das Nützliche unzertrennlich mit einander verbunden sind. Diogenes Laert. führt alle Prädikate, die die Stoiker der Tugend beylegten, an, und darunter finden sich καλον, χρησιμον, συμφερον, ωφελιμον. Cicero sagt (de offic. B. 2. K. 3.) nach dem Lehrgebäude der stoischen Schule: in quo lapsa consuendo defleuit de via, sensimque eo deducta est, vt honestatem ab vtilitate secerneret, et constituerit honestum esse aliquod, quod vtile non esset, et vtile, quod non honestum, qua nulla pernicies maior hominum vita potuit adferri; und B. 3. K. 3. Itaque accepimus Socratem exsecrari solitum eos, qui primum haec natura cohaerentia opinione distraxissent. Aristoteles leitete seine Tugendlehre aus dem Begriffe der Glückseligkeit her, und schon daraus ergiebt sich, daß bey ihm das Nützliche von dem Sittlichguten nicht getrennt seyn konnte. Freylich veredelten diese Weltweisen ihre Ideen vom Nützlichen, vom Guten und von der Glückseligkeit. Denn alles dieses war das Nützliche, das Gute, die Glückseligkeit eines solchen Wesens, als der Mensch ist, mit den Fähigkeiten, Anlagen, mit der Bestimmung, in den Verbindungen mit der übrigen Welt. Dem hätte Hr. H. zeigen müssen, daß dieses Nützliche mit den Sittlichguten nicht coincidire; und erst alsdenn würde man haben schließen können, daß der moralische Sinn ein unauflösliches Principium sey. Denn die Harmonie, die Anständigkeit, die der moralische Sinn in den tugendhaften Handlungen fühlet, und den Mißlaut, das Unanständige, das er in den entgegengesetzten fühlt, macht eben das Gute aus, wodurch sie zugleich nützlich sind. Wer aber beweiset, daß es tugendhafte Handlungen giebt, die einen gewissen Nutzen,

und Nichtsnutzigkeit, die einen gewissen Schaden nicht haben, der hat noch nicht erwiesen, daß der moralische Sinn ein unabhängiges moralisches Grundgesetz der Seele sey. Und weiter reicht Hr. H. Beweis nicht. Allerdings wird ein weiser Mann, wie Hr. H. S. 94. dem Cicero nachsagt, nicht auf öffentlichem Markte tanzen, wenn er auch dadurch zu einer reichen Erbschaft gelangen könnte. Allein die reiche Erbschaft würde ihm nicht so nützlich seyn, als der Charakter eines weisen Mannes. Die Anständigkeit ist die Uebereinstimmung des Aeußern mit der innern Güte, das, wodurch die innere Weisheit und Ordnung der Seele sichtbar wird; wie hoch ist die daraus entspringende Achtung an Gelde zu schätzen? Sie muß also dem Weisen nützlicher seyn, als Geld; aber nützlicher in einem edlern Sinne. Wo es auf den öffentlichen Vortheil ankömmt, ist es das nämliche. Wenn die Athenienser den Anschlag des Themistokles verworfen haben, die Flotte der Lacedämonier zu verbrennen, weil sie es für unrecht hielten: so mußten sie ihn auch nicht für nützlich halten; zwar für den Augenblick und in Ansehung gewisser Vortheile, war er nützlich, aber immer und durchaus? Jedoch, wie gesagt, es ist unnöthig, in jedem Falle zu zeigen, daß das Sittlichgute nützlich sey. Genug, daß es im Allgemeinen aus der Natur des Sittlichguten bewiesen ist.

Am meisten befremdend ist, daß Hr. H. die unkeuschen Handlungen als ein Beyspiel von der Unauflöslichkeit des Schändlichen in das Schädliche anführet. (S. 43. 44. 45.) Es giebt in den wärmern Ländern Völker, die in den Wollüsten nicht allein die Gesetze der Anständigkeit, sondern auch der natürlichen Ordnung überschreiten. Hr. H. meynt, daß dieses bloß der Schändlichkeit wegen böse sey; „fueram quaesiturus, quid in hoc mali inest praeter turpitudinem.“ Er gesteht zwar, daß diese Ausschweifungen der Bevölkerung schaden; setzt aber doch hinzu; „quamquam non semper, ubi ea pestis imprimis, ibi maximam ita vastitatem esse video.“ Die Natur der Sache spricht nun hier wohl laut genug, daß die Triebe und Kräfte, welche außer dem Wege der Natur verwendet werden, zur Bevölkerung nichts beytragen können, und daß also an dieser gerade so viel fehlen müsse, als durch den unrechten Gebrauch jener abgeht. Und dieses halten wir für das sicherste und allgemeinste Principium, woraus die Moralität des Gebrauches des Zeugungstriebes muß beurtheilt werden. Alle historischen Untersuchungen führen in

die

die Absicht, und beruhigen nicht. Da die größte Bevölkerung, die in einem Lande möglich ist, so schwer kann bestimmt werden, und der Beytrag jedes einzelnen Umstandes der auf ihre Beförderung oder Hinderung einfließen kann, so schwer anzugeben ist; da endlich die wahre Bevölkerung der Länder, wovon die Rede ist, noch bis jetzt unbekannt ist: so kommt man mit solchen historischen Instanzen nicht weit; zumal wenn man so allgemein und unbestimmt spricht, als Hr. H. Eine andere Art von Schädlichkeit scheint dem V. ebenfalls nicht zureichend, die Moralität dieser Handlungen zu bestimmen; nämlich daß sie einen unordentlichen Hang zu dieser Art Wollust erzeugen. Obgleich diese Betrachtung nicht allein entscheidet: so ist sie doch von unendlich großem Gewicht, und wir begreifen nicht, wie man eine Bemerkung, die sich auf die Natur der Fertigkeiten gründet, mit den Worten abfertigen könne: „Quasi vero, qui semel voluptatis illecebras delibaverit, omnem modum excedere, necesse fuerit.“ (S. 44.) Es fällt in die Augen, daß der V. gar nicht auf die ersten Gründe der Moralität der menschlichen Handlungen zurückgegangen ist. Wenn diese in der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der freyen Handlungen mit der Ordnung der Natur liegen, und diese Ordnung der Natur die Triebe zu gewissen Zwecken bestimmt: so ist ein jeder Gebrauch eines solchen Triebes ohne den Zweck, auf den er zielet, unrechtmäßig. Bey dem Menschen bemerkt die Vernunft diese Unterordnung der Triebe unter den Zweck der Natur, da bey den Thieren die Natur die Lenkung dieser Triebe zu ihren Zwecken allein übernimmt. Der Mensch, der sie also anders gebraucht, ist ein Sklav seiner Sinnenlust; in diesem Schädlichen liegt gerade auch das Schändliche. Wie ausgebreitet ist dieser Schaden für die Ordnung und Reinigkeit der Seele, für die Verschönerung der Welt, für die Verherrlichung des Schöpfers, mit dessen Einrichtung der freye Gebrauch seiner Kräfte und Triebe bey dem Unkeuschen nicht übereinstimmt. Weit gefehlt also, daß die Vorstellung der Schädlichkeit böser Handlungen den Empfindung ihrer Schändlichkeit schaden sollte; so wird diese letztere dadurch vielmehr erst recht ausgebreitet und fühlbar; wie das bey dem angeführten Beyspiele in die Augen fällt. So hat es die Sokratische Schule verstanden, wenn sie von dem Nutzen und von der Schönheit der allgemeinen Gerechtigkeit geredet hat, und aus ihr haben die ältern und neuern Stoiker ihre moralische Phraseologie hergenommen.

Die Auflösung der Gerechtigkeit in Glückseligkeit hat Plato so befriedigend gezeigt, daß den Neuern nur wenig zur Auseinandersetzung der Begriffe zurückgeblieben ist. Diese Auflösung hätte Hr. H. widerlegen müssen, um den Leser von einem unabhängigen, unauflöslichen, moralischen Gefühle zu überzeugen. Wenn man einleuchtend philosophiren will, so muß man die Erscheinungen entweder auf einfache Grundprincipien zurückführen, oder überzeugende Gründe angeben, warum dieses unmöglich ist. Keines von beyden hat Hr. H. gethan; er hat sich, wie gesagt, bloß bey einigen Instanzen aufgehalten, worin das Sittlichgute nicht ein gewisses Nützliches ist; das thut aber zum Hauptbeweise von der Unabhängigkeit des moralischen Sinnes gar nichts. Hr. Ehlers hat ihm daher sehr wichtige Gegeninstanzen entgegen setzen können. Es scheint uns aber, daß man bey dieser Untersuchung auf die ersten Gründe des Naturrechtes zurückgehen müsse, wozu aus der Ontologie, Psychologie und aus der natürlichen Theologie gewisse Leitungsnotionen gehören, um auf die Hauptbegriffe von Bewegungsgründen, Verbindlichkeit, Naturgesetze u. s. w. zu kommen.

Die beyden angehängten Vorlesungen betreffen den Beweis von dem Daseyn Gottes, aus der Uebereinstimmung der Völker. Hr. H. weiset diesem Beweise sehr richtig seinen eigentlichen Ort an, und bestimmt seinen Werth sehr gut. Ein Beweis kann er nämlich nicht heissen, gesetzt auch, daß diese Uebereinstimmung noch so allgemein ausgemacht wäre; allein für eine Empfehlung eines Satzes kann es immer gelten, so lange man ihn noch nicht nach eigentlichen Vernunftgründen untersucht hat, daß er von den meisten Menschen geglaubt wird.

Frederici Adolphi van der Marck, ICti, — Lectiones Academicae, quibus selecta philosophiae practicae iurisque naturae capita et praecipue officia erga Deum pertractantur. Groningae, apud Haionem Spandaw. 1771. 8.

— Tomus II. quo praecipua iuris ecclesiastici Protestantium vniuersalis capita pertractantur. Fasciculus I. Groningae, ap. eund. 1772. 8.

— Tom.

— Tom. II. Fasc. II. Lingae, sumtibus Baueri et sociorum. 1775. 8.

— Tom. II. Fasc. III. et vltimus, ib. ap. eund. 1776. 8.

— Oratio inauguralis de Gloria Dei, suprema Naturae lege, e suggestu sacro Templi Reformatorum Die XVII Dec. 1763. publice dicta, quum professionem Iuris ord. in Acad. Lingensi sollemniter auspicaretur. Lipsiae ap. Weidm. et Reich, Berol. ap. H. et Spener, Vltraiecti apud Schoonhoven. 1774. 8.

Von diesen schätzbaren Beyträgen zur Ausbreitung eines gründlichen Naturrechts gehören zwar nur die letztern Theile eigentlich in das Gebiet der deutschen Litteratur, allein sie hängen alle so genau mit einander zusammen, und machen so ein Lehrgebäude aus, daß wir sie nicht wohl von einander trennen können. Hierzu kömmt daß nunmehr Deutschland das Glück hat, diesen würdigen Naturrechtslehrer zu besitzen, nachdem der König von Preussen ihm eine Freystadt eröffnet, wo er die Ruhe und Freyheit gefunden, die man ihm in Gröningen, wo er ehemals ein akademisches Lehramt bekleidet hat, nicht hat zugestehen wollen. Wir glauben, daß es ihr mehr als einem Betracht unterhaltend und lehrreich seyn werde, wenn wir in unserm gelehrten Tagebuche einen kurzen Abriß der Geschichte von der groningischen Verurtheilung des Herr. von der Mark aufbewahren. Wir sind von der Scene, worauf diese neueste Tragödie von dem zu argwöhnischen Religionseifer ist vorgestellt worden, zu weit entfernt, als daß wir in eine Versuchung oder in einen Verdacht der Partheylichkeit gerathen könnten. Wir werden nicht nach ungewissen Hörensagen und namenlosen Gerüchten, sondern nach gedruckten Aktenstücken erzählen. Um das desto gründlicher zu können, wollen wir den Mann erst aus Schriften kennen lernen, die zu seiner Verurtheilung Gelegenheit gegeben haben.

Der erste Theil enthält zwanzig Vorlesungen; der andere enthält deren zwölf im ersten Fascikel, und ein und vierzig im zweyten und dritten, deren Inhalt wir so kurz als möglich hier anzeigen wollen.

I. De ratione humana a noſ - vſu et abuſu ad rectum eius vſum reducenda. Der V. beweiſet hier den rechten Gebrauch der Vernunft in der Erkenntniß des göttlichen Willens sehr gründlich. Es würde nichts als Verwirrung anrichten, wenn wir die Vernachläßigung und den Mißbrauch der Vernunft, als einen Beweiß ihrer weſentlichen Verderbniß und Untüchtigkeit die menſchlichen Pflichten zu erkennen, anführen wollten. Denn wenn dieſe Untüchtigkeit eine unbedingte gänzliche Untüchtigkeit wäre; ſo würde der Menſch keiner Verpflichtung fähig ſeyn, und dieſer Unfähigkeit würde durch keine Offenbarung abgeholfen werden können, weil wir die Offenbarung ohne Vernunftgebrauch weder unterſcheiden noch nützen können.

II. De perfruitione ſummi Boni. Gott iſt das abſolute und reſpektive höchſte Gut. Daher iſt er ſelbſt das höchſte objektive, und ihm nachahmen, das höchſte ſubjektive Gut des Menſchen. Gott nachahmen, oder aus ſeinen höchſten Eigenſchaften die Bewegungsgründe zu ſeinen Handlungen hernehmen, heißt Gott genieſſen, mit Gott vereinigt ſeyn. Das ſubjektive höchſte Gut des Menſchen richtet ſich nach ſeiner eingeſchränkten Natur, kann alſo in nichts anders als in dem ſteten Fortſchreiten zu höhern Vollkommenheiten beſtehen, und dieſes Fortſchreiten iſt durch die Beobachtung der Naturgeſetze allein möglich. Man kann dieſe Betrachtung auch ſo wenden: Alle Vereinigung moraliſcher Weſen beſteht in ihrer Uebereinſtimmung zu einerley Bewegungsgründen und Zwecken, in der Uebereinſtimmung des Willens. Gott hat ſeinen Willen in der Natur geoffenbaret; unſer Wille ſtimmt alſo mit dem göttlichen überein, wenn wir die Naturgeſetze beobachten. Da kein Menſch das Naturgeſetz vollkommen beobachtet, ſo genießt er auch das höchſte Gut nicht vollkommen, iſt nicht vollkommen glückſelig. Das muß man von Chriſten und Nichtchriſten ſagen. Die Tugenden der Heyden daher, weil ſie unvollkommen ſind, mit dem Auguſtinus, glänzende Laſter zu nennen, kann uns nichts helfen; denn in dem Verſtande ſind alle menſchliche Tugenden glänzende Laſter.

III. De fine creationis vltimo et officiis hominum erga ſe inuicem inde oriundis. Die Glückſeligkeit der vernünftigen Geſchöpfe. Dieſe Wahrheit wird gegen einige Einwürfe aus unrecht verſtandenen Schriftſtellen gerettet. Der V. läßt ſich über die Frage von dem letzten Zweck der Schöpfung nicht weitläuftig ein; ſondern ſagt nur ganz kurz, daß

die

die Verherrlichung Gottes das nächste Mittel zu der Glückseligkeit der vernünftigen Geschöpfe sey. Auch wir können uns nicht darauf einlassen; wir sehen aber wohl, was den Verf. für seine Meynung geneigt macht. Lieber wollen wir die richtige und nur zu oft übersehene Anmerkung des V. hieher setzen: daß es nicht miteinander streite, die Ehre Gottes und sein eigenes Wohl befördern; denn die Verpflichtung zu beyden hat uns Gott in den Naturgesetzen auferlegt. Aus der Liebe zu Gott folgt die Liebe der Menschen, die wir um Gottes Willen lieben müssen, auch die Feinde. Es muß uns also befremden, daß Grotius das Gesetz von der Liebe der Feinde für ein bloßes evangelisches Gesetz gehalten, durch welches Gott etwas anders, als durch das Naturgesetz verfügt hat.

IV. De obligatione actiua. Die gewöhnliche Wolfische Lehre darüber sehr gut auseinander gesetzt, und gegen manche Verdrehungen gerettet, z. B. wenn die Bewegungsgründe zu unsern Handlungen in der Natur der Dinge enthalten sind: so muß der Trunkenbold sich berauschen. Denn die Bewegungsgründe müssen aus der Natur des Vernünftigen hergenommen werden. Eben so zeigt der V. sehr gut, daß dieses System der natürlichen, mittelbaren Verpflichtung eben so fromm sey, als das Pufendorfische.

V. De lege Naturae et inde oriunda obligatione passiua. In den moralischen Disciplinen ist ein Gesetz ein verpflichtender Satz, (propositio obligans). Es hat allezeit seinen Grund (ratio legis), das Gebietende in der Beförderung der Vollkommenheit, das Verbietende in der Vermeidung der Unvollkommenheit. — Hier kommt die Frage vor, ob bey einem Gesetz der Wille eines Obern nöthig sey? Wenn in dieser Frage von der physischen Superiorität die Rede ist: so ist diese selbst der Natur nicht abzusprechen; denn wir können die physischen Folgen unserer Handlungen nicht hindern. Ist von der moralischen die Rede, oder von dem vollkommenen Rechte unsere Handlungen zu bestimmen: so kann die Gott nur der Gottesleugner absprechen. Wenn man aber fragt, ob die Naturgesetze von dem Befehle Gottes abhängen: so muß man die Wirklichkeit des Naturrechts von dem Wesen desselben unterscheiden. In Ansehung der Wirklichkeit hat die Sache keine Schwierigkeit. Die Frage aber, das Wesen des Naturrechts betreffend, ist mit der Frage über Nothwendigkeit der Wesen überhaupt einerley.

VI. De principio cognoscendi Legum naturae. Verschieden nach dem verschiedenen Umfange, den die Naturrechtslehrer dem Naturrechte gegeben haben. Einige, als Pufendorf, Thomasius, Gundling, haben es für das bloße Vermögen zu handeln genommen, und also nur das äußere Recht, — nicht in Beziehung auf alle Gesetze — betrachtet; sie haben also die ganze Güte der Handlungen nicht erschöpft, und daher ist ihr Principium nur für einen, und den am wenigsten edlen Theil zureichend. Der Verf. vergleicht das schöne Principium des Grotius: von der Uebereinstimmung der Handlungen mit der Natur des Handelnden, sehr gut mit dem Wolfischen.

VII. De moralitate interna. Man kann schon aus dem bisherigen ermessen, was der Verf. über diese wichtige Materie denkt. Er vertheidigt Grotius und Wolfs Meynung ungemein geschickt gegen den Vorwurf, als wenn sie die äußerliche vom Willen Gottes abhängende Verpflichtung zur Befolgung des Naturgesetzes heruntersetze. Grotius hat auf diesen Vorwurf selbst siegreich und scharfsinnig geantwortet Und da er Gottes Willen für das principium fiendi des Naturgesetzes hält: so kann ihn auch der Vorwurf nicht treffen, daß er Gott in der Verpflichtung dazu übergehe.

VIII. De Limitibus Iurisprudentiae Naturalis per Philosophiam practicam et Theologiam Christianorum moralem proferendis.

Wir gestehen, daß uns die Gründe, warum H. v. d. M. auch die positive christliche Theologie mit in das Gebiet des Naturrechts bringen will, nicht einleuchten. Denn die Thatsachen, die in dem Naturrechte zugelassen werden, und auf deren Voraussetzung das hypothetische Naturrecht gebauet wird, werden in der Wissenschaft selbst in abstracto betrachtet, sofern sie gewisse moralische Zustände anders bestimmen, ohne ihre Wirklichkeit in Betrachtung zu ziehen. Nun müßte gewiesen werden, daß die Fakta einer positiven Religion den angeführten Thatsachen gleichartig wären, wenn sie in ein Naturrechtssystem sollten aufgenommen werden.

IX. De Conscientia.

X. De historia Iuris naturalis quoad officia erga Deum. In der alten Geschichte des Naturrechts hat uns der V. nicht Genüge gethan; er scheint nicht aus den Quellen geschöpft zu haben. Das sieht man vorzüglich daraus, daß er Bruckern noch seine seichten Beurtheilungen der stoischen Philosophie nach-

spricht.

spricht. So dünkt uns auch, daß er die Platonische, Aristotelische und Epikurische Moral gar nicht in dem rechten Lichte zeigt. Desto gründlicher ist der Zeitraum vom Hobbes an bis auf unsere Zeiten bearbeitet. Er zeigt sehr gut, welchen Einfluß das System dieses Mannes auf die Bestimmung des Umfanges des Naturrechts (der bloßen äußerlichen Pflichten,) und der Quelle, (der Gesellschaftlichkeit) beym Pufendorf, Thomasius, Gundling und beynahe allen Naturrechtslehrern nach ihm bis auf Wolfen, gehabt hat.

XI. De officiis erga Deum in Disciplina Iuris Naturae pertractanda. Gegen Pufendorf insonderheit. Wenn die Einschränkung des Naturrechts auf die äußern Rechte und Pflichten nur Lehrmethode ist, und der Naturrechtslehrer die innern Rechte und Pflichten sonst erkennt, und sie nur unter andere Namen, als: der Ethick, abhandelt: so glauben wir es nicht nöthig, über den Umfang, den er seiner Wissenschaft giebt, zu streiten.

XII. XIII. XIV. De vera vitaque Dei cognitione hominibus comparanda. In der ersten dieser Vorlesungen von der Wahrheit, in den beyden andern von dem Leben der Erkenntniß Gottes. Zu den Hülfsmitteln, dieses Leben zu befördern, rechnet der Verf. mit Recht die Naturlehre, Astronomie, u. s. w.

XV. De Amore in Deum. Aus der Betrachtung der göttlichen Eigenschaften. Dahin gehört auch seine Güte. Die reine Liebe der Mystiker ist also unvollständig. Wenn man mit diesen gutmeinenden Herzen räsoniren könnte: so würde man ihnen vielleicht begreiflich machen, daß derjenige erst Gott recht rein liebt, der seine Güte in der Tendenz der Schmerzen zu höhern Gutem erkennt, daß er also eben so, wie der Mystiker, den betrübenden Gott liebt, nur daß er ihn vernünftig liebt.

XVI. De timore Dei filiali, atque de fiducia in Deum et acquiescentia in prouidentia diuina.

Alles Folgen der Liebe zu Gott.

XVII. De Reuerentia Deo exhibenda.

XVIII. De Celebratione nominis diuini.

XIX. De Inuocatione Dei, et gratiarum actione.

XX. De obedientia Deo praestanda. Um das zu können, müssen wir unsere Vernunft üben; sonst gehorchen wir unsern Lüsten, und irren in der Welt gleich flüchtigen Sklaven umher.

Der zweyte Theil enthält im I. Fascikel ein allgemeines geistliches Recht. Wir werden bey dem Auszuge dieser und der folgenden Stücke nicht mehr so weitläuftig seyn können, als wir bisher gewesen sind, und es auch nicht nöthig haben, weil wir einmal unsere Leser mit den ausgebreiteten und fruchtbaren Grundsätzen des V. bekannt gemacht haben.

I. II. De Religione optimo ciuitatis fine, atque firmissimo eius praesidio. Sehr schön gegen Hobbes und Pufendorf.

III. IV. De Iure libertatis Religionis, vnicuiuis aduersus quemuis competente.

Im ursprünglichen Zustande sind lauter angebohrne Rechte und Pflichten. Die angebohrnen Rechte aber sind allgemeine, und die angebohrnen Pflichten die höchsten, denen also die hinzugekommenen (contractae) im Fall der Collision weichen müssen. In Ansehung der angebohrnen Rechte findet die vollkommenste Gleichheit und Freyheit statt; in Ansehung ihrer ist der Mensch keinem fremden Willen unterworfen.

V. VI. VII. VIII. De Tolerantia diuersarum Religionum sini Reipublicae haud aduersarum ciuili.

Ist nicht allein dem erlaubenden, sondern auch dem gebietenden Naturrecht gemäß; nicht bloß in Ansehung der innerlichen, sondern auch der äußerlichen Religion, weil jene ohne diese nicht vollkommen werden kann; ist endlich nicht bloß dem Naturrecht, sondern auch der wahren Staatsklugheit gemäß.

IX. X. XI. De varia haereseos significatione, eiusdemque iniustissima poena.

Nach protestantischen Grundsätzen ist die Kirche keine Republik, die Geistlichkeit ist nicht die ecclesia repraesentativa. Alles das streitet mit der christlichen Freyheit, mit den Majestätsrechten, u. s. w. Mit den letztern um desto mehr, da die christliche Kirche subjektivisch in viele Theile der bürgerlichen Regierungen vertheilt ist, von denen also der eine den andern mit beherrschen müßte. Das und mehreres ist hier schön ausgeführt.

XII. De crimine haereticitii eiusque iustissima poena. Das Ketzermachen ist ein Verbrechen; denn es beleidigt fremde Rechte, nicht die Ketzerey. Der Verf. schließt mit einer Vergleichung des berühmten Königs. Dieser vortrefliche Weltweise verglich die Ketzermacher mit Kettenhunden,

dern, die Freunde und Feinde anbellen. Wenn sie hundertmal dem Freunde beschwerlich fallen, so fassen sie auch wohl einmal einen Feind. — Nur daß sie leider! wie Kästners Schäferhund, geschickter sind, harmlose Schafe zur Heerde zu halten, und in den Stall zu treiben, als es mit dem Wolfe und Löwen aufzunehmen; daher sie sich dann auch am liebsten mit den Schafen abgeben.

Des zweyten Theiles zweyter Fascikel.

XIII. De varia Ecclesiae significatione et vera eius indole. Die allgemeine Kirche ist nur die innere, (oder unsichtbare,) diejenige Verbindung, die zwischen Gott und allen Frommen statt findet. Keine äußere kann allgemein seyn; denn eine äußere Kirche kann nur durch einen Vertrag entstehen, und setzt also ein factum voraus.

XIV. XV. De Tolerantia religionum ecclesiastica. Keine Synoden, Unterschriften, Formeln, können den vernünftigen Kirchenfrieden erhalten; das kann nur die kirchliche Duldung, die die Verschiedenheit der Meynungen unter den Christen zuläßt. Denn eine äußerliche Kirche, wofern sie nicht wirklich unträglich ist, wird irren können; ihre Irrthümer können aber nicht berichtiget werden, denn ihre eigenen Glieder stehen unter ihrer zwingenden Herrschaft, und die Glieder einer fremden Kirche sind Ketzer. Sie wird also bald von den Gelehrten verlassen, und ein Zusammenfluß von rohem Pöbel werden, oder es werden Beeinträchtigungen entstehen.

XVI. De ecclesia plantanda et plantata eiusque iuribus et obligationibus.

Die erstere hat inspirirte Lehrer, die andere nicht. Aus diesem Unterschiede folgt, daß in der erstern die Lehrer ein vom Volke verschiedener Orden sind; in der andern nicht.

XVII. De diuerso ecclesiarum regimine.

Wesentlich ist der christlichen Religion keine Regierungsform, weder die eigentliche monarchische, noch die durch die Aristokratie gemäßigte, noch die presbyterianische gleiche und ungleiche.

XVIII. De Ludouici Molinaei paraeneſi ad aedificatores imperii in imperio.

Wir finden hier einen lesenswürdigen Auszug aus der seltenen und schönen Schrift: Paraeneſis ad aedif. imp. in imperio. Eben so selten ist eine andere: Papa Vltrajectinus, ſ. Myſterium iniquitatis reductum a Clar. Viro Gisberto Voetio in opere politiae Eccleſiaſticae; Auctore Ludio-

maeo

mæo Colnino. Dieser Namen ist das Anagramma von Ludovicus Molinaeus. Beyde haben ihrem Verfasser viel Verdruß zugezogen, wovon man die Geschichte lesen kann in Thomasii Hist. conc. inter Imp. et sac. Append. cap. I §. 45—50.

XIX. De inepta divisione inter Clericos et Laicos.

Ursprünglich war dieser Unterschied nicht in der christlichen Kirche, so lange man nämlich des Spruches noch eingedenk war: „Wo zwey oder drey versammelt sind in meinem „Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ Allein schon zu Tertullians Zeiten fieng man an, die Prädikate der Priester des A. T. auf die Lehrer des N. T. anzuwenden. Wir haben es verschiedenen großen Naturrechtslehrern zu verdanken, als dem Grotius, Selden, Konring, Pufendorf, Thomasius, u. s. w, daß man jetzt über diese Sache richtiger denkt.

XX. De ritu ordinationis sacrae per manuum impositionem, vbi simul de iureiurando religionis et de vestibus clericalibus breuiter tractatur.

Die Auflegung der Hände ist in der gepflanzten Kirche nur ein heiliger Gebrauch.

XXI. De distinctione inter spirituales et mundanos, de Nazaraeis, de brachio spirituali et seculari, et de Ecclesia repraesentatiua.

Hier wird insonderheit sehr gut gezeigt, daß in der gepflanzten Kirche die Repräsentation nur für die bürgerlichen Angelegenheiten gelten könne, keinesweges für die Bestimmung der Glaubenslehre. Für diese letztere ist keine Einwilligung in die Repräsentation zu vermuthen, denn sie ist moralisch unmöglich. — Was soll man nun von den Kirchenversammlungen und Religionsgesprächen denken? — Diese Vermuthung wird immer ungegründeter, je mehr sich die wahre Gelehrsamkeit unter den sogenannten Layen selbst ausbreitet. Es wäre in der That sehr sonderbar zu denken, Newton, Leibnitz, Wolf, ꝛc. haben einem Mönche aufgetragen, für sie Glaubenslehren zu bestimmen. Wenn endlich die Repräsentirten gar gegen die Entscheidungen ihrer Repräsentanten öffentlich protestiren, woher bekommen nun die letztern ein Recht, jemand zu repräsentiren, der nicht repräsentirt seyn will?

XXII. XXIII. De Episcopatu Constantini M.

Daß

daß man die Idee des K. Konstantins von dem äußern und innern Bischofthum, von der äußern und innern Gewalt über die Kirche, wovon nach dem Berichte des Eusebius der Kayser die ersten der weltlichen Obrigkeit, so wie die andern den Geistlichen beylegte, angenommen, die vielen Lehrern des geistlichen Rechts gefallen hat. Sie ist aber unzulänglich und falsch; unzulänglich, weil es unmöglich ist, die Gränzen zwischen dem innern und äußern recht zu bestimmen, daher denn der Streit zwischen der Kirche und dem Staate nach dieser Vorstellung nicht geendigt werden kann; falsch, weil sie bey dem innern Gebrauch der Gewalt voraussetzt.

XXIV. XXV. De systemate regiminis ecclesiastici Voetiani.

XXVI. De systemate reg. eccl. Moshemiano.

Vertheidigt noch die Unabhängigkeit der Kollegial-Rechte von dem Staate gegen Thomasius. Es ist noch zu bemerken, daß auch Baumgarten die Unabhängigkeit der Kollegialrechte verworfen hat, worüber Mosheim sagt: „Wer „die große Wissenschaft dieses Mannes kennt, der wird sich „darüber wundern.“ Wir wünschten, daß dieses manche herrschsüchtige Geistliche, die sich für Baumgartens Schüler ausgeben, beherzigen möchten. Ihr Lehrer möchte schwerlich ihre rebellischen Anmaaßungen, wenn er noch lebte, billigen.

XXVII. De vero iuris ecclesiastici systemate.

Die innern Rechte gehören jedem Gliede, die äußern Kollegialrechte sind dem Regenten unterworfen, zu dessen Majestätsrechten es gehört, in höchster Instanz darüber zu erkennen.

XXVIII. De incommodis ex certa regiminis Ecclesiae forma, quae a Republica non pendeat, in Ciuitates redundantibus.

XXIX. De societate Ecclesiae aequali, et in casu controuersiae circa ius ejusdem externum iudicio Ciuitatis subiicienda.

Der dritte Fascikel.

XXX. De statu Religionis in Republica Germaniae politico.

Der Religionszustand hat in Deutschland erst seit dem Westphälischen Frieden seine Festigkeit erhalten, und in diesem Frieden ist den Landesherren die oberste Gewalt über die Kirche, auch das Ius reformandi, welches ein wichtiges Stück der politischen Toleranz ist, gesichert. (I. P. Art. VII. §. I.)

§. 1.) Es ist daher ein nichtiges Vorgeben, das man dem Pallavicini (Hist. Conc. Tr. P. I. l. I. c. 18. §. 5.) so oft nachgeschrieben hat, als wenn die so genannte lutherische Religion sich nur für die Monarchien; die Reformirte aber für die Republiken schicke. Denn, nicht zu gedenken, daß viele Beyspiele das Gegentheil lehren, so ist es denen Kirchen gleichgültig, ob die höchste bürgerliche Macht, unter der sie stehen, in der Hand Eines oder Vieler ist. Eine jede Hierarchie aber, sie mag eine Form haben, welche sie will, die Monarchische oder Aristokratische, ist dem Protestantismus entgegen.

XXXI. De statu Religionum in foederata Belgarum Republica politico.

In der Pacification von Gent und in der Union von Utrecht ist den Staaten das Recht über das Geistliche überlassen worden; eben das ist auch in den 154 Sitzungen der Dortrechtischen Synode geschehen.

XXXII. De Pontificiorum sacris, eorumdemque tolerantia et libertate in Belgio foederato.

Die Duldung der Katholiken in den vereinigten Niederlanden gründet sich auf die Union von Utrecht und den Münsterischen Frieden.

XXXIV. De excommunicatione ecclesiastica; vbi simul *Vlr. Huberi* hac de re sententia examinatur.

Huber glaubte, daß die Exkommunikation ganz unabhängig von der Kirche könne ausgeübt werden. Der B. zeigt sehr überzeugend, daß alsdenn die Kirche ein Reich seyn müsse. Denn nur die repräsentirende Kirche übt diese Gewalt aus; sie herrscht also über die Glieder der Kirche. Auch ist der Kirchenbann keine Sache, worüber die weltliche Obrigkeit zu erkennen nicht im Stande wäre. Denn es kömmt dabey auf Uebereinstimmung in der Lehre mit den Glaubensbekenntnissen der Kirche, oder auf die Sitten an: über beydes kann in der bereits gepflanzten Kirche, die weltliche Obrigkeit erkennen. Sollte sie auch dieses Recht auf ein Kollegium übergetragen haben: so kann sie es wieder zurücknehmen. Denn wenn eine solche Uebertragung unwiderruflich wäre: so würde die Oberherrschaft in mehrere partes potentiales getheilt werden; die Kirche würde in diesem Theile Beherrscher werden. Da nun in diesem verdorbenen Zustande der Menschen, die Beeinträchtigungen unter kleinen Gesellschaften unvermeidlich sind:

so

so ist der Staat, als die größte, die sie alle befaßt, verbunden, seine Majestätsrechte selbst auszuüben.

XXXV. Qua historia doctrinae de excommunicatione ecclesiastica proponitur; simulque de *Erasti Thesibus* agitur.

Der Kirchenbann ist augenscheinlich aus der jüdischen Kirche in die christliche gekommen, wie das Selden und Vitringa unwidersprechlich dargethan haben. Aus der römischen Kirche ist er auch in verschiedenen Protestantischen Kirchen aufgenommen, der gründlichen Sätze des berühmten und frommen Erastus ungeachtet, die Beza nicht widerlegt hat. Selbst in einigen Kirchen der Lutherischen Confession finden sich noch traurige Spuren davon, wie aus Lechts elender Vertheidigung und der unchristlichen Mecklenburgischen Bannformel, die man auch bey Böhmern lesen kann, zu ersehen ist.

XXXVI. De vera indole excommunicationis ecclesiasticae.

Es scheint uns ein unwiderlegbares Argument gegen den Kirchenbann zu seyn, daß, wenn alle Kirchen das Recht haben, sich desselben zu bedienen, ein Mitglied der innern Kirche von aller äußern Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden kann. Denn es ist möglich, daß ein solches, unbeschadet seines Glaubens an die Grundartikel des Christenthums, in einem oder dem andern Stücke, von allen äußern Kirchen abgehen kann.

XXXVII. De iure Clauium regni coelorum.

Das Amt der Schlüssel kann entweder von der Kirche als einer natürlichen Gesellschaft ausgeübt werden; gegen die nämlich, die in Grundartikeln von ihr abweichen, und dann muß es gemeinschaftlich ausgeübt werden; es kann daher solches keine einzelne Kirche gegen die andere ausüben; oder von einer aus der natürlichen zusammengezogenen, (ecclesia contracta) und dann ist es ein erworbenes Recht, das gegen keinen wahren Gläubigen, sondern nur gegen Heuchler gebraucht werden darf. Es gehört also zu dem rechten Gebrauch desselben, eine Untrüglichkeit, die in der zu pflanzenden Kirche nur die göttliche Eingebung gewähre. Die Stelle Matth. XVI, 19. beweist also schon aus dieser Ursache nichts für den Gebrauch des Amts der Schlüssel, noch weniger aber nach der richtigen Erklärung Lightfoots.

XXXVII.

§. 1.) Es ist daher ein nichtiges Vorgeben, das man dem Pallavicini (Hist. Conc. Tr. P. 4. l. 1. c. 18. §. 5.) so oft nachgeschrieben hat, als wenn die so genannte lutherische Religion sich nur für die Monarchien; die Reformirte aber für die Republiken schicke. Denn, nicht zu gedenken, daß viele Beyspiele das Gegentheil lehren, so ist es denen Kirchen gleichgültig, ob die höchste bürgerliche Macht, unter der sie stehen, in der Hand Eines oder Vieler ist. Eine jede Hierarchie aber, sie mag eine Form haben, welche sie will, die Monarchische oder Aristokratische, ist dem Protestantismus entgegen.

XXXI. De statu Religionum in foederata Belgarum Republica politico.

In der Pacification von Gent und in der Union von Utrecht ist den Staaten das Recht über das Geistliche überlassen worden; eben das ist auch in den 154 Sitzungen der Dortrechtischen Synode geschehen.

XXXII. De Pontificiorum satris, eorumdemque tolerantia et libertate in Belgio foederato.

Die Duldung der Katholiken in den vereinigten Niederlanden gründet sich auf die Union von Utrecht und den Münsterischen Frieden.

XXXIV. De excommunicatione ecclesiastica; vbi simul *Vlr. Huberi* hac de re sententia examinatur.

Huber glaubte, daß die Exkommunikation ganz unabhängig von der Kirche könne ausgeübt werden. Der B. zeigt sehr überzeugend, daß alsdenn die Kirche ein Reich seyn müsse. Denn nur die repräsentirende Kirche übt diese Gewalt aus; sie herrscht also über die Glieder der Kirche. Auch ist der Kirchenbann keine Sache, worüber die weltliche Obrigkeit zu erkennen nicht im Stande wäre. Denn es kömmt dabey auf Uebereinstimmung in der Lehre mit den Glaubensbekenntnissen der Kirche, oder auf die Sitten an: über beydes kann in der bereits gepflanzten Kirche, die weltliche Obrigkeit erkennen. Sollte sie auch dieses Recht auf ein Kollegium übergetragen haben: so kann sie es wieder zurücknehmen. Denn wenn eine solche Uebertragung unwiderruflich wäre: so würde die Oberherrschaft in mehrere partes potentiales getheilt werden; die Kirche würde in diesem Theile Beherrscher werden. Da nun in diesem verdorbenen Zustande der Menschen, die Beeinträchtigungen unter kleinen Gesellschaften unvermeidlich sind:

so

so ist der Staat, als die gröste, die sie alle befaßt, verbunden, seine Majestätsrechte selbst auszuüben.

XXXV. Qua historia doctrinae de excommunicatione ecclesiastica proponitur; simulque de *Erasti Thesibus* agitur.

Der Kirchenbann ist augenscheinlich aus der jüdischen Kirche in die christliche gekommen, wie das Selden und Vitringa unwidersprechlich dargethan haben. Aus der römischen Kirche ist er auch in verschiedenen Protestantischen Kirchen aufgenommen, der gründlichen Sätze des berühmten und frommen Erasts ungeachtet, die Beza nicht widerlegt hat. Selbst in einigen Kirchen der Lutherischen Confession finden sich noch traurige Spuren davon, wie aus Lechs elender Vertheidigung und der unchristlichen Mecklenburgischen Bannformel, die man auch bey Böhmern lesen kann, zu ersehen ist.

XXXVI. De vera indole excommunicationis ecclesiasticae.

Es scheint uns ein unwiderlegbares Argument gegen den Kirchenbann zu seyn, daß, wenn alle Kirchen das Recht haben, sich desselben zu bedienen, ein Mitglied der *innern* Kirche von aller äußern Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden kann. Denn es ist möglich, daß ein solches, unbeschadet seines Glaubens an die Grundartikel des Christenthums, in einem oder dem andern Stücke, von allen äußern Kirchen abgehen kann.

XXXVII. De iure Clauium regni coelorum.

Das Amt der Schlüssel kann entweder von der Kirche als einer natürlichen Gesellschaft ausgeübt werden; gegen die nämlich, die in Grundartikeln von ihr abweichen, und dann muß es *gemeinschaftlich* ausgeübt werden; es kann daher solches keine einzelne Kirche gegen die andere ausüben; oder von einer aus der natürlichen *zusammengezogenen*, (ecclesia contracta) und dann ist es ein erworbenes Recht, das gegen keinen wahren Gläubigen, sondern nur gegen Heuchler gebraucht werden darf. Es gehört also zu dem rechten Gebrauch desselben, eine Untrüglichkeit, die in der zu pflanzenden Kirche nur die göttliche Eingebung gewährte. Die Stelle Matth. XVI. 19. beweist also schon aus dieser Ursache nichts für den Gebrauch des Amts der Schlüssel, noch weniger aber nach der richtigen Erklärung Lightfoots.

XXXVI'I.

XXXVIII. De traditione Satanae, de abscissione aut excisione, ceterisque excommunicationis Ecclesiasticae argumentis, quae ab aliis adferri solent.

Aus seinem Volke ausrotten, (töden,) dem Satan übergeben, ist zum Theil jüdische Phraseologie, zum Theil jüdischer Aberglauben, von der wir nicht wissen, in welchem Sinne die Apostel sie gebraucht haben. So viel ist gewiß, daß sie nicht bedeuten, in den Kirchenbann thun; noch gewisser ist, daß sie auf die gegenwärtigen Kirchen gar nicht passen. Man muß sich daher sehr wundern, daß diese Phraseologie sich noch in den Bannformeln protestantischer Kirchen, als in der oben angeführten Bannformel der Mecklenburgischen Kirchen, findet.

XXXIX. De suprema Ecclesiarum Lege et Iudice controuersiarum in Ecclesia obortarum.

Nicht die äußere Ruhe der Kirche ist der letzte Zweck, und also das höchste Gesetz einer Kirche; sondern die innere Ruhe, wozu sich die äußere als ein Mittel verhalten soll. Mit der erstern begnüget sich die römische Kirche, unbekümmert um die innere Herzensruhe der Gläubigen. Allein diese äußere Ruhe hat keinen Werth, wenn sie nicht die innere befördert, oder wenn sie diese gar hindert.

XL. XLI. De Conciliis Ecclesiasticis, et iure Principis circa ea ac reliqua sacra Maiestatico.

Nach den richtigen Grundsätzen des V. wird man am besten die Abwege der Hierarchie, des Hobbesianismus und Independentismus, worauf der Mißbrauch der Collegialrechte, der Majestätsrechte und der Freyheit führen, vermeiden können.

Wir müssen es bedauren, daß uns der Raum verbietet, mehr aus dem vortrefflichen Werke des Hrn. v. d. M. auszuziehen. Das wenige aber, das wir daraus ausgezogen haben, wird schon genug seyn, uns diesen würdigen Naturrechtslehrer als einen gründlichen, frommen und christlichen Weltweisen bekannt zu machen. Es muß uns also natürlich sehr befremdend seyn, daß ein solcher Mann von dem geistlichen Rathe, nämlich von der Klassis von Gröningen, ist als ein Ketzer angegeben, und von dem Akademischen Senate seines Lehramtes entsetzt worden. Die Verhandlungen, diese wichtige Begebenheit in der Geschichte der Intoleranz betreffend, werden keine unwichtigen Beyträge zu der neuesten Kirchengeschichte seyn. Die Erzählung derselben ist in folgenden Schrif-

ten

ten enthalten, und denen wir sie gewissenhaft und unpartheyisch anziehen wollen. Da sie der Welt öffentlich im Drucke ist vorgelegt, auch, so viel uns bekannt ist, nirgends widerlegt worden: so setzen wir Lesern Grund, derselben unsern Glauben zu versagen. Die Schriften sind folgende:

I. Bedenkingen en Bezwaaren door de weleerwaarde en zeer geleerde Heeren Predicanten, Petrus Abresch, Lambertus van Bolhuis, Theodorus Lubbers, en Harm. Koock, uit Naame van de weleerwaarde Classis van Groningen en het Gorecht overgegeeven aan den Groten Senaat der hooge Schoole van Stad en Lande op en tegen de academische Lessen van *Mr. Everd. Ad. van der Marck*, Hoogleeraar in het Staats- Natuurlyken- Volkeren- Recht by die hooge Schoole, met deszelfs Verklaring op en tegen die Bedenk. en Bezw. te Groningen 1771. 8. S. 222.

Die Beschwerden der Herrn Prädikanten gehen bis S. 29. Von S. 29 — 222 folgt die Erklärung des weltlichen Weltweisen. Die erstern sind gewiß ein Meisterstück von Consequenzmacherey und Verketzerungssucht. Wir wollen uns erst enthalten, von den Abgeschmacktheiten dieser Herren das geringste anzuführen; allein wir finden deren so viele, und so sonderbare, daß wir sie doch nicht alle unberühret lassen können. Z. B. Grotius hat in seinem vortrefflichen Werke de I. B. et P. sich einige Arminianische Grundsätze entfallen lassen, „sollte es denn," setzen die Hrn. Prädikanten hinzu, „befremdend seyn, daß dem Hrn. v. d. M. in seinen „selecta Philosophiae Practicae iurisque Naturae capita, „auch dergleichen entfallen wären." Die Sätze nun, die sie verdammen, werden bloß darnach beurtheilt, ob sie in der dortrechtischen Synode, oder im Arminius und Socinus, nicht ob sie in der recht verstandenen h. Schrift vorkommen. Hr. v. d. Marck sagt z. B. Lect. VII. S. 103. „Attamen „cum status noster physicus et moralis ex lapsu Adami in „pejus mutatus;" darüber sagen die H. Prädikanten: „War-

„lich eine ſehr doppelſinnige Anzeige.“ Als wenn man in Vorleſungen über das Naturrecht ſich ſo beſtimmt ausdrücken müßte, als die Herren leider! in dem Kanon ihrer Kirchenverſammlungen ſich über Sachen ausdrücken, die ſie nicht beſtimmter wiſſen, als andere chriſtliche Leute, die nicht die Ehre haben, in Kirchenverſammlungen ungerügt Unſinn zu ſchwatzen. Die Herren erſtrecken nun ihre richterliche Gewalt auch über andere, gewiß größere Gottesgelehrte als ſie, die noch dazu ſie nichts angehen. So verdammen ſie „den Berliniſchen Herrn Sack,“ daß er geſagt: „der Fall der erſten Eltern werde im künftigen Gericht nicht in Betrachtung kommen; ſondern ein jeder werde da Rechenſchaft geben, nach Maaßgabe der Mittel, die er zu ſeiner Erneuerung gehabt, und die er verworfen oder nicht verworfen hat.“ Denn das ſoll Socinus auch geſagt haben. Wahrlich, wenn das Socinus geſagt, wie er es denn freylich (Resp. ad Def. Buc. c. X. S. 208.) geſagt hat: ſo thut es uns leid um die, welche nicht ſeiner Meynung ſind. Doch wir greifen uns in der Erzählung vor.

2. Andwoord Exceptioneel aan den Senatus Academiae Ampliſſimus van Stad en Lande geexhibeerd en overgegeeven door *M. H. Ad. van der Mark*, Prof. Iur. publ. Nat. et Gent. Ord. op deeze Hooge Schoole, ter eenre op en tegen de Heeren Predicanten, P. Abreſch, Lamb. van Bolhuis, Theod. Lubbers, en Herm. Knock, hunne Bedenk en Bezw. uit name der Cl. van Groningen — by hoog. Senaat over des Excipients gedrukte *Lectiones Academicae* ingediend hebbende ter anderen Zyde. 8.

3. Bericht aan den Senatus Academiae Ampliſſimus — op en tegen de ongegronde Bed. door de H. Pred. P. Abreſch over des Berichtgevers gedruckte Lect. Acad. 8.

4. Aftuigende Brief van *M. Fr. Ad.* van der *Marck* aan den Weleerwarden Kerkenraad der Nederduitsche gereformeerde Gemeente te Lengnigen. — Geschreven te Lingen, den 20 Febr. 1774. Te Utrecht by J. van Schoonhoven et Comp. 1774. 8.

5. Waarachtig Verhaal van het geene omtrent het Hoogleeraars Ambt van *M. Fr. Ad.* van der *Marck*, in het Staats-Hoog- en Volks-Regt en de H. Schoole der Leer Groningen en Om. van den Beginne Zyner Aanstelling tot Zyn Ontslag toe, gedurende Zyne Vertienjarige Bediening daarin opentlyk is voorgevallen — door denz. *F. M. v. d. M.* Te Lingen. 1775. 8.

Hr. v. d. Marck hatte den 20 Sept. 1770. angefangen, Vorlesungen über das Recht der Natur zu halten, die er den 19 April 1771. drucken liess. Wegen dieser Vorlesungen erschienen in eben dem Jahre, nach verschiedenen heimlichen Verunglimpfungen die angezeigten Bedenken, bey denen der Hr. P. Abneigung die Feder geführt haben sollte. Der Akademische Senat, bey welchem diese Beschwerden waren eingereicht worden, berichtete darüber an den Erbstatthalter, und setzte dem H. v. d. M. eine Frist von drey Monathen, um sich gegen diese Beschwerden zu verantworten. Er that dieses in der ebenfalls angezeigten Antw. Exc. von welcher ein kurzer Auszug zu finden ist. Allein diese wurde verworfen, und es ward von ihm ein rechtfertigender Bericht verlangt, in drey Monathen vom 2. Jun. 1772. an zu rechnen. Eine Krankheit verhinderte ihn, innerhalb der vorgeschriebenen Frist zu verfertigen, und auf sein Anhalten erhielt er eine Verlängerung dieser Frist bis auf den 3 Oct. An diesem Tage versammelte sich der Akademische Senat, und beschloss über den nunmehr erhaltenen Bericht zu einer endlichen Entscheidung zu kommen. Dazu ward Anfangs der 16 Nov. und hernach, wegen Krankheit zweyer Glieder, der 10, und endlich der 15 Dec. festgesetzt, an welchem letztern Tage

den 9. d. März in Abwesenheit der zwey entsetzten Glieder, durch neun Stimmen gegen sieben, verurtheilt wurde. Zu folge dieser Verurtheilung wurde dem Verurtheilten angekündigt, daß er sich des Abendmahls zu enthalten habe. Bald darauf erhielt Hr. v. d. M. den Ruf als Professor nach Lingen, wo man ihn nicht allein in den Schooß der reformirten Kirche aufnahm, sondern auch zu einem Aeltesten derselben, wohl bemerkt, freywillig, nicht auf Königlichen Befehl, erwählte. Diese authentische Anerkennung seiner Rechtgläubigkeit machte den Groningischen Kirchenbann ohnmächtig und unkräftig, wie dieses H. v. d. M. in seinem Abschiedsbriefe gründlich und stark erklärt. In diesem neuen Lehramte genießt er nun die Achtung, die seine große Gelehrsamkeit und Frömmigkeit verdienen.

Wenn man auf das Betragen der Gegner dieses tüchtigen Mannes unbefangen zurücksieht: so finden sich darin Umstände, die denselben ungemein zur Last fallen, und die sich nach unsern Einsichten und Empfindungen gar nicht rechtfertigen lassen. Die Irrthümer, die man ihm zur Last legte, betrafen

a) das ursprüngliche allgemeine Verderben des gefallenen Menschen, seine angebohrne Blindheit in geistlichen und göttlichen Dingen,

b) die Wiedergeburt und die Nothwendigkeit der kräftig wirkenden Gnade des h. Geistes,

c) die besondere Gnade in Zueignung des Verdienstes des Mittlers,

welches alles der Hr. D. d. M. sollte geleugnet haben.

Es kann hier nicht darauf an, mit seinen Anklägern über die Vernunft- und Schriftmäßigkeit ihrer Lehrsätze zu streiten; er mußte beweisen, daß seine Art sich über diese Gegenstände auszudrücken, auch bey den rechtgläubigsten Lehrern der reformirten Belgischen Kirche nicht ohne Beyspiel sey, daß hingegen das Betragen seiner Gegner sich mit den Landesgesetzen nicht reimen lasse. Beydes hat H. v. d. M. in seiner Erklärung über die Beschuldigungen und seiner Antw. exc. p. hinlänglich gethan. Er zeigt z. B. unwiderleglich, daß er nur die wesentliche Unverderbenheit der menschlichen Vernunft behauptet, und bringt Stellen aus Maresius Schriften bey, wo dieser geachtete Gottesgelehrte ebenfalls die Verderbenheit der Vernunft auf das Zufällige einschränkt.

Allein

Allerdings dieses Haß dem [illegible] sein Fall war beschlossen. Und wenn wir nach dem urtheilen sollen, was wir vor uns haben, so machte ihn wohl mehr der duldsame Geist seiner Grundsätze des Kirchenrechts in den Augen seiner Feinde strafbar, als seine Unrechtgläubigkeit. Denn alles was er that, um sich über diese letztere zu rechtfertigen, war vergebens, und das Verfahren seiner Feinden gegen ihn war so beschaffen, daß es in die Augen fiel, man habe seinen Untergang beschlossen. Es war schon sehr unchristlich, daß man die Lehrsätze und Gedanken eines Philosophen in dem Rechte der Natur, also in einer nicht theologischen Vorlesung, in einer Vorlesung, worin er auf inständiges Ersuchen seiner Zuhörer die Anwendung des Naturrechts auf das Christenthum zeigen wollte, nach einem theologischen Maaßstabe richtete, daß man ihn ohne seine Lehrsätze anzuführen, ohne seine Rechtfertigung zu hören, verdammte. Aber was soll man dazu sagen, daß man sogleich zum Endurtheil und zur Vollstreckung desselben schritt, ohne die gehörigen Stufen in dem Gebrauche der Besserungsmittel durchgegangen zu seyn? Nach den Gesetzen der Gröningischen Universität, soll ein Professor, der der Unrechtgläubigkeit angeklagt wird, erst verwarnet, und nur bey erfolgender Hartnäckigkeit seines Amtes entsetzt werden. H. v. d. M. bezeuget, daß man bey ihm gleich mit dem letztern angefangen habe. Er hatte sich noch vor der Vollstreckung des Endurtheils an den Erbstatthalter gewendet, und auch dem Akademischen Senat sein Glaubensbekenntniß vorgelegt; allein es wurde nicht angenommen, das Urtheil wurde vollstreckt.

Das war der Ausgang dieser Tragödie, worin die Intoleranz noch im achtzehnten Jahrhundert eine so mächtige Rolle spielt. Wir haben geglaubt der Wahrheit und dem Frieden zu dienen, indem wir unsere Leser mit der traurigen und beschämenden Geschichte derselben bekannt zu machen gesucht haben. Wie lange werden noch so viele, die sich Diener Jesu nennen, das Licht der Erkenntniß gefangen halten, und dadurch die Religion, der sie dienen, den schimpflichen Verdacht aufladen, als wenn sie des Zwanges und der Gewalt bedürfte, um zu bestehen? Dl.

Vermischte philosophische Schriften von Christoph Meiners. Zweyter Theil, 300 Seit. 8. Dritter

ter Theil, 342 Seit. 8. Leipzig 1776. in der Weygandschen Buchhandlung.

Herr Meiners fährt rühmlichst fort, die Hoffnung, welche man sich von seinen Bemühungen um die philosophische Geschichte machte, in Erfüllung zu bringen. Bey der Geschwindigkeit, mit welcher der zweyte und dritte Theil dieser vermischten Schriften auf den ersten folgten, war dem Rec. etwas bange, daß diese noch mehr, als jener, die Kennzeichen der Eilfertigkeit an sich tragen würden. Er freuet sich aber, versichern zu können, daß er diese Besorgniß nicht bestätiget gefunden habe. Denn wirklich scheinen ihm dieser zweyte und dritte Theil, sowohl der Schreibart, als auch den Sachen nach, weit ausgearbeiteter, als der erste, zu seyn.

Ueberall, wo Hr. M. als philosophischer Geschichtschreiber redet (und das hat er in diesem 2ten und 3ten Theile weit öfterer gethan, als sich selbst in philosophische Spekulationen eingelassen,) habe ich seine Aufsätze mit Vergnügen und Nutzen gelesen; und ich darf hoffen, daß ich nicht der einzige seyn werde, von dem er dieses Geständniß hören wird. Auch da, wo er über Gegenstände der populären Philosophie auf eine populäre Weise schreibt, herrscht Licht in seinen Begriffen und Ordnung in der Verbindung derselben. Zu Untersuchungen hingegen aus der höhern spekulativen Philosophie scheint es ihm zwar auch keinesweges an Scharfsinn und Abstraktionskraft; wohl aber an Ruhe der Lebensgeister, an Kälte und Festigkeit zur Bändigung der Einbildungskraft, und an hinlänglicher Bekanntschaft mit unsern seit Leibnitzens Zeiten schon zu sicherem Capital geschlagenen Schätzen der deutschen Philosophie zu mangeln. Und das darf uns eben so wenig befremdend vorkommen, als es Hrn. Meiners selbst bey billigen Beurtheilern zum Tadel gereichen kann.

One science only will one Genius fit:
So vast is art, so narrow human wit!

Der erste Aufsatz im zweyten Theile ist überschrieben: Psychologisches Fragment über die Verschiedenheiten des innern Bewußtseyns. Rec. wünschte, daß es Hrn. M. gefallen hätte, dieses Fragment bis zur Vollständigkeit eines Ganzen reifen zu lassen, nun erst aus den vielen, längst bekannten und schon in andern Büchern deutlich genug auseinandergesetzten Beobachtungen über das Bewußtseyn unser

unsere Selbst, mit ruhiger und wiederholter Anwendung des ihm eigenen Scharfsinns etwas Allgemeines zu ziehen, wodurch wir unsern kleinen Reichthum an axiomatischen Grundsätzen hätten vergrößern können. Er scheint zwar hie und da dasselbe etwas anzugehen; aber die dadurch von ihm genommene Resultate sind theils keine neue Bereicherungen, sondern längst erworbenes Gut, theils nicht ganz auf eine so rechtmäßige Weise erworben, daß uns der Besitz derselben vor dem Tribunale der Vernunftlehre nicht noch streitig gemacht werden könnte. Zu jenen gehören die Resultate der ersten Hälfte dieses Fragstückes: 1) Es können in unsern äußern und innern Organen sehr viele Veränderungen vorgehen, ohne daß wir sie wahrnehmen, oder uns ihrer bewußt sind. (Wer hat, seit der Bekanntmachung der Leibnitzischen Theorie von den dunkeln Ideen, daran gezweifelt?) 2) Klare sinnliche Eindrücke und Vorstellungen, die wir apperciviren, können vielerum, ohne ein deutliches reflectirtes Bewußtseyn unser selbst und unsers Daseyns, statt finden. (Können bloß? Müssen sie denn, indem unsere Seele mit irgend einer klaren Idee von einer Sache beschäftiget ist, nicht sie zu eben der Zeit unmöglich auch eine deutliche Idee von einer andern Sache gegenwärtig haben.) 3) Endlich können wir uns der in uns vorgehenden Veränderungen und unsers Daseyns bewußt seyn, ohne unsere gegenwärtige Lage und die uns umgebenden Gegenstände deutlich wahrzunehmen. (Wiederum nicht können, sollte, sondern müssen wir, zufolge des angezeigten Grundes.)

Was ich unter der letztern Art von Reflexionen verstehe, welche die andere Hälfte dieses Fragments enthält, mag der Leser aus folgender Probe ersehen.

„Gefühl unsers Ich, oder der Persönlichkeit, nenne „einen erstlich das gleichzeitige Gefühl mehrerer in demselben „Augenblicke entweder in den äußern Sinnen, oder in den „innerlichen Organen des Gehirns vorgehenden Veränderungen.“ (Schon diese Erklärung, aus welcher nachher gefolgert wird, ist, so wie sie da steht, nicht ganz richtig. Nicht aus einem gleichzeitigen Gefühl mehrerer Eindrücke; sondern aus dem einigen Gefühl mehrerer gleichzeitiger Eindrücke, oder besser, aus der Verbindung mehrerer gleichzeitiger Ideen zu einer einigen, wird das Daseyn unsers einfachen, untheilbaren Ich gefolgert.)

„Alle, oder doch der größte Theil der Philosophen, die „das Gefühl der Persönlichkeit in der angegebenen Bedeutung

genommen haben, glaubet, daß außer den verschiedenen äußern sowohl, als auch innern Organen, die zu gleicher Zeit erschüttert werden, noch ein gewisses Wesen seyn müsse, das alle gleichzeitigen Eindrücke und Bewegungen in sich vereinige, und in sich existirend fühle; (So pflegen nicht die genannten Philosophen, welche die Immaterialität der Seele behaupten, sondern nur diejenigen sich auszudrücken, welche der Corpuscularphilosophie ergeben sind;) daß dieses Wesen nichts anders, als einfach und unzusammengesetzt seyn könne, weil das innere Gefühl mehrerer in uns vorgehenden gleichzeitigen Veränderungen ungetrennt und eins sey. Man schloß aus der untrennlichen Einheit des Gefühls oder Bewußtseyns mehrerer gleichzeitiger Impressionen auf die Einfachheit des empfindenden Wesens, des Ichs oder der Person."

Diesen Schluß nun suchte unser Verfasser wankend zu machen; man höre, wie?

„Allein, meinen Erfahrungen nach, hat man das, was in uns vorgeht, wenn wir mehrere gleichzeitige Eindrücke und Vorstellungen in demselben Momente wahrnehmen, nicht genau beobachtet, und aus unrichtigen Beobachtungen unbegreifliche, oder doch sehr schwer zu fassende Sätze gezogen. (Das letztere mag freylich oft relativisch wahr seyn.) Bey einer Menge sinnlicher Eindrücke, die wir durch einen, oder mehrere unserer äußern Sinne erhalten, fühlen wir, sind wir uns offenbar bewußt, daß sie nicht in denselben empfindlichen Theilen entstehen, oder ihren Sitz haben. (Wer läugnet das? Und was thut dann zur Sache? Der hier bestrittene Beweis von der Einfachheit der Seele, beruhet ja bloß darauf, daß wir uns bewußt sind, daß nicht mehrere, sondern nur ein einziges Wesen alle die verschiedenen Eindrücke, die zu gleicher Zeit auf mehrere sinnliche Werkzeuge geschehen, wahrnimmt, und Vergnügen oder Mißvergnügen darüber empfindet; ohngeachtet eben dieses eine Wesen sich dabey gar wohl bewußt ist, daß der eine Eindruck z. E. auf sein Auge, der andere in sein Ohr, der dritte in seine Nase u. s. w. gemacht wurde. Wenn ich eine Rose in der Hand habe, und zu gleicher Zeit eine Nachtigall schlagen höre: so bin ich mir so gewiß, als meines Daseyns, bewußt, daß eben dasselbe Ich, (und kein Mehr) eben dieselbe Einheit, welche die Rose siehet, und die Ausdünstungen derselben riechet, auch den Gesang der Nachtigall höret, ohngeachtet ich dabey wohl weiß, daß in diesen mehrern Ich die eine Empfindung durch Eindrücke auf

mein

meinen Finger, die andere durch Eindrücken auf meine Nase, und die dritte durch Eindrücken auf mein Ohr veranlaßt wird. — Man sehe also, wie umgekehrt das folgende ist: „Wo aber diese gleichzeitigen zu mehreren Seiten unsers Nervensystems erregte Impressionen sich endigen, ob sie in einer oder mehreren Fibern, oder nur in einem unzertrennbaren Theilchen einer Fiber zusammenlaufen, darüber sage mir, wenigstens mein eigenes Gefühl ganz und gar nichts.“ (Wie das Meinige und Andern das Ihrige, eben so wenig. Aber genug, daß wir uns bewußt sind, daß nicht Mehrheit, sondern nur Eins, alle diese verschiedenen Impressionen vereinbaren.)

„Eben so wenig fühlen wir bey mehrern gleichzeitigen Vorstellungen, die nicht durch gegenwärtig in unsere Sinne wirkende Gegenstände erregt werden, den Sitz oder die Beschaffenheit des in uns wahrnehmenden Wesens. (Gleichsam, als wenn ein unkörperliches Wesen einen fühlbaren Sitz und eine fühlbare Beschaffenheit haben könnte!) Wir können an mehrere abwesende Gegenstände zu gleicher Zeit denken, ohne durch die angestrengteste Aufmerksamkeit, oder innere Beobachtung zu erfahren, in welcher, oder welchen Gegenden wir denken, durch welchen oder welche Theile wir uns entfernte Objekte vorstellen. Ich fühle wenigstens niemals, daß das, was in mir mehrere klare Begriffe zu gleicher Zeit hat, an einem unveränderlichen Ortswohne, und eine einfache zusammengesetzte Substanz sey.“ Aber um des Himmels willen! wer hat sich wohl jemals einfallen lassen, zu behaupten, daß man das fühlen könne?

„Das klare Gefühl oder Bewußtseyn mehrerer zu gleicher Zeit in uns entstehender Bewegungen, ist auch niemals eins, sondern nur gleichzeitig.“ Hat denn jemals jemand das Gegentheil davon behauptet? Zwey oder mehr Vorstellungen, von zwey oder mehr Veränderungen, die in unsern Organen vorgehen, können natürlicher Weise im eigentlichen Verstande niemals nur eine Vorstellung seyn: aber das Ding, welches diese zwey oder mehr Vorstellungen hat, kann das nicht eins seyn? Muß es nicht eins seyn, wenn es sich bewußt ist, daß es eben dasselbe sey, welches die eine und die andere Vorstellung gehabt hat? „Wir fühlen, daß diese mehrere Bewegungen nicht in mehrern ganz von einander getrennten Wesen, sondern in einer zu einem — nicht einfachen — Ganzen verbundenen Substanz vorgehen.“ Habe ich auch recht abgeschrieben? — Ja, wirklich, Wort für Wort ganz richtig. Ich mußte nachgerade zweifelhaft werden, da ich diese Periode wieder überlas, und

dabey an des Herrn Professors Scharfsinn dachte; so äußerst nachlässig sind die Begriffe darinn durch einander geworfen! — Erstlich ist es falsch, daß wir Bewegungen in unserer Seele fühlen sollen. Wir sind uns bewußt, daß unsere Seele Vorstellungen und Empfindungen hat; aber Bewegungen hat sie nicht, sondern bemerkt sie nur, und zwar nicht in sich, sondern in ihrem und andern Körpern. Doch dies möchte noch hingehen, weil man gewohnt ist, das Wort Bewegung auch im metaphorischen Sinn von jeder lebhaften Vorstellung zu gebrauchen. Aber das ist weniger zu verzeihen, daß Hr. M. gesteht, wir fühlten, daß alle unsere Ideen (oder Bewegungen) nur in einer und ebenderselben Substanz entstehen, und doch, um nicht zuzugeben, daß diese einige Substanz eine einfache sey, lieber den Unsinn, (ich sage nicht zu viel, denn was ist der Begriff von einer zusammengesetzten Substanz, wenn man nicht mit den Worten spielt, anders, als Unsinn?) adoptiren will, daß diese Substanz zwar ein Ganzes, aber doch ein zusammengesetztes Ganzes sey. Mein Gefühl sagt mir, laut Hrn. M. ausdrücklichen Geständniß, daß alle meine Vorstellungen in einem und ebendenselben Wesen vor sich gehen: was habe ich nun für Grund, dieses Wesen lieber für ein zusammengesetztes, als einfaches zu halten? Hört es nicht vielmehr auf, eins zu seyn, sobald es zusammengesetzt ist? — Aber ich bin zu voreilig: Hr. M. giebt ja gleich in den folgenden Perioden einen Grund an, warum es ihm leichter fällt, sich die Seele zusammengesetzt, als einfach, zu denken.

„Ich sehe nicht, warum man die gleichzeitige Wahrnehmung mehrerer Veränderungen eher in einer einfachen, als in mehrern zusammengesetzten Theilen einer durchdachten Substanz begreiflich findet.“ Nicht? Deswegen, weil im letztern Falle statt eines denkenden Wesens, mehrere unsern Körper beleben müßten; und unser Selbstgefühl uns doch sagt, daß wir nicht viele denkende Kräfte, sondern nur eine sind. „Wir wissen es durch die Erfahrung, daß die Nerven unserer äußern Sinne mehrere Impressionen zu gleicher Zeit erhalten können. Man kann daher als wahrscheinlich vermuthen, daß die ihnen ähnliche Ordnung des Gehirns, in denen die Reste sinnlicher Eindrücke aufbehalten werden, durch ihre gleichzeitige Bewegungen mehrere Vorstellungen in demselben Augenblicke hervorbringen (das wohl nicht, sondern nur veranlassen), können. Allein wie in einem durchaus einfachen

Wesen

Wesen mehr, als einige klare Perception zur selben Zeit, oder mehrere, ohne sich einander zu zerstören, statt finden könnten, das läßt sich kaum denken: für meine Kräfte ist der Gedanke wenigstens zu kühn." Für meine auch, und für die Kräfte anderer Menschen gleichfalls. Auch lehrt uns die Erfahrung, daß dieser Fall unmöglich sey. Keiner kann, weder zwey klare, noch zwey deutliche Begriffe zu gleicher Zeit denken; wohl aber zwey oder mehr dunkle und verworrene Ideen, welche eben deswegen dunkel und verworren sind, weil die Seele sich dieselben, als eine einzige auf einmal vorstellt. Doch das ist ja so bekannt, daß ein bloßer Fingerzeig hinreichend seyn würde, den Hrn. Prof. Eberhard zu erinnern, und ihn dadurch auf das Unbeweisende dieses seines Grundes für das Daseyn zusammengesetzter Seelen aufmerksam zu machen.

In der Folge schließt der Hr. Pr. aus den bekannten Beobachtungen über die unaufhörlichen, so wohl physischen, als auch moralischen Veränderungen, denen der Mensch unterworfen ist, daß es unrecht sey, das Gefühl der Persönlichkeit durch das Bewußtseyn zu erklären, daß wir, die wir jetzt sind, noch eben die Personen sind, die wir ehemals waren, und citirt dabey unter andern, welche dieser ihm irrig scheinenden Meynung vorgeben gedienet seyn sollen, auch den Hrn. von Leibnitz. Er selbst behauptet, daß dieses Gefühl der Persönlichkeit lediglich von unserm Gedächtnisse abhänge, und mit demselben einerley Grenzen, Schicksale, und Veränderungen habe.

Dieser Widerspruch rühret wohl bloß aus Mangel einer vertrauten Bekanntschaft mit den Leibnitzischen Schriften und bey diesen so sehr zerstreueten Ideen her. Leibnitz nämlich unterscheidet mehr als einmal sehr deutlich den Begriff der Identität, von dem Begriffe der Personalität, welche letztere er auch wohl die moralische oder die persönliche Identität, (L'identité morale ou personelle) so wie die erste die physische, (L'identité physique et réelle) zu nennen pflegt. Die erstere, nämlich die physische Identität, gründet sich bloß auf das ungetrennliche Band, welches sich zwischen unsern vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Vorstellungen befindet; und diese läßt sich ohne alles Gedächtniß denken. Doch man höre ihn selbst: L'avenir dans chaque substance a une parfaite liaison avec le passé. C'est ce qui fait l'Identité de l'individu. Cependant le souvenir n'est point necessaire, ni même toujours possible à cause de la multitude

des

dabey an des Herrn Professors Scharfsinn dachte; so äußerst nachlässig sind die Begriffe darinn durch einander geworfen! — Erstlich ist es falsch, daß wir Bewegungen in unserer Seele fühlen sollen. Wir sind uns bewußt, daß unsere Seele Vorstellungen und Empfindungen hat; aber Bewegungen hat sie nicht, sondern bemerkt sie nur, und zwar nicht in sich, sondern in ihrem und andern Körpern. Doch dies möchte noch hingehen, weil man gewohnt ist, das Wort Bewegung auch im metaphorischen Sinn von jeder lebhaften Vorstellung zu gebrauchen. Aber das ist weniger zu verzeihen, daß Hr. M. gesteht, wir fühlten, daß alle unsere Ideen (oder Bewegungen) nur in einer und ebenderselben Substanz obwalten, und doch, um nicht zuzugeben, daß diese einige Substanz eine einfache sey, lieber den Unsinn, (ich sage nicht zu viel, denn was ist der Begriff von einer zusammengesetzten Substanz, wenn man nicht mit den Worten spielt, anders, als Unsinn?) adoptiren will, daß diese Substanz zwar ein Ganzes, aber doch ein zusammengesetztes Ganzes sey. Mein Gefühl sagt mir, laut Hrn. M. ausdrücklichen Geständniß, daß alle meine Vorstellungen in einem und ebendemselben Wesen vor sich gehen: was habe ich nun für Grund, dieses Wesen lieber für ein zusammengesetztes, als einfaches zu halten? Hört es nicht vielmehr auf, eins zu seyn, sobald es zusammengesetzt ist? — Aber ich bin zu voreilig; Hr. M. giebt ja gleich in den folgenden Perioden einen Grund an, warum es ihm leichter fällt, sich die Seele zusammengesetzt, als einfach, zu denken.

„Ich sehe nicht, warum man die gleichzeitige Wahrnehmung mehrerer Veränderungen eher in einer einfachen, als in mehrern zusammengesetzten Theilen einer verbundenen Substanz begreiflich findet.“ Nicht? Deswegen, weil im letztern Falle statt eines denkenden Wesens, mehrere unsern Körper beleben müßten; und unser Selbstgefühl uns doch sagt, daß wir nicht viele denkende Kräfte, sondern nur eine sind. „Wir wissen es durch die Erfahrung, daß die Nerven unserer äußern Sinne mehrere Impressionen zu gleicher Zeit erhalten können. Man kann daher als wahrscheinlich vermuthen, daß die ihnen ähnliche Organen des Gehirns, in denen die Reste sinnlicher Eindrücke aufbewahret werden, durch ihre gleichzeitige Bewegungen mehrere Vorstellungen in demselben Augenblicke hervorbringen (das wohl nicht, sondern nur veranlassen) können. Allein wie in einem durchaus einfachen

Wesen mehr, als einige klare Perception zu derselben Zeit, oder mehrere, ohne sich einander zu zerstören, klare finden können, das läßt sich kaum denken: für meine Kräfte ist der Gedanke wenigstens zu kühn." Für meine auch, und für die Kräfte anderer Menschen gleichfalls. Auch lehrt uns die Erfahrung, daß dieser Fall unmöglich sey. Keiner kann, weder zwey klare, noch zwey deutliche Begriffe zu gleicher Zeit denken; wohl aber zwey oder mehr dunkle und verworrene Ideen, welche eben deswegen dunkel und verworren sind, weil die Seele sich dieselben, als eine einzige auf einmal vorstellt. Doch das ist ja so bekannt, daß ein bloßer Fingerzeig hinreichend seyn dürfte, den Hrn. Prof. Bardili zu erinnern, und ihn dadurch auf das Unbeweisende dieses seines Grundes für das Daseyn zusammengesetzter Seelen aufmerksam zu machen.

In der Folge schließt der Hr. Pr. aus den bekannten Beobachtungen über die unaufhörlichen, so wohl physischen, als auch moralischen Veränderungen, denen der Mensch unterworfen ist, daß es unrecht sey, das Gefühl der Personalität durch das Bewußtseyn zu erklären, daß wir, die wir jetzt sind, noch eben die Personen sind, die wir ehemals waren, und citirt dabey unter andern, welche dieser ihm irrig scheinenden Meynung vorgeben gedienet seyn sollen, auch den Hrn. von Leibnitz. Er selbst behauptet, daß dieses Gefühl der Personalität lediglich von unserm Gedächtnisse abhänge, und mit demselben einerley Grenzen, Schicksale, und Veränderungen habe.

Dieser Widerspruch rühret wohl bloß aus Mangel einer vertrauten Bekanntschaft mit den Leibnitzischen Schriften und den darin so sehr zerstreueten Ideen her. Leibnitz nämlich unterscheidet mehr als einmal sehr deutlich den Begriff der Identität, von dem Begriffe der Personalität, welche letztere er auch wohl die moralische oder die persönliche Identität, (L'identité morale ou personelle) so wie die erste die physische, (L'identité physique et réelle) zu nennen pflegt. Die erstere, nämlich die physische Identität, gründet sich bloß auf das ungetrennliche Band, welches sich zwischen unsern vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Vorstellungen befindet: und diese läßt sich ohne alles Gedächtniß denken. Doch mir Worte ihn selbst: L'avenir dans chaque substance a une parfaite liaison avec le passé. C'est ce qui fait l'Identité de l'individu. Cependant le souvenir n'est point necessaire, ni même toujours possible à cause de la multitude

des

des impressions présentes et passées, qui concourent à nos pensées présentes; car je ne crois point, qu'il y ait dans l'homme des pensées, dont il n'y ait quelque effet, au moins confus, ou quelque reste mêlé avec les pensées suivantes. — Sleidan, dit-on, avant que de mourir oublia tout ce qu'il savoit; et il y a quantité d'autres exemples de ce triste evenement. Supposons qu'un tel homme rajeunisse et apprenne tout de nouveau: sera ce un autre homme pour cela? Ce n'est donc pas le souvenir qui fait justement le même homme. — Oeuvr. philos. pag. 71.

Die moralische Identität hingegen, oder die Persönlichkeit, setzt auch nach Leibnitzens System allerdings Gedächtniß voraus, oder gründet sich vielmehr auf daſſelbe; wie er selbst an dem von Hrn. M. angeführten Orte, Oeuvr. philos. p. 192. deutlich genug erklärt hat. Cependant la question, si en cas qu'une telle transmigration fut veritable, Cain, Cham et Ismael, supposé qu'ils eussent la même ame suivant les Rabins, meritasseut d'être appellés le même homme, n'est que de nom. L'identité de substance (eben das, was er sonst l'identité physique nennt,) y seroit, mais en cas, qu'il n'y eût point de connexion de souvenance entre les differens personages, que la même ame seroit, il n'y auroit pas allés *d'identité morale* pour dire, que ce seroit une *même personne*, etc.

Diejenigen Philosophen übrigens, welche das Gefühl der Personalität durch das Bewußtſeyn erklärten, daß wir, die wir jetzt sind, noch eben die Personen sind, die wir ehemals waren, kannten die unaufhörlichen Abwechſelungen und Veränderungen der Modificationen, sowohl unſers Leibes, als auch unſers Geiſtes, so gut, als wir: aber sie sahen auch dabey nicht auf diese unſere veränderlichen Modificationen, sondern vielmehr auf unſer Wesen selbst, welches unveränderlich iſt. —

Von den folgenden, ungemein leſenswürdigen Aufſätzen dieſes zweyten Theiles kann ich bloß die Aufſchriften herſetzen, weil ſie keines Auszuges in derjenigen Kürze, deren ich mich hier befleißigen muß, fähig zu ſeyn ſcheinen. Alſo II. Ueber Epikurs Charakter, und deſſen Widerſprüche in der Lehre von Gott. III. Ueber die Apathie der Stoiker. IV. Betrachtungen über den Tod, und Troſtgründe der Alten wider die Schrecken deſſelben. V. Commentarius, quo Stoicorum sen-

sentencias de animarum post mortem statu et finis illarum. In allen diesen Materien ist der V. zu Hause, folgt also daher mit gehöriger Zuversicht, und ist um so viel sicherer, nicht irregeleitet zu werden, weil seine mehresten Aussagen und Urtheile mit authentischen Zeugnissen belegt sind, welche eine ausgebreitete Belesenheit in den Schriften der Alten ihm an die Hand gaben.

Jetzt zum dritten Theile!

Der dritte Aufsatz ist eine Abhandlung über den Begriff des Sokrates, worüber die Meynungen der Gelehrten noch nie vereinigt gewesen sind, und bis auf diesen Tag noch nicht haben vereiniget werden können. Hr. M. setzt zuerst drey verschiedene Meynungen aus einander. Einige haben alle Nachrichten von diesem Genius, als ein Mährchen verworfen, welche von Plato und Xenophon bloß in der Absicht seyn erdichtet worden, um ihren Lehrer als einen außerordentlichen, und den Göttern vorzüglich begnadigten Mann zu empfehlen. Andere verwarfen zwar nicht die Zeugnisse der glaubwürdigsten Schriftsteller, welche von diesem Genius Nachricht geben; fanden es aber sehr wahrscheinlich, daß derselbe weiter nichts, als die Seele des weisen, in die Zukunft hineinschauenden Sokrates gewesen sey, und daß er selbst nichts anders darunter verstanden habe. Unter den Kirchenvätern gab es Viele, welcher behauptete, daß vor der Ausbreitung des Christenthums die ganze heidnische Welt unter dem Einflusse des Satans gestanden habe, und aus diesem Vordersatze, der ihm ausgemacht schien, folgerte er, daß der Dämon des Sokrates wohl gar der leibhaftige Teufel selbst, oder doch einer seiner Genossen gewesen sey. Die meisten hingegen stimmen mit Plato und Xenophon überein, daß dieser Genius ein reiner himmlischer Geist gewesen sey, den die Gottheit diesem Philosophen zum beständigen Begleiter zugesellt habe, damit er ihn vor Fehltritten warnen sollte.

Ehe nun der Verf. das geringste für oder wider eine oder die andere von diesen Meynungen entscheidet, legt er erst alle Stellen des Plato und Xenophon, in welchen dieses Sokratischen Dämons erwähnt wird, in einer guten Uebersetzung vor. Dann vergleicht er mit diesen ausgezogenen Nachrichten selbst der vorhergehenden Vermuthungen, und fügt zuletzt, da keine derselben Stich halten will, seine eigene Meynung darüber hinzu, und sucht sie durch Gründe zu befestigen. Die Art, wie er jene Vermuthungen entkräftet, ist eben so gelehrt als scharfsinnig.

Seine

Seine eigene Meynung, die er sehr wahrscheinlich zu machen weiß, läuft darauf hinaus, daß Sokrates, seiner Weisheit und Rechtschaffenheit unbeschadet, gleich vielen andern vernünftigen und tugendhaften Männern, ohne es zu merken, getäuscht worden sey, und sowohl selbst geglaubt, als auch andern habe glauben machen wollen, daß er von irgend einem göttlichen Wesen inspirirt werde. Seine Gründe sind folgende:

1) Es war ein allgemeiner Glaube, der Griechen sowohl als auch der Römer, daß die Gottheit den Menschen die Zukunft durch gewisse Zeichen und Vorbedeutungen ankündige, und daß der Mensch mit gehöriger Aufmerksamkeit diese Zeichen entdecken, und also wahrsagen könne. Dieser Glaube an Divination war damals nicht etwa bloß ein Eigenthum alter Weiber, oder ihnen ähnlicher schwachköpfiger Schwärmer; sondern er war von allen, sogar von den Philosophen, und zwar noch allgemeiner angenommen, als die Ueberzeugung von dem Daseyn einer oder mehrerer Gottheiten. Nur einige Eleatiker und Epikuräer ausgenommen, vertheidigten alle übrigen Sekten der Philosophen, Pythagoräer und Sokratiker, Platoniker, Peripatetiker und Stoiker, die Wirklichkeit solcher Vorbedeutungen und Weissagungen. Zum Beweise beruft sich der Verfasser auf Cicero's Buch de divinatione: Wenn also auch Sokrates an solche Wahrsagungen glaubte, (und daß er das that, wird aus Mem. Xenoph. l. I. c. 1. bewiesen,) so glaubt er eben das, was fast alle Philosophen vor und nach ihm geglaubt haben, und gar nichts, was unter Griechen ungereimt, oder der Beweis einer schwachgläubigen Seele gewesen wäre.

2) Ohngeachtet Sokrates an eine einzige weltregierende Gottheit glaubte; so war er doch kein Spötter oder Bestürmer der griechischen Volksreligion. Er opferte den Göttern nicht nur in seinem eigenen Hause; sondern auch in ihren Tempeln und auf den gemeinschaftlichen Altären, und es scheint nicht, daß er dieses bloß um der Schwachen willen gethan habe. Es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, ungeachtet Plato und Xenophon aus leicht zu entdeckenden Gründen es nicht ausdrücklich versichern, daß Sokrates die griechischen Götter für gewisse Mittelwesen zwischen der höchsten Gottheit und dem menschlichen Geschlechte gehalten habe, die der Gottheit die Wünsche und Bedürfnisse der Menschen, so wie diesen die Befehle und den Willen des höchsten Gottes überbrächten.

Bey

welchen Sokrates nicht nur von der Wirklichkeit der Divination überzeugt war, sondern auch ausserordentliche Kenntniß und Einsicht von guten Menschen und den Göttern genossen, redende Beweise, daß Sokrates nicht ein so gleichgültiger Freund, einen solchen Umgang gepflogen, als man ihn gemeiniglich ausgiebt. Man hat nur einige Stellen aus seinen Gesprächen, des Sokrates eigenen Ausdruck, und eine Leichtigkeit, sich denselben zu bedienen, bemerken dürfen, um zu finden, daß [illegible] scheinlich wird es gleichwohl, sobald man folgende historische Umstände in Erwägung zieht.

Wenn [illegible] Sokrates mit sich selbst allein war, wie Plato den Alcibiades sagen läßt, da redete er mit seinem Dämonium, und Stunden lang in der einmal angenommenen Stellung unbeweglich stehen, und versank in diesem Zustande der Begeisterung nicht nur in Essen und Schlafenstunden, sondern überhaupt in alles um sich zu vergessen, was ihn neben ihm umgab. Gelang sehr wenn diese anhaltende Versenkung des Geistes in sich selbst, und Abwendung des Denkvermögens von Allem, was [illegible] eine fortwährende Übung an, dieser unternommenen habe mit sich abschließen und zu allen Auftritten des Lebens vorbereiten. Alles andere Erklärung der Plato, selbst sein [illegible] sich selbst beym Sokrates unwillkührlich die Folgen einer gewaltsamen Wirkung, und also eine Idee von Entzückung [illegible]

Sokrates seine [illegible] Erscheinungen (τὸ δαιμόνιον) im Gehöre, bedeutungsvollen auf seinen jedesmaligen Zustand sich beziehende Töne, hielt sie für übernatürliche Wirkungen, für unmittelbare Äußerungen höherer Wesen an sich, auf deren Wahrheit er sich verlassen könnte, und denen er in seinem Leben folgen müsse. Dies belegt Hr. M. abermals mit bekannten Thatsachen aus dem Plato, und zieht daraus den Schluß,

Wenn man alle diese Data zusammennimmt, daß nämlich Sokrates mit sich allen griechischen Philosophen an das Daseyn gewisser Dämonen, und an die Wirklichkeit von Vor-

bedeu-

phantasien sowohl, als Vorherverkündigungen künftiger Begebenheiten geglaubt; daß er tugendhafte Männer durch gewissen Wahrscheinlichkeit der Götter und Hier-Offenbarungen würdig gehalten; daß eben dieser Sokrates oft das Bewußtseyn seines Zustandes in mehr als stundenlangen Entzückungen verloren, und endlich weissagende Erscheinungen im Traume gesehen, und für göttliche Schickungen gehalten habe: so wird man es nicht länger unwahrscheinlich finden, daß der recht gläubige und schwärmerische Sokrates Stimmen eines Gottes zu hören glauben konnte, die bloß Erschütterungen der Gehörnerven oder der Fibern seines Gehirns waren, und eben so plötzlich in seiner Seele entstehende Ahndungen über den glücklichen oder unglücklichen Ausgang künftiger Handlungen, für Eingebungen eines göttlichen ihn begleitenden Genius halten konnte."

Um dieser Meynung einen noch höhern Grad der Wahrscheinlichkeit zu geben, beruft er sich auf ähnliche und neue Beyspiele solcher Männer, welche bey den größten Talenten und Kenntnissen, Organen von ungemeiner Reizbarkeit hatten, und deren Vorstellungen also sehr bis zur Stärke wirklicher, von gegenwärtigen Gegenständen erregter Empfindungen erhoben wurden, so daß sie übernatürliche Begebenheiten wahrzunehmen, und von einem Schutzgeiste geleitet zu werden glaubten. — Dahin gehört Hieronymus Cardanus, einer der scharfsinnigsten, aber auch der gelehrten Gelehrten des vorigen Jahrhunderts, welcher fest überzeugt war, daß auch er, gleich dem Sokrates, Plotin und andern, einen Schutzgeist habe, der ihm viele künftige Begebenheiten vorher verkündige. — Ferner der Lord Herbert von Cherbury, ein eben so großer Staatsmann, als Gelehrter und Philosoph, der in seiner eigenen Lebensbeschreibung folgenden Umstand von sich selbst erzählt: als er während seiner Gesandtschaft zu Paris sein Werk de veritate prout distinguitur a revelatione verisimili, possibili et falsa herausgab, und sowohl des Grotius, als auch anderer Gelehrten, denen er es in der Handschrift zeigte, Beyfall erhalten hatte; quälte ihn doch immer noch ein Zweifel, ob es zum Besten seiner Mitmenschen nützlicher sey, dieses Werk zu unterdrücken, oder es bekannt zu machen? In einer solchen Gemüthsverfassung befand er sich an einem schönen, stillen Sommertage in seinem Zimmer, wo sich endlich, um aus diesem ihn quälenden Ungewiß-

gewißheit heraus zu kommen, vor dem Altar niederfiel, und betete in der wärmsten Andacht, wie folget:

O du allmächtiger Gott! Vater des Sonnenlichts, das mich jetzo bescheint, und Geber aller innerlichen Erleuchtungen, ich flehe deine unendliche Güte an, mir eine Bitte zu verzeyhen, die größer ist, als ein Sünder sie wagen sollte. Ich bin ungewiß, ob ich dieß Buch, de veritate, bekannt machen soll, oder nicht. Sollte es zur Ausbreitung deiner Ehre und Herrlichkeit gereichen, so gieb mir ein Zeichen vom Himmel, in dessen Ermangelung ich es unterdrücken will.

Kaum, setzt der Lord hinzu, hatte ich diese Worte ausgesprochen, als ein helles aber doch sanftes Getöse, das keinem irdischen ähnlich war, vom Himmel herabkam. Ich wurde dadurch so sehr gestärkt und erfreut, daß ich meine Bitte für erhört hielt, und sogleich den Entschluß faßte, mein Buch drucken zu lassen. —

Daß ein Mann, wie dieser Lord Herbert, der die Wahrheit der christlichen Religion, und die Richtigkeit ihrer Wunderwerke läugnete, oder doch bezweifelte, daß ein solcher Mann die Gottheit gebeten, seinetwegen den Lauf der ganzen Natur zu hemmen, oder zu stören, ihn durch ein Wunder aus seiner Verlegenheit zu reißen; daß er ferner gleich nach seinem verrichteten Gebete, ein solches Zeichen wahrgenommen, uns zu seinem Vortheile ausgelegt habe, scheint dem Werk weit auffallender und unwahrscheinlicher zu seyn, als die Ueberzeugung des Sokrates von der Gegenwart eines ihn begleitenden Schutzgeistes. —

Der 2te Aufsatz enthält Betrachtungen über die Frage: ob wir es in unserer Gewalt haben, uns zu verlieben oder nicht?

Gleichfalls eine lesenswerthe Abhandlung! Zwar holt der Verfasser, ehe er zur Beantwortung der aufgeworfenen Frage kömmt, etwas weit aus; aber auch dasjenige, was er zur Einleitung auseinandersetzt, ist lesenswürdig. Uebrigens rühmt die, schon im ersten Theile geäußerte, und in der Anzeige desselben aus guten Gründen vom Rec. damals bezweifelte Meynung des Verfassers, von den Vorzügen der Griechen in Ansehung der höhern speculativen Philosophie vor den neuern, sogar deutschen Philosophen, unstreitig daher, daß Hr. M. sich mit den Schriften der erstern mehr, als mit den Werken der neuern Weltweisen abgegeben hat. Wenn ich aber von neuern Weltweisen rede, so verstehe ich hierunter freylich

nicht die Verfaſſer, (denn ſonſt würde ich Hrn. M. nicht widerſprechen können) ſondern diejenigen, welche zu Ausgang des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts lebten. —

Die dritte Abhandlung iſt eine **Schutzſchrift für den Stand und die Lebensart der Profeſſoren.** Es iſt ſeit einiger Zeit Mode geworden, von dem Stande und der Lebensart der Profeſſoren bald mit Bedauren, bald mit Verachtung zu reden, je nachdem der Redende mehr zum Mitleiden, als zum Spotte aufgelegt iſt. Hr. M. zeigt nun auf eine bündige Weiſe, daß ſein und ſeiner akademiſchen Mitbrüder Stand, weder das eine, noch das andere verdiene, weil er weder ſo beſchwerlich, noch ſo verächtlich ſey, als man ſich einbildet. Ich wünſchte nur, daß er zum Beweiſe ſeiner gänzlichen Unpartheylichkeit, auch die Urſachen des ſeit einiger Zeit in der großen Welt geſunkenen Anſehens der Univerſitätsgelehrten angeführet hätte; wozu unſtreitig auch der Stolz gehört, mit welchem viele Profeſſoren auf andere Gelehrten, welche keine Profeſſoren ſind, herabzuſehen pflegen, weswegen denn dieſe nach dem Vergeltungsrecht ſich für befugt halten, ihnen Gleiches mit Gleichen zu vergelten. — Es iſt übrigens dieſer Aufſatz in dem am Ende des Buchs befindlichen Inhaltsverzeichniſſe ausgelaſſen worden, vielleicht um denjenigen Zeitungsſchreibern und Journaliſten, die nur aus Vorreden und Regiſtern zu recenſiren gewohnt ſind, eine Schlinge zu legen; wovor wir ſie denn, aus collegialiſcher Freundſchaft, hiermit wohlmeynend gewarnt haben wollen.

Das vierte und letzte Stück dieſes Theils iſt eine gelehrte und weitläuftige Abhandlung **über die Myſterien der Alten, beſonders über die Eleuſiniſchen Geheimniſſe.** Mit Recht verſichert Hr. M. in der Vorrede, daß man nirgends eine vollſtändigere Geſchichte der Myſterien finden, und in ſeiner Abhandlung auch nicht bloß das wiederfinden werde, was andere vor ihm ſchon geſammelt und gedacht hätten. Dieſe Gerechtigkeit wird ihm jeder, der dieſen Aufſatz geleſen hat, gern widerfahren laſſen. Eines Auszuges iſt er nicht wohl fähig; weil man dabey entweder zu weitläuftig werden, oder dem Verfaſſer durch Auslaſſung wichtiger Collektaneen Unrecht thun müßte. Ich ſchränke mich daher bloß darauf ein, das Reſultat ſeiner Nachforſchungen, die Eleuſiniſchen Geheimniſſe betreffend, mit ſeinen eigenen Worten anzuzeigen. Er unterſcheidet aber zuerſt die kleinen, dann die großen Eleuſiniſchen

Myſte-

Mysterien. Von den ersten, welche vermuthlich auch die ältesten sind, äußert er folgende Vermuthung:

„Wahrscheinlich waren die Mysterien ursprünglich ein National-Dank- und Erndtefest, zu dem in den ältesten Zeiten allein Athenienser, nachher aber auch andere Griechen zugelassen wurden, an welchem alle der Göttin Ceres, nicht nur für die Erfindung der Früchte und Gesetze, sondern auch für die gesegnete Erndte eines jeden Jahrs dankten; da welchem sie sich ferner ihres ehemaligen Zustandes erinnerten, und ihres gegenwärtigen in allerhand Spielen und Leibesübungen freueten; an welchem sie endlich alte Feindschaften tilgeten, neue (hier ist vermuthlich Freundschaften ausgelassen,) errichteten, oder allgemeine Gesetze und Unternehmungen verabredeten. Mysterien also waren in den ältesten Zeiten, wenn ich anders nicht ganz unglücklich rathe, Nationalversammlungen, allgemeine Freuden- und Opferfeste, die mehrere Tage dauerten, und unter freyem Himmel begangen wurden, weil man in den Zeiten, wo sie entstanden, wahrscheinlich noch keine Tempel bauete, die eine so große Menge Volks, als dahin zusammenkamen, fassen konnten."

Nach und nach wurden sowohl die Zwecke dieser festlichen Zusammenkünfte, als auch die dabey anzustellenden Ceremonien, und geheimnißvollen Handlungen, zusammengesetzter und künstlicher. Und da bestanden, nach der Meynung unsers Verfassers

„die Mysterien hauptsächlich in einer Täuschung erregenden Nachahmung der vornehmsten Thaten und Begebenheiten der Göttinnen, denen zu Ehren die Eleusinischen Geheimnisse gefeyert wurden. Hiervon lassen uns nicht nur das, was in den übrigen Griechischen Mysterien vorging, und die Beschuldigungen der Kirchenväter, sondern auch die Zeugnisse anderer griechischen und römischen Schriftsteller, nicht zweifeln. Man stellte in den Mysterien, die Gewaltthätigkeit vor, womit Jupiter der Ceres die letzten Gunstbezeugungen abgezwungen hatte; ferner den Zorn der wider den Jupiter aufgebrachten Ceres, die daher Ἐρις genannt wurde; die Zeichen der abbittenden Reue des Jupiters, der einem Widder die Zeichen der Mannheit nahm und der Ceres in den Schooß warf, um sie glauben zu machen, daß er sich selbst zu solcher Beleidigungen, dergleichen er ihr zugefügt, inskünftige unfähig gemacht hätte. In den Mysterien gebar ferner die Ceres dem Jupiter die Proserpina. Proserpina wurde erzogen, und eine

Verschlafen in ihres eigenen Vaters, der das Unrecht, daß er der Mutter angethan hatte, und seiner verstellten Reue bald vergaß; u. s. w. Nach den Thaten und Begebenheiten der Göttinnen, denen die Mysterien geheiliget waren, stellte man die Schicksale der abgeschiedenen Seelen, die Oerter der Finsterniß und des Lichts, die Freuden der Seeligen und die Qualen der Verdammten vor. — Die Absicht der Stifter und Erweiterer der Mysterien bey diesen täuschenden Vorstellungen war, durch sinnliche Vorbilder die Ueberzeugung von der Seelen Unsterblichkeit, von Strafen und Belohnungen nach diesem Leben, selbst unter das Volk auszubreiten, das die Hörsäle der Weltweisen nicht besuchen und ihre Schriften nicht lesen konnte, das auch auf keine andere Art von diesen großen, dem Gesetzgeber so wichtigen Wahrheiten, unterrichtet wurde. Die Ausbreitung der Lehre eines andern Lebens, die so, wie in den Eleusinischen Geheimnissen vorgetragen, einen erstaunlichen Eindruk machen mußte, war nicht ein Zweck, den alle griechische Mysterien zu erreichen gesucht hätten. Außer den Eleusinischen Geheimnissen wurde, so viel ich weiß, Unsterblichkeit der Seele nur in den Bachischen Orgien gelehrt; u. s. w.“

In Ansehung der **großen** Mysterien, welche den höchsten Grad der Einweyhung ausmachten, sucht Hr. M. folgende Meynung durch historische Zeugnisse geltend zu machen:

„Wie die Reinigung von den kleinen Mysterien verschieden war; ohngefähr eben so verschieden waren die kleinen wiederum von den großen Geheimnissen zu Eleusis. — In diesen großen Geheimnissen sahe man nicht bloß, sondern man **wurde unterrichtet**, und zwar in Grundsätzen, die die ganze Religion des Volks übern Haufen würfen; eine Erscheinung, die einem jeden sonderbar vorkommen muß; die aber durch die unläugbarsten Zeugnisse der bewährtesten Schriftsteller außer Zweifel gesetzt wird. In den großen Mysterien allein hatte man den Vorzug, ins Allerheiligste oder Innerste des Eleusinischen Tempels zu kommen, und alles zu sehen, was ungeweyhten Augen, selbst denen, die in die kleinen Mysterien eingeweyhet wurden, verdeckt und verschlossen war. — So wie man nun in diesen großen Geheimnissen alle Vorhänge wegzog, die das Allerheiligste des Tempels verdeckten, so riß man auch von den Augen der Epopten den Schleyer des Aberglaubens weg, den die Fabeln der Dichter und Volksreligion vor den Augen der Einzuweyhenden hergewebt hatten. Man unterrichtete sie ohne Zurückhaltung in der wahren Geschichte

der

der Götter, die der Pöbel anbetete, und sagte den Epopten ungescheut, daß alle Götter Griechenlands weiter nichts als schwache Menschen gewesen, daß sie als Menschen gelebt, als Menschen gestorben, und als solche wären begraben worden. — Dahingegen lehrte man in den Mysterien den einzigen Gott, den Schöpfer und Vater des Ganzen, von dem Plato, wahrscheinlich nach Anleitung der Mysterien, sagt, (Tim. p. 28. Opp. P. III.) daß es schwer sey, ihn zu finden, und wenn man ihn gefunden habe, unmöglich ihn allgemein bekannt zu machen, u. s. w."

Die Gründe, wodurch Hr. Meiners diese seine Meynung von den Mysterien mehr, als wahrscheinlich macht, habe ich, um nicht zu weitläuftig zu werden, auslassen müssen, in der Voraussetzung, daß jeder, den diese Untersuchung interessirt, nicht unterlassen werde, diese ganze mit großem Fleiße und mit vieler Gelehrsamkeit zusammengetragene Abhandlung selbst zu lesen.

Die Lesung derselben kann auch beyläufig einen denkenden Kopf zu allerhand dem Bedürfniß unserer Zeiten angemessenen Ueberlegungen veranlassen; und auch um deswillen wünsche ich, daß sie viele dergleichen Leser finden möge.

Mr.

Anthropologische und pneumatologische Aphorismen. Halle, bey Gebauer. 1777. in 8. 140 Seiten.

Aus der Vorrede, in welcher sich der Verf. Hr. Hennings genannt hat, sehen wir, daß diese Aphorismen eigentlich zum Leitfaden für den Lehrer der Anthropologie und Pneumatologie dienen sollen. Sie sind in zween Theile getheilt, deren erster die Untersuchung über die Eigenschaften und Fähigkeiten der denkenden Wesen; der andere aber die, über die Natur des denkenden Wesens und unserer Seele, ihre Vereinigung mit dem Leibe, und ihre Unsterblichkeit, enthält. In dem ganzen Buche redet der Verf. nur von der menschlichen Seele: wir sehen also nicht, warum er die Aphorismen pneumatologisch genannt hat. Zudem wäre es, dünkt uns wohl, beynahe Zeit von der, in einer gewissen Periode zu sehr erhobenen Pneumatologie, etwas weniger zu reden, und lieber das zu untersuchen und zu berichtigen, was sich wissen läßt, als sich mit bloßen Schimmereyen zu beschäfftigen. Denn was wissen wir

wir eigentlich von andern Geistern als der menschlichen Seele? Fast nichts mehr als, daß wir nichts davon wissen. Die Philosophie für sich allein, hat noch nicht einmal ihre Existenz (die des höchsten Wesens ausgenommen) recht wahrscheinlich machen können, und sie will schon ihre Eigenschaften untersuchen? Wenn man doch anstatt aller, bisher darüber auf dem Lehnstuhle gemachter Systeme, lieber die Traditionen und unzähligen Erzählungen von Gespenstern und Geistererscheinungen, nach historischen Gründen untersucht, und das was hier das Glaublichste ist, festgesetzt hätte! so hätte man doch wenigstens ein sicheres Erfahrungsdatum, auf welches man bauen könnte. Nun aber will man die Kräfte von Wesen bestimmen, an deren Existenz noch so mannichfaltig gezweifelt wird, und von denen man durch Erfahrungen nicht das geringste zuverlässig weiß. Wie sehr möchten sich nicht die Geister über uns aufhalten, wenn sie unsere aus bloßen schwachen Analogien, und sehr oft bloß wörtlichen Abstraktionen zusammengewebten Pneumatologien, lesen sollten! Hätte man erst die Existenz der mixtern Geister dargethan; dann ließe sich aus manchen Erfahrungen manches gegründetes folgern; aber aus bloßen Begriffen zu schließen, das ist von jeher sehr traglich gewesen. Aber der allgemeine Begriff eines Geistes! — Wahrlich ein sehr dürftiger, der bloß von unsern Kräften abstrahirt ist, mit dem wir nicht einmal bey der Erklärung aller unsrer eigenen Thätigkeiten, die wir so genau fühlen, bey Erklärung der Fähigkeiten der Thiere, die wir täglich vor Augen haben, zureichen. Und aus dem wollen wir die Eigenschaften aller Geister herausdemonstriren?

Der Verf. hat diese Schrift Aphorismen genannt, nicht im Hippokratischen oder Bakonischen, sondern in dem neuern Sinne Platners, wo auch eine systematische Verbindung der Sätze darunter verstanden wird. In so fern läßt sich also gegen diese Benennung nichts einwenden; wohl aber in so fern, als diese Aphorismen mehr den Kompendienton, als den kurzen kräftigen Aphorismenstyl haben; als weitläuftige tabellarische Eintheilungen vorkommen, welche der Natur eines Aphorismus durchaus entgegen sind. Aphorismen sind, unserer Einsicht nach, kurze, deutliche, zusammengepreßte Sätze, aus welchen sich hernach eine große Menge einzelner Lehren folgern lassen; daher müssen sie auch mehr im Tone des Machtspruches, als des Zweifelns ausgedrückt werden. Da der Verf.

stiren

seltenen Aphorismen diese Charaktere nicht gegeben hat, so hätte er besser gethan, ihnen auch den Namen nicht zu geben.

Bey jedem einzelen Satze können wir uns in dieser Beurtheilung nicht aufhalten; ohnedem weiß der Leser ohngefähr, was in den Anthropologien und Psychologien vorzukommen pflegt. Nur das Allgemeine der Verbindung der Sätze, und im Vorbeygehen auch einige einzelne Sätze, werden der Gegenstand unserer Bemerkungen seyn müssen. Als anthropologische Aphorismen sind sie zu weitläuftig, und auch zu eng. Das erste, weil von der Unsterblichkeit der Seele, von dem Zustande der Seele nach dem Tode, darin gehandelt wird, welches, da es nicht aus bloßen psychologischen und anthropologischen Gründen dargethan werden kann, gar nicht hierher gehört. Weil von manchen einzelen Seelenfähigkeiten, als den Ahndungen, Visionen, von manchen speciellen Sätzen, als die Meynungen über das Wesen der Seele, über die Todsünde, u. s. w. zu ausführlich und weitläuftig gehandelt wird. Das letzte, weil von manchen Hauptkräften, als dem Verstande, der Vernunft, dem Gedächtnisse, im Verhältnisse zu der Abhandlung über die Ahndungen, zu wenig, und im Grunde fast gar nichts befriedigendes gesagt wird. Weil von dem Willen, den Leidenschaften, den Affekten, gar nichts, vom Genie, dem Einflusse der Organisation auf die Seelenkräfte, nichts hinlänglich Bestimmtes vorkommt. Als eigentliches System aber haben sie gar keinen Werth, weil nur einige wenige Kräfte erklärt, die meisten andern ganz übergangen; weil die systematische Anordnung und Verbindung gar nicht beobachtet; also überhaupt nichts ganz, und nichts halb geleistet wird. Dieses Urtheil klingt freylich hart; aber daß es wahr, folglich nicht hart ist, wollen wir gleich beweisen.

Der Verf. hebt mit einer Definition der Vorstellung und der Idee an, (§. 1.) gegen welche sich freylich manches erinnern ließe, wobey wir uns aber jetzt nicht aufhalten; und sagt darauf, daß ihm eine Denkungskraft eigen ist. (§. 2.) Welchen systematischen Zusammenhang er hier im Sinne gehabt hat, können wir nicht absehen; eben so gut hätte er auch anheben können, eine Empfindung; oder ein inneres Gefühl, oder sonst etwas zu definiren, und dann zu sagen, mir ist eine Denkungskraft eigen. Aber Idee ist ja Gedanke! — Es sey, so folgt noch daraus, daß ein Gedanke, dieß und jenes ist; nicht daß ich die Kraft zu denken besitze. Sie, die Denkungskraft, äußert sich also, fährt der Verf. fort, auf mancherley Weise.

die uns für uns die Gegenstände nach dem zu hoffenden oder zu fürchtenden Erfolgen darstellt, wodurch wir einen Hang (Begierde) zu selbigen, oder eine Abneigung (Abscheu) gegen selbige empfinden. (§. 3.) Mir kann sonach die Begehrungs- und Verabscheuungskraft nicht abgesprochen werden, und sie ist als ein Erfolg, oder als eine genauere Bestimmung der Denkungskraft anzusehen. (§. 4.) Es ist ein Eigenthum unserer Denkungskraft sich bey einem Objekt und bey einer Handlung angenehme oder widrige Erfolge zu denken, wo mögen diese Erfolge mit dem Gegenstande wirklich verknüpft seyn, oder nicht. Auch können wir durch selbige einen Gegenstand und eine Handlung als gleich gut mit andern uns vorstellen. Demohngeachtet sind wir fähig unsere Neigungen gegen das eine Objekt zu lenken, und von dem andern abzulenken. Eine solche Kraft sich nach Gefallen zu einem Gegenstande oder einer Handlung, oder nach der Vorstellung, die wir uns von dem Erfolg der Handlung machen, zu bestimmen, heißt die Willkühr. Mir ist daher eine Willkühr beyzulegen. (§. 5.) Nun folgt in der Anmerkung ein langes Verzeichniß von Einwürfen gegen die Willkühr, die vornehmlich aus der Vorherbestimmung, dem fato, u. s. w. genommen worden, und eben deswegen hier gar nicht her gehören, weil diese Lehren erst in der Kosmologie und natürlichen Theologie vorkommen, und gründlich erklärt werden können.

Dieß bey Seite gesetzt, sieht man überdem, daß auch das ganze Hauptraisonnement nichts nutzt. Neu ist freylich diese Art der Ableitung; aber dafür auch so gezwungen als Methode, daß sie vielleicht eben deswegen noch keinem Philosophen einzufallen ist. Es wird davin von angenehmen und unangenehmen Empfindungen, von Furcht und Hoffnung gesprochen, ohne daß noch das geringste Wort von Empfindungen und Affekten vorher gesagt ist. Die Willkühr soll sich nach den Erkenntnissen richten, und man hat noch weder die Natur noch die Gesetze der Erkenntnißkraft erklärt. Sie ist aber nicht nur unmethodisch; sie ist auch an sich unrichtig, diese Erklärung. Diesen Satz will der V. aus dem vorhergehenden folgern: daß er eine Begehrungskraft besitze — und daß diese eine nähere Bestimmung der Denkkraft ist. Beydes folgt nicht; das erste; weil daraus, daß die Denkkraft sich auf mannichfaltige Art äußert, noch nicht folgt, daß sie sich auch zu Begehren äußern muß; und weil daraus, daß die Denkkraft Gegenstände nach ihren zu hoffenden oder zu fürchtenden Erfolgen darstellt,

stellungen noch nicht folgt, daß sie es auch seyn müssen. Das andere nicht, weil dieß ein Zirkel im Schließen ist; denn fürchten und hoffen ist schon begehren und verabscheuen. Sagen also, daß Begierde und Abscheu aus Vorstellungen von zu fürchtenden und zu hoffenden Folgen entstehen, heißt sagen, daß sie aus Begierde und Abscheu entstehen.

Den Grundsatz, daß die Denkkraft die einzige Grund- und Urkraft der Seele ist, sieht der Verf. (§. 7.) als eine Folgerung seiner gelesten Gründe, an, und citirt dabey weislich die vorhergehenden Paragraphen. Man hat schon seit geraumer Zeit eingesehen, daß Citationen vorigen Paragraphen noch keine Demonstration sind; folglich glauben wir dessen ungeachtet behaupten zu können, daß er noch nicht bewiesen ist. Das folgt, alles vorhergehongene zugegeben, daß die Willkühr und der Wille aus ihr entspringe; wo aber bleiben die innern Empfindnisse? wo die Neigungen und Leidenschaften? diese sind noch nicht aus ihr abgeleitet, auch ist noch nicht einmal gesagt worden, daß diese daraus werden abgeleitet werden; also ist die Conclusion auf alle Fälle zu voreilig.

In Ansehung der Willkühr nähert sich der Verf. der Kantischen Indifference, wobey wir uns aber, weil es zu weitläuftig seyn würde, nicht aufhalten können. Von hier aus geht er zur Freyheit über; und definirt diese eine mit Ueberlegungskraft verbundene Willkühr; die Ueberlegungskraft ein Vermögen, aus deutlichen und abstrakten Ideen, die Beschaffenheit der Dinge zu entwickeln. Sie faßt also ein Vermögen in sich, das Verbundene genau zu übersehen, das nennt man die Vernunft, so wie der Verstand bloß in einem Vermögen bestehe, abstrakte Ideen zu bilden. (§. 9.) In den Anmerkungen von den verschiedenen Bedeutungen des Wortes Verstand, Scharfsinn, Witz und Genie.

Beynahe sollte man glauben, die Absicht des Verf. sey, alle Begriffe auf den Kopf zu stellen: sonst hat man aus dem Verstande und der Vernunft die Freyheit abgeleitet; er aber leitet Verstand und Vernunft aus der Freyheit ab, gerade als wenn wir Verstand und Vernunft hätten, weil wir frey sind, und nicht frey wären, weil wir Verstand und Vernunft besitzen. Wie unglücklich das ganze Raisonnement gerathen ist, wird man aus folgenden Bemerkungen sehen. Die Ueberlegung ist in Ansehung der Handlungen gerade das, was das Nachdenken und Untersuchen in Ansehung der Spekulationen ist, folglich eine Wirkung des Verstandes, und kein wesentliches Stück

der Freyheit. Freyheit besteht darin, daß wir durch Ueberlegung unsere Entschließungen zurückhalten, und nicht nothwendig von dem ersten dem besten Bewegungsgrunde hingerissen werden. Aus der Freyheit läßt sich also die Verstandesfähigkeit nicht erklären, weil Freyheit jene schon voraussetzt. Ein freyes Wesen muß zwar nothwendig Verstand haben; aber es hat nicht Verstand, weil es frey ist: sondern es ist frey, weil es Verstand hat. Ferner ist es ein nothwendiges Erforderniß aller psychologischen Erklärungen, daß das folgende aus dem vorhergehenden entstehe und bestehe, weil diese Erklärungen die Entstehungsart der Seelenkräfte auseinander enthalten sollen. Nun aber entstehe der Verstand und die Vernunft nicht aus der Freyheit, weil jene Einsichten in die Wahrheiten, diese aber bloß Anwendung der Einsichten auf die Entschließungen enthält. So viel von der Erklärung. Von der eigentlichen Natur beyder Kräfte des Verstandes und der Vernunft ist gar nichts gesagt, man müßte denn bloße Nominalerklärungen für Sacherklärungen ansehen wollen: Das Raisonnement, Denken, Nachdenken, Durchdenken, Ueberdenken, und andere Operationen des Verstandes und der Vernunft, sind gar nicht berührt; und doch mußten diese nothwendig berührt werden, da sie die edelsten und den Menschen vorzüglich eigene Thätigkeiten sind.

Von hier geht der Verf. zur Empfindung folgendermaßen über: Alle unsere Gedanken und Begierden haben entweder gegenwärtige oder vergangene, oder endlich zukünftige Dinge zu ihren Vorwürfen. (§. 13.) Eine Idee von einer gegenwärtigen, das ist, solchen Sache, die in mich wirkt, heißt Empfindung. In wieferne ich mir eine Veränderung in meinem denkenden Ich vorstelle, so wird die Empfindung eine innere; in wie weit ich aber eine Veränderung, die sich in meinen Organen des Leibes ereignet, gedenke, eine äußere genennet. (§. 14.) Offenbar gegen alle Gesetze systematischer Ordnung: denn da so vieles in den Gesetzen und Verrichtungen des Willens; so vieles in den Verrichtungen des Verstandes nur aus Empfindungen erklärt werden kann; so ist es wider alle systematische Regeln, das vorher abzuhandeln, was nur aus dem folgenden erst sein Licht und seine Bestimmung erhält. Der Unterschied zwischen äußern und innern Empfindungen ist, wo nicht sehr unrichtig, doch wenigstens sehr unbestimmt angegeben. Nicht jede Vorstellung einer Veränderung in unserm denkenden Ich, ist eine innere Empfindung, weil sonst alle Vorstellungen, Gedanken und Schlüsse innere

Empfin-

Empfindungen seyn müßten. Eben so ist auch nicht allemahl eine äußere Empfindung, wenn wir Veränderungen, der ganz unsers Leibes denken, weil wir sie denken können, ohne sie zu empfinden, und empfinden, ohne sie zu denken. Einen Schnitt in den Finger, und den daraus entstehenden Schmerz können wir denken; aber darum empfinden wir beydes nicht: derjenige, der zum allererstenmale sich in den Finger schneidet, empfindet den Schnitt, aber denkt ihn nicht: denn sobald der Augenblick der Empfindung vorüber ist, ist auch alle Vorstellung davon verschwunden. Nur dadurch, daß wir das Ehe mehrentheils empfinden, lernen wir es denken.

Nun folgt die Abhandlung der äußern Empfindungen, nach sehr ausführlicher und tabellarischer Methode; die aber gegen das, was vom Verstande und der Vernunft gesagt ist, viel zu weitläuftig ausgefallen ist. Unsystematisch ist es dabey, daß der Verfasser von Nerven, Fibern, Nervengeist, spricht, ohne vorher dargethan zu haben, daß wir einen Körper besitzen, in welchem sich diese Theile finden, welches doch gegen die Idealisten, die er aber erst am Ende des Buches anführet, hier durchaus hätte geschehen müssen. Wir wundern uns, hier den Satz zu finden, daß man auch durch die Nase sehen könne. Zwar hat ein anderer Schriftsteller diesen Satz schon vorher behauptet; allein ihn noch beyweitem nicht über alle Zweifel erhoben. Denn, der da weiß, daß die Geruch- und Sehenerven keine Verbindung, weder außer noch im Gehirne haben, muß diesen Satz allemal sehr monströs vorkommen, und zwar um desto mehr, da die Paar Beobachter, auf welchen er beruhet ist, noch in die Zeiten gehören, wo man sich nicht lange bedachte, die allerunnatürlichsten Dinge zu sagen und zu glauben, da sie sich auf die Aussage einiger Bauern berufen, deren Gehirn eben so gut durch andere Ursachen, als durch die Nase erleuchtet werden konnte, und die das innere Phantasm eines Lichtes nicht von der äußern Sensation hinlänglich zu unterscheiden im Stande waren.

Der Beweis, daß auch die innern Empfindungen, aber alle Gedanken Bewegungen der Fibern und des Nervengeistes zu Begleitern haben, wird §. 18. aus mancherley Gründen, zwar gut, aber nicht aphoristisch geführt. Der Aphorist tabellarisirt und classificirt seine Beweise nicht; er bringt sie in kurze Sätze, und überläßt es seinem Leser, sie in taktische Ordnung zu stellen. Was hierbey von den Mißgeburten und Muttermählern eine ganze Seite herunter gesagt ist, gehört

nicht eigentlich hieher: einmal will es noch lange nicht ausgemacht ist, daß diese von einer Wirkung der Seele auf den Körper entstehen, und daher dieß nicht zum Beweise dienen kann, daß allen Vorstellungen Veränderungen im Körper entsprechen; und zweytens, weil die Erklärung dieser Erscheinungen nicht anders, als aus den Gesetzen der Einbildungskraft hergenommen werden kann, und daher diese Lehre unter die Rubrik der Imagination zu stehen kommen muß. Eben so gehörte auch das, was von den Verrückungen und dem Enthusiasmus in der 4ten Anmerkung vorkommt, nicht hieher, da bloß von dem Bewerke des Satzes die Rede ist, daß jeder Gedanke mit einer Nervenänderung begleitet ist. Wenn dabey auch noch die Ursache der Narrheit in die Seele selbst gesetzt wird: so scheint der Verf. an die Einfachheit der Seele nicht zu denken. Wie eine einfache Seele sich selbst zerrütten, ihre eigenen Kräfte vernichten kann, das dürfte wohl schwer zu begreifen seyn. Worinn eigentlich die Verrückung besteht, davon wird gar nichts gesagt, und das hätte doch vorher geschehen müssen, ehe ihre Ursachen angezeigt werden können.

In dieser Materie führt der Verf. folgendermaaßen fort: Ein Phantast ist derjenige, welcher etwas für eine Empfindung hält, was doch keine ist. Um also kein Phantast zu werden, muß man wissen, wie Imagination von der Empfindung zu unterscheiden sey. (§. 33.) Um kein Phantast zu werden: so würde die beste Cur des hitzigen Fiebers die Theorie von dem Unterschiede der Imagination und Empfindung seyn. Um die Natur der Phantasterey kennen zu lernen, hätte also gesagt werden müssen. Hierbey ist auch der Phantast von dem Verrückten und dem bloß Betrogenen nicht genug unterschieden worden. Einige Einbildungen für Empfindungen gehalten, gehören unter die Verrückung, als wenn ein Mensch gesunde Beine zu haben glaube; einige unter bloß zufälligen Betrug, als wenn jemand im Mondenlichte einen Schatten für einen Menschen ansieht; einige unter die Phantasterey, als wenn Don quixotte Windmühlen für Riesen, und Barbierbecken für Helme ansieht. Die Definition ist folglich zu unbestimmt. In der Anmerkung wird die Lehre von den Gespenstern abgehandelt, wobey von Engeln und Teufeln manches gesagt wird, was in die Anthropologie durchaus nicht gehört. Weil manche dieser Erscheinungen offenbarer Betrug sind: so untersucht der Psycholog bloß seine Entstehung, und wenn er ganz genau verfahren will, die historischen Zeugnisse für die Wahr-

Wahrheit der Erscheinungen; da er aber diese nicht anders, als unzulänglich finden kann: so bekümmert er sich weiter um die Teufel, Mittelgeister, und wie sie weiter heißen, nicht; noch weniger läßt er sich in den Streit über die Existenz des Teufels ein, und führet alle darüber gewechselten richtigen und falschen Schriften an. In einer langen Anmerkung wird (S. 35.) von dem Zustande des Menschen nach dem Tode, verschiedenes gesagt, welches aber, unsern Einsichten nach, nicht in die Anthropologie gehört. Der Psycholog und Anthropolog betrachten den Menschen und die Seele, wie sie jetzt sind; ihr künftiger Zustand geht sie nichts an, weil sich von ihm auf bloß psychologischen Gründen, nichts sagen läßt. Zudem sind mich diese alles so schwache Muthmaßungen, so sehr von Hypothesen und willkürlichen Schlüssen abhängig, daß der bloß bey dem gründlich bewiesenen seine Beruhigung suchende Philosoph es lieber der göttlichen Güte anheimstellt, was sie künftig aus ihm machen will, als daß er sich durch dergleichen philosophische Luftschlösser die Zeit zu bessern Untersuchungen, und wichtigern Gegenständen raube.

Auch das Gedächtniß richtet sich nach der Veränderung des Nervengeists und der Fibern. Wird eine solche Bewegung und Veränderung zum erstenmale bewirket und bemerkt: so entsteht auch eine Vorstellung; die das Bild der Neuheit an sich trägt; geschieht aber eine Wiederholung derselben Bewegung: so wird die damit vergesellschaftete Idee meinem denkenden Ich gewöhnlich, und leitet mich auf den Gedanken, daß ich schon ehedessen eine solche Vorstellung gehabt habe, d. i. ich erinnere mich der gehabten Idee. — Die Vollkommenheit des Gedächtnisses hängt von der Vollkommenheit der Einbildungskraft ab. (§. 34.) — Etwas wahres freylich; aber bey weitem nicht alles Wahr. Daß die Bewegung einer Jungfern-Fiber das Urtheil von der Neuheit einer Vorstellung veranlasse, ist möglich; aber noch nicht erwiesen. Daß es von der Vergleichung mit unsern andern gegenwärtigen Ideen veranlaßt wird, scheint gewisser zu seyn, daher hätte dieß durchaus nicht übergangen werden müssen. Wir halten oft schon sehr alte Ideen für ganz neu, weil gerade jetzt die Ideen nicht gegenwärtig sind, durch die wir ihr Alter beurtheilen könnten. In diesem Falle hat die Jungfern-Fiber offenbar keinen Einfluß. Eben so unrichtig ist es, daß das Gedächtniß bloß von der Vollkommenheit der Einbildungskraft abhängt. Man hat noch kein Beyspiel, daß große Dichter, bey denen die Einbildungskraft

in ihrer größten Vollkommenheit ist; auch ein außerordentliches Gedächtniß gehabt hätten; oder umgekehrt, daß jene Wunder des Gedächtnisses große Dichter gewesen wären.

Vom Gedächtnisse geht der Verf. (§. 35.) wieder zu den Träumen zurück, die er für Einbildungen hält, und also unter der Rubrik von der Einbildungskraft hätte abhandeln sollen. Von da zu den Vorhersagungen (§. 38.) und Ahndungen, (§. 44.) von welchen weitläuftiger gehandelt wird, als es die Abhandlungen wichtigerer Kräfte zulassen. Nicht nur das, was dabey psychologisch ist, sondern auch alles, was Leichtgläubige und Aberglaube hinzugedichtet hat, wird berühret. Man erkennt daran den Verfasser des Buches über die Ahndungen und Visionen, welches auch, wiewohl etwas verstellt, mehrmalen angeführet wird. Sogar die Wahrsagerey aus der Coffeetasse werden nicht vergessen.

Die Existenz der Seele wird so bewiesen: Ich denke: das denkende Ich, meine ich eine Seele, also habe ich eine Seele. (§. 49.) — Im Grunde ist das Raisonnement weiter nichts, als bloßer Wortkram. Denn wie, wenn man, aus so schlösse: ich denke, das denkende Ich nenne ich einen unsterblichen Geist; also habe ich einen unsterblichen Geist? Der Verf. hat bey diesem Beweise ferner nicht daran gedacht, daß das Wort Seele sehr verschiedene Bedeutungen hat, daß folglich dieser ganze Beweis weiter nichts sagt, als ich denke; also bin ich ein denkendes Wesen, und dies hätte wohl eben keines besondern Beweises bedurft. In der Anmerkung im Verzeichniß anthropologischer Schriften, worin manche unwichtige stehen, und wichtigere ausgelassen sind, als: Hume Essays on human Nature, Berkeley, Nouveau système concernant les êtres spirituels, Unzers Physiologie, Robinet de la Nature, u. s. w. — Das in uns denkende Wesen ist nicht der Leib, weil seine Theile sich ändern, weil wir bey dem Verluste mancher Theile, selbst vom Gehirne fortdenken. (§. 53. 54.) — Daß nicht der ganze Leib denkt, hätte wohl nicht erst bewiesen werden dürfen, weil kein Naturalist sich so unsinnig seyn wird, dieß zu behaupten. Die ganze weitere Fortführung dieses Beweises in den folgenden Paragraphen ist dem Verfasser mißlungen, weil er nicht genau festgesetzt hatte, was eigentlich bewiesen werden sollte. Die Materialisten sagen, es giebt gewisse Theile des Körpers, die das Denken verrichten, und diese Theile sind im Gehirne befindlich. Folglich müßte bewiesen werden, nicht, daß der ganze Körper

nicht

nicht denkt; sondern daß die Gehirnorganisation keine Gedanken hervorbringen kann. Wenn also gleich aus diesen Prämissen die Folgerung, daß die Seele ein vom Körper unterschiedenes Wesen ist, einigermaaßen abgekürzt werden kann; so kann es doch die, daß sie gar nichts körperliches, sondern etwas einfaches ist, unserer Einsicht nach, nicht. Gleichwohl glaube der Verf. auch, dieß daraus folgern zu können. (§. 59.) Denn daraus, daß unser Körper nicht denkt, folgt noch nicht, daß keiner denkt, weil unser Körper nicht der Körper im Allgemeinen ist. — Aber wie, wenn dieser Beweis aus solchen Beschaffenheiten unsers Körpers geführet wäre, die allen Körpern zukommen? — Denn folgt noch nicht, daß die Seele unausgedehnt und einfach ist, weil noch zu beweisen wäre, daß jedes unausgedehnte Wesen nothwendig weder voneinander geschiedene Theile haben muß. Wir haben es mehr als einmal versucht, etwas recht schließendes in den Gründen des Verf. zu finden; sind aber allemal darinn unglücklich gewesen. Das mag unser Leser selbst urtheilen können, setzen wir den Hauptgrund der Ideen her. Weder die Theile des Leibes, noch die Verbindung derselben, und eben so wenig ihre Modification, können als ein reeller Grund der Gedanken betrachtet werden. Nicht die Theile, weder die nächsten, (aber welche sind die?) denn sie sind wiederum Verbindungen von Theilen, (also können die Theile nicht denken, weil sie Verbindungen von Theilen sind? Das Schließende muß hier sehr tief liegen,) noch die entferntern und letztern, oder die Elemente; denn theils ändern sich solche binnen einer Anzahl von Jahren; (wie aber, wenn sich andere wieder an ihre Stelle setzen?) theils würde die Behauptung zu rechtfertigen seyn, daß der Verlust solcher Elemente, denen ehemals das Denken eigen war, auch den Verlust der Gedanken nach sich ziehe. (Das behauptet ja aber auch der Materialist, und beweiset es aus den Veränderungen des Alters, Krankheiten des Gehirns, u. s. w. Diese Behauptung also ließe sich noch leichter rechtfertigen, als daß mit dem Verluste gewisser Theile, die Gedanken nicht verloren gehen.) Noch mehr, sind die Gedanken in allen Elementen? In einigen? in einem einzigen? Gewiß nicht in allen. (Das sagt auch der Materialist nicht.) Vielleicht also in einem einzigen? wo? im Gehirne? aber wie? durch Bewegung? — (Dadurch wird sich gewiß kein Materialist bekehren lassen, daß man ihm Fragen vorlegt, die schon hundertmal sind beantwortet worden. Wir machen diese Anmerkungen

nicht,

nicht, den Materialismus zu rechtfertigen; sondern das Schwache in den Schlüssen unsers Verf. zu zeigen.) Die Mancherley, größtentheils lächerlichen Meynungen, über den Sitz der Seele, hätten füglich in einem so kurzen Leitfaden wegbleiben sollen; noch weit mehr aber die in einer Anmerkung zur Anmerkung ausführlich erzählten Fabeln von einigen Erscheinungen des Geistes bey chymischen Beurtheilungen des Blutes. Ueberhaupt mag der Verf. lieber mit unsichtlicher Belesenheit prangen, als mit gründlichem Nachdenken überzeugen. Es folgt auch noch (S. 78.) ein langes Verzeichniß aller für die Immaterialität gebrauchten Gründe, tabellarisch abgefaßt, obgleich der Verf., wie er selbst sagt, mit manchen von ihnen nicht zufrieden ist. Wozu also dieß alles in einem kurzen Leitfaden, wo nur das Wesentlichste gesagt werden mußte? Eben dieß gilt auch von dem (S. 83.) gegebenen Verzeichnisse aller materialistischen Meynungen über die Natur der Seele. In der philosophischen Geschichte müssen diese Meynungen alle vorkommen; in einer Anthropologie aber nur solche, die noch einiges Gewicht haben, und eine eigene Widerlegung verdienen.

Darauf folgt (S. 85.) ein Verzeichniß der materialistischen Einwürfe; worin aber die wichtigsten Gründe aus dem Nouveau système contenant les êtres spirituels, fehlen. Dann (S. 87.) ein tabellarisches Verzeichniß aller philosophischen Sekten, Dogmatiker, Monisten, Materialisten, Idealisten, Egoisten, u. s. w., ohne daß man sieht, wozu dies hier dienen soll, und ohne daß es auch in die Anthropologie gehört. Denn was gehen den Philosophen die allgemeinen Materialisten an? Nicht mehr, als die in einer Anmerkung zur Anmerkung weitläuftig hergezählten Meynungen, über die Mehrheit der Seele in einem Menschen. Da der Verf. gezeigt hat, daß der Mensch aus Leib und Seele besteht: so setzt er ihren gegenseitigen Einfluß (§. 63.) darin, daß der Nervengeist das Mittel ist, wodurch beyde Substanzen in einander wirken. Dabey werden in der Anmerkung die verschiedenen Systeme über diese Frage klassificirt. Wir wundern uns hier den Spinoza als den Urheber des Systems von der vorher bestimmten Harmonie, angeführt zu sehen. Was Mendelssohn darüber sagt, und hier ohne Prüfung nachgesprochen wird, scheint uns noch nicht überzeugend genug. Wie konnte Spinoza, der nur eine einzige Substanz glaubte, an eine reelle Verschiedenheit von Leib und Seele, und an eine vorher bestimmte

stimmende Harmonie denken? Ueberhem sagt auch jener Philosoph nicht, daß Spinoza dieß System behauptet habe; sondern nur daß Leibnitz aus seinen Worten Veranlassung zur Harmonie genommen habe. Der Beweis der Unsterblichkeit der Seele wird (§. 65.) auf die gewöhnliche Art aus ihrer Unzerstörbarkeit gesuhet. Allein ewige Dauer ist noch nicht Unsterblichkeit; folgende Sätze wären dabey noch nothwendig darzuthun gewesen: daß die Seele durch den Verlust ihrer Organe, ihre Denkkraft nicht verliert, welches aus mancherley Erfahrungen, als den Ohnmachten, den Katalepsen, der Schlafsucht, u. s. w. sehr unwahrscheinlich scheint; daß wenn sie auch die Denkkraft behält, sie doch die Personalität nicht verliert, welches die Abhängigkeit des Gedächtnisses von den körperlichen Organen unmöglich zu machen scheint. Der V. giebt (S. 108, 109.) zu, daß dieß sich nicht aus bloß anthropologischen Gründen darthun läßt; er muß also auch zugeben, daß diese Lehre nicht hierher gehört. Diese wichtigen Einwürfe berührt er gar nicht, er beruft sich bloß auf Gott; allein dadurch kann man alles beweisen. Zuletzt auch von dem Seelenschlafe, der Seelenwanderung, und dem ersten Ursprunge der Seele, welches alles der Anthropologe billig dahin sollte gestellt seyn lassen, da Erfahrungen und bewährte Grundsätze hierüber nichts entscheiden, und das alles auf Voraussetzungen beruht, die noch nicht hinlänglich ausgemacht sind. Wenn wir erst die Natur unserer Seelenkräfte, ihr Wesen, und die Oekonomie Gottes, vielleicht nach Jahrhunderten, werden besser haben kennen lernen, dann können wir diese Untersuchungen wieder vornehmen, und bessere Erfolge hoffen.

Briefe über die Freyheit der menschlichen Seele. Weimar, bey Hoffmann. 1778. in 8. 163 Seiten.

Mit vieler Empfindung geschrieben, und also für diejenigen, die mehr gerührt als unterrichtet seyn wollen, vortrefflich. Neues haben wir eben nicht gefunden; und doch ließe sich hier, wenn man tief untersuchte, noch manches Neue sagen. Durch die Stellung und Wendung der Gedanken und durch manche eingestreute Reflexionen aus der Geschichte aber, hat manches einen neuen Anstrich erhalten. Der Briefe sind funfzehen; aber zu wenig im Briefstyl, als daß man nicht sehen

hätte, daß es bloße Abhandlungen sind, die nur den Namen Briefe der Mode wegen führen. Ein Anhang, worin einige Stellen der Briefe erklärt werden, ist noch hinzugesetzt. Den Faden seiner Ideen hat zwar der V. durch eine vorgesetzte Anzeige des Inhalts vorzulegen gesucht; allein auch dieser Faden ist so ästhetisch geknüpft, daß man einen neuen nöthig hat, um ihm folgen zu können. Die gar zu große Sucht neu und überraschend zu schreiben, macht nothwendig, daß man dunkel und verworren schreibt. Unglücklicher Weise schmeckt dem verzärtelten Gaumen unserer meisten Philosophen, die starke und simple Speise des Raisonnements zu wenig, als daß wir nicht von dieser Seite her den Ruin der ächten Philosophie zu befürchten hätten.

Die Hauptabsicht des Verf. scheint die Rettung der Freyheit gegen indifferentistische und fatalistische Einwürfe, zu seyn. Zuerst widerlegt er die gleichgültige Freyheit, (liberté d'indifference) und sucht zu behaupten, daß man Willkühr besitze, wenn gleich Bewegungsgründe unsern Willen bestimmen. Darauf beantwortet er die Gründe für die Vorherbestimmung unserer Handlungen, und zuletzt bemüht er sich die Gesetze der Freyheit näher zu bestimmen. Da der Verf. in der Zueignungsschrift sagt, daß er diese Briefe ohne einen vorher angelegten Plan entworfen habe: so kann man ihm den Widerspruch, der in dieser Folge der Sätze liegt, nicht so hoch anrechnen. Er will, daß Bewegungsgründe den Willen bestimmen sollen, und daß dennoch unsere Handlungen zufällig bleiben sollen, so daß auch Gott selbst sie nicht vorhersehen konnte; wozu also die Bewegungsgründe, wenn sie nichts wirken? oder wenn sie etwas wirken, wie ist die Vorhersehung unmöglich? Hiervon sagt der Verf. nichts, und doch war dieß eben das, worauf es bey seinem Systeme am meisten ankam.

Die gleichgültige Freyheit bestreitet er aus den bekannten Gründen, daß die Erfahrung uns bey unsern Handlungen allemal einen Bewegungsgrund zeigt; daß sie dem Satze des zureichenden Grundes, und den göttlichen Eigenschaften widerspricht. Alle diese Gründe richten gegen den Indifferentisten eigentlich nichts aus, weil er zugiebt, daß wir nach Gründen und Bewegungsgründen handeln; aber leugnet, daß die Kraft dieser Bewegungsgründe in ihnen selbst liegt. Es giebt manche Fälle, sagen Ring und sein Englischer Herausgeber, wo wir uns die Bewegungsgründe selbst schaffen; unsere Seele besitzt die Kraft, große an sich gleichgültige Perceptionen sich angenehm

genehm oder unangenehm zu machen, und dadurch aus sich selbst, nicht aber aus den äußern Gegenständen, Bewegungsgründe hervorzuziehen. Das also, worauf es eigentlich hier ankam, war zu beweisen, daß die Seele in keinem Falle nach bloßem Gutdünken, weder Bewegungsgründe schaffen, noch auch verstärken oder schwächen kann, und hierüber hätte sich manches noch nicht Gesagte vortragen lassen.

Nachdem der Verf. aus dem vorigen die Folgerung gezogen hatte, daß die Handlungen allemal von Bewegungsgründen abhangen: so wirft er nun die Frage auf, ob die Hervorbringung und Ausbildung derselben, zu keiner Zeit von unserer Willkühr abhängen, und ob unsere Handlungen nicht anders als sie sind, hätten seyn können, um in das große Weltsystem zu passen? Diese beyden Fragen gehören eigentlich nicht zusammen, ob sie gleich gemeiniglich als nothwendig verbunden angesehen werden. Unsere Handlungen können zugleich vollkommen willkührlich, und doch auch vollkommen dem Weltsysteme anpassend, durch die Einrichtung des Weltsystems determinirt seyn. Gott, der alle möglichen Fälle vorher sieht, hat jeden Menschen gerade in die Umstände gesetzt, daß er eben das thut, was er bey der vollkommensten Uebestimmtheit äußerer Umstände gethan haben würde. Das was den Deterministen hier am meisten zur Last fällt, ist die unrichtige Vorstellung, die man sich von ihnen macht, und die sie selbst nicht gehörig zu entfernen suchen. Man glaubt, Gott habe die Handlungen der Menschen nach abstrakten Absichten, ohne Rücksicht auf die menschlichen Individuen, vorher bestimmt; eine solche Vorherbestimmung verträgt sich mit der Willkühr freylich nicht. Allein eine solche existirt auch nicht; sondern die Begebenheiten und Handlungen sind nach der vorhergesehenen Natur, Beschaffenheit, den Umständen, u. s. w. bestimmt worden, so daß also ein jeder eben so handelt, als ob gar keine solche Vorherbestimmung da wäre.

Durch Entkräftung drey der wichtigsten Gründe für den Determinismus, daß Belohnungen und Strafen sich sehr gut mit ihm vereinigen lassen; daß er die göttliche Vorhersehung am besten rettet, daß er endlich der Vollkommenheit Gottes nicht entgegen ist, bemüht sich der Verf. ihn über den Haufen zu werfen: Gegen den ersten Grund redet er ziemlich weitläuftig; aber so, daß man sieht, er habe den eigentlichen streitigen Punkt nicht gekannt. Wir müssen wenigstens gestehen, daß es uns nach wiederholtem Durchlesen Mühe kostet, einigen

Zusammenhang zwischen dem bestrittenen Satze und seinen Gegengründen, aufzufinden. Hier sind des Verfassers Gedanken im Auszuge. Die Guten werden durch das Gewissen nicht hinlänglich belohnt, weil dieß von der Beschaffenheit des Körpers, von der unaufhörlichen Wachsamkeit auf die Handlungen, von veränderlichen oft irrigen Grundsätzen zu sehr abhängt, als daß es eine hinlängliche Belohnung der Tugend seyn könnte. Die äußern Umstände belohnen gleichfalls den Tugendhaften nicht genug; sie erfreuen den Lasterhaften so gut wie den Tugendhaften, und auf den vollkommenen Böswicht haben äußere Belohnungen gar keinen Einfluß, weil er sie nicht als solche ansieht. Hoffnung der Belohnung, sie mag nun nahe oder fern seyn, ist zwar Aufmunterung zur Tugend; bringt sie aber nicht unabhängig von unserer Bemühung hervor. Furcht vor gegenwärtiger Strafe wirkt bey allen; allein man lasse sie abwesend, man lasse sie jenseit des Grabes hinübergerückt seyn: so wird sie bey dem verhärteten Böswichte nichts ausrichten. Auch wirkliche Strafen nicht: denn das böse Gewissen ist eben so wie das gute zu manchen Irrthümern unterworfen, als daß es im genauem Verstande Strafe seyn könnte. Aeußere Strafen aber verhärten den Böswicht mehr, als sie ihn bessern.

Diese Sätze, sagt der Verf. sind aus der Erfahrung hergenommen; eben deswegen setzen wir hinzu, sind sie gegen ihn. Denn da Belohnungen und Strafen in dem Systeme der Undeterministen, welches der Verf. vertheidigt, so wenige Wirkung haben: so kann man ihre Unnützlichkeit den Deterministen nicht, ohne sich selbst mit seinen eigenen Waffen niederzuschlagen, zum Vorwurf machen. Was eigentlich hätte gezeigt werden müssen, das wäre, daß Belohnungen und Strafen völlig überflüßig und unwirksam sind, wenn man eine allgemeine Vorherbestimmung aller menschlichen Handlungen annimmt. Hiervon sagen aber unsers Verf. Bemerkungen nicht ein Wort: vielleicht weil ein geheimes Gefühl von der Unzulänglichkeit dieses Einwurfes ihn zurückhielt. Er entsteht bloß daher, daß man den Determinismus so nimmt, als ob nach ihm die Menschen ohne Rücksicht, und ohne Verbindung mit äußern Umständen, tugendhaft oder lasterhaft gemacht würden. Dann wären freylich alle Belohnungen und Strafen nicht nur menschliche, sondern auch göttliche, überflüßig. Von den ersteren soll, dünkt uns, der Einwurf eigentlich reden, weil man ihn gemeiniglich auf die Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaf-

chaften anzuwenden pflegt. Allein sobald man erwägt, d
Belohnungen und Strafen mit unter die Dinge gehöre
welche den Willen determiniren; daß folglich Niemand ande
vorher bestimmt ist, böse zu seyn, als unter der Bedingun
daß er Belohnungen und Strafen nicht achtet: so sieht m
leicht, daß sie auf die Handlungen einen mächtigen Einflu
auch bey aller Vorherbestimmung, haben müssen. Aber wi
wenn er nun bestimmt ist, die Belohnungen und Strafen nic
zu achten? Belohnungen nicht für gut, Strafen nicht f
übel zu halten, ist der menschlichen Natur durchaus unmöglic
weil sie unmöglich angenehme Empfindungen für unangenehm
und unangenehm für angenehm halten kann. Auch der gröb
Böswicht will lieber nicht gestraft als gestraft seyn; eine solch
Bestimmung ist also unmöglich. Die aber, daß er an Belo
nungen und Strafen nicht denkt, daß er die Vorstellungen d
von mit Fleiß zu entfernen, oder zu verkleinern sucht, i
zwar möglich; allein diese hebt auch den Nutzen beyder nic
auf. Die innige Ueberzeugung, daß die Strafe ein größ
Uebel ist, als sie vorher geglaubt wurde, erweckt bey dem U
bertreter der Gesetze Reue, und bessert ihn eben dadurch au
die Zukunft. Eben diese Ueberzeugung erhält auch den Werth
der Belohnung, und reizt eben dadurch zu guten Handlunge
nächtiger. So wird aber der Verbrecher unverdienter Weis
gestraft, der Tugendhafte unverdienter Weise belohnt? —
War es denn nicht seine Schuld, daß die Vorstellungen vo
Belohnungen und Strafen nicht lebhafter waren, nicht mäch
tiger auf ihn wirkten? — Er war ja dazu vorher bestimmt
— Freylich; aber weil aus allen individuellen Umständen zu
sammengenommen, diese Wirkung erfolgen mußte, nicht wei
es durchaus ohne alle Gründe so seyn müßte. Nun aber ge
hört unter diese Umstände auch der, daß er an Belohnunge
und Strafen nicht oft und stark genug denkt, und zwar da
deswegen, weil er seine Aufmerksamkeit anders wohin lenke
läßt, nicht genug über sich selbst wacht, sich nicht eifrig genu
bestrebt, gut und rechtschaffen zu seyn.

Auf den Einwurf, daß Gott nicht alles vorher wisse
könne, wenn unsere Handlungen gänzlich von unserer Willkü
abhängen, antwortet der Verf.: er begreife freylich nicht wi
dieß möglich sey: aber darum könne er noch die Vorhersehun
nicht läugnen. Wenn dieß bloß unbegreiflich wäre, so möcht
die Antwort hingehen; wie aber, wenn es durchaus unmö
lich ist? Es ist durchaus unmöglich etwas vorherzusehen, wen

man es nicht entweder selbst vorher angeordnet hat, oder auch aus dem Zusammenhange von Ursachen und Wirkungen schliessen kann. Aus nichts läßt sich nichts schließen, also auch nichts wissen. Nun aber ist durchaus nichts da, wenn man diese beyden Mittel wegnimmt; wie soll also Gott hier etwas vorher wissen können? — Aber Gott sieht alle Möglichkeiten voraus? — So sieht er auch alle künftige Begebenheiten als bloße Möglichkeiten, und da diese an sich unbestimmt sind: so weiß er eben so wenig vorher, was geschehen wird, als derjenige, der alle Zahlen auf drey Würfeln, und alle ihre möglichen Combinationen kennt, vorher weiß, welche Zahl auf den ersten Wurf fallen wird.

Gegen den Grund der Deterministen, daß dieß System den göttlichen Vollkommenheiten nicht entgegen sey, erinnert der Verf. folgendes: wenn Gott alles selbst dirigirt und anordnet: so läßt er einen Lützow sich für seinen Herrn aufopfern, einen Ravaillac dem besten Könige den Dolch in das Herz stoßen, an Gustav Adolph ist er ein Menschenfreund, und Tilly unter die Ruinen von Magdeburg u. s. w. mit einem Worte, er wäre mit sich selbst in steterm Widerspruche. Wenn ein Determinist sein eigen System so wenig kennt, daß er alles von einem absoluten Dekrete Gottes ableitet: so kann man ihm freylich dieß mit Recht entgegen setzen. Allein dergleichen Deterministen dürfte es wohl, seitdem Leibnitz und andere große Männer darüber geschrieben haben, nicht viel mehr geben. Sobald man sagt, Gott läßt böse Menschen existiren, nicht weil er sie den Guten vorzieht; sondern weil es unmöglich ist, daß alle Menschen gut seyn können: so ist Gott nicht mit sich selbst im Widerspruche, die Natur der Dinge hat ihm nicht erlaubt, sie alle so gut zu machen, als er es gewollt hätte. — Aber, sagt der Verf., die Materie ist nicht allein an der Existenz des Uebels Schuld, Leibnitzens beste Welt befriedigt das Herz nicht. — Sie löset aber doch seinen Einwurf auf, und eben deswegen hätte er sie nicht so kurz mit einem herzbrechenden Seufzer abfertigen sollen, ohne wenigstens einen Hauptgrund gegen sie vorzubringen. Seine Antwort, daß die Welt nicht mehr so beschaffen ist als sie damals war, da sie aus den Händen ihres Schöpfers kam, ist noch weit weniger befriedigend, wenn sie gleich das Siegel der Orthodoxie an der Stirne trägt. Denn, warum ließ Gott die Welt sich verschlimmern? Aus Nothwendigkeit und Zwang? Aus Mangel an Vorhersehung? Aus Mangel am Plane selbst?

ſelbſt? Aus Nachläßigkeit? Man nehme welches man will: ſo wird man immer ſein Herz noch weit mehr als bey jener Vorausſetzung beunruhigt finden. Immer iſt es weit nicht nur dem Herzen, ſondern auch der Vernunft anſtößiger, eine gute Anlage verderben zu laſſen, als keine vollkommen gute machen zu können. Dieß entſcheidet nun zwar für die Wahrheit der einen oder der andern Vorausſetzung nicht ſehr viel, und in dieſer Abſicht ſoll es auch nicht geſagt ſeyn; es ſoll nur zeigen, daß unſer Verfaſſer als Philoſoph nicht recht gethan hat, über dieſen, ihm ſo weſentlichen Punkt, ſo kurz hinwegzuſchlüpfen.

Die Gränzen der bisher feſtgeſetzten Willkühr ſucht nun der Verf. auf folgende Art feſtzuſetzen: unſer Wille iſt dem Verſtande untergeordnet, er neigt ſich allemal dahin, wo dieſer das größte Gut erblickt. Hieraus entſteht das, was man auch in der andern Bedeutung Freyheit nennt; auf folgende Art: die Erkenntniß bildet die Bewegungsgründe aus, der Wille begehrt oder verabſcheuet, was jene als gut oder verwerflich darſtellt, um das Vermögen, die Beſtimmungen des Willens ſogleich in Ausübung zu bringen. Wir geſtehen gern, daß wir hierbey nichts denken können; vermuthen aber, daß er damit ſo viel habe ſagen wollen, die Macht das zu thun, was man für gut hält, iſt Freyheit in der andern Bedeutung. Dieſe Freyheit aber iſt nicht die eigentliche; dieſe beſteht darin, daß der Menſch die Beſtimmung des Willens aufſchieben, einen Grund nach dem andern betrachten; durch dieſen Stillſtand demjenigen Grunde, welchen der Verſtand in ſeiner Reinigkeit darbietet, den meiſten Reitz geben kann. Dieß iſt die Freyheit im dritten Verſtande, die eigentliche Freyheit der menſchlichen Seele; worin die Quelle aller Imputationen, aller Tugenden und Laſter liegt.

Dieſe, ſo erklärte Freyheit, iſt dem Determinismus nicht entgegen. Denn wenn nun allemal die Sachen ſo geordnet ſind, daß der Menſch jedesmal zu dem die wichtigſten und beſten Bewegungsgründe ſiehe, wozu er vorher beſtimmt iſt: ſo bleibt ſein Vermögen zu überlegen, und ſich nach der deutlichſten Erkenntniß zu richten, ungekränkt. Wir ſehen alſo nicht, warum der Verf. dieſer Freyheit zu gefallen, ſich ſo viele Mühe gegeben hat, die Vorherbeſtimmung zu beſtreiten. Eben deswegen aber iſt auch dieſe Freyheit der vorher behaupteten Willkühr entgegen. Wenn der Menſch allemal vermöge ſeiner Natur das wählen muß, was ihm das Beſte ſcheint: ſo kann

er durchaus jene Willkühr nicht haben; so sind alle seine Handlungen eben so vollkommen determinirt, wie die Bewegungen am Rade einer Uhr. Jeder Mensch kann als Individuum nur eine gewisse Anzahl von Kenntnissen, von Grundsätzen und Meynungen über das gute und böse, das nützliche und schädliche besitzen. Jeder Mensch kann als Individuum nur in einer gewissen bestimmten Anzahl äußerer Verhältnisse stehen: jeder Mensch kann folglich jedesmal nur gewisse Entschließungen fassen, gewisse Handlungen vornehmen. Nun bestimme man in Gedanken die Kenntnisse eines Menschen, und die äußern Umstände; so wird man sehen, daß dieser Mensch, in diesen Umständen, nur gewisser Entschließungen großer Handlungen fähig ist: man wird alles, was er thun wird und thun kann, hieraus auf das allergenaueste bestimmen können. Wo bleibt also jene Willkühr?

Aber die Freyheit im vierten Verstande, vielleicht wird die den Knoten auflösen? Wir wollen sehen. Der Verf. bestimmt sie so: sie ist das Vermögen der Seele, willkührlich, mit der Vollziehung des Bewegungsgrundes, der für uns den meisten Reiz hat, inne zu halten, die Sache in Ueberlegung zu nehmen, und den Ausspruch der reinen Vernunft in Ausübung zu bringen. Hier scheint es als ob keine völlige Vorherbestimmung statt finde; ob es so ist? die reine Vernunft besteht sie nicht aus gewissen allgemeinen Regeln und Grundsätzen des Betragens, die jeder nach seiner Einsicht, und Erfahrung aus einzelnen Fällen abgezogen hat? und wenn das ist, sind denn nicht jedes Individui individuelle Handlungen durch seine reine Vernunft in jedem Falle genau vorher bestimmt, sobald die Umstände gegeben sind, in welchen diese reine Vernunft sich äußern soll? Sie mag mit der Vollziehung der Entschließung inne halten, so lange sie will, diese Vernunft: so wird sie doch allemal am Ende nach ihren Regeln verfahren, also allemal etwas gewisses, durch die Umstände schon vorher bestimmtes festsetzen müssen.

Die Freyheit, deren Erkiesung der Verf. bis hieher zu zeigen sich bemühet hat, ist kein Despote, sondern Gesetzen unterworfen. Und diese sind 1) das Erkenntnißvermögen, weil die Bewegungsgründe von den Erkenntnissen abhängen, 2) die Beschaffenheit des Körpers; ein glücklich organisirter, in völliger Gesundheit stehender Körper, ist den Operationen der Seele nicht im Wege; ein kränklicher hingegen ist es auf allen Seiten, und verhindert deutliche Einsichten von einem Gegenstan-

enstände, so gern sie auch der Verstand verschaffen möchte. — Wie viel auf den freyen Umlauf des Blutes, die Mischung der Säfte, die mehrere oder mindere Reizbarkeit der Nerven, überhaupt auf dasjenige, was man Temperament nennt, ankomme, lehret die Erfahrung. 4) Die Gewohnheit. Hierbey einige Regeln von der Annehmung guter Gewohnheiten.

Die Leidenschaften, als Ruhmsucht, Geldgeiz, u. s. w. sind, wir wissen nicht warum, ganz weggelassen, da sie doch hier eine der wichtigsten Rollen spielen. Ferner ist es bekannt, daß diese Gesetze nicht mit gleicher Stärke wirken: also wäre ihre Classification hier sehr nothwendig gewesen. Von dem Einflusse des Körpers ist viel zu wenig gesagt, er ist in manchen Fällen vollkommener Despot, auch wider den besten Willen der Seele. Man denke an die Melancholisten und Hypochondristen, welche Gott lästern, ob sie gleich den größten Abscheu dafür empfinden. Diesem zufolge würden die Gesetze auf folgende Art haben gestellt werden müssen: Ohne gute gesunde Organisation giebt es gar keine Ausübung der Freyheit: sie beherrscht auch die deutlichsten Einsichten, die besten Grundsätze. Nun kommen Gewohnheiten, dann Leidenschaften, und endlich Vernunft. Gewohnheiten sind in den meisten Fällen mächtiger, als Leidenschaften, daher machen manche Geizige ihren Gewohnheiten zu Gefallen manche Debauchen, u. s. w. Zuweilen aber überwinden die Leidenschaften die Gewohnheiten, vornehmlich wenn sie sich nicht auf körperliche Bedürfnisse gründen. Ueberhaupt hätten der Ursachen, von der Einschränkung der Freyheit, noch mehrere angegeben werden müssen, als z. B. gegenwärtige angenehme oder unangenehme Sensationen, herrschende Launen und Empfindnisse, körperliche Bedürfnisse, und wenn sich sonst noch etwa einige hinzudenken lassen.

Aus diesen Betrachtungen zieht der Verf. die Folgerung, daß die reinere Freyheit in dem größten Theile der Handlungen eine Chimäre ist, und fast nur in solchen anzutreffen ist, welche eine Art der Thätigkeit zuerst eröffnen, das ist, wie er sich erklärt, wo durch mehrmalige Verrichtung einer Handlung noch keine Gewohnheit und Fertigkeit angenommen worden ist. Diese Folgerung wird noch allgemeiner, und kehrt sich am Ende zur gänzlichen Ausschließung dieser reinern Freyheit, wenn man noch hinzudenkt, daß unsere Leidenschaften und Neigungen auch in die kaltesten Ueberlegungen, und vernünftigsten Berathschlagungen allemal einen unvermerkten Einfluß

haben. Bey einem gethanen Vorschlage überlegt der Ehrgeizige, ob er sich dadurch mehr Ansehen und Ruhm, der Geizige, ob er sich dadurch mehr Reichthum verschaffen könne; nicht aber, ob dieser Vorschlag an sich nützlich und gut ist. Jeder Mensch wählt, auch bey der ruhigsten Ueberlegung, das, was er für seine meisten und stärksten Neigungen und Leidenschaften zuträglich hält, und die Frage ist dabey niemals, ist das an sich gut? sondern stimmt es mit meinen Neigungen u. s. w. überein? Wenn also bloß die reine Vernunft das Wesen der Freyheit ausmachen soll: so werden wir wohl auf dieses Vorrecht Verzicht thun müssen.

Die nähern Bestimmungen, welche der Verf. diesem Satze giebt, beweisen dieß augenscheinlich. Die Freyheit äussert sich nach ihnen im vorzüglichsten Grade, wenn eine Seite unserer Thätigkeit das erstemal zum Ausbruch kommt, und die Seele so viele Gründe vor sich sieht, auf die eine, als auf die andere Art zu handeln, im Stande des Zweifels — in dem Fortgange, wenn etwa bey der Benutzung vernünftig zu handeln, eine Schwierigkeit entstanden seyn sollte, sich auf die Gegenseite nicht überzulehnen — wenn schon vernunftlose Fertigkeiten vorhanden sind, wieder nach der bessern Einsicht zu handeln. Die gröste Vollkommenheit der Freyheit, diejenige, welche von den Menschen am leichtesten angemerkt werden kann, besteht hingegen darinn, wenn das Gedächtniß viele Wahrheiten und Erfahrungen gesammelt, und — der Verstand deutliche Einsichten von den Sachen erhalten hat; — wenn der Wille durch eine lange Gewohnheit gestärkt worden ist, vernünftigen Bewegungsgründen nachzugeben? — wenn die uns angebohrnen Neigungen in ein lebhaftes Gefühl ausbrechen; — wenn ein gesunder und wohl organisirter Körper vorhanden ist. In diesen Umständen äußert sich freylich das Vermögen zu überlegen am stärksten; aber darum auch die Freyheit? Man setze, es werden zwey beynahe gleiche Gewichte in eine Wage gelegt, sie schwenkt eine Zeitlang hin und her, ehe die eine Seite das Uebergewicht bekommt: wird darum diese Wage nicht eben so nothwendig nach der einen Seite gelenkt, als ob gleich das gröste Gewicht da wäre? Könnte also nicht unsere Seele unter diesen Umständen überlegen, und lange überlegen, ohne doch gleich selbst zu bestimmen, und wahre Freyheit zu besitzen? Aber auch dies beyseite gesetzt, entscheidet sie nicht in diesen Ueberlegungen allemal

nach

nach Leidenschaften und Neigungen? wo bleibt also die reine Vernunft, die große Stütze der Freyheit?

Man sieht aus diesem allen, daß der Verf. seinen Gegenstand nicht tief genug durchgedacht, nicht genug von allen Seiten untersucht hat. Freylich ist dieß bey einer an sich so verwickelten, und durch die mancherley Streitigkeiten noch verwickelter gemachten Sache, nichts leichtes; aber um desto mehr wäre es für den Schriftsteller Pflicht gewesen. Wir getrauen uns nicht die Sache, vornehmlich in einer Recension, zu entscheiden; setzen aber doch noch für diejenigen, welche der Sache weiter nachdenken wollen, einige Bemerkungen her. Eine Freyheit der Gleichgültigkeit giebt es nicht, auch in dem Verstande nicht, daß wir bloß aus eigener Macht, ohne hinlängliche Gründe, die uns dargebotene Bewegungsgründe verstärken oder schwächen, könnten. Darum aber liegt die Kraft der Bewegungsgründe nicht gänzlich außer, sondern auch großentheils in uns. In sofern nehmlich, als die Ideen und Erfahrungen, die wir von den Gegenständen haben, unsere physischen Bedürfnisse, unsere individuelle Organisation, unsere jedesmaligen Launen und Beschäfftigungen uns die Dinge als gut oder nicht gut darstellen. Die Seele wird folglich nicht auf eben die Art von den Gegenständen bewegt, als die Körper von dem äußern Stoße, wo die Wirkung allein von äußern Ursachen, und gänzlich von äußern Ursachen abhängt. Hierzu kommt nun noch, daß wir unsere Grundsätze, Gewohnheiten, Neigungen, Leidenschaften, u. s. w. durch entgegengesetzte ändern, modificiren, lenken können; daß wir den jedesmaligen Bewegungsgründen, vermittelst der größern und geringern Aufmerksamkeit, der Entgegenstellung anderer Bewegungsgründe, mehr oder weniger Stärke geben können. Kein einziger äußerer Gegenstand bringt folglich eine Entschließung nothwendig, und durch seine eigene Kraft unausbleiblich hervor. Wir sind daher frey, das ist, die Einwirkung der äußern Gegenstände zwingt uns nicht, einen gewissen Entschluß zu fassen; sondern der Entschluß hängt allemal größtentheils von uns selbst, von unserer eigenen Denkungsart ab. Und eben hiedurch unterscheiden wir uns von den Thieren, deren Naturtriebe und jedesmalige äußere Lagen allemal unveränderlich einerley Handlungen hervorbringen, weil sie durch Nachdenken und Uebung die Grundsätze ihrer Handlungen nicht ändern können.

Diese

Diese Freyheit nun, wie besteht sie mit der Vorherbestimmung? Wie kann eine menschliche Handlung vorher bestimmt seyn, wenn sie nicht von den äußern Ursachen allein abhängt? Auf folgende Art: Die Veranlassungen, die wir in jedem individuellen Fall haben, unsere Entschließungen so und nicht anders zu fassen, hängen von äußern Umständen ab. Alexander wäre nicht der ehrsüchtige Weltbezwinger geworden, wenn er nicht Aristoteles zum Lehrer gehabt; nicht der oft erhabendenkende Eroberer, wenn er nicht große Gefühle aus dem Hören und durch den Unterricht jenes Philosophen angenommen; nicht der oft ausschweifende Wollüstling, wenn er nicht griechischen Geschmack mit persischen Reichthümern vereinigt hätte. Mit einem Worte, in Amerika wäre er unter den Irokesen ein listiger Ueberrascher der Feinde; unter den Scythen der Beraubet des nachbarlichen Viehes; unter andern Umständen ein ganz anderer Mann geworden. Die äußern Umstände also, große und kleine, alle mit einander zusammengenommen, geben jedem Menschen, Leidenschaften, Neigungen, Charakter, Talente, machen aus jedem Menschen gerade das, was er ist. Durch sie also ist Vorherbestimmung, und durch Vorherbestimmung auch Vorhersehung möglich.

So sind wir aber ja nicht wirklich frey, wenn wir bloß das sind, was die äußern Umstände wollen? In dem ganzen Inbegriffe unserer Handlungen freylich nicht; denn kein Mensch wird kühn genug seyn, zu behaupten, daß es von ihm abgehangen habe, ob er verschwenderisch oder geitzig, einfältig oder klug, argwöhnisch oder leichtrauend, u. s. w. hätte seyn wollen. In den einzelnen Entschließungen aber, aus dem ganzen Zusammenhange herausgenommen, haben wir in sofern Freyheit, als die Erwartung jedes einzelnen Gegenstandes für sich, nicht durch ihre Kraft allein den Entschluß jedesmal hervorbringt; sondern auch noch die jedesmalige Denkungsart dazu genommen werden muß.

Diese Freyheit nun besteht mit menschlichen Strafen vollkommen, weil diese Strafen mit unter die äußern Umstände gehören, welche die Denkungsart und den Charakter der Menschen bestimmen, folglich so wohl den Bestraften, als auch alle Uebrigen bessern können. — Aber die Imputation? — Die beruhet eben darauf, daß der Uebelthäter in dem individuellen Falle von den äußern Gegenständen nicht durchaus zu seiner Handlung genöthigt wurde; daß er die entgegenge-

ehsten Bewegungsgründe nicht in Erwägung zog, u. s. w. Zwar hat auch dies am Ende in den äußern Umständen seinen Grund; allein dieser Grund ist nicht hinlänglich, ihn frey zu sprechen, da er nicht einmal hinlänglich ist, uns in unsern eigenen Augen zu entschuldigen, wenn wir etwas thörichtes begangen haben. Warum dachte ich nicht an dies? nicht an enes? Warum wartete ich nicht? sagen wir mit einer Empfindung unsers Unrechts zu uns selbst. In sofern also der Uebelthäter nicht alle Mittel gebraucht hat, sich nicht hinreissen zu lassen, die er hätte gebrauchen können und sollen, in ofern er den äußern Anreizungen zu leicht gefolgt ist, ist er chuldig.

Und nun die göttlichen Strafen? Wenn man darunter die natürlichen und nothwendigen Folgen des Lasters versteht: o sind sie, weit entfernt dem Determinismus entgegen zu eyn, die natürlichste Folge von ihm. Wenn man aber damit große willkührlich auferlegte Empfindungen versteht: so gestehe ich gern, daß ich diese mit angesehenen Theologen unsers Jahrhunderts, nicht bloß aus diesem, sondern auch noch aus manchen andern Gründen, als etwas, das sich durchaus nicht vertheidigen läßt, ansehen muß. Man erwäge nur, daß Gott dem ganzen menschlichen Geschlechte kein positives Gesetz bekannt gemacht hat; daß das natürliche Gesetz von willkürlichen Strafen nach dem Tode nichts sagt; daß auch selbst die Erkenntniß dieses natürlichen Gesetzes zu sehr von Cultur und Nachdenken abhängt, als daß es auf alle Menschen ohne Unterschied anwendbar seyn sollte: so wird man hoffentlich jenen Satz nicht zu gewagt finden.

Zend-Aveste, Zoroasters lebendiges Wort, worin die Lehren und Meynungen dieses Gesetzgebers von Gott, Welt, Natur, Menschen, ingleichen die Cäremonien des heiligen Dienstes der Parsen, aufbehalten sind. Zweyter Theil, der außer einigen Abhandlungen die übrigen Zend-Bücher Ishto Sade's, Si-roze und Vendidad enthält, von J. F. Kleuker. Riga, bey Hartknoch. 1777. in 4. 386 Seiten. Dritter Theil, welcher Zoroasters

leben,

leben, den Vundeheſch, zwey kleine Wörterbücher, und die bürgerlichen und gottesdienſtlichen Gebräuche bey den jetzigen Parſen enthält. Nach dem Franz. des Herrn Anquetil. 368 Seiten, nebſt dem Regiſter.

Der Nutzen, welchen der Ueberſetzer von dieſem Werke verſpricht, und der nicht einmal im jetzigen Jahrhunderte ſoll ganz erſchöpft werden, iſt wohl zu hoch angeſchlagen. Geſetzt auch, das Werk iſt ſo ächt und alt, als es Anquetil und ſein Verdeutſcher glauben: ſo ſehen wir doch keine neue Idee von Erheblichkeit darin; das Syſtem der Magier kannte man ſchon vorher, und Benennungen von Geiſtern, unverſtändliche phantaſtiſche-Ausdrücke und Allegorien, werden doch wohl eben kein ſo gar großer Zuwachs menſchlicher Kenntniſſe ſeyn. Soll es recht brauchbar werden: ſo müßte es einen Commentar noch ſtärker, als es ſelbſt iſt, haben; alsdann ließe ſich einige für die Geſchichte der Menſchheit, und den Gang der Imagination, wenn ſie die erſten Verſuche macht, in Bildern zu philoſophiren, erhebliche Folgerungen daraus ziehen.

Die erſte Abhandlung ſucht die antike Aechtheit dieſer Parſiſchen Bibel darzuthun; und die beſteht darin, daß wenn gleich nicht alles vom Zoroaſter ſelbſt herrührt, doch in allen alte Zoroaſtriſche Ideen zum Grunde liegen. Die Gründe ſind: Dieſe Bücher reichen ohne allen Zweifel bis ins achte Jahrhundert, nach Ch. G., weil die jetzigen Parſen in gerader Linie von den damals vertriebenen, welche ihre Glaubensbücher mit ſich nahmen, und ihres Glaubens wegen flohen, abſtammen. Weil aber die Parſen an ihre alten Ueberlieferungen unbeweglich kleben, und nicht die geringſte Veränderung darin leiden: ſo folgt, daß ſie noch höher hinauf reichen. Sie können nicht nach Ch. G. erdacht ſeyn, weil die Grundſprache von ihnen ſchon damals ausgeſtorben war; weil ſie ſolche Meynungen enthalten, die, nach allen Geſchichtſchreibern, 5 Jahrhunderte vor Ch. G. in Aſien geglaubt worden, und bey keinem andern Volke vorkommen. Die Kraft dieſer Beweiſe wird dadurch wirklich geſchwächt, daß der V. ſelbſt bemerkt, die Parſiſche Kosmogonie ſey nach Ch. G. verfertigt; damit wird die ſteife Anhänglichkeit an alle Ueberlieferungen

ungen weit geringer; daraus sieht man die Möglichkeit der Unterschiebung und Verfälschung alter Ideen. Ferner zeigen diese Gründe zusammen weiter nichts, als daß manches in diesen Büchern sehr alt sey, und dieser Satz ist noch bey weitem so unbestimmt, als daß er für die Aechtheit des Ganzen stehen könnte.

Der Verf. sucht diesen Mangel durch Festsetzung folgender Sätze abzuhelfen: 1) Es ist wirklich ein Mann, Namens Zoroaster gewesen. Dies wird so leicht niemand leugnen; aber dies hilft noch nicht gar viel, da bekanntermaaßen mehr als ein Zoroaster von den Geschichtschreibern der Philosophie angenommen wird. Also entsteht die neue Frage: Sind diese Schriften alle von einem oder von mehrern Zoroastern? 2) Dieser Zoroaster hat Schriften hinterlassen; dieß wird aus den Zeugnissen der Griechen, und dann der Perser gezeigt. Den einzigen Hermipp ausgenommen, sind alle griechische Zeugnisse für eine so alte Sache zu jung, weil sie aus Zeiten sind, wo die Unterschiebung der Bücher sehr gewöhnlich war. Und bey diesem Hermipp frägt sich, von welchem Zoroaster redet er? War er genug unterrichtet, um bestimmt und kritisch zu urtheilen? Doch zugegeben, daß Zoroaster wirklich etwas geschrieben hat; so ist damit noch nicht viel gewonnen, so lange man nicht weiß, was in diesen Schriften stand. Daß wir dieß wissen, beweiset der Verf. aus Zeugnissen der Griechen; er entkräftet aber selbst diesen Beweis durch die Bemerkung, daß die ältesten griechischen Nachrichten davon verloren sind, und daß die Griechen hier nicht viel Aufschluß geben. Von ihren Widersprüchen, und der Jugend der Zeugen aber, sagt er nichts. Diesem Mangel glaubt er durch Anführung einiger richtigen Punkte bey den Griechen abzuhelfen; und diese mit einander bestehen in einzelnen noch jetzt beobachteten Gebräuchen, und herrschenden Lehren, deren die Griechen erwähnen. Aus dieser Uebereinstimmung folgert er den 4ten Satz, daß gegenwärtige Bücher alte Persische Lehren enthalten. Hier werden aber die Zeugnisse so angeführt, als ob sie alle von gleicher Güte wären; Theopomp und Hermipp nebst Eudemus, als die ältesten, zeugen von dem Streite zweyer entgegengesetzter Wesen, und das ist es auch fast alles, was die Griechen davon sagen. Obgleich dieß Grundidee ist; so erschöpft es doch bey weitem nicht das ganze hier bekannt gemachte System, solglich zeigen auch diese Gründe noch lange des Verf. Satz nicht in seinem ganzen Umfange. Nur so viel folgt daraus richtig, daß

daß in diesen Büchern solche Ideen und Sätze vorkommen, welche nach den ältesten Zeugen Griechenlandes Zoroastrisch sind.

Aus den Büchern selbst nimmt der Verf. folgenden Beweis: es werden darin lauter Zeitgenossen und Begebenheiten aus Zoroasters Zeitalter namhaft gemacht; von spätern kommt nichts vor. Dieß ist allerdings ein sehr wahrscheinlicher Beweis; nur aber kommt noch die Schwierigkeit dabey vor, daß die Persischen Namen sich oft nicht mit der bisher in der Geschichte angenommenen Zeitfolge reimen, manchmal auch aus andern Umständen gar nicht erklären lassen. Wir wissen wir also, ob nicht unter ihnen mancher später vorkommt! Der hieraus gezogene 5te Satz, daß diese Bücher Zoroasters System enthalten können, ist zu unbestimmt; weil gegen die Möglichkeit sich zwar nichts entscheidendes aufbringen; aber daraus auch die Wirklichkeit nicht folgern läßt. Desto bestimmter der letzte und 6te, daß sie wirklich Zoroasters System darstellen; nur Schade, daß dieser nicht aus den Prämissen richtig fließt: aus den griechischen Zeugnissen darf man weiter nichts folgern, als daß sie einige Hauptpunkte von Zoroasters Lehre enthalten; und die übrigen Hülfsbeweise geben weiter nichts als Vermuthung, bey weitem nicht historische Gewißheit, daß auch das Ganze darin vorkommt.

Dieses System nun ist weder von den Juden noch Griechen entlehnt, sondern ursprünglich Persisch. Dieß möchten wir wohl nicht so geradezu behaupten, weil noch heutiges Tages mehrere wilde Nationen beweisen, daß es ein dem noch nicht ganz ausgebildeten Menschen sehr natürliches System ist. Besser also so: die Perser haben es wahrscheinlich von keinem andern Volke entlehnt, obgleich wahrscheinlich nicht zu allererst erfunden. Nun die kurze Geschichte dieses Systems: unter Djemschid lebten schon die ersten Grundwahrheiten desselben einige Jahrhunderte nach der großen Ueberschwemmung der Erde; unter Gustasp 5 Jahrhunderte vor Ch. G wurde es öffentlich vom Zoroaster gegründet: durch Alexanders Eroberungen geschwächt: im 3ten Jahrh. nach Ch. G. vom Ardeschir Babekan erneuert; und unter dem Jezdegurd von den Mohammedanern fast ganz vernichtet.

Es folgt eine Anzeige der 21 Nosks Aveste's nach Angabe einer persischen Handschrift auf der königl. Bibliothek zu Paris; dann Untersuchungen über die alten Sprachen Persiens. Nachdem gezeigt ist, daß sowohl die neuern Reisebeschrei-

schreiber, als auch die eigenen Schriftsteller Persiens vom Zend keine richtige Begriffe haben, wird gewiesen, daß dieß eine eigene Art sowohl von Schriftzeichen, als auch von Sprache ist. Als Schrift wird es von der rechten zur linken geschrieben, die Buchstaben sind in Kupfer abgebildet. Die Gegenden seines Gebrauchs, sind die Ländereyen, welche Indien nordwärts von Armenien trennen; weil es mit den Alphabeten dieser Gegenden die meiste Verwandtschaft hat. Eben da ist es auch als Sprache ehemals gebräuchlich gewesen, weil diese Sprachen mit ihm übereinstimmen, und weil Zoroaster wahrscheinlich in seiner Muttersprache geschrieben hat. Es wird aus den Zoroastrischen Schriften erwiesen, daß er in Aderbedjan oder Medien gebohren ist. Pa-Zend wird mit Zend- oder Pehlvi Charakteren geschrieben, und ist ein verdorbenes Zend. Pehlvi hat ein eigenes Alphabet, ist eine eigene Sprache, und älter als Pa-Zend. Die Buchstaben sind in Kupfer abgebildet. Es wurde im niedern Medien, Guilem, Guilan, u. s. w. geredet, und gieng im dritten Jahrh. nach Ch. G. unter. Deri und Parsi sind nur eine Sprache, wurde in Pharsistan und einigen Ländern zwischen dieser Provinz und Aderbedjan geredet. Parsi und Pehlvi sind aus dem Zend entstanden.

Es folgen Jeschis Sade's, das ist besondere Lobpreisungen und Gebete, welche der Parse beym Ankleiden und Händewaschen, vor und nach der Mahlzeit, und in allen Lebenssituationen verrichten muß. Hier ist ein Gebet beym Anlegen des Gürtels, nebst den dabey nöthigen Ceremonien! König Ormuzd! laß Ahriman und Dews nicht seyn; (beym Wort Ahriman hält der Parse mit der linken Hand das Ende des Gürtels, und schüttelt ihn gegen die Rechte ein, zwey, oder dreymal, darauf hält er ihn beständig, und fährt fort,) hält ihn entfernt, zerschmettert werde dieser Ahriman! Dews und Derudzs, Magiker und Dervands, die blind und taub und kraftlos machen, die Sünder und Aschmegs und Dervands, Feinde der Reinen, zerschlagen und zerschmettert laß sie werden! diese grundargen Könige, laß sie nicht mehr seyn! (Bey diesen letzten und folgenden Worten muß der Parse den Kosti gelinde rütteln von der Linken zur Rechten. Die Rechte ruht auf der Brust, und fährt fort.) Ohnmächtig sey der Feind, selbst sein Name werde vertilgt. König Ormuzd, ich beklage alle meine Sünden, und verwerfe sie. (Bey diesen Worten theilt er den Kosti dreyfach.) Ich entsage jedem bösen Gedanken, jedem bösen Worte, jeder bösen That, allem Bösen, was

ich in der Welt gedacht, geredet, gethan, oder gesucht, oder begangen habe. Diese Sünden des Gedankens, diese Sünden des Wortes und der That. O Gott erbarme dich meines Leibes und meiner Seele, in dieser Welt und in der andern Welt. (Hierbey beugt er sein Haupt, und berührt mit dem Gürtel die Stirne.) Ich entsage ihnen durch die drey Worte, ich beklage sie. Mein Gebet gefalle Ormuzd. (Der Parse hält den Kosti an der Stirne, legt ihn um den Leib und spricht:) Ueberfluß und Behescht, u. s. w. (Darauf läßt er beyde Enden, hält sie vor sich, und spricht.) Das ist Ormuzds Lust, wenn des Gesetzes Haupt reine und heilige Werke thut. Behman schenkt Ueberfluß dem, der (er bindet vorne einen Knoten, so daß das rechte Ende des Gürtels von außen nach innen durchgezogen wird, zu Kirman von innen nach außen,) mit Heiligkeit in dieser Welt handelt. Beselle, o Ormuzd, zum Könige den, der Trost und Ernährer der Elenden ist. (Die Worte, das ist Ormuzds Lust, u. s. f. werden wiederholt, und bey den — Werke thut, wird ein zweyter Knoten von vorne gemacht, und das Gebet vollendet. Darauf werden die beyden Enden des Kustis hinterwärts geführt, und gesprochen) Ueberfluß und Behescht u. s. w. (Der Parse macht hinten auch zwey Knoten, und während der Bindung dieser 4 Knoten spricht er in sich: 1) Es ist ein Gott, 2) Zoroasters Gesetz ist wahr, 3) Zoroaster ist wahrhaftiger Prophet. 4) Ich bin entschlossen Gutes zu thun. Alsdann wiederholt er diese Worte mit hoher Stimme dreymal.) O Ormuzd, eile mir zu Hülfe! (Die beyden Hände liegen vorn auf dem Kosti, dabey spricht er:) Ich bin Mazdejesman, ich bin Mazdejesman, u. s. w. Das ist die wahre Uebung des Gesetzes der Mehestans. Ueberfluß und Behescht u. s. w. Fast eben so lange Gebete, nur nicht mit so vielen Ceremonien, kommen beym Händewaschen, des Morgens, Mittags und Nachmittags um drey Uhr; bey Mondsveränderungen, Becher und Brunnen vor.

Diese Ceremonien und mancherley Gebete scheinen uns nicht den Charakter des hohen simpeln Alterthums, sondern vielmehr eines raffinirten Mönchswesens zu tragen. Xenophon beschreibt die Denkungsart der Parser und ihre Lebensart viel zu ungekünstelt, als daß sie zu Zoroasters Zeiten auf solche müßige Ceremonien und Gebete bey jeder Kleinigkeit hätten fallen können. Man nehme hiezu noch die Sündenbekenntnisse oder Patets weitläuftig und zahlreich; die mancherley Danksagungsgebete, gleichfalls sehr wortreich; die Segenswünsche

bey

bey den Ehen, vor und nach dem Essen, und bey andern Vorfällen; die Lobpreisungen der Himmelsgeister, (Jeschts) von welchen für jeden Geist eine soll vorhanden gewesen seyn, davon aber nur noch 18 ächte übrig sind, gleichfalls sehr lang: und die Strafe, Lobpreisungen der Himmelsgeister, welche den 30 Tagen der Monate präsidiren: so wird man um so weniger zweifeln, daß dieß alles sich nicht für ein so frühes Zeitalter schickt, in welchem die Perser, allen Nachrichten zufolge, erst anfiengen, aus dem Bezirke der Barbarey zu treten. Hierzu kömmt noch die große Menge von Sünden, welche gebeichtet werden, deren noch nicht sehr kultivirte Völker allemal wenige kennen. Das Verzeichniß von Sünden mehrt sich allemal mit der Macht der Priesterschaft und der Ausbildung der Religion, und nicht sehr lange und stark kultivirte Völker kennen allemal nur die wenigsten und auffallendsten Vergehungen.

Es folgt Vendidad, enthaltend die Reden Gottes an Zoroaster, in welchen er seine Gesetze ihm kund macht. Diese Gesetze betreffen größtentheils Ceremonien, abergläubische Vorschriften, wenig zur wahren Herzensbesserung dienendes. Hier ist die Probe. Zoroastet frägt: Gerechter Richter der Welt, die deine Macht trägt, du selbstewige Reinigkeit, was ist das erste, das dieser Erde gefälle, und sie uns günstig macht? Ormuzd antwortet: Wenn der reine Mensch darauf wandelt mit dem Hom und Barsom, Milch und Havan in der Hand, und wenn er wohl und nach dem Gesetz des Friedens Worte spricht, Mithra, der nicht gebauetes Land fruchtbar macht, giebt Lesen mit Nameschne Charouo. Das andere? Wenn ein Gerechter und Machthaber gesunde und erhöhete Oerter bereitet für die Priester, Heerden, Frauen, Kinder, reine Versammlungen. Das dritte? Wenn man die Erde ebnet, daß man Getraide, Kraut, Bäume in sie pflänze, wenn man dem Erdreich Wasser giebt, und trocknet, wo es zu viel hat. Das vierte? Wenn man Thiere des Hauses und Feldes sich vermehren läßt. Das fünfte? Wenn man die Thiere des Hauses und Feldes sich begatten läßt. Welches ist das erste, welches dieser Erde mißfällt? Wenn sie der Aufenthalt des Unterdrückens und Plagens wird. Das zweyte? Wenn in die wohlgeebnete Erde Höhlungen gemacht werden, um sie mit Leichnamen von Hunden oder Menschen auszufüllen. Das dritte? Wenn auf einem wohlgeebneten Felde ein Gottesacker angelegt wird. Wenn auch Thiere etwas todtes auf ein beson-

tes Land tragen: so ist es Sünde. Keiner darf das Geringste von einem Todten an sich haben. Die beste Reinigung geschieht durch Ochsenurin. Ein durch einen Leichnam verunreinigtes Feld muß ein ganzes Jahr brach liegen. Die Vorschriften der Reinhaltung von allen Todten, und der Art der Reinigung, machen fast das ganze Gesetzbuch aus, und sind bis zum Eckel detaillirt; auch für die Hunde ist sehr liebreich gesorgt. Die Handlungen, welche den Tod so sehr vermehren, als ob einer ein Anbeter des Dews wäre, sind, wenn jemand sich Haare ausreißt oder plötzlich abschneidet, und die gesetzmäßige Ceremonien die Nägel beschneidet.

Im dritten Theile steht zuerst Zoroasters Leben, aus Persischen Nachrichten. Der Verf. gesteht, daß diese Nachrichten eben nicht gar zu glaubwürdig sind, weil sie in zu späten Zeiten aufgezeichnet wurden. Zoroasters eigentlicher Name ist Zerethoschthro, ein Zendwort, dessen Bedeutung die Parsen nicht mehr wissen, welches aber Goldstern, Stern des Segens, des Glanzes, Wohlthätigkeit, bedeutet. Seine Geburtsstadt ist wahrscheinlich Urmi in Aderbedjan. Bey seiner Geburt 550 Jahre vor Chr. G. geschahen Auferstehungen und andere Wunder. Seine Mutter war Dogdo, der Vater Poroschasp. Träume der Mutter, und das Lächeln des Sohnes bey der Geburt, weissagten seine künftige Größe. Zauberer und Zauberinnen aus allen Weltgegenden, groß und klein, suchten seinen Untergang, und konnten ihm nichts schaden. Unter Beten und Philosophiren mit den Weisen von Chaldäa, erreichte er das 30ste Jahr. Sein Herz trieb ihn nach Iren; noch aber hatte er mit Ormuzd noch keinen besondern Umgang gehabt. Auf der Reise ließ ihn ein Fluß trocken durchgehen, und ein Traum stärkte ihn in seinem Vorhaben. Er gieng darauf auf die Gebirge, um Gott zu befragen, wurde des Anschauens Gottes gewürdiget, vom Ahriman vergeblich versucht, und durch eine Wanderung durch einen Feuerberg, durch Begießen mit geschmolzenem Metall, welches ihm nichts schadete, in seiner Sendung befestiget. Nachdem er den Zend-Aveста erhalten, und sich zwanzig Jahre auf den Gebirgen aufgehalten hatte, gieng er zum Könige Gustasp, und predigte sein Gesetz anfangs vergeblich. Allein nachdem er alle Weisen zum Stillschweigen gebracht, und durch Begießung mit geschmolzenem Metalle, welches ihm nicht schadete, seine Sendung bewiesen hatte, ward Gustasp bekehrt. Nun machte er manche Schüler, verheyrathete sich dreymal, und erbauete Tem-

pel

el. Es gar den Bramen Tschengregatscha bekehrte er nach iner Vorlesung aus dem Zend, welche die Auflösung von al- en den Fragen enthält, worauf der Brahme zwey Jahre lang esonnen hatte. Durch diesen drang seine Lehre bis nach In- ien, wo 80,000 Gläubige gemacht wurden. Nun reisete er ach Babylon, und hier sahe er wahrscheinlich den Pythagoras. Diese Vermuthung des Verf. ist um so ungegründeter, da die Babylonische Reise des Samiers sich mit der Chronologie nicht verträgt, und nur neuere Griechen zu Gewährsmännern at. Darauf entstehen Religionskriege zwischen Gustasp und inigen ungläubigen Nachbarn, wozu Zoroaster aufmunterte. Er starb im 77sten Jahre seines Alters. Der Verf. hält ihn nicht für einen Magier, der durch Verbindung mit den Gei- tern zu schaden gesucht hätte.

Es folgt Bun-Dehesch, der Perser Cosmogonie. Weil ierinn von der Dynastie der Aschkaniden, und dem Untergan- e der Sasanidenregierung geredet wird: so kann es nicht äl- er, als das 7te Jahrh. seyn. Da es sich aber auf Zend be- uft: so ist es ein Auszug oder Uebersetzung verschiedener Stücke im Zend. Anquetil verspricht einen Commentar dar- ber, der auch in der That, um den Zusammenhang des Gan- en einzusehen, sehr nöthig wäre. Die von ihm angehängten Anmerkungen erklären das wenigste, und noch dazu nicht ein- nal das Wichtigste. Die vornehmsten hierin vorkommenden Grundsätze stimmen mit dem Zeugnisse der Griechen von Zo- oasters Lehren überein. Sie sind folgende: Ormuzd und Ah- iman sind allein das Volk der ungränzbaren Zeit. Die An- erkung sagt dabey folgendes: Gott ist mit allen Wesen durch die Zeit geschaffen worden, und der wahre Schöpfer ist die Zeit, die keine Schranken kennt. — Darauf ward Feuer und Wasser, und aus ihrer Vereinigung Ormuzd, (dieß letzte ist aus einem Persischen Commentar.) Diesen Worten zufolge kann man nicht umhin, folgendes System als zoroastrisch zu betrachten: Von Ewigkeit her ist eine verworrene Materie, oder Chaos; durch die Länge der Zeit haben sich ihre Theil- chen getrennet und vereinigt, bis Feuer und Wasser entstanden sind; aus beyden Elementen hat sich endlich der höchste Gott Ormuzd, und sein Gegner Ahriman gebildet. Denn gewiß hatte Zoroaster von der Gottheit keinen andern Begriff, als die griechischen Mythologen, und ein großer Theil ihrer Phi- losophen, welche sie erst aus der Ausbildung ihrer Materie werden lassen. Ahriman ist immer böse gewesen, und wohnt

Finsterniß; er sucht dem Ormuzd in allem entgegen zu arbeiten, und seine besten Absichten zu vereiteln. Ueber die Figur der Substanz dieser beyden Gottheiten sagt Bun-Dehesch nichts bestimmtes. In drey tausend Jahren schuf Ormuzd den Himmel und sein Volk; Ahriman zeigte ein großes Heer von Devs und Darudzs zur Plage der Welt. Obgleich Ormuzd wußte, daß Ahrimans Reich endlich zerstöhrt werden würde: so bot er ihm doch Frieden an, welchen aber jener stolz verwarf. Nach 9000 Jahren vom Anfange der Welt an, wird Ahrimans Reich vernichtet werden; in diesem Zeitraum regiert Ormuzd 3000 Jahre allein, 3000 mit Ahriman im Streite, 3000 aber Ahriman ganz allein. In den ersten 3000 Jahren schuf Ormuzd seine Wesen; zuerst Behaman, Herzog in Ormuzds Welt, dann den Himmel, nebst einigen Geistern; dann Wasser, Erde, Bäume, Thiere, Menschen. Ahriman setzte ihnen eben so viele böse Wesen entgegen. Dieß widerspricht förmlich dem obigen Satze, daß Ormuzd aus den Elementen, Feuer und Wasser entstanden ist. Ein Beweis, daß die Perser in ihrer Cosmogonie nicht mit einander einig sind, also gegen die vom Vers. eben behauptete pünktliche Anhänglichkeit an ihre Ueberlieferungen. Darauf wurden Licht und die Sterne nebst ihren Schutzgeistern zwischen Himmel und Erde geschaffen. Die Art der Erschaffung, ob durch mechanische Entwickelung der Elemente, oder durch bloßen Befehl der Gottheit, oder durch große wirksame göttliche Elementartheile, wird nicht bestimmt. Am Ende der 3000 Jahre entschloß sich Ahriman, die Schöpfung zu verderben, und durchreisete in Schlangengestalt den Himmel, und in Fliegengestalt die übrige Welt. Er schickte Plagegeister aus, und verwüstete die Erde. Das folgende betrifft die Entstehung der Thiere und Gewächse; ist aber so unzusammenhängend, so sehr mit unbekannten und nicht erklärten Worten vermischt, dabey mit solchen ungereimten Erdichtungen durchwebt, daß wir uns nicht getrauen, das geringste davon weiter auszuziehen. Zuletzt wird Ormuzd die Todten erwecken, die Gerechten und Ungerechten scheiden, die letztern durch Läuterungen gereinigt, und so endlich das ganze Menschengeschlecht gut gemacht werden. Ahrimans Macht wird dann durch seine Verbannung in die Finsterniß ein Ende nehmen. Daß diese Fabeln das Gepräge eines hohen Alterthums tragen, läßt sich nicht leugnen; sie sind den Erdichtungen der Griechen vom goldnen Zeitalter, dem sich immer mehr verschlimmernden Men-

Neuscheugeschlechte, und der Rückkehr der Astrea auf die Erde, zu ähnlich, als daß man ihr Alterthum bezweifeln könnte. Wegen der Uebereinstimmung einiger Punkte darf man daher auch nicht glauben, daß sie aus christlichem Religionssystem entstanden seyn. Denn Todtenauferstehung, Bildung einer neuen Welt, Reinigungen der Seelen, sind auch von manchen griechischen Philosophen ohne christliche Religion geglaubt worden. Daß aber alles gleich alt seyn sollte, ist sehr unwahrscheinlich, weil von einem Meschiah, von Aeonen, darin vorkommt, und weil manche Fabeln nicht sehr mit einander übereinzustimmen scheinen. Wenn Anquetil außer dem versprochenen Commentar auch noch das Ganze in eine systematische Verbindung brächte, und durch diese Verbindung die einzelnen Fabeln genau verglüche und erklärte: so würde er der Kritik dieses Werks einen sehr großen Dienst thun, und dabey für die philosophische Geschichte der Parser etwas sehr wichtiges leisten. So wie das Werk da liegt, ist es für den philosophischen Geschichtschreiber, und den Forscher der Geschichte der Menschheit, noch lange nicht genug zubereitet.

Es folgt das Wörterbuch, und zuletzt der Parsen bürgerliche und gottesdienstliche Gebräuche, nicht alle, sondern nur die, welche auf die Erklärung der Zendbücher Einfluß haben. Theils Augenschein, theils die Belehrung des Desturs in dreyen Jahren zu Surate, und endlich Bücher, sind des Verf. Quellen. Die Abschnitte sind folgende: Kleidung, heilige Gefäße, Opfer, bestehend in Kleidern für die Priester, Blumen, Früchten, ungesäuerten Brodten, Hornzweigen, dessen Existenz zweifelhaft, wo nicht gar fabelhaft ist. Thiere kommen nicht vor. Musikalische Instrumente; Mittel zu Reinigungen, gemeines Wasser, vom Priester geweyhtes Wasser, in der Nacht zu gewisser Jahreszeit zubereitetes Wasser, Zubereitung aus Ochsen-Urin; Reinigungen, Waschen der Hände bis an den Ellnbogen, des Gesichts bis hinter die Ohren, der Füße bis an die Knöchel, nebst einem großen Gebete; Abwaschung des Körpers mit Ochsenurin; die Reinigung von 9 Tagen und Nächten, sehr weitläuftig und genau beschrieben; Gebräuche in den verschiedenen Lebensaltern. Das Kind wird zuerst mit Ochsenurin gewaschen; dann stellt man ihm die Nativität, und giebt ihm einen Namen. Bis ins siebente Jahr wird es zu nichts angehalten, hernach bekommt es den Gürtel, und muß Gebete lernen. Den Eltern muß es unumschränkt gehorchen: die Todesschuld ruht auf Ungehorsam gegen drey-

maligen Befehl. Um ein Rechtgläubiger zu seyn, muß man den Vendidad lesen, Izeschne auswendig wissen, oder an einen Mobed 2 Rupien zahlen, sich zu reinigen. Es giebt unter ihnen 4 Stände, Priester, Soldaten, Feldarbeiter und Handwerker. Die empfohlenste Ehe ist die zwischen Geschwisterkindern. Die Verlobung geschieht von den Eltern im andern oder dritten Jahre, und im 6ten wird die Braut zu ihrem Verlobten gebracht; die Vollziehung der Ehe wird bis auf den Eintritt der weiblichen Zeiten verspart. Die Mädchen haben das Recht, von ihren nächsten Verwandten einen Mann zu fordern, wenn sie mannbar sind; ihnen nicht gehorchen, heißt eine grose Sünde begehen. Mädchen, die sich bis ins 15te Jahr nicht verheirathen wollen, müssen bis zur Auferstehung in der Hölle ausdauern. Ein Mann darf nur eine; im Fall der Unfruchtbarkeit aber auch die zwote Frau nehmen; doch nicht ohne Einwilligung der ersten. Die Scheidung kann geschehen, wenn die Frau den Mann nicht länger erkennen will, wenn sie Ausschweifungen begeht, sich während ihrer Zeiten berühren läst, und Magie treibt. Die Frau muß den Mann ehren, wie Gott, und der Mann ihr wenigstens alle 9 Tage einmal die eheliche Pflicht leisten. Tägliche Pflichten der Parsi; besondere Pflichten des Parsischen Priesters. Feste, und die Art ihrer Feyer; Leichenceremonien.

Magazin für die Philosophie und ihre Geschichte, aus den Jahrbüchern der Akademien angelegt von Michael Hißmann. — Erster Band, Göttingen u. Lemgo im Verlage der Meyerschen Buchhandlung. 1778. in 8. 364 S. ohne die Vorrede.

Die Absicht des V., aus den für die meisten Privatpersonen zu kostbaren Werken der Akademien die interessantesten Abhandlungen aus der Philosophie und ihrer Geschichte zu sammlen, verdient allerdings Beyfall. Und um so mehr Beyfall, wenn er in der Folge eben die strenge Auswahl, wie in diesem Bande, beobachten wird. Als Uebersetzer kennt man ihn schon aus andern Arbeiten, und wir haben genug gesagt, wenn wir versichern, daß die gegenwärtige jenen gleiche. Einige Nachlässigkeiten als mit nach und nach für, mit der Zeit; Aus-

aus

aus, für, Abyattes; Kabala, für, Kabbala, u. s. w., hätten wir weggewünscht. Zehn Abhandlungen, fünf spekulativische, und fünf historische machen diesen Band aus. Wir wünschen, daß der V. das Verhältniß so lange beybehalten möge, als es nur immer möglich seyn wird, weil die wichtigen spekulativischen Abhandlungen am meisten verdienen unter uns bekannt zu seyn. Zwar scheint unser Zeitalter sich mehr auf die historische Seite zu neigen; aber vielleicht auch unter andern deswegen, weil unter den Spekulationen gemeiniglich nicht viel Neues vorkommt. Eben die Leser, die Geschmack an Abhandlungen aus der philosophischen Geschichte finden, werden auch Abhandlungen aus der Philosophie selbst gern lesen. Uebrigens ist es Pflicht der Schriftsteller, nicht als kriechende Schmeichler sich überall nach dem Geschmacke des Publikums zu biegen; sondern diesen Geschmack, wenn er anfängt zu einseitig auf Kosten der Wissenschaften zu werden, in sein rechtes Bette zu leiten.

Joseph Priestleys Psychologische Versuche machen die erste Abhandlung aus. Der V. sucht darzuthun, daß die Hartleysche Theorie der Nervenschwingungen die wahre, und zu allen psychologischen Erscheinungen hinreichende Lehre ist; daß wir folglich nicht nöthig haben ein von der Organisation verschiedenes Wesen in uns anzunehmen. Und dies auf folgende Art: Ideen entstehen aus Sensationen, folglich sind die Veränderungen des Gehirns beym Denken höchst wahrscheinlich dieselben, die mit den Sensationen verknüpft sind. Nun aber bestehen diese nicht in Bewegungen des Nervensaftes, weil hierdurch die Association nicht erklärt werden kann; also haben die Schwingungen offenbar den Vorzug. Diesen Hauptsatz führet der V. nur an, ohne ihn im geringsten zu beweisen. Malebranche und des Kartes haben doch die Association aus dieser Hypothese erklärt, und, wie uns dünkt, begreiflicher als der V. aus den Schwingungen, denn daß die Canäle durch öftere gleichzeitige Empfindungen geöffnet, daß folglich dadurch die Lebensgeister an einen gewissen Gang gewöhnt werden, läßt sich sehr deutlich beweisen. Darauf zeigt der V. daß Newton die Schwingungen gekannt, und daß Hartley seinen Wink verfolgt habe. Nun Beweise aus Erfahrungen; wenn man einen erleuchteten Gegenstand eine Zeitlang ansieht: so bleibt das Bild auch bey verschlossenen Augen: das Hören geschieht durch die den Nerven mitgetheilten Schwingungen der Luft. Hieraus folgt sehr wahrscheinlich, daß es sich mit den andern

Dingen eben so verhalten werde. Beyde Erfahrungen scheinen uns noch bey weitem nicht entscheidend; die Fortdauer des Bildes im Auge kann auch aus einer anhaltenden Bewegung des Nervensaftes entstehen, und das Hören setzt darum noch nicht nothwendig eine Schwingung voraus, weil die Luft vibrirt, es kann auch durch eine Undulation des Nervensaftes geschehen.

Die Einwürfe, daß im Gehirn unmöglich eine so große Menge von Schwingungen ohne Vermischung zugleich vorhanden seyn; und daß aus ihrem einfachen Elemente nicht alle zusammengesetzte Ideen entstehen können, werden dadurch gehoben, daß die Luft eine unendliche Mannigfaltigkeit von Tönen unverwirrt aufnehmen kann, und daß die Verschiedenheit der Zusammensetzungen groß genug ist. Der Haupteinwurf aber, daß sowohl Nerven als Gehirn wegen ihrer weichen breyartigen Natur, wegen ihrer wenigen Spannung, keiner Schwingungen fähig sind, berühret er gar nicht. Eher noch könnte man in Nerven eine Irritabilität annehmen; man hätte da wenigstens die Analogie der Muskelfaser, und die jener durch die Nerven mitgetheilte Reizbarkeit für sich. Zum Unglück aber scheint diese zur Verschiedenheit der Empfindungen nicht zureichend. Aus diesen Grundsätzen erklärt der V. die Association folgendergestalt: es läßt sich leicht denken, daß in einer Substanz, die nicht wie die Lüfte flüssig, sondern dicht, wenn gleich weich ist, wie das Gehirn, eine Schwingung, die einen Theil dieser Substanz in Bewegung setzt, diesen Theil auch leicht dahin disponiren werde, daß er eher auf diese als auf irgend eine andere Art oscillire, so daß ein gleichartiger zweyter Eindruck von dem ersten unterschieden bleibe. Dieser Umstand erklärt gewissermaßen den Unterschied unter einer neuen Sensation, und der Wiederholung einer alten. Bestimmter haben dies Bonnet und andere so ausgedruckt: eine Jungfernfiber widersteht stärker, als eine schon in Bewegung gesetzte. Allein auch dies erklärt es nicht, weil wir sehr oft alte Ideen und Sensationen für neue halten, und weil wir unter einer alten Sensation und einer neuen nicht den geringsten Unterschied in Ansehung des Grades der Stärke oder Deutlichkeit wahrnehmen. Eben dieser Hang des Gehirns zu einmal gehabten Schwingungen erklärt auch die Association: denn dadurch kann eine Schwingung auch auf Veranlassung ganz anderer Ursachen, als die erste ursprünglich war, entstehen, und eine durch die andere erneuert werden: denn zwo

gleich-

leichzeitige Schwingungen modificieren einander. Daß die ie Association beſſer als die Lebensgeiſter erklären ſollte, ſehe vir nicht. Uns dünkt im Gegentheil noch ſchlechter, ſo lang wenigſtens, bis man in der Körperwelt ein Beyſpiel gefunde haben wird, daß ein Körper dieſelbe Bewegung annimmt wenn eine einfache Kraft auf ihn wirkt, die er ehemals hatte da zwo Kräfte zugleich auf ihn wirkten. Die Möglichkeit eine ſolchen Maſſe, welche zu allen Geiſtesthätigkeiten, vermittel der Schwingungen geſchickt ſey, glaubt der V. hierdurch deu lich dargethan zu haben. Und dieſe Möglichkeit iſt ihm genug gegen Hartley keine vor der Organiſation verſchiedene Seel anzunehmen. Dieſer Schluß iſt ſonderbar. Gott kann durc Schwingungen die Materie denkend machen: alſo hat er e gethan. Und woher wiſſen wir, daß ers kann? Nicht au poſitiven Beweiſen; ſondern allein, daher daß wir nicht poſiti behaupten können, daß ers nicht kann. Der ganze Schlu lautet eigentlich ſo: wir können nicht ſagen, daß Gott nic der Materie Denkkraft geben könne: alſo kann ers, alſo kan die Materie denken. Unzuſammenhängender kann nicht leic ein Raiſonnement ſeyn: denn daraus daß wir nicht behaupte können, Gott könne die Materie nicht denkend machen, folg noch lange nicht, daß ers kann. Und mit ſolchen Schlüſſe denkt man die Denkkraft der Organiſation darzuthun! Di ſe Unzulänglichkeit ſcheint der V. zu fühlen, indem er nu noch einige bekannte Einwürfe gegen die Immaterialität z Hülfe ruft, als, daß Geiſt und Körper von zu entgegengeſetzt Natur ſind. In dem Verſtande, wo ein Geiſt von aller Au dehnung gänzlich frey iſt, hat dieſer Einwurf Gewicht; nic aber in dem, wo die Seele ausgedehnt, aber nicht materi ausgedehnt iſt. Ferner, kein Menſch kann einſehen, wie da Principium des Denkens mehr Beziehung auf die Immat rialität, als auf die Materialität haben kann. Das freyli nicht, aber wir ſehen aus Erfahrungen und Analogien, daß da Denken ſich mit der Materie nicht vereinigt. Und dies beric tigt uns ein anderes Subject dazu anzunehmen, ob wir glei nicht erklären können, wie es ſich mit dieſem Subject ver einigt. Sollte der Einwurf etwas darthun: ſo müßte er lauten: Die Schwierigkeiten, daß die Materie denkt, ſind eb ſo groß, als die, daß ein immaterielles Weſen denkt, alſo hab die Spiritualiſten mit ihrer Hypotheſe nichts gewonnen.

Der zweyte Verſuch enthält eine allgemeine Schilderun der Lehre von der Aſſociation. Hartley hat zuerſt die Aſſoci ti

tion zu einem allgemeinen Principium aller Seelenfähigkeiten gemacht, und dies so: alle Phänomene der Seele lassen sich auf Gedächtniß, Urtheilsvermögen, Leidenschaften, Willen, und Kraft der Muskelbewegung zurückführen. Gedächtniß ist offenbar nichts als Ideen-Association! Falsch; denn ohne Urtheil ist keine Erinnerung, die Ideen mögen durch die Anreizung so oft und so lange erneuert werden als sie wollen; so findet keine Erinnerung, kein eigentliches Gedächtniß statt, wenn nicht gegenwärtige und vergangene Zustände verglichen werden. Aber Urtheil ist doch Association, denn ein Urtheil ist weiter nichts als die Gewahrnehmung der allgemeinen Uebereinstimmung oder der vollkommenen Gleichheit zweyer Ideen, oder des Mangels dieser Uebereinstimmung. Es besteht also im Uebertragen des Begriffs von Wahrheit, durch die Association von einem Satze auf den andern, der mit jenem zusammenstimmt. Hier macht der V. eine sonderbare Vermischung; er sollte das Urtheil erklären, und erklärt den Schluß; ohne vom Urtheile etwas zu sagen; und er sollte Beyspiele von Schlüssen geben, und führt nichts als bloße Sätze oder Urtheile an. Wir haben daher hier das Wort Urtheil gesetzt, wo im Werke selbst Schluß steht. Das Seichte dieser Erklärung fühlt man leichte: denn zwey auf einander durch Association folgende Ideen, geben noch kein Urtheil, also gehört zum Urtheile noch etwas mehr als bloße Association. Vom Schlusse ist dies gleichfalls deutlich. Leidenschaften entstehen daher, daß gewisse Empfindungen und Bewegungen vormals mit dieser besondern Idee oder mit diesem Umstande verbunden gewesen sind, die diese Idee oder dieser Umstand nun durch die Association zurückrufen kann. Den Sinn dieser Ausdrücke sehen wir nicht; die Beyspiele erklären es auf folgende Art: ein Kind hat keine Furcht vor dem Feuer, ehe es sich daran gebrannt hat. Bey der Erklärung des Wollens verwickelt sich der V. in den Ausdrücken gewaltig: es ist, sagt er, eine Modification der Leidenschaft des Verlangens entfernt von einer tumultuarischen Bewegung, welche die Idee eines vorzüglich angenehmen Gegenstandes, da man nicht in seiner Gewalt hat, erregt. Eher sagt man, das Verlangen, sey eine Modification des Wollens. Auch dieß entsteht aus der Association, weil man nur das will, wovon man aus Erfahrung weiß, daß es uns zum Besitze eines angenehmen Gegenstandes verhelfen kann. Daß die Association die erste Grundlage und Veranlassung dieser Kraftübungen ist, läßt sich wohl nicht leugnen; aber

wir

wir wollen, lieben oder fürchten, doch auch oft etwas nach bloßen Verſtandeseinſichten, und handeln alſo auch hier nicht allemal nach Aſſociation.

Der dritte Verſuch betrifft die zuſammengeſetzten und abgezogenen Begriffe, ihre Entſtehung aus Senſationen zu beweiſen. Gegen Locke, welcher zur Quelle mancher unter ihnen die Reflexion annahm. Die allgemeinen Ideen von Subſtanz, Kraft, Raum, u. ſ. w. werden aus Senſationen hergeführt, welches auch ſchon andere eben ſo gethan haben. Eben ſo auch die moraliſchen Grundbegriffe. Hierin iſt nichts gegen Locke, welcher zu allen dieſen Ideen gleichfalls Senſationen als Elemente annimmt. Eigentlich hätte gezeigt werden ſollen, daß die Ideen vom Denken, Verſtand, Vernunft, Gedächtniß, auch aus Senſationen entſtehen: denn dieſe ſind Lockens eigentliche Reflexionsideen. Wie der Verf. dieſe unter ſeine Theorie von den Schwingungen bringen will, ſehen wir nicht; denn wenn auch das Denken ſelbſt in Schwingungen beſteht: ſo beſteht doch nicht die Idee vom Denken darin, ſonſt müßte man ſagen, daß man alle Denkthätigkeiten verrichtet, indem man die Idee vom Denken bildet, welches ungereimt iſt.

Die andere Abhandlung enthält Maupertuis Gedanken über die verſchiedenen Mittel, deren ſich die Menſchen zur Bezeichnung ihrer Ideen bedient haben. Dieſe hätte allenfalls wegbleiben können, da ſie theils in des Verf. Werken abgedruckt iſt; theils für uns jetzt nichts neues mehr enthält, weil in den Schriften über den Urſprung der Sprachen eben dieß vorkommt; und theils auch, weil ſie nicht tief genug ins Detail geht, und nur das allerallgemeinſte, jedem leicht einfallende, von den Gegenſtänden berührt.

Die dritte Abhandlung iſt vom Hrn. Merian, über die Apperception ſeiner eigenen Exiſtenz. Der Verf. will darthun, daß wir unſer Daſeyn unmittelbar fühlen, und zu dem Ende wendet er ſeinen ganzen Scharfſinn an, das Carteſianiſche, ich denke, alſo bin ich, als ſophiſtiſch darzuſtellen. Die Verſtandeskräfte kennen wir nicht anders, als nachdem ſie ſich geäußert haben, nie in ihrer Wirkſamkeit ſelbſt; die eigentliche Modifikation der Seele bey ihnen kennen wir nicht; es bleibt uns alſo nichts übrig, als die Betrachtung der Gegenſtände, woran wir ſie üben. Die Apperception richten wir entweder auf uns ſelbſt, oder auf unſere Ideen, oder auch auf unſere Handlungen. Die Erkenntniß dieſer Dinge, hängt ſie von einer unabhängigen Perception ab? Zuerſt von der Ap-

perce-

perception unserer eigenen Existenz. Erkennen wir sie nicht durch Reflexion oder Raisonnement: so müssen wir sie nothwendig unmittelbar appercipiren. Nicht das erste, denn das einzige cartesianische Raisonnement zum Beweise seines eigenen Daseyns, ist kein gültiges. Weil er im Schlußsatze nichts weiter sagt, als was schon der Untersatz enthält, denn vollständig muß der Schluß so lauten: Alles was denkt, existirt; ich denke, also existire ich. Hier setzt im Untersatze das Fürwort, ich, das worüber gestritten wird, die eigene Existenz, voraus; der Satz, ich denke, ist mit dem einerley, ich bin denkend, das ist, ich bin. Diese Kritik scheint uns mehr spitzfindig als gründlich zu seyn. Der Untersatz schließt nicht den ganzen Schlußsatz in sich: denn, ich bin denkend, ist ein eingeschränkterer Satz als, ich bin; es wird also hier aus dem particulären das allgemeine gefolgert. Und dann wird man nicht sagen können, der Schluß sey fehlerhaft: alles was irgend eine Eigenschaft besitzt, das existirt; nun aber besitze ich die Eigenschaft des Denkens, also existire ich; dieß aber ist der Cartesianische Schluß auf seine ersten Gründe gebracht. Ferner, sagt der Verf., wir können nie mit vollkommener Strenge sagen, daß wir denken, sondern, daß wir gedacht haben, weil die Reflexion allemal erst auf den Aktus des Denkens folgt; also beweiset das Argument, nicht daß wir existiren, sondern daß wir existirt haben. Abermals übertriebene Spitzfindigkeit: denn die aus dem Denken entstehende Reflexion, daß wir denken, gehört sie zu den Wirkungen der Denkkraft oder nicht? denkt man nicht, wenn man reflektirt? kann man also nicht mit Recht sagen, ich denke jetzt, daß ich an dieß oder jenes gedacht habe; also existire ich? Weiter: der Obersatz, alles was denkt, existirt, gründet sich auf den Satz des Widerspruchs, und dieser hat seine Kraft einzig und allein von der Gewißheit unserer Existenz, folglich setzt auch er voraus, was erst ausgemacht werden soll. Sonderbar genug! wir dächten hoch, der Satz des Widerspruchs bliebe ausgemacht, wir möchten existiren oder nicht, und aus unserer Existenz ließe sich der Satz des Widerspruchs nicht darthun. Eine Demonstration, fährt der Verf. fort, kann dieß Argument nicht seyn, weil es zur Ueberzeugung keines Skeptikers zureicht. Freylich eines solchen Skeptikers, der durchaus nichts zugeben will, nicht; aber dergleichen sind auch die gewöhnlichen Zweifler nicht, sie leugnen die Empfindungen nicht, also auch nicht, daß sie sich ihres Denkens bewußt sind. Und auch ein solcher Skeptiker

der

der an seiner eigenen Existenz, auch an allem zweifele, wird doch zugestehen, daß er zweifelt, wenn das ist, daß er denkt, also daß er ist. Auch gegen ihn läßt sich also dieser Grund gebrauchen; will er aber nicht einmal eingestehen, daß er zweifele, nun so mag er gegen seine Empfindung reden, so lange er will; man läßt ihn als einen Aberwitzigen laufen.

Auch Reflexion lehrt uns unsere eigene Existenz nicht; weder unmittelbar; denn auf einen Gedanken, dessen wir uns nicht bewußt gewesen sind, kann die Reflexion über das eigene Daseyn nicht folgen. Noch mittelbar, denn sie würde allemal die Egoität in einem gewissen Verhältnisse zum Gedanken voraussetzen, die wir als abgesondert von dem conscium sui vorausgesetzt haben, wodurch nun der Uebergang von einem zum andern ganz verhauen wird. Dieß letztere verstehen wir nicht. Aus dem allem folgt, daß wir unser Daseyn unmittelbar und anschaulich appercipiren, nicht die Existenz überhaupt, sondern unsere individuelle Existenz. Aus diesem Schlusse sieht man, daß viel Wortstreit sich hier mit eingemischt hat. Der Verf. giebt zu, daß wir die allgemeine Idee der Existenz nicht anschaulich erkennen, folglich können wir auch den Satz, ich existire, nicht anschaulich erkennen, denn dieser läßt sich ohne den Begriff des Daseyns nicht denken; Carteslus hatte daher nicht unrecht, den Satz als logischen Satz beweisen zu wollen. Es folgt ferner aus diesem Geständnisse, daß wir den Satz, ich existire, nicht anschaulich und unmittelbar als logischen Satz denken, daß es daher zwey ganz verschiedene Dinge sind, sein Daseyn appercipiren, und sein Daseyn denken. Das erstere geschieht vermöge eines dunkeln Gefühls, indem wir unsere Veränderungen und Modifikationen fühlen: so fühlen wir auch zugleich, daß wir sind; aber wir denken noch nicht, daß wir sind, wir fühlen auch unser Daseyn nicht unmittelbar, sondern mittelbar durch unsere Modifikationen, denn dadurch daß jede Modifikation für sich mit Bewußtseyn verknüpft ist, und daß dieß Bewußtseyn von Modifikation zu Modifikation übergeht, entsteht das Gefühl der Existenz. Dieß Gefühl entwickelt sich erst nach langem Ueberlegen zum ordentlichen Gedanken. Folglich müssen, um alle Zwendeutigkeit zu vermeiden, die Sätze so geordnet werden: das Gefühl der Existenz ist, nicht unmittelbar, denn kein Mensch fühlt sein Daseyn ohne andere Modifikationen; es entsteht also aus dem Bewußtseyn der einzelnen Veränderungen; dieß Gefühl erzeugt durch Nachdenken den Gedanken, daß wir existiren.

Di-

Die vierte Abhandlung ist von demselben Verf. über die Apperception in Rücksicht auf die Existenz der Ideen in der Seele. Ideen sind nicht Substanzen; sondern Arten des Seyns der Seele, es frägt sich also, ob die Apperception den Ideen wesentlich zukommt, oder aber ob Ideen in der Seele existiren können, ohne von ihr appercipirt zu werden? Der Verf. bestreitet das letztere, und damit zugleich die Lehre von den Leibnitzischen dunkeln Ideen, aus folgenden Gründen: 1) der Satz; es giebt Ideen, die wir nicht appercipiren, hat keinen Sinn, denn er muß so gegeben werden: die Seele als das appercipirende Wesen, appercipirt Ideen, das ist Objekte der Apperception, die es nicht appercipirt. Gegen diesen Grund möchten die Leibnitzianer noch wohl einwenden, daß die Auslegung nicht ganz richtig sey, indem eine Idee ihnen nicht ein nothwendiges Objekt der Apperception ist, und indem noch aus Erfahrungen nicht dargethan ist, daß alle Ideen nothwendig appercipirt werden müssen. 2) Gesetzt es giebt dunkle Vorstellungen, und ein Wesen außer mir appercipirt meine Vorstellungen: so muß es sie entweder dunkel oder klar appercipiren. Nicht das erste, denn alsdenn kennt es sie eben so wenig als ich; also das letzte, also giebt es klare Vorstellungen von dunkeln, welches widersprechend ist. Dieß Argument schließt nicht: denn die Perception ist von der Modifikation der Seele verschieden, die Perception daß ich jetzt einen Schall höre, ist nicht die Modifikation, die der Schall hervorbringt. Also kann ein anderes Wesen sich von meinen dunkeln Vorstellungen klare machen, oder Dinge appercipiren, die ich nicht appercipire, wenn es die Modifikation meiner Seele sieht, von welcher ich kein unterscheidendes Bewußtseyn habe. Aus diesem Grunde schließt auch folgender Einwurf nicht. 3) Wenn ein anderer Geist sehen könnte, was in meiner Seele vorgeht, und er sahe da die Perception A: so wird er sie offenbar so sehen, wie sie ist, und nicht, wie sie nicht in meiner Seele ist. Sieht er sie so, wie sie wirklich ist: so wird er sie sehen, indem er sie nicht sieht, denn dunkle Perceptionen kann man nie appercipiren. Nicht doch, als Modifikation der Seele kann sie von einem fremden Geiste allerdings gesehen werden, ob sie gleich von meinem eigenen nicht gesehen wird. Wenn der Verf. 4) sagt, dunkle Vorstellungen seyn nichts, weil das was nicht in der Seele appercipirt wird, in ihr nichts ist: so denkt er gleichfalls nicht daran, daß es Seelenmodifikationen sind, denen das Bewußtseyn fehlt. Der Verf. schließt mit einer Theorie der

Ideen

Ideen, die zu kurz, und daher auch für uns zu dunkel ist, als daß wir etwas darüber sagen könnten. Ueberhaupt könnte der Verf. mehr Deutlichkeit in seine Ausdrücke, und mehr Bestimmtheit in manche Sätze bringen, wenn er das mit abstrakten Worten gesagte, in individuellere Beyspiele hüllte, und die Sätze vorher anschaulich, dann abstrakt vortrüge.

Die fünfte Abhandlung des Herrn Achard enthält Betrachtungen über das mathematische unendliche; und sucht die Unrichtigkeiten in diesem Begriffe zu heben. Alle reelle Größe und Zahl ist das Resultat von Theilen und Einheiten, oder ein Zusammengesetztes aus Theilen und Einheiten, kann folglich allemal vermehrt oder vermindert werden. Eben das sagt auch die Definition der Größe: also widersprechen sich die Mathematiker, wenn sie unendliche Größen annehmen, weil der Begriff des Unendlichen alle Möglichkeit der Vermehrung und Verminderung verbannet. (Unsere Mathematiker wissen dieß schon längst, und nennen unendlich klein das, was wegen seiner Kleinheit weiter nicht in Rechnung gebracht werden darf. Schon Cartesius hat das infinitum und indefinitum unterschieden.) Wenn also Fontenelle die Existenz des mathematischen Unendlichen dadurch beweisen will, daß in der natürlichen Zahlenreihe jedes Glied immer um eins wächst, daß folglich die Anzahl der Zahlen in der natürlichen Reihe unendlich sey: so macht er einen Trugschluß. Denn daraus, daß diese Reihe nie ein Ende hat, folgt nicht, daß sie unendlich ist, weil sie sonst ans Ende kommen, das ist, unendlich werden müßte. Ferner, zu der Unendlichmachung gehört eine unendliche Anzahl von Additionen, indem zum nächst vorhergehenden Gliede allemal Eins addirt werden muß; diese Additionen erfordern eine unendliche Zeit, sind also unmöglich; also auch das Unendliche der Zahlen selbst. Das reelle Unendliche widerspricht ferner dem Grundsatze, daß das Ganze allen seinen Theilen zusammengenommen gleich ist; denn Fontenelle sagt, das Unendliche habe gar kein Verhältniß zum Endlichen; folglich kann ein Kubikfuß Materie, deren Theile der Zahl nach unendlich sind, diesem Ganzen nicht gleich seyn. Also ist das mathematische Unendliche, nichts als das Unbestimmliche.

Herr Boivin theilt in der sechsten Abhandlung über den Streit der Philosophen des 17ten Jahrhunderts, einige noch vorher nicht gedruckte Nachrichten mit. Dieser bekannte Streit zwischen den Platonikern und Aristotelikern, wurde vom Gemistius Pletho angefangen, welcher nichts geringers

als den Ruhm des Plato im Sinne hatte. Gennadius hingegen vertheidigte den letztern, und beschuldigte Plethon der Freygeisterey. Nach Gennadius, nahmen sich des Plato Theodor Gaza, und Georg von Trapezunt an, indem sie den Cardinal Bessarion, Aristoteles Anhänger, angriffen; welcher aber durch einen geschickten Mittelweg für dießmal den Streit endigte. Nachher erneuerten ihn andere, stritten heftig, und verglichen sich endlich, wie jene, des Streites müde.

Das Alter und die Entstehung der Kabbala behandelt Hr. de la Nauze in der siebenten Abhandlung. Daß sie nicht so alt als die Welt, noch von Gott geoffenbart ist, wie ihre Anhänger vorgeben, versteht sich von selbst. Eben so wenig stammt sie von den Patriarchen, oder Moses her; das Buch, worauf man sich desfalls beruft, ist offenbar untergeschoben, und sehr jung. Alles was man von geheimen Zeichen des Hermes, Orpheus, Pythagoras u. s. w. sagt, beweiset noch nicht das Daseyn der Kabbala, weil diese Geheimnisse nicht auf Verrichtungen von Wunderwerken, durch den Gebrauch und die Versetzung der Buchstaben des Alphabets, giengen. Aus eben dem Grunde kann man auch nicht behaupten, daß die ersten Ketzer und Kirchenväter diese Wissenschaft gekannt hatten, obgleich hie und da Kabbalistische Lehren bey ihnen vorkommen. Erst im 10ten Jahrh. nach Ch. G. ist sie wahrscheinlich entstanden; das Buch Iezira ist nicht älter, als diese Zeit, und der Rabbi Hai Gaban hat damals zuerst die Kabbala deutlich vorgetragen. Ein anderes Buch Sohar genannt, welches die Kabbalisten sehr alt machen, geht gleichfalls nicht über dieses Zeitalter hinaus. Ihre Entstehung ist folgende: Aberglauben, Unwissenheit und Liebe zum Wunderbaren, suchten in den Platonischen Allegorieen, und Pythagorischen Symbolen ihre Nahrung. Die Araber nahmen um das 7te Jahrh. griechische Wissenschaften ohne griechische Sprachkenntniß auf, und geriethen dadurch auf eine Menge sinnlicher Untersuchungen, glaubten in den Symbolen große Geheimnisse zu finden, und durch willkührlichen Gebrauch der Buchstaben Wunder thun zu können. Von den Saracenen nahmen die unter ihrer Herrschaft stehenden Juden dieß Gewäsche an.

Der Abt Sevin giebt in der achten Abhandlung von Kallisthenes Leben und Schriften Nachricht. Zu Olynth in Thracien 365 vor Ch. G. gebohren, und mit Aristoteles verwandt, gieng er nach Athen, um unter des Stagiriten Vorschub zu studiren. Alexander nahm ihn auf seinen Zügen mit,

um

um seine Thaten von ihm beschreiben zu lassen. Seine für Alexanders Stolz zu strenge, und nicht genug zurückgehaltene Moral nahm ihm erst des Königs Achtung, und hernach das Leben. Schmeichler und Neider machten ihn beym Könige mehr und mehr verhaßt, und brachten es endlich dahin, daß er als Theilnehmer an der Verschwörung des Hermolaus ins Gefängniß gelegt wurde, er starb nicht lange darnach; aber wie? das läßt sich wegen des gleichen Gewichtes der Zeugnisse nicht entscheiden. Er hat verschiedenes geschrieben, dessen Verlust sehr zu bedauern ist.

In der neunten Abh. theilt der Abt von Canaye Bemerkungen über den Thales mit. Er stammte aus Phönicien, seine Voreltern verließen ihr Vaterland 400 Jahr vor seiner Geburt, und ließen sich in Athen nieder. Von da giengen sie mit dem Neleus nach Milet, wo sie das Bürgerrecht erhielten. Er wurde 641 Jahr vor Ch. G. gebohren. Herodots Erzählung, daß er sich anfangs auf Regierungsgeschäffte gelegt, und den Joniern gerathen habe, sich mit dem Krösus nicht einzulassen, wird durch Apollodors Chronik widerlegt. In einem ziemlich hohen Alter reisete er nach Egypten, studirte Mathematik, und übertraf bald seine Lehrer. Daß sein System keinen von der Materie verschiedenen Urheber der Welt annimmt, wird dadurch bewiesen, daß alle einmüthig den Anaxagoras für den Erfinder der Lehre von zwey unabhängigen Principien halten. Dieser Beweis dürfte wohl nicht stark genug erfunden werden, da vorher auszumachen ist, ob nicht diese Nachrichten den Sinn haben, daß Anaxagoras zuerst Materie und denkendes Wesen nicht als verbunden, welches alle bisher gethan hatten, sondern als abgesondert für sich existirend, betrachtet habe? Ueberdem stehen dem Atheismus des Thales noch andere wichtige Gründe entgegen.

Die letzte Abhandlung des Abts Sevin betrifft das Leben und die Schriften des Evhemerus. Er ist wahrscheinlich ein Meßenier; Kassanders Zeitgenosse; auf dessen Befehl er eine große Reise unternahm. Hier entdeckte er die Insel Panchäa, und die Monumente, aus denen er den historischen Ursprung aller mythologischen Götter bewies. Nach Zeugnissen glaubwürdiger Schriftsteller ist sowohl Panchäa, als auch die ganze Entdeckung des Evhemerus, eine offenbare Erdichtung dem System zu gefallen.

Emanuel von Schwedenborg auserlesene Schriften. Frankfurt bey dem Commerzienrath Hechtel. 1776. in 8. Erster Theil 358 Seiten. Zweyter Theil 347 Seiten, ein Anhang 108 Seiten. Dritter Theil 331 Seiten. Vierter Theil 180 Seiten, ein Anhang 148 Seiten. Fünfter Theil 431 Seiten.

Daß diese Schriften aus dem Lateinischen übersetzt sind, ist von selbst klar; hin und wieder hat auch der Uebersetzer erläuternde Anmerkungen aus andern Schwedenborgschen Werken beygefügt. Die Schriften eines so sonderbaren Mannes, der dabey so viel Aufsehen gemacht hat, verdienten wohl eine etwas mehr als für gewöhnliche Phantastereyen bestimmte Aufmerksamkeit. Wir sind sie mit Fleiß durchgegangen, um den ekzentrischen Gang eines Geisterſehers näher kennen zu lernen; und haben dabey die Bemerkung gemacht, daß das Ganze aus metaphorischen Bibelausdrücken besteht, welchen die zu lebhafte Phantasie Kleid und Körper umgehangen, und sie dadurch in wirkliche Wesen verwandelt hat. Den Kitt machen einige Grundsätze neuerer Philosophie von dem Zusammenhange aller Dinge und Zustände aus. Wir wollen unsern Lesern die wichtigsten Ideen darlegen, und ihnen das Urtheil selbst überlassen. Wir müßten sehr irren, wenn sie nicht mit uns daraus die Folgerung zögen, daß man bey weitem keine Offenbarung nöthig hat, um Sachen, wie diese, zu sagen; und daß alles sehr leicht und natürlich aus der von dem Zügel der Vernunft losgerissenen Einbildungskraft abzuleiten ist. Diese Bemerkung wird die hohe Meynung, welche man gewöhnlich von dergleichen Geburten der Dichtkraft hegt, sehr herabstimmen, und alles ernsthafte Untersuchen überflüßig machen.

Im Vorberichte sammlet der Herausgeber aus verschiedenen Schriften alle merkwürdige Nachrichten von Schwedenborg; vergißt aber dabey, welches doch das wichtigste war, zu sagen, wie und wodurch er zu diesen Visionen veranlaßt worde. Schon in seiner ersten Erzehlung finden wir eine wichtige Veranlassung; im vierten Jahre war er begierig, alles, was von Gott und göttlichen Dingen handelte, anzufragen, und bis ins zehnte war er immer geschäftig, vom Glauben und der Liebe zu sprechen. Man weiß aus mehreren Erfahrungen, daß

aß kein Alter so geschickt ist, religiöse Visionen zu haben, als erade dieß; man gebe einem Kinde von lebhafter Einbildungsraft die Offenbahrung Johannis, das hohe Lied, und darauf egründete Andachtsbücher in die Hände, und es wird mit der eit gewiß Offenbarungen zu bekommen glauben. Die Phanasie verwandelt alsdenn alle Bilder in Wesen, und weil sie tets mit den Offenbarungen anderer angefüllt ist: so glaubt le zuletzt selbst sie zu haben.

Doch scheint Schwedenborg in den folgenden Jahren von iesem Wege ein wenig abgeleitet zu seyn; wenigstens sagt sein ebensbeschreiber nicht, daß er auf Reisen und Universitäten Eingebungen gehabt hat. Seine mathematischen, physischen nd chymischen Studien lenkten vermuthlich seine Aufmerksameit anders wohin. Allein seine ersten Ideen schlummerten ur, und wachten, nachdem er manche Gegenstände der Naur untersucht hatte, wieder auf; wahrscheinlich weil sein Nachenken selbst sie wieder lebendig machte. Denn 1745. fieng r an, über die Liebe Gottes, den Ursprung der Erde, das Paradies, u. s. w. zu philosophiren, und dieß war gleichsam as Band, welches seine natürlichen Ideen an seine übernatürichen knüpfte. Zwey Jahre darauf legte er seine Bedienung um Bergwesen nieder, und wollte auch kein anderes Amt annehmen, damit er, wie er selbst sagt, dem neuen ihm vom Herrn Jesu Christo anvertrauten Amte desto besser obliegen könnte. Er versichert heilig, daß ihm der Heyland selbst erschienen ist, und ihm aufgetragen hat, die Geheimnisse von der andern Welt, dem Himmel, der Hölle, u. s. w. bekannt zu machen; daß er nichts aus sich selbst genommen, sondern alles von den Geistern erfahren hat; daß er mit Paulus ein ganzes Jahr, mit Johannes dreymal, und einmal mit Moses gesprochen hat.

Die Wirklichkeit dieses Umganges zu erhärten, führt der Uebersetzer drey Beyspiele an; das eine, da er einer Wittwe den Ort anzeigte, wo ihr verstorbener Mann eine gewisse Quittung verwahrt hatte; das andere, da er bey Gothenburg versicherte, daß in Stockholm gerade in dem Augenblicke Feuer ausgekommen sey; und das dritte, da er der verwittweten Königin von Schweden das Gespräch erzählte, welches sie mit dem Preussischen Prinzen Wilhelm ehemals ganz allein gehalten hatte. Der Uebersetzer scheint hierbey nicht bedacht zu haben, daß man um etwas außerordentliches zu beweisen, mehr als ordentliche Schärfe gebrauchen muß; daß folglich

Emanuel von Schwedenborg auserleſene Schriften. Frankfurt bey dem Commerzienrath Hechtel. 1776. in 8. Erſter Theil 358 Seiten. Zweyter Theil 347 Seiten, ein Anhang 108 Seiten. Dritter Theil 331 Seiten. Vierter Theil 180 Seiten, ein Anhang 148 Seiten. Fünfter Theil 431 Seiten.

Daß dieſe Schriften aus dem Lateiniſchen überſetzt ſind, iſt von ſelbſt klar; hin und wieder hat auch der Ueberſetzer erläuternde Anmerkungen aus andern Schwedenborgſchen Werken beygefügt. Die Schriften eines ſo ſonderbaren Mannes, der dabey ſo viel Aufſehen gemacht hat, verdienten wohl eine etwas mehr als für gewöhnliche Phantaſtereyen beſtimmte Aufmerkſamkeit. Wir ſind ſie mit Fleiß durchgegangen, um den ekzentriſchen Gang eines Geiſterſehers näher kennen zu lernen; und haben dabey die Bemerkung gemacht, daß das Ganze aus metaphoriſchen Bibelausdrücken beſteht, welchen die zu lebhafte Phantaſie Kleid und Körper umgehangen, und ſie dadurch in wirkliche Weſen verwandelt hat. Den Kitt machen einige Grundſätze neuerer Philoſophie von dem Zuſammenhange aller Dinge und Zuſtände aus. Wir wollen unſern Leſern die wichtigſten Ideen darlegen, und ihnen das Urtheil ſelbſt überlaſſen. Wir müßten ſehr irren, wenn ſie nicht mit uns daraus die Folgerung zögen, daß man bey weitem keine Offenbarung nöthig hat, um Sachen, wie dieſe, zu ſagen; und daß alles ſehr leicht und natürlich aus der von dem Zügel der Vernunft losgeriſſenen Einbildungskraft abzuleiten iſt. Dieſe Bemerkung wird die hohe Meynung, welche man gewöhnlich von dergleichen Geburten der Dichtkraft hegt, ſehr herabſtimmen, und alles ernſthafte Unterſuchen überflüßig machen.

Im Vorberichte ſammlet der Herausgeber aus verſchiedenen Schriften alle merkwürdige Nachrichten von Schwedenborg; vergißt aber dabey, welches doch das wichtigſte war, zu ſagen, wie und wodurch er zu dieſen Viſionen veranlaßt worden. Schon in ſeiner erſten Erziehung finden wir eine wichtige Veranlaſſung; im vierten Jahre war er begierig, alles, was von Gott und göttlichen Dingen handelte, anzufragen, und bis ins zehnte war er immer geſchäftig, vom Glauben und der Liebe zu ſprechen. Man weiß aus mehreren Erfahrungen,

daß

daß kein Alter so geschickt ist, religiöse Visionen zu haben, als gerade dieß: man gebe einem Kinde von lebhafter Einbildungskraft die Offenbahrung Johannis, das hohe Lied, und darauf gegründete Andachtsbücher in die Hände, und es wird mit der Zeit gewiß Offenbarungen zu bekommen glauben. Die Phantasie verwandelt alsdenn alle Bilder in Wesen, und weil sie stets mit den Offenbarungen anderer angefüllt ist: so glaubt sie zuletzt selbst sie zu haben.

Doch scheint Schwedenborg in den folgenden Jahren von diesem Wege ein wenig abgeleitet zu seyn; wenigstens sagt sein Lebensbeschreiber nicht, daß er auf Reisen und Universitäten Eingebungen gehabt hat. Seine mathematischen, physischen und chymischen Studien lenkten vermuthlich seine Aufmerksamkeit anders wohin. Allein seine ersten Ideen schlummerten nur, und wachten, nachdem er manche Gegenstände der Natur untersucht hatte, wieder auf; wahrscheinlich weil sein Nachdenken selbst sie wieder lebendig machte. Denn 1745. fieng er an, über die Liebe Gottes, den Ursprung der Erde, das Paradies, u. s. w. zu philosophiren, und dieß war gleichsam das Band, welches seine natürlichen Ideen an seine übernatürlichen knüpfte. Zwey Jahre darauf legte er seine Bedienung am Bergwesen nieder, und wollte auch kein anderes Amt annehmen, damit er, wie er selbst sagt, dem neuen ihm vom Herrn Jesu Christo anvertrauten Amte desto besser obliegen könnte. Er versichert heilig, daß ihm der Heyland selbst erschienen ist, und ihm aufgetragen hat, die Geheimnisse von der andern Welt, dem Himmel, der Hölle, u. s. w. bekannt zu machen; daß er nichts aus sich selbst genommen, sondern alles von den Geistern erfahren hat; daß er mit Paulus ein ganzes Jahr, mit Johannes dreymal, und einmal mit Moses gesprochen hat.

Die Wirklichkeit dieses Umganges zu erhärten, führt der Uebersetzer drey Beyspiele an; das eine, da er einer Wittwe den Ort anzeigte, wo ihr verstorbener Mann eine gewisse Quittung verwahrt hatte; das andere, da er bey Gothenburg versicherte, daß in Stockholm gerade in dem Augenblicke Feuer ausgekommen sey; und das dritte, da er der verwittweten Königin von Schweden das Gespräch erzählte, welches sie mit dem Preussischen Prinzen Wilhelm ehemals ganz allein gehalten hatte. Der Uebersetzer scheint hierbey nicht bedacht zu haben, daß man um etwas außerordentliches zu beweisen, mehr als ordentliche Schärfe gebrauchen muß; daß folglich

nicht allgemeine Versicherungen, sondern Zeugnisse von den Personen selbst, welchen dieß begegnet ist, erfordert werden; daß ferner, im Fall auch diese Zeugnisse da sind, doch noch aus allen Umständen die Unmöglichkeit dieß durch natürliche Wege zu wissen, dargethan werden muß.

Der erste und andere Theil handeln größtentheils vom Himmel; in einer fast überall simplen und deutlichen Schreibart. Nur dann wenn seine überspannte Phantasie Abstracta und Accidenzen in Substanzen verwandelt, wird der Styl dunkel und verworren. Da er mit philosophischen Begriffen bekannt war: so konnte er deutlicher schreiben als andere Phantasten, welche ohne hinlängliche Kenntniß der Sprache, oder mit Affektation einer übermenschlichen Sprache, ihre Erscheinungen beschreiben. Daß am jüngsten Tage Himmel und Erde vergehen wird, ist eine irrige Meynung der Theologen, welche die Bibel buchstäblich erklären. In jedem des Worts ist ein innerlicher Sinn, in welchem nicht natürliche und weltliche Dinge, dergleichen die sind, so im Sinne des Buchstabens sind; sondern geistliche und himmlische verstanden werden: und dieses nicht allein nach dem Sinne mehrerer Worte, sondern auch sogar nach einem jeden Worte. In der Prophezeyhung also: Sonne, Mond und Sterne werden vergehen, wird durch die Sonne, die den Schein verliert, der Herr in Ansehung der Liebe verstanden; durch den Mond, der Herr in Ansehung des Glaubens; durch die Sterne, die Erkenntniße des Guten und Wahren; durch das Zeichen des Menschensohnes im Himmel, die Erscheinung des göttlichen Wahren; durch das Heulen aller Geschlechte auf Erden, alles was zum Wahren und Guten, oder zum Glauben und der Liebe gehört; durch die Ankunft des Herrn in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit, seine Gegenwart im Wort und die Offenbarung; durch die Wolken, der buchstäbliche Sinn des Worts; durch die Engel mit heller Posaune wird der Himmel angedeutet, woher das göttliche Wahre kommt. Dies mag eine Probe von der Hermeneutik unsers Verf. seyn; er kommt auf diesen Grundsatz und seine Anwendung oft zurück, und treibt ihn zuletzt so weit, daß er auch in jedem Punktchen, jeder Biegung der Buchstaben der Ursprache einen neuen Sinn zu seyn behauptet. Welch eine reiche Quelle von Phantasien dieses seyn müsse, läßt sich leicht einsehen, und dann auch begreifen, wie Schwedenborg zu dem größten Theile seiner Visionen gekommen ist.

Die Engel zusammengenommen werden der Himmel genennet; aber das ausfließende göttliche vom Herrn, welches bey den Engeln einfließt, ist es lediglich, welches den Himmel überhaupt und insbesondere ausmachte. Denn jeder Engel kann aus sich selbst nichts Gutes wollen, und nichts Wahres denken. Dieß von dem Herrn ausfließende Göttliche wird das göttliche Wahre im Himmel genannt, und ist nichts anders als die Liebe: denn die Liebe ist eine geistliche Verbindung, welche die Engel mit dem Herrn, und unter einander so verbindet, daß alle wie ein einziges im Angesichte des Herrn sind. Doch sind die Engel nicht einander völlig gleich; diejenigen, welche das vom Herrn ausgehende Göttliche mehr aufnehmen, werden himmlische Engel, die es weniger annehmen, geistliche Engel genennt, und daher wird der Himmel in das himmlische und geistliche Reich unterschieden. Beyde Reiche haben keine unmittelbare Gemeinschaft mit einander; durch die Gesellschaften von Engeln, welche himmlischgeistliche heißen, fließt das himmlische Reich in das geistliche. Es giebt also drey von einander sehr verschiedene Himmel, und das Innere bey den Engeln macht, daß sie in dem einen oder andern vor ihnen sind. Diejenigen, welche von göttlichen Wahren überschüttet werden, und solches ins Leben, folglich in den Willen, und daraus in Thätigkeit übergehen lassen, sind im innersten oder dritten Himmel; die es nur ins Gedächtniß und daraus in den Verstand, und aus diesem ins Wollen und Thun fließen lassen, sind im mittlern oder andern Himmel; diejenigen, welche moralisch leben, und das Göttliche glauben, und sich nicht so sehr um Unterricht bekümmern, sind im ersten oder letzten Himmel. Wegen dieses Unterscheides der Vollkommenheit kann kein Engel aus einem Himmel in den andern übergehen; wenn einer heraufsteigt: so fällt er in Beängstigung; und wenn er herabsteigt, so wird er seiner Weisheit beraubt.

Die Engel eines jeden Himmels sind in größere und kleinere Gesellschaften unterschieden; je nachdem sie im Guten verschieden sind. Alle zu einer Gesellschaft gehörige, haben ein einander gleiches Angesicht überhaupt; aber ein ungleiches insbesondere. Alle diese Gesellschaften zusammen machen eine menschliche Gestalt aus, und daher wird der Himmel vom Herrn wie ein Einziges regiert. Denn so wie der Mensch aus Gliedern, sinnlichen Werkzeugen und Eingeweiden im Ganzen; aus Reihen von Fasern, Nerven und Blutgefäßen im Theil besteht, und dennoch wie ein einziger wirkt: so ist

auch der Himmel unter der Führung des Herrn. Man theilt folglich den Himmel auch in Glieder und Theile wie den Menschen, und benennt sie mit eben den Namen. Der oberste Himmel macht den Kopf, der mittlere die Brust, und der letzte die Beine aus. Auch jede Gesellschaft im Himmel stellt einen einzigen Menschen vor; je stärker diese Gesellschaft, desto vollkommener ihre menschliche Gestalt. Jeder einzelner Engel hat gleichfalls menschliche Gestalt; aber die kleinste, dieß versichert der Verf. wohl tausendmal gesehen zu haben. Diese Uebereinstimmung geht noch weiter: denn das himmlische Reich stimmt mit dem Herzen, das geistliche mit der Lunge überein. Diejenigen, welche am Haupte sind, sind vor den übrigen im Guten, diese fließen in das Haupt ein, und in das, was um Haupte des Menschen gehört. Die an der Brust sind, sind im Guten der thätigen Liebe, und fließen in die Brust des Menschen ein; die an den Lenden und Zeugungsgliedern sind, sind in der ehelichen Liebe; die an den Augen, im Verstande; an den Ohren, in der Aufmerksamkeit und Gehorsam; an der Nase, in der Empfindung; an den Nieren, in dem prüfenden, reinigenden und bestrafenden Wahren.

Daher kommt es, daß durch eben dieselben Glieder in der Bibel ihres Gleichen angedeutet wird: durch das Haupt die Erkenntniß; durch die Brust, die thätige Liebe; durch die Lenden, die eheliche Liebe; u. s. w. Hier sieht man ohngefähr, wie der Verf. durch Mißverstand der Bibel, auf seine Erscheinungen, aber auch durch zügellose Phantasie, auf Verdrehung der Bibel gekommen ist; je nachdem er den einen oder den andern Weg zuerst genommen hat. Die überspannte Phantasie kann sich nichts unkörperliches vorstellen, folglich müssen nothwendig alle Geisterseher Aehnlichkeit der Geister mit der Körperwelt annehmen. Auf diesem Grundsatz ruhen alle folgenden und vorhergehenden Einbildungen des Verf. Umgekehrt müssen diejenigen, die mit stark gespannter Phantasie zur Bibel kommen, alles körperlich, also auch alle Metaphern mit Körpern sehen, das ist, sich den Himmel als eine geistige Welt vorstellen. Bis hieher ist in den Offenbarungen des V. nichts, das sich nicht deutlich erklären läßt, nichts, das nothwendig auf übernatürlichen Wegen zu ihm gekommen seyn müsse.

Alles, was auf Erden ist, stimmt mit irgend einem Dinge im Himmel überein; die beseelten Thiere mit den Neigungen, und zwar die zahmen mit den guten; die wilden mit den bösen Neigungen. Ochsen und Stiere mit den Neigungen des natür-

natürlichen Gemüthes, Schafe und Lämmer mit den des ge
ichen Gemüthes; die Geflügelten mit dem, was den V
tand beyder Gemüther ausmacht. Ein Garten stimmet m
em Himmel in Ansehung der Erkenntniß und Weisheit
as Brod mit der Zuneigung zu allem Guten, überein. Di
unserer Sonne scheint im Himmel der Herr selbst, das Li
st das göttliche Wahre, und die Wärme das göttliche Gu
Diese geistliche Sonne scheint hoch über den Himmeln, v
en Angesichtern der Engel, in der mittlern Höhe; an zw
Orten, vor dem rechten und dem linken Auge. Vor dem re
en Auge ganz wie eine Sonne; vor dem linken als ein Mon
Im Himmel sind vier Gegenden, Aufgang, Mittag, Aben
Mitternacht; sie werden aber nicht so wie auf Erden bestimm
Der Aufgang ist da, wo der Herr als Sonne erscheinet, d
gen über Abend, zur Rechten Mittag, und zur Linken M
ternacht. Die Engel wenden sich allemal zum Herrn, u
haben daher auch bey jeder Wendung ihres Gesichts den Au
gang vor dem Gesichte. Die Engel sehen den Herrn dur
die Augen, der Herr die Engel durch die Stirne, weil sich d
Stirne auf die Liebe beziehet, und der Herr durch die Lie
in den Willen der Engel einfließt. Die Engel sind nicht ste
in gleichem Zustande der Liebe, und daher auch nicht imm
in gleicher Weisheit. Wenn sie im größten Grade der Lie
sind: so sind sie im Lichte und der Wärme ihres Lebens; wen
im geringsten Grade: so sind sie im Schatten und d
Kälte. Wären diese Abwechselungen nicht: so würde das A
genehme des Himmels nach und nach geringschätzig werden,
würden sie sich nicht gewöhnen, sich in der Liebe zum Her
zu erhalten.

Die Engel haben keinen Begriff von Zeit, weil ih
Sonne sich nicht bewegt. Sie sind bekleidet, und ihre Kleid
stimmen mit ihrer Erkenntniß überein; bey einigen funkeln
wie aus der Flamme, bey andern glänzen sie wie aus de
Lichte, weil die Flamme sich auf das Gute, das Licht a
das Wahre aus dem Guten beziehet. Auch haben sie Wo
nungen; die, so in einem erhabenern Zustande sind, wohn
prächtig, die in einem niedrigern, schlechter. Wo die Engel
sammengesellt sind, da stoßen die Wohnungen an einande
und sind in Form einer Stadt mit Gassen, Märkten, so w
unsere Städte auf Erden. Diese Paläste sind unbeschreibli
prächtig, oben glänzen sie wie lauter Gold, unten wie Ed
gesteine. An der Mittagsseite haben sie Paradiese, wo all

funkelt und glänzt, an einigen Orten waren Blätter wie von Silber, und Früchte wie von Gold, und die Blumen stellten durch die Farben gleichsam Regenbogen dar. Denn ungeachtet haben die Engel vom Raume gar keinen Begriff: denn alle ihre Fortschreitungen sind Veränderungen des Innern. Man sieht, daß der Verf. hier ohngefähr das hat sagen wollen, was die Leibnitzianer, wenn sie die Vorstellung des Raums erklären. Im Himmel und in der Bibel bedeutet Länge den Zustand des Guten, Breite den Zustand des Wahren, Höhe ihren Unterschied nach den Graden.

Der Gottesdienst im Himmel ist in Ansehung des Aeußerlichen dem auf Erden nicht ungleich: es giebt Predigten, Lehrer, Tempel. Die Macht der Engel kann durch bloßes Wollen Berge umwerfen, Felsen zersprengen, sowohl in der geistlichen als auch in der natürlichen Welt. Diese Macht aber haben sie nicht von sich selbst, sondern allein durch den Herrn. Die Engel reden von mancherley Dingen mit einander, wie die Menschen, in Worten, durch einerley allgemeine Sprache: die aber mit der menschlichen nichts gemein hat, daher sie auch kein menschliches Wort aussprechen können. Wenn sie aber mit den Menschen reden: so theilen sie ihnen ihre Gedanken durch die innige Vereinigung mit, und scheinen menschliche Sprache zu reden, ohne daß sie es doch wirklich thun. Sie schreiben ihre Gedanken auch auf: aus dieser Schrift, die auch die ältesten Menschen gehabt haben, sind die Buchstaben der hebräischen Sprache entstanden. Im innersten Himmel schreibt man mit geheimnißvollen Zahlen, daher haben auch die Zahlen in der Bibel ihre geheime Bedeutung. Die Weisheit der Engel ist so groß, daß sie mit einem Worte ausdrücken können, wozu dem Menschen nicht tausende genug sind; daß sie mit wenigen Worten anzeigen, was in einem ganzen Buche geschrieben ist. Jeder Mensch hat seine ihm zugesellten Geister, die guten werden ihm vom Herrn zugesellt, die bösen aber von Menschen selbst herbeygelockt. Sie werden nach den Neigungen des Menschen verändert; ein Kind hat andere Geister, als ein Erwachsener. Diese Geister regieren den Menschen; von ihnen kommt die Bangigkeit, der innere Gemüthsschmerz, Melancholie genannt. Es giebt nehmlich Geister, die noch nicht mit der Hölle in Verbindung stehen; diese haben das Ueble und Unverdaute, wie das Ueble und Unverdaute der stinkenden Speisen im Magen ist, deswegen halten sie sich da auf, wo dergleichen beym Menschen liegt, und reden

alle

Welt mit ihrer bösen Welt auf. Von daher stehe die Neigung ihrer Nebenmenschen ein. Wenn man diese Neigung der Neigung des Menschen zuwider ist: so entsteht bey ihm eine Traurigkeit und melancholische Beängstigung. Die Engel sind nicht ursprünglich erschaffen, sondern alle ehemals Menschen gewesen; auch die Heiden werden zuvermöge der allgemeinen göttlichen Barmherzigkeit, wenn sie anders menschlich gut gelebt haben, unter die Engel aufgenommen. Der Verf. hat den Elevs und andere aus der heidnischen Vorwelt, selbst im Himmel gesprochen. Es giebt also auch Kinder im Himmel: denn so wie einer stirbt, erscheint er dort. Diese werden von weiblichen Engeln unterrichtet und erzogen, bis sie endlich zu vollkommenen Engeln herangewachsen sind. Das Wachsthum richtet sich nach ihrer Zunahme in der Erkenntniß; denn was ihre Gemüther nährt, nährt auch ihre Leiber.

Es giebt Weise und Einfältige im Himmel, so auch Reiche und Arme, je nachdem es die Menschen hienieden gewesen sind. Doch ist nicht alle irdische Weisheit auch himmlisch; sondern allein richtige brauchbare Erkenntniß des wahren und guten. Wortgelehrsamkeit und subtiles Raisonnement gilt im Himmel nichts. Auch heyrathet man im Himmel, und die Ehe besteht in der Verbindung zweyer zu einem einzigen, daher Eheleute nur für einen einzigen Engel geschaffen werden. Leute, die im Falschen und von verschiedenen Religionen sind, können sich nicht heyrathen. Polygamie wird nicht gestattet. Die Empfindung der himmlischen Freude, so wie sie ihm von Gott selbst gegeben ist, beschreibt der Verf. folgendergestalt: Es ist ein Eindruck von unzählichen Annehmlichkeiten und Freuden, welche etwas allgemeines auf einmal darstellen; in diesem Allgemeinen, oder in diesem allgemeinen Eindrucke sind Zusammenstimmungen von unzählichen Eindrücken, welche sich nicht deutlich, sondern nur dunkel empfinden lassen, weil es die allgemeinste Empfindung ist. Dennoch wurde mir zu empfinden gegeben, daß unzählliche Dinge darin seyn, die also geordnet sind, daß sie nimmermehr beschrieben werden können. Diese unzählichen Dinge, welcherley sie auch seyn, fließen aus der Ordnung des Himmels; eine solche Ordnung ist in Allem, auch in dem geringsten des Eindrucks, welches nur als ein allgemeinstes Einziges dargestellt, und nach der Fähigkeit dessen, welcher der Gegenstand ist, empfunden wird. Mit einem Worte, in jedem Allgemeinen sind unendlich viele Dinge in der ordentlichsten

stein Gestalt, und nichts ist, das nicht lebe und reize, und zwar alles von dem Innersten heraus, denn die himmlischen Freuden kommen aus dem Innersten. Ich habe auch empfunden, daß die Freude und Wonne gleich als wie vom Herzen kam, und sich sehr sanft durch alle innerste Fasern, und von daher in die sich zusammensammelnde Fasern ergoß, mit einem solchen innersten Gefühl der Annehmlichkeit, daß eine Faser nichts als Freude und Wonne war; und eben so war auch alle daher rührende Empfindung und Gefühl, und lebte aus der Glückseligkeit.

Zwischen Himmel und Hölle ist die Geisterwelt, der mittlere Zustand, hieher kommt der Mensch nach dem Tode zuerst, und wird, wenn die Zeit seines Aufenthalts, die sich nach Beschaffenheit seines geführten Lebens verhält, vollendet ist, in den Himmel oder in die Hölle versetzt. Sie erscheint wie ein Thal zwischen Bergen und Felsen, das hie und da Vertiefungen und Erhöhungen hat. Die Porten zu den himmlischen Gesellschaften sind keinem sichtbar, als nur denen, welche zum Himmel zubereitet sind, so auch die Thore der Hölle. Zum Beweise, daß der Mensch dem Innern nach ein Geist ist, wird beschrieben, was es ist, vom Leibe hinweggeführt, und vom Geiste an einen andern Ort gebracht zu werden. Das erste geschieht so: Der Mensch wird in einen gewissen Zustand gebracht, der zwischen Wachen und Schlafen, in der Mitte liegt; er glaubt völlig zu wachen, das Gefühl ist sogar vortrefflicher, als je bey vollkommenen Wachen. Das andere verhält sich so: Als der Verf. durch die Gassen einer Stadt gieng, und mit den Geistern redete, so glaubte er zu wachen, gieng fort, ohne zu irren, und war in einem Gesichte, sahe Haine, Flüsse, Palläste, Häuser, u. s. w. Nach etlichen Stunden wurde er gewahr, daß er an einem andern Orte sey, und erstaunte. Diese Beschreibungen sind nicht bestimmt genug; beyde Umstände sind im Grunde nicht von einander unterschieden. In diese Zustände sagt der Verf. nur selten versetzt zu seyn: sie müssen also von seinen gewöhnlichen Extasen noch verschieden seyn. Schade, daß er diesen Unterschied nicht angegeben hat, für die Lehre von der Einbildungskraft wäre dieß äußerst wichtig gewesen. Einer von beyden verschiedenen Zuständen lehrt folgende Beschreibung der Auferweckung kennen. Diese besteht nach ihm darin, daß der menschliche Geist aus dem Leibe in die Geisterwelt geführt wird nach dem Tode. Ich bin, sagt er, in einen Zustand der Unempfindlich-

pfindlichkeit, was die leiblichen Sinne betrifft, also fast in den Zustand der Sterbenden gebracht worden, doch so, daß das mittlere Denken mit dem Leben unversehrt blieb. Ich empfand, daß mir die Athemholung des Leibes beynahe benommen war, und nur die innere Athemholung des Geistes, die mit einem geringen und stillen Athemholen des Leibes verknüpft war, übrig blieb. Da wurde mir zuerst in Ansehung des Herzenspuls die Vergemeinschaftung mit dem himmlischen Reiche gegeben, weil dieses Reich mit dem Herzen übereinstimmt. Ich sahe auch Engel aus diesem Reiche, einige von fern, und zwey bey dem Haupte, wo sie saßen. Daher wurde mir alle eigene Neigung genommen; deutlich aber blieb die Denkungskraft und die Empfindung. In diesem Zustande war ich etliche Stunden lang. Alsdenn zogen sich die Geister, die um mich herum gewesen waren, zurück, indem sie meynten, ich sey gestorben; ich spürte auch einen Gewürzgeruch, wie von einem einbalsamirten Leichnam: denn wenn die himmlischen Engel zugegen sind, so wird der todte Leichnam wie Gewürz gerochen, und wenn die Geister diesen Geruch spüren, so können sie nicht herannahen. Auf diese Art werden auch die bösen Geister vom Geiste des Menschen, so bald er in das ewige Leben eingeführt wird, weggetrieben. Die Engel, welche bey meinem Haupte saßen, waren ganz stille, indem sie mir nur ihre Gedanken mittheilten. Wenn nun diese Gedanken aufgenommen werden: so wissen die Engel, daß der Geist des Menschen in einem solchen Zustande sey, daß er könne aus dem Leibe geführt werden. Bey dem Tode läßt der Mensch nur seinen irdischen Leib zurück. Die menschliche Gestalt, seine Neigungen, überhaupt alle Geisteskräfte, nimmt er mit sich, so daß kürzlich Gestorbene gar nicht wissen, daß sie gestorben sind. Mit der Zeit aber werden ihre Sinne viel feiner, und ihr Verstand viel schärfer. Seine herrschende Neigung oder Liebe behält ein jeder, nur wird sie in etwas übereinstimmender verändert: die im Bösen sind, zumal die, welche das Wort verworfen haben, fliehen das Licht des Himmels, und verkriechen sich in Klüften; die den Wissenschaften obgelegen haben, bloß um Gelehrte zu heißen, lieben sandigte Gegenden; die garstig Geizigen wohnen in Kellern, und lieben den Unflath der Schweine; die Wollüstigen ergötzen sich am Kothe, und den heimlichen Gemächern.

Die Hölle ist eben so in Gesellschaften abgesondert, als der Himmel; jede Gesellschaft im Himmel hat eine ihr entgegen-

gesetzte

gestehende in der Hölle. Es giebt keine andere Teufel, als Menschenseelen. Gott stürzt Niemand in die Hölle, sondern jeder sich selbst: wer böse gewesen ist, kann den Umgang guter Geister nicht ertragen, und sehnt sich nach den bösen. Das höllische Feuer ist die herrschende Liebe oder Neigung der Verdammten: denn alle Liebe ist Feuer und Hitze, und diese Hitze quält die Verdammten, weil sie ihr nicht gemäß handeln können. Dieß Feuer verwandelt sich in eine heftige Kälte; wenn die Hitze aus dem Himmel in die Höllen einfließt, sodann bekommen die Geister einen heftigen Schauder, wie die, so mit dem kalten Fieber behaftet sind, und leiden eine innerliche Quaal, weil sie sich dem Göttlichen gänzlich widersetzen. Aus jeder Hölle wird ein Umkreis von Begierden ausgehaucht; wenn nun dieser von einem empfunden wird, der in eben einer solchen Begierde ist: so wird er im Herzen gereizt und mit Lust erfüllt; daher wendet sich dieser Geist zur Hölle. Das Zähnklappen in der Hölle ist ein beständiger Zank und Streit der Falschheiten unter einander, und dieser Zank ist mit Feindschaft, Verspottung, Verhöhnung und Lästerung verknüpft. Bey den höllischen Geistern ist der Grad der Bosheit und Arglist eben so groß, als bey den himmlischen der der Weisheit. Die Höllen sind allenthalben unter den Bergen, Hügeln und Felsen so gut, als unter den Thälern und Ebenen; ihre Oeffnungen gleichen den Felsenritzen, inwendig sind sie dunkel; aber die darinn befindlichen Geister glänzen wie feurige Kohlen. Diese Oeffnungen sind alle zugeschlossen, und nicht eher offen, als wenn Geister hineingeworfen werden sollen: alsdenn steigt entweder Feuer mit Rauch, oder eine Flamme ohne Rauch, oder ein Rußdampf, oder auch ein Sturm und eine dicke Wolke heraus. Inwendig sehen einige Höllen wie Felsenhohlen, andere wie Schlupflöcher wilder Thiere, u. s. w. aus. In einigen erscheinen zerfallene Mauern abgebrannter Häuser und Städte, worin die höllischen Geister wohnen; in andern elende Hütten. Es giebt auch dunkle Wälder, worin die Geister als wilde Thiere herumschwärmen; Wüsteneyen mit sandigtem Boden; holprichte Felsen.

Das ist der Hauptinhalt der beyden ersten Theile. Der dritte fängt mit einer Erklärung der gegenseitigen Wirkung zwischen Leib und Seele an. Hierauf werden die bekanntesten drey Haupterklärungen der Philosophen angeführt, und dann verworfen. Die Geister müssen wahrscheinlich von dem System der zufälligen Ursachen keine hinlängliche Nachricht gehabt haben;

sonst

sonst hätten sie dem Verf. nicht offenbart, es bestünde darin, daß das geistliche in das materielle einfließe, aber nicht umgekehrt; daß das denkende Gemüth auf das Gehirn wirke, nach Beschaffenheit des Zustandes, der den Augen von den Gegenständen eingedrückt worden ist, welchen Zustand dasselbe Gemüth auch auf einen Wink veranstaltet; daß das empfindende oder Vorstellung bekommende Gemüth auf das Gehör, nach Beschaffenheit des Zustandes wirkt, der den Ohren von den Reden ist beygebracht worden. Des Verf. Erklärung laufe darauf hinaus, daß die göttliche Weisheit und Liebe, oder Licht und Wärme in die Seele des Menschen, durch diese in das Gemüth, und aus diesem in des Körpers Sinne, Reden und Handlungen einfließen. Das heißt, eine Dunkelheit durch neue Redensarten noch dunkler machen, und das zu erklärende mit andern Worten als Erklärung wiederholen. Seine Conferenz mit den Urhebern der drey Hypotheseyn beschreibt der Verf. so: da ich dieses geschrieben, betete ich zum Herrn, auf daß mir gegeben würde, mit Aristotelis, Carteſii und Leibnitzens Anhängern zu reden, um ihre Meynungen von der Verbindung der Seele mit dem Körper zu vernehmen. Nach meinem Gebete waren neun Personen zugegen, drey Aristoteliker, drey Carteſianer, und drey Leibnitzianer, und stunden um mich herum, zur linken Seite die Anbeter des Aristoteles, zur Rechten die Anhänger Carteſii, und hinten die Verehrer Leibnitzens. Von weiten und in einer Entfernung von einander, kamen ihrer drey wie mit Lorbeern gekrönte zum Vorschein, und aus der einfließenden Empfindung wurde ich gewahr, daß es die Vorgänger oder Hauptlehrer selbst waren. Hinter Leibnitz stund einer, der einen Zipfel von dessen Kleid in der Hand hielt, und man sagte, es wäre Wolf. Diese neun Personen, als sie einander ansahen, grüßten sich mit freundlichen Worten, und redeten einander an. Aber alsbald stieg ein Geist mit einer Fackel in der rechten Hand, von unten herauf, und fuhr ihnen damit vor den Gesichtern herum. Den Augenblick wurden sie Feinde, drey wider drey, und gaben einander häßliche Gesichter: denn es kam ihnen die Begierde an zu zanken und zu streiten. Und alsdenn huben die Aristoteliker, welche auch Scholastiker waren, an, und sprachen: wer sieht nicht, daß die Gegenstände durch die Sinne einfließen, als wie einer durch die Thür in das Gemach geht, und daß die Seele nach dem Einfluß denke? Ist es nicht wahr, wenn z. E. ein Liebhaber eine schöne Jungfrau sieht, strahlen da nicht seine

Augen,

Augen, und leiten seine Liebe in die Seele über? Ist nicht der Geizige, wenn er einen Beutel mit Geld sieht, mit allen Sinnen darauf erpicht, und erregt durch sie in seiner Seele die Begierde ihn zu besitzen? u. s. w. Kann nun einer aus diesen und unzähligen andern dergleichen anders schließen, als daß der Einfluß aus der Natur, oder physikalisch sey? Hierauf versetzten die Cartesianer, welche die Finger unter die Stirn hielten, und nun wegthaten, und sprachen: ey, ey, ihr redet nach dem Anschein, wisset ihr denn nicht, daß die Augen nicht aus sich; sondern aus der Seele die Jungfer lieben? Ingleichen daß die Sinnen des Körpers nicht aus sich, sondern aus der Seele das Geld im Beutel begehren? u. s. w. Ist es nicht die Vorstellung, die das Empfinden verursachte und die Vorstellung kann man von der Seele, und nicht vom Werkzeuge sagen? Sagt, einmal, wenn ihr anders könnet, ob etwas anders die Hände zum Thun antreibt als der Wille, und Denken und Wollen ist der Seele, nicht dem Körper, eigen. Hieraus und aus unzählig andern macht den Schluß, daß kein Einfluß des Körpers in die Seele; sondern ein Einfluß der Seele in den Körper, den wir auch den gelegenheitlichen oder geistlichen Einfluß nennen, vorhanden sey. Hierauf erhoben Leibnitzens Verehrer ihre Stimme, und sprachen — es giebt keinen Einfluß der Seele in den Körper, und des Körpers in die Seele; sondern es ist eine einmüthige, und auf einen Punkt hinauslaufende Wirkung beyder zugleich. — Sichtbarer Beweis, entweder daß die Philosophen nach dem Tode ihre eigenen Meynungen nicht verstehen, oder daß der Verf. mit seiner eigenen Phantasie geredet hat!

Hierauf folgt eine Abhandlung von den Planeten und den Erdbällen im gestirnten Himmel. Voran die schon genug bekannten Vermuthungsgründe, daß diese Kugeln bewohnt sind: dann von Merkurs Bewohnern. Merkurs Bewohner sind sehr wißbegierig, doch nur nach dem Geistigen, nicht nach dem Irdischen; sie sammlen sich Kenntnisse von allen übrigen Geisterarten. Einige wollten nicht wie andere Geister, sondern als chrystallene Kugeln erscheinen, weil Chrystall im Himmel Wissenschaft bedeutet. Ihre Kenntnisse machen sie aufgeblasen; sie redeten mit Wolfen; verließen ihn aber mit Unwillen, weil seine Philosophie zu irdisch war. Die Menschen im Merkur gleichen uns genau; ihre Kühe und Ochsen aber sind kleiner als die unsrigen. Die Witterung ist dort gemäßigt. Jupiter ist fruchtbar und volkreich, die Einwohner

lieben

eben den Frieden, sind genügsam, ehelich, gerechte, frömmer als die Geister anderer Erden. Sie sagten, wenn eine geringe Zwistigkeit unter ihnen vorkäme: so ließe sich wie ein dünner weißer Strahl, wie bey einem Blitze, oder wie ein Bündlein, worin schimmernde und herumirrende Sterne sind, sehen; sie gäben sich aber bald wieder zufrieden. Die glänzenden und herumirrenden Sterne bedeuten das Falsche; aber die schimmernden und unbeweglichen, das Wahre. Die Anwesenheit der jovialischen Geister habe ich nicht nur aus ihrem gelinden und sanften Anwandeln und Einfluß erkennen können; sondern auch daraus, daß sie meistens ihren Einfluß in das Gesicht hatten, und es freudig und lächelnd machten, und dieß beständig, so lange sie da waren. — Diese Ruhe und Wonne, welche sie mir einflößten, erfüllte merklich die Brust und das Herz; die Begierden und Sorgen wegen des Künftigen entfernten sich alsdenn, als welche Unruhe und Unlust mit sich bringen, und in dem Gemüthe allerley Bewegungen verursachen. Sie gehen nicht aufrecht, kriechen auch nicht; sondern wenn sie gehen, helfen sie sich mit den flachen Händen, und heben sie nach einander zur Hälfte über die Füße in die Höhe. Sie sehen im Gehen alle drey Schritte hinter sich und zur Seiten. Im Bette kehren sie das Gesichte nicht gegen die Wand; sondern gegen das Zimmer, weil sie glauben, daß sie es so gegen den Herrn kehren. Sie essen gern lang, wegen des Vergnügens am Gespräche, und sitzen dabey auf Feigenblättern. Ihre Wohnungen sind von Holz, niedrig, inwendig mit einer Rinde von weißlicht himmelblauer Farbe überzogen, woran oben Sternlein gemacht sind. Von unsern Wissenschaften wissen sie nichts, wollen auch nichts davon wissen, ob sie gleich sehr weise sind. Vor die Reinigkeit der Religion sorgen sie sehr, haben keine Festtage, sondern verrichten alle Morgen bey Sonnenaufgang, und Abends bey ihrem Untergange einen heiligen Dienst, dem Einigen Herrn, und singen ihm Psalmen. Es giebt auch Heilige, die Anbetung verlangen, und sich für Mittler ausgeben, welche die Bitten dem Herrn vortragen. Im andern Leben sitzen sie wie Götzen, und werden anfangs von ihren Anhängern verehrt, hernach verspottet. Sie sehen im Gesichte feurig aus, und sind doch kalt; um sich warm zu machen, spalten sie Holz. Es giebt Geister unter ihnen, welche sie Caminfeger nennen, weil sie in einem ihnen gleichen Kleide, und mit rußigem Gesichte erscheinen. Es kam ein solcher Geist zum Vorschein, und bat ihn

sehe, er möchte doch für ihn bitten, daß er in den Himmel kommen könnte; er sagte, er wisse nicht, daß er Böses gethan habe; sondern nur, daß er die Einwohner der Erde ausgescholten und hernach unterrichtet habe. Er wandte sich gegen seine linke Seite unter dem Ellenbogen, und redete gleichsam zwiespältig.

Die Geister des Mars sind unter allen Planetengeistern unsers Sonnensystems die besten. Wenn sie nach ihrer eigentlichen Beschaffenheit erscheinen: so präsentiren sie sich mit dem Angesicht im Himmel, dem Leibe in der Geisterwelt. Es kamen von da Geister zum Verf., welche sich an seinem linken Schlaf machten, und ihn da mit ihrer Rede anbliesen. Zuerst blies sie an den linken Schlaf, und eben an das linke Ohr, von da gieng das Anhauchen bis an das linke Auge fort, nach und nach zum rechten, und zog sich hernach insonderheit vom linken Auge zu den Lippen, und von da gieng es durch den Mund hinein, und durch den Weg innerhalb des Mundes, und zwar durch die Eustachianische Röhre in das Gehirn. Bey dieser Gelegenheit wurde dem Verf. auch gezeigt, wie die Sprache der Menschen von der ältesten Kirche gewesen ist. Sie geschah nicht durch das äußerliche, sondern das innerliche Athmen, also war es eine Gedankensprache. Sie gieng vom Nabel gegen das Herz, und so durch die Lippen, ohne etwas schallendes. In das Ohr des Zuhörers drang sie nicht durch den äußerlichen Weg; sondern schlug auf etwas, welches man die Ohrtrommel nennt, an, und zwar durch die Eustachianische Röhre. Im Mars weiß man von keinen Oberherrschaften, man kennt keine Gewinnsucht, jeder ist mit dem Lohe zufrieden, daß er gerecht, und ein Menschenfreund ist. Ihr Gesicht ist wie das unsrige; aber die untere Gegend des Angesichts schwarz, von einer gewissen Schwärze, die sich bis unter die Ohren ausbreitet. Der obere Theil des Gesichts ist gelblicht. Ihre Kleider sind aus Fasern von Baumrinden, mit Gummi zusammengeleimt, gemacht. Sie verstehen auch das flüßige Feuer zu machen, dessen sie sich zum Lichte bedienen.

Im Saturn ißt man Hülsengemüse, und selbstwachsende Früchte; kleidet sich mit einer dicken Haut oder Rock, gegen die Kälte; begräbt die Leichname nicht. Den Ring ihres Planeten sehen sie nicht wie wir; sondern wie eine Schneeweiße im Himmel, unter mancherley Richtung. In der Venus giebt es zwey entgegengesetzte Gattungen von Menschen; zahme

und

id menſchliche, und rauhe und wilde. Die erſtern laſſen ſich
if der entgegengeſetzten Seite des Planeten, die letztern auf
r nach uns gerichteten Seite ſehen; dieſe vergnügen ſich an
lünderungen und eſſen vom Raube. Sie ſind mehrentheils
ieſen, wir reichen ihnen nur bis an den Nabel, dünne, und
agen nach dem Himmel und ewigen Leben nichts.

Die Mondgeiſter ſind nicht größer als Knaben von ſieben
ahren, haben eine Stimme fürchterlich wie der Donner;
elche aus dem Bauche wie ein Rülpſen ausgeſtoßen wird.

Auch außer unſerm Planetenſyſteme iſt der Verf. gewe-
n, und beſchreibt theils ſeine Reiſen, theils auch die Erdku-
eln anderer Sonnenſyſteme. Die erſte Reiſe gieng rechter
and, und dauerte zwey Stunden; am Ende unſerer Son-
enwelt erſchien zuerſt eine weißlichte aber dicke Wolke, und
ach dieſer ein feuriger Rauch, der aus einer großen Kluft
ufſtieg. Es war ein großer Abgrund, welcher auf jener Seit
unſere Sonnenwelt von einigen Welten des geſtirnten Him-
els ſchied; den Rauch ſahe man auf eine ſehr große Weite.
Der Verf. wurde mitten hinüber geführt, und darauf erſchie-
en unten im Schlunde viele Menſchen, welche Geiſter wa-
en. Er hörte ſie auch unter einander reden; woher ſie aber,
nd wer ſie waren, konnte er nicht wiſſen; doch ſagte einer
on ihnen, daß ſie Wachen wären, damit die Geiſter von die-
er Welt, nicht ohne gegebene Erlaubniß hinüberſetzten. Daß
em ſo ſey, wurde auch beſtätigt: denn einige Geiſter vom
Befolge, denen es nicht erlaubt wurde, hinüber zu fahren, als
ie zu dem großen Zwiſchenraume kamen, fiengen an ſehr zu
chreyen, ſie kämen um, denn ſie waren wie die, welche in den
etzten Zügen mit dem Tode ringen, deswegen blieben ſie auf
ener Seite des Abgrundes ſtehen. Denn der Rauch aus dem
Schlunde ergriff ſie, und marterte ſie ſo. Darauf erſchienen
Geiſter, welche dem Verf. ſagten, ſie beteten einen Engel an,
elcher ihnen als ein göttlicher Menſch erſchiene. Sie waren
twas einfältig, beſcheiden; doch dachten ſie ziemlich gut. Die
Einwohner dieſer Erde tragen Kleider wie die Bauern in Eu-
opa; ein Weib hatte vor der Bruſt ein breites Gewand, hin-
er welches ſie ſich verbergen konnte. Dieß war ſo gemacht,
aß ſie die Aerme hineinſtecken und fortgehen konnte. Am
intern Theile konnte es aufgehoben werden, und wenn es auf-
ehoben und an den Leib gelegt worden; ſahe es aus wie eine
Schürbruſt, wie bey den Frauen auf unſerer Erde. Eben
aſſelbe diente auch dem Manne ſtatt eines Gewandes: ich

ſahe, ſpricht der Verf., daß er es von dem Weibe nahm, auf ſeinen Rücken legte, den untern Theil losmachte; dieſer hieng bis auf die Füße hinab, wie ein langes Kleid. Dieſer Erden werden mehrere beſchrieben; allein mit unbeträchtlichen Verſchiedenheiten, weil die Phantaſie des Verf. ſich an ſo vielen Fiktionen ſchon erſchöpft hatte.

Wir ſind des weitern Auszehens herzlich ſatt, und ſetzen nur noch hinzu, daß wir in den beyden letzten Theilen nichts erhebliches mehr gefunden haben. Theils Wiederholungen von dem ſchon Geſagten, in anderer Ordnung; theils auch Vergleichungen der Syſteme verſchiedener Phantaſten unter einander, und mit den Syſtemen großer Philoſophen; aber in einer Sprache, wie ſie eine Pythia nur immer reden kann. Wir hoffen dem nachdenkenden Leſer in den Stand geſetzt zu haben, die Richtigkeit der Schwedenborgiſchen Erſcheinungen und ihren Urſprung zu beurtheilen. Er wird bemerken, daß theils nichts neues darin enthalten iſt, und theils, daß das Neue von der Beſchaffenheit iſt, daß es keiner beſondern Offenbarung bedarf; daß dazu Schwedenborg in den Meynungen berühmter Philoſophen die ſichtbarſten Irrthümer begeht; daß er endlich ſehr oft ſelbſt nicht weiß, was er ſagt, und daß ſeine Reden keinen denkbaren Sinn enthalten. Aus dem allen wird er die Folgerung ziehen, daß der gute Alte durch ſeine Phantaſie getäuſcht, Einbildungen für wahre Erſcheinungen gehalten hat.

Verſuch über die Aehnlichkeit mit Gott, von Ernſt Adolph Weber. Göttingen, im Verlag der Meyerſchen Buchhandlung. 1778. in 8. 270 Seiten.

Recenſenten fielen bey Erblickung dieſes Titels einige Bedenklichkeiten ein, die er herſetzen zu müſſen glaubt, weil ſie zur Beurtheilung dieſer Schrift nothwendig ſind. Daß wir uns Gott als uns ähnlich denken müſſen, iſt ausgemacht, weil wir ſonſt von ihm faſt gar nichts denken könnten. Dieſe Aehnlichkeit aber ins Detail verfolgt, hat ſo viele Schwierigkeiten, daß man ſie am Ende gar ſehr einſchränken und auf wenig unbeſtimmte Begriffe zurückbringen muß. Z. B. die Erkenntniß in Gott, geſchieht ſie durch Ideen, oder nicht? Iſt das erſte: ſo läßt ſich nicht denken, wie Gott alles Mögliche auf einmal ſich vorſtellen kann, indem der Uebergang von Ideen zu Ideen, um Urtheile und Schlüſſe daraus zu bilden, noch

nothwendig Zeit erfordert. Ist das letzte: so haben wir gar von der Art, wie Gott die Dinge erkennt, keinen Begriff, und der Ausdruck, Gott erkennt alles, bedeutet etwas sehr unbestimmtes. Will man nun diese Aehnlichkeit mit Gott, oder die Nachahmung Gottes noch dazu zu einem moralischen Gesetze machen: so verwickelt man sich außer diesen, noch in neue Schwierigkeiten. Denn theils sind die wenigsten Menschen im Stande, eine so hohe und abstrakte Idee zu fassen; theils hat sie für das mehr auf seinen Nutzen sehende menschliche Herz, nicht Reiz genug; und theils ist sie eigentlich nur für gewisse moralische Schwärmer, die nicht zufrieden mit dem was Menschen können, sich eine übermenschliche Vollkommenheit erwerben wollen. Nun aber weiß man, daß alle zu hoch gespannte Sittenlehren, eben weil sie zu hoch sind, bey dem großen Haufen der Menschen keinen Eindruck machen. Aus diesen Gründen schien es dem Rec. daß der Verf. besser gethan hätte, wenn er den bey dieser Materie angewandten Scharfsinn, anderswohin geleitet hätte; zumal da er nicht Enthusiasmus und Feuer des Styls genug hat, um sie in dem Lichte darzustellen, in welchem allein sie gefallen kann, und da er die hier gemachten Bedenklichkeiten der kalten Vernunft nicht genug wegraisonnirt.

Die Zweifel, daß die Nachahmung Gottes für uns Erdensöhne zu erhaben ist, sucht die Einleitung dadurch zu heben, daß Nachahmungsgeist den Menschen eigen ist; daß man sich folglich allemal das höchste Muster der Vollkommenheit nachzuahmen vorsetzen muß; also, u. s. w. Ein Paar Nebenumstände sind hier übersehen: einmal, wir ahmen nichts nach, und können auch nie Neigung haben etwas nachzuahmen, davon wir keine bestimmte Vorstellung haben; die uns wenigstens die Außenseite der nachzuahmenden Sache darstellt. Dem Kinde oder den Wilden fällt es nie ein, dem raisonnirenden Mathematiker nachzuahmen, weil sie seine innern Operationen nicht kennen. Nachahmungsgeist entsteht aus der lebhaften Vorstellung von den Verrichtungen eines andern, und ist also ein Zweig der Einbildungskraft. Nun aber wird man leicht zugeben, daß wir Gott nicht wirken sehen, von seiner Art zu handeln, keine lebhafte Vorstellung haben, also auch ihr nachzuahmen nicht von Natur geneigt seyn können. Und dann, ist Gott nicht zu unendlich über uns erhaben, als daß wir nicht allen Vorsatz ihm nachzuahmen für unmöglich halten sollten? Dieß sagt der V. verräth Schwäche des Geistes — wie aber, wenn

nun diese Schwäche dem Menschen wesentlich ist? Daß sie es seyn muß, hat die Erfahrung vor vielen Jahrhunderten bewiesen: denn alle philosophische und theologische Enthusiasten, die sich dieses Grundsatzes bedient haben, haben wenig ausgerichtet, und ihre Sekten sind in kurzer Zeit untergegangen. Den Einwurf, daß man doch Gott nie erreichen könne, daß es also nicht vernünftig ist, sich ein Muster zu wählen, welchem man nie völlig ähnlich werden kann, sucht der V. durch die unendliche Fortschreitung in der Vollkommenheit zu heben. Gerade als wenn es schon ausgemacht wäre, daß für unsern Geist kein Stillstand im Wachsthume seyn kann. Von einem eingeschränkten Wesen ist es doch wohl natürlich zu behaupten, daß es nicht unaufhörlich zunehmen kann, vornehmlich da aus dem Gegentheil folgen würde, daß Menschenseelen in einer unendlichen Zeit zuletzt Gott völlig gleich werden müßten.

Das ganze Werk besteht aus vier Abschnitten; deren erster allgemeine Betrachtungen über die Aehnlichkeit enthält. Sie besteht darin, daß die Eigenschaften, worin die Dinge übereinkommen, in dem einen auf eben die Art verbunden sind, wie in dem andern. Sie unterscheidet sich von der Gleichheit dadurch, daß nicht nur Uebereinstimmung in gewissen Eigenschaften da ist, sondern auch daß beyde zu vergleichende Dinge diese Eigenschaften in gleichem Grade besitzen. Diesem zufolge muß der V. die Aehnlichkeit des Menschen mit Gott darin setzen, daß er gewisse Eigenschaften mit Gott gemein hat, und daß diese Eigenschaften bey den Menschen eben so verbunden sind, als bey Gott. Wie unbestimmt dieser Begriff ist, sieht man leicht. Gott hat einen Willen und einen Verstand, der Mensch auch; sollen nun menschlicher Verstand und Willen gerade in die Verbindung kommen, die sie bey Gott haben: so muß der Mensch aufhören Mensch zu seyn, Gottes Wille wird nicht durch dunkle Ideen, durch Empfindungen, durch Launen bestimmt; man nehme diese Unvollkommenheiten dem menschlichen, und er wird nicht mehr menschlich seyn. Also ist diese Verbindung unmöglich, also auch die Gottähnlichkeit. Eben dieß Raisonnement läßt sich auf mehrere Fälle anwenden. Will aber der V. diese Begriffe der Aehnlichkeit fahren lassen: so wird am Ende nichts als bloße Aehnlichkeit der Namen übrig bleiben.

Der andere Abschnitt betrachtet die Gottähnlichkeit in einzelnen Stücken. Menschliche Erkenntniß kann in Ansehung der Ausbreitung, durch stets wachsende Einsichten; in

Ans-

Ansehung der Genauigkeit, Tiefe, und Stärke der Denkraft, durch stete Uebung, der göttlichen ähnlich werden. Hier hat der Verf. den oben gegebenen Begriff der Aehnlichkeit nicht mehr vor Augen gehabt. Denn um sich der Menge, Richtigkeit und Stärke der göttlichen Erkenntniß zu nähern, muß man eben so zu denken suchen, wie Gott denkt, muß man eben die Verbindung der Denkthätigkeiten zu erhalten suchen, die in Gott ist. Dieß aber ist, wie jeder leicht einsieht, unmöglich. Auch aus dem Grunde unmöglich, weil kein Mensch weiß, wie Gott erkennt. Und das muß man doch wissen, wenn man nachahmen soll. Wenn ich zum Maler sage, ahme jenem großen Meister nach: so sage ich nicht nur, mache so schöne Gemälde; sondern auch, suche deinen Pinsel so zu führen, deine Farbe so zu mischen, deine Einbildungskraft so zu leiten wie er. Ohne dieß ist keine Nachahmung möglich. In Ansehung der sinnlichen Empfindung, fährt der V. fort, findet keine Gottähnlichkeit statt; aber in Ansehung des innern Bewußtseyns unserer Veränderungen, können wir darin Gott ähnlich werden, daß wir sie auf das genaueste zu bemerken suchen. Auch in Ansehung des Gefühls von Vergnügen und Mißvergnügen findet sich eine solche Aehnlichkeit, weil Gott diese Empfindungen wirklich besitzt. Der Einwurf, daß Gott auch Schmerz empfinden, also unglücklich werden könne, wird dadurch gehoben, daß nichts wider Gottes Willen geschieht; und der, daß Gott über die Beleidigungen der Geschöpfe zürnen muß, dadurch, daß es einen edlen, Gott anständigen Unwillen giebt. Aus der Seeligkeit Gottes, seinem Bemühen die Geschöpfe glücklich zu machen, und seiner Liebe gegen die Geschöpfe, folgt, daß Gott empfindet. Die Empfindungsähnlichkeit aber bestehe nicht darin, daß zween Geister einerley Empfindungen haben; sondern daß ähnliche Empfindungen bey ihnen auf einerley Art erzeugt werden. Gesinnung ist diejenige Disposition des Geistes, und Richtung des Willens, vermöge welcher er unter diesen Umständen das und das will, und bey diesen Vorstellungen, die und die Empfindung hat. Gesinnung ist Ursache, Empfindung, Wirkung. Geister haben ähnliche Gesinnungen, wenn sie sich gewisse Dinge auf einerley, oder beynahe auf einerley Art vorstellen, und ihre Gesinnungen in so weit harmonisch sind, als ihre Vorstellungen zusammenstimmen. In Entschlüssen hat Gottähnlichkeit statt, wenn, soweit des endlichen Geistes Vorstellung wahr ist, oder mit Gottes Vorstellung übereinkommt,

auch so weit der Entschluß den Absichten Gottes gemäß ist. Bey diesen Untersuchungen hat der Verf. den Umstand übersehen, daß unsere Empfindungen, Gesinnungen, Entschlüsse, aus ganz andern Quellen entspringen, als die göttlichen; daß folglich einerley Vorstellungen unsern und den göttlichen Willen nicht bewegen, das ist, daß hier gar keine Gottähnlichkeit in der Sache selbst seyn kann, obgleich die äußern Gestalten der Dinge sich ähnlich sehen können. Unsere sympathetischen Empfindungen entstehen entweder aus gewissen unwillkührlichen Bewegungen der Nerven, z. B. das Mitleiden, das Mitlachen, u. s. w. oder auch aus der Identificirung unserer Personen mit andern; das ist aus einer habituellen Rücksicht wie wir selbst von den Handlungen anderer gegen andere, würden gerühret worden seyn. Unsere Entschlüsse und Gesinnungen gründen sich theils auf die Einrichtung des Nervenbaues, und theils auch auf körperliche Bedürfnisse. Wohlwollen, Menschenliebe, Großmuth, u. s. w., würden uns nicht angenehm, und keine Tugenden seyn, wenn wir gleich andern einsiedlerischen Thieren, des Umganges und der Hülfe anderer entbehren könnten. Alles dieß fällt bey Gott weg, und es läßt sich unmöglich denken, daß er von denselben Vorstellungen und Eindrücken gerührt einen Entschluß fassen könne, die uns dazu bewegen müssen. Zwar können wir sagen, Tugend, Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, müssen unsere und die göttliche Handlungen regieren; aber wenn wir alles genau in seine Bestandtheile auflösen, und unsere Antriebe zum Guten herauslesen: so findet sichs, daß nichts als höchstens eine Aehnlichkeit der Namen übrigbleibt.

Dritter Abschnitt, moralische und physische Gottähnlichkeit. Hier wird die Verbindung der vorhin angezeigten einzelnen Gottähnlichkeitszüge betrachtet, weil allgemeine Harmonie mit Gott das Ziel des Bestrebens eines endlichen Geistes seyn muß. Verstand, Macht, Glückseeligkeit, machen das Physische; die Wahl der Art von Glückseeligkeit, und die Direktion des Willens, das Moralische eines Geistes aus. Geister können sich physisch sehr ähnlich seyn, ohne deswegen im Moralischen übereinzustimmen. Hohe physische Vorzüge geben dem Geiste Anlage zu großen Tugenden; aber auch zu großen Lastern. Alle Geister streben nach physischer Gottähnlichkeit; gegen Macht, Ehre, Weisheit, Glück, ist kein Wesen gleichgültig. Moralische Gottähnlichkeit hingegen ist der einzige sichere Weg zur allgemeinen. Dieß Verhältniß

scheint

scheint der Verf. nicht völlig richtig angegeben zu haben. Daß es kluge Böswichter, und Leute von großem Verstande mit schlechtem Herzen giebt, ist ausgemacht; daraus aber folgt weiter nichts, als daß gewisse Arten von Cultur des Geistes das Herz nicht bessern. Allgemeine Cultur des Verstandes, und große physische Anlage hat auch immer auf das Moralische Einfluß. Denn eben durch sie lernt man die Beschaffenheit der Dinge richtig kennen, also auch einsehen, daß das Laster unmöglich ein sicheres und dauerhaftes Glück gewähren kann. Wenn daher Menschen von allgemeinen Gaben kein gutes Herz haben: so liegt die Schuld nicht am Physischen; sondern in der Verdorbenheit des Moralischen. Sie erkennen und fühlen, daß sie unrecht handeln, sie wünschen sich zu bessern; allein eine lange Gewohnheit, und zu fest gewurzelte Leidenschaften, machen die Ausführung dieses Vorsatzes unmöglich. Umgekehrt ist es dem Laufe der Natur nicht gemäß, daß allemal die moralische Vollkommenheit die physische zur Folge hat. Die Erfahrung hat noch bis jetzt den Satz nicht bestätigt, daß man, um ein Newton, ein Deskartes zu werden, vorher ein rechtschaffener Mann werden müsse. Freylich ists im strengen Verstande unmöglich, allen seinen Pflichten vollkommene Genüge zu leisten, ohne eine vollkommene Einsicht in die Natur aller Dinge zu haben, also auch natürlich, daß, wer nach moralischer Vollkommenheit strebt, auch die physische erlangen kann. So lange aber noch Menschenseelen an Kräften und Gaben verschieden bleiben werden, läßt sich nicht sagen, daß Streben nach moralischer Vollkommenheit, auch physische Kräfte hervorbringen werde, die die Natur nicht in die Seele gelegt hatte.

Vierte Abschnitt. Folgen der Gottähnlichkeit aufs Ganze. Allgemeines Wohlwollen, vollkommene Freundschaft der Guten, dadurch allgemeine Glückseligkeit, Hemmung alles Bösen, Besserung der Bösen selbst, sind diese Folgen. Sie sind aber auch Folgen von der Ausübung anderer reiner moralischer Grundsätze; so wie überhaupt alles was hier aus der Gottähnlichkeit gefolgert ist, sich natürlicher und eindringender aus andern Principien ableiten läßt.

Widersprechende Fragmente neuerer Philosophen, aus ihren Schriften. Aus dem Französischen übersetzt.

Erster Theil. Wittenberg, bey Zimmermann. 1778. in 8, 288 Seiten, ohne die Vorreden.

Die Absicht des Werks bestimmt der französische Herausgeber in der Vorrede so: Weil die Philosophie sich in unsern Tagen gegen Religion und gute Sitten aufgelehnt hat, und doch in den Schriften der berühmtesten Freydenker sehr brauchbare Grundsätze vorkommen: so habe er es für dienlich erachtet, das Gold von den Schlacken zu säubern, und uns unter diesem Titel einen erlaubten Auszug aus den verbotenen Büchern zu geben. Die Stücke ähnlichen Inhalts sind zusammengestellt, und in Bücher und Kapitel eingetheilt. Der gegenwärtige erste Theil enthält die Religion und Philosophie in zwey Büchern. Widersprechendes haben wir in diesen Bruchstüken nichts gefunden; also geht der Titel darauf, daß sie der gänzlichen Ungebundenheit im Denken widersprechen. Die Auswahl hätte strenger seyn können, wenn der Herausgeber mehr auf das gründlich gedachte, als auf das schön gesagte hätte sehen wollen. Philosophen von Profession werden für ihr Nachdenken wenig Nahrung; bloße Liebhaber der Lektüre aber zu ihrer Unterhaltung manches finden. Eine kurze Uebersicht des Hauptinhalts wird dies beweisen. Das erste Kapitel handelt von Gott, und giebt einen Beweis seines Daseyns, aus Collins Abhandlung von der Freyheit zu denken. Die Ordnung und Zweckmäßigkeit der Natur wird sehr gut geschildert; dabey aber, wie gewöhnlich, in diesen Beweisen zu zeigen vergessen, daß diese Zweckmäßigkeit keine Folge der wesentlichen Eigenschaften der Materie seyn könne. Dann rührende Vorstellung von der Gottheit, aus verschiedenen, auch nicht freydenkerischen Schriften. Mehr sententiös und einnehmend, als gründlich. Darauf von dem Nutzen des Lehrsatzes, daß ein belohnender und rächender Gott sey, aus einer zu London herausgekommenen Sammlung von Predigten. Hier weiche der Verf. offenbar von seinem Zwecke, aus verbotenen Büchern das Beste zu ziehen, ab. Der strenge Denkende wird hier manche Sätze nicht genug bewiesen finden. Vornehmlich ist der Satz: Gott ist gerecht, nicht hinlänglich bestimmt. Daraus, daß Gott als das vollkommenste Wesen gerecht seyn muß, folgt noch nicht, daß er nach willkürlichen Gesetzen belohnt und straft, und dieß versteht man doch gemeiniglich unter seiner Gerechtigkeit. Den Satz, daß der Glaube an einen rächenden Gott deswegen nützlich ist, weil der Gottesleugner

als ein Betrüger, Undankbarer, Verläumder handelt, wenn er vor der menschlichen Strafe sicher ist, wird man schwerlich zugeben. Theils weiß der vernünftige Atheist, daß er vor dieser Strafe der Menschen nie sicher seyn kann; theils daß die beständige Furcht, entdeckt zu werden, das Vergnügen aus Lastern weit überwiegt. Ueber die göttlichen Eigenschaften, vornehmlich seine Güte, wird ohne strengen Beweis, daß Gott diese Eigenschaften besitzt, manches gesagt. Die Einwürfe, daß in der Natur Unordnungen sind, daß der Körper lästige Bedürfnisse der Seele, unordentliche Leidenschaften hat, werden nicht befriedigend beantwortet; darum, daß der Tod das höchste Uebel ist, welches uns begegnen kann, sind jene physischen Uebel nicht weniger Uebel, und daß man die Vorfälle der Welt nach dem Begriffe beurtheilen solle, den man von Gott hat, ist mehr fromm als philosophisch geantwortet: denn offenbar muß man den Begriff von Gott ändern, wenn die physischen Uebel in allem Verstande wahre Uebel sind. Daß die physischen Bedürfnisse des Körpers zur Anspornung menschlicher Thätigkeiten sehr nützlich sind, wird richtig bemerkt; aber dabey vergessen zu sagen, warum es den meisten Menschen so sehr sauer gemacht wird, sie auch mit äußerster Anstrengung ihrer Kräfte zu befriedigen. Daß die unordentlichen Leidenschaften deswegen kein Uebel sind, weil Leidenschaften überhaupt Gottes Geschenk sind, und Gott uns kein vergiftetes Geschenk geben kann, ist doch unstreitig ein logischer Zirkel. Gegen den atheistischen Grund, daß alles aus der bewegten Materie entstanden sey, wird richtig bemerkt, daß die Bewegung der Materie nicht wesentlich ist; einen strengern Beweis aber hätte dieser in der ganzen atheistischen Streitigkeit so wichtige Satz verdient. Gegen die Entstehung der Welt durchs Ohngefähr, die gewöhnlichen Antworten. Wie aber, wenn nicht das Ohngefähr, sondern die wesentlichen Kräfte der Materie Ordnung hervorbringen? Wie, wenn die Welt ewig ist? Diese Einwürfe werden nicht berührt. Die Beyspiele von dem Wanken der Atheisten in ihrem Glauben, sollte man, wenigstens jetzt nicht mehr, gegen sie aufstellen. Auch der orthodoxeste Gläubige hat oft Anfälle von Zweifeln, wenn er anders ein denkender Kopf ist, und überhaupt beweisen Schwachheiten der Menschen nichts, weder für noch wider die Richtigkeit der Meynungen. Eben so sollte man auch jetzt die Invektiven gegen die Atheisten, daß sie keine Grundsätze haben, und sich bloß von ihrem Temperamente regieren lassen, daß

sie

sie als Verrückte durch nichts zu bekehren sind, nicht mehr nachsprechen. Für Kinder und Weiber sind solche Deklamationen gut; aber für denkende Köpfe gewiß nicht. Auch ohne künftige Belohnungen und Strafen muß der vernünftige Atheist sich moralisch gut, um seines eigenen gegenwärtigen Wohls willen betragen. Wenn das die wenigsten Atheisten thun: so dient zur Antwort, daß auch die wenigsten Rechtgläubigen sich von Grundsätzen regieren lassen. Ein verstockter Atheist ist freylich durch Vernunft nicht zu bekehren; aber nicht weil er ein Atheist ist, sondern weil er überhaupt die Vernunft nicht hören will. Den möchte ich sehen, der einen Menschen bekehren wollte, der nach der Orthodoxie voriger Zeiten, sich fest entschlossen hat, Gespenster und Hexen zu glauben! Ein Gespräch zwischen dem Grafen Bussy und dem taubgebohrnen Ritter von Etreigny soll darthun, daß wir von Natur einen Begriff von Gott haben. Das Gespräch würde für den Philosophen weit unterrichtender seyn, wenn es theils genauer angestellt, und theils von dem Taubgebohrnen aufrichtiger gehalten wäre. Bey seiner Verirrung in einem Walde, sagt er, sey er auf die Vermuthung gekommen, daß über ihn ein unermeßliches Wesen seyn müßte. Ein Gedanke, den die Angst jedem Menschen eingiebt, man wünscht immer durch übernatürliche Wege errettet zu werden, wenn die natürlichen nicht hinzureichen scheinen! In seinem neunten Jahre, sagt er, habe er aus der Bewegung der Sterne, dem Wachsthume der Pflanzen und Thiere dunkel gefolgert, daß die Welt einen ersten Beweger haben müßte. Diese Idee ist zu Aristotelisch, als daß sie nicht eine Vermischung fremder und eigener Gedanken enthalten sollte. Durch die äußern Gegenstände, sagt er darauf, habe er eine Vorstellung des geistigen Wesens in sich erhalten. Schade, daß er diese Vorstellung nicht beschrieben, nicht gesagt hat, auf welche Art er sich der Bilder ohne alle Zeichen bediente, zu urtheilen, und jenen Unterschied zwischen sich und andern Wesen, zwischen seinem Körper und seiner Seele festzusetzen! Wenn er ein Paar Seiten darauf sagt, er hätte gar keinen Begriff von Gott gehabt, und nie begreifen können, wie die Welt einen Anfang gehabt, und wie sie ein Ende haben würde: so widerspricht er sich doch offenbar, und giebt eben dadurch zu erkennen, daß er seinen ehemaligen Zustand nicht getreu schildert. In verschiedenen Bemerkungen über Mohammedismus wird gezeigt, daß die Naturalisten ihn zu sehr erheben. Darauf folgt ein Lob der heil. Schrift,

aus

us der Schrift, Deismus betittelt, ein anderes Lob des Evangeliums, aus Rousseau.

Nun das andere Buch über die Philosophie. Verschiedene Schilderungen eines Philosophen als verschiedenen Bühern, von der Weisheit und den Weisen; größtentheils schon ekannte Sachen. Die neuern Schriftsteller, worunter man ier die Franzosen verstehen muß: denn andere scheint der Kunstichter nicht zu kennen, werden größtentheils schief beurtheilt, ind nicht einmal alle namhaft gemacht. Montagne, heißt es, war am scharfsichtigsten, den Menschen zu erforschen; dieß ünkt uns nicht: in seinen einzelnen Beobachtungen ist er sehr lücklich; aber anhaltendes tiefes Nachdenken und Analyse er Ideen fehlen ihm ganz, und dazu war auch sein zu flüchiger Geist nicht geschickt. Vom Rochefoucault wird die Einseitigkeit des Systems nicht bemerkt. Deskartes hat doch nicht alles bloß nach seiner Phantasie bestimmt: in seiner mechanischen Psychologie, welche er zuerst einführte, ist doch unstreitig manches Wahre; allein der Verf. gesteht selbst, daß er ihn nicht ganz gelesen habe. Auch im Malebranche sind doch nicht lauter Hirngespinste. Der V. gesteht, daß er auch ihn nicht ganz gelesen habe. Bonnet, Robinet, der Verf. des Essay de Psychologie, und andere gleich wichtige Werke der Franzosen, werden gar nicht namhaft gemacht. Die Bemerkungen über die Hindernisse der Kenntniß des menschlichen Herzens sind sehr verunglückt. Die glänzendsten Talente, die tiefsten Einsichten, sollen unter ihnen die wichtigsten seyn. Von wem sollen wir denn Fortschritte in dieser Kenntniß erwarten, wenns nicht von großen Talenten und tiefen Einsichten ist? Aber große Geister sehen den Menschen durch ein Vergrößerungsglas, weil sie sich selbst nur in ihm sehen. Kleine Geister also werden ihn verkleinert, und also noch weit unrichtiger sehen. Ueberdem kann der große Geist eher aus dem Grossen das Kleine, als der kleine aus dem Kleinen das Große erkennen. Nun wird derjenige geschildert, der uns richtige Menschenkenntniß geben kann: Er muß keine Wissenschaften haben, und nur von der Autorität der heiligen Schrift abhängen; er muß mit eigenen Augen sehen, und seinen Verstand durch Erfahrung und Nachdenken reif gemacht haben. Ein solcher wird am Menschen gerade am wenigsten sehen, weil er die Zweifel und die noch bey der Menschenkenntniß aufzulösenden Fragen nicht kennt: so wird er sich bloß bey der Oberfläche aufhalten, und nichts mehr, oder nicht viel mehr bemer-

bemerken, als man schon lange wußte. Die Autorität der heil. Schrift mochte ihn in diesem Falle wohl mehr mißleiten, als leiten; man weiß, daß alle, die den Menschen mit zu frommen Augen angesehen haben, ihn sehr verachtungswürdig abbilden. Paskal, Malebranche, und andere, sind Beweise dazu. Zudem weiß man, daß auf die Schrift verschiedene theologische Systeme gebauet sind. Der Menschenforscher mag davon annehmen, welches er will: so wird er immer noch diesem System seine Beobachtungen drehen. Ueber den Ursprung unserer Begriffe durch die Sinne, die Empfindung des Vergnügens und Schmerzes, nichts vorzügliches. Die philosophischen Vermuthungen, über den ersten Zustand der Menschen nach der Sündfluth, aus Plato und andern, enthalten nichts weiter, als was man schon oft gesagt hat, und noch größtentheils unbewiesen. Es wird behauptet, es sey ein goldenes Zeitalter gewesen, in welchem Aufrichtigkeit, Güte und Heiligkeit geherrscht haben; aber ohne Beweis. Aus der Geschichte der Menschheit möchte sich dieß schwerlich erweisen lassen. Die Ungleichheit der Menschen wird aus ihren physischen Verschiedenheiten, der Kräfte, des Verstandes, abgeleitet, und also als natürlich angesehen. In diesem Sinne ist sies freylich; aber das ist noch nicht die Rechtsfrage beantwortet: worauf gründet sich das Recht einiger andern zu befehlen? Dies ist doch unstreitig nicht natürlich, und gründet sich doch auch unstreitig nicht auf jene physische Ungleichheit als Recht. Sehr unrichtig ist daher der Ausspruch, daß die Macht sich auf das Vermögen Gutes zu stiften, zu beschützen, zu leiten, und Glückseligkeit zu wirken, gründe. Habe ich deswegen ein Recht, von andern Gehorsam zu erzwingen, weil ich darthun kann, daß ich mehr Verstand habe, als sie, und sie glücklich machen will? Daß die Alten bey allem ihren Enthusiasmus für Freyheit nicht gewußt haben, was Freyheit ist, kann nur der sagen, der die Alten nicht kennt, und folglich nicht weiß, daß Abscheu gegen Unterwürfigkeit unter die Willkühr eines Einzigen, dabey zum Grunde liegt. Der wahre Begriff der Freyheit ist daher auch zu einseitig, von der Freyheit eines Unterthanen einer Monarchie, abstrahirt. Der Ursprung und Fortgang der Obrigkeiten wird auf gut Hobbisch erklärt: hier also sind die Fragmente wirklich widersprechend. Die ersten Gesetzgeber waren klüger, als andere, und eben wegen ihres durch Klugheit gestifteten Nutzens sind sie die ersten Götter geworden. Man mußte doch, dünkt uns, um einen Men-

schen

hen zu vergöttern, vorher den Begriff der Gottheit haben. Daß viel Zeit dazu gehört, ehe eine wilde Nation kultivirt wird, durfte jetzt nicht mehr weitläuftig bewiesen werden. Das Charakteristische der höchsten Gewalt wird mehr für die Phantasie gemalt, als für den Verstand definirt. Die Politik wird die Kunst genannt, die Menschen zur Erhaltung und Wohlfahrt der Gesellschaft in Bewegung zu setzen. Sollte es nicht zu eng seyn, und nur auf die Gesetzgebungskunst passen? Von einigen besondern Geschäften der Politik nichts gesagt. So auch von den Obrigkeiten, Richtern und der Regierungsform. Die Monarchie findet der Verf., wie natürlich, als die allerbeste; aber freylich die Monarchie nicht, wie sie ist, sondern wie sie seyn sollte. So unbillig sollte man jetzt im Disputiren über so abgedroschene Materien nicht mehr thun. Einige Bemerkungen über Engelland und Holland machen den Schluß. Die Uebersetzung ist, so viel wir ohne Vergleichung des Originals sehen können, richtig und fließend.

Gottfried Wilh. von Leibnitz philosophische Werke nach Raspens Sammlung. Aus dem Französischen mit Zusätzen und Anmerkungen, von Joh. Heinr. Fr. Ulrich. Erster Band. Halle, 1778. bey Hendel in 8. 534 S. S. ohne die Vorreden.

Nebst der Kästnerschen und Raspischen Vorrede, und Fontenellens Lebensbeschreibung des Verf. enthält dieser Band 2 Versuche über den menschlichen Verstand bis ans Ende des andern Buches. Des Uebersetzers Absicht, diese Werke gemein brauchbar zu machen, verdient allerdings Beyfall, auch in Ansehung der Ausführung, weil man die Gedanken des Verf. größtentheils richtig dargestellt findet. Die Anmerkungen erläutern Dunkelheiten, und führen in der Kürze das, was in neuern Zeiten über dieselben Gegenstände gesagt ist, an. Gute und da hätten sie allenfalls wegbleiben können: denn wer Leibnitzen mit Nutzen lesen will, muß in der Philosophie und ihrer Geschichte nicht mehr ganz Anfänger seyn. Der Inhalt der Leibnitzischen Schriften ist unter uns schon bekannt genug, also halten wir uns jetzt nur an die Uebersetzung und Anmerkungen. Gleich die erste Anmerkung zur Kästnerschen Vorrede, wo aus der philosophischen Geschichte die

Gränze

Gränze zwischen den Kenntnissen der Alten und Neuern in Ansehung der Natur der Farben gezogen wird, hätte wegbleiben können; sie hat mit dem Texte zu wenig Zusammenhang. Eher hätte das, was von Leibnitzens Erklärung der Ausdehnung durch eine dunkle Vorstellung von einer Menge einfacher Wesen gesagt wird, Erläuterung verdient. Das sichtbare Ganze, für l'univers visible, möchte wohl im deutschen nicht gleich den rechten Begriff erwecken. Besser wäre die sichtbare Welt, da wir doch auch das Wort Welt für das Universum zu setzen gewohnt sind. Die Worte: Mr. Wolf ayant connu cela, pouvoit-il encore douter, que ce qui arrive à chaque moment à chaque individu, se rapporte tellement à l'univers entier, que l'esprit infini y voit cet univers existant? le seul dans le quel cet individu, tel qu'il est, puisse entrer, würden wohl bestimmter so übersetzt werden: Da der Hr. von Wolf dieß einsahe, wie konnte er noch zweifeln, daß das, was jeden Augenblick jedem Individuum wiederfährt, eine solche Beziehung auf die ganze Welt hat, daß der unendliche Geist darin dieses Individuum, so wie es ist, sieht, da diese Welt die einzige ist, in welcher es, so wie es ist, Platz haben konnte? als nach unserm Uebersetzer: Da Herr von Wolf dieß annahm, wie konnte er nun noch zweifeln, daß das, was in einem jeden Individuum in einem jeden Augenblicke vorgeht, mit der ganzen Welt dergestalt im Verhältniß stehe, daß der unendliche Geist, als der einzige, welcher das Individuum so kennt, wie es wirklich beschaffen ist, in demselben die wirklich existirende Welt erblicken müsse? Loi de continuité, wird an mehrern Stellen durch Gesetz der Kontinuität gegeben: Gesetz der Stetigkeit wäre der eigentliche Ausdruck. Daß die Seelenlehre bisher größtentheils zu einseitig vorgetragen, und der Körper dabey ganz aus der Acht gelassen ist, bemerkt die Anmerkung S. 107. richtig. Alles dies gilt nur von einer gewissen Schule, die Vertheidiger der Fiber gehen auf der entgegengesetzten Seite zu weit. S. 127 hätte die Stelle aus dem Cudworth wohl wegbleiben können, da zumal nach neueren Untersuchungen die Lehren und die Existenz des Phönicischen Moschus sehr zweifelhaft sind; und da Cudworths Ansehen in diesen Punkten gar sehr gesunken ist. S. 172. wird das System derer angeführt und erklärt, welche die Schicklichkeit zum Wesen der Tugend machen. Eigentlich war dieß nicht der Ort, denn im Texte steht von der Schicklichkeit als einem Grunde der Tugend nichts; les bandits, heißt es,

Rob-

n'observent les maximes de justice que comme des regles de convenance, dont la pratique est absolument necessaire pour la conservation de leur societé. Offenbar sind regles de convenance hier nichts, als durch Uebereinstimmung festgesetzte Regeln; die Straßenräuber sind sicher nicht deswegen gegen einander gerecht, weil Gerechtigkeit auch einem Straßenräuber anständig ist. S. 183. widerlegt er den Leibnitzischen Satz von einer angebohrnen Menschenliebe dadurch, daß Noth die Menschen zur Gesellschaft treibt. Ein solcher Beweis aber ist bey weiten nicht hinlänglich; denn wenn es auch Noth thut: so frägt sich, ob Noth allein? Es scheint doch wahrscheinlich, daß, da alle Thiere ihres gleichen kennen, und sich zu ihnen mehr als allen andern halten, dem Menschen eine so mächtige Triebfeder der Gesellschaft nicht versagt worden ist. Angebohren darf sie darum nicht seyn, so wenig sie bey den Thieren es nothwendig ist. Denn es ist sehr natürlich, daß Geschöpfe, die einige Vorstellung von ihrer Bildung haben, etwas angenehmes empfinden, wenn sie außer sich Wesen derselben Gestalt sehen, und sich zu ihnen gesellen. S. 213. werden die drey Systeme von Vereinigung des Leibes und der Seele beschrieben, und dabey angeführt, daß Spinoza vor Leibnitz die vorherbestimmte Harmonie gekannt hätte, weil er irgendwo sagt, daß Körper und Seele nicht physisch auf einander wirken können, und daß der Körper durch mechanische Gesetze manche willkührlich scheinende Handlungen hervorbringen könne. Dieß ist doch von jener Harmonie noch himmelweit entfernt; und zudem hätten die Cartesianer dasselbe weit deutlicher und ausführlicher behauptet. Richtiger würde man die Entstehung dieser Hypothese so fassen: vom Plato nahm Leibnitz die Entwickelung aller Ideen aus der Seele selbst, dieß ist die Platonische Reminiscenz; vom Deskartes den Mechanismus des Körpers, vermöge dessen alle willkührlich scheinende Handlungen geschehen können. Nun handelten also Leib und Seele jedes nach seinen Gesetzen, ohne reellen Einfluß; und stimmten dennoch in ihren Handlungen überein. Dieß könnte also nicht anders als durch die ursprüngliche Einrichtung des Schöpfers bewerkstelliget werden, welcher nach seiner Allwissenheit die Folgen aller Handlungen aller Seelen und aller Körper vorhersehen, folglich die sich zu einander schickenden wählen konnte.

Gränze zwischen den Kenntnissen der Alten und Neuern in Ansehung der Natur der Farben gezogen wird, hätte wegbleiben können; sie hat mit dem Texte zu wenig Zusammenhang. Eher hätte das, was von Leibnitzens Erklärung der Ausdehnung durch eine dunkle Vorstellung von einer Menge einfacher Wesen gesagt wird, Erläuterung verdient. Das sichtbare Ganze, für l'univers visible, möchte wohl im deutschen nicht gleich den rechten Begriff erwecken. Besser wäre die sichtbare Welt, da wir doch auch das Wort Welt für das Universum zu setzen gewohnt sind. Die Worte: Mr. Wolf ayant connu cela, pouvoit-il encore douter, que ce qui arrive à chaque moment à chaque individu, se rapporte tellement à l'univers entier, que l'esprit infini y voit cet univers existant? le seul dans le quel cet individu, tel qu'il est, puisse entrer; würden wohl bestimmter so übersetzt werden: Da der Hr. von Wolf dieß einsahe, wie konnte er noch zweifeln, daß das, was jeden Augenblick jedem Individuum wiederfährt, eine solche Beziehung auf die ganze Welt hat, daß der unendliche Geist darin dieses Individuum, so wie es ist, sieht, da diese Welt die einzige ist, in welcher es, so wie es ist, Platz haben konnte? als nach unserm Uebersetzer: Da Herr von Wolf dieß annahm, wie konnte er nun noch zweifeln, daß das, was in einem jeden Individuum in einem jeden Augenblicke vorgeht, mit der ganzen Welt dergestalt im Verhältniß stehe, daß der unendliche Geist, als der einzige, welcher das Individuum so kennt, wie es wirklich beschaffen ist, in demselben die wirklich existirende Welt erblicken müsse? Loi de continuité, wird an mehrern Stellen durch Gesetz der Kontinuität gegeben: Gesetz der Stetigkeit wäre der eigentliche Ausdruck. Daß die Seelenlehre bisher größtentheils zu einseitig vorgetragen, und der Körper dabey ganz aus der Acht gelassen ist, bemerkt die Anmerkung S. 107. richtig. Allein dies gilt nur von einer gewissen Schule, die Vertheidiger der Fiber gehen auf der entgegengesetzten Seite zu weit. S. 127. hätte die Stelle aus dem Cudworth wohl wegbleiben können, da zumal nach neueren Untersuchungen die Lehren und die Existenz des Phönicischen Moschus sehr zweifelhaft sind; und da Cudworths Ansehen in diesen Punkten gar sehr gesunken ist. S. 170 wird das System derer angeführt und erklärt, welche die Schicklichkeit zum Wesen der Tugend machen. Eigentlich war dieß nicht der Ort, denn im Texte steht von der Schicklichkeit als einem Grunde der Tugend nichts; les bandits, heißt es

Wol-

'observent les maximes de justice que comme des regles
e convenance, dont la pratique est absolument neces-
ire pour la conservation de leur societé. Offenbar sind
egles de convenance hier nichts, als durch Uebereinstim-
ung festgesetzte Regeln; die Straßenräuber sind sicher nicht
eswegen gegen einander gerecht, weil Gerechtigkeit auch einem
Straßenräuber anständig ist. S. 183. widerlegt er den Leib-
itzischen Satz von einer angebohrnen Menschenliebe dadurch,
aß Noth die Menschen zur Gesellschaft treibt. Ein solcher
Beweis aber ist bey weiten nicht hinlänglich; denn wenn es
uch Noth thut: so frägt sich, ob Noth allein? Es scheint doch
ahrscheinlich, daß, da alle Thiere ihres gleichen kennen, und
ch zu ihnen mehr als allen andern halten, dem Menschen
ine so mächtige Triebfeder der Gesellschaft nicht verfügt wor-
en ist. Angebohren darf sie darum nicht seyn, so wenig sie
ey den Thieren es nothwendig ist. Denn es ist sehr natürlich, daß
Geschöpfe, die einige Vorstellung von ihrer Bildung haben,
twas angenehmes empfinden, wenn sie außer sich Wesen der-
elben Gestalt sehen, und sich zu ihnen gesellen. S. 213.
erden die drey Systeme von Vereinigung des Leibes und der
Seele beschrieben, und dabey angeführt, daß Spinoza vor
eibnitz die vorherbestimmte Harmonie gekannt hätte, weil er
rgendwo sagt, daß Körper und Seele nicht physisch auf einan-
er wirken können, und daß der Körper durch mechanische Ge-
etze manche willkührlich scheinende Handlungen hervorbringen
könne. Dieß ist doch von jener Harmonie noch himmelweit
ntfernt; und zudem hatten die Cartesianer dasselbe weit deut-
icher und ausführlicher behauptet. Richtiger würde man die
Entstehung dieser Hypothese so fassen: vom Plato nahm Leib-
itz die Entwickelung aller Ideen aus der Seele selbst, dieß
st die Platonische Reminiscenz; vom Deskartes den Mecha-
ismus des Körpers, vermöge dessen alle willkührlich scheinen-
e Handlungen geschehen können. Nun handelten also Leib
nd Seele jedes nach seinen Gesetzen, ohne reellen Einfluß;
nd stimmten dennoch in ihren Handlungen überein. Dieß
könnte also nicht anders als durch die ursprüngliche Einrichtung
des Schöpfers bewerkstelliget werden, welcher nach seiner All-
wissenheit die Folgen aller Handlungen aller Seelen und aller
Körper vorhersehen, folglich die sich zu einander schickenden
wählen konnte.

Des Grafen von Shaftesbury philosophische Werke, aus dem Englischen übersetzt. Zweyter Band. Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung. 1777. in 8. 550 Seiten.

Wir finden diesen Theil besser gerathen als den vorhergehenden; vielleicht auch deswegen, weil hier mehr ernsthafte Philosophie vorgetragen wird, welche sich leichter als Ausbrüche der Laune übersetzen läßt. Nur sehr selten sind wir auf Ausdrücke gestoßen, die wir geändert wünschten, als S. 7. Der religiöse Theil der Menschen ist durch die Freymüthigkeit einiger neuerlichen Federn so sehr in Angst gesetzt. Unserer Sprache ist diese Metapher zu kühn, wir lieben hier den eigentlichen Ausdruck Schriftsteller. S. 49. sollte wohl betreffend in folgender Periode wegbleiben: wir haben also zu untersuchen, auf welche Art die oben erwähnten Meynungen von der Gottheit betreffend, in diesen Fällen Einfluß haben, und eine oder andere dieser drey Wirkungen hervorbringen.

Ueber den Inhalt selbst dürfen wir nicht weitläuftig seyn, da das Werk bekannt genug ist, und die Shaftesburyschen Meynungen zu verschiedenen Streitigkeiten Anlaß gegeben haben. So viel sagen wir indessen den Liebhabern der raisonnirenden und nicht bloß fühlenden Sittenlehre, daß sie für ihren Geist hier reichliche und starke Nahrung finden werden. Die Untersuchung über die Tugend wird ihre Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich ziehen. Es wird darin bewiesen, daß die Tugend in solchen habituellen Neigungen besteht, die das Wohl des ganzen Menschengeschlechts zur Absicht haben. Obgleich dieser Satz zu abstrakt und unfruchtbar anfangs scheinen könnte: so hat ihn doch der Graf dadurch an die nähern Gründe der Moralität geknüpft, daß er bewiesen hat, es könne keiner sein Privatwohl auf eine andere Art, als durch gemein nützige Neigungen und Handlungen, auf eine dauerhafte Art befördern. Hier sind manche sehr auffallende Beyspiele aufgestellt, obgleich zur völligen Ueberzeugung noch verschiedenes hätte hinzugesetzt, und weiter ausgeführt werden müssen. Ein wenig verkehrt ist diese Art die moralischen Gründe abzuhandeln freylich: denn jeder sucht durch die Moral zunächst seine eigene Glückseeligkeit. Besser und einleuchtender wäre es daher allemal, wenn man zuerst untersuchte, durch welche Mittel man sein eigenes Wohl auf eine dauerhafte Art am besten

beför-

befördern kann, und daraus folgerte, daß eben diese M
auch zugleich das Wohl der ganzen Gattung befördern.
den höhern Gründen der Tugend, den künftigen Belohnu
und Strafen, u. s. w. hat der Verf. mit Fleiß nicht ge
weil er die Sittenlehre auf solche Sätze gründen wollte, d
auch ein Atheist, ein Egoist, und alle Arten von Exzentri
Geistern ihren Beyfall nicht versagen könnten. Und in
That scheint uns auch diese Art zu moralisiren, die brauch
te, weil sie den metaphysischen Streitigkeiten am wenig
ausgesetzt ist, und weil man, man mag seyn von welcher
they man wolle, doch allemal glücklich seyn will.

Mit dieser Untersuchung verbindet der Graf zugleich
welche Art von Religionsmeynungen auf die Moral den g
en Einfluß hat? Er findet keine andere unmittelbar schäd
ls die, welche einen moralischbösen Gott annimmt; und
darin, unserer Meynung nach, vollkommen recht. Dar
olgert er, daß der Atheismus an sich der Moral nicht scha
weil er von Gott weder Gutes noch Böses glaubt. Auch
n hat er Recht, und diejenigen, die die Schädlichkeit
Atheismus behaupten, haben auch nicht Unrecht. Es ist
igentlich nichts gefährliches in diesem Satze, so sehr er a
manchen ängstlichen Seelen gefährlich scheinen mag. D
muß man ihn recht verstehen. Der Atheist, der von G
nichts glaubt, kann auch aus diesem Grundsatze für die T
al, weder gute noch böse Folgerungen ziehen. Aber im K
kreto ist freylich Atheismus der Moral schädlich, weil die
den Moralisten die Tugend auf göttliche Gesetze, künftige
ohnungen und Strafen gründen, weil also der Atheist, d
hiervon nichts glaubt, auch von aller moralischen Verbindl
eit frey zu seyn, sich einbildet. Er ist also bloß durch
Schuld der Moralisten schädlich. Jene Aufmunterungen
roßen und heroischen Tugenden giebt er freylich nicht, und
dieser Rücksicht giebt auch der Graf zu, daß er der M
nicht so vortheilhaft ist, als der vernünftige Theismus. Al
ene auf die Natur selbst gegründeten Verbindlichkeiten heb
nicht auf, und der Atheist muß also, um seines eigenen
en Vortheils willen nothwendig ein guter Bürger, und Me
eyn. Den Satz, daß nur die Tugend des Menschen wa
Glück macht, welchen der Graf sehr gut auseinanderge
at, muß der Atheist nothwendig zugeben, und folglich
lle sich auf ihn gründende Pflichten beobachten. Aber
ird es mit Patriotismus, dem Tode fürs Vaterland, u. s.

werden? — Die Grundsätze von Ehre, Verachtung, das innere Gefühl von eigener Größe, die Begierde nach Unsterblichkeit des Namens, das in dem Wohl des Staates enthaltene individuelle Wohl, werden hinreichen, auch diese Tugenden dem Atheisten beliebt zu machen. Jene großen Griechen und Römer rechneten gewiß nicht sehr viel auf die Belohnungen und Strafen der Unterwelt, und waren doch große Patrioten, aus jenem bloß natürlichen Antriebe. Warum sollte es also auch der Atheist nicht seyn können? — Doch wir wollen nicht den Atheismus vertheidigen, daß sey ferne von uns; wir wollen ihn nur von falschen und übertriebenen Beschuldigungen befreyen.

Die andere in diesem Bande enthaltene Abhandlung ist in dialogischer Form, nach Ciceros Manier abgefaßt. Sie vertheidigt den Verf. und seine moralische Lehrart gegen manche ihm gemachte ungerechte Beschuldigungen. Ob sie gleich einnehmender und blühender geschrieben ist als die vorhergehende; so hat sie uns doch jenen an Gründlichkeit bey weitem nicht gleich geschienen. Der Graf geht nach akademischer Manier, zu leicht über die Gegenstände hin, und scheint mehr die Altagsköpfe verwirren und beschämen, als irgend etwas Bestimmtes festsetzen zu wollen. Deswegen wird von der Vorsehung und Ordnung der Welt manches für und wider disputirt, ohne doch die Fragen ganz bis in ihre geheimsten Tiefen zu verfolgen, und ohne ihnen eine bestimmte Auflösung zu geben.

Verjährte Vorurtheile in verschiedenen Abhandlungen bestritten, von Justus Christian Hennings. — Riga bey Hartknoch. 1778. in 8. 488 Seiten, ohne Zueignungsschrift und Vorrede.

Der Verf. erwartet Widerspruch, weil er sich allgemein angenommenen Meynungen entgegensetzt, und wünscht nur von einem einzigen Beurtheiler, daß er seine Gründe mit Beyseitsetzung seiner Person umstoßen möchte. Diesem versichert er, nach Anleitung seines Spiegels, daß seine Physiognomie einer menschlichen vollkommen ähnlich ist. Ohne diese Physiognomie anders als aus einem Kupferstiche zu kennen, und ohne aus ihr die geringsten Folgerungen abzuleiten, versichern wir die Leser, daß diese Abhandlungen gründlicher und lesbarer hätten seyn können. Vornehmlich möchten wir den

Verf.

Ver. bitten, nicht witzig seyn zu wollen, und seine Gründe mit mehrerem Nachdrucke zu entwickeln. Wir wagen diese Bitte deswegen, weil die Vorrede noch mehrere Abhandlungen ähnlichen Inhalts verspricht. Die zu gehäuften Beyspiele zerstreuen den Geist manchmal mehr, und ermüden ihn, als sie ihn unterstützen und sammlen. Ein Beyspiel von des Verf. Witze mag aus der Vorrede folgendes seyn: Was meine erste Betrachtung (über die Etiquette) betrifft: so hielte ich selbige unsern Zeiten sehr angemessen, da sogar Gelehrte anfangen mit willkührlichen Kleinigkeiten zu tändeln, wie noch vor Kurzem der Pater Benzi zum Beyspiele dienet, der wegen der Gewohnheit der Italienischen Nonnen, sich am Sprachgitter von den besuchenden Mannspersonen die Brust berühren zu lassen, ein dickes Buch geschrieben, um zu beweisen, daß diese Berührung keine Sünde sey. Nun was hat doch Pater Benzis Beweis mit der Etiquette zu thun?

Die erste Betrachtung zeigt die Nachtheile, welche aus der Etiquette entstehen, und die Thorheit eines solchen willkührlichen Zwanges, vornehmlich in Ansehung der Präcedenz der Gesandten. Nichts ist leichter als in einzelnen Beyspielen, und auch aus allgemeinen Raisonnements zu zeigen, daß alles Ceremoniell höchst beschwerlich und entbehrlich ist, wenn nämlich die Menschen das sind, was sie seyn sollen. Jemehr die Menschen sich ihrer innern Würde bewußt sind, desto weniger Etiquette; fast alle Republiken, das alte Rom und Griechenland sind Beweise. Jemehr hingegen sie unter das Joch eines einzigen gebeugt von ihrem Selbstgefühle verlieren, destomehr äußeres Ceremoniell daher in allen Monarchien die meiste Etiquette; und in den Despotien noch mehr. Daher möchte eine solche Moral für uns wohl eben nicht sehr brauchbar seyn, so wahr sie auch an sich seyn mag. Ueber die Quelle, und das Verhältniß der Etiquette zur bürgerlichen Gesellschaft, hat der Verf. seine Betrachtung nicht ausgebreitet, er bleibt meistens bey einzelnen Fällen stehen, und daher weiß der Leser am Ende nicht, was er aus der ganzen Abhandlung machen soll. Ueber die Etiquette der Duelle wird zuerst das Bekannte gesagt, und dann über die unverdiente Geringschätzung gewisser Stände in der Gesellschaft; z. E. der Gassenfeger, Abdecker, u. s. w. Freylich sollte ein jeder billig nach seinen persönlichen Eigenschaften geschätzt werden; allein in der Gesellschaft kann man unmöglich mit seinem Urtheile allemal so lange warten, bis man die Leute kennt, ist man oft berechtigt und

genöthigt, von dem Aeußern, und den Verrichtungen auf die Denkungsart zu schließen; und auch selbst als Mensch kann man nicht allemal sich enthalten, die Empfindungen von den Beschäfftigungen der Menschen auf ihre Personen zu übertragen. Von hier kommt der Verf. auf den Vorrang der Monarchen und ihrer Gesandten; führt aus der Geschichte Beyspiele der Schädlichkeit dieses Rangstreites an, und erkläret daraus das Vorrangsrecht selbst. Die aus dem Alter, der Größe und Macht, dem Wapen der Fürsten hergenommenen Vorrangsgründe sind unzulänglich, weil alle unabhängige Staate und Könige von Natur einander gleich sind. Daß bey Zusammenkünften von Gesandten nicht allemal nothwendig einer den Vorrang haben müsse, und daß die Sachen sich durch mancherley Ausswege abhandeln lassen, wird durch viele Beyspiele aus der Geschichte gezeigt; von welchen manche, wegen ihrer Einförmigkeit, allenfalls hätten wegbleiben können.

Die andere Betrachtung handelt von der Sittlichkeit, insbesondere von der Leichtigkeit der Handlungen. Diese Ueberschrift drückt den Inhalt nicht bestimmt genug aus, welcher darin besteht, daß gezeigt wird, die Leichtigkeit einer bösen Handlung verringere nicht allemal ihren moralischen Werth. Zum moralischen einer Handlung gehört nothwendig Freyheit; daher giebt es keine Zurechnung aus der Vorhersehung, das ist, solcher Handlungen, die man unter Voraussetzung solcher und solcher Umstände unternommen haben würde; daher auch keine Zurechnung der Erbsünde an das ganze menschliche Geschlecht, weil Gott vorausgesehen hätte, daß alle es eben so wie unsere ersten Eltern gemacht haben würden; daher endlich richtet sich die Sittlichkeit einer Handlung nach der Größe der dabey angewandten Freyheit. Diese Größe wird durch folgende Regeln bestimmt: jemehr Willkühr ein Mensch bey einem zu unternehmenden oder unterlassenden Geschäfte beweiset, das ist, je vielfältiger die Handlungen wären, die eine Wahl zuließen, zu deren einer sich der Mensch bestimmt, desto größer ist die im Handeln angewandte Freyheit und Sittlichkeit. Genauer sollte es wohl so heißen: je vielfältiger die vom Menschen als möglich gedachten Handlungen wären, desto größere Sittlichkeit. Ferner, jemehr der Mensch sich nach eigenem Gefallen zu handeln entschließt, oder je größer das Genie ist, mit welchem er sich wirksam beweiset, desto größer ist der Grad der Sittlichkeit: weiter, je zufälliger das Unternehmen ist, oder jemehr sich der Mensch zum Gegentheil entschlies-

schließen konnte; und, je mannichfaltiger das Gegentheil zu thun möglich, je weniger der Mensch von außen gehemmet war, seiner Wahl zu folgen, desto mehr Sittlichkeit. Die erstere Regel ist mit der vordersten einerley, und auch die andere läßt sich bald darauf zurückführen. Bey dieser Gelegenheit wird gegen die Tortur das bekannte erinnert. Ferner: jemehr die Ueberlegungskraft, die Ueberlegenheit an Einsichten und Kenntnissen im Handeln sich thätig erweisen, oder doch beweisen können und sollen, folglich je deutlicher die Kenntniß von der Beschaffenheit der Handlung, ist, ehe man sie unternommen hat, desto mehr wächst die Moralität. Auch diese kommt mit der ersten Regel, nach dem bestimmtern Ausdruck völlig überein. Weiter, eine Handlung, die ihr Daseyn durch eine ausdrückliche oder stillschweigende Genehmigung erhält, steht unter der Herrschaft der Zurechnung: denn eine freye Handlung, die mehr zusammengesetzt ist als eine andere, muß gröser in der Sittlichkeit und Zurechnung seyn; weil bey ihr eine größere Willkühr sich findet.

Diese allgemeinen Regeln aber fordern noch nähere Einschränkungen, da eine Handlung in Ansehung der Willkühr sittlich groß, und doch in Ansehung der Ueberlegung klein, und umgekehrt seyn kann; da manche That in Ansehung ihrer Zusammensetzung moralisch wichtig, und doch in Beziehung der deutlichen Kenntniß geringe, und umgekehrt ist. Hierbey wird aus Beyspielen einiges gefolgert, und dabey die Lehre von dem Fürsten zukommenden Begnadigungsrechte, und seine Gränzen auseinander gesetzt. Darauf kommt der Verf. auf seinen Hauptgegenstand, in wiefern nämlich die Leichtigkeit einer Handlung die Strafe oder Belohnung bestimme? Hiervon folgende Regeln: eine freye Handlung, die deswegen leicht ist, weil sie einfach ist, und keine vervielfältigte Anwendung der Kraft erfordert, hat eine geringe Sittlichkeit, wenn sie nicht durch einen andern Bestimmungsgrund: z. B. eine vorzüglich angewandte Ueberlegung, eine sittliche Größe erhält. Eine Handlung aus einer durch Antrieb von Außen z. B. Erziehung entstandene Fertigkeit entsprossen, hat eine geringere Sittlichkeit; ist sie aber aus willkührlich erworbener Fertigkeit entstanden: so hat sie eine größere Moralität.

Die dritte Betrachtung handelt von dem Fehlerhaften bey den Begräbnissen, sowohl überhaupt, als auch besonders in Hinsicht auf die Auferstehung der Leiber. Zuerst die bekannten Gründe von den aus Ansteckung der Luft entstehenden

Krankheiten, wenn man die Todten in den Kirchen oder in den Städten selbst begräbt. Aus diesem Grunde muß man auch alles Gepränge, und alle Ausstellung der Todten untersagen. Diejenige Begräbnißart ist also die beste, durch die der Leichnam zu der geschwindesten Auflösung, und zwar an einem von menschlichen Wohnungen entfernten Orte, befördert wird. Dieß wird nun auch aus der Auferstehung der Todten, auf eine neue und dem Verf. eigene Art dargethan. Der Beweis lautet so: nach Anleitung der Offenbarung müssen wir unsern groben verweslichen Leib, von einem flüchtigen und unverweslichen unterscheiden. Der erstere soll nur dazu dienen, die groben und sinnlichen Ideen aufzufassen, und uns zu wichtigern Kenntnissen vorzubereiten. Der andere aber ist eigentlich für jene Welt gemacht. Denn da es zuverlässig ist, daß wir nicht allein für dieses Leben gemacht sind: so folgt, daß wir noch ein anderes zu erwarten haben. Nun aber kann die Seele ohne allen Körper nicht denken; Schlaf, Ohnmachten und andere Erfahrungen mehr, beweisen, daß das Denken der Seele nicht wesentlich, sondern von körperlichen Organen abhängig sey. Folglich müssen wir auch mit in jenes Leben einen Körper, und zwar einen feinern als den gegenwärtigen mit hinüber nehmen. Dieß wird auch noch aus den Schriftstellen erwiesen, wo der jetzige Leib mit einem Keime oder Saamenkorne verglichen wird. Gegen die erstern Gründe ließe sich noch unter andern das einwenden, daß aus dem, was jetzt nicht geschieht, nicht das gefolgert werden kann, was überhaupt nicht geschehen kann. Es giebt andere Gründe, die vornehmlich Hr. Tetens entwickelt hat, aus welchen erhellet, daß die Seelensubstanz selbst durch Uebung an Kräften zunimmt; daß also nicht alles Denken allein vom Körper abhängt. Aus diesen Schriftstellen nun, und aus der Analogie folgert der Verf., daß die Fäulniß das Mittel ist, den subtilen Körper vom groben abzusondern; vornehmlich weil andere Erfahrungen zeigen, daß Gährung und Fäulniß die Materie verfeinert und veredelt, weil man auf den Todtenhöfen Irrlichter häufig sieht, die doch nichts anders als die den Cadavern entwichten feurigen Theilchen sind. Daß diese Beweise noch sehr viel Hypothetisches enthalten, sieht man ohne unser Erinnern.

Die vierte Betrachtung enthält Zweifel wider die Behauptung, daß die Mißgeburten, die in Ansehung des Kopfes keine menschliche Bildung haben, einer vernünftigen Seele beraubt sind. Zuerst wird die Schwäche der Gründe für diese Behan-

Behauptung gezeigt. Im Gehirn, sagt man, wohnt die Seele, also wo kein menschlich gebildetes Gehirn ist, kann auch keine vernünftige Seele seyn; und in einem monströsen Kopfe giebt es kein gut gebildetes Gehirn. Dagegen wird mit Recht erinnert, daß man von der äußern Form des Kopfes nicht untrüglich auf die innere Einrichtung des Gehirns schließen kann; daß man aus der Beschaffenheit des Gehirns nicht einmal das Daseyn einer vernünftigen Seele folgern kann, weil es Thiere giebt, deren Gehirn dem menschlichen vollkommen ähnlich ist, und die doch keine Vernunft besitzen; daß endlich die menschlichen Seelen von den thierischen wohl durch mehr als die bloße Wohnung verschieden sind. Den Mißgeburten, sagen andere, sieht man es oft an, daß sie der Sprache unfähig sind: wozu also sie ernähren? — Allein durch Kunst kann man manchmal Naturfehler überwinden; aus dem Mangel an Sprachfähigkeit folgt noch nicht aller Mangel der Vernunft. Die aus der Physiognomik herzunehmenden Argumente, werden durch manche Gegenerfahrungen, wo nicht vernichtet, doch geschwächt. Auch die politischen Argumente von der Schädlichkeit der Mißgeburten in der Gesellschaft, lassen sich leicht auf die Seite schaffen. Nun die eigentlichen Beweise: so wie man von einer guten Bildung nicht allemal auf guten Verstand, so kann man auch von einer unregelmäßigen nicht auf Mangel des Verstandes schließen. Ferner soll eine menschliche Mißgeburt mit einem viehischen Kopfe eine unvernünftige Seele haben: so muß eine viehische mit einem Menschenkopfe vernünftig seyn. Aus diesen Gründen müssen solche Mißgeburten beym Leben erhalten werden; wir setzen hinzu, auch deswegen, um die mancherley Aeußerungen menschlicher Fähigkeiten unter verschiedenen Umständen näher zu untersuchen; und den Beytrag der Organisation zum Denken genauer zu bestimmen.

Die letzte Betrachtung betrifft die besondere gerichtlich erzwungene Ehe. Es wird gezeigt, daß allemal die größten Nachtheile daraus entstehen, indem der Zwang wie Liebe und Zuneigung gebähren kann. Sollte der Verf. noch mehrere ähnliche Abhandlungen herausgeben: so wollten wir ihn bitten, sich bey dem Bekannten weniger zu verweilen; nicht mit Gelehrsamkeit und Anführung überflüßiger Beyspiele verschwenderisch zu seyn; und sich der Abschweifungen von der Hauptsache mehr zu enthalten. Va.

Der Stand der Natur. Laudabor ab his, culpabor ab illis. 1775. 80 S. in 8.

Der Verf. dieser kleinen scheptischen Schrift, der alle absolute Gewißheit verwirft, leugnet, daß es einen eigentlichen Naturstand, und allgemeine darin gegründete Naturgesetze giebt. Zuerst erklärt er die Begriffe, die sich Hobbes, Rousseau, und der Abt St. Pierre von dem Stande der Natur gemacht haben, für ungegründet und willkührlich, und trägt zuletzt die Gründe seiner eigenen Behauptung vor.

Gegen Hobbes Vorstellung vom Stande der Natur wird erinnert, daß der durch Auflösung der bürgerlichen Bande in Freyheit gesetzte Mensch mit allen seinen in der Gesellschaft angenommenen Begriffen, Leidenschaften und Bedürfnissen nicht der ächte Naturmensch seyn könne; daß der Stand der ursprünglichen Freyheit und Unabhängigkeit weder an sich, noch nach der Geschichte ein Stand des Krieges und der Unsicherheit sey; und man daher immer einen Sprung im Erklären mache, wenn man aus diesem Stande unmittelbar, ohne vorgängige Einführung einiger Cultur, die immer, mehr oder weniger, fremden Ursprunges gewesen, die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft herleiten wolle.

Auch uns scheint die letztere Bemerkung des Verf. Aufmerksamkeit zu verdienen; denn es deucht uns ebenfalls nicht unwahrscheinlich zu seyn, daß die Entwickelung der bürgerlichen Verfassung, wenigstens anfänglich, mehr durch äußere, als durch innere Ursachen veranlaßt worden sey, weil sonst der Stand der Wildheit nicht von so langer Dauer seyn konnte, und auch der Fortgang der Ausbildung durch innere Ursachen im Allgemeinen zu langsam gewesen seyn würde.

Rousseaus Naturstand, sagt der Verf., habe niemals wirklich seyn können, weil es nie auf der Welt Menschen, die zu keiner Nation gehört, gegeben, noch je auf der Erde eine Zeit gewesen, wo erst die Sprache hätte erfunden werden müssen, die vielmehr so alt als die Welt sey, die selbst keinen Ursprung habe. Dieß hätte nun freylich bewiesen werden müssen: allein der Verf. glaubt hier seine eigene Meynung nicht vortragen zu können, und beziehet sich daher statt alles Beweises, nur auf den zu Frankfurt und Leipzig im Jahre 1773. herausgekommenen Entwurf der ältesten Erd- und Menschengeschichte, die er zugleich sehr empfiehlt.

Für

Für eben eine solche Einbildung erklärt der V. die Vorstellung, nach welcher man sich mit dem Abt St. Pierre unter dem Naturstande den Zustand der vollkommensten Beobachtung der Naturgesetze denkt, wo die größte Reinigkeit der Sitten mit der höchsten Ausbildung der Vernunft vereinigt ist. Seine Gründe sind, daß es bey der Stuffe von Cultur, worauf wir bereits stehen, nicht ohne Wunder möglich sey, in einen solchen Zustand zurück zu gehen; daß es keine allgemeine, durchgängig erkannte Naturgesetze gebe, und daß sich endlich eine aufgeklärte Vernunft und verfeinerte Sitten nicht mit der Einfalt und Unschuld der Natur vertragen, welches er durch eine weitläuftige, übertriebene Schilderung des sittlichen Verderbnisses unsers Zeitalters zu beweisen sucht, der er am Ende eine eben so günstige Beschreibung des Standes der Wildheit, für den er sich selbst erklärt, entgegensetzt.

Um hier nicht das zu wiederholen, was bereits so oft gegen die von dem Verf. angebrachten, eben durch keine neue Wendung entwickelten Gründe von andern mit Recht erinnert worden ist, wollen wir vielmehr nur das Eigenthümliche seines kleinen Systems mit seinen eigenen Worten anzeigen, um darüber nachher unsere eigene Meynung sagen zu können.

„Wir müssen, heißt es S. 69. und 70, dieses Wort „(Natur) entweder bey unsern Betrachtungen ganz ausmerzen und unter die Chimären verweisen — oder wir müssen alles auf der Welt, was existirt, wie es ist, wie es war, und seyn wird, Natur nennen. In diesem Falle können wir sie nicht unter den Begriff einer eigenen Beschaffenheit zwingen; wir können nicht sagen, hier oder da ist die „Natur ausschlußweise, sondern sie herrscht überall, nur unter „verschiedenen Gestalten. Jedes Land trägt eigenthümliche „Pflanzen, und hat ihm allein zugehörige Phänomene; und „an sich betrachtet, ist eins so gut, als das andere, wenigstens hat eins keinen absoluten Vorzug vor dem andern. „Die Ananas ist nicht besser als die Pfirsche, der Cacao nicht „besser als unsere Feldbohne. Unser Gaum läßt uns zwar „von Wohlgeschmack reden, und unterscheidet Stuffen darin; „allein wir können den Dingen keinen absoluten Werth beylegen, weil unsere Urtheile und Empfindungen etwas Relatives sind. Eben so wohnen unter den verschiedenen Himmelsstrichen Menschen, die in ihren Sitten, Einrichtungen, „Gedanken, Kleidungen, Gebräuchen, Künsten, Beschäfftigungen und Kenntnissen mit einander nicht übereinkommen.

„Sie

„Sie sind aber darin einander ähnlich, daß sie Menschen heis„sen. Wollen wir dieser Bedingung den Namen der Natur „geben: so ist alles übrige, all ihr Thun und Denken, auch „Natur; nur unter Abänderungen.“

Der Hauptgrundsatz des Verf., auf den sich sein ganzes Raisonnement über den Stand der Natur stützt, besteht demnach darin, daß es eben so wenig eine absolute Natur, als eine absolute Wahrheit giebt. Dieß kann nun entweder so viel heißen, daß es keine solche, mit dem Namen der Natur ausschließungsweise zu belegende Beschaffenheit, die einen ganz besondern Zustand ausmachte, gebe; oder den Sinn haben, daß man keine solche allgemeine, diesen Namen verdienende Beschaffenheit annehmen könne, die unter allen Umständen in der Welt zum Grunde läge, und gleich wäre.

In der ersten Bedeutung dieses Satzes hängt die Beantwortung der Frage, ob es einen Zustand der Natur giebt? oder geben könne? von dem Begriffe ab, den man sich von der Natur macht; und man wird schwerlich eher darüber entscheiden können, als bis man sich über diesen Begriff vereiniget hat. Setzt man indessen, wie dieß der gewöhnliche Fall zu seyn scheint, die Natur dem Willkürlichen und der Kunst entgegen, und versteht unter dem Stande der Natur denjenigen Zustand, wo der Mensch durch keine äußere höhere Macht (den öffentlichen Willen des Gesetzgebers) bestimmt wird, und seine wesentliche Kräfte, ob sie gleich durch äußere Anlässe gelenkt werden können, noch ihre ursprüngliche freie Wirksamkeit haben: so kann man es wohl nicht leugnen, daß es einen solchen natürlichen Zustand geben könne. Man macht sich zwar sehr verschiedene Begriffe von diesem Zustande; allein das rührt bloß daher, daß man entweder, wie Hobbes und fast die mehresten Schriftsteller des Naturrechts, die Erscheinungen der mannichfaltigen Stuffen dieses Standes, um ein allgemeines Bild davon zu entwerfen, in Einem Zeitpunkte zusammenzieht, oder den Begriff desselben auf Eine besondere Stuffe einschränkt, als wozu selbst der Verf. S. 71. geneigt zu seyn scheint, da er die, noch durch keinen fremden Einfluß veränderte Lebensart der Wilden vorzüglich mit dem Namen des Standes der Natur belegen möchte.

Was den letztern Fall insonderheit betrifft: so hat man hier über die Stuffe, worauf man den Begriff des Naturstandes einschränken wollen, nicht einig werden können. Dieser Verlegenheit zu entgehen, haben andere, und vielleicht

man

war dieß Rousseaus Absicht, den niedrigsten Standpunkt der Menschheit gesucht, um darin den eigentlichen Stand der Natur zu finden. Allein wer kann den festen Punkt im Allgemeinen bestimmen, wo die Wirksamkeit der Natur anfängt? Wollte man ihn dahin setzen, wo die Natur des Menschen durch keine äußere Ursachen bestimmt und veranlaßt, sich lediglich aus sich selbst entwickelt, in sich allein wirkt, oder wenn sie auch außer sich thätig wäre, keine Rückwirkung erführe: so würde dieß die sonderbarste Grille seyn, wodurch man den Menschen aus aller Verbindung mit der übrigen Schöpfung setzen, und seine Natur auf die bloße abstrakte Idee seines Wesens einschränken würde. Und doch ist diese Vorstellungsart der Grund von so manchen Lehrgebäuden des Naturrechts.

Nimmt man endlich den Grundsatz des Verf. in der zweyten vorhin bemerkten Bedeutung: so muß er selbst eine allgemeine Natur zugeben, weil alle besondere Stände des Menschen, die er ohne Unterschied für Naturstände erklärt, nach ihm selbst Wirkungen einer und derselben Grundkraft sind. Diese allgemeine Natur kann nun freylich in ihrer Wirksamkeit durch äußere Ursachen verschiedentlich bestimmt werden; sie muß aber doch ihren wesentlichen Zweck und sich darauf beziehende wesentliche Regeln haben. Und eben diese Regeln und Gesetze der Natur sind es, in Rücksicht auf welche die Sitten und Einrichtungen des Menschen unabhängig von Clima, Gewohnheit und Nationalcharakter einen absoluten Werth haben, und mehr oder weniger recht, gut, oder natürlich sind, je mehr oder weniger sie sich davon entfernen.

Jetzt noch ein Wort über den Pyrrhonismus in Beziehung auf die Gesellschaft: „Wenn ich alles übrige, sagt der Verfasser, Seite 66. bey Seite setze, mit einem Haufen aufgeklärter Köpfe vorstelle, und auf ein Mittel sinne, wodurch unter ihnen die sittliche Gleichheit bewirkt werden könnte: so sind ich mit einziges darin, daß sie alle einen gänzlichen Pyrrhonismus zugethan seyn müßten. Der Pyrrhonier kennt nichts, was besser und schlechter, was vernünftiger und dümmer, achtungswerther und verächtlicher wäre, weil er nirgends positive Bestimmungen, nirgends Regeln und gewisse Wahrheiten zuläßt. Mithin würde eine Gesellschaft solcher Leute von den Kränkungen und Mißhelligkeiten frey seyn, die uns jetzt das politische Leben unangenehm machen. Allein es ist wieder ein Traum, weil die Zahl der Rechtgläubigen stets eine unsichtbare Kirche seyn wird."

Ein

ein Krankes, niederfallendes Mittel, das eben so gewiß, als eine zu starke Gabe Mohnsaft, den Tod nach sich ziehen würde. Der Pyrrhonismus würde gerade das Mittel seyn, die Menschen zu vereinzeln, und alle gesellschaftliche Bande aufzulösen. Die Kirche der Rechtgläubigen des Verfassers würde freylich unsichtbar seyn, weil sich seine Zweifler bald in Höhlen und Einöden würden begeben müssen. Denn ohne gemeinschaftliche Begriffe und Grundsätze, die von mehrern für wahr gehalten werden, und von deren Wahrheit sie die Ueberzeugung bey andern voraussetzen, kann es keine gleiche Gesinnungen, kein gemeinschaftliches Interesse, kein wechselseitiges Vertrauen, und also auch keine Gesellschaft geben. Menschen, die keine gemeine Grundsätze über den Werth und Unwerth der Dinge, Gesinnungen und Handlungen haben, müssen einander völlig gleichgültig seyn, und von dieser Gleichgültigkeit ist es nicht weit zur Verachtung, und von da zum Hasse. Kurz, wenn nichts absolut, alles individuell relativ ist, so hört auch alle wechselseitige Beziehung, alles Verhältniß auf.

N.

Raisonnement über einige Maximen der alten Welt, und ihren Einfluß auf die Denkungsart der Menschen. Eine Parallele der alten und neuern Zeit. Ein Fragment, geschrieben von F. G. Findeisen. Riga, 1777. bey Hartknoch. 10 Bogen. 8.

Zuerst könnte man fragen, ob es schicklich sey, der Welt Fragmente vorzulegen, weil dieses so viel ist, als voraussetzen, daß ihr an unsern hingeworfenen und unvollendeten Gedanken was gelegen sey. Doch wir wollen Fragment hier für einen bescheidenen Titel, wie Versuch oder dergleichen nehmen. Den Inhalt der vor uns liegenden Schrift werden wir vermuthlich am besten aus der Recapitulation, die der Verf. selbst von seinem Vortrage S. 118. macht, dem Leser vorlegen können. In der alten Welt habe man mehr auf die Stärke des Leibes, als auf die Stärke des Geistes gesehen. Die schönen Wissenschaften, welche die Griechen, die Römer, und alle alte Nationen, in einem hohen Grade der Vollkommenheit verstanden haben, beweisen nichts für den Um-

fang

ng ihrer übrigen Kenntniß, und es sey falsch, wenn man raus erzwingen wolle, daß sie bessere Menschen, als wesen seyn. Die Großthaten der Griechen und Römer seyn s dem Begriffe der Vaterlandsliebe herzuleiten, einem Beiffe, den Griechenland zuerst erfunden, und Rom verbessert be; den wir aber kaum noch kennen. Die mehresten der ten Weltweisen verdienen Tadel, und wenn gleich Sokrates, id Plato wegen ihres großen Geistes auszunehmen seyn: so. nige doch ihre Methode, die Menschen zu bessern, nicht viel. Dazu das Lesen der Alten genutzt habe, und was die Ursachen ners schlechten Fortganges in der Geschichte seyn. Den Beschluß macht eine Vergleichung der alten Zeiten mit den unsrigen, zum Vortheil der letztern, wobey der große Einfluß der ristlichen Religion auseinander gesetzt wird.

Herr Findeisen hat in dieser Schrift mancherley Kenntsse, Forschungsgeist, Freymüthigkeit und Scharfsinn gezeigt. Auf der andern Seite aber scheint noch nicht alles gehörig durchgedacht, manches zu einseitig, und nicht aus dem chten Gesichtspunkte betrachtet zu seyn. Ein junger lebhafter Geist, der das Vergnügen eigener Nachforschungen zu kosten angefangen hat, wird leicht aus Begierde, was neues bst zu finden, das Ziel verfehlen, Schimmer für helles Licht lten, und Vermuthungen durch ein trügliches Wahrheitsfühl als Gewisheit annehmen; so wie auch, nach des V. deynung, die Philosophie den Zwang nicht leidet, den ihr ysteme anthun, welche künstlich die Lücken ausfüllen, die ischen ihren Sätzen liegen, und die vielleicht eben so da n müssen, wie die Flecken an der Sonne. Der Vortrag s Verf. fällt oft ins Declamatorische und Gezierte; besonders wenn er sich von der Lebhaftigkeit seiner Vorstellungen reissen, und von den Widersprüchen wirklicher oder eingebeter Gegner erhitzen läßt. Seine Angriffe sind ziemlich la Houssarde. Ueberhaupt ist es nicht ganz leicht, dem Fan seiner Vorstellungen zu folgen, weil, wie man aus dem gegebenen Inhalt sieht, die Sachen mancherley sind, dabey es Seitensprünge giebt. Darum ist es auch nicht recht wohl glich, sich auf einzelne Kritiken einzulassen.

ersuch über die menschliche Glückseligkeit, Zürichau, in der Waysenhausbuchhandlung. 1776. 1 Alph. 3 Bogen 8.

De-

Der Verf. erklärt die Glückseligkeit durch den dauernden Zustand mannichfaltig- und überwiegend- angenehmer Empfindungen. Er mustert hierauf die Dinge, worinn man Glückseligkeit suchen möchte: Reichthum, Ehre, Wollust, Hoheit und Macht, Mittelstand, Muße, Geschäftigkeit, Einsamkeit, Geselligkeit, Freundschaft, Liebe, Talente des Geistes und des Körpers, Vergnügungen der Einbildungskraft, und findet, daß sie weder einzeln noch zusammengesetzt Glückseligkeit verschaffen. Hierauf untersucht er die Natur der Weisheit und Tugend. Jene nennt er die richtige Anwendung aller Kräfte eines freywirkenden Wesens; diese die richtige Anerkennung der in dem Willen des Schöpfers liegenden Verbindlichkeit zu dieser Anwendung. Weil es uns schwer fällt, unsere Pflichten zu erkennen: so ist eine Offenbarung wünschenswürdig; also untersucht der Verf. die Göttlichkeit der Bibel, beweiset sie, und rettet sie gegen verschiedene Einwürfe, und legt ihren Unterricht von der menschlichen Glückseligkeit summarisch dar. Weil aber das Christenthum seinen Verehrern den Stand eines immerwährenden Vergnügens erst in jener Welt zeigt: so untersucht der Verf., worin die wahre Glückseligkeit bestehe, und zeigt sehr umständlich, wie viel die Hoffnung derselben zu dem Glück des gegenwärtigen Lebens beytrage. Es ließe sich sowohl gegen die Ausführung des Thema, als auch gegen die Schreibart manches erinnern; weil dieß aber zu weit führen würde: so mag es bey der Anzeige des Inhalts verbleiben.

Pz.

Untersuchungen über den Menschen, von Dietrich Tiedemann. Erster Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1777. 8. 380 S.

— Zweyter Theil. Ebendaselbst, 1777. 8. 426 S.

Da die Beobachtungen über die Seele sehr zerstreuet sind: so glaubt der V. daß es ein nicht ganz unnützes Unternehmen sey, die zerstreueten Beobachtungen zu sammeln, zu verbinden, und zu beurtheilen. „Ich habe mir, sagt er in der Vorrede, geschmeichelt, philosophischen Lesern einen nicht unangenehmen Dienst zu thun, wenn ich die verschiedenen Meynungen über die wichtigsten Gegenstände der Psychologie gegen

gegeneinander stellte, und sie mit einigen Betrachtungen begleitete. — Ich habe mich bemühet, die Gründe für und wider streitige Sachen vorzustellen, ihr Gewicht zu beurtheilen — und eigene Bemerkungen eingewebt, die gleichsam der Kitt geworden, der alle Theile meiner Gedanken zu einem Ganzen verbindet.“ Ich bemerke hierbey zuförderst, daß der Verf. bey Anführung der verschiedenen Meynungen, mit einer gewissen Partheylichkeit für Ausländer, und einer nicht wohl zu erklärenden Nichtachtung gegen seine neuere deutschen Mitphilosophen, verfährt; oft genug führt er uns einen Descartes, Malebranche, Locke, Berkeley, Hume, Helvetius, Bonnet, Robinet, und so manche andere an; aber die Beobachtungen eines Sulzers, Mendelsohns, Kants, Tschirns, Garves, Eberhards, Kampens, und noch einiger andern, die der Anführung wohl werth waren, werden auch da, wo sie wirklich etwas neues und interessantes vorgebracht haben, mit keinem Worte erwähnet. Diese Auslassung ist ein wichtiger Fehler dieses Werks, das nun zu der Absicht, wozu es bestimmt scheint, nämlich daß wißbegierige Leser daraus den ganzen Schatz der bis jetzt gelieferten Bemerkungen und Sätze der Psychologie kennen lernen, ganz unhinlänglich ist.

Wie die Beurtheilung der gesammleten Meynungen ausgefallen sey, mögen die Leser aus einer Probe beurtheilen, die ich ihnen vorlegen will. Ich wähle dazu des Verf. Abhandlungen über den Idealismus und Materialismus, worauf er uns in der Vorrede aufmerksam macht, weil er darin etwas besonders geleistet zu haben glaubt. Der Verf. begünstigt den Materialismus, und bestreitet den Idealismus; nicht nur wie ihn der Bischof Berkeley vertheidigt, sondern auch wie ihn Leibnitz und einige seiner Schüler angenommen haben. Wenn der Verf. des ersten Meynung anführt, so vermisse ich einige Gründe, womit Berkeley beweisen wollte, daß der Begriff von der Materie, wie ihn uns die Sinne angeben, nicht reell und wahr seyn könne, weil derselbe Ungereimtheiten und Widersprüche in sich fasse. Doch diese Gründe wollen vielleicht nicht viel sagen, und konnten also allenfalls weggelassen werden. Aber beträchtlicher scheint mir der Mangel einer richtigen Vorstellung des weit-systematischern Leibnitzischen Idealismus, und die Weglassung der Gründe, womit der deutsche Weltweise ihn unterstützte, und der Ursachen, die ihn zur Annehmung desselben bewogen. Um die Leser in den Stand zu setzen, von dem Gehalt und Gewicht der Argumentation zu

urtheilen, womit der V. den Idealismus bestreitet, will ich, soviel sich in der Kürze thun läßt, diese Lücke ausfüllen.

So lange man annimmt, daß die Materie eine Realität ist, oder daß Ausdehnung, Solidität und Figur das in der That und in sich sind, was sie unsern Sinnen zu seyn scheinen, läßt sich das Gegentheil davon, oder das Unmaterielle, Unausgedehnte u. s. w. nicht auch als eine Realität angeben. Denn in dem erstern wird nichts gesagt und bejahet, was nicht in dem letztern weggenommen und geleugnet wird. Dieß behauptet der Verf. selbst, und schließt also daraus: alles was ist, muß Materie seyn, und Nichtmaterie ist eben soviel als Nichts. Aber Leibnitz schloß anders, nämlich, daß die Materie, wohin Ausdehnung, Solidität, Theilbarkeit und Bewegung gehörten, nur ein Phänomen sey, d. i. in sich das nicht sey, was sie uns zu seyn scheine, obgleich diese Erscheinungen in etwas sehr Reellem gegründet sind. Frägt man nun weiter, was ist nun dieß Reelle, das uns als Materie erscheint? so wagte es Leibnitz wenigstens als eine Hypothese zu behaupten, daß es Vorstellungskraft sey, und in der That findet auch bloß bey dieser die Einwendung, daß sie gleichfalls eine Erscheinung seyn könne, nicht statt. Die Vorstellungskräfte können nicht Erscheinungen seyn, weil eine Erscheinung allemal eine Vorstellungskraft, der ein Ding anders als es in sich ist, erscheint, voraussetzet, und man also annehmen müßte, daß die Vorstellungskraft in einem Dinge durch die Vorstellungskraft in einem andern erst wirklich werde, welches ungereimt ist. Aber warum verfiel denn der scharfsinnige Philosoph auf eine Hypothese, die dem Sinnenschein so gerade widerspricht, die dem sogenannten gesunden Menschenverstande so anstößig ist, und die, wie viele, auch unser Verf. glaubt, alle Wahrheit und Zuverläßigkeit in unsern Empfindungen aufhebt? Freylich mußte er die wichtigsten Ursachen haben, und wenn man diese nicht kennet, oder nicht gehörig erwägt, so wird man schwerlich seiner Theorie Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Es waren, wo ich nicht irre, folgende Schwierigkeiten, die unser V. theils gar nicht berührt, theils auf dem Mittelweg, den er vorschlägt, im geringsten nicht ausweicht. Zuförderst führt der Begriff von Gott, als dem vollkommensten Geiste, und einem völlig unveränderlichem Wesen, auf diese Hypothese. Ist Materie und Ausdehnung eine wahre Realität; so muß sich auch diese Realität im vollkommensten Sinn, bey Gott, dem Inbegriff und der Quelle

jede

eder Realität, finden. Er muß das unendliche Extensum eyn, und wenn Er das ist, so muß er entweder der unendliche Raum selber seyn, oder Er muß diesen Raum auf eben die Weise ausfüllen, wie ihn die Körper füllen. Von einem solchem Extenso läßt sich die unendliche Menge von Theilen, die Theilbarkeit und Veränderlichkeit, nicht trennen; und also verschwindet der wahre unterscheidende Begriff von der Gottheit, und der Gott, den wir uns körperlich vorstellen müssen, sinkt zum Begriff der zufälligen und veränderlichen Welt herunter. — Wenn aber Gott der Raum ist, und man sich auch diesen nach dem Grundsatz: alles was ist, muß Materie seyn, materiell denken und irgendwo denken muß, (dieses letztere nimmt unser Verf. an) so frage ich, wo existirt denn der Raum? müssen wir denn bis ins Unendliche immer wieder einen neuen Raum annehmen, worin der erste existirt: so haben wir ja den Rückgang ins Unendliche, dem wir eben durch die Annehmung eines Gottes ausweichen wollten. — Ist Gott aber vom Raum unterschieden, und füllet er ihn aus, wie ihn die Körper, und nach der Meynung unsers V. auch die menschliche Seele ausfüllt; so ist nicht zu begreifen, wie er mit den Geschöpfen an einem Orte seyn könne: denn er müßte doch wenigstens, wie die menschliche Seele existiren, die nach des Verf. Meynung, wo sie ist, jedes andere Ding ausschließt; also müßte Gott, da er allenthalben ist, und den unendlichen Raum ausfüllet, entweder jedes andere Ding ausschließen, oder jedes Ding müßte Gott selbst und ein Theil von Gott seyn. — Ferner zum Denken und Urtheilen wird ein völlig einfaches Subjekt erfordert. Nun glaubt zwar der Verf. die Einfachheit einer materiellen Seele, die er annimmt, dadurch zu behaupten und zu sichern, daß er sie als völlig homogen annimmt; allein dadurch wird ein Ding nicht Eins, das es aus völlig gleichen Theilen besteht. Wo ein Oben und ein Unten, eine rechte und linke Seite statt findet, wie in der materiellen Seele unsers Verf. die einen Ort einnimmt, die nahe liegenden Theile des Körpers berührt, und in sie wirkt, wie man sich die Wirkungen eines Körpers auf den andern vorstellt; da sind nicht nur Theile zu gedenken, sondern müssen nach unserm Begriffe von Materie und Ausdehnung schlechterdings gedacht werden, sonst hebt man allen Begriff von Materie, den nur die Sinne angeben, (und aus einer andern Quelle läßt sich derselbe nicht schöpfen,) völlig auf; und kommt zu dem Unausgedehnten, d. i. zu einem Dinge, wobey

kein Oben und Unten u. s. w. statt findet. — Ich sage man kommt dazu, nicht als ob man vermittelst einer Analyse vom Materiellen zum Immateriellen jemals kommen könne, wie man sich vielleicht einbilden möchte, indem man denken möchte, daß, weil die Theilchen der Materie durch eine fortgesetzte Auflösung immer feiner würden, sie endlich bey einem immer weiter fortgesetzten Auflösungsproceß gar aufhören würden, Materie zu seyn. Dieß ist aber unmöglich, wenn beydes Materie und Nichtmaterie, als reelle und dennoch gerade entgegengesetzte Dinge angenommen werden. Denn es läßt sich nicht gedenken, daß durch irgend ein Verfahren ein Ding in sein Gegentheil verwandelt werden könne. Materie muß daher, sie sey ein Phänomen oder eine Realität bey allen Veränderungen ewig Materie bleiben, und eine unendliche Theilbarkeit ist ein von dem Begriffe der Materie unzertrennlicher und wesentlicher Umstand. — Da nun Leibnitz alle diese und noch mehrere Schwierigkeiten einsahe, und wählen mußte, entweder dem Sinnenschein, oder den Urtheilen seines Verstandes zu widersprechen, so wählte er das erste; hielt das was er Geist und Geisteskräfte nennt, für reell, und die Körperwelt mit ihren Veränderungen, so wie sie uns vorkommt, für eine Erscheinung. Dabey leugnete er, wie schon gesagt, gar nicht, daß etwas außer unserer Seele vorhanden sey, worin diese Erscheinung gegründet ist; auch leugnete er die subjektivische Wahrheit unserer Empfindungen nicht, die darin bestehe, daß einem denkenden Wesen von so eingeschränkter Natur, als der Mensch ist, die Dinge so erscheinen, und so von ihm empfunden werden müssen.

Laßt uns nun die hauptsächliche Gründe ansehen, womit der V. den Idealismus bestreitet. Wir werden finden, daß, wenn er gleich gegen Berkeleys sehr weit getriebenen und nicht deutlich genug auseinandergesetzten Idealismus von einigem Gewicht seyn möchten, sie doch gegen Leibnitzens System nichts vermögen. Der Verf. beruft sich zuerst auf den unleugbaren Unterschied körperlicher und geistiger Vergnügen und Schmerzen. Wer wird nicht, sagt er, das Süße des Honigs von der berauschenden Wonne, einen lang entfernt gewesenen Freund unvermuthet wieder zu sehen, das Stechen einer Nadel von der Empfindung einer plötzlichen Stachelrede, sehr genau unterscheiden? — Da beyde Arten von Empfindungen wesentlich verschieden sind; so müssen beyde ganz verschiedene Ursachen haben. Die eine Art der Empfindung muß in einem Körper

und

und durch einen Körper geschehen, da hingegen die andere in dem einfachen Wesen der Seele selbst ihren Sitz hat. — Ferner bey körperlichen Empfindungen können wir allemal einen gewissen Punkt an uns selbst bestimmen, an welchem sie geschieht, und wir unterscheiden das Stechen an der Hand von dem am Fuße und an jedem andern Orte sehr genau und deutlich. Soll dieß Täuschung seyn, so muß das einfache empfindende Wesen, mehr Punkte an sich zu haben, d. i. ausgedehnt zu seyn glauben, — ein einfaches Wesen, das sich seiner bewußt ist, und also sich auch bewußt ist, einfach zu seyn, wie kann das durch Täuschung ausgedehnt zu seyn glauben? wie zugleich sich einfach fühlen, und doch ausgedehnt glauben? — sich für einfach und nicht für einfach halten? — Unleugbare Erfahrungen, fährt der V. weiter fort zu argumentiren, sagen uns, daß wir in unsern Geisteskräften Unordnungen bemerken, so oft wir zuviel geistige Getränke oder Opium in einer gewissen Quantität zu uns genommen haben. Diese Unordnung, woher kömmt sie? von der bloßen Idee der geistigen Getränke und des Opiums? Wir können Tagelang uns diese Dinge vorstellen, und doch wird unser Verstand so gesund bleiben, als er vorher war. — Von der Vorstellung, daß wir sie genossen haben? auch das können wir uns immer und auch im Traume mit der vollkommensten Lebhaftigkeit vorstellen, und werden doch unsern Verstand unverletzt behalten. — Daß eine Idee die andere hervorbringen kann, läßt sich begreifen; aber daß eine Idee den ganzen Verstand in Unordnung bringen — und den vernünftigsten Menschen zu dem gedankenlosesten Thier machen kann, übersteigt alles, was man sich von Verbindung zwischen Ursach und Wirkung vorstellen kann. — Wenn also nicht die bloße Idee dieser Dinge, nicht die bloße Vorstellung ihres Genusses, nicht die göttliche Einwirkung durch diese Ideen den Verstand in Unordnung bringt: so folgt, daß es der wirkliche Genuß thut, d. i. daß wir einen Körper haben, durch den wir sie genießen, daß diese Dinge wirklich existiren, die wir genießen, daß es also außer uns wirkliche Körper giebt. — Wir empfinden Hunger und Durst, und diese Empfindungen enthalten unzertrennlich das Bewußtseyn des Mangels gewisser Dinge in sich, die zu unserer Erhaltung unentbehrlich sind. Kann ein einfaches Wesen, das keiner Nahrung bedarf, dieser Empfindungen fähig seyn? Aber die Abwesenheit einer Idee kann es beunruhigen — Die Abwesenheit? so kann die Abwesenheit einer Ursach, Wirkungen her-

vorbringen? Und beunruhigt uns wohl die Abwesenheit irgend eines Dinges, wenn wir nicht fühlen, daß seine Gegenwart uns unentbehrlich ist? — Hunger und Durst bringen ferner die Empfindung einer gewissen Schwachheit und Kraftlosigkeit hervor, wenn sie nicht zu rechter Zeit gestillt werden, so wie im Gegentheil ihre Hebung uns mit Empfindungen von Kraft und Munterkeit erfüllet. Wie ist dieß zu erklären? — Die Ideen der Farben, der Geruche, der Gefühle, schließen nicht nur die Ideen eines Körpers in sich, durch den sie empfunden werden, sondern auch eines Körpers, in dem sie als Eigenschaften existiren, und auf den unsrigen Eindruck machen. Keine unkörperliche Farbe, kein unkörperlicher Geruch, kein unkörperliches Gefühl läßt sich gedenken. Wenn uns also Gott diese Ideen giebt, so betrügt Er uns unaufhörlich, Er schadet uns auch, indem Er dem Säuffer, dem Fresser die Ideen des Trinkens und Essens bis zum Krankwerden darreicht; Er schadet uns nicht nur, sondern Er verfährt auch auf eine unvernünftige Art mit uns, indem er dem Sokrates weise, dem Nero blutdürstige, dem Swift unsinnige, dem Sardanapalus schändliche Ideen giebt. Und das sollte Gott thun können? Er uns betrügen? —

Was Berkeley hierauf antworten würde, weiß ich nicht; aber ein Idealist aus Leibnitzens Schule würde nicht sonderlich dabey verlegen seyn. Was den Unterschied geistiger und körperlicher Vergnügen und Schmerzen, die Wirkung geistiger Getränke, des Hungers und Durstes, des Essens und Trinkens u. s. w. anbetrifft, so würde er darauf antworten: So wie ich es einräume, daß die Gegenstände, die mir die Erscheinung der Materie und der Körper geben, reell und wirklich vorhanden sind; ob sie gleich, nach meiner Einsicht, ganz etwas anders sind, als sie mir vorkommen, so leugne ich nicht das Daseyn meines Körpers, noch die Verschiedenheit desselben von meiner Seele. Vermuthlich besteht er aus einem Aggregat einfacher Substanzen, die mit meiner Seele zwar von gleicher Art, aber derselben dem Grade nach untergeordnet, ihr zu Werkzeugen ihrer Thätigkeit zugegeben, ihrer Regierung unterworfen, und mit ihr in die genaueste Verbindung, die nur unter einfachen Substanzen möglich ist, gesetzt worden. Aus dieser Verbindung verschiedner Substanzen können nun auch die verschiednen Vergnügen und Schmerzen, die man körperlich und geistig nennt, entstehen; können einige derselben auf einen gewissen Ort eingeschränkt scheinen, da sie von andern

indern den eigentlichen Sitz nicht anzugeben wissen. Ohnedem wie kann derjenige, der beydes den Leib und die Seele für Materie, obgleich die letztere für etwas feinere und dichtere Materie hält, so sehr auf den Unterschied der geistigen und körperlichen Vergnügen und Schmerzen bestehen? vergißt er nicht, daß seine Seele, die wie der Leib einen Ort einnimmt, auch örtliche Vergnügen und Schmerzen haben müßte, daß also das Idealistische System hierin keinen Schwierigkeiten ausgesetzt ist, die nicht auch das Materialistische drücken? — Daß der Genuß des Opiums und starker Getränke die Seelenkräfte in Unordnung bringen, ordentliche Nahrungsmittel sie stärken können, dieß beweiset höchstens, daß wir einen Leib haben, der mit diesen theils schädlichen, theils heilsamen Dingen in einem gewissen Verhältnisse steht; es beweiset aber keinesweges, daß unser Leib und jene Nahrungsmittel, das in sich sind, was sie unsern Sinnen zu seyn scheinen. Fordert man von uns, daß wir zeigen sollen, wie nach unsern Voraussetzungen, ein Aggregat einfacher Substanzen in einem andern Aggregat derselben solche Veränderungen veranlassen könne; so mag der Materialist uns zuerst zeigen, wie ein Körper, oder ein zusammengesetztes Ding in einem vollkommen Einfachem diese Wirkungen thun, wie der Saft von einem gewissen Kraut die einfache Substanz in eine so völlige Unordnung bringen, und ein andrer Saft sie stärken und ermuntern könne. — Er wird gestehen müssen, von dem allen weiß ich nichts; ich würde es auch im geringsten nicht vermuthen, oder eine solche Wirkung erwarten können, wenn es mich die Erfahrung nicht lehrte. — Gewiß ließe es sich, wenn wir überall von der Verbindung der Ursachen und Wirkungen etwas begreifen könnten, weit eher begreifen, daß eine Idee auf die andere eine vortheilhafte oder nachtheilige Wirkung haben könne, als wie ein wenig Opium die vernünftigste Seele auf einmal dumm machen, und ganz heterogene Dinge auf einander einfließen und wirken können. — Aber wenn Farben, Geruche und Gefühle von Gegenständen herrühren, die in sich ganz anders beschaffen sind, als wir sie empfinden, und auf eine solche Weise veranlaßt werden, die mit unsern Empfindungen selbst nichts ähnliches hat, — dann betrügt uns der Urheber unserer Natur; und wie kann Er uns betrügen? — Ich muß gestehen, dieß ist der schwächste Einwurf, und würde, wenn einmal unsere Lage in der Welt, die Natur unserer Seele und unsers Körpers, und die nothwendige Einschrän-

kung unserer Kräfte und Fähigkeiten, dieß mit sich bringen, in der That weiter nichts sagen, als Gott thut uns unrecht, daß er unsern Blicken nicht das innere Wesen der Dinge geöffnet, daß er uns nicht allwissend gemacht hat. Was hätten wir denn für ein Recht, oder für ein Bedürfniß, die Dinge so zu erkennen, wie sie in sich sind, und wie sie nur Gott allein sieht? Alle übrige eingeschränkte Geister sehen wahrscheinlich nach dem Verhältniß, wie sie hoch oder niedrig auf der Leiter der Wesen stehen, mehr oder weniger die Gegenstände nach ihrer innern Natur und wahren Beschaffenheit. Allein wenn gerade diese nach unserer Bestimmung und zu unserer Glückseeligkeit eingerichtete Art zu empfinden, alle subjektivische Wahrheit hat, die wir uns nur wünschen möchten, und die Erscheinungen so zuverläßig und beständig sind, daß man, ohne einen gewissen Grad des Tiefsinns erreicht zu haben, sich kaum erwehren kann, denjenigen, der an der objektiven Wahrheit unserer Empfindungen zweifelt, nicht für einen Narren zu halten, worüber können wir uns denn beschweren! Fällt uns kein Zweifel über die Realität der Körperwelt ein, so bedurften wir ja der Entdeckung, daß sie in sich das nicht ist, was sie uns scheint, auf keine Weise, und wie konnte es denn ein nachtheiliger Betrug seyn, wenn wir das nicht sehen und nicht wissen, was wir gar nicht nutzen können? — Kommt man aber so weit, daß man an der Wirklichkeit der Körperwelt, so wie sie uns die Sinnen vorspiegeln, zweifelt, nun so dringe man, wenn man kann, tiefer in die verborgene Wahrheit, und suche in derselben seine Beruhigung. Und dann wird man gestehen müssen, daß dieser Idealismus, oder die Voraussetzung, daß uns unsere Sinnen nicht die innere Beschaffenheit der Dinge lehren, und nicht in ihr Wesen eindringen, in das wirkliche Leben und in unser Verhalten nicht den mindesten Einfluß habe, und daher weder eine praktische Wahrheit noch ein praktischer Irrthum sey. Aber möchte man sagen, so ist er ja eine ganz unnütze Grille, oder höchstens eine ganz unfruchtbare Spekulation. Ich antworte: dieß mag er für denjenigen seyn, der ihn halb und außer Verbindung aufgefaßt hat, aber er ist es nicht für den, der sich vermittelst derselben Schwierigkeiten, die ihn beunruhigten, zu heben weiß, nicht für denjenigen, dem diese Hypothese über die wichtigsten Wahrheiten von Gott und der Seele ein beruhigendes Licht verbreitet.

Dieß sey genug, um den Character der Philosophie des einigermaßen kenntlich zu machen. Wem es aber noch cht genug ist, der lese nach, was er von der einen Grundaft in der Seele, nämlich der Vorstellungskraft, vorträgt, id vergleiche es mit dem, was Hr. Eberhard in seiner Preisbrift darüber sagt, vergleiche ihn mit sich selber, wenn er an nem Orte die Theorie der dunkeln Ideen, wie sie Leibnitz orgetragen, leugnet und bestreitet, und an einem andern, z. bey der Erklärung, warum uns der Mond am Horizont röser scheint, als mitten am Himmel, eben diese Theorie oraussetzen muß. Man wird alsdann finden, daß der Verf. en weitumfassenden, tief eindringenden Blick, der so nöthig ist, enn wir nicht nur einzelne und abgesonderte Meynungen, ondern das ganze System eines Weltweisen überschauen und eurtheilen wollen, nicht in dem Maaße besitzt, als die Gabe, ie Meynungen der Philosophen überhaupt zu erzählen, wobey hm seine große Belesenheit zu statten kommt. Man wird inden, daß seine Philosophie eine gewisse Mittelstraße zwischen er tiefsinnigen Spekulation, und der sogenannten Philosophie es Bonsens halten soll; sich aber dieser letztern weit mehr nähert, als der erstern. Uebrigens wird in den zween Bänden, die wir vor uns haben, in dem ersten von den Vorstellungen überhaupt, und in dem zweyten von den Sinnen gehandelt.

Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen, von Karl Franz von Irwing. — Erster Band. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Berlin, im Verlage der Realschul-Buchhandlung. 1777. 8. 460 S.

— Zweyter Band. Ebendas. 1777. 8. 446 S.

Von der ersten Ausgabe des ersten Bandes haben wir bereits im XXII. B. d. allg. B. Nachricht gegeben. Es ist uns angenehm, daß die gute Aufnahme dieses gründlichen und durchgedachten Werks dem Verf. Gelegenheit gegeben, seine Theorie über die menschliche Seele immer weiter zu berichtigen, wenn gleich dieß für die Käuffer der ersten Auflage die kleine Beschwerde verursacht, daß sie, um das System des Verf. völlig zu fassen, und insonderheit den zweyten Band

gehörig zu verstehen, sich auch allenfalls diese zwote Auflage anschaffen müssen. Der Verf. erklärt sich über die Veränderungen und Verbesserungen, die er zu machen nöthig gefunden, in der Anzeige vor dem zweyten Bande unter andern: „Das Vornehmste dieser Veränderung betrifft die Lehre von der Thätigkeit, welche in der vorigen Ausgabe von §. 88. ihren Anfang nimmt. Diese habe ich hier etwas weiter ausgeführt, weil ich fand, daß das, was ich noch davon zu sagen hatte, seinen Platz besser hier, als in der Folge, wohin ich es anfänglich bestimmt hatte, erhalten würde. Ich weiß aber auch, daß ich das nicht eher selbst wahrnehmen konnte, bis ich mit der wirklichen Ausarbeitung des zweyten Bandes beschäftigt war: denn ich arbeite nicht nach einem bis ins Einzele schon entworfenen Plan, sondern nur nach einem ziemlich allgemeinen Leitfaden. Ich hoffe entschuldiget zu werden, zumal ich nun schon in meiner Materie so weit fortgerückt bin, daß ich versprechen kann, nicht wieder in ähnliche Verlegenheit zu gerathen."

Vielleicht ist es den Besitzern der ersten Auflage nicht unangenehm, wenn wir ihnen aus dem neu umgearbeiteten Theile des Werkes eine Probe hersetzen. Es mag ein Theil des Abschnittes seyn, worin der Verf. die Quellen angiebt, woraus die Richtung der thätigen Bewegung entspringt. — „Die Antriebe zu aller Art der Thätigkeit liegen in einem Subjekte, bey dem keine andere Ideen, als äußere Empfindungen statt haben, allein in den wirklichen Gefühlen und den wieder erweckten Ideen davon, und die unmittelbare Folge eines jeden Gefühls und Rührung ist die Erregung der Thätigkeit. Die Seele ist bey jedem Gefühle gleich bereit, sich demselben entweder gern zu überlassen, oder sich davon zu befreyen. Gesetzt aber, es wären dazu in einem oder dem andern Falle Bewegungen des Körpers erforderlich; woher wird die Seele die Anweisung nehmen, um ihrer erregten Thätigkeit diejenige Richtung zu geben, die zu solchem Endzwecke nöthig ist? Denn es liegt doch nicht unmittelbar in einem jeden Gefühle die Anweisung dazu; und Vergleichungen und Ueberlegungen, woraus in dieser Absicht etwas zu folgern wäre, dürfen wir hier nicht annehmen. Um Gründe zur Beantwortung dieser Frage an die Hand zu geben, führe ich folgendes an: Erstlich beweiset es die Erfahrung, daß nichts der Seele so leicht ist, als Bewegungen zu veranlassen, welche dem Baue und der ganzen Einrichtung des Körpers gemäß, oder

oder wozu der Körper schon von Natur geschickt ist. Zu solchen Bewegungen wird keine merkliche Kraft und Anstrengung erfordert. Sobald nur erst durch Gefühle und Rührungen die Thätigkeit aufgebracht und in Wirksamkeit gesetzt ist, so kann dieselbe auch sehr leicht nach Veranlassung unmerklicher vorhergegangener Umstände und Gewohnheiten bald diese, bald jene von solchen Bewegungen veranlassen, wenn gleich das Gefühl, das die Thätigkeit erregt hat, damit in gar keinem, oder wohl gar in einem entgegengesetzten Verhältnisse stehen sollte. So kann z. B. das Gefühl des Schmerzens und des Schrecks jemanden zum Lauffen oder zu andern Bewegungen bringen, welche, anstatt ihn von den Ursachen solches Gefühls zu entfernen, ihn nur näher dazu bringen, und tiefer hineinstürzen. Zweytens habe ich es schon als eine Erfahrung angemerkt, daß manche Triebe unserm Körper eingepflanzt sind, welche unter gewissen Umständen an Stärke bis zu einem äußern Gefühle wachsen können, und denn nothwendiger Weise eine Rührung erzeugen, wodurch die Thätigkeit der Seele unmittelbar, und ohne Dazwischenkunft einer andern Idee in Wirksamkeit gebracht werden muß. Auf eine Rührung, die von einem Triebe herkommt, kann natürlicher Weise keine andere Art der Thätigkeit, oder eine andere Richtung derselben erfolgen, als solche, welche den Endzwecken dieses Triebes und der Natur derjenigen Art der Thätigkeit, welche rege gemacht worden, wie auch der Bauart der Glieder des Körpers am allergemäßesten ist. Sobald der Trieb befriedigt worden, oder sonst aufhört, sobald hört auch das Gefühl davon auf, und die Thätigkeit läßt nach, wirksam zu seyn. Es kann gar wohl behauptet werden, daß in Rührungen, welche durch einen starken Trieb der Seele erzeugt worden, schon gewissermaaßen die Anweisung zu einer bestimmten Art der Thätigkeit liege. Man muß sich aber nicht das, was ich hier Anweisung nenne, als eine besondere Gewahrnehmung vorstellen. Denn eine Handlung der Seele, oder eine Aeußerung ihrer Thätigkeit, welche auf Trieb und Gefühle erfolgt, wird eben dadurch in Absicht der Richtung schon hinlänglich bestimmt, und ist eine unmittelbare Folge davon; nur diese Folge nenne ich in analogischer Bedeutung eine Anweisung. Ferner, wenn gesagt wird, daß auf Trieb und Gefühl eine bestimmte Aeußerung der Thätigkeit erfolge, so versteht es sich dabey von selbst, daß dieses nur so lange geschieht, als nicht ein entgegenstehendes stärkeres Gefühl es verhin-

verhindert. Denn eine stärkere Rührung verursacht eine kräftigere Thätigkeit, und diese hemmt entweder die entgegengesetzte schwächere, oder giebt ihr wenigstens eine andere Richtung. Drittens sind die Gefühle sehr oft und fast immer mit Empfindungen oder Empfindungsideen verknüpft, indem wenigstens einige Sinnen fast zu aller Zeit den Eindrücken der äußern Gegenstände offen stehen. Weil nun die aufgebrachte Thätigkeit über uns leicht irgend eine Richtung annimmt: so ist fast eine jede Empfindung oder Empfindungsidee im Stande, derselben eine Richtung oder Anweisung darzu geben, und die Wirkung der Thätigkeit auf einen gewissen Weg zu leiten. Selbst die Bewegung des Körpers, welche durch Veranlassungen solcher Rührungen hervorgebracht werden, denen es gänzlich an einer Anweisung mangelte, können, wenn sie gleich aufs erstemal dem veranlassenden Gefühle zuwider, ausgefallen sind, doch zugleich eine Anweisung werden, wodurch die Thätigkeit zu einer zweckmäßigern Richtung geleitet und hingerissen wird. So kann z. B. ein Hund, dem ein Stück Fleisch vorgehalten wird, vielleicht bey einem zweyten Versuche auf den Tisch springen, indem der erste, welcher ihm mißlungen war, eine Anweisung werden kann, um eine zweckmäßigere Anwendung von seiner Thätigkeit zu machen. Viertens kann auch die Thätigkeit, wenn sie durch solche Triebe rege gemacht worden, worin keine Anweisung liegt, schon dadurch eine gewisse Richtung bekommen, wenn man andere seines gleichen gewisse Bewegungen machen sieht. Die Anwendung der Thätigkeit, wenn sie in solchen Bewegungen besteht, wozu der Körper von Natur geschickt ist, ist der Seele so leicht, als die Hervorbringung einer Idee. Aus diesem Grunde rührt es her, daß die Nachahmung in allen thierischen Geschöpfen so sehr allgemein angetroffen wird. Man hat sie bisweilen um ihrer Allgemeinheit willen zu einem besondern Triebe der Natur gemacht. Allein nach meinen Begriffen von Trieben kann ich sie dafür nicht halten, und ihre Allgemeinheit entspringt aus der sehr großen Leichtigkeit, womit Bewegungen von dieser Art gemacht werden können. Ein Kind, oder auch ein Thier, macht Bewegungen, die es von seines gleichen machen sieht, nach; findet es nun darin für seinen Trieb eine Befriedigung: so bleibt diese Art Thätigkeit mit jenem Triebe auf immer verknüpft, das ist, so bald der vorige Trieb entsteht, so bald folgt die vorige Bewegung."

Ich habe diese lange Stelle abgeschrieben, weil der V. uns seine Erklärung über die Handlungen der Thiere aber solcher Subjekte vorlegt, bey denen nichts, als reine äußere Empfindungen, Empfindungsideen, Gefühle und Rührungen vorausgesetzt werden. Wenn man bedenkt, daß die Handlungen dieser Subjekte von den einfachsten Bewegungen bis zu den kunstreichsten Verrichtungen gehen, und von allen diesen einen begreiflichen Grund hier erwartete: so möchten des V. Angaben und Berufungen auf Mechanismus, Triebe, Empfindung und Nachahmung nicht genugthuend scheinen. Seine Gründe sind einmal zu allgemein gefaßt, als daß sie bequem auf einzelne Fälle angewandt werden können. Freylich, wenn man Vernunft, Ueberlegung und Vorsatz ausschließt: so mußte alles durch Mechanismus, Empfindung und Triebe ausgerichtet werden; aber die wichtigste Frage, die hier nicht beantwortet wird, ist diese, wie es ausgerichtet wird? Dieser Auseinandersetzung, die wir insonderheit von dem scharfsinnigen Verf. erwarteten, kann er sich nicht füglich aus dem Grunde, daß er nur im Allgemeinen bleiben wolle, entziehen: denn wer hierüber überall etwas sagen, und nicht bloß bekannte Dinge wiederholen, oder gar was beweisen werden sollte, als bewiesen voraussetzen will, muß ins Detail gehen. Es kommt nehmlich darauf an, ob es solche Subjekte gebe, die bloß auf Empfindungen und Gefühle eingeschränkt sind; ob die Thiere, deren Handlungsweise Ueberlegung zu verrathen scheint, wirklich solche Subjekte sind. Um dieß auszumachen, müssen wir ihre besondere Handlungen beobachten und untersuchen, ob sie sich aus der Voraussetzung erklären lassen. Ich zweifele nicht daran, daß der Verf., wenn er sich in diese Untersuchungen eingelassen hätte, uns hierüber Aufklärungen, die uns Reimarus selbst noch wünschen läßt, würde gegeben haben. Und es wäre um so mehr zu wünschen, daß der Verf. diese Materie umständlicher behandelte, da in dem zweyten Bande gewissermaaßen auf diese unentwickelte Theorie fortgebauet wird.

Nehmlich wenn der Verf. in diesem zweyten Bande den Unterschied der Menschen und Thiere zeigt: so setzt er ihn überhaupt in der verschiedenen Thätigkeit unserer und ihrer Seelen, und insonderheit in diesem Vermögen der menschlichen Seelen, durch die feinsten und abstraktesten Ideen zur Wirksamkeit veranlaßt zu werden; dahingegen die thierischen Seelen durch nichts als äußere Empfindungen, Empfindungsideen, Gefüh-

Gefühle und Rührungen zur Aeußerung ihrer Thätigkeit kennen gebracht werden. Weil dieß mit dem obigen zusammenhänge: so wollen wir noch darüber die Theorie des Verf. ansehen: „Es läßt sich, heißt es, noch eine andere Beschaffenheit der Thätigkeit in Absicht ihrer Erweckung zur Wirksamkeit bemerken. Die Thätigkeit bedarf Veranlassungen, um wirksam zu werden: Es müssen Triebe vorangehen, wodurch sie erweckt, und eben auf diese und keine andere Richtung gebracht wird. — Es kann Geschöpfe geben, und es ist wahrscheinlich, daß es welche giebt, deren Seelenthätigkeit nur allein durch äußere Gefühle, und die wieder erneuerten Ideen davon gereizt und zur Wirksamkeit gebracht werden kann. Und von dieser Art scheinen die geringern Arten von Thieren zu seyn. Es kann ferner Geschöpfe geben, deren Thätigkeit auch noch außerdem durch andere Empfindungen und Ideen, insofern sie mit Gefühlungen und Rührungen im Zusammenhang stehen, gereizt und wirksam gemacht werden kann. Zu dieser Gattung, die sehr viel Stuffen haben kann, scheinen die vollkommenen Thierarten zu gehören. Wahrscheinlich bestehet darin der eigentliche Charakter der Thiere. — Es kann auch Geschöpfe geben, deren Seelenthätigkeit noch außerdem auch durch andere Ideen, die offenbar nicht zu den Gefühlen gehören, erregt werden kann, oder Geschöpfe, deren Seelen durch jede Art der Ideen gereizt, und in denen jede Idee ein Antrieb zur wirksamen Thätigkeit werden kann. Zu dieser Gattung gehört unstreitig der Mensch. Ein jeder weiß es bey sich selbst, daß er nicht bloß durch äußere Gefühle und Empfindungen, sondern auch durch andere Arten der Ideen oder Vorstellungen in Thätigkeit gesetzt und geleitet werden kann. Wir sind durchgängig geneigt zu glauben, daß, je weniger ein Mensch vernünftigen Vorstellungen Gehör zu geben, im Stande ist, desto mehr er sich auch von den vernünftigen Geschöpfen entferne, und den Thieren nähere. — Was den weitern Grund dieses Vorzuges der Menschen betrifft: so läßt sich dergleichen in dem Nervenorganismus nicht entdecken; was aber die Seele betrifft: so ist nicht unwahrscheinlich, daß die Fähigkeit gewahr zu nehmen, in der Undurchdringlichkeit der Seele ihren Sitz habe, und daß die Thätigkeit derselben eine Art der allersubtilsten Reizbarkeit sey; eine Reizbarkeit, die schon durch die subtilsten Nervenwirkungen, dergleichen die abstraktesten Ideen zum Grunde setzen, zur Aeußerung gebracht werden können."

Nach

Nach dieser Vorstellung des Verf. besteht also der Vorzug des Menschen vor den Thieren darin, daß seine Seele einer ausgebreiteteren, stärkern oder eindringendern und anhaltendern Aufmerksamkeit fähig ist, als die thierischen Seelen. Und frägt man nun weiter nach der Ursache dieses Vorzugs: so kann man noch sagen, daß, da alle Thätigkeit ursprünglich, wie der Verf. behauptet, durch Gefühle und Rührungen veranlaßt werden muß, die menschliche Seele noch diese besondere Beschaffenheit haben muß, daß sie auch die feinsten, und dem Ansehen nach, von Gefühlen und Rührungen entfernt liegenden Ideen für sich interessant zu machen, oder mit Gefühlen auf die eine oder die andere Weise zu verbinden und zu associiren weiß. Denn auf irgend eine Weise müssen der menschlichen Seele die Ideen, worauf sie wirken soll, interessant werden; sonst sind sie so wenig ein Gegenstand für sie, als für thierische Seelen. Nehmen wir nun an, daß die menschliche Seele einen ursprünglichen Trieb hat, ihre Vorstellungen zu entwickeln und zu erweitern, daß sie niemals völlig ruhet, sondern jede Veranlassung dazu ergreiffet; so würde abermals diese größere Thätigkeit ihr unterscheidender Charakter seyn, und weiter, scheint es, können wir in unserer Erklärung nicht gehen. Der Verf. aber, der einen besondern Umstand, oder vielmehr eine Folge dieser größern Thätigkeit, als den Grund des Vorzugs angiebt, scheint die Unbequemlichkeit nicht zu bemerken, daß er aus der Fähigkeit des Menschen, durch jede Folgen auch eine abstrakte Idee zur Wirksamkeit veranlaßt zu werden, zuerst erklären muß, wie der Mensch überall zur Gewahrnehmung abstrakter Ideen gelangen kann. Mit der Beantwortung dieser Frage müßte man billig den Anfang machen, und dann ließe sich die andere Frage, wie er durch solche abstrakte Ideen zur Wirksamkeit gebracht werden könne, wie mich deucht, leicht beantworten. In der Seele selbst scheint es, kann zur Beantwortung der ersten Frage nichts anders angenommen werden, als die größere Thätigkeit derselben, und was der Verf. zur nähern Bestimmung hinzusetzt, ist, wie schon gesagt, eine Folge und ein Resultat, nicht eine Ursache der größern Thätigkeit. Man kann freylich zeigen, wie der Verf. thut, wie die größere Thätigkeit der Seele, und das Vermögen, durch jede Idee zu Handlungen gebracht zu werden, in Harmonie stehen, und wie sich alle übrige Beschaffenheiten der Seele, nach dieser Voraussetzung und mit derselben vereinbaren lassen; aber in

der

der Entdeckung der nähern Ursache des in der größern Thätigkeit seiner Seele bestehenden Vorzugs des Menschen vor den Thieren, ist man dadurch nicht weiser gekommen. Was sind aber auch alle unsere gepriesnen Erklärungen der Naturbegebenheiten, wenn sie köstlich sind, anders, als Auseinanderlegungen und Entwickelungen eines verwirrten und verwickelten Gegenstandes, einer rudis indigestaeque molis (es versteht sich in Beziehung auf unser Begreifungsvermögen,) als eine Anzeige dessen, was derselbe Mannichfaltiges enthält, wie es unter sich verbunden, oder wie eines das andere voraussetzt, nöthig und nützlich macht, als eine Anweisung, wie wir diese Mannichfaltige, das unser Verstand unterscheiden kann, nun in Ordnung legen, und in gewisse Fächer abtheilen sollen, damit wir es im Fall der Nothwendigkeit auffinden, und uns zu Nutze machen können.

Ich glaube diesen Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen kein geringes Verdienst beyzulegen, wenn ich behaupte, daß in diesem ganzen zweyten Bande, worin der V. außer der angezeigten Materie, von der Aufmerksamkeit, dem Gedächtniß, den Erinnerungen, dem Bewußtseyn, von der Phantasey und der Einbildungskraft handelt, sehr glückliche Versuche, auf die abgedachte Art die menschliche Seele zu erklären, oder zu anatomiren, enthalten sind, die uns die baldige Fortsetzung derselben wünschen machen.

Bm.

Philosophische Betrachtung des falschen Gottesdienstes des Menschen im Stande seiner verderbten Natur, sowohl zu gründlicher Bestärkung vieler Lehren des wahren Christenthums, als auch zu gründlicher Widerlegung der solchen entgegengesetzten Irrthümer der Naturalisten, Pelagianer, Socinianer und anderer. Zweytes Stück. Rostock, in der Koppenschen Buchhandlung. 1777. 8. S. 126.

Mich deucht der Schluß dieser philosophisch seyn sollenden Betrachtung: „Sollte kein Mittel vorhanden seyn, wo„durch der Gerechtigkeit Gottes wegen der Sünden und Un„gerechtigkeit der Menschen, Genugthuung geschehen könnte.

„so müßte bey der Unsterblichkeit ihrer Seelen, ihre Unseelig„keit wegen ihrer fortdaurenden Sünden ewig seyn. Die Un„seeligen mögen seyn, wo sie wollen, in der Sonne, im Mittel„punkt der Erde, oder in dem Aufenthalt der Heiligen: so „tragen sie mit ihrer Ungerechtigkeit ihre Unseeligkeit stets mit „sich;“ widerspricht sich, und von den beyden Sätzen: „Gott „muß eine Genugthuung nach menschlicher Weise haben, wenn „er den sündigen Menschen beseeligen soll,“ und: „der Mensch „ist durch seine wirkliche Ungerechtigkeit unseelig,“ hebt sich einer den andern auf; ja der letzte Satz gehörig entwickelt und ausgeführt, würde zureichen, die ganze Demonstration des B. umzuwerfen.

Bs.

Ursachen des gesunkenen Geschmacks bey den verschiedenen Völkern da er geblühet. Eine Abhandlung, welche den von der K. A. d. W. für das Jahr 1773. gesetzten Preiß erhalten hat. Von Hr. Herder. Auf Befehl der Akad. herausgegeben. Berlin. Voß. 1775. 141 Oktavs. davon der vorangesetzte französische Auszug 56 Seiten beträgt.

Im ersten Theile untersucht Hr. H. die Frage aus Gründen der Seelenlehre. Genie ist ihm im Allgemeinen, eine Menge in- oder extensiv strebender Seelenkräfte. Geschmack, ist Ordnung in dieser Menge, Proportion, und also schöne Qualität jener strebenden Größe. So muß Genie vorausgehen, ehe Geschmack werden kann. Beym noch rohen Volke, muß man nicht vom Verfall des Geschmacks, sondern von langsamer Bildung zum Geschmacke, zur Wohlgestalt, reden. Verzehrten sich in einem Zeitalter der Ueppigkeit und des allgemeinen Verderbens die Kräfte des Genies, so stand es auch elend mit dem noch säumenden Geschmacke, wie mit den einzelnen Stimmen in den Jahren der Barbarey und des verfallenden Geschmacks. Waren sie bloß Stimmen, so wirkten sie nichts; gatteten sie sich, belebeten sie das Genie, und weckten andere Genies auf, so ward bessere Zeit. Nun ists Sonnenhelle, wiefern Genies allein den Geschmack verschlimmern, weil er ohne sie nicht existirt, und sie ihn allein ver-

schlimmern können, wenn sie die Kräfte des Genies übel anwenden, welches auf zweyerley Art möglich ist, durch falsche Zwecke, und durch falsche Mittel. (Daß Genies, so den Geschmack verschlimmern können, ist richtig; aber daß Genies allein es thun können, erhellet doch aus dem, was Hr. H. beybringt, nicht. Der Erfinder der leoninischen Verse, Acrostichen, Chronostichen u. s. w. verderbte doch den Geschmack; aber Genies waren es nicht. Eben den Mangel des Genies wollten sie durch arbeitsame Tändeleyen ersetzen. Wahr ists, es gehören auch eine Menge Seelenkräfte dazu, lateinische Buchstaben so zusammenzufügen, daß sie vorwärts und rückwärts gelesen, einen Vers geben, obgleich weder vorwärts noch rückwärts einen Verstand. Aber diese Einwendung zeigt nur so viel, daß Hr. H. den Begriff vom Genie, nicht völlig dem Sprachgebrauche gemäß, definirt hat; es müßte denn die genauere Bestimmung in dem von ihm nicht erklärten Worte: in- und extensiv liegen.) Vernunft wird auch dem Geschmacke entgegengesetzt, und soll zu seinem Falle beygetragen haben, da doch Geschmack nur durch Vernunft, Beurtheilung, Ueberlegung wirken kann. (Auch werden die Leute wohl nicht sehr vernünftig seyn, die diese Entgegensetzung angegeben haben.) Man sucht auch das Verderben des Geschmacks in den sittlichen Kräften, und will, daß bald Frömmigkeit, Wohlgeschmack, bald Verfall am Geschmack, Gottlosigkeit nach sich ziehen müsse: Aber Geschmack und Tugend sind nicht einerley, Geschmack hält gute Sitten mit an; aber nicht als gute Sitten, sondern als Anstand, Wohlordnung.

Der zweyte Theil ist historisch von den Griechen an. Der griechische Geschmack war die schöne Nationalblume, ihrer freyen Wirksamkeit, ihres Schönheittrucknen Genies, ihres heitern treffenden Verstandes. Da der schönen Blume Boden, Saft, Nahrung, Aether fehlte, und vergehende Winde wehten, starb sie. Alexanders Zeitalter, so blühend es für die Gegenwart schien, so tief untergrub den griechischen Geschmack in seiner ersten Quelle. Als griechische Freyheit, republikanischer Gemeingeist, der Griechen, ihre leichte Art mit Lust und Freuden zu wirken, dahin war, was sollte nun blühen? Dichtkunst? wo keine Sitten und Leidenschaften der offnen Muse mehr waren; Redekunst, das Thatrollen, muthigen Herzens? wo keine Freyheit und Selbstthätigkeit mehr war. Selbst die Geschichte kam in Banden, Alexander fand keinen Xenophon und Thucydides, weil zu beyden gehörte, daß kein

Alexan

erander da seyn müßte. Den Römern ist der Geschmack
e geworden, was er den Griechen war, Nationalsache und
ement der Bildung. Römergeschmack, war Geschichte,
nste, gesetzgebende Beredsamkeit, That. So lang in Rom
eranlassung war, die ächten Thaten, Red- und Geschichtgeist
wecken, wuchs der feste römische Geschmack, und verfiel
her gleich unter der Monarchie. Im neuen Europa, pflegt
an Leo X. und die Medicis, als die Wiederhersteller des
ten Geschmacks zu rühmen; aber an dieser Wiederherstellung
r schon lang im Verborgnen gearbeitet worden. Petrarca,
ante, Boccaz, Cimabue, Giotto, hatten längst gewirkt,
if den Zeitpunkt, da Griechenland nach Italien kam, tra-
n die Medicis und machten von dem, was in den dunkeln
ahrhunderten war gesäet worden, Ernte. Ueber das Zeitalter
dwig XIV. Rabelais und Montagne hatten nicht auf ihn
wartet. Corneille hatte Richelieu und die Akademie wider sich,
d die stärksten Genies, Pascal, Fenelon, Rousseau, la
ntraine, waren nicht von der Hofseite. Also weckte Lud-
g. nicht Genie, nur Geschmack. Um ihn lebten Anstand,
ätigkeit, Glanz und Würde. Die Beredsamkeit, die nicht
ehr fliegen konnte, regte wenigstens mit Anstand ihr Gefie-
r. Das Theater, das nicht mehr wirken konnte, ward eine
ühne der Sitten, des Anstandes, der Philosophie, des
roismus im Scheine. Die Künste, die nicht mehr wecken
nnten, dienten Ludwigs Stolz und Thaten. Wer nicht
chten konnte, machte schöne Verse; wer nicht Geschichte
reiben konnte, deklamirte schön und zeichnete Gemälde. Die
prache, deren Stärke, Reichthum und Fülle längst dahin
ar, bildete sich zum Tone der Gesellschaft, der Richtigkeit,
s Wohlanstandes. Da nun die Wurzeln des Geschmacks
cht, tief im Bedürfniß der Nation, oder Beschaffenheit ih-
r Sitten lagen: so wird offenbar, daß, der glänzende Ge-
llschaft- der edle Hofgeschmack, der allein regierte, sich auch
ld verderben mußte: dasselbe Publikum, dieselben aufgeklär-
n und witzigen Kreise, die einst der Sprache Leichtigkeit,
einigkeit, Anstand, verschafft hatten, gaben ihr auch bald
infinigigen Witz, Spitzfindigkeit, und den elenden Geschmack
rch Wendungen zu frappiren. Man verließ die simple Na-
r .... Kurz und treffend zeichnet Hr. H. noch Charaktere
niger der folgenden französischen Schriftsteller. Voltaire ward
ie Columbus groß, daß er außer dem Jahrhunderte Ludwigs
ch eine Erde glaubte; er schiffte ins Land der Feinde seiner

Nation. (Aber er erfand ja dieses Land nicht, also paßt die Vergleichung mit Columb gar nicht. Eher mit einem Schiffe Salomons, das nach Ophir gieng, oder, weil Voltäre auch noch im Grabe sich regen würde, wenn man ihn mit Juden vergleichen wollte, mit einem phönicischen Kauffahrer.)

Ueber diese vier Zeitalter stellt Hr. H. Betrachtungen an. Zeit des Geschmacks, ist Folge der Kräfte der Genies, wenn sie sich ordnen und regeln. Nicht eines Menschen Wille, weil kein Mensch Genies bewirken kann. Das Räthsel, warum die großen Männer immer zusammen leben, was man aus mechanischer Nacheiferung, Belohnung, Klima, u. dgl. nur äußerst unvollkommen auflöset, löset Hr. H. so auf: Sie sind alle zusammen nichts als Konsoner Punkt einer Saite. (Die Auflösung ist ohne Zweifel viel räthselhafter als das Räthsel selbst, zumal, da nach den gewöhnlichen Begriffen der theoretischen Musik wohl Saiten zusammenklingen; aber nicht Punkte von Saiten.) So lange die Natur Genies weckt, bereitet sie auch Perioden des Geschmacks sich selbst hervor, und das, in wechselnden Intervallen von Land zu Lande. Sind einmal, die Spensers, Shakespears, Miltons, einer Nation da; für die Steele, Pope, Addison sind wir sicher. Vielleicht arbeitet sich jetzo Deutschland unter Trümmern und zerfallenden Riesenwerken einem Zeitalter des hohen philosophischen Geschmacks entgegen, zu dem jetzt alles, Fehler und Tugend, Theorie und Uebung, die sich noch so blind einander begegnen, beyträgt. (Wohl wäre hierüber ein historischer Commentarius zu wünschen, was wir, in Absicht auf Geschmack ... von ernsten tiefen Wissenschaften ist die Rede hier nicht ... für Riesenwerke haben, die zerfallen können. Zum hohen philosophischen Geschmacke ist auch bey dem jetzigen Gange der Philosophie keine große Hoffnung, es müßte denn so zugehen, wie einmal Lessing zum Recensenten sagte, daß man auf eine gründliche, brauchbare Philosophie, von der die Deutschen schon was gehabt, und seit 10 oder 20 Jahren vergessen haben, eben dadurch zurückgetrieben wird, daß endlich unsere schon so seichte schwatzende Modephilosophie, so sehr seichte wird, daß man sich ihrer zu schämen anfängt.)

Der dritte Theil enthält Folgen aus vorigen, über die Bildung des Geschmacks durch Erziehung u. s. w. wo ebenfalls das meiste sehr wohl gedacht und lebhaft ausgedrückt ist, wie man von Hr. H. nicht anders erwarten kann. Philosophische

Präci-

Präcision und Gründlichkeit, würde man bey einem andern Schriftsteller freylich etwas mehr wünschen.

Ueber den Vernunftschluß. Von J. E. Mayer, Prof. der Philos. a. d. Universit. zu Wien. Wien bey Kurzböck. 1777. 338 Oktavs.

Die Einleitung redet von der Art ein psychologisches Phänomen zu behandeln. Unter Phänomen versteht Hr. M. nur Gegenstände der Empirik und Beobachtung. Hr. M. erzählt dreyerley solche Behandlungen; eigentliche genaue Beobachtung, Zerlegung des Zusammengesetzten ins Einfache u. s. w. ist die erste. Zusätze durch Einbildungs- und Dichtungskraft zu machen, die zweyte, und Theorie davon, Erklärung durch abstrakte und allgemeine Ausdrücke, die dritte. Der erste Abschnitt betrifft die Ideen überhaupt, Hr. M. glaubt, alle Definitionen der Idee sind identisch, und wir haben keine reelle. Die Idee sey so eine Qualität der Seele, deren weitere Erklärung unmöglich ist. (Ganz richtig, weil niemand verstehen kann, was Idee ist, der nicht Ideen hat.) Er befriedigt sich also mit einer Beschreibung, die doch ein wenig reell und nicht ganz unfruchtbar an Folgen sey. Das ist die Idee, sagt Locke, was mein Gegenstand ist, wenn ich denke. (Freylich beschäfftiget man sich beym Denken mit Ideen; aber diese Ideen beziehen sich doch sehr oft auf einen Gegenstand außer der Seele, und so ist das Wort zweydeutig. Wenn ich darüber denke, ob die Flecken im Monde Wasser seyn können, so wird doch wohl jeder, die Flecken, Gegenstand meines Denkens nennen, und Flecken, und Idee von Flecken, sind doch nicht einerley.) Hr. M. zeigt, wie es bey Untersuchung der Ideen auf die Kraft des Gegenstandes, und die Art, mit welcher er den Menschen afficirt, dann auch auf die Sammlung seiner gegenwärtigen Vorstellungen und ihr Verhältniß ankomme. Das erste bestimmt den Eindruck des Gegenstandes, das zweyte die Empfänglichkeit der Seele. (Gegenstand, heißt also bey Hr. M. nicht das, was es in Locks Erklärung des Worts Idee heißt.) Wir können keine Idee auffinden, die im eigentlichsten Verstande einfach wäre. Auch hat man bey allen Ideen Vergleichungen und Merkmale. Daher handelt Hr. M. im zweyten Abschnitte von der Vergleichung und dem Gegensatze überhaupt. Im dritten,

von dem Unterschiede der Ideen, wo Lebhaftigkeit, Deutlichkeit der Vorstellungen, abgezogene und allgemeine Notionen sein Augenmerk sind; im vierten, vom Ursprunge, Anticipation und Association der Ideen; im fünften, vom Grundsatze der Vergleichungen. Es heißt: Man erwirbt sich desto mehrere, deutlichere und richtigere Kenntnisse, je mehrere Aehnlichkeiten und Unterschiede, man in seinen Gegenständen beobachtet. Hr. M. bestreitet hier unter andern, Metaphysiker, die am Satze des nicht zu unterscheidenden, zweifeln, und zeigt, daß man sich von durchaus ähnlichen Dingen, gar keinen Begriff machen könne. Was soll der Ausdruck: „das „ist dieses Ding, und kein anderes" bedeuten, wenn er sich nicht auf einen gewissen Inbegriff, dieser, und keiner andern Beschaffenheiten beziehet? Er läugnet selbst vollkommen gleiche Dinge, weil Quantitäten Qualitäten voraussetzen. Wenn man sagt, ein Stück Holz und eine Kugel von Gold haben gleiches Gewicht, so kann dieses Gewicht nur gleich scheinen. (Es wird auch kein Mathematiker, der zugleich Philosoph ist, vollkommene Gleichheit bey den Dingen der Körperwelt annehmen. Man befriedigt sich mit etwas der Gleichheit so nahen als die Absicht erfordert, so wie man die Richtungen der Schwere parallel, die Schwere in Gegenden, wo wir hinkommen können, unveränderlich annimmt.) Hr. M. äußert sich alsdann ferner darüber, daß die geometrischen Begriffe in völliger Schärfe bey den vorhandenen Körpern nicht statt finden, und die ganze Geometrie, nach Boscowich Zeugniß, imaginaria et idealis sey. (Der Ausdruck imaginaria, ob ihn gleich auch Wolff gebraucht hat, scheint Mißdeutung unterworfen zu seyn. Die geometrischen Begriffe sind: **abstrakte nicht eingebildete**. Man kann sich doch von einem Tische die Oberfläche denken, ohne daran zu denken, daß er von Holz, und wie dick dieses Holz ist, ohne an die Ungleichheiten und Zwischenräume zu denken, die dieses Holz selbst auf der Oberfläche hat. So entsteht der Begriff einer steifen Ebene (planum continuum) durch die alleroinfachste Abstraktion, der jedes Kind fähig ist. Nun kann man sich freylich von einer solchen Ebene ein Bild machen, dabey man alle Unterschiede der Fläche, wie sie an vorhandenen Körper ist, von der abstrakten Vorstellung bey seite setzet. Hier dient die Einbildungskraft der Geometrie; aber nicht den Begriff zu machen, sondern ihn zur bequemern Behandlung dem Verstande lebhaft vorzustellen. Deswegen die Geometrie imaginär zu nennen, wäre eben soviel, als sie gebler,

ebleyſtiftet oder getuſcht zu nennen, weil ſie Figuren mit
Bleyſtifte oder Tuſche gezeichnet braucht. Dieſe Figuren zeich-
et ſie nach den Begriffen, ſich das Nachdenken zu erleichtern,
icht macht ſie die Begriffe nach den Figuren.) Sehr richtig
innert ſelbſt Hr. M. wenn der Mathematiker Punkte, Kreiſe
nd Dreyecke was wirkliches wären, ſo dürfte auch der Me-
aphyſiker ſeine Abſtrakte und Entia rationis in der Natur
erumſpatzieren laſſen. Alſo haben die Philoſophen unrecht,
ie den Satz des Nichtzuunterſcheidenden, mit ſolchen mathe-
natiſchen Begriffen beſtreiten. Der ſechſte Abſchnitt handelt
on der unmittelbaren Vergleichung oder dem Urtheile; der
ebente, von der unmittelbaren Vergleichung oder dem Ver-
unftſchluſſe, wo vermöge eines Mittelbegriffs, die Unter-
heidungsmerkmale der Gegenſtände hervorgetrieben werden,
e, vermöge der Aehnlichkeit äußerer Merkmale nicht un-
ittelbar einander entgegengeſetzt werden können. Das be-
annte Grundgeſetz des Vernunftſchluſſes, wird von Hr. M.
r Deutlichkeit wegen mit Buchſtaben ausgedrückt, (die
icht für jeden Leſer der Deutlichkeit ſehr beförderlich ſeyn
öchten.) Der erſte Theil dieſes Ausdrucks heißt: Geſellet ſich
zum C, und auch B zum C, ſo geſellen ſich A und B eben-
lls zuſammen. (z. E. in Paris ſey A ein alter Financier, B
n munterer Offizier, C eine Operiſtin. Wird aus den Ge-
ligkeiten zwiſchen A und C, B und C, wohl eine zwiſchen
und B folgen?) Freylich hat Hr. M. es nicht ſo gemeynet,
ß dieſe Einwendung im Ernſte ſtatt finde; ſie zeigt aber doch,
ß ſeine Ausdrücke, zur Deutlichkeit nicht allzugut gewählt
id. Hr. M. beſtimmt und erläutert ferner das Grundgeſetz,
s dem ſich die Regeln der Syllogiſtik leicht herleiten laſſen,
ne ſie eben in dem gothiſchen Putz der Schulwörter einzu-
eiden. Er hält alſo auch von den Figuren und Arten der
yllogiſmen nicht viel, und führt Hr. Kants Vergleichung der
ey Reihen des Syllogiſmus mit einem Schachbrete an. Zum
eweiſe, daß es unweſentliche und wandelbare Kleinigkeiten
id, führt er einen Schluß durch alle vier Figuren durch,
ß immer einerley Concluſion herauskömmt. (Wenn man
n ein arithmetiſches Exempel auf viererley Art rechnen kön-
, natürlich allemal ein Facit bekäme, wären deswegen alle
er Arten unweſentliche und wandelbare Kleinigkeiten? Höchſtens könnte man es von dreyen ſagen; und doch könnte
e dieſer dreyen etwa, wo nicht gerade bey dem Exempel,
ch etwa bey andern einen eignen Vortheil geben, deswegen

sie schon, verdiente mit gelernt zu werden, zumal wenn ihre Erlernung keine Kopfschmerzen verursacht. Das möchte wohl auch der Fall mit den Figuren seyn. Daß die erste zulänglich ist, sagen ihre Lehrer selbst. Ist es aber, wenigstens für jemanden der nicht in gröster Geschwindigkeit durch die Logik fliegen muß, nicht der Mühe werth, die Verstellungen der Glieder des Syllogismen und derselben Eigenschaften kennen zu lernen? Es ist eine Art von Combinationen; auch deswegen schon von Leibnitzen in der arte combinatoria erwähnt worden. Daß die Scholastiker es auch so betrachtet haben, zeigen die Buchstaben, mit denen sie Qualität und Quantität angeben.) Achter Abschnitt; über die Anwendbarkeit der Lehre von den Vernunftschlüssen. Diejenigen, welche den Nutzen der Syllogismen, besonders zum Erfinden, läugneten, haben von den Schulformlichkeiten desselben geredet. (Und doch vielleicht auch daran nicht ganz recht gethan, wie von Weisen schon ist gezeigt worden.) Hr. M. schließt seine Abhandlung mit dem, was zur Vollkommenheit eines Beweises erfordert wird. Hr. M. sagt viel gutes, und das in einem unterhaltenden, mit Witz, Gleichnissen, Geschichten, belebten Vortrage. Man sieht, daß er mit Fleiß die scholastische Trockenheit hat zu vermeiden gesucht, manchmal möchte man sie doch mit ihren genauen Bestimmungen mehr wünschen als Manierlichkeit mit der Lehren) weitläuftiger als der bloß Lehrbegierige, nicht mit zur Lust lesende, verlangt, in Ausdrückungen vorgetragen werden, die eben deswegen Mißdeutung fähig sind, weil sie nicht die kunstmäßige bekannte Form haben. Vermuthlich aber bestimmt Hr. M. seine Schrift nicht bloß studirten Philosophen, die möchten wohl nicht viel Lehren darin finden, die sie nicht sonst schon gelesen hätten. Sie dient, Geschmack an Nachdenken über philosophische Gegenstände sonst unter allerley Leser zu verbreiten.

Versuch über den Geschmack und die Ursache seiner Verschiedenheit. Mietau, bey Hinz. 1776. 194 Octavseiten.

Diese Schrift ist, der Vorrede zufolge, erst aufgesetzt worden, nachdem Hrn. Herders gekrönte schon gedruckt war. Sie geht mehr den Weg der synthetischen Speculation, die Hr. H. Geschichte und Litteratur mehr gebraucht hat. Der Verf.

Verf. fängt daher gleich mit ganz philosophischen, auch dem Sprachgebrauche gemäßen Erklärungen an. Wer die Fähigkeit, das Schöne und Häßliche in den Gegenständen zu entdecken, in einem vorzüglichen Grade besitzt, heißt ein Mann von Geschmack. Erstreckt sich diese Fähigkeit auf das Feinere, das wenige bemerken, ob gleich, nachdem sie es denken, allgemein dafür halten, verbreitet sie sich auf Gegenstände unterschiedener Art; ist sie den Regeln der Vernunft und dem allgemeinen Gefühl am allerangemessensten: so heißt der Geschmack fein, richtig, gut, gesund, u. s. w. Schönheit ist klare Vorstellung der Vollkommenheit, der Mannichfaltigkeit, die zur Einheit übereinstimmt. Nicht nur alle Theile der Mannichfaltigkeit müssen zu Hervorbringung einer Einheit mit einander verknüpft seyn; sondern jeder muß auch in dieser Wirkung einen bestimmten ihm angemessenen Antheil haben; ein größerer oder kleinerer, als ihm zukommt, verunstaltet das Ganze. Große Zurüstungen in einer Maschine, die zum Ganzen nur eine Kleinigkeit beytragen, verderben ihre Schönheit eben so, als große Endzwecke, die man auf schwache unbedeutende Triebwerke ankommen läßt. Eine Hauptperson auf der Bühne, die weder zur Verwickelung noch zur Katastrophe etwas ansehnliches beyträgt, und eine Nebenperson, von der man das vorzüglichste Interesse abhangen läßt, sind beyde unpassende Theile im Ganzen, die es läppisch oder gezwungen machen. Der Verf. weiß für diese Eigenschaft der Schönheit noch keinen besondern Namen in der Aesthetik, und wählt also dafür aus der Sprache der Maler: Haltung. Der Grund der Regel scheint ihm in dem Satze zu liegen: Die Ursache muß ihrer Wirkung proportionirt seyn. So wird die Schönheit eines Kunstwerks nach dreyerley Verhältnissen geschätzt: nach der Menge einzelner Wirkungen, die zum Ganzen etwas beytragen, (Mannichfaltigkeit) nach dem Grade der Haltung, zwischen diesen Wirkungen und ihren Ursachen, in soferne sie Theile des Ganzen ausmachen; und nach dem Grade der Verbindung dieser Wirkungen zur Einheit. Den gothischen Gebäuden fehlt es an Haltung, den chinesischen Gärten an Einheit, und den Bildern der Hetrurier an Mannichfaltigkeit. Der vollkommenste Geschmack vereiniget die ausgebreiteste Einbildungskraft, die beste Vernunft. Nachdem eine dieser Eigenschaften in Vergleichung mit den übrigen zu stark oder zu schwach ist: so wird der Geschmack unterschieden, gut oder schlecht, gründlich oder seicht, groß oder

klein, u. s. w. Vernunft, die nach der Verhältniß der Einbildungskraft und des Haltungsgefühls zu groß ist, kann dem Geschmacke hinderlich seyn; aber nicht wegen ihrer Größe, sondern wegen des Misverhältnisses, und so schadet ihm jede der übrigen zu ihm gehörigen Eigenschaften, wenn sie gegen die andern nicht die gehörige Verhältniß hat. Dem tiefsinnigen Meßkünstler fehlt es zur Beurtheilung des Schönen an leichter Umfassung der Mannichfaltigkeit; dem unphilosophischen Naturaliensammler an Schaffsinn zur Beurtheilung der Einheit; und dem Schulmanne an richtiger Schätzung der einzelnen Stücke im Mannichfaltigen. Lasset dem ersten seine Einbildungskraft nach Verhältniß seiner Vernunft vergrößern; den zweyten seine Vernunft üben, und Begriffe zergliedern und vergleichen lernen, und den dritten Umgang der Welt, und Uebung in Kunstsachen sich erwerben, und ihr werdet sie in Gesetzgeber des Geschmacks verwandelt sehen. Aus diesen Begriffen erklärt der Hr. V. unterschiedenes, das bey dem Geschmacke vorkömmt, giebt auch Vorschriften, ihn zu bilden. Am schwersten ist dabey die Vollkommenheit des Haltungsgefühls. Sie ist so sehr mit dem Charakter des Menschen verbunden. Vernunft und Einbildungskraft können der Zornige und der Sanftmüthige, der Grausame und der Mitleidige, in gleichem Grade besitzen; aber das Gefühl von den Eindrücken äußerer Gegenstände auf unsere Vorstellung, ist mit allen unsern Neigungen und Begierden aufs genaueste verwebt, und sehr unterschieden, in Subjekten, wo diese unterschieden sind. Unterschiedene Begierden machen, daß wir einen und denselben Gegenstand aus ganz entgegengesetzten Gesichtspunkten betrachten. Da nun nicht leicht zween Menschen alle Neigungen in ganz gleichem Grade haben: so kann auch ein und derselbe Gegenstand nicht auf beyde einerley Wirkung thun. Und daraus erklärt sich die Verschiedenheit des Geschmacks, ohne daß man annehmen darf, es sey beym Geschmack alles ganz willkührlich. Daß Geschmack bey einer Nation blühen soll, dazu erfodert der Hr. V. zuerst Freyheit im Denken. Der Anblick einer vorgezeichneten Gränze macht die Seele muthlos, vergällt die angenehme Empfindung, die aus dem innern Bewußtseyn ihrer Vervollkommnung erwächst. Vernunft hat einen so großen Antheil an dem guten Geschmacke, daß Freyheit im Denken auf dessen Cultur viel Einfluß haben muß. Ein zweytes Erforderte ist die Religion; so sehr auch manche der Vernunft Eintrag thun: so leisten sie doch

alle

alle der Einbildungskraft Vorschub, und zwar in verkehrter Verhältniß ihrer Verträglichkeit mit der Vernunft. (Uebertrieben wäre es doch, wenn das sagen wollte: Ganz vernünftige Religion habe gar nichts für die Einbildung. Können wir doch selbst von unserer Seele nicht ohne Ausdrückungen reden, die von sinnlichen Vorstellungen erborgt sind; so ist auch nicht zu erwarten, daß der tiefste Philosoph von Gott ganz nach dem reinen Verstande denken und reden könne; auch schadet das nicht, wenn er nur weiß, daß menschliche Vernunft nicht anders verfahren kann. Der Ausdruck Moses, dessen Erhabenheit Longin bewundert, ist doch ein sinnliches Bild, das die strengste Vernunft nicht tadeln kann.) Sittlichkeit hat auch viel Einfluß auf den Geschmack, wie einzelner Menschen, so ganzer Nationen. Je sittlicher ein Volk ist, desto mehr herrschen bey ihm Geselligkeit, und die zur Aufrechthaltung der Gesellschaft erforderliche Neigungen: und dieser Neigungen Gegenstände enthalten vorzüglich den fruchtbarsten Stoff für Künste und Wissenschaften. Noch befördern den Geschmack eines Volks Ueberfluß, und daraus entstehender Luxus, Klima, Regierungsform. Ein Zusatz betrachtet den innern Werth und das gegenseitige Verhalten von Tugend und Schönheit, den Unterschied zwischen dem Schönen, wo sich die Ursachen des Gefallens entwickeln lassen, und der bloß sinnlichen Ergötzung, u. s. w. Der Rechtseite muß aber hier abbrechen, weil er das Werk größtentheils abschreiben müßte, wenn er alles, was ihm gefällt, abschreiben wollte. Da der Hr. Verf. sich nicht genannt hat: so will der Rec. seinen ihm bekannt gemachten Namen nicht hersetzen; hatte aber wirklich, ehe er diese Nachricht erfuhr, auf den Verfasser aus andern Schriften desselben gerathen. Das war leicht, weil nicht viele unserer Modephilosophen wohl so richtig, gründlich und zusammenhängend denken, noch ihre Gedanken in einer so ungekünstelten, doch durch natürliche Schönheit unterhaltenden Schreibart vortragen können.

Ueber die wahre Absicht und Beschaffenheit der Philosophie, und aller Wissenschaften überhaupt. Ein Raisonnement. Danzig, bey Flörke. 1777. 3½ Bogen in 8.

(Einem jungen Danziger, der seine akademischen Jahre antritt, zugeschrieben, und zu dieser Absicht recht gut. Der V. ist nicht zufrie-

zufrieden, daß die Philosophie gegen die sogenannten höhern Fakultäten verachtet wird, wie eine alte Matrone gegen ihre Töchter. (Eigentlich ist die Sache, daß die Töchter Mittel gefunden haben, durch Unglück und Dummheit der Menschen Reichthümer zu erwerben; die Mutter aber arm geblieben ist. Daher wird die eine der Töchter, die auch nicht sehr reich ist, in der bösen Welt nicht viel höher geehrt als die Mutter, ob diese Tochter gleich sich von der einen Seite selbst einer höhern Abkunft rühmt. Sonst, das Alter ohngeachtet, sieht die Mutter noch immer so gut oder besser aus als ihre Töchter, zumal als die eine, die sich manchmal noch zum Andenken: realem non simulatam philosophiam nennt.

Tb.

Der Werth des Menschen, von James Burgh. Aus dem Englischen übersetzt. Erster Theil 1 Alphabet 9 Bogen. Zweyter Theil 2 Alphab. 1 Bogen. Braunschweig, im Waisenhause. 1778. in 8.

Der Verf., von dessen Lebensgeschichte der Uebersetzer nichts gesagt hat, scheint ein Mann zu seyn, der lange Jünglinge aus vornehmen und reichen Häusern, unter sich hatte, und mit ihnen in der großen Welt herumgekommen ist. Das Buch hat viele treffliche Stellen, voll Menschenkenntniß, meist kurze gedrängte Gründe, viele passende eingreifende Sätze, viel Fühlbarkeit und Religiösität, und eine leichtere Sprache, als man sonst vom Engelländer gewohnt ist. Auch hat er seiner Nation im geringsten nicht geschmeichelt, und S. 113. ꝛc. noch mehr aber im 9ten Abschnitte des ersten Buchs, ein trauriges Gemälde vom Leben der englischen Kaufleute entworfen, das jeder, der London kennt, für Wahrheit annehmen muß, und das wir denjenigen unter unsern Landsleuten empfehlen, die glauben, daß sie ihren Söhnen keine bessere Stellen, als auf einem englischen Contoir verschaffen könnten. Im ersten Theile handelt der V. im ersten Buche von der Klugheit im Privat- und im gesellschaftlichen Leben, und im zweyten Buche von der besten Art, zu scientifischen Kenntnissen zu gelangen. Er fängt mit der Bildung des Menschen in den frühesten Jahren an, und dehnt seine Vorschläge, besonders im zweyten Buche, auf alle Stände, (Soldaten ausgenommen,) besonders auf Gelehrte und Kaufleute aus.

S. 16.

S. 16. empfiehlt Burgh auch den Gelehrten die Klugheit, und fordert sie zum Arbeiten auf. — In der That kann nichts lächerlicher seyn, als der Stolz einiger Dichter unter uns, die von Fürsten Besoldungen ziehen, und sie, ohne den kleinsten Beytrag zum Wohl des Landes, das sie auf ihrem Dreyfuß füttern soll, weit von der Residenz im Cirkel ihrer jungen Anbeter und im ewigen Weyhrauch fast erstickt, verzehren. S. 34. widerlegt er den Rath, den Chesterfield seinem Sohne gab, nur mit Großen und Vornehmen umzugehen. — Der Lord gab ihn auch nur seinem Sohne, dessen unüberwindliche Widrigkeit im äußerlichen freylich keine Empfehlung für den Staatsmann seyn kann. Rec. ist darinn mit dem Engländer völlig einig, daß eine beständige heitere Gleichmüthigkeit, die Aequabilitas der Alten, die einzige Grundlage einer wahren Glückseligkeit sey. S. 135. thut er den Kaufleuten, denen ein Bankrott bevorsteht, den Vorschlag, die Creditores, ehe der Fall entsteht, zusammen zu rufen, und sich mit ihnen zu setzen. Wie viel Unglück würde der Welt erspart werden, wenn unsere Erzieher diese edlen Sentiments den künftigen Handelsleuten, ehe sie von ihnen getrennt werden, so tief einprägten, daß keine falsche Begriffe von Ehre sie wieder verdunkelten! Die Regeln der Klugheit beym Heurathen fängt Burgh S. 153. mit der völlig richtigen Bemerkung an: „daß es eine der allergrößten Unglück„seligkeiten unserer Zeiten sey, daß der Ehestand mit so vieler „Geringschätzung und Gleichgültigkeit angesehen wird.“ — S. 171. rügt er die Fehler der Ammen, die Kinder durch Opiate und Cordiale in Schlaf zu bringen. — Ein Umstand, woran in manchem Hause weder der Vater noch die Mutter, noch der Arzt denkt. Recensent dankt dem Verf. für die Regel S. 188., den Kindern keine Grausamkeit gegen Insekten oder Frösche zu erlauben. — Wir würden noch hinzugesetzt haben, daß — wie wir oft gesehen haben, dergleichen Kinder auch immer hartherzig gegen Menschen gewesen sind. Aber darinn können wir Hrn. Burgh nicht beytreten, daß er S. 199. die krummen Beine der Kinder durch Schienen von Eisen und angehängtem Gewicht verbessern will. — Unter den moralischen Sätzen, die allemal ein sicherer Weg sind, dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, hat uns die Regel, die wir noch in keinem moralischen Compendium gefunden haben, nach dem 40sten Jahre sich keine großen Entwürfe vom Leben mehr zu machen, wohlgefallen. S. 337. würden wir das Gebet

der Kinder in allzu frühen Jahren aus Gründen und Widerlegungen der gewöhnlichen Berufungen auf misverstandene biblische Stellen widerrathen haben. S. 352. spottet der V. mit Recht über die lateinischen und griechischen Chrien, Reden, Verse, die die Pedanten und Schulfüchse noch immer von ihren Schülern herauskloppen und erzwingen. Rec. war einmal bey einem Actus oratorius, und der Rektor erzählte ihm, daß ehemals auch griechische und hebräische Reden gehalten worden wären; aber der jetzige junge Lehrer der Beredsamkeit hätte diese schöne Sache leider in Abgang kommen lassen! Die Klage, über die schlechten Besoldungen der Lehrer findet nach S. 354—356. auch in Engelland statt. Noch immer haben wir in Deutschland Fürsten, die dem Mundkoch tausend, dem Bereuter 800, und den Professoren an ihren Schulanstalten vierhundert Gulden geben. — Ueber den Nutzen der Geschichte, besonders der Naturgeschichte, ist viel schönes gesagt. Aber warum verwirft der V. S. 364. 365. Ovids Schriften, und will nichts, als die Fakkos behalten? Wir dächten, an den letztern sollten wohl die Jünglinge einen Ekel bekommen; aber die schönen naiven Schilderungen der Metamorphosen, z. B. die Geschichte der Progne und Philomela, wie herrlich erzählt! Warum nennt er S. 452. Ciceronis Buch de Nat. Deor. ein erbärmlich Buch? Recenf. unterschreibt das Urtheil S. 446. die Alten nicht zu sehr zu rühmen; aber S. 461. nennt der Uebers. Hagedorn, Klopstock, Lessing — und vergißt Wieland, dessen großes und unerschöpfliches Genie die Nachwelt anstaunen wird. Das Urtheil S. 466. von Frankreich, und dem Glück der protestantischen Länder, dünkt uns noch viel zu gelinde, und zu gütig. — S. 400. ist ein offenbarer Fehler, daß in den Pflanzen, Venen, und Arterien, also ein Creislauf sey.

Da wir schon bey dem ersten Theile etwas weitläuftig geworden sind: so wollen wir von dem zweyten Theile nur hinzufügen, daß darin das dritte Buch von der Tugend, und das vierte Buch von der geoffenbarten Religion vorkommt. Es wäre besonders bey dem letztern Buche manches zu erinnern, welches aber mehr Raum erfordern würde, als wir in dieser Bibliothek zu einem bloßen übersetzten Buche anwenden mögen.

Die Uebersetzung? Wir haben das Original nicht verglichen; aber sie ist im Ganzen fließend und leicht. S. 363. „Ein peinliches unangenehmes Ding. S. 166 Die

gegenseitige Liebe ist der wahre Kütt der ehelichen Glückseligkeit."

Meine Logik. Aus dem Chinesischen übersetzt. Leipzig, 1777. 8.

Hat folgende Kapitel: 1) Begriff der Logik. 2) Vom menschlichen Verstande. 3) Von der ersten Wirkung des menschlichen Verstandes. 4) Vom Gedächtniß. 5) Von der Beurtheilungskraft. 6) Von der Kraft zu schließen. 7) Von der Erfindungskraft. 8) Schluß. Warum es auf dem Titel heißt: Aus dem Chinesischen, begreifen wir nicht: denn es ist ganz gewöhnlich deutsche Logik; nur gar zu kurz, dürre und unvollständig. Wenn es nur bloß für den jungen Freund des Verf. bestimmt ist, wie es heißt, warum denn gedruckt?

Ob.

Versuch über das Genie, von Alexander Gerard. — Quid illa vis quae inuestigat occulta, quae inuentio atque excogitatio dicitur? *Cicero Tusc. Qu. L. I.* Aus dem Englischen übersetzt, von Chr. Garve. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1776. 1 Alph. 4 Bog. in 8.

Ein vortreffliches Buch! Der Gang ist dieser: Genie äußert sich vornehmlich durch Erfindung, diese entsteht durch Einbildungskraft, diese wiederum hängt ab von der Ideenverbindung, daher ausführlich von dieser Materie, und so schön, daß dieß Werk hierüber ein Hauptbuch ist. Die mehresten Beyspiele sind aus **Shakespear** genommen. Winke für den Erzieher über die verschiedenen Gattungen der Ideenverbindung. Einfluß der andern Seelenkräfte auf das Genie. Eintheilung des Genies. — Mehr wollen wir von einem fremden Werke nicht sagen, und von der vortrefflichen Uebersetzung auch nichts mehr, als was der Titel bereits sagt: sie ist von **Garve**.

Ta.

Moses

Moſes Mendelsſohn Phädon, oder über die Unſterblichkeit der Seele, in drey Geſprächen. Vierte, vermehrte und verbeſſerte Auflage. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1776. 1 Kupfer. 52 und 224 S. in 8.

Dieſes berühmte Buch wird in ganz Deutſchland, und auſſer dieſem unſern gemeinſchaftlichen Vaterlande, geleſen. Es hat gewiß viel beygetragen, die Zweifel vieler denkenden Köpfe zu heben, und durch daſſelbe iſt wahre Moralität mehr befeſtiget worden, als durch viele ſchale Predigten und ſinnloſe aſcetiſche Bücher. Dieſe Auflage, wie wir aus der Vergleichung mit den vorigen abnehmen, iſt nur in einigen ſehr wenigen Stellen verbeſſert. Die Vermehrungen, die auf dem Titel angezeigt ſind, ſind ſchon in der zweyten und dritten Auflage geweſen.

Xe.

Bibliothek der griechiſchen Philoſophen. Erſter Band. Zürich, bey Orell, Geßner, Füeßlin und Comp. 1778. 392 Seiten. Zweyter Band. 571 Seiten. Hierokles Auslegung der goldenen Verſe der Pythagoräer. 180 S. in 8.

Eine Sammlung, bisher nur von den beſten moraliſchen Werken der alten griechiſchen Weltweiſen, die einen ſo guten Ueberſetzer erhalten hat, der wir wenige der Alten kennen: er unterſchreibt ſich unter den Vorreden J. G. Schultheß. Der erſte Band enthält Simplicius Auslegung des moraliſchen Handbuchs Epikteets; der zweyte, den der Ueberſetzer, wie die Vorrede zeigt, ſchon 1766. herausgegeben, und ihn itzt mit einem neuen Titel verſehen hat, Arrians Epikteti-ſche Reden, ferner Epikteets Handbuch, und zuletzt noch Stücke von Epikters Schriften aus dem Stobäus und andern; endlich Hierokles Auslegung der pythagoräiſchen Verſe, kann man als den dritten Band der Sammlung, oder noch als einen Theil des erſten anſehen; der Ueb. hat ſie dem Hrn. Kanon. Gleim zugeſchrieben, deſſen Ueberſetzung der pythagoräiſchen Verſe er eine ſchöne Ungetreue nennt. Wir

haben

haben bloß den deutschen Simplicius mit dem Originale einigemal verglichen, und wollen aus ihm ein Paar Stellen mit einigen Bemerkungen darüber, unsern Lesern vorlegen. Vom Simplicius selbst giebt der Uebers. in der Vorrede Nachricht: er war aus Cilicien gebürtig, einer der letzten heydnischen Philosophen, der unter den Kayserrn Justin und Justinian lebte; ein Schüler, wie Hr. S. ohne es zu beweisen sagen konnte, des Ammonius Hermeas und des Damascius, mit denen er hernach zu Athen lehrte. Aber das ist ein Irrthum, daß, als Justinian ein allgemeines Verbot nach Athen geschickt, daß niemand mehr über die Philosophie oder über die Gesetze öffentlich lesen sollte, sich die ganze, in die Inaktion gesetzte, Akademie entschlossen, mit einer Gesandtschaft des Kayserrs nach Persien zu gehen, und ihr Glück beym Chosroes zu versuchen. Simplicius und die übrigen Philosophen giengen, wie Wesseling Observat. Lib. I. Cap. 28. aus Vergleichung des Agathias mit dem Suidas zeigt, schon vor der persischen Gesandtschaft nach Persien, als Justinian die Philosophie zu Athen zu lehren verboten hatte; und dieser tyrannischen Gewalt, die man gegen ihn gebraucht, gedenkt er am Ende seines Buchs; aber im Frieden mit den Persern 556. wurde ausgemacht, daß die philosophischen Exulanten wieder nach Athen kommen, und alle Freyheit zu denken und zu lehren haben sollten. Simplicius ist ein sehr gesund denkender Schriftsteller; Fabricius sagt von ihm: Commentario eius in Enchiridion Epicteti fateor me ita esse affectum, vt in tota antiquitate putem extare pauciſſima Scripta, (de Ethnicis iam loquor) quae vel ad mores formandos ſaniora praecepta contineant, vel prouidentiam diuinam rectius aſſerant propugnentque. Doch bedarf seine stoische Moral auch mancher Korrektive; und hat sie an einigen Orten von dem Ueb. in den am Ende hinzugefügten Anmerkungen erhalten.

Von dem Zweck des Epiktetischen Handbuchs sagt der Verfasser S. 11. der Vorrede: „Der Zweck des Büchleins, den er auch bey jedem, der nicht nur höret, sondern den Unterricht zu Herzen nimmt, und sich selbst zur Ausübung anreibt, erreichen wird, ist, unserer Seele jene Freyheit herzustellen, welche sie hatte, da sie von ihrem Schöpfer und Vater ins Daseyn hervorgebracht ward; sie über alle Furcht und allen Kummer zu erhöhen, und von der Tyranney aller der Dinge, die von geringerer Natur sind, zu befreyen. Wir

wollen hier erst eine Anquerung machen, weil wir den Sinn verfehlt finden, und dann unsern Autor weiter reden lassen. Die Worte ἀλλα καὶ διορθοῦται ὑπὸ τῦ λόγου, καὶ ὁ ἐγγυτέρω ἀνὴρ, wie man unsers Bedünkens lesen muß; nicht ἀνὴρ: wie die Salmasische Ausgabe hat, ἀγὼν, sollten übersetzt seyn: der nicht nur höret, sondern das Gewicht der Lehren fühlt, und sie in Ausübung bringt. „Es hat „den Titel: Handbuch, weil es denen, die tugendhaft zu leben „begehren, allezeit bey der Hand und in Bereitschaft seyn soll, „wie ein Soldat seinen Dolch muß allezeit bey Handen (bey „der Hand) haben. Es ist auch an Motiven zu guten Handlungen so reich, daß jeder Leser, dessen Gefühl nicht erstorben ist, die Stacheln wird empfinden, seine Gebrechen erkennen, und zu seiner Verbesserung erwachen müssen; der eine „zwar mehr, der andere weniger. Sollte es Leute geben, die „bey diesen Lehren gar nichts empfinden, so sind das solche, „die niemand, als die Höllenrichter, (die Gerichte der Unterwelt) in die Ordnung bringen werden. Man findet in „diesem Buche den eigensten Unterricht des Menschen, so fern „sein Wesen in der vernünftigen Seele besteht, die den Leib „als ihr Werkzeug braucht. Es gestattet deswegen zu heurathen, Kinder zu zeugen, und andere Annehmlichkeiten des „Lebens zu genießen; überall aber dringet es darauf, daß sich „das vernünftige Vermögen hüten solle, jemalen des Körpers „oder der Affekten Sklave zu seyn, daß es durchaus sein eigen „Gut, und was zum Genuß desselben verhilft, suchen solle.“ Wir denken, man sollte τὸν ἐκείνων χρῶν anstatt τὸν ἐκείνων σῶμα lesen; ἐκείνων hat Salmasius ohne Grund verworfen: und daß es durchaus auch den Gebrauch derselben, des Körpers und der Leidenschaften, auf das ihm eigene Gut zurückführen solle. „Es erlaubt, die äußern Dinge, „die man für Güter hält, so fern sie sich mit dem wahren Gut „vertragen, in gehörigem Maaße, zu genießen; die sich aber „damit nicht vertragen, heißt es uns gänzlich meiden. Man „wird an diesen Lehren auch dieses schätzbar finden, daß sie die, „so ihnen folgen, und die Vorschriften ins Werk setzen, ganz „zufrieden und glücklich machen; so glücklich, daß sie der Verheissung einer Belohnung der Tugend nach dem Tode, entbehren können, obwohl solche Belohnung freylich erfolgen „wird. Denn das Wesen, das den Körper und die sinnlichen „Empfindungen nur als seine Werkzeuge braucht, ist allerdings „eine von denselben ganz verschiedene Substanz, die nach dem

„Unter

„Untergang seiner fortdauert, und unstreitig auch eine eigene „Vollkommenheit hat, die ihrer Natur zukömmt.“ Mit Recht folgt der Ueberſ. der gewöhnlichen Lesart, τὸ γὰρ ἀθάνατον χρήματον τῷ σώματι καὶ τοῖς ἄλλοις πάθεσι, πάντως κοινωνεῖν ἴσχυε τοῦ ἰδίου φύσει, wozu Salmaſius ſchreibt: Non eſt alius in Simplicio intricatior et corruptior locus; und dann eine Verbeſſerung anbringt, die den Sinn der ganzen Stelle verderbt. „Jedoch wenn man auch annehmen wollte, daß die Seele ſterblich ſey, und mit dem Leibe „vergehe: ſo würde man auch ſo durch Befolgung dieſer Vorſchriften ſeine Vollkommenheit erreichen, und im Genuß ſeines eigenthümlichen Guten ganz vergnügt und glücklich ſeyn; „denn auch der Leib des Menſchen, obgleich er ſterblich iſt, „hat ſein ihm zukommendes Gut erreichet, und bedarf weiter „nichts dazu, wenn er die ſeiner Natur angemeſſene Vollkommenheit erhalten hat.“

S. 45. wollen wir noch eine Stelle abſchreiben, wo Simplicius unſtreitig die Chriſten in Gedanken hat; und Wolfs Anmerkung, die der Ueb. am Ende dazu drucken läßt, Dubium Chriſtianosne, an idololatras taxet, iſt ſehr unſtatthaft. Man erinnere ſich nur, was wir oben angemerkt haben, daß Juſtinian den ehrlichen Mann vertrieben hatte; und es mußte ihm wehe thun, daß er itzt das Chriſtenthum über ſeine väterliche Religion völlige Oberhand gewinnen ſah. Und es iſt völlig wahr, was er von ſeiner Religion ſagt, wenn er von der Religion der Philoſophen redet; ſie war bloß die natürliche Religion, die Mythologie wurde als ein Feenmährchen, als Dichterfabel betrachtet. „Gleiche Bewandniß, „ſagt er, hat es mit den Glücksgütern: Es braucht eine „Menge Hülfsmittel, dieſelben zu erwerben; ſie ſind aber der „Gewalt ſo vieler Stärkeren, die uns berauben können, unterworfen. So haben wirs auch nicht in unſerer Gewalt, bey „andern in Achtung oder gutem Ruf zu ſtehen, obwohl wir „ſelbſt auch einigen Anlaß dazu geben mögen; ſondern das ſteht „in der Gewalt deren, (derjenigen,) die von uns urtheilen; „denn es ſteht bey ihnen, von uns zu denken und zu halten, „was ſie wollen. Wie denn oftmalen Leute, die freventlich „wider alle Religion handeln, ſich ſelbſt doch für religiös halten, und auch wohl von andern dafür angeſehen werden: da hingegen andere, die von der Gottheit die würdigſten und erhabenſten Begriffe hegen, und ſich nicht erlauben, „etwas menſchliches oder unvollkommenes von der-

„ſelben zu ſagen, von gewiſſen Leuten für irreligiös und „gottlos gehalten werden. So muß auch mancher kluge und „beſcheidne Mann für einen Thoren paſſiren.“ (Beſſer gelten, oder er wird dafür gehalten; der Ueb. hat manchmal ohne Noth fremde Wörter gebraucht, als S. 127. von der Vernunft noch nicht regliert, allzu familiar, und andre.) „Es ſteht demnach nicht in unſerer Gewalt, in gutem „Rufe, und guter Achtung zu ſtehen, ſondern, es ſteht bey „denen, welchen es gefällt, ſo oder ſo von uns zu halten.“ Die Worte, worüber Simplicius dieß kommentirt, heiſſen: „Einige Dinge ſind in unſerer Gewalt, andere nicht. Mey„nung, Neigung, Begierde, Abſcheu, mit einem Worte, „alles wobey wir ſelbſt thätig ſind, iſt von der erſtern Klaſſe. „In die letztere Klaſſe oder unter die Dinge, die nicht in unſerer „Gewalt ſind, gehören der Leib, die Glücksgüter, der Ruf, „die Würden, kurz alles, was nicht unſer eigen Werk iſt.“ Wir würden genauer nach dem Griechiſchen geſetzt haben: „Von den Dingen in der Welt ſtehen einige in unſerer Ge„walt, andere nicht. Meynung, Neigung, Begierde, Ab„ſcheu, mit einem Worte alles, was unſer eigen Werk iſt, „(ὅσα ἡμέτερα ἔργα) gehöret in die erſtere Klaſſe; in die letz„tere aber, der Leib, der Beſitz, (ἀλλότρια) der Ruf, die „Würden, kurz alles, was nicht unſer Werk iſt.“

Im fünften Abſchnitt S. 56. finden wir den Text des Handbuchs fehlerhaft: „Lerne derowegen über jede rauhe Vor„ſtellung geradezu ſagen: du biſt Vorſtellung und nicht gar „das, was du vorſtelleſt. Alsdenn unterſuche und prüfe ſie „nach dieſen Grundregeln, die du haſt; vorderſt (zuförderſt) „und hauptſächlich nach dieſer, ob es eine Vorſtellung ſey von „einer Sache, die in deiner Gewalt ſteht, oder von einer, die „nicht in deiner Gewalt ſteht. Iſt das letztere, ſo ſey mit „dem Urtheil gefaſſet: die Sache geht mich hiermit nichts an.“ Es ſollte ἐνδὸς ἐν πάσῃ τραχείᾳ φαντασίᾳ μάθε ἐπιλέγειν heiſſen, ohne καί; aber unſers Bedünkens ſchrieb Arrian auch ohne τραχείᾳ, das, wie Wolf anmerkt, in einigen Handſchriften fehlt: ἐνδὸς ἐν πάσῃ φαντασίᾳ μάθε ἐπιλέγειν, ὅτι, φαντασία εἶ. Lerne alſo gleich zu jeder Vorſtellung ſagen: Du biſt Vorſtellung. Doch ſcheint Simplicius τραχείᾳ geleſen zu haben, deſſen Worte wir noch, um einige Kleinigkeiten in der Ueberſetzung zu ändern, beyfügen wollen. „Da denen, die ſich ſo auf das Glück ihrer Seelen legen, „(die für ſich ſelbſt Sorge tragen) öfters Vorſtellungen auf-

„ſtoßen

„stoßen, die ihnen Begierde nach etwas, das außer ihrer Ge„walt ist, oder Abscheu vor etwas, das nicht auf ihre Wahl „ankömmt, erwecken könnten, so lehret er itzt, wie man mit „solchen Vorstellungen umgehen müsse, wenn man von ihnen „unbeschädiget bleiben will. Er hat sie **rauhe** Vorstellungen „genennet, weil sie uns sinnlich, wild und stürmisch sind, und „so ausschweifende und unordentliche Gemüthsbewegungen ver„ursachen, die das Leben wirklich rauh machen.“ Wir würden die letzten Worte übersetzt haben: „Er nennet sie rauhe „Vorstellungen, weil sie sinnlich und stürmisch sind, und durch „die Unregelmäßigkeit und Ausschweifung der Bewegungen, „das Leben wirklich rauh machen.“

Auch im eilften Abschnitt S. 87. finden wir eine Kleinigkeit, die wir doch nicht vorbeylassen wollen, über das **Epiktetische** Handbuch zu erinnern. „Sey auf keinen Vor„zug stolz, sagt **Arrian**, wenn er in einer Sache besteht, die „nicht dein eigen ist. Wenn ein Pferd stolz seyn und sagen „wollte: Ich bin schön, so wäre das erträglich. Wenn du „hingegen stolz seyn und sagen wolltest: Ich habe ein schönes „Pferd; so mußte du bedenken, daß du auf die Schönheit des „Pferdes stolz bist. Was ist denn dein eigen? der Gebrauch „der Vorstellungen. Wenn du dich hiermit in dem Gebrauch „der Vorstellungen der Natur gemäß verhältst, so magst du „hierauf stolz seyn; denn so bist du auf ein Gut, das dein eigen „ist, stolz.“ Man muß unstreitig ἐπὶ ἴσῃ ἀγαθῷ, nicht ἐπὶ ἴσῃ ἀγαθῇ lesen, wie der Sinn es fordert, und **Simplicius** es bestätigt: **so mußt du bedenken, daß du auf einen Vorzug, oder auf ein Gut des Pferdes stolz bist.** Wir wollen hier auch eine Stelle aus dem Kommentar des **Simplicius** S. 90. abschreiben, um ihn zu verbessern. „Wir sollen nicht bloß dafür halten,“ (καὶ μὴ μόνον. für καὶ ὑμῖν πιστεύειν μόνον, wie der Uebers. es ausdrückt; doch könnte man auch bey καὶ ὑμῖν aus dem vorhergehenden μὴ μόνον verstehen, und übersetzen: **Wir sollen nicht für uns bloß glauben,**) „daß die Gerechtigkeit ein Gut sey, und sie nur „so obenhin begehren, weil alles, was man für gut hält, „auch begehrenswerth ist, und unterdeß ungerecht seyn. So „geht es den Unmäßigen, wenn die Begierde der Lust die „Begierde des Guten überwiegt. Ihre Vernunft sieht nur so „obenhin; doch sieht sie was sie thun sollten, und streitet bis „auf einen gewissen Grad dafür: die richtigen Begierden und „Verabscheuungen sind auch so einigermaßen rege; aber die

„ſinnlichen Triebe thun der Vernunft Gewalt an, halten ſie ab, „und zwingen ſie das zu thun, was ſie wollen.“ (was ſie begehren.) „Eben das iſts, was jene in der Tragödie ſagt:

„Ich ſeh es ein, das wären Uebelthaten:
„Allein du ſprichſt, erwägende Vernunft,
„Du ſchwach für dieſes Herz im Feuer.“

Wir verbeſſern hier das Griechiſche: ὁ, τι, οἱ ἐγὼ τρέφων, ὁ τῇ τραγῳδίᾳ ἑαυτὸν λέγων, für ὁ τἰνι ἐγὼ τρέφομαι, ὁ τῇ τραγῳδίᾳ ἐκεῖνος λέγων. Und das iſt, wie wir vorhin ſagten, was jene in der Tragödie ſagt. Simplicius hatte nehmlich ſchon vorhin S. 84. unſerer Ueberſetzung, eben dieſe Verſe, aus des Euripides Medea angeführt. Die Verſe:

Καὶ μανθάνω μὲν, οἷα δρᾶν μέλλω κακὰ,
Θυμὸς δὲ κρείττων τῶν ἐμῶν βουλευμάτων.

ſind nicht übel, obwohl gar nicht wörtlich, überſetzt. Wörtlich hießen ſie: Ich ſehe es ein, wie viel Böſes ich thun will; aber der Zorn ſiegt über meine Vernunft.

Weiter auch im ſiebenzehnten Abſchnitte S. 126. trifft unſere Erinnerung das Handbuch. Der Ueberſetzer folgt dem Salmaſiſchen Texte: „Fange es derowegen bey kleinen Sachen an. Wird dir Oehl verſchüttet, wird dir Wein geſtohlen, ſo ſage darüber: Um dieſen Preis kauft man ein freyes Gemüth, ein ruhiges Herz. Umſonſt kriegt man nichts. Rufſt du deinem Jungen, ſo denke: Es iſt möglich, daß er nicht kömmt, oder wenn er kömmt, nicht thut, was du willſt. Es ſteht es freylich um ihn nicht gut; aber um dich ſtehe es ganz gut, wenn es der Knecht nicht in ſeiner Gewalt hat, dein Gemüth zu verunruhigen. Die richtige Lesart iſt unſers Bedünkens: Καὶ οὐχ ὕστις ἐκεῖνον κακὸν, ἐπεὶ ἐπ' ἐκείνῳ ἦν, τὸ σὸν παραχθῆναι. Laß es ſo gut ihm nicht werden, daß ers in ſeiner Gewalt hätte, dich aus deiner Faſſung zu bringen. Simplicius beſtätigt es: denn χρὴ γνῶναι τοῦτο, ſagt er, μὴ ὕστις κακὸς ἐκείνῳ ἐστὶν, τὸ ἡσυχάζειν.

Der ein und zwanzigſte Abſchnitt S. 138. heißt bey unſerm Ueberſetzer: „Denke daran, daß du dich in dem Leben, wie an einer Mahlzeit aufführen mußt. (Alſo leſt man ὅτι δὲ βίῳ, οἷς ἐν συμποσίῳ, oder auch nur ὅτι οἷς ἐν συμποσίῳ δεῖ ἀναστρέφεσθαι.) Wird herumgebeten, und kömmt es an dich, ſo

so magst du anständig darnach langen, und davon nehmen. (Richtig ändert der Uebers. die Interpunktion: περιφερόμενον, oder, wie wir lieber möchten, περιφερόμενον γίγνοι τε καὶ οὐ;) geht es weg, so halt es nicht auf; ist es noch nicht bey dir, so eile ihm nicht mit ungestümer Begierde entgegen, (so lechze nicht von weitem darnach, hatte der Uebers. vorhin im Arrian besser übersetzt,) sondern warte, bis es an dich kömmt. Verhalte dich auf die Weise auch in Ansehung der Kinder, des Weibes, der Würden, des Reichthums: so wirst du einmal ein würdiger Gast der Götter seyn. Nimmst du aber von diesen Sachen, wenn sie dir wirklich angeboten werden, nicht, sondern thust großmüthig Verzicht darauf: so wirst du nicht nur ein Gast, sondern ein Mitregent der Götter seyn. So machte es Diogenes, Heraklitus, und einige ihres gleichen, die deswegen göttliche Männer, wie sie es wirklich waren, genannt wurden." Auf die Ehre, einmal Mitregenten der Götter zu seyn, werden wohl unsre Leser alle Verzicht thun, und lieber nur Gäste seyn wollen. Die Götter haben uns ja auch die irdischen Güter zum Genuß gegeben, den Tisch darum für uns gedeckt, daß wir nehmen sollen, was uns vorgelegt wird. Wir wollen jetzt auch den Kommentar des Simplicius über diese Stelle hören: „Nachdem er der Lernjünger Neigung zu äußern Dingen auf verschiedene Weise gezäumt hat, so sagt er itzo, (damit man nicht meyne, er wolle von allen ohne Unterschied abmahnen,) welche äußere Dinge man annehmen, und wie man sie annehmen soll. Oben hat er gesagt, daß nothwendige Dinge, und solche, die sonst dem Leben nützlich sind, anzunehmen seyen; jedoch nur in der Durchreise, und so, daß man allezeit ein Auge auf das Schiff habe. Hier erinnert er, daß man, was uns von diesen Sachen vergönnt wird, mit Anstand (besser wohl, mit Mäßigung, κοσμίως) annehmen soll, seyen es nun Kinder, oder Würden, oder Reichthümer, oder etwas dergleichen, daß sich die Begierde nicht darnach ausstrecken müsse. Wenn sie uns aber, nachdem sie zu Theil worden, wieder genommen werden, (denn dieß, glaube ich, will das, geht es weg, sagen,) so halte sie nicht an, sagt er, das heißt, zwinge sie nicht zu bleiben, und sey über die Wegnehmung nicht unwillig." Wirklich sagt dieses Simplicius; aber das will, glauben wir, Arrian nicht sagen, sondern: geht es vorbey, so halte es nicht auf; ist ein Gericht vorbeygegangen: so

verlange nicht, daß es wieder an dich zurückgegeben werde; und hier lesen wir δίδωσιν für γνώσεται. An eine so ungezogene Gesellschaft, wo einer dem andern den Braten vom Teller nimmt, scheint uns Arrian nicht gedacht zu haben. „Kommen sie noch nicht an dich, so begehre sie auch nicht, und laß sie überall nicht in deine Sinnen und Gedanken kommen, als worüber du nur deiner selbst vergessen würdest. (Vielmehr: und sey nicht ganz mit deiner Begierde und deinen Gedanken bey ihnen, damit du nicht dich selbst und deinen Fortgang darüber vergessest.) Werden sie dir aber vergönnet, sagt er, so fahre nicht also ganz mit rührender Freude und heißhungrig darüber her; sondern empfange sie mit Anstand und Bescheidenheit, (mit Bescheidenheit und Mäßigung,) nur wie man zu sagen pflegt, mit dem Aeußersten deiner Finger, damit du Meister über sie bleibest, und sie auf die rechte Weise brauchen könnest, allezeit über dieselben erhaben, niemals darin versunken."

S. 328. heißt der 67ste Abschnitt bey unserm Uebersetzer: „Geht einer früher, als man pflegt, ins Bad: so sage nicht, das ist lüderlich, sondern nur: er geht früher. Trinkt einer viel Wein: so sage nicht, das ist lüderlich, sondern nur: Er trinkt viel. Denn woher wolltest du, ehe du seinen Begriff eingesehen und beurtheilet hast, wissen, ob es lüderlich gehandelt sey? Auf diese Weise wird es dir nie begegnen, daß du über andere, als solche Sachen, urtheilest, von denen du die deutliche Begriffe gemacht hast." Wir halten die Lesart ἔτος ἐν συμβάσεσι für richtiger, weil sie auch Simplicius bestätigt, und nach dieser schreiben wir: **Denn woher wolltest du, ehe du den Grund davon eingesehen hast, wissen, ob es lüderlich gehandelt sey? Und dadurch würde es geschehen, daß du von der einen Sache deutliche Begriffe habest**, nämlich vom vielen Trinken und dem frühen Baden, **und über eine ganz andere**, nehmlich ob solches recht oder unrecht gethan sey, **urtheilest.** Im Kommentar des Simplicius auf der folgenden Seite schreibt unser Uebersetzer: „Das ist aber unvernünftig, etwas ganz anders von einer Sache sagen, als man an derselben wirklich gesehen hat. Genauer nach dem Griechischen könnte es heißen: **Das ist aber unvernünftig, wenn man etwas anders bemerkt hat, doch etwas anders von eben der Sache zu behaupten.**

Schließen wollen wir unsere Anzeige mit dem schönen philosophischen Gebete, womit Simplicius seinen Kommen-

tar

sar endigt. „So viel, sagt er, habe ich für die Liebhaber Epikters zur Erläuterung seiner Lehren, so gut ich konnte, beytragen wollen. Auch ich bin der Vorsehung dankbar für den Anlaß, den sie mir verschafft hat, mich mit einem solchen Buche zu beschäfftigen. Es kam mir recht zu gelegener Zeit, da mich eben die Tyrannis ihre schwere Hand fühlen ließ. (Was zur Erläuterung dieser Worte gehört, haben wir schon oben erinnert.) Ich will das Werk auch, (wie Arrian das Epikterische Handbuch,) mit diesem eigenen Gebete beschließen: Herr und Vater, und Führer unserer Vernunft, ich erflehe dich, (ich flehe dich an,) daß du uns in einem beständigen Gefühl unsers eigenen Adels, dessen du uns gewürdiget hast, erhaltest; uns, als freyen, sich selbst bestimmenden Wesen beystehest, damit wir uns von dem Körper und den blinden Leidenschaften rein machen; die Obermacht und Herrschaft über sie gewinnen, und sie, wie sichs gebührt, bloß für Werkzeuge brauchen. Hilf uns zu der Verbesserung und Vervollkommnung unserer Vernunft, zur Vereinigung derselben mit dem Wesen der Dinge, durch das Licht der Wahrheit. Noch eine dritte Bitte: Ich flehe zu dir! Erretter! daß du den Nebel, der vor den Augen unserer Seelen liegt, hinwegnehmest, damit wir, mit Homer zu reden:

Richtig den Gott und den Menschen unterscheiden.“

Simplicius bittet Gott um Beystand zur Tugend. Mit Recht hat schon der Uebersetzer gegen Mosheim und andere erinnert, daß der heidnische Philosoph dieses Gebet, das so ganz aus seinem System ist, nicht von dem christlichen entlehnt oder entwendet habe. Vielmehr sind, wie er selbst zu erkennen giebt, die Ausdrücke meistens aus dem Homer geborget; aber im allegorischen Sinne auf die menschliche Vernunft und die Seele des Menschen angewendet. Bey dem Dichter Il. V. 127. sagt im ganz andern Sinne Minerva zum Diomedes:

Ἀχλὺν δή τοι ἀπ' ὀφθαλμῶν ἕλον, ἣ πρὶν ἐπῆεν,
Ὄφρ' εὖ γινώσκῃς ἠμὲν θεὸν, ἠδὲ καὶ ἄνδρα.

Ich habe den Nebel, der dir vor den Augen lag, hinweggenommen, damit du unterscheidest auf dem Schlachtfelde die Götter und die sterblichen Menschen. Es waren nehmlich Götter unter dem trojanischen Heere, die in Menschengestalt für dasselbe fochten. Sim-

plicius bittet Gott um Beystand, daß er immer möge richtig die Seele, durch die wir Gott verwandt sind, und den thierischen sterblichen Leib unterscheiden. Und noch ist es vielleicht ein Stich auf die Religion der Christen, die, nach seinem Urtheil, in Christo den Gott und den Menschen nicht richtig unterschieden.

Cl.

8. Mathematik.

Neuerfundene mathematische Rechenschule, in welcher eine wahre Cirkelquadratur durch arithmetische Progressionstabellen, und alles bestimmende unveränderliche mathematische Linien und mathematische Quadratpuncte gründlich bewiesen wird. — Herausgegeben von Paul Friedrich Hesse. — Erster Theil. Berlin, 1776. auf Kosten des Verf. 17½ Bogen 4. mit 1 Kupfer.

Es ist sonderbar, wie heftig seit etwa 12 Jahren bey vielen die Begierde erwacht ist, die für so wichtig gehaltene Quadratur des Cirkels zu finden. In den Zeitungen ist sie sehr oft als erfunden angegeben worden, und in der neuern Geschichte der Königl. Preuss. Akademie werden verschiedene bey derselben eingegebene Cirkelquadraturen angeführt. Die Pariser Akademie hat sich sogar genöthigt gesehen, zu erklären, daß sie über diese Materie nichts mehr annehmen wolle. Man sollte denken, die Mathematik könne keine Schwärmer machen; aber man sieht, sie hat ihre Schwärmer so gut, wie die Religion. Beyde Gattungen von Leuten haben viel ähnliches. Ihre Begriffe sind höchst verworren, so sehr, daß man ihnen gar nicht ankommen kann. Deutlich geführte Gegenbeweise sind sie nicht im Stande zu fassen. Hartnäckig sind sie dabey im höchsten Grade, und so wie die religiösen Schwärmer ihrem Wahne alles aufopfern, so verschwenden die mathematischen ebenfalls Zeit, Geisteskräfte, Vermögen, einer Chimäre zu gefallen, und würden vielleicht ihr Leben

für

für ihre gefundene Quadratur lassen, wenn sie wegen des Bekenntnisses derselben verfolgt würden. Ein solcher ist dem Anscheine nach auch Hr. Hesse, Buchhalter zu Berlin. Wir bedauern, daß er 16 Jahre Arbeit umsonst verwandt hat. Was hätte er in dieser Zeit nützliches leisten können? Wir kennen ihn im geringsten nicht. Hat er eine Familie zu versorgen, wie aus einer Stelle des Buches erhellen möchte: so hat er wirklich viel zu verantworten, daß er seine Zeit nicht besser für sie angewandt, und sich durch die Ausgabe dieses Buchs unnöthige schwere Kosten gemacht hat. Die 50 Dukaten, die er von dem Hrn. Obristlieutenant Corsonich fodert, dessen Quadratur er widerlegt haben will, wird er schwerlich erhalten, weil dieser sich eben so wenig von ihm überzeugen lassen wird, als wir ihn von der Unrichtigkeit der seinigen überführen werden. Sie ist falsch, und damit sind ganze 16 Jahre verlohren. Das Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie ist nach S. 14. und 15. das $2\frac{62}{110} : 8\frac{141}{110}$ oder 99 : 311, womit das S. 104. angegebene 8 : $25\frac{1}{8}$ übereinkommt, oder 1 : 3, 14141. Nun ist aber dieses Verhältniß 1 : 3,141592 ꝛc. daß also das Hessische weit von der Wahrheit abweicht, und lange nicht so richtig, als nur das von Metius angegebene ist. Er wird gewiß einwenden, das ihm entgegengesetzte sey falsch, weil er seines für richtig bewiesen hält. Aber das hieße doch wohl die Meynung von sich selbst zu hoch treiben. Ludolphs von Ceulen mühsam berechnetes Verhältniß ist durch die nachher gefundenen leichtern Methoden bestärkt worden. Ist es nun wohl wahrscheinlich, daß in den Methoden oder in den Ausrechnungen Fehler gemacht seyn sollten? daß so viel scharfsinnige Mathematiker, (denn jeder hat doch diese Materie wenigstens für sich untersucht,) den Fehler, wenn er im Raisonnement steckte, nicht sollten gefunden haben? Nach den von den Neuern gefundenen Reihen ist das Nachrechnen bis auf einen Fehler eines Billion- oder Trilliontheilchens leicht. Man kann sich auch mittelst der Sinustafeln, deren Richtigkeit Hr. H. nicht bezweifeln wird, nach Art der Archimedeischen Methode davon versichern. Ist nun Hrn. H. an der Wahrheit, wie wir ihm gerne glauben, so viel gelegen: so nehme er sich die Mühe, die Methoden, nach welchen das Ceulensche Verhältniß, so weit es der Urheber für richtig angegeben, bestätiget, und noch genauer gefunden ist, zu prüfen. Ist das seinige richtig: so muß der Fehler sich doch irgendwo finden. Nun wird er

Ver-

vermuthlich von uns fodern, daß wir daſſelbe mit ſeiner Schrift vornehmen ſollen. Das iſt aber nicht möglich, weil alles darin in einem ſo hohen Grade unverſtändlich iſt, daß wir uns nicht eine einzige Zeile zu erklären getrauen. Lieber wollen wir Hr. H. in dem ſüßen Wahne laſſen, daß er unter einem beſondern Beyſtande Gottes (S. 78.) die Cirkelquadratur erfunden habe, zu dem Ende alle Welt bis in die ſpäteſten Zeiten hat geblendet ſeyn müſſen, auf daß nicht eher und nicht ſpäter ſeine Erfindung bekannt wurde. — Uebrigens iſt dieſer Schrift noch des Hrn. Corſonichs demonſtrativiſche Methode, die Quadratur des Cirkels zu finden, beygefügt. Dieſer will durch die Lunula des Hippokrates zur Cirkelquadratur gelangen; iſt aber ſo unglücklich, das Verhältniß des Durchmeſſers zur Peripherie wie 8 : 25 zu finden, welches vollends falſch iſt.

Gründlicher und ausführlicher Unterricht zur praktiſchen Geometrie. Entworfen von M. Joh. Tobias Mayer. — Erſter Theil. Göttingen, 1777. bey Vandenhöcks Wittwe. 1 Alph. 7 Bogen, 8. mit 7 Kupfern.

Dieſe Anweiſung unterſcheidet ſich von andern ihrer Art ſehr vortheilhaft durch eine genaue Theorie, durch die Berechnung der Zuverläſſigkeit der Meſſungen, beſonders durch eine ausführliche Beſchreibung aller zum Winkelmeſſen dienlichen Werkzeuge, mit allen Vorrichtungen, die man, um die möglichſte Genauigkeit zu erhalten, daran anbringen kann. Daß ſie ſehr umſtändlich iſt, kann man daraus abnehmen, daß das hier gelieferte nur etwa den dritten oder vierten Theil der ganzen Ausführung ausmachen ſoll. Doch wünſchten wir, daß der Verf. ſich, ſo viel möglich, der Kürze befliſſe, um nicht durch den Preis des Buchs die Käufer abzuſchrecken. Es deucht uns, daß der Vortrag etwas gedrungener ſeyn könnte, auch daß an einigen Stellen zu weit abgeſchweift iſt, z. E. S. 273. ff. von dem kleinſten Sehewinkel, unter welchem man eine Sache erkennt, und noch mehr S. 387. ff. bey den Lehrſätzen aus der Geographie. Doch wir erkennen auch gerne, daß ein einzelner Leſer hierüber nicht zuverläſſig richten kann. Den Anfang des Buchs machen trigonometriſche Lehr-

Lehrsätze, die bey dem Feldmessen von Nutzen seyn können. Für gemeine Feldmesser wird dieser Eingang abschreckend seyn; es ist ihnen aber nöthig, zu wissen, daß zu rechter Ausübung ihrer Kunst noch etwas mehr erfodert wird, als eine dürftige Kenntniß der gemeinen Geometrie. Aus zwey Seiten eines Dreyecks mit dem eingeschlossenen Winkel, lehrt Hr. M. die dritte Seite finden, so daß man die nach der Formel nöthige Ausziehung der Quadratwurzel nicht nöthig hat. Wenn aber die Seiten durch ihre Logarithmen gegeben sind: so ist diese Methode unbequem; man muß alsdenn die Formel durch die Division so verändern, daß man die Ausziehung der Wurzel durch die Logarithmen bewerkstelligen könne. Ueberhaupt kommt man dadurch fast eben so kurz, wie Hr. M. zum Zwecke, und vielleicht mit mehrerer Sicherheit, wenn es um Genauigkeit zu thun ist. Sonst läßt sich die Formel auch noch in folgende verwandeln: $cc = (a-b)^2 + 2ab(1-\text{col. }\varphi)$ wo a, b die beyden bekannten Seiten, φ der eingeschlossene Winkel, und c die dritte Seite ist, welche Gestalt besonders für den Fall dient, da a und b wenig von einander verschieden sind.

Die Abhandlung selbst enthält folgende Capitel: Das erste von dem Gegenstande der praktischen Feldmeßkunst überhaupt, und von den nöthigsten Kenntnissen eines Feldmessers. Das zweyte, von der Verwandlung und Vergleichung der Fußmaaße, dabey eine auch sonst brauchbare Tafel zur Vergleichung der Fußmaaße, wobey die Schriftsteller angeführt sind, aus welchen die Verhältnisse genommen sind. Zur Verwandlung des Decimalmaaßes und des Duodecimalmaaßes in einander, giebt Hr. M. Formeln, wie Hr. Kästner sie in seinen Anfangsgründen zur Verwandlung der Sternzeit und der mittlern Sonnenzeit in einander gegeben hat. Hr. Mayer hat in der Einrichtung seines Buches überhaupt, wie man sieht, die Kästnerischen neuen Schriften zum Muster genommen. Das dritte Kapitel handelt von der wirklichen Ausmessung gerader Linien auf dem Felde. Umständlich ist der Fall betrachtet, wenn man die Linie von einem Ende zum andern nicht übersehen kann. Von den Fehlern, die von der Dicke der Stäbe und ihrer schiefen Lage herrühren, fast zu gelehrt; die Folgerungen sind ohne trigonometrische Formeln klar. Von Fehlern, die aus Unvollkommenheit der Werkzeuge, aus Unvorsichtigkeit, und aus der Abweichung von der geraden Linie entstehen. Vom Augenmaaße, worüber der Verf. sich bemüht,

müht, verschiedenes zu sagen, obgleich sich hierüber wenig oder nichts sagen läßt, da alles auf Uebung dabey beruht. Noch folgt eine Formel, aus der Länge einer Meßkette, und der Tiefe, auf welche sich ihre Mitte senkt, den Unterschied des Horizontalabstandes ihrer Endpunkte und der Länge der Kette zu finden. Das vierte Kapitel zeigt, wie krumme Linien auf dem Felde bestimmt werden, und das fünfte, wie man auf leichte Art senkrechte und parallele Linien auf dem Felde ziehen könne. Das sechste lehret das Abtragen gerader Linien aufs Papier, nebst verschiedenen Methoden, sie in gegebenen Verhältnissen zu theilen. Die schmale Seite eines Lineals vollkommen eben zu machen, empfiehlt Hr. M. sein Verfahren, welches darin besteht, daß die Seitenfläche auf Spiegelglase mit feinem Schmergel oder Uhrsand abgeschliffen wird. Das Brandersche System von Maaßstäben wird gut erklärt, auch die Beschaffenheit und der Gebrauch eines Nonius, oder wie ihn Hr. de la Lande, und mit ihm Hr. Kästner zu benennen angefangen haben, eines Vernier, sowohl bey geraden Linien, als bey Kreisbogen, ferner die weitere Eintheilung der Kreistheile durch Transversalen, wo wir Tafeln zum Besten der Künstler vermissen. Auf den Proportionalzirkel hält Hr. M. nicht viel, mit Rechte. Das wichtigste Capitel ist das siebente, von den zur Ausmessung der Winkel auf dem Felde gehörigen Werkzeugen. Hr. M. beschreibt alle brauchbare Gattungen genau, zeigt ihre Verfertigung, und lehret ihre vollkommenste Einrichtung. Sein Winkelmesser ist eine ganze Scheibe mit einer doppelten Eintheilung des Randes, nehmlich sowohl in 90 als 96 Theile für den Quadranten, und bey einen Vernier, eine Mikrometerschraube, und ein Fernrohr, welches sich in einer Vertikalfläche bewegen läßt. Es ist sehr umständlich beschrieben, und scheint alle mögliche Vollkommenheiten zu vereinigen. Man kann ihm alle Bewegungen, die groben und die feinen, sehr bequem geben. Hr. M. beschreibt auch seines seligen Vaters Winkelmesser, der, wo nicht sogar jenem, doch gewiß allen gewöhnlichen Astrolabien vorzuziehen ist. Jener ist eigentlich nur bey Ausmessung großer Dreyecke, die man trigonometrisch bezeichnen will, brauchbar. Es wäre eine große Kraft anwenden, um eine kleine Wirkung hervorzubringen, wenn man ihn bey Winkeln, die nur auf das Papier getragen werden sollen, brauchen wollte. Es kann nichts helfen, Winkel sehr genau zu kennen, wenn man sie mit dem Transporteur auftragen muß. Aber der Papiersche

Re-

Recipiangle, der die Winkel durch die Chorden angiebt, übrigens bis auf das unsichern Transporteurs, indem man nun die Winkel mittelst ihrer Chorden verzeichnen kann. Hr. M. verbindet mit diesem Werkzeuge noch einen geradlinichten Transporteur, welcher aber überflüßig ist, weil man bey dem Gebrauche desselben die Winkel gar nicht in Graden und Minuten zu wissen nöthig hat; sondern sie durch ihre Chorden anlegt. Der geradlinichte Transporteur ist auch unsicher, und da neben diesem noch der gewöhnliche Transporteur gebraucht werden müßte: so möchten die Fehler oft ziemlich groß werden. An dem Mayerschen Recipiangle bewegt sich die eine Regel über der andern. Vielleicht wäre es besser, sie wie die Schenkel eines Proportionalzirkels in einer Ebene sich bewegen zu lassen, besonders wenn man kein Fernrohr, sondern nur Dioptern brauchte, nehmlich auf jeder Regel ein Paar, um sicher seyn zu können, daß das Werkzeug während der Operation nicht verrückt wäre. Hr. M. berechnet noch, was die Excentricität eines Werkzeuges für Folgen habe; hält es aber für schwer, bey einem gegebenen Winkelmesser zu erforschen, ob es excentrisch sey, und wie viel es betrage. Sollte dieses aber nicht mittelst eines genau abgesteckten und berechneten Dreyecks möglich seyn, dessen Winkel, wie sie die Berechnung und die Messung gäbe, man mit einander vergliche. Man müßte freylich noch die Bogen dieser Winkel auf dem Werkzeuge etwa durch ihre Chorden probiren, um nicht einen Fehler der Eintheilung der Excentricität zuzurechnen. Es kömmt hier nur darauf an, zwey Unterschiede des wahren und gemessenen Winkels zu wissen, um die beyden Größen, wovon die Excentricität abhängt, bestimmen zu können, und aus diesen hernach in jedem Falle, wo es nöthig thut, die Verbesserung zu berechnen.

Hrn. M. Meßtisch ist der vollkommenste, den wir kennen, besonders wegen der leichten Bewegungen, die man ihm geben kann, und wegen seiner Standhaftigkeit, da das Tischblatt, nachdem es gestellt ist, auf drey Schrauben ruhet. Dieses letztere scheint sehr vortheilhaft, weil durch den Gebrauch die Nuß Spielraum bekömmt, und der Tisch durch den geringsten Druck verrückt wird. Das einzige, was man noch hinzusetzen möchte, wäre eine Boussole, die an dem Rande eingelassen würde, von der Art, wie man sie manchmal auf Diopterlinialen findet, um sicher zu seyn, daß man auf den verschiedenen Stationen dem Meßtische seine richtige Lage gegeben

geben habe. Ich nehme nehmlich an, daß dieses Werkzeug nur zum Aufnehmen kleiner Gegenden gebraucht werde, und daß bey größern Messungen die Hauptpunkte durch schärfere Werkzeuge bestimmt seyn, worauf die einzelnen Stücke ganz bequem, mittelst des Meßtisches, aufgenommen werden mögen.

Die Theorie der geometrischen Werkzeuge mit Spiegeln setzt Hr. M. gut auseinander. Der Meßscheibe schreibt er keine besondere Brauchbarkeit zu; den Gebrauch der Bussole schränkt er auf gewisse Fälle ein, die im folgenden Theile vorkommen sollen. Wie man bey dem Ausmessen der Winkel selbst verfahre, lehrt er in dem achten Kapitel, und bringt in dem neunten, dem letzten Kapitel, noch einige Methoden bey, die Winkel aufs Papier zu tragen, und zu verzeichnen. Die Methode, Winkel bloß mit der Meßkette, mittelst ihrer Chorden zu messen, berührt er nur kurz. Sie scheint uns aber, wo es die Umstände erlauben, eine der bequemsten und sichersten. Die Chorde ist leichter gemessen, als der Meßtisch oder das Astrolabium gestellt wird, und der Fehler müßte arg seyn, der auf dem Papier merklich bliebe. Aber die Winkel in Graden sollen dadurch nicht gesucht werden, wie Hr. M. voraussetzen scheint. Denn diese Methode dient hauptsächlich zum Auftragen auf das Papier. Das eigenthümliche und zweckmäßige eines jeden Werkzeuges hat Hr. M. noch nicht auseinander gesetzt, welches er aber vermuthlich bey der Anwendung nachholen wird.

De fluxione fluxa, sive de Leibnitio primo calculi infinitesimalis inuentore programma, auct. *Io. Iac. Meyen.* Stettini. 1777. 5 Bogen 4.

Hr. Prof. Meyen hat eine öffentliche Jubelfeyer zum Andenken der Erfindung der Infinitesimalrechnung veranstaltet, deren Datum er auf den 21sten Junius 1677. setzt; als an welchem Tage Leibnitz seine neue Rechnung Newton *) schriftlich bekannt gemacht hat. Was über die Erfindung der neuern Analysis des Unendlichen zwischen Newton und Leibnitz für ein Streit entstanden, ist bekannt. So wie es mit gelahrten Streitigkeiten zu gehen pflegt, so ist es auch dieser gegan-

*) Der Brief vom 21sten Jun. wird an Collins gerichtet seyn. Doch kann Recens. dieß nicht zuverlässig behaupten, weil er das Commerc. epistol. nicht zur Hand hat.

gegangen. Man hat sie, nachdem sie eingeschlafen war, für nicht so ahichtig gehalten, als sie anfangs ausgegeben ward, und gestritten, daß von den streitführenden Partheyen beyde sowohl Recht als Unrecht haben möchten; Recht, weil Newton ohnezweifel seine Erfindung früher als Leibnitz gemacht hat, Leibnitz aber auch, ohne davon unterrichtet zu seyn, auf seinem eigenen Wege dazu gelanget ist; Unrecht, daß sie sich in der Hitze des Streits beschuldiget, daß einer von dem andern seine Erfindung abgesehen, und ihr nur ein anderes Kleid gegeben habe. Hr. M. schreibt Leibnitzen ganz allein die Ehre der Erfindung der neuen Infinitesimalrechnung zu, und behauptet, daß Newton und seine Landsleute von 1677. bis 1704. nur die alte Cavaleriſche verbesserte Methode gebraucht hätten. Hierin geht er wohl zu weit. Selbst ein eifriger Deutscher, und unser vorzüglichster Kenner der mathematischen Litteratur, Hr. Kästner, sagt in seinen Anfangsgründen der Anal. des Unendl. §. 44. daß es ihm immer geschienen, Newton sowohl als Leibnitz seyn für sich, und zwar jeder auf einem besondern Wege, auf ihre Erfindungen gerathen. Montucla, der in dem zweyten Theile seiner Geschichte der Mathematik die Geschichte des Streites ausführlich und ganz unpartheyisch vorträgt, sagt eben dasselbe. Daß Newton seine Fluxionenrechnung früher als Leibnitz seine Differentialrechnung erfunden habe, erhellt am deutlichsten aus einem Briefe desselben an Collins, (Opusc. T. I. p. 297.) aus seiner Schrift, Analysis per aequationes numero terminorum infinitas, die er 1669. Barrow schriftlich mitgetheilet, von dem sie Collins bekommen, unter dessen Papieren sie gefunden, und darauf herausgegeben ist. Die Versicherungen Newtons, daß er schon seit 1665. auf seine Erfindungen gerathen, sind bey einem Manne wie N. ein vollgültiger Beweis. Darum bleibt aber Leibnitz nicht weniger der Erfinder seiner Differentialrechnung. Denn es ist nicht zu erweisen, daß er vor dem J. 1677. den Grund der Newtonischen Methode habe kennen gelernet. Keils Beschuldigungen widerlegt Montucla sehr gut, und wir wünschten, daß Herr Meyen diesen Schriftsteller gebraucht hätte. Newton kam von der Geometrie auf seine Fluxionenrechnung; Leibnitz, der nach seinem eigenen Geständniß mit der höhern Geometrie anfangs weniger sich beschäftiget, aber die Eigenschaften der Zahlen mehr untersucht hatte, kam von der Betrachtung der Unterschiede der Reihen auf seine Differentialrechnung, (Newt. Opusc. T. I.

p. 396.) Wir wünschten, daß Hr. M. die Art, wie Leibnitz auf seine Rechnung gekommen seyn mag, ihren Unterschied von der Fluxionenrechnung, und von den ältern Methoden in der Analysis des Unendlichen, auseinander gesetzt hätte. Dieß würde Leibnitzen mehr Ehre gemacht haben, als wenn er Newton so sehr gegen ihn herunterſetzt, daß er ihm sogar alles erfinderische Genie abspricht. Das war uns ganz unerwartet, da wir sonst immer Newton eine der ersten Stellen unter den Erfindern gegeben haben. Wenn Hr. M. §. 2. Leibnitzens Methode mit der Barrowischen vergleicht, so thut er Leibnitzen Schaden. Denn so würde L. nur die Bezeichnungen in der Barrowischen Rechnung verändert haben. Wir sehen wahrlich in dem gegebenen Exempel nicht den geringsten Unterschied. Ueberhaupt war es nicht nöthig, den alten Streit wieder rege zu machen. Alle Gelehrte sind Bürger einer einzigen Republik. Es kommt allemal weit weniger darauf an, wer eine Erfindung gemacht habe, als vielmehr, auf welchem Wege er dazu gelanget sey. Eine genaue Geschichte des Ursprunges der neuern Infinitesimalrechnung würde eine verdienstliche Arbeit seyn, wenn einer, der alle Hülfsmittel dazu beysammen, und die Geduld, sie durchzustudiren hätte, sich derselben unterziehen wollte.

§.

Der Hannöversche Rechenschüler, oder deutlicher Unterricht, wie man mit ganzen oder gebrochenen Zahlen im Rechnen umgehen, und alle Aufgaben nach der Kettenregel berechnen kann. Zum allgemeinen Gebrauch, besonders aber für Kaufleute, herausgegeben von D. A. Vollmhauß. Hannover, im Verlage der Helwingischen Hofbuchhandlung. 1777. 320 Seiten in 8.

In der Zueignungsschrift, welche an den Magistrat der Altstadt Hannover gerichtet ist, und in der Vorrede, erzählt uns der Herr V. (welches wir wirklich vorher noch nie gewußt haben) daß der Weg zum kurzen und gründlichen Unterrichte in der Rechenkunst einzig und allein durch die Kettenregel gefunden werden könne; da diese nun in keinem einzigen

Rechen-

Rechenbuche zu seiner Zufriedenheit auseinander gesetzt worden, und er überdieß alle Anweisungen zur Rechenkunst, in welchen er mathematische Kürtrag herrscht, nicht nur, nicht allgemein nützlich, sondern auch überdieß allen denjenigen, welche die Mathematik nicht verstehen, ohnerachtet aller Erläuterung zu dunkel findet: so hat er sich entschlossen, selbst die Feder zu ergreifen, und ein Lehrbuch, das seiner Absicht gemäß seyn möchte, aufzusetzen. — Ohne dem Herrn B. gerade ins Angesicht zu widersprechen, kann R. ihn versichern, daß er aus eigner vieljähriger Erfahrung des Gegentheil überzeugt ist. Die ganz strenge mathematische Lehrmethode läßt sich freylich bey Anfängern und besonders bey Kindern, nicht anwenden; indessen läßt sich hier immer ein Mittelweg auffinden, wodurch man den Verstand der Rechnenden schärfen kann, ohne sie zu lebendigen Rechenmaschienen zu machen. Ob der Vortrag des Herrn B. für Anfänger deutlicher ist, als man ihn in andern Büchern findet, die er verachtet, kann der Leser allenfalls schon aus dem allerersten Paragraph sehen, wo die Rechenkunst erklärt wird, und zwar folgendermaßen: „Sie ist eine Wissenschaft, vermittelst welcher dasjenige in einer unfehlbaren Gewißheit gefunden wird, was man von Zahlen zu wissen begehrt, und diese Gewißheit behauptet sich aus feststehenden Gründen.“ Die Gründe nun, auf welchen diese Gewißheit feststeht, sind die fünf Species; (wohl zu merken nach unserm Verfasser! gründlichere Rechenbücher geben nur deren vier an.) — Ob seine Schüler aus diesen und andern ähnlichen Erklärungen klug werden können, lassen wir dahin gestellt seyn! So mag es z. B. dem angehenden, zum Handwerker oder Landmann bestimmten Rechenschüler wohl bekommen, wenn er S. 65. bey den Münzen ganz gelehrt inter species superiores und inferiores distinguiren kann; etwas planer ist die S. 100. gegebene Erklärung eines Bruchs, den Herr B. durch ein abgeschnittenes Stücke Brod deutlich zu machen sucht. Im vierten Kap. werden die Bruchrechnungsregeln vorgetragen, und alle diese Regeln lernt der Schüler eben so handwerksmäßig, als der Soldat seine Manoeuvers. Unter den Rechnungsarten mit ganzen Zahlen und Brüchen, ist nach des B. Lehre nicht der geringste Unterschied; R. hingegen glaubt, daß dieser Unterschied besonders für Anfänger sehr groß sey, und er hat sich immer gehütet, seine Untergebenen mit buchstäblichen Regeln zu überhäufen, die das Gedächtniß martern; denn Par-

stand aber wenig zu Hülfe kommen. Im III Kap. eilt endlich Hr. V. zu seiner geliebten Kettenregel. Daß diese Rechnungsart ihren ganz unvergleichlichen Nutzen hat, und besonders viele verwickelt scheinende Rechnungsfragen dadurch gar sehr abgekürzt werden können, gesteht R. von Herzen gern. Allein warum sie jungen Leuten mit Ausschließung aller andern Rechnungsmethoden eingeprägt werden soll, und warum der Schüler da nach der Kettenregel rechnen soll, wo er mit der einfachen Regel Detri auskommen kann, den Vortheil sieht R. nicht ein; wohl aber dieß, daß die Schüler bey der Kettenregel sich weit eher zum mechanischen Rechnen gewöhnen, als bey andern Rechnungsarten, wo sie schlechterdings denken müssen. — Aber diese Methode, (nämlich die Kettenregel) sagt unser V. weiter, gründet sich auf die Proportion oder Verhältniß, (Proportion und Verhältniß ist also bey unserm Verfasser einerley.) Da nun jeder hiervon genaue Kenntniß haben muß, so giebt er S. 181. folgende Erklärung: „Man nennt dasjenige ein Verhältniß, wenn eine gewisse Uebereinstimmung zwischen zweyen oder mehrern Zahlen angetroffen wird, und dieß ist bey folgenden Fällen möglich: 1) Wenn eine Zahl von der andern herrührt. 2) Wenn die eine Zahl den Werth der andern ausmacht. 3) Wenn man eine Zahl von der andern sagen kann. 4) Wenn sich die eine Größe nach der andern richtet. 5) Wenn eine Zahl von der andern gemessen wird.“ — Das ist denn freylich wohl unmathematisch genug! und doch freut sich Herr V. auf der folgenden Seite, daß er den Anfängern vom Wort Verhältniß einen recht deutlichen Begriff gemacht hat.

Dieß mag zur Probe genug seyn, dem Leser zu zeigen, was er von des Hrn. V. nagelneuen Methode zu erwarten hat. Wir glauben, daß der elenden Rechenbücher genug vorhanden sind, die, ohne den Verstand der Kinder aufzuklären, (welches die Rechenkunst doch thun soll) nur ihr Gedächtniß mit Regeln und ihre Hände mit Aufschreiben ohne Wahl gehäufter Exempel martern, als daß man noch sucht, ihre Anzahl täglich zu vermehren. Noch mehr mußte es uns wundern, daß der Verfasser, der sich doch auf dem Titel als Lehrer der Mathematik angiebt, so sehr gegen die mathematische Methode eifern, und solch unmathematisch Zeug schreiben konnte. Sollte Hr. V. sich in seinem zweyten Theil, den er nach herauszugeben versprichet, nicht bessern; so wünschten wir zu seiner eignen Ehre, daß er sich diese Mühe ersparte.

Er-

Erläu-

Erläuterungen der Käſtneriſchen Analyſis endlich Größen. Mannheim bey Schwan, 1776. 16 Bogen 8.

Wir wollen nicht in Abrede ſeyn, daß der Verf. in d Käſtneriſchen Anfangsgründen manches für manch eutlicher gemacht, oder weiter ausgeführet hat; aber, wen ir uns in ſeine Stelle ſetzen, ſo hätten wir immer lieber d brige, was in unſern Kram getaugt hätte, mit dazu genon ien, und bloß mit rühmlicher Erwähnung des Autors, wo is wir es genommen hätten, als unſere eigene Arbeit vorg agen. Denn einmal für allemal iſt es keine Bequemlichkei ß es der Anfänger nun mit zween Verfaſſern zu thun ha ß er beyde Bücher neben einander vor ſich legen, allenfall och durch die Trigonometrie das Kleeblatt voll machen, un sdenn erſt immer unterſuchen muß, mit welchem Verfaſſe jetzt denken, zu welchem er eine Zeile darauf übergehen muß ieſe Dinge haben uns, bey den angeſtellten Proben, i Zahrheit oft irre und verdrießlich gemacht, da wir doch nich rade zu den erſten Anfängern gehören. Und dergleichen ha h unſer Verf. doch gewiß gedacht, da er in ſeinen Deman :ationen und Veränderungen bey Gleichungen ſo ängſtlich ge iſſenhaft und dienſtfertig iſt, daß er manchmal aus $m+r = m+p$ erſt $n=m-m+p$ macht, ehe er zum Schluß $=p$ kommt: und $\frac{m+m}{2}$ erſt zu $\frac{2m}{2}$, ehe es zu m wird

ir ſagen dieſes und das folgende nicht, um den Werth dieſe :heit herunterzuſetzen, welche allerdings vortreffliche und ei s lauten Beyfalls würdige Einſichten zu erkennen giebt idern in der wohlgemeynten Abſicht, an einem ſchönen Kunſt rke hin und wieder kleine Flecken abwiſchen zu helfen.

§. 153. Durch viele Umſchweife kommt man, am Ende Seite 34. doch erſt auf den erſten Lehrſatz der Trigonome , der ſchon als längſt bekannt vorausgeſetzt wird.

§. 155. Wird dadurch undeutlich, daß f bald den Werth er Linie ausdrückt, bald die Mitte dieſer Linie bezeichnet.

§. 163. „aus 19.“ (nämlich aus dem 19ten Satz der ſtneriſchen Trigonometrie. Wer kann das errathen?)

Wir begreifen nicht, warum §. 165. No. 3. und No. 4 r auch 1 und 2, durch vorgeſetzte Nummern, als zwo ver

schiedene Gleichungen drücket werden, da sie doch nur wie $\frac{q \cdot m}{q \cdot n} = p$ von $\frac{m}{n} = p$ verschieden sind; oder was überhaupt die vielen Nummern hier bedeuten. Auch glauben wir, daß es dem Anfänger anstößig ist, daß der Verf. so oft, ohne Ursache, das linke Glied einer Gleichung, nach der mindesten Veränderung, auf die rechte Hand setzt, und sogleich bey der nachfolgenden wieder auf die linke herüberträgt.

§. 184. Die zweyte Auflösung ist hier nicht an ihrem Orte, da sie sich auf die Wegschaffung des zweyten Gliedes gründet, von der noch nichts gesagt worden. Ja es scheint uns in Q der Werth von x nicht recht ausgedrückt; wenigstens ist das x unter dem y überflüßig: wie denn offenbar in der Gleichung die aus 1) und 2) zusammengesetzt ist, und in den daraus hergeleiteten, immer ein a aus den Nennern wegfallen könnte, also ohne Nutzen da stehet. Auch in der Folge bey 3) könnte $\frac{m}{n}$ kürzer durch einen Buchstaben ausgedrückt werden; und bey dem Exempel bedarf es der künstlichen Weitläuftigkeit auch nicht, um zu zeigen, daß 75 eine Quadratzahl ist. Man darf sie nur zum uneigentlichen Bruch machen, so zeigt sich, daß man aus dem Zähler und Nenner die Quadratwurzel ausziehen kann.

§. 186. Die Auflösung, die unser Verf. hinzufüget, gehört wohl nicht zur Kästner. Aufgabe. Denn sie lehret nur überhaupt ein paar Quadraten finden, deren Summe oder Unterschied wieder ein Quadrat ist. In der Kästner. ist aber das eine Quadrat gegeben, und das andere muß hinzu gefunden werden. Sollte dieses, nach des Verf. Theorem 1) 2), verrichtet werden, so müßte uns nicht nur eine Quadratzahl gegeben werden, sondern auch ein Paar andere Quadratzahlen, deren Summe oder Unterschied jene wäre; das ist, man müßte uns solche Zahlen geben, dergleichen wir suchen.

§. 267. Im Exempel müssen die fx eingeklammert seyn: Auch ist das letzte Glied nicht fx, sondern $(fx)^{n-2}$. (Dieses kleine Versehen, wofür wir es halten, kommt §. 269. noch dreymal vor.) Hier wünschten wir lieber mit ein Paar Worten die Ursache angeführet haben, warum die Division gewiß zu Ende gehet: weil nämlich n gerade seyn muß, indem sonst $+f^n = x^n$ seyn, und sich durch den unmöglichen Faktor ein

o wenig dividiren lassen würde, (wie doch vorausgesetzt wird,) als $b^n + a^n$ sich durch $b - a$ theilen läßt.

§. 294. Die gewöhnliche Vorschrift, zu finden, ob eine Gleichung ganze Zahlen zu Wurzeln hat, ist allerdings unzureichend. Und es war nützlich, dieses hier zu erinnern, und den Grund zu zeigen, wie der Verf. gethan hat.

§. 349. In dem Buche werden die Gleichungen für diese Linien, (für die Kegelschnitte) als bekannt angenommen, und daraus ihre Eigenschaften hergeleitet. Nicht doch; Kästner giebt bloß Gleichungen und Namen gewisser Linien, ohne zu sagen, oder vorauszusetzen, daß es Kegelschnitte sind; und so war es, unsers Erachtens, natürlicher. Der Anfänger fragt sonst mit Recht: Wie kommen die Kegel hieher?

II) — Ziehet man nun aus S eine gerade Linie ST senkrecht auf NV u. s. f. Hier ist nicht gesagt, daß diese Linie auf der Ebene des Kreises gezogen werden muß. — Und da der Punkt S offenbar, wo man will, liegen kann. — Das verstehet der Anfänger offenbar nicht. Allenfalls so: da man den Punkt S, wo der Kreis durchgehen soll, auf der Achse der Parabel annehmen kann wo man will, u. s. f.

IV) — Nach der Aufgabe ist der Punkt B gegeben; sollte heißen: Man setzt hier voraus, daß der Winkel B gegeben sey, u. s. f. Der Verf. bezieht sich auf trigonometrische Sätze, ohne Anführung eines Autors, (z. B. p. 207.) die dem Anfänger eben nicht geläufig seyn dürften.

Die Lehre vom Newtonschen Parallelogramm übergeht der Verf., und schaltet, statt ihrer, die ersten Gründe der Lehre vom Größten und Kleinsten ein, wie auch etwas von den Tangenten, den Wendungs- und Rückkehrpunkten. Eine Lehre, die so wichtig ist, und doch gewöhnlich denen, die sich nicht mit der Analysis des Unendlichen beschäfftigen, unbekannt bleibt.

Den Beweis p. 239. können wir nicht anders verstehen, als wenn $h = b$ gesetzt wird. Sollte durch einen Druckfehler der eine Buchstabe so oft wiederholt seyn? Irren wir uns nicht, so gilt also der Beweis nur für den besondern Fall, wo die Unterschiede der arithmetischen Reihe den gleichen Wurzeln der Gleichung gleich sind; da doch die Sache in der That allgemein ist.

Die eingedruckte Figuren, in Holz geschnitten, sind nicht immer der Vorstellung im Texte gemäß gezeichnet, z. B. die

Kegelschnitte sind lauter Butterwecken. Auch wäre es besser, wenn sie auf einem besondern Blatte stünden.

Verfassung und Statuten der in der kayserl. freyen Reichsstadt Hamburg zu errichtenden allgemeinen Versorgungsanstalt. Gedruckt bey Eckermann. 3 Bogen in 4.

Die Ankündigung ist unterschrieben: Vorsteher der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe. Hamburg, den 11ten Jan. 1777. Darin heißt es unter andern: Der Plan ist vom Hrn. Stiftsamtmanne und Landvoigte Oeder. Er ist frey von verschiedenen Fehlern, die man andern dergleichen Berechnungen vorgeworfen hat; und erstreckt sich über verschiedene Bedürfnisse, an deren Erleichterung dem Staate sowohl als Privatpersonen gelegen ist. Alle Unsicherheit der (auf bloße Wahrscheinlichkeit zu gründenden) Rechnung wird hier völlig dadurch gehoben, daß alle halbe Jahre das Risko der Kasse, nach denselben Grundsätzen, nach welchen die (künftig dem Druck zu übergebende) Tabellen verfertiget sind, berechnet, mit dem Zustande der Kasse verglichen, und öffentlich bekannt gemacht werden soll; damit gefährliche Abweichungen sogleich verbessert werden, niemals aber ein solcher Verfall, als sich bey andern Kassen die im Ungewissen fortgefahren sind, ereignet hat, befürchtet werden kann.

Die Pensionisten werden unter folgende Klassen geordnet. Die vier ersten begreifen diejenigen, bey denen es auf ihr einseitiges Leben ankommt; die drey folgende begreifen solche Pensionisten, bey denen es zugleich auf das Leben eines Versorgers ankommt; hierzu kommen noch zwo Klassen, die keine eigentliche Pension bekommen.

Die erste Klasse enthält die sogleich fälligen Leibrenten: die zwote die aufgeschobenen Leibrenten: die dritte die wachsenden Leibrenten: die vierte, die aufhörenden Leibrenten. In die fünfte Klasse gehören alle (vom Leben und Sterben eines Versorgers) abhängende Pensionisten, mit Ausschluß der Eheleute: die sechste ist die Witwenklasse: die siebende, die Waisenklasse: die achte, die Beerdigungsklasse: die neunte, die Ersparungsklasse.

Die

Die übrigen Statuten beziehen sich auf die Direktion und Administration, Einschuß und Contribution, Aufnahme, beyzubringende Beweise, erlöschende Verpflichtung der Anstalten, Restitution u. s. f.

Sammlung von dreyen Aufsätzen des Senatoris und Camerarii Kritters in Göttingen, über die Calenbergische, Preußische und Dänische Wittwenversorgungsanstalten, nebst einem Anhang, bestehend in einer Prüfung über die am 5ten Junii 1777. angekündigte Verfassung und Statuten der in Hamburg zu errichtenden allgemeinen Versorgungsanstalt, desgleichen einem Beschluß, bestehend in einem fernern Beweise von der sichern Anwendung der Süßmilchischen Sterbetabellen, auf Wittwenkassen, durch die 31jährige Erfahrung in Dännemark, und die 23jährige in Bremen. Hamburg, bey Reuß, 1777. 10 Bogen 4.

Der erste Kritterische Aufsatz ist ein gefordertes Gutachten, über die 1775. im Druck erschienene Königl. Preußische allgemeine Wittwenverpflegungsanstalt.

Der zweyte, ein Beweis, daß bey einer Wittwenpflegschaft, die sich beständig rekrutiret und bey einer gleichen Zahl der Genossen erhält, die höchste Zahl der Wittwen endlich (nach 40 Jahren) aufs wenigste halb so groß seyn werde als die Zahl der Mitgenossen.

Der dritte, eine Beantwortung der Vorwürfe, welche H. Synd. Huden gegen die Kritterische Berechnungen der Wittwenkassen gemacht hat. (Hannöverisches Magazin, 1777.)

Der Inhalt des vierten und fünften Aufsatzes ist auf dem Titel dieser Sammlung ausgedrückt.

I) Im Gutachten bringt H. Kr. heraus, daß bey 100 Ehen, von 40jährigen Eheleuten, einem jährlichen Beytrag von 10⅔ Thlr. und Pensionen von 100 Thalern, die Casse in 60 Jahren nicht weniger als 212808 Thaler Schaden haben würde.

II) Man hat diesem, bereits vorgetragenen, Satz die Erfahrung entgegen setzen wollen, da man unter den Einwohnern eines Staates überhaupt, die Zahl der Wittwen gegen die stehenden Ehen wie eins gegen vier befunden hat. Der Verf. antwortet, daß wenn diese Abzählungen auch nicht verdächtig wären, so könne man doch nicht von ihnen so geradezu auf Wittwenpflegschaften schließen. Er bringt heraus, daß in Paris, gegen 100 stehende Ehen, 40 ledige und 20 verheirathete Wittwen vorhanden sind: wären die letztern unverheirathet geblieben, (wie bey Wittwenpflegschaften wahrscheinlich geschehen wäre;) so würden 54 Wittwen gegen 100 stehende Ehen kommen. In Berlin kämen 58 Wittwen gegen 100 Mann. Um allen Ausflüchten vorzubauen, wird hier der Grad der Sterblichkeit, der seit 8 Jahren sich bey der Colenbergischen Societät geäußert hat, in einer Tabelle vorgestellt, und daraus gezeigt, daß, wenn sie sich nicht rekrutirte, nach 55 Jahren 1 Mann 81 Wittwen ernähren müßte; aber auch wenn sie sich rekrutirte, kommen endlich, selbst unter den vortheilhaftesten Voraussetzungen, auf 100 Genossen 60 Wittwen, worunter etwa 10 verheyrathet sind. So daß der Verf. ohne Bedenken dieser Gesellschaft Anno 1788. eine allgemeine Empörung verkündiget.

Hierauf folgt die 23jährige Liste der Bremischen Wittwenpflegschaft, bey der die Verhältniß der Wittwen gegen die Genossen von Jahren zu Jahren gestiegen, und bereits wie 4 zu 15 ist. Und nun, glaubt der Verf., gehe erst die schlimme Periode an, nachdem die Zahl der Genossen in den Stillstand gekommen.

III) Wir maaßen uns hier die Entscheidung um so weniger an, da die vom Verf. gebrauchte, und von H. Euden angegriffene Berechnungen, bereits von den berühmtesten Männern untersucht und gebilliget worden sind.

IV) Aus den beyden, in der Ankündigung dieses Plans aufgeführten Beyspielen, (denn die Tabellen über die Beyträge sind noch nicht publicirt,) vergleicht der Verf. diesen Plan mit seinen eigenen Grundsätzen, und glaubt, daß jener unmöglich bestehen könne, weil die Berechnungen so sehr von der Wahrheit abwichen, daß gar kein Verbesserungsmittel angebracht sey.

Samm-

Sammlung verschiedener Aufsätze, die Hamburgische beeidigte Christen-Mäckler Wittwen- und Waysencasse betreffend. Zum Besten sämmtlicher Interessenten und Pensionisten zum öffentlichen Druck befördert, von den jetzigen Vorstehern gedachter Casse. Hamburg, bey Reuß. 1777. 19 B. in 8.

Die Einleitung erzählt die Anlässe zu diesen Aufsätzen. Die Stifter der Gesellschaft hatten, bey der redlichsten Absicht, des wahren Verhältnisses verfehlt, und die Pensionen zu milde bestimmt. Man mußte die Zulagen erhöhen. Einige Interessenten erregten Unruhe, und verlangten eine nähere Einsicht in die Casse. Diese fiel zwar für die Vorsteher sehr rühmlich aus; aber die Unzufriedenen waren bereits für den Plan der allgemeinen Versorgungsanstalt eingenommen, wo die Interessenten so viel zum voraus ausgeben, als ihre künftige Wittwen wahrscheinlich zu genießen haben, da im andern die jedesmaligen Interessenten durch ihre Zulage die Pensionen der Wittwen erst bewirken sollen. Man that den Vorschlag, einen gewissen in diesem Geschäffte erfahrnen Mann zu consuliren. Seine Vorschläge schienen zu hart. Hierauf folgte einer der Interessenten, verfertigte in Eil einen Aufsatz zu einstweiliger Auskunft. Gleich darauf erschien der vorhin gedachte allgemeine Versorgungsplan. Und zu eben der Zeit ließ ein nicht unbekannter Verfasser S, die Erörterung einiger Fragen, nebst Vorschlägen drucken. Ein Ungenannter schrieb den folgenden Aufsatz, worin er die Wittwencasse und ihre Gönner empfindlich angreifft. Der Verfasser der Erörterung antwortete darauf. Diesen Vorschlägen folgten noch zween andere, davon der erste mit dem Buchstaben M bemerkte, mitgetheilt wird. Indessen hatte die Gesellschaft den Hrn. Consistor. Rath Küster um einen Plan und guten Rath gebeten. Dieser macht hier den Beschluß. Unterdessen ward eine allgemeine Convocation der Interessenten veranstaltet; die aber mit Unwillen und ohne einen festen Schluß ablief. Die Interessenten wurden nun ersuchet, diese Aufsätze mit Ueberlegung nachzusehen, und die jetzigen Vorsteher, als Herausgeber, eröffnen ihre Gedanken darüber mit Erkenntlichkeit und rühmlicher Mäßigung. Besonders empfehlen sie die mit S bezeichneten Erörterungen und den Küsterischen Plan, und halten

halten für das sicherste Mittel, so lange noch kein neuer Plan festgesetzt sey, beyde Vorschläge zu vereinigen: nach jenem durch Nachschuß und erhöhetes Einkaufsgeld, und nach diesem durch Ersparung der halben Pension an den alten Wittwen und Waisen das Capital zu verbessern.

I) Bedenken über die Wittwen- und Waysencasse der Mäcklergesellschaft in Hamburg. Der V. der sich O . . . r (Weder) unterschrieben, will erst sein Honorarium vorher bestimmt wissen, ehe er mit seinem Plan hervorrückt; räth aber vorläufig, den Plan auch auf anderer Einwohner Wittwen, und zu Versorgung auch anderer Menschen zu erweitern.

II) Zweytes Bedenken über die Wittwen- und Waysencasse der wohllöbl. Mäcklergesellschaft in Hamburg. Das ist der vom vorhergehenden Verfasser versprochene umständliche Calcul, in drey Beylagen. Er räth aufs neue, auf eine gründliche, erweiterte, allgemeine Versorgungsanstalt zu denken, und versichert, daß er das gegenwärtige Stück Arbeit nicht noch einmal für das gleiche Honorarium übernehmen möchte.

III) Gedanken und Vorschläge, wie und auf welche Art die Wittwen- und Waisencasse der beeidigten Christen-Mäckler in Hamburg zu verbessern.

IV) Vorschlag zu einer einzurichtenden wohlberechneten allgemeinen Versorgungsanstalt. Diejenigen Cassen, so die Portion zu hoch ansetzen, und, nach einem geringen Zuschusse, ihre Wittwen den nachbleibenden zur Last lassen, sind, wie die Erfahrung gezeigt hat, alle von kurzer Dauer gewesen. Diejenigen, so den jährlichen Beytrag nach der wachsenden Zahl der Wittwen erhöhen, schröcken neue Interessenten ab. Diejenigen, so die Pensionen nach der voreräthigen Einnahme einrichten wollten, würden anfänglich zu viel austheilen, in der Folge abbrechen müssen, und keine neue Interessenten zum Beytritt reizen. Die hier vorgeschlagene Anstalt soll von obigen Fehlern frey seyn, und sich noch durch verschiedene neue Vortheile empfehlen.

V) Erörterung einiger Fragen über den Verfall und die Erhaltung der Wittwen- und Waisencasse der hiesigen beeydigten Christen-Mäckler. Dieser Verfasser ist nicht der Meynung, daß die gegenwärtigen mißlichen Umstände der Casse gänzlich den ersten Stiftern beyzumessen seyen. Sie hatten sich vorbehalten, den jährlichen Beytrag dem Erfolg nach zu steigern. Aber die Einkaufssumme haben sie wohl zu niedrig gesetzt.

setzt. Die nachmaligen Administratores sind bloß darin zu tadeln, daß sie die Gefahr so lange verschwiegen, und das ihnen anvertraute Gebäude erst so weit haben verfallen lassen, daß es jetzt zweifelhaft ist, ob es noch werde zu reparirn seyn.

Aber auch die sämmtlichen hinzutretenden Interessenten hätten, da sie niemand zwang, erst nachrechnen sollen; müssen also nicht sagen: Sie, sondern wir haben unrichtig gerechnet. (Ist die Forderung, daß jedes Mitglied die Fähigkeit habe, nachzurechnen, nicht etwas zu hart?) Nun kommen Vorschläge zur Abwendung des gänzlichen Verfalles, nachdem gezeigt worden, daß es nicht so leicht angehe, die Casse aufzuheben, als sich manche einbilden. Sie sind auf vernünftige, billige, und menschenfreundliche Betrachtungen und Gesinnungen gegründet.

VI) Erläuterungen wegen einer einzurichtenden zuverlässigen Versorgungsanstalt, und wegen Verbesserung verfallener Wittwencassen. Eine im Reprimenden-Ton gesetzte, so viel wir einsehen, unverdiente, Widerlegung des nächstvorhergehenden Stückes. Beyde Verfasser betrachten aber die Sache aus ganz verschiedenen Augenpunkten: jener mit patriotischer Rücksicht auf das allgemeine Beste, nach Billigkeit: dieser, in eingeschränkter Absicht auf den Privatvortheil, nach strengem Rechte.

VII) Gedanken über die in Verfall gerathene Wittwen- und Waysencasse der hiesigen beeidigten Christen-Mäckler, und Vorschläge zur Möglichkeit deren Wiederaufrechthaltung und fortwährenden Dauer. Dieser Verfasser schlägt eine Classification der kommenden Wittwen und ihrer Pensionen vor, nach Verhältniß der Einlage, die ihre Männer geleistet haben.

VIII) Schreiben des Hrn. Consistor. Rath Küsters an die Vorsteher der Christen-Mäckler Wittwen- und Waysencasse. Man hat bisher bey den Wittwencassen immer noch zu wenig Zuschuß, im Verhältniß der Pensionen, bezahlen lassen. Verschiedene sind dadurch bereits zu Grunde gegangen, und andern ganz neuern stehet die größte Verlegenheit bevor. Sie haben immer noch zu viel unglückliche Aehnlichkeit mit der Lotterie.

IX) Diesem Schreiben ist beygefügt: Ohnmaßgebliche Mittel, die Hamburgische Wittwen- und Waysencassa — zu befestigen. Sie haben zur Absicht, edle Versorgung der alten (bereits vorhandenen) Wittwen und Waysen, ausgebreiteten

Nutzen

Nutzen und sichere Dauer der Stiftung in der Zukunft. Sie werden nichts vollkommenes leisten können, bis zwey 36jährige Perioden einer freyen großen Wittwencasse werden zurückgelegt seyn. Es werden fixirte jährliche Beyträge und unfixirte (Hülfszuschüsse) Zulagen, so lange bis jene hinreichen, vorgeschlagen. Von beyden wird hier eine Tabelle gegeben, und ihr Gebrauch gezeigt.

Einrichtung der Magdeburgischen Strube- und Trauerpfennigscasse.

X) Beylage zu der Erörterung einiger Fragen, u. s. f. (Vertheidigung gegen gemachte Einwürfe, und weitere Ausführung jenes Plans.)

Beylage zu der von den Vorstehern der beeidigten Christen-Mäckler Wittwen- und Waysencasse in Druck gegebenen Sammlung sämmtlicher Schriften, welche diese Casse betreffen. Nebst der Generalbilanz. Hamburg, bey Schniebes. 1777. $\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Unterschrieben: Deputirte zur Untersuchung des Zustandes der hiesigen Christen-Mäckler Wittwen- und Waysencasse. Sie widersprechen hier einigen Punkten, der, gegen ihren Rath, und theils ohne ihr Mitwissen gedruckten Einleitung zu obiger Sammlung. Zugleich ersetzen sie den Abgang eines wichtigen daselbst fehlenden Documentes, nehmlich der Generalbilance. Endlich, damit sie allen Verdacht eigenen Vortheils gänzlich abwenden: so entsagen sie feyerlich ihrem Antheil oder Anspruch an der Casse, nur mit dem Vorbehalte, daß solches bloß den jetzigen Wittwen zu gute komme.

Anfangsgründe der reinen Mathematik. Erster Theil, die Arithmetik. Zum Gebrauche seiner Vorlesungen, abgefaßt von Heinr. Joh. Krebs. — Mit Kupfern. Copenhagen, bey Heinecke und Faber. 1777. 1 Alphab. 2 Kupfer in 8.

Die

Die Einleitung schien uns eben nichts vorzügliches von dieser Arbeit zu versprechen. Es kommen darin bereits die arithmetischen Zeichen, auch die Grundsätze vor, ehe man die Arbeiten kennet, die damit angedeutet werden, und von deren Erfolg die Grundsätze gelten. Verhältnis, gleichnamige Theile, Congruenz, Kugel, Würffel, kömmt alles schon da vor. Aber mit der Abhandlung selbst sind wir sehr wohl zufrieden. Sie ist gründlich, und so viel es nöthig ist, ordentlich. Denn ganz strenge bindet sich der Verf. nicht an die Methode, da er sehr oft auf das Rücksicht nimmt, was er bey seinen Zuhörern, denen er hauptsächlich seine Arbeit widmet und dedicirt hat, schon als bekannt voraussetzen darf. Er hat die Gabe der Deutlichkeit, und etwas unaffektirtes im Vortrage. Uninomisch, Binomisch, übersetzt er durch Einnamig, Zweynamig; und doch nennet er hernach eben das — Theile, was andere so nennen. Die Astronomen und Oekonomen thun etwas mehr, als daß sie den Sternen und Häusern nur Namen geben. Bey den polynomischen Wurzeln nennt er immer die sämmtlichen schon gefundenen Theile a, und den nächst zu suchenden b. Wir glauben, daß dieses dem Anfänger schwerer zu begreifen sey, als die gewöhnliche Art. Hier muß er, gegen die Hypothese der Buchstabenrechenkunst, den Buchstaben a, b, in einer Rechnung verschiedene Werthe geben.

Von den Polygonalzahlen und Kugelpyramiden ziemlich viel. Auf das Typographische ist rühmlicher Fleiß gewendet: und dergleichen fordert hier wirklich nicht nur der Wohlstand, sondern die Nothdurft der Leser. Etliche verfängliche Druckfehler können in Büchern dieser Art, vieles Unheil stiften.

Der Verf. handelt auch von Gleichungen vom höhern Grad, zeigt die Veränderungen, die man mit den Wurzeln vornehmen kann, ohne jene aufzulösen: und die Erfindung der Wurzeln selbst. Auch wird die Anwendung in verschiedenen Aufgaben, die zur quadratischen und cubischen Gleichung führen, gezeigt. Findung der Wurzeln durch Näherung, bey cubischen und höhern Gleichungen. Von unbestimmten Aufgaben, u. s. w.

Der Vortrag ist in Capitel und Paragraphen eingekleidet, ohne von dem genauern Zuschnitt in Aufgaben, Lehrsätze, Zusätze — und deren Ueberschriften Gebrauch zu machen. Dieses billigen wir nicht, wenn es auch noch so ingenirt

genieret liesse. Der Leser verliert dadurch eine grosse Erleichterung.

Erste Gründe der Epicykometrie, aus seinen lateinischen Elementen gezogen, von Joh. Baptist Eberenz. — Freyburg, bey Satron. 1776. 3½ B. Text, 8 Kupfer in 8.

Exegi monumentum aere perennius,
Regalique situ pyramidum altius,
Quod non imber edax, non aquilo impotens
Possit diruere, aut innumerabilis
Annorum series et fuga temporum.
Q. Horat. L. III. Ode 24.

Dieses hohe, ewige Monument, ist denn nun, so viel wir aus unserm Niederteutschlande her davon sehen können, nicht mehr und nicht weniger als ein Stangenzirkel, um dessen beweglichen Fuß sich eine Reisfeder im Zirkel drehet, und somit Epicykloiden beschreibet: leicht zu inventiren; nützlich, als ein Spielwerk für Anfänger; unnütz für den Mechaniker; schädlich in der Hand des Baumeisters, und in aller Absicht viel zu geringfügig für das strenge Mene; und für den feyerlichen Ausputzer, den alle und jede Algebraici bekommen, die nicht den Schreinern und Zirkelschmieden in die Hände arbeiten: „So lange die algebraischen Rechnungen aus dem Schatten ihrer philosophischen Einsamkeit „nicht in die ausübende Welt übergehen; so lange sie dem „Bürger und Handwerker nicht geläufige Kunstgriffe an die „Hand geben: so lange sind sie ohne alle Wirkung, ohne alle „Probe; übertriebene Bemühungen ohne allen Lohn; eine „bloße Scharfsinnigkeit, deren Nutzen sich vielleicht nicht „über die Schulschwelle hin erstreckt.“ Sollte man nicht schwören, es habe bloß noch an Hrn. Eberenzens Radzirkel gefehlet, um die Algebra ein bißgen zu producireu? Und was machen wir denn nun mit Ihren gemalten Epicykloiden? Antwort: ‚Schon bewundern die Säale der Zeichnenden prächtigen Aufputz noch nie gesehener Epicykloiden: schon zeichnen sie die Maurer, die Stuccaturer, die „Schlosser, die Schreiner. — Wie glänzend würde nicht „schimmern ein mit den brennenden Buchstaben: Es lebe „M. T!

I. T.! brillantieres Herz einer Spitalepicykloide? Wie erröcklich hingegen würde nicht donnern die in den Brennpunkt einer Polygonalepicycloide aufgepflanzten Kanonen? nicht auszuhalten wäre es!) Wie schüchtern würden cht die Feinde eine Epicykloidische Feldschanze das erstemal besteigen?“ (Was wetten wir, sie besteigen sie gar ht?) Doch die Pflicht ruft den Verf. aus dem eisernen lde zurück in den stillen Hayn der Musen, dem großen Vorerer aller Künste, dem K. K. Hofrathe, Hrn. Karl Anon von Martini, seine Ehrensäule zu entwerfen. Er gehet Walde herum, und suche eine neue Säule; aber da hat schon die Alten alles ausgehauen. — Doch nein, er fint Cedernbäume, aus zween, drey, vier, fünf, u. s. w. sammengewachsenen Stämmen entsprossene Bäume; dergleichen waren nie gebraucht, (um Vergebung, von den sonnannten Gothischen Baumeistern sehr oft,) und hatten nichts meines; und diese wählte er. Doch, woher die schönen Cerbäume? Dodart rief ihm zu: Je ne sçai rien de tout ela; und nun wies ihm Hr. Ehrenz, wie aus dem Luftkreise auf unsern Erdballen immer ab- und ausfließende elektrische Kräfte, da sie den Nahrungssaft in Gestalt flüssiger Kügelchen, um den runden Kern der Pflanzen und Bäume umtreiben, lauter Epicykloiden erzeugen, die sie so senkrecht über einander anlegen, daß die Pflanzen und Bäume auf dem Horizonte schön aufrecht stehen mögen. (Wie mag ich Dodart geschämt haben!)

So weit die Vorrede. Der Auszug aus den latinischen Elementen enthält Anweisungen, wie man den Radzirkel zum Verzeichnen der Epicykloiden gebrauchen soll. Wir gedenken bloß der letzten Aufgabe, wegen eines Umstandes, den wir uns nicht erklären können. Sie heißt: Epicykloidische Säulen von außerordentlicher Höhe zu entwerfen. Vorläufig versichert der Verfasser, da (Kraft, Spec. emend. theor. ordin. architect.) schon eine Säulenhöhe von mehr als 30 Moduln wider die Gesetze der Festigkeit laufe: so werde sich mancher Baukünstler in den Haaren kratzen, wenn er eine Säule von 240, oder auch nur von 144 Schuhen errichten sollte. (Vermenget denn unser Architect gar den Modul mit dem Fußmaaß?) Nun giebt er einen Begriff von seinen epicykloidischen Säulen; sagt, was er den Modul dabey nennet, nehmlich die beyden Peripherien der Räder des

Zirkels, und lehret, wie man diese Räder der Höhe gerade einrichten soll. Das eine, das er Richtrad nennet, soll immer so viel Zähne haben, als die Höhe der Säule an Schuhen beträgt. Wir mögen nicht nachdenken, wie dieses und die übrige Rechnung zusammenhängt; so viel sehen wir nur, (S. 46.) daß, zu der 144 Fuß hohen Säule, der Halbmesser des einen Rades am Zirkel 13 Schuhe 5 Zolle groß wird, und der Halbmesser des andern 2 Schuhe 2 Zoll, und jeder seiner 24 Zähne, deren Anzahl sich nie ändert, 6 Zolle breit. (Nämlich, aus freyer Macht des Erfinders, so viel Zolle breit, als oft die Peripherie des einen Rades in der Peripherie des andern enthalten ist.) Ein feines Zirkelchen, um den Grundriß einer Säule damit zu zeichnen! doch, nun kommt erst das, was wir nicht begreifen können. S. 50. **Eine epicykloidische Säule aus dem Grunde aufzureissen. I. Ließ ich — das Papier auf das Reisbret spannen u. s. f. II. Zeichnete ich zuerst den Säulenfuß u. s. w. III. Zog ich aus den Scheiteln Linien. IV. Setzte ich auf den Knauf ein Hexagonum. — V. Den äussersten Rand ließ ich mit einem 8 Schuh hohen Geländer verwahren.** (Auf dem, aufs Reisbret gespannten Papier?) VI. **Verordnete den Schämel. — VII. Ließ, unter prächtigem Pauken- und Trompetenschall, die 24 Schuh hohe Bildsäule aufstellen.** (Noch immer auf dem Reisbrete? Nun fehlt weiter nichts, als daß der Pauken- und Trompetenschall dem epicykloidischen Spiral- und Polygonaltraum ein Ende gemacht hat. Wir hoffen doch nimmermehr, daß alles dieses bloß eine feyerliche, panegyrische Relation von Entstehung der Tab. VIII. seyn soll! Denn da finden wir so was, wie eine, aus mehrern zusammengewachsenen Stämmen entsprossene, mit vielen kleinen Säulen umsetzte, Gothische Säule. Auch sehen wir etwas, wie eine Windeltreppe; unterstehen uns aber nicht, zu entscheiden, ob sie inwendig oder auswendig hinaufgehet.)

Zum Beschluß wünscht unser Verfasser, daß es ihm vergönnet seyn möchte, seiner Monarchin ein 240 Fuß hohes epicykloidisches Decagonum **in einem Zuge — zu verzeichnen, um die 10 allerhöchsten Herrschaften vorzubilden.** „Wie lieblich würde die Kayserkron in der Mitte stehen? wie „lieblich würden nicht zur Rechten die französischen Lilgen „riechen? wie prächtig würden nicht sich verbeugen die

zwey Königreiche Gallicien und Lodomirien? Wie —
ich muß derley Gedanken auf günstigere Zeiten verspa

Astronomisches Jahrbuch, oder Ephemeriden für 17
— Berlin 1777. bey Decker. Calender und
fein 180 Oktavs. Sammlung 192 Seit. 5 Kup

Da die Erklärung kürzer gefaßt werden konnte, auch
fein weggblieben, die in der Sammlung astronomi
Tafeln zu finden sind: so ist der dadurch ersparte Raum a
wandt worden, merkwürdige Himmelsbegebenheiten, b
ders Finsternisse und Bedeckungen, umständlicher anzuzei
Für 1778. wird die Angabe der Mondsfinsterniß vom 4
nur verbessert, die Breite ist 45' 51" ; und die Finste
5 12 Zoll. Auch wird angezeigt, in welcher Ordnung die
ken eintreten und austreten. Nach dem gewöhnlichen Sc
verzeichnisse, folgen die vornehmsten 414 Sterne des Th
reises für 1779. aus Zanotti, de la Caille und Mayer zu
nengezogen, nach der Ordnung der Zeichen. Länge und Br
nach Zanotti, für Rektascension und Deklination, ein Mi
und der drey Astronomen Unterschiede davon, auch jährl
Aenderungen. Für zwey Mondsfinsternisse, auch Eint
und Austritte der Flecken. Die Sammlung enthält I)
sternisse der Jupitersrabanten, auf der Berliner Sternw
beobachtet, von Hr. Bernoulli mitgetheilt. II) Ebendes
theilt Hr. Heinr. Gr. v. Mattuschka aus Schlesien, Sonn
tafeln mit, die den Ort der Sonne, mit sehr geringer Mü
nur durch Addiren und Subtrahiren bestimmen. III)
Breg. Fontana, Prof. der Math. zu Pisa, Formeln, für
augenblicklichen Aenderungen, welche die störenden Kräft
den Elementen der Planetenbewegungen hervorbringen.
Hr. Lexells Formeln, aus scheinbarer Weite der Sterne,
horizontale Gerad-Umdrehung zu finden. Hr. L. glaubt in
sen nicht, daß dieses, vom Hrn. le Monnier empfohlene
fahren sehr sicher sey, weil die scheinbare Weite genau zu
obachten schwer fryn möchte, und fast unmöglich ist, den
wo der Stern aufgeht, zu treffen. V. X) Hr. Dalby
richtung der Mondsfinsterniß, den 30 Jul. 1776. Beobacht
gen von den Herren Weis, Helfenzieder, Mayer, Gr.
uschka. XI) Hr. Slope, über das vom Ptolemäus
nommene Fortrücken der Fixsterne in die Länge. Alles di

rige von Hr. Bernoulli mitgetheilt. XII) Seine eigenen Gedanken über die Centesimalrechnung. Er schlägt vor, für jede der ersten 99 Zahlen; ein eignes Zeichen zu machen, also hundert wie unser 10 auszudrücken. Die Rechnungen würden dadurch sehr ins Kurze gezogen, und astronomische Tafeln auf den dritten Theil des Raums können gebracht werden, wenn man dabey die Eintheilung nach 10, statt der nach 60 benutzte, welches er mit einem Exempel erläutert, auch Zeichen für die Zahl bis auf 1000 angiebt, dazu er Buchstaben aus unterschiedenen Alphabeten gewählt hat. XIII) Derselbe giebt eine kurze Tafel, die zu Sexagesimalrechnungen oft bequem, statt der sonst weitläuftigern zu brauchen ist. XIV) Hr. P. Hirtmillner, erzählt Hrn. B. was für Werkzeuge auf der Sternwarte zu Kremsmünster sind, nebst einigen Beobachtungen. XV) Hr. Bernoulli giebt eine Formel, wieviel sich der Stundenwinkel der Sonne, in einem unveränderlichen Scheitelkreise, wegen geänderter Deklination ändert. Tafeln, die er beyfügt, dienen den Gang einer Uhr durch Beobachtungen der Sonne, in einer solchen Scheitelfläche zu berichtigen, wenn man es etwa in der Mittagsfläche nicht thun könnte. XVI) Hr. Bode, über einige neue Nebelsterne, und ein vollständiges Verzeichniß der bekannten. Von denen, die er selbst entdeckt, hat er Lagen gegen benachbarte Sterne durchs Heliometer bestimmt, auch von andern angegebene aufgesucht, und liefert so ein Verzeichniß von 75 Nebelsternen, die alle zu Berlin aufgehen, mit ihren Längen und Breiten. XVII) Hr. Bode zeigt Fehler, zum Theil mit Verbesserungen an, die sich in Flamsteads, Bradleys, Hevels und de la Caille Sternverzeichnissen finden. Zu solchen Bemerkungen hat ihn der Gebrauch dieser Verzeichnisse für das in den Berliner astronomischen Tafeln veranlaßt. Die Unrichtigkeiten oder Zweifel sind in der That häufiger und größer, als man sie erwarten sollte. Auch hat Hr. B. bemerkt, daß die Messungen der geübtesten Beobachter, bey allem Fleiße, um viel Secunden, nicht selten in Minuten von einander abgehen, daher ihm die Genauigkeit der Beobachtungsdatalate auf Secunden oder gar Decimaltheile derselben, die manche Astronomen angeben, sehr verdächtig ist. Auch ist wegen der nun nicht mehr unbekannten eignen Bewegung der Fixsterne, doch die Größe derselben aus den bisherigen Sternverzeichnissen zu bestimmen, viel Behutsamkeit nöthig. (Den Recensenten vergnügt, daß Bemerkungen und Schlüsse, die er ehemalls schon längst

längst bey der angegebenen Genauigkeit für die Stellen
Fixsterne gemacht hatte, hier von Hr. B. bestätigt word
XVIII) Hr. Bode von dem Kometen im Herbst 1774.
Verzeichnung seiner scheinbaren und wahren Bahn. E
der 69ste berechnete. XIX) Dess. Berechnungen der Op
tionen Saturns und der Sonne, 1773, 1774, 1775.
Auszug aus Hrn. Glope Schreiben an Hr. Bernoulli;
Hr. Gl. des letzten Formeln für das Mittagsfernrohr gebra
und dabey Bequemlichkeiten angebracht hat, auch dabey
liche Tafeln berechnet. XXI) Hr. Schulze stellt Untersuc
gen über die Bestimmung der wahren Zeit an, wenn
Mittagsfernrohr, nicht, wie insgemein angenommen w
nur wenig, sondern beträchtlicher von der gehörigen Lag
weicht. Die Formeln müssen allerdings verwickelt, und
Gebrauche mühsam werden; sie würden aber diese Mühe d
Zuverlässigkeit belohnen: nur ist schlimm, daß, wie Hr.
selbst erinnert, ihre Anwendung auf genauen Rektascensio
und Deklinationen beruht, also vielleicht anderer Fehler
Grunde gelegt worden. XXII) Vortheile und Verzeichn
von Sonnenuhren, von Hr. Schulze. XXIII) Von d
Differentialformeln und Tafeln, und Vergleichung unters
dener Sternverzeichnisse. Z. E. Zanotti hat Länge, Br
gerade Aufsteigung und Abdeklination, Mayer und la Caille
den nur die letzten beyden Angaben, gewöhnlich nur w
von Z. seinen unterschieden. Hr. Sch. lehrt also vermit
vergleichen geringer Unterschiede, und Zanottis Angabe,
Länge und Breite berechnen, die Mayers oder la C. Ang
gehören. XXIV) Dess. Vorschriften, die Dauer vom Ein
gange des Mondes durch die Mittagsfläche zu berech
XXV) Dess. Methode, die Zeit des Eintrittes und Austr
edes Mondfleckens bey einer Mondsfinsterniß zu finden. XX
Vers. über einige im 27ten und 30ten Jahrh. beobachtete V
kungen Jupiters vom Monde. Die erste aus Ludwig
Frommen Zeiten, erwähnt Worldge in Hist. Astr. Die zi
e Calvisius, beym Jahr 755. aus Roger v. Hovedon.
oll nach dieses Geschichtschreibers Angabe, eine totale M
insterniß beym Stierauge gewesen seyn, Calvisius aber
nach den prutenischen Tafeln 11 Grad Unterschied zwischen
Länge des Mondes und des Sterns. Hr. Sch. findet, da
Jupiter gewesen, den der Beobachter für das Stierauge
halten. XXVII) Hr. Lambert betrachtet eben die le
Begebenheit, den verfinsterten Mond so nahe beym Ju

daß er denselben für manche Länder bedecken könnte. XXVIII) Hr. Lambert giebt eine Charte für Abweichungen des Magnets, aus meist neuern Beobachtungen auf dem festen Lande. XXIX) Derf. wie man bey Taschenuhren leicht Zusätze machen könnte, Aufgang und Untergang der Sonne anzugeben. XXX) Derf. Gebrauch der Mondcharte, Eintritte und Austritte von Flecken für eine beobachtete Finsterniß, auf ihr durch Zeichnung zu bestimmen, und so durch Vergleichung mit andern Beobachtungen, Unterschied der Länge zu finden. XXXI) Derf. über die Bestimmung der Laufbahn der Kometen. XXXII) Derf. über die astronomischen Strahlenbrechungen. XXXIII) Verglichene Beobachtungen von Jupitertrabanten, vom Autor Mayenstin an Hr. Bernoulli überschrieben.

Astronomisches Jahrbuch, oder Ephemeriden für 1780. Berlin, bey Decker. 1777. Calender und Tafeln, 178 Oktavs. Sammlung 192 S. 3 Kupfert.

Außer den Kupfertafeln ist eine neue Mondcharte, die nicht den Vollmond, sondern die Flecken darstellt, die sich in allen Mondsgestalten zeigen.

In der Sammlung suche I) Hr. Joh. Bernoulli, die Berliner Länge aus Jupitertrabanten zu bestimmen. Vergleichungen, die er für die zuverläßigsten hält, schränken den Unterschied des Mittags zwischen Berlin und Paris, innerhalb 4¼ Minuten und 4 oder 11¼ Secunden ein. Er wählet als ein Mittel 6 Secunden, wünscht aber noch genauere Bestimmung, und giebt hier ein Muster, wie bey solchen Unterscheidungen zu verfahren ist. II) Ebendeff. ersten Versuch einer höhern Bestimmung der Berliner Polhöhe, mit einem englischen Mauerquadranten von 5 Fuß, auf beyden Seiten des Meridians gebraucht, auf jeder für einen andern Stern des Drachen. Die Polhöhen kommen 52 Gr. 31 M. und 20,1 oder 24,8 Secunden; Hr. B. setzt sie also wahrscheinlich, nicht über 30 S. III) Hr. Melander, giebt einen Beweis, daß die Zeitgleichung nach der ältern von Hr. de la Lande wie der hergestellten Art, nicht nach la Cailles angegebener Verbesserung zu berechnen ist. IV) Hr. Lambert, sucht eben das noch mehr ins Licht zu setzen. V) Auch Hr. L. setzt die im ersten Bande der Ephemeriden (für 1776.) angefangene Bemerkungen über den Gang der Wallaftonischen Uhr fort. VI)

Der

Derselbe untersucht die Bedingungen, unter denen Totalsonnenfinsternisse, für eine gegebene Polhöhe möglich sind. VII) Derf. lehrt, wie man den in den Ephemeriden angegebenen Mondlauf unterschiedentlich anwenden soll, als: die Zeit zu finden, wenn der Mond gleiche Länge mit einem Sterne hat; seinen Auf- und Untergang für andere Oerter zu finden, u. s. w. VIII) Derselbe untersucht, unter was für Umständen, Planeten nahe beysammen erscheinen, oder einander bedecken können. IX) Derf. zu finden, wenn einer der untern Planeten in seiner größten Elongation von der Sonne erscheint, die Bahnen in einer Ebene genommen, aber elliptisch. X) Derf. über den Glanz der Venus, in so fern sie nämlich Körper erleuchtet. Wenn sie voll ist, verhält sich ihr Abstand von der Sonne zu des Vollmonds seinem, wie 72: 100. Wäre also ihre scheinbare Größe des Mondes seiner gleich, so würde sie unsere Nächte doppelt so helle machen, als der Mond. Weil aber ihre scheinbare Größe 150mal kleiner ist, so wird die Beleuchtung bloß darnach gerechnet, 150. 150 = 22500mal schwächer. Nun aber, weil sie von der Sonne doppelt stärker als der Mond erleuchtet wird, nur 11250mal schwächer. Wenn nämlich die Körper auf der Venus nicht von weißerer Art sind als die auf dem Monde. Diese Voraussetzung scheint nicht statt zu haben; indessen merkt Hr. L. aus Gründen seiner Photometrie 6000mal an. Den größten Glanz der Venus findet er etwa 3000mal schwächer als das Licht des Vollmondes, so stark als die Erleuchtung eines Unschlittlichtes in der Entfernung von etwa 250 Fuß. XI) Derf. über die Umwälzung der Sonne um ihre Axe. Er glaubt, man könne sich mit zulänglicher Genauigkeit der Zeichnung bedienen, weil man eine Sonnenscheibe zeichnen könne, die in der Weite von 8 Zoll so groß aussieht, als die Sonne durchs Fernrohr. Die Projektion, die das Auge von Flecken auf die scheinbare Sonnenscheibe macht, ist eigentlich nicht orthographisch, weil des Auges Entfernung nicht unendlich ist. Hr. L. zeigt, wie ihr Unterschied von der orthographischen zu finden ist. Die Umwälzung der Sonne genauer zu bestimmen, als man sie bisher kennt, sind noch mehr Beobachtungen von Flecken nöthig. XII) Derf. analytische Formeln zum Behufe astronomischer Rechnungen. Einen veränderlichen Winkel, aus der Gleichung, die seinen Sinus u. dgl. durch eines andern veränderlichen Winkels Sinus u. dgl. giebt, unmittelbar in Secunden durch eine Reihe anzugeben, die nach Sinussen der

Vielfachen des letztern veränderlichen Winkels fortgeht. XIII) Derf. wieviel man beym Einschalten gewinnet, wenn die Einheit kleiner gemacht wird. XIV) Derf. wie man Ephemeriden der Sonne, die für ein gewisses Jahr berechnet sind, in einem andern brauchen könne. XV) Hr. Schulz, neue Methode, der Zodiacalsterne Rektascension, aus Länge und Breite zu finden, vermittelst einer Reihe und Tafeln, die er dazu berechnet hat. Die Reihe setzt eben, sich zu nähern, Breite nicht größer als Zodiacalsterne sie haben. XVI) Ein schon verstorbener Hr. Eisenhard, hat eine Tafel berechnet unter Berliner Polhöhe, aus Sonnenhöhe Zeit zu finden. Hr. Schulz erklärt die dazu nöthige Formel, welche die Rechnung sehr bequem macht, und die Einrichtung der Tafel. Sie geht durch alle Grade nordlicher Abweichung, und alle Grade der Höhe bis zur Mittagshöhe; enthält aber auch verneinte Sonnenhöhen, oder eigentliche Tiefen, die sind Höhen zur südlichen Abweichung. XVII) Hr. Bode berechnet den Abstand der Plejaden von einander, zum richtigen Entwurfe derselben. Er bedient sich dabey Mayers und Flamsteads Verzeichnisse. XVIII) Hr. Bode erzählt 535 Sterne des Thierkreises, die vom Monde können bedeckt werden, und giebt Tafeln, welche Möglichkeiten dieser Bedeckungen aus der Länge des aufsteigenden Knotens, Breite des Mondes und Lage der Oerter auf der Erdkugel anzeigen. XIX) Hr. Bode berechnet die Länge von Mannheim aus einer Bedeckung des Sternes ζ Tauri vom Monde. Er findet Mannheim in Zeit 24 Min. 24 Sec. östlicher als Paris; der Austritt aber ist etwas zweifelhaft, daher geht auch diese Bestimmung von andern, um einige Secunden ab. XX) Hr. Bernoulli theilt astronomische Nachrichten aus Danzig mit. Von wenigen Ueberbleibsaalen Hevels; Hr. Dr. Wolf beschäftiget sich jetzo mit Astronomie, und die mehr als jemals blühende physikalische Gesellschaft kann vielleicht auch was zur Aufnahme dieser Wissenschaft thun. Beobachtungen des Hrn. Poczobout, vormaligen Jesuiten, zu Vilna in Litthauen. Andere von den Herren Rostan, und Wolf zu Warschau. XXI) Hr. Abbate de Cheris, theilt Hrn. Bernoulli Nachrichten von der Sternwarte zu Mayland mit, und Finsternisse von Jupitersatelliten. XXII) Hr. Stope giebt Hrn B. den Unterschied der Mittagskreise von Paris und Pisa, ungefähr 32 Min. 5 Sec. Zeit an, und erzählt aus Hr. Boscowich Briefe, der Abbe Rochon habe der pariser Akademie eine neue Art von Objektivmikrometer

neter vorgelegt. XXIII) Hr. Kratzenstein sendet Hrn. Bernoulli astronomische Bemerkungen aus Kopenhaven. XXIV) P. Firlmillner, findet aus Beobachtungen von Sonnenflecken, den Umlauf der Sonne um ihre Axe, 25 Tage 13 Stunden und 44 oder 27 Min. XXV. XXVII) Astronomische Neuigkeiten von den Herren Hell, Matsko und Weis.

J.

Die Rechenkunst zum allgemeinen Gewerbe für Anfänger, von C. L. Reinhold. — Nebst einem Anhange mit Figuren. Osnabrück, 1777. 29 Bogen in 8.

Der Herr V. ist mit Recht auf die Art von Rechenbüchern angehalten, die statt einer leichten faßlichen Anweisung, weiter nichts als eine Menge ohne Wahl angehäufter Exempel fassen. Er will, daß der Jugend das Rechnen nicht handwerksmäßig, sondern auf wissenschaftliche Art beygebracht werden soll, und wir geben ihm hierin vollkommen Recht. Indessen wird die Besorgniß des Hrn. V. wohl nicht ohne Grund seyn, daß er für manchen unthätigen Schüler zu abstrakt gearbeitet habe. Es darfs wohl gerade kein unthätiger Schüler seyn, sondern jedem andern Anfänger wirds etwas sauer werden, des Hrn. V. Rechenkunst durchzuarbeiten, und alles gehörig zu verstehen. Warum sollen Anfänger in der Rechenkunst mit solchen allgemeinen abstrakten Begriffen und Definitionen gequält werden, die sie anfangs mit Mühe erlernen, und nachher desto lieber vergessen, weil sie ihnen zu nichts in der Welt nützen? Wenigstens hätte Hr. R. doch bedenken müssen, da er sein Buch aufsetzte, daß er für sehr vielerley Arten von Anfängern schreiben müsse. Diejenigen, welche nichts als Rechenkunst des gemeinen Lebens, oder höchstens merkantilische Rechenkunst lernen wollen, werden sich gewiß nicht mit solchen abstrakten Sachen den Kopf zerbrechen, da sie in andern Büchern eben dasselbe leichter und faßlicher vorgetragen finden. Indessen wollen wir gegenwärtigem Buche nicht allen Nutzen absprechen; obgleich der Hr. V. sich an den mehresten Orten mit weit mehr Genauigkeit und Kürze hätte ausdrücken können. Auch sind die mehresten Erklärungen beynahe ermüdend weitläuftig, und eben daher un-

deutlich, zu geschweigen, daß oft die sichersten und kürzesten Methoden eine Aufgabe aufzulösen, ganz übergangen worden. Es ist diesem Rechenbuche ein Anhang mit dem besondern Titel:

Nützliche Nachrichten und Tabellen. Erster Theil. Herausgegeben von M. C. L. Reinhold. — Als ein Anhang zum Rechenbuche. Osnabrück, mit des Verfassers Schriften. 1777. 11 Bögen in 8. mit zwey Tabellen.

beygefügt, der verschiedene, theils angenehme, theils nützliche physikalische, ökonomische, geographische, politische, u. s. f. Nachrichten und Berechnungen enthält. Die Neue Kalenderpraxik, welche unsers Bedünkens hier ganz am unrechten Orte parabirt, hätte wegbleiben können, da Recens. nicht im geringsten den Grund oder die Veranlassung einsehen kann, wie sie hieher gerathen. Sollte z. B. Satyre, Spott oder launichter Einfall seyn, wenn es heißt: Wir werden künftig keinen neuen Mond haben, sondern uns mit dem alten behelfen müssen. Sobald es anfängt zu tröpfeln, wird es naß niedergehen. Wenn man bey einem Platzregen über die Strasse muß, wird es rathsamer seyn, in einem ganzen Mantel zu Fuße zu gehen, als sich in einem durchlöcherten Tragsessel, oder in einem offenen Wagen fortbringen zu lassen. Die Blinden werden keinen Schaden am Gesichte zu befahren haben; bejahrte Schönen werden vor den Verfolgungen der Liebhaber, und die Säcke der Bettler vor den Nachstellungen der Diebe guten Frieden haben, u. s. f. — Ohe iam satis est!

Die kürzeste und leichteste Art zu rechnen, nach Anleitung der de Reesischen allgemeinen Regel der Rechenkunst, durch welche alle in der Regeldetri, sowohl simplici und composita, als auch directa und inversa, vorkommende Aufgaben, sie mögen aus so vielen Sätzen bestehen, als sie wollen,

auf

uf einerley Art, und mit einerley Maße, ohne vielen Nachdenken, kurz und leicht ausgerechnet werden önnen. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Zum allgemeinen Gebrauch für Oekonomen, Profeſſioniſten, Bauleute, und andere eingerichtet und herausgegeben, von J. T. Huth. — Halberſtadt, bey Groß. 1778. 11½ B. in 8.

ie Abſicht des Verf. iſt lobenswürdig, und die Ausführung ſeines Plans gut. Er wollte bloß dem geringern ɔmanne, dem Handwerker, u. ſ. w. die Regeln der zuſammengeſetzten Rechnungsarten erleichtern, und für ſolche immer hinreichend, wenn ſie ſich auch etwas maſchinenmäßig an die Auflöſung einer vorgelegten Rechnungsfrage gewöhnen, und dazu iſt freylich die Kettenregel am bequemſten; einem ern würden wir ſolches nicht verzeihen. Ho.

h. Elert Bode — Anleitung zur Kenntniß des Himmels. Dritte, durchgehends verbeſſerte und mit vielen Kupfern verſehene Auflage. Berlin, 1777. bey Himburg. 678 Octavſeiten. 17 Kupfertafeln, darunter 2 ganze Bogen.

ie erſten Auflagen erſchienen zu Hamburg, als Anleitungen, die Sterne nach dem Stande kennen zu lernen, den von Monat zu Monat gegen Horizont und Meridian haben. o hat der V. dieſen Entwurf ſo erweitert, daß das meiſte, was Himmel unmittelbar in die Sinne fällt, darinnen erzählt Anleitung gegeben wird, wie man es, ſo gut ſich ohne zum eigentlichen aſtronomiſchen Beobachtungen erforderlt Werkzeuge thun läßt, wahrnehmen kann. Auch werden leichtern aſtronomiſchen Lehren ſelbſt mit vorgetragen, und oriſche und litterariſche Nachrichten beygebracht. So finman hier auch Tafeln und Anweiſungen, die Erſcheinungen Planeten von 1777 bis 1800 leicht zu berechnen; Verzeichdes Thierkreiſes, mit den unter jedem Grade der Länge vorkomnden Sternen, nach Flamſtead, Vergleichungen des MondSonnenlaufs, und daraus Culmination des Mondes zu finden;

den; auch die Lichtgestalten der Venus zu finden, u. s. w. Er giebt Hr. B. dem Liebhaber in einem faßlichen und unterhaltenden Vortrage so viel astronomische Kenntnisse, als man ohne tiefere mathematische Einsichten bekommen kann, und ermuntert ihn auch zu astronomischen Rechnungen durch Darbietung der Mittel, solche leicht und bequem zu bewerkstelligen. Es ist wahr, daß wer sich bloß dieser Mittel bedienet, die Gründe, auf denen sie beruhen, noch nicht im völligen Zusammenhange einsieht; aber in der Astronomie, wie in andern mathematischen Wissenschaften, werden sehr viele durch ergötzende und nützliche Anwendungen angereizt, die Theorie dieser praktischen Vorschriften zu studiren. Daß die Venus einen Mond hat, der uns aber nicht allemal sichtbar ist, ist 639 S. wohl zu zuversichtlich gesagt; nach der mißlungenen Vorhersagung, daß dieser Trabant den 1 Jun. 1777. mochte in der Sonne zu sehen seyn, würde Hr. B. wohl selbst sich zweifelhafter ausgedrückt haben. Den Trabanten zu läugnen, ist man freylich deswegen noch nicht berechtigt; aber das folgt doch daraus, daß der seel. Lambert seine scharfsinnige und mühsame Theorie des Trabantens auf Beobachtungen gegründet hat, die er selbst, nach den von ihm in seinen Beyträgen gegebenen Regeln über die Zuverlässigkeit der Beobachtungen, würde für unbrauchbar erkannt haben, wenn nicht jeden grossen Manne so was wiederfahren müßte, als ein Merkmal, daß er auch ein Mensch ist. Daß immer, als der erste Wahrnehmer dieses Trabanten Fontana genannt wird, zeigt, wie wenig bekannt Fontanas, freylich ziemlich seltenes Buch: Novae coelestium terrestriumque rerum observationes Neap. 1646. ist. Fontana hat sogar 2 Pikuln, wie er sie nennt, bey der Venus gesehen. In seinen Abbildungen, wo neben der Venus eines oder zwey Kügelchen stehen, auch einmal eines in ihr drinnen, ist der Rand der Venus rings herum mit großen Strahlen umgeben. Bey den Abbildungen, wo der Rand keine Strahlen zeigt, ist auch nichts neben der Venus oder in ihr gezeichnet. Begreiflich waren die ersten Vorstellungen, wie alle, wo sich, was man durchs Fernrohr undeutlich sieht, nicht scharf begränzt zeigt. Wie die Erscheinung des Venustrabanten noch auf eine andere Art, als nach Hrn. Hells Angabe, durchs Fernrohr dargestellt werden kann, findet sich eine Erfahrung Hrn. Insp. Köhlers in Dresden, im Wittenbergischen Wochenblatte für 1777, 193 Seite.

Die

Die Kupfertafeln sind ein schöner Vorzug dieser Ausgabe. Die zweyte ist eine Polarprojektion des nördlichen Theils des Sternhimmels auf einen Parallelkreis, der 40 Grad südliche Abweichung hat. So zeigen sich ungefähr, alle Sterne bilder, die in unsern Gegenden sichtbar sind. (Freylich, da die Charte nicht größer, als ein Bogen worden konnte, die nahe um den Pol etwas dicht beysammen. Die erste Tafel ist eine Zeichnung mit Stundenkreisen, und dazu auf durchsichtigem Calauischen Papiere. Man kann sie auf die zweyte gehörig legen und herumdrehen, damit Culminationen u. s. w. zu finden. Noch sind abgebildet, Erscheinungen der Planeten, Vorstellungen von Planetenbahnen, Sternhaufen, wie Plejaden, u. dgl. Den Kupferstich eines Quadranten von etwas über 4 rheinl. Zoll im Halbmesser, kann man auf Holz ziehen, und Höhen damit messen, bis man einen bessern bekömmt. Zwölf Tafeln, eine für jeden Monat, zeigen Sternbilder, wie sie das Auge, nach einer gewissen Weltgegend gerichtet, zu gewissen Stunden in Berlin gezeichnet. Sie sind nach den Regeln gezeichnet, die Hr. Lambert in seiner Perspektiv gegeben, die Centralprojektion bey einer Tafel, deren Lagen gegen den Horizont gegeben ist, anzubringen. (Sechs Tafeln, wie die Doppelmayerischen, wären nützlicher gewesen. Wer Sterne will kennen lernen, kann nicht deswegen jeden Monat einmal nach Berlin reisen. Auch muß man die Sterne durch ihre gegenseitige Bahn kennen lernen, die sie behalten, indem sich die Sphäre mit ihnen herumdreht; man kann nicht warten, bis das Sternbild, das man angeben soll, in Südwest oder Nordwest kömmt.) Eine andere angenehme Anwendung dieser Regeln sind Titelkupfer und Vignette, wo sich Aussichten am Himmel für gegebene Zeiten und den Berliner Horizont darstellen.

Inſtitutiones Aſtronomiae Theoreticae in vſum tironum, a *Car. Scherffer*, Presb. Ph. D. — 1777. Wien, bey Trattnern. 4. 2 Alph. 4 Bog. 19 Kupfertafeln.

Herr Sch. erklärt sich gleich im Anfange, er wolle meist der la Caille Ordnung folgen, habe auch oft jenes Worte beybehalten. Daher erzählt er im ersten Cap. wie die Welt einem Auge in der Sonne erscheine. In der Folge wird das

Auge

Auge auf die Erde gesetzt, und dann kommen die gewöhnlichen Lehren von Bewegungen der Planeten, Attraction, Finsternissen. Die Durchgänge Merkurs und der Venus machen den Beschluß. Also lassen sich aus einem Lehrbuche nur einzelne Stellen auszeichnen. Vom Penetrabilen braucht Hr. Sch. wie Hr. Hell, und beruft sich auf seine Optik, wo er gezeigt wie dergleichen reflectirtes Bild könne berechnet werden. (Noch ein anderer Ursprung von dergleichen Erscheinung findet sich im Wittenbergischen Wochenblatte 1777. 50 Stück, von Hrn. Insp. Köhler aus Dresden angegeben, wenn das Objectiv des Fernrohrs schief eingesetzt ist.) Beweis hat Hrn. Boscowich zu London seine Beobachtungen über den Arctur mitgetheilt. Sie vergleichen ihn mit einem benachbarten Sternchen, das B. Arcturs Begleiter nennt, und B. folgert daraus, A. habe eine eigene Bewegung, die ihn jährlich ohngefähr 2 Secunden senkrecht gegen die Ekliptik führt. Zur Bestätigung bringt Hr. Sch. die Breite bey, welche unterschiedene Astronomen dem Arctur geben, die neuern immer kleiner. (Bey Caillet seiner ist ein Druckfehler, 59 Grad. statt 30.) Der Gebrauch des Gnomon wird 256. u. f. §. sehr wohl erläutert. Bey den Finsternissen wird auch die sphäroidische Gestalt der Erde in Betrachtung gezogen.

Ephemerides Astronomicae Anni 1778. Wien, bey Trattnern. 1777.

Die Rechnungen sind von Hrn. Hell und seinem Adjunkt Hrn. Anton Mayr. Der Anhang enthält zuerst Wiener Beobachtungen, dann einen Auszug allgemein brauchbarer Greenwicher von 1765. 1774. aus Hrn. Maskelyns Jollianten. (Nehmlich die täglichen Mittagsbeobachtungen, die Nachrichten, wenn die Uhren aufgezogen worden, und solche Dinge mehr, weggelassen, durch die Hrn. M. Werk so aufgeschwollen ist.) Cremsmünsterische Beobachtungen, Hrn. Fridmillners 1777. Tyrnauische von Hrn. Weis, Mainländische, Berlinische, Paduanische, zu Cadix angestellte, aus Don Vincent Tofinnos, und Don Josep Varelas spanisch herausgegebener Beschreibung. Sie erzählt die bloßen Beobachtungen, wie sie aufgezeichnet worden. Hr. H. hat derselben wahre Zeiten dazu berechnen müssen. Er bewundert, daß der Himmel zu Cadix so gewöhnlich heiter ist, wie die große Menge Beobach-

obachtungen von Jupitersmahanten zeigen. Beobachtungen zu Wilna, die französisch herausgekommen.

B.

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

Versuch der Kunst alle Arten Biere nach englischen Grundsätzen zu brauen. Entworfen von Friedrich Wilh. Heun, Ch. S. B. R. Erster Theil. Leipzig, bey Junius. 1777. 318 Seiten in 8.

Es zerfällt dieser erste Theil in zween Abschnitte, in dem ersterm von denjenigen Gegenständen gehandelt wird, welche besonders bey dem Braugeschäffte in Betrachtung gezogen werden müssen, als nehmlich von dem Feuer, von der Luft, von dem Wasser, vom Thermometer, vom Wein und den dazu dienlichen Früchten und Säften, von der Gährung, von der Natur der Gerste, vom Malzmachen, und den verschiedenen Eigenschaften und Mängeln desselben, wie auch von der Darrung. Der zweyte Abschnitt enthält das Nöthige von der eigentlichen Brauerey, und das dabey vorkommende Verfahren, als vom Brauhause, von der Wärme der Luft, dem Malzschroten, der Natur und Eigenschaften des Hopfens, von den Hefen und der Gährung ꝛc.

Die Absicht des V. ist, die Regeln, nach welchen man brauen muß, so doch den meisten Brauern unbekannt sind, so allgemein als möglich zu machen; und diese hat er hier aus verschiedenen von den besten englischen Schriften und noch andern zerstreueten Abhandlungen mehr gesammlet, und in einen Zusammenhang gebracht.

Die Wirksamkeit des Feuers, der Luft, und des Wassers, nebst der verschiedenen Natur des letztern, und der Einfluß davon auf das Braugeschäffte, ist sehr fäßlich vorgetragen worden. Dann folgt die Beschreibung von dem so nöthigen Gebrauche des Thermometers, die allen Brauern sehr nützlich wäre, und sie sicherte, die vorhabende Gährung nicht, wie gewöhnlich, auf ein bloßes Gerathe wohl anzustellen.

Wie

Auge auf die Er
Lehren von Bers
nissen. Die Dur
Beschluß. Also
Stellen auszeichn
wie Hr. Hell, und
wie dergleichen re
ein anderer Ursprung
im Wittenbergischen
Hrn. Insp. Köhler aus
jectiv des Fernrohrs
Boscovich zu London
mitgetheilt. Sie vergleiche
chen, das B. Arcturs
A. habe eine eigene Bewegu
eunden senkrecht gegen die
Hr. Sch. die Breite bey
dem Arctur geben, die neuer
seiner ist ein Druckfehler,
brauch des Gnomon wird 256.
den Finsternissen wird auch die
in Betrachtung gezogen.

Ephemerides Astronomica bey Trattnern, 1777.

Die Rechnungen sind von Hrn. Hrn. Anton Mayr. Der An
ner Beobachtungen, dann einen Auszu
rer Greenwicher von 1765. 1774. aus
lianten. (Nehmlich die täglichen Mitt
Nachrichten, wenn die Uhren aufgezogen
Dinge mehr, weggelassen, durch die Herr
schwollen ist.) Cremsmünsterische Beoba
millners 1777. Tyrnauische von Hrn. We
Berlinische, Paduanische, zu Cadix angest
cent Tosinnos, und Don Josep Vareta
bener Beschreibung. Sie erzählt die bloße
wie sie aufgezeichnet worden. Hr. H. hat da
ten dazu berechnen müssen. Er bewundert,
zu Cadix so gewöhnlich heiter ist, wie die

Wie
von der B
weiter un
Wissensch
Quelle se

C. E.
scher
scher
und
498

Die
Verfa
beiten
daß d
prakti
Verf.
Verm
fast a

Fehl
gesti
thei
meh
bar
wor
lich
ge
b

1140 [illegible]

[illegible]arkem Feuer verlor hernach dasselbe [illegible]der, und stellte reines geschmeidiges [illegible] wahrscheinlich urtheilen ließe, daß [illegible] Wesen zur Vererzung des Kupfers, [illegible] Metallen, von der Natur ange-

zum Vorschein kommende Metall, [illegible]mehr für ein besonderes Halbmetall [illegible]es größtentheils aus Eisen und Ar- [illegible]bekannten Körper, bestehe; worin [illegible]eit dem Eisen verbunden sey, und [illegible] gesondert werden könne. Er hält [illegible]scheinlich, daß die blaue Farbe, die

498 E. [illegible]bringt, wenigstens zum Theil vom

[illegible]Körpern führet hier der Verf. die [illegible]brennbares Wesen mit an. Auch [illegible]ugung, daß es wahres Bolderz [illegible]z von Nagy-ac in Siebenbürgen

Metallurgie sollte nicht durch dieß [illegible]rden, zu dieser herrlichen Quelle

Der Verf. [illegible]ierkunst. Als der zweyte [illegible]Metallurgischen Chymie, wor- [illegible]Arten zuverläßig zu probie- [illegible]. Daher [illegible] von E. E. Gellert ꝛc. [illegible]sachen von dem Verf. ver- [illegible]ig, bey Fritsch. 1772.

[illegible] durch seine neuen Zusätze, den [illegible]Verf. und die Bemühung, dieß [illegible]begründen und ihre Vortheile zu

Sehr merkwürd [illegible]wohl Kupferfeilstaub, [illegible]tendes Kohlenpulver im [illegible]bisweilen ein graues, [illegible]glas erhalten, das d. B. Dodd [illegible]haren

[illegible]Physische Untersuchungen [illegible]peterluft; der vom Brenn-

Wir haben durchgängig sehr guten praktischen Unterricht von der Brauerey in dieser Schrift gefunden, den wir nicht weiter umständlich anführen können. Den Liebhabern dieser Wissenschaft wird es angerathen, das viele Gute aus der Quelle selbst zu schöpfen.

C. E. Gellerts — Anfangsgründe zur metallurgischen Chymie, in einem theoretischen und praktischen Theile. Mit Kupfern. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig, bey Fritsch. 1776. 498 S. in 8.

Die erste Ausgabe dieser sehr guten Schrift kam im Jahre 1750. heraus, und seitdem hat ihr vortrefflicher Verfasser mit anhaltendem Fleiße seine metallurgischen Arbeiten unermüdet fortgesetzt. Wer dürfte daher nicht hoffen, daß die gegenwärtige neue Auflage auch mit vielen neuen praktischen Erkenntnissen bereichert seyn werde, die sich der Verf. seit den 26 Jahren gesammelt hat? Wir haben diese Vermehrungen auch wirklich nach der richtigsten Vermuthung fast auf jedem Blatte gefunden.

Der Verf. hat diese neue Ausgabe demnach von den Fehlern der damaligen Zeit, so viel ihm möglich, zu befreyen gesucht; auch mit verschiedenen neuern, theils von ihm selbst, theils von andern angestellten Erfahrungen, beträchtlich vermehret. Daher hat nun bey ihm die Lehre von der Schmelzbarkeit der Stein- und Erdarten eine ganz andere Gestalt gewonnen. Die vier Hauptarten der Steine und Erden, nämlich die thonartigen, kalkartigen, gypsartigen und glasachtigen Steine und Erden, die vorher vor sich allein für unschmelzbar gehalten worden, achtet er nun alle für schmelzbar, und bezeuget, gypsartige und kalkartige Stein- und Erdarten, wie die Kreide selbst, geschmolzen zu haben, welches er auch von der ziemlich reinen Thonerde versichert.

Sehr merkwürdig ist auch die Beobachtung, daß er so wohl Kupferfeilstaub, als auch Kupferbleche durch beygemischtes Kohlenpulver im verschlossenen Gefäße, durch lang anhaltendes mäßiges Feuer dergestalt aufgelöset hat, daß er daraus bisweilen ein graues, bisweilen aber ein schön rothes Kupferglas erhalten, das den achten Theil am Gewichte mehr

woge-

wogen habe; im bloßen starkem Feuer verlor hernach dasselbe das brennbare Wesen wieder, und stellte reines geschmeidiges Kupfer dar. Woraus sich wahrscheinlich urtheilen ließe, daß auch das bloße brennbare Wesen zur Vererzung des Kupfers, und vielleicht auch anderer Metallen, von der Natur angewendet werde.

Das aus dem Kobold zum Vorschein kommende Metall, stehe der Verf. auch nicht mehr für ein besonderes Halbmetall an; sondern glaubt, daß es größtentheils aus Eisen und Arsenik, nebst einem noch unbekannten Körper, bestehe; worin der Arsenik überaus fest mit dem Eisen verbunden sey, und daher sehr schwer davon abgesondert werden könne. Er hält es auch nicht für unwahrscheinlich, daß die blaue Farbe, die der Kobold dem Glase beybringt, wenigstens zum Theil vom Eisen herrühre.

Unter den vererzenden Körpern führt hier der Verf. die Säuren, alkalisches Salz und brennbares Wesen mit an. Auch gestehet er nun mit Ueberzeugung, daß es wahres Golderz geb-, nachdem er das Golderz von Nagy-ar in Siebenbürgen selbst untersuchet habe.

Welcher Liebhaber der Metallurgie sollte nicht durch diese wenigen Auszüge gereizet werden, zu dieser herrlichen Quelle selbst zu eilen?

Anfangsgründe zur Probierkunst. Als der zweyte Theil der praktischen Metallurgischen Chymie, worinnen verschiedene neue Arten zuverläßig zu probieren, gezeigt werden, von C. E. Gellert ꝛc. Neue mit einigen Zusätzen von dem Verf. vermehrte Auflage. Leipzig, bey Fritsch. 1772.

Auch dieser neue Abdruck zeigt durch seine neuen Zusätze, den anhaltenden Fleiß des Verf. und die Bemühung, diese Wissenschaft immer sicherer zu begründen und ihre Vortheile zu erhöhen.

Herrn Abts Felix Fontana Physische Untersuchungen über die Natur der Salpeterluft; der vom Brenn-

baren beraubten Luft; und der fixen Luft. Aus dem Französischen und Italienischen übersetzt, von F. X. von Wasserberg. Wien, in der Gräfferischen Buchh. 1777. 228 Oktavseiten.

Bekanntermaßen ist die fixe Luft jetzt der Gegenstand vieler Naturforscher, die oftmals nur aus Liebe zum Sonderbaren von einer neuen Hypothese zur andern wandeln; und daher ist nun auch das Luftreich schon mit einer stattlichen Menge verschiedener Lüfte, als fixe Luft, vitriolische Luft, Salpeterluft, Salzluft, laugensalzige Luft, entzündbare Luft, und vom Brennbaren beraubte Luft, vermehret worden.

Das viele Schwankende und der starke Widerspruch, den selbst die angestellten Versuche, wie die daraus gezogenen Folgerungen mit sich führen, haben daher den scharfsinnigen Vers. dieser Schrift veranlaßt, einige der vorgenannten Luftarten genau zu prüfen, um davon eine sichere Erkenntniß zu erlangen. Der Schluß dieser Untersuchung stimmt größtentheils mit der Behauptung anderer überein: daß diese verschiedene Luftarten keine eigentliche Bestandtheile der Körper, sondern vielmehr ein Mengsel von allerley flüchtigen Theilen der Körper wären. — Eben dieß ist auch schon lange unsere Meynung gewesen, und der Vers. bestätiget solches durch sehr scharfsinnige Zergliederung dieser Materien. In dieser Erwägung ist nun die gegenwärtige kleine Schrift wichtig, da sie sehr geschickt ist, die Anhänger der fixen Luft auf den rechten Weg zu weisen, und ihnen ihre mancherley Luftarten im wahren Lichte durchschauen zu lassen.

Von der Salpeterluft. Die vom Scheidewasser und Eisen zum Vorschein gebrachte Luft, hat die Veilchentinktur roth gefärbet, und mit alkalischen Salzen einen wahren Salpeter gebildet, — sie hat also offenbar Salpetersaures enthalten. Diese Säure ist aber nur dann vorhanden gewesen, wenn die Salpeterluft eine rothe Farbe gezeigt hat; war aber selbige ganz hell, wie die gemeine Luft, so hat sich auch diese Säure nicht weiter darin befunden. Nachdem eine Menge Salpeterluft mit frischer Sonnenblumentinktur 16mal vermischt worden war: so hat sie dabey ihre verfärbende Eigenschaft immer weniger geäußert, und endlich die Farbe der Tinktur gar nicht weiter mehr verändert. Sie verlor also ihre Säure nur nach und nach, und war dann keine Salpeterluft mehr.

mehr. Die überbleibende Luft unterschied sich aber von der gemeinen Luft noch durch eine dampfende Eigenschaft, und daß sie von anderer Salpeterluft nicht vermindert wurde, — sie war also brennbare Luft, d. h. eine mit dem brennbaren Wesen geschwängerte Luft. Nach fernerer Analysirung derselben, fand der Verf. daß auch diese durch bloße Schüttelung im frischen Wasser vom Brennbaren befreyet, und zu einer reinen gesunden Luft gemacht werden konnte. Die Säure war in der Salpeterluft durchs Phlogiston des Eisens ganz gesättiget, und machte daher auf der Zunge, auf gewisse Art, keinen merklichen sauren Eindruck; welches aber augenblicklich erfolgte, sobald man der freyen Luft in den Mund Eingang verstattete. Der Verf. glaubte auch aus einigen Erscheinungen zu urtheilen, daß sogar wirkliches verflüchtigtes Eisen in dieser Luft mit befindlich sey: aber er entdeckte es am Ende noch, daß das zur Probe angewandte Hülfsmittel das Eisen schon selbst bey sich geführt hatte.

Die Salpeterluft wäre also nach diesen Untersuchungen eine aus mehrern Bestandtheilen, — aus Salpetersäure, brennbarem Wesen und gemeiner Luft — zusammengesetzte flüßige Substanz; welche Bestandtheile aber so genau mit einander vereinigt und verbunden sind, daß sie in solcher Zusammensetzung ein neues Wesen ausmachen, das seine besondern Eigenschaften besitzt, worin — welches wohl zu merken ist — die Salpetersäure sich im Stande einer vollkommenen Neutralisation, durch die Verbindung mit dem brennbaren Wesen, befindet. Auch die Luft selbst befindet sich bey dieser Verbindung nicht im Stande einer wirklichen gemeinen Luft, wie wir sie durchs Athemholen einziehen; sondern sie ist um ihre vorige Natur gebracht, und diese ganze Mischung nun ein neuer Körper, der auch neue Eigenschaften erhalten hat.

Im zweyten Theil wird **die vom Brennbaren beraubte Luft** abgehandelt. Es wird darunter eine reine Luft verstanden, welcher man das Brennbare entzogen hat; man erlangt solche aus den wahren Kalchen der Metalle, die bey der Kalcination ihr brennbares Wesen nothwendig verlieren müssen. Der Endzweck der hier angeführten Versuche ist hauptsächlich, das Entstehen dieser Luft, und der Luft des Dunstkreises zu bestimmen, auch die Ursach der Reduktion, oder der Wiederherstellung metallischer Kalche, ohne den gewöhnlichen Zusatz des Brennbaren ausfindig zu machen. Eben dadurch wird auch zugleich noch die Natur und Eigenschaft

der Salpeterluft, wie auch der brennbaren Luft, in ein helleres Licht gesetzet.

Die dritte Abtheilung enthält die Untersuchungen über die fixe Luft. Ohnerachtet nun Priestley sagt, daß die fixe Luft selbst eine Gattung des sehr schwachen natürlichen Sauren sey, und auch Bergmann damit übereinstimmt, ingleichen Hey erwiesen zu haben glaubt, daß in der aus der Kreide durch Vitriolsäure gezogenen Luft keine Vitriolsäure befindlich sey, noch seyn könne, ob sie schon das Wasser säuerlich mache; und obgleich wieder aus den Versuchen anderer erwiesen werden will, daß in derselben Luft gar keine Spur einer Säure anzutreffen sey, auch das Wasser davon nicht säuerlich gemacht werden könne; so führt dennoch der Verf. hier die übergreifendsten Erfahrungen an, daß er in dieser Luft wirklich eine Säure, und zwar die vitriolische, angetroffen habe. Und weil er beobachtet, daß diejenige fixe Luft, welche er ohne Beyhülfe einer Säure, z. B. durch die Fäulniß aus den Körpern gezogen hatte, alle sonstige Eigenschaften der fixen Luft äußerte, außer daß sie dem Wasser keinen säuerlichen Geschmack beybrachte, und vielmehr ihm einen Geschmack und Geruch verursachte, wie er den in Fäulniß gehenden Körpern eigen gewesen; so urtheilt er mit Grunde: „daß die Säure bey der „fixen Luft als etwas zufälliges anzusehen sey. Denn wenn „solche wirklich mit in die Natur und Zusammensetzung dieser „Luft käme, so könnte sie selbige nicht mehr verlieren, ohne „daß ihre übrigen Eigenschaften nicht auch mit verloren gien„gen, welche sie doch bey der Fäulniß behält. Wenn also die „fixe Luft mittelst des Vitriolöls aus den Körpern geht, so „wird das Saure nicht von der Luft, wohl aber vom Vitriol„öl kommen ꝛc.“

Wie soll aber bey dergleichen Versuchen die schwere Vitriolsäure mit der entwickelten Luft in die Höhe geführt werden können? Auch diese Frage wird vom Verf. sehr gründlich erörtert, und dargethan, daß sich die Vitriolsäure in der fixen Luft in dem Stande einer wahren Auflösung befinde. Die Verbindung zwischen beyden sey vorzüglich genau, daß, ohngeachtet diese fixe Luft vom Wasser aufgelöset werde, selbige dennoch ihre ganze Wirksamkeit auf das Saure behalte; eben in dieser festen Verbindung beruhe eine der sonderbarsten Eigenschaften dieser Luft, daß ein durch sie säuerlich gemachtes Wasser, weder Geschmack noch Säure behalte, sobald diese Luft aus dem Wasser wieder herausgewichen sey. Der Grund

aber

aber von dieser festen Verbindung beruhe in der Natur der fixen Luft; (d. h. in dem elastischen Zustande der entwickelten Luft;) das Wasser könne daher wohl die fixe Luft auflösen; aber dennoch ihr die mitverbundene Säure nicht entziehen. Diese Säure behalte sie so lange fast mit sich verbunden, so lange sie fortfährt, eine fixe Luft zu bleiben.

Ob nun gleich aus diesen Beobachtungen erhellet, daß die aus verschiedenen Körpern durch Beyhülfe der Säuren entwickelte Luft, offenbar ein Theil derjenigen Säure bey sich führt, wodurch sie entwickelt worden war, daß mithin diese Säure sich nur zufällig bey dieser Luft befinde; so bleiben dennoch die übrigen Eigenschaften dieser von der zufälligen Säure wieder befreyten Luft sonderbar, und von der atmosphärischen Luft unterschieden. Es verdient daher noch immer weiter untersucht zu werden, worin eigentlich der Unterschied einer auf solche Art entwickelten Luft, die keine Säure mehr bey sich führt, von der atmosphärischen Luft bestehe, und was die tödtliche Eigenschaft der erstern ausmache? Vielleicht ist es bloß der Grad der Elasticität, oder ein verhältnißmäßiger Mangel des brennbaren Wesens. Es ist immer sehr merkwürdig, was Priestley beobachtet, und der Verf. aus oftmaliger Wiederhohlung versichert, daß die gesunde atmosphärische Luft, die wir athmen, ungesund und tödtlich wird, sobald sie von einem elektrischen Funken durchströmet worden. Inzwischen lehret uns eben diese Erfahrung, daß die sogenannte fixe Luft, im Grunde nichts anders als atmosphärische Luft sey, die aber durch die Verbindungskraft, nach welcher sie in den Körpern vorhanden gewesen, bey ihrem gewaltsamen Austritt, unter der Gemeinschaft verschiedener flüchtigen Substanzen, eine besondere Modification erlitten hat.

Franc. Mich. Steinhäuser Dissertatio inaug. medica, sistens experimenta Marggrafiana de terra aluminis, cum quibusdam adnexis historiam aluminis complectentibus. Vindobonae. Typ. Trattner. 1777. gr. 8. 54 Seiten.

Auf den ersten 43 Seiten sind die drey Marggrafischen Abhandlungen vom Alaun und dessen Erde von Wort zu Wort abgedruckt befindlich. Die übrigen 11 Seiten enthalten adnexa quaedam de altero aluminis principio constituuno,

den; auch die Lichtgestalten der Venus zu finden, u. s. w. So giebt Hr. B. dem Liebhaber in einem faßlichen und unterhaltenden Vortrage so viel astronomische Kenntnisse, als man ohne tiefere mathematische Einsichten bekommen kann, und ermuntert ihn auch zu astronomischen Rechnungen durch Darbietung der Mittel, solche leicht und bequem zu bewerkstelligen. Es ist wahr, daß wer sich bloß dieser Mittel bedient, die Gründe, auf denen sie beruhen, noch nicht im völligen Zusammenhange einsieht; aber in der Astronomie, wie in andern mathematischen Wissenschaften, werden sehr viele durch ergötzende und nützliche Ausübungen angereizet, die Theorie dieser praktischen Vorschriften zu studiren. Daß die Venus einen Mond hat, der uns aber nicht allemal sichtbar ist, ist 639 S. wohl zu zuversichtlich gesagt; nach der mißlungenen Vorhersagung, daß dieser Trabant den 1 Jun. 1777. nicht in der Sonne zu sehen seyn, würde Hr. B. wohl selbst sich zweifelhafter ausgedrückt haben. Den Trabanten zu läugnen, ist man freylich deswegen noch nicht berechtigt; aber das folgt doch daraus, daß der seel. Lambert seine scharfsinnige und mühsame Theorie des Trabanten auf Beobachtungen gegründet hat, die er selbst, nach den von ihm in seinen Beyträgen gegebenen Regeln über die Zuverlässigkeit der Beobachtungen, würde für unbrauchbar erkannt haben, wenn nicht jedem grossen Manne so was wiederfahren müßte, als ein Merkmal, daß er auch ein Mensch ist. Daß immer, als der erste Wahrnehmer dieses Trabanten Fontana genannt wird, zeigt, wie wenig bekannt Fontanas, freylich ziemlich seltenes Buch: Nouae coelestium terrestriumque rerum obſervationes Neap. 1646. ist. Fontana hat sogar 2 Pilulas, wie er es nennt, bey der Venus gesehen. In seinen Abbildungen, wo neben der Venus eines oder zwey Kügelchen stehen, auch einmal eines in ihr drinnen, ist der Rand der Venus rings herum mit großen Strahlen umgeben. Bey den Abbildungen, wo der Rand keine Strahlen zeigt, ist auch nichts neben der Venus oder in ihr gezeichnet. Begreiflich waren die ersten Vorstellungen, wie alle, wo sich, was man durchs Fernrohr undeutlich sieht, nicht scharf begränzt zeigt. Wie die Erscheinung des Venustrabanten noch auf eine andere Art, als nach Hrn. Hells Angabe, durchs Fernrohr dargestellt werden kann, findet sich eine Erfahrung Hrn. Insp. Köhlers in Dresden, im Wittenbergischen Wochenblatte für 1777, 293 Seite.

Die

Die Kupfertafeln sind ein eigner Vorzug dieser Ausgabe. Die zweyte ist eine Polarprojektion des nördlichen Theils des Sternhimmels auf einen Parallelkreis, der 40 Grad südliche Abweichung hat. So zeigen sich ungetrübten, alle Sternbilder, die in unsern Gegenden sichtbar sind. (Freylich, da die Charte nicht größer, als ein Bogen worden konnte, die nahe um den Pol etwas dicht beysammen. Die erste Tafel ist eine Zeichnung mit Stundenkreisen, und dazu auf durchsichtigem calauischen Papiere. Man kann sie auf die zweyte gehörig legen und herumdrehen, damit Culminationen u. d. zu finden. Noch sind abgebildet, Erscheinungen der Planeten, Vorstellungen von Planetenbahnen, Sternhaufen, wie Plejaden, u. dgl. Den Kupferstich eines Quadranten von etwas über 4 rheinl. Zoll im Halbmesser, kann man auf Holz ziehen, und Höhen damit messen, bis man einen bessern bekömmt. Zwölf Tafeln, eine für jeden Monat, zeigen Sternbilder, wie sie das Auge, nach einer gewissen Weltgegend gerichtet, zu gewissen Stunden in Berlin gezeichnet. Sie sind nach den Regeln gezeichnet, die Hr. Lambert in seiner Perspektiv gegeben, die Centralprojektion bey einer Tafel, deren Lagen gegen den Horizont gegeben ist, anzubringen. (Sechs Tafeln, wie die Doppelmayerischen, wären nützlicher gewesen. Wer Sterne will kennen lernen, kann nicht deswegen jeden Monat einmal nach Berlin reisen. Auch muß man die Sterne durch ihre gegenseitige Bahn kennen lernen, die sie behalten, indem sich die Sphäre mit ihnen herumdreht; man kann nicht warten, bis das Sternbild, das man angeben soll, in Südwest oder Nordwest kömmt.) Eine andere angenehme Anwendung dieser Regeln sind Titelkupfer und Vignette, wo sich Aussichten am Himmel für gegebene Zeiten und den Berliner Horizont darstellen.

Institutiones Astronomiae Theoreticae in vsum tironum, a *Car. Scherffer*, Presb. Ph. D. — 1777. Wien, bey Trattnern. 4. 2 Alph. 4 Bog. 19 Kupfertafeln.

Herr Sch. erklärt sich gleich im Anfange, er wolle meist de la Caille Ordnung folgen, habe auch oft jenes Worte beybehalten. Daher erzählt er im ersten Cap. wie die Welt einem Auge in der Sonne erscheine. In der Folge wird das

Aug:

Auge auf die Erde geſtoßen, und dann kommen die gewöhnlichen Lehren von Bewegungen der Planeten, Attraction, Finſterniſſen. Die Durchgänge Merkurs und der Venus machen den Beſchluß. Alſo laſſen ſich aus einem Lehrbuche nur einzelne Stellen auszeichnen. Vom Venusdurchgange denkt Hr. Sch. wie Hr. Hell, und beruft ſich auf ſeine Optik, wo er gezeigt, wie dergleichen reflectirtes Bild könne berechnet werden. (Noch ein anderer Urſprung von dergleichen Erſcheinung findet ſich im Wittenbergiſchen Wochenblatte 1777. 50 Stück, von Hrn. Inſp. Köhler aus Dresden angegeben, wenn das Objectiv des Fernrohrs ſchief eingeſetzt iſt.) Bewis hat Hrn. Boſcowich zu London ſeine Beobachtungen über den Arctur mitgetheilt. Sie vergleichen ihn mit einem benachbarten Sternchen, das B. Arcturs Begleiter nennt, und B. folgert daraus, A. habe eine eigene Bewegung, die ihn jährlich ohngefähr 2 Secunden ſenkrecht gegen die Ekliptik führt. Zur Beſtätigung bringt Hr. Sch. die Breite bey, welche unterſchiedene Aſtronomen dem Arctur geben, die neuern immer kleiner. (Bey Cailles ſeiner iſt ein Druckfehler, 39 Grad ſtatt 30.) Der Gebrauch des Gnomon wird 256. u. f. §. ſehr wohl erläutert. Bey den Finſterniſſen wird auch die ſphäroidiſche Geſtalt der Erde in Betrachtung gezogen.

Ephemerides Aſtronomicae Anni 1778. Wien, bey Trattnern. 1777.

Die Rechnungen ſind von Hrn. Hell und ſeinem Adjunkt Hrn. Anton Mayr. Der Anhang enthält zuerſt Wiener Beobachtungen, dann einen Auszug allgemein brauchbarer Greenwicher von 1765. 1774. aus Hrn. Maſkelyns Zollianren. (Nehmlich die täglichen Mittagsbeobachtungen, die Nachrichten, wenn die Uhren aufgezogen worden, und ſolche Dinge mehr, weggelaſſen, durch die Hrn. M. Werk ſo aufgeſchwollen iſt.) Cremsmünſteriſche Beobachtungen, Hrn. Firlmillners 1777. Tyrnauiſche von Hrn. Weis, Mainländiſche, Berliniſche, Paduaniſche, zu Cadix angeſtellte, aus Don Vincent Toſinnos, und Don Joſep Varelas ſpaniſch herausgegebener Beſchreibung. Sie erzählt die bloßen Beobachtungen, wie ſie aufgezeichnet worden. Hr. H. hat derſelben wahre Zeiten dazu berechnen müſſen. Er bewundert, daß der Himmel zu Cadix ſo gewöhnlich heiter iſt, wie die große Menge Beobach-

obachtungen von Jupitersbahanten zeigen. Beobachtungen zu Wilna, die französisch herausgekommen.

B.

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

Versuch der Kunst alle Arten Biere nach englischen Grundsätzen zu brauen. Entworfen von Friedrich Wilh. Heun, Ch. S. B. R. Erster Theil. Leipzig, bey Junius. 1777. 318 Seiten in 8.

Es zerfällt dieser erste Theil in zween Abschnitte, in deren ersterm von denjenigen Gegenständen gehandelt wird, welche besonders bey dem Braugeschäffte in Betrachtung gezogen werden müssen, als nehmlich von dem Feuer, von der Luft, von dem Wasser, vom Thermometer, vom Wein und den dazu dienlichen Früchten und Säften, von der Gährung, von der Natur der Gerste, vom Malzmachen, und den verschiedenen Eigenschaften und Mängeln desselben, wie auch von der Darrung. Der zweyte Abschnitt enthält das Nöthige von der eigentlichen Brauerey, und das dabey vorkommende Verfahren, als vom Brauhause, von der Wärme der Luft, dem Malzschroten, der Natur und Eigenschaften des Hopfens, von den Hefen und der Gährung ꝛc.

Die Absicht des V. ist, die Regeln, nach welchen man brauen muß, so doch den meisten Brauern unbekannt sind, so allgemein als möglich zu machen; und diese hat er hier aus verschiedenen von den besten englischen Schriften und noch andern zerstreueten Abhandlungen mehr gesammlet, und in einen Zusammenhang gebracht.

Die Wirksamkeit des Feuers, der Luft, und des Wassers, nebst der verschiedenen Natur des letztern, und der Einfluß davon auf das Braugeschäffte, ist sehr faßlich vorgetragen worden. Dann folgt die Beschreibung von dem so nöthigen Gebrauche des Thermometers, die allen Brauern sehr nützlich wäre, und sie sicherte, die vorhabende Gährung nicht, wie gewöhnlich, auf ein bloßes Gerathe wohl anzustellen.

Wa

Wir haben durchgängig sehr guten praktischen Unterricht von der Brauerey in dieser Schrift gefunden, den wir nicht weiter umständlich anführen können. Den Liebhabern dieser Wissenschaft wird es angerathen, das viele Gute aus der Quelle selbst zu schöpfen.

C. E. Gellerts — Anfangsgründe zur metallurgischen Chymie, in einem theoretischen und praktischen Theile. Mit Kupfern. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig, bey Fritsch. 1776. 498 S. in 8.

Die erste Ausgabe dieser sehr guten Schrift kam im Jahre 1750. heraus, und seitdem hat ihr vortrefflicher Verfasser mit anhaltendem Fleiße seine metallurgischen Arbeiten unermüdet fortgesetzt. Wer dürfte daher nicht hoffen, daß die gegenwärtige neue Auflage auch mit vielen neuen praktischen Erkenntnissen bereichert seyn werde, die sich der Verf. seit den 26 Jahren gesammelt hat? Wir haben diese Vermehrungen auch wirklich nach der richtigsten Vermuthung fast auf jedem Blatte gefunden.

Der Verf. hat diese neue Ausgabe demnach von den Fehlern der damaligen Zeit, so viel ihm möglich, zu befreyen gesucht; auch mit verschiedenen neuern, theils von ihm selbst, theils von andern angestellten Erfahrungen, beträchtlich vermehret. Daher hat nun bey ihm die Lehre von der Schmelzbarkeit der Stein- und Erdarten eine ganz andere Gestalt gewonnen. Die vier Hauptarten der Steine und Erden, nämlich die thonartigen, kalkartigen, gypsartigen und glasachtigen Steine und Erden, die vorher vor sich allein für unschmelzbar gehalten worden, achtet er nun alle für schmelzbar, und bezeuget, gypsartige und kalkartige Stein- und Erdarten, wie die Kreide selbst, geschmolzen zu haben, welches er auch von der ziemlich reinen Thonerde versichert.

Sehr merkwürdig ist auch die Beobachtung, daß er sowohl Kupferfeilstaub, als auch Kupferbleche durch beygemischtes Kohlenpulver im verschlossenen Gefäße, durch lang anhaltendes mäßiges Feuer dergestalt aufgelöset hat, daß er daran bisweilen ein graues, bisweilen aber ein schön rothes Kupferglas erhalten, das den achten Theil am Gewichte mehr ar-

wogen

wegen habe; im bloßen starkem Feuer verlor hernach dasselbe das brennbare Wesen wieder, und stellte reines geschmeidiges Kupfer dar. Woraus sich wahrscheinlich urtheilen ließe, daß auch das bloße brennbare Wesen zur Vererzung des Kupfers, und vielleicht auch anderer Metallen, von der Natur angewendet werde.

Das aus dem Kobold zum Vorschein kommende Metall, sieht der Verf. auch nicht mehr für ein besonderes Halbmetall an; sondern glaubt, daß es größtentheils aus Eisen und Arsenik, nebst einem noch unbekannten Körper, bestehe; worin der Arsenik überaus fest mit dem Eisen verbunden sey, und daher sehr schwer davon abgesondert werden könne. Er hält es auch nicht für unwahrscheinlich, daß die blaue Farbe, die der Kobold dem Glase beybringt, wenigstens zum Theil vom Eisen herrühre.

Unter den vererzenden Körpern führet hier der Verf. die Säuren, alkalisches Salz und brennbares Wesen mit an. Auch gestehet er nun mit Ueberzeugung, daß es wahres Golderz geb', nachdem er das Golderz von Nagy-ac in Siebenbürgen selbst untersuchet habe.

Welcher Liebhaber der Metallurgie sollte nicht durch diese wenigen Auszüge gereizet werden, zu dieser herrlichen Quelle selbst zu eilen?

Anfangsgründe zur Probierkunst. Als der zweyte Theil der praktischen Metallurgischen Chymie, worinnen verschiedene neue Arten zuverläßig zu probieren, gezeigt werden, von C. E. Gellert ꝛc. Neue mit einigen Zusätzen von dem Verf. vermehrte Auflage. Leipzig, bey Fritsch. 1772.

Auch dieser neue Abdruck zeigt durch seine neuen Zusätze, den anhaltenden Fleiß des Verf. und die Bemühung, diese Wissenschaft immer sicherer zu begründen und ihre Vortheile zu erhöhen.

Herrn Abts Felix Fontana Physische Untersuchungen über die Natur der Salpeterluft; der vom Brenn-

baren beraubten Luft; und der fixen Luft. Aus dem Französischen und Italienischen übersetzt, von F. X. von Wasserberg. Wien, in der Gräfferischen Buchh. 1777. 228 Oktavseiten.

Bekanntermaßen ist die fixe Luft jetzt der Gegenstand vieler Naturforscher, die oftmals nur aus Liebe zum Sonderbaren von einer neuen Hypothese zur andern wandeln; und daher ist nun auch das Luftreich schon mit einer stattlichen Menge verschiedener Lüfte, als fixe Luft, vitriolische Luft, Salpeterluft, Salzluft, laugensalzige Luft, entzündbare Luft, und vom Brennbaren beraubte Luft, vermehret worden.

Das viele Schwankende und der starke Widerspruch, der selbst die angestellten Versuche, wie die daraus gezogenen Folgerungen mit sich führen, haben daher den scharfsinnigen Vers. dieser Schrift veranlaßt, einige der vorgenannten Luftarten genau zu prüfen, um davon eine sichere Erkenntniß zu erlangen. Der Schluß dieser Untersuchung stimmt größtentheils mit der Behauptung anderer überein: daß diese verschiedene Luftarten keine eigentliche Bestandtheile der Körper, sondern vielmehr ein Mengsel von allerley flüchtigen Theilen der Körper wären. — Eben dieß ist auch schon lange unsere Meynung gewesen, und der Vers. bestätiget solches durch sehr scharfsinnige Zergliederung dieser Materien. In dieser Erwägung ist nun die gegenwärtige kleine Schrift wichtig, da sie sehr geschickt ist, die Anhänger der fixen Luft auf den rechten Weg zu weisen, und ihnen ihre mancherley Luftarten im wahren Lichte durchschauen zu lassen.

Von der Salpeterluft. Die vom Scheidewasser und Eisen zum Vorschein gebrachte Luft, hat die Veilchentinktur roth gefärbet, und mit alkalischen Salzen einen wahren Salpeter gebildet, — sie hat also offenbar Salpetersaures enthalten. Diese Säure ist aber nur dann vorhanden gewesen, wenn die Salpeterluft eine rothe Farbe gezeigt hat; war aber selbige ganz hell, wie die gemeine Luft, so hat sich auch diese Säure nicht weiter darin befunden. Nachdem eine Menge Salpeterluft mit frischer Sonnenblumentinktur 16mal vermischt worden war: so hat sie dabey ihre verfärbende Eigenschaft immer weniger geäußert, und endlich die Farbe der Tinktur gar nicht weiter mehr verändert. Sie verlor also ihre Säure nur nach und nach, und war dann keine Salpeterluft mehr.

mehr. Die überbleibende Luft unterschied sich aber von der gemeinen Luft noch durch eine dampfende Eigenschaft, und daß sie von anderer Salpeterluft nicht vermindert wurde, — sie war also brennbare Luft, d. h. eine mit dem brennbaren Wesen geschwängerte Luft. Nach fernerer Analysirung derselben, fand der Verf. daß auch diese durch bloße Schüttelung im frischen Wasser vom Brennbaren befreyet, und zu einer reinen gesunden Luft gemacht werden konnte. Die Säure war in der Salpeterluft durchs Phlogiston des Eisens ganz gesättiget, und machte daher auf der Zunge, auf gewisse Art, keinen merklichen saueren Eindruck; welches aber augenblicklich erfolgte, sobald man der freyen Luft in den Mund Eingang verstattete. Der Verf. glaubte auch aus einigen Erscheinungen zu urtheilen, daß sogar wirkliches verflüchtigtes Eisen in dieser Luft mit befindlich sey: aber er entdeckte es am Ende noch, daß das zur Probe angewandte Hülfsmittel das Eisen schon selbst bey sich geführt hatte.

Die Salpeterluft wäre also nach diesen Untersuchungen eine aus mehrern Bestandtheilen, — aus Salpetersäure, brennbarem Wesen und gemeiner Luft — zusammengesetzte flüßige Substanz; welche Bestandtheile aber so genau mit einander vereinigt und verbunden sind, daß sie in solcher Zusammensetzung ein neues Wesen ausmachen, das seine besondern Eigenschaften besitzt, worin — welches wohl zu merken ist — die Salpetersäure sich im Stande einer vollkommenen Neutralisation, durch die Verbindung mit dem brennbaren Wesen, befindet. Auch die Luft selbst befindet sich bey dieser Verbindung nicht im Stande einer wirklichen gemeinen Luft, wie wir sie durchs Athemholen einziehen; sondern sie ist um ihre vorige Natur gebracht, und diese ganze Mischung nun ein neuer Körper, der auch neue Eigenschaften erhalten hat.

Im zweyten Theil wird **die vom Brennbaren beraubte Luft** abgehandelt. Es wird darunter eine reine Luft verstanden, welcher man das Brennbare entzogen hat; man erlangt solche aus den wahren Kalchen der Metalle, die bey der Kalcination ihr brennbares Wesen nothwendig verlieren müssen. Der Endzweck der hier angeführten Versuche ist hauptsächlich, das Entstehen dieser Luft, und der Luft des Dunstkreises zu bestimmen, auch die Ursach der Reduktion, oder der Wiederherstellung metallischer Kalche, ohne den gewöhnlichen Zusatz des Brennbaren ausfindig zu machen. Eben dadurch wird auch zugleich noch die Natur und Eigenschaft

der Salpeterluft, wie auch der brennbaren Luft, in ein helles Licht gesetzet.

Die dritte Abtheilung enthält die Untersuchungen über die fixe Luft. Ohnerachtet nun Priestley sagt, daß die fixe Luft selbst eine Gattung des sehr schwachen natürlichen Sauren sey, und auch Bergmann damit übereinstimmt, ingleichen Hey erwiesen zu haben glaubt, daß in der aus der Kreide durch Vitriolsäure gezogenen Luft keine Vitriolsäure befindlich sey, noch seyn könne, ob sie schon das Wasser säuerlich mache; und obgleich wieder aus den Versuchen anderer erwiesen werden will, daß in derselben Luft gar keine Spur einer Säure anzutreffen sey, auch das Wasser davon nicht säuerlich gemacht werden könne; so führt dennoch der Verf. hier die überzeugendsten Erfahrungen an, daß er in dieser Luft wirklich eine Säure, und zwar die vitriolische, angetroffen habe. Und weil er beobachtet, daß diejenige fixe Luft, welche er ohne Beyhülfe einer Säure, z. B. durch die Fäulniß aus den Körpern gezogen hatte, alle sonstige Eigenschaften der fixen Luft äußerte, außer daß sie dem Wasser keinen säuerlichen Geschmack beybrachte, und vielmehr ihm einen Geschmack und Geruch verursachte, wie er den in Fäulniß gehenden Körpern eigen gewesen; so urtheilt er mit Grunde: „daß die Säure bey der „fixen Luft als etwas zufälliges anzusehen sey. Denn wenn „solche wirklich mit in die Natur und Zusammensetzung dieser „Luft käme, so könnte sie selbige nicht mehr verlieren, ohne „daß ihre übrigen Eigenschaften nicht auch mit verloren gien„gen, welche sie doch bey der Fäulniß behält. Wenn also die „fixe Luft mittelst des Vitriolöls aus den Körpern geht, so „wird das Saure nicht von der Luft, wohl aber vom Vitriol„öl kommen ꝛc.“

Wie soll aber bey dergleichen Versuchen die schwere Vitriolsäure mit der entwickelten Luft in die Höhe geführt werden können? Auch diese Frage wird vom Verf. sehr gründlich erörtert, und dargethan, daß sich die Vitriolsäure in der fixen Luft in dem Stande einer wahren Auflösung befinde. Die Verbindung zwischen beyden sey vorzüglich genau, daß, ohngeachtet diese fixe Luft vom Wasser aufgelöset werde, selbige dennoch ihre ganze Wirksamkeit auf das Saure behalte; eben in dieser festen Verbindung beruhe eine der sonderbarsten Eigenschaften dieser Luft, daß ein durch sie säuerlich gemachtes Wasser, weder Geschmack noch Säure behalte, sobald diese Luft aus dem Wasser wieder herausgewichen sey. Der Grund

aber

aber von dieser festen Verbindung beruhe in der Natur der fixen Luft; (d. h. in dem elastischen Zustande der entwickelten Luft;) das Wasser könne daher wohl die fixe Luft auflösen; aber dennoch ihr die mitverbundene Säure nicht entziehen. Diese Säure behalte sie so lange fast mit sich verbunden, so lange sie fortfährt, eine fixe Luft zu bleiben.

Ob nun gleich aus diesen Beobachtungen erhellet, daß die aus verschiedenen Körpern durch Beyhülfe der Säuren entwickelte Luft, offenbar ein Theil derjenigen Säure bey sich führt, wodurch sie entwickelt worden war, daß mithin diese Säure sich nur zufällig bey dieser Luft befinde; so bleiben dennoch die übrigen Eigenschaften dieser von der zufälligen Säure wieder befreyten Luft sonderbar, und von der atmosphärischen Luft unterschieden. Es verdient daher noch immer weiter untersucht zu werden, worin eigentlich der Unterschied einer auf solche Art entwickelten Luft, die keine Säure mehr bey sich führt, von der atmosphärischen Luft bestehe, und was die tödtliche Eigenschaft der erstern ausmache? Vielleicht ist es blos der Grad der Elasticität, oder ein verhältnißmäßiger Mangel des brennbaren Wesens. Es ist immer sehr merkwürdig, was Priestley beobachtet, und der Verf. aus oftmaliger Wiederhohlung versichert, daß die gesunde atmosphärische Luft, die wir athmen, ungesund und tödtlich wird, sobald sie von einem elektrischen Funken durchströmet worden. Inzwischen lehret uns eben diese Erfahrung, daß die sogenannte fixe Luft, im Grunde nichts anders als atmosphärische Luft sey, die aber durch die Verbindungskraft, nach welcher sie in den Körpern vorhanden gewesen, bey ihrem gewaltsamen Austritt, unter der Gemeinschaft verschiedener flüchtigen Substanzen, eine besondere Modification erlitten hat.

Franc. Mich. Steinhäuser Dissertatio inaug. medica, sistens experimenta Marggrafiana de terra aluminis, cum quibusdam adnexis historiam aluminis complectentibus. Vindobonae. Typ. Trattner. 1777. gr. 8. 52 Seiten.

Auf den ersten 43 Seiten sind die drey Marggrafischen Abhandlungen vom Alaun und dessen Erde von Wort zu Wort abgedruckt befindlich. Die übrigen 11 Seiten enthalten adnexa quaedam de altero aluminis principio constituuo,

de eius praeparatis, vſu oeconomico et medico, als die eigenthümlichen Scherflein des Verfaſſers, wo derſelbe die verſchiedenen Miſchungen hererzählt, zu welchen von langen Zeiten her Alaun gebraucht worden, vom gebrannten Alaun an bis zum Pyrophor. Und damit alle Vortheile, die zur Erleichterung der Arbeit etwas beytragen, genutzet würden, ſo hat der Verf. mit der Geſchichte und Bereitungsvorſchrift des Pyrophors 5 Seiten angefüllet. Zum Beſchluß wird auch angemerkt, daß der Alaun den Färbern, Papiermachern, Goldſchmieden, Buchbindern, u. d. Dienſte thut, auch innerlich von einigen Aerzten angewendet worden.

Io. Ant. Scopoli Fundamenta Chemiae praelectionibus publicis accommodata. Pragae, apud Gerle. 1777. 166 Seiten gr. 8.

Aus der geringen Seitenzahl, nebſt der Bemerkung auf dem Titel, ſieht man, daß dieſe Schrift vom Verf. bloß zu einem Leitfaden bey ſeinen Vorleſungen verfertiget worden, und alſo nur ſeinen Zuhörern dienen könne. Der erſte Theil berührt die Gegenſtände und chemiſchen Werkzeuge; der andere die chemiſchen Produkte, welche nach den verſchiedenen Operationen eingetheilet und beſchrieben werden. Zuerſt wird die Calcination, zweytens die Reduktion, drittens die Auflöſung, viertens die Niederſchlagung, fünftens die Deſtillation, ſechſtens die Sublimation und ſiebentens die Miſchung beſchrieben. Bey jeder Operation wird erſt die Theorie überhaupt, ſodann die Produkte, welche dabey erlanget werden, vorgetragen.

Da wir nunmehr beſſere Lehrbücher der Chemie haben, ſo dürfte dieſes außer ſeiner Beſtimmung wenig Nutzen ſtiften.

Ioſephi Sonnauer Diſſ. inaugur. med. de compoſitionibus pharmaceuticis medicamentorum. Vindobonae, Typis Trattner. 98 Seiten in groß 8.

Mit Recht beklaget ſich der Verf. über den ungeheuren Wuſt und die ſeltſamen Vermiſchungen, womit die Apotheken noch immerfort ſich angefüllet befänden; obgleich davon bereits

bereits sehr vieles daraus abgeschaffet worden. Er führet darauf die gewöhnlichsten Arten der Arzneymittel gut eingerichteter Officinen der Reihe nach an, und bringt von ihren Bereitungsarten und den verschiedenen Zusammensetzungen sehr gute Lehrbegriffe vor. Daher verdienet diese Schrift gelesen zu werden.

Es erregt aber nicht allein die große Menge der altväterischen Zusammensetzungen der Officinen, mit ihren zwey Ellen langen Vorschriften; Eckel; sondern auch der ganze Schwarm der 999 einfachen Sächelchen, worunter so mancher unnütze Körper sich befindet, verdiente Einschränkung, und der größte Theil davon, der Vergessenheit überlassen zu werden.

Der ganze Haufen der bloß Säure dämpfenden Erden, denn weiter ist doch die ganze Menge der erdichten sogenannten Präparaten nichts; die große Reihe unnützer destillirter Wässer, ohne Geruch und Geschmack, die sämmtliche Menge der edlen und unedlen Steine, Elfenbein, Hirschhorn, Einhorn, Elendsklauen, Hirnschale, Bezoar von Orient und Occident, wilde Schweins-, Wallroß- und Hechtzähne, schaffen den Kranken keine Hülfe, und bringen den Aerzten wenig Ehre.

Also, nur erst dergleichen unnütze einfache Mittel mit Ernst ausgerottet, und die brauchbaren davon nur bis auf wenige sicher wirkende eingeschränkt; so möchte endlich die vervielfältigte Zusammensetzung — die einzige tröstliche Zuflucht unwissender Aerzte — von selbst wegfallen, und kein Formular mehr, von 8 destillirten Wässern, jedes zu einer halben Unze, mit 7 erdigten Präparaten, jedes zu 5 Granen, nebst schweistreibenden Spiesglas, Perlenmaterie und mineralischen Bezoar, jedes zu 4 Gran mit vierterley Syrupen, von jedem 1 Drachme, mit tiefen Nachsinnen ausstudieret, erscheinen.

Carl Wilh. Scheele's — Chemische Abhandlung von der Luft und dem Feuer. Nebst einem Vorbericht von Torbern Bergmann. — Upsal, verlegts Schwederus. 1777. 8. 155 S. nebst einer Kupfertafel.

Seit verschiedenen Jahren haben nun die Chemisten angefangen, ihre Kunst höher zu treiben, und neben der

herigen Bearbeitung grober Körper, auch die feinsten an
mente gränzenden Substanzen zugleich mit zum Vorwurf
er Untersuchung zu machen; sie sind von den gröbern Kör-
n bis zur Luft und dem Feuer endlich fortgeschritten, und
u muß in der That sehr oft ihren Scharfsinn bewundern,
i sie in der Anstellung sehr vieler Versuche und den daraus
ogenen Folgerungen bewiesen haben. Die mehrern Schrif-
i von der so genannten fixen Luft und ihrer Verschiedenheit,
e auch die wenigern, worinn die Natur des Feuers abge-
ndelt worden ist, sind Zeugen hiervon.

Versuche anzustellen, ist allerdings der richtigste Weg, die
aheit zu finden, und die Wesen der Natur und ihre Ei-
schaften zu erforschen; demohngeachtet aber ist immer
ch Irrthum möglich. Bey unsern Versuchen und Beob-
tungen muß auch eine unpartheyische und richtige Beurthei-
ng dessen, was unsere Sinnen bemerket, vorgehen; sonst
fen uns, die wir gearbeitet haben, alle Beobachtungen
hts, ob wir gleich andern dadurch noch nützlich werden
nen, wenn wir ihnen unsere Erfahrungen getreu mittei-
, und ihnen die richtigern Folgerungen daraus zu ziehen,
rlassen.

In den so eben erwähnten Irrthum glauben mir noch
ner, sind die mehresten Vertheidiger der fixen Luft verfal-
. Sie stellen zwar immer Versuche an, gründen alle ihre
tze auf Beobachtungen, und beruffen sich beständig auf Er-
rungen; urtheilen aber hernach sehr oft ganz unrichtig.
s könnte auch wohl leichter seyn, als Erscheinungen, so
den Untersuchungen der Luft und des Feuers vorkommen,
ch zu beurtheilen? Und eben so scheint es auch dem Verf.
angezeigten Schrift gegangen zu seyn, daß er nehmlich
seinen Beobachtungen falsche Folgerungen gezogen, und
hernach von der Luft und dem Feuer die seltsamen Begrif-
gemacht hat, die sich hier finden. Er drückte uns zwar
e Beweise davon in die Hand; da wir sie aber wieder auf-
hten, hatten wir nichts darinn.

Doch wir wollen unsern Lesern nicht allzustark vor-
fen; sondern sie selbst bey dem Urtheilsspruch mit in-
ssiren, und zu dem Ende einen kurzen Entwurf der eige-
Begriffe des Verf., die er durch Beobachtungen begrün-
zu haben glaubt, anführen; auch einige von den verschie-
n Beobachtungen selbst, nebst den Folgerungen vortra-
, und dabey nur mit einem Fingerzeig andeuten, wo nach

unserer

unserer Einsicht ein Fehler in der Beurtheilung vorgefallen. Dann wird jeder Leser unter uns selbst entscheiden können.

Zuerst also von der Luft: „— Sie gehe wirklich als ein Bestandtheil in die Mischung des Feuers ein, und werde ein Bestandtheil der Flamme und Funken.“ S. 2. — Davon sind wir noch durch keinen einzigen Versuch hinlänglich überführt. Luft ist allerdings ein Bestandtheil der Flamme; aber diese Luft kommt aus dem entzündeten Körper. Ist diese in demselben nicht reichlich genug vorhanden: so glimmet er bey seiner Entzündung nur, ohne Flamme. S. 4. erklärt der V.: ‚daß er so viele Arten Luft annehme, als ihm die Erfahrung ‚zeige.“ — Wir dächten aber, es wäre erst zu untersuchen, ob unsere Luft nicht durch den bloßen Beytritt verschiedener Arter Materien auf mannichfaltige Art verändert werden könne, und ob nicht hierauf die mancherley zum Vorschein kommende Luftarten beruheten? — wir glaubten, es wären davon deutliche Beweise vorhanden.

S. 5. werden die allgemeinen Eigenschaften der gewöhnlichen Luft zum Grunde der Untersuchung also bestimmt: „1) ‚Das Feuer müsse eine gewisse Zeit in einer gegebenen Menge Luft brennen können. 2) Wenn das Feuer während dem ‚Brennen, kein, dem Ansehen nach luftähnliches Fluidum ‚von sich gäbe: so müsse die Luftmenge, nachdem das Feuer ‚von selbst ausgelöscht, zwischen dem dritten und vierten Theil ‚verringert worden seyn. 3) Dürfe sie sich mit dem gemeinen Wasser nicht verbinden. 4) Alle Arten von Thieren müßten eine gewisse Zeit in einer verschlossenen Menge Luft leben können. 5) Verschiedene Saamen müßten gleichfalls ‚in einer gewissen Menge verschlossener Luft, durch Hülfe etwas Wasser und einer mittelmäßigen Wärme, sowohl Wurzel schlagen, als durch eine gewisse Höhe erreichen. — ‚Wenn nun demnach eine dem äußerlichen Ansehen nach luftähnliche Materie zum Vorschein komme, und sie habe die ‚angeführten Eigenschaften nicht, wenn auch nur eine fehlen ‚sollte: so hält sich der Verf. für überzeugt, daß es nicht die ‚gewöhnliche Luft sey.“ Alles kommt aber darauf an, ob keine Veränderung der gewöhnlichen Eigenschaften der gemeinen Luft möglich sey. Könnte dieses geschehen: so würde man das Schwankende dieses Schlusses sehr klärlich einsehen können. —

„Die Luft soll nach S. 6. aus elastischen Flüssigkeiten ‚von zweyerley Art zusammengesetzt seyn.“ — Ein Drittel

davon nennt der V. **Feuerluft**, welche sich durch die Eigenschaft unterscheide, daß in ihr das Feuer brennen könne; zwey Drittel sollen aus **verdorbener Luft** bestehen, und diese Luftart sey zur feurigen Erscheinung gar nicht geschickt. Zu diesem Beweise werden acht Versuche angeführt, welche darinn bestehen, daß kleine Portionen von phlogistischen Feuchtigkeiten in größere Glasbouteillen geschüttet, und eine Zeitlang umgestürzt im Wasser gestanden haben, nach deren Eröffnung in dieser Lage hernach ohngefähr $\frac{1}{10}$ Theile des übrigen leeren Raums mit Wasser angefüllet worden. Eben dieses ist auch bey entzündeten Körpern erfolgt, die dabey kein luftähnliches Fluidum von sich geben. Das Feuer aber von solchen Körpern, die zugleich ein luftähnliches Fluidum ausstoßen, hat auch die Luft in der Glasbouteille sehr wenig vermindert. Den dabey eingebüßten Verlust eines Drittels schreibt der V. der Feuerluft zu, **welche mit dem Phlogiston eine Verbindung eingegangen, und daraus ein so zartes Compositum zuwege gebracht, welches durch die zarten Pori des Glases gegangen, und sich in der Luft weit und breit zerstreuet habe!** S. 22 — Aus den andern Versuchen aber, §. 21. a, b, c, bey denjenigen entzündeten Körpern, die ein luftähnliches Fluidum ausstoßen, folgert der Verf. daß der Uebergang des Phlogistons in die Luft nicht allemal deren Umfang verringere. — Uns scheint es dagegen, daß die erfolgte Verminderung der Luft lediglich auf dem Beytritt des Phlogistons zur Luft beruhe, welches bekanntermaaßen der Luft einen gewissen Theil der Spannkraft raubet, daß nun daher ein Theil Wasser in die eröffneten Bouteillen treten können. Diese Verminderung der Spannkraft scheint allemal im gleichen Grade zu erfolgen; aber bey den angeführten Versuchen, wo dieß nicht bemerkt worden, hat nicht so viel brennbare Materie in die Luft treten können, weil die Versuche so kurz beendiget worden, in Vergleichung mit den erstern; und weil auch dabey zugleich neue Luft aus diesen entzündeten Körpern in die Bouteille mit eingetreten, die jene Verminderung ersetzet. Von jener Subtilisirung der Luft ist gar kein gründlicher Beweis hier anzutreffen, noch zu begreiffen: denn folgende zwey Sätze sind unumstößlich richtig, daß die Luft nicht durch Glas passiren könne, und daß das Phlogiston solchen Durchmarsch auch noch niemals bewiesen habe: nimmermehr kann also aus diesen beyden ein Compositum werden, das noch dazu unerhitztes Glas durchpassiren sollte. Der Verf. würde dieses Vorurtheil am

im leichtesten gehoben haben, wenn er diese Versuche in sehr dünnen und aufs festeste verschlossenen Gläsern angestellt, und solche mit den darinn befindlichen phlogistischen Flüssigkeiten nebst der Luft aufs genaueste abgewogen hätte. Da würde er, wie wir aus Gegenversuchen wissen, diesen Verlust nicht gefunden und eingesehen haben, daß der nachherige Erfolg nichts anders, als die verminderte Spannkraft der Luft anzeige.

Die Feuerluft hält der V. für diejenige besondere Luftart, durch welche der Umlauf des Geblüts und der Säfte bey Thieren und Pflanzen unterhalten werde. S. 125. Sie bestehe aus einem zarten Sauerwesen mit Phlogiston verbunden, und es sey wahrscheinlich, daß alle Säuren den Ursprung von ihr erhalten. S. 126. Sie sey also im Grunde eine versüßte eladische Säure. S. 117. u. 135. — Hier ist nun die bis zum Ekel bestrittene fette Säure wieder leibhaftig da, ohne das zarte eingebildete Sauerwesen näher zu kennen. — Universalsäure, Feuerluft — parodirte fette Säure!

Beyde vorerwehnte Luftarten, welche durch das Phlogiston getrennt worden, sollen auch wieder zusammengesetzt werden können. S. 21 — 28. Die S. 28. angeführte Beobachtung scheint uns aber auf ganz andern Gründen zu beruhen, als der Verf. angiebt. Theils Verdünnerung der Luft, theils Befreyung von der Feuchtigkeit, dünkt uns die Ursache zu seyn, daß ein Licht in der hier beschriebenen Luft gebrannt hat.

Unter dem Worte Hitze begreift der Verf. ein ganz eigenes Wesen, das aus der Verbindung der Feuerluft mit dem Phlogiston unter dem Brennen entstehe, und alle Gefäße zu durchdringen vermögend sey. S. 48. Diese Verbindung soll Wärme verursachen; aus dem S. 50. u. f. angeführten Versuche aber scheint es zu viel gefolgert zu seyn. Eben also kommt uns auch dessen Begriff von den Eigenschaften der Hitze, von S. 53—60. sehr schwankend vor, und die Beobachtungen unrichtig beurtheilt zu seyn. Von einem Hauffen hellglühender Kohlen, nennt der Verf. diejenige Hitze, welche sich von einem metallischen Bleche zurückwerfen läßt, die strahlende Hitze; die aber, welche in die Höhe steigt, und sich durch den Wind hin und her treiben läßt, sey anderer Art. Folglich gäbe es zwey Arten der Hitze, wovon die erstere durch eine stärkere Portion Phlogiston, wie auch durch Unsichtbarkeit sich von der andern unterscheide. Welche Einbildung!

Vom Lichte hat der Verf. auch sehr sonderbare Begriffe. Zuerst bestreitet er die Meynung, daß solches kein Phlogiston sey.

sey. — Dafür wird es ja aber nicht leicht ein Erfahrner halten. — Das Licht der Sonnen und des brennenden Feuers hält er zwar mit vollem Grunde für einerley Wesen; unterscheidet es aber wesentlich wieder von der Hitze, und führet S. 62. Versuche an, woraus er demnach das Daseyn des brennbaren Wesens im Lichte beweisen will, da wir wieder gerade das Gegentheil daraus geschlossen haben. Der Leser mag hier selbst urtheilen; weil Silberkalk, so wie der Quecksilber Præcipitat, durch die bloßen Sonnenstrahlen wieder hergestellt werden können: so soll Phlogiston im Sonnenlichte seyn. — Ey, wer hat denn dem Verf. erlaubt, ohne Beweis vorauszusetzen, daß das brennbare Wesen der edeln Metalle und des Quecksilbers gemeines Phlogiston, und in allen Metallen einerley sey? Wir dächten, daß gerade das Gegentheil daraus zu schließen wäre. Eben daraus, daß durch die Sonnenstrahlen weder der Salpeter alkalisirt, noch die Kalche der unedeln Metalle reducirt werden können, würden wir urtheilen, daß kein Phlogiston darinn befindlich sey. Aus der Reduction der Kalche der edeln Metalle, ohne ein Phlogiston dabey anzuwenden, getraueten wir uns gerade zu beweisen, daß selbigen ihr brennbares Wesen unter der vorgegangenen Auflösung und Niederschlagung nicht entzogen worden wäre, und solche nun durch einige mitverbundene salzige Substanzen zertheilt sich befänden, wie denn auch solche schon bloß für sich allein im leeren Tiegel reduciret werden können, durch welchen doch kein Phlogiston aus den Kohlen dringen kann; es wäre denn, daß der Verf. gerade aus dieser Reduction diesen Beytritt beweisen wollte. Wie mag also der Verf. damit fortkommen wollen, daß er die Gleichheit des Phlogistons in allen Metallen S. 71. dadurch beweisen will, daß die unedeln Metallen die edeln reduciren? Da die Reduction der letztern schon ohne alles Phlogiston im leeren Tiegel geschehen kann: so kann ja auf das Phlogiston der erstern dabey gar keine Rücksicht genommen werden. Die Reduction der Kalke von den edeln Metallen im Feuer, oder ihre Abscheidung im vollen metallischen Glanze aus den Auflösungen, vermittelst der unedeln Metallen, geschiehet nicht vermöge eines Uebergangs des Phlogistons aus letztern; sondern nach den Gesetzen der Verwandschaft, indem das zugesetzte unedle Metall sich mit denjenigen salzigen Substanzen verbindet, welche die Stäubgen des edeln Metalles bloß zertrennt hatten. Der Verf. sieht nach seinem Vorurtheil das Licht der Sonnenstrahlen für kein einfaches

Wesen

Wesen oder Element an. Dessen Bestandtheile sollen seyn, Feuerluft mit einer starken Portion Phlogiston verbunden. S. 78. — Und eine solche Mischung soll gleichwohl das Brennglas durchdringen können!

S. 81. kommt nun der Verf. erst zur Hauptsache, welche eigentlich der Gegenstand aller seiner vorhergehenden Versuche gewesen ist — zum Feuer. Hier will uns derselbe aus dem Labyrinth der Meynungen vom Feuer führen; nach unserm Bedünken aber hat er hier ein wahres Labyrinth aufgebauet. Das Phlogiston erkennet er für ein wahres Element und eine ganz einfaches Principium. Alle Beobachtungen zeigen aber unwidersprechlich das Gegentheil. Dasjenige Wesen, welches Glas und alle Körper ohne Unterschied durchdringet, muß wohl mehr Element oder der elementarischen Natur näher seyn, als ein anderes, so diese Eigenschaft nicht besitzt. Da nun das Licht der Sonne oder des Feuers, oder der eigentliche wirksame Uranfang des Feuers, oder die wirksame Ursach der leuchtenden und hitzenden Eigenschaft des Feuers, alle Körper vorgedachtermaßen durchdringet, welches das Phlogiston nicht kann: so muß ersteres nothwendig mehr Element seyn, als letzteres, und ersteres kann demnach nicht aus letzteren, wohl aber das letztere aus dem erstern mit zusammengesetzet seyn.

Von der Entstehungsart des Feuers befindet sich S. 89. nach der Theorie des Verf. folgender Begriff: „1) Einem jeden brennbaren Körper muß erstlich eine gewisse Menge Hitze mitgetheilet werden, um in die feurige Bewegung zu gerathen. 2) Alsdann ist er geschickt, sein Phlogiston fahren zu lassen, wenn nur eine Materie zugegen, welche eine stärkere Anziehung zum Brennbaren, als diejenige hat, womit es vorher verbunden ist. 3) Geschieht solche Erhitzung in der freyen Luft, so hat die allda vorhandene Feuerluft eine stärkere Anziehung. 4) Sogleich muß das feuerfangende Principium hervortreten, sich mit der Feuerluft verbinden, und aus seinem Gefängniß befreyet werden. 5) Aus dieser Verbindung wird die Hitze zusammengesetzet, welche der verdorbenen Luft anhänget, solche ausdehnet, und nach den hydrostatischen Gesetzen in die Höhe steiget. 6) Kaum ist diese Hitze erzeuget, so wird der brennbare Körper dadurch noch weiter, als im Anfange, ausgedehnet, und sein Phlogiston noch mehr entblößet. 7) Die Feuerluft kommt alsdann mit mehr Phlogiston in Berührung, verbindet sich also ihrer

„Natur

„Natur nach, mit einer etwas größern Menge, und hieraus „wird alsdann die strahlende Hitze hervorgebracht. 8) „Und in eben diesem Augenblicke werden die Bestandtheile des „brennbaren Körpers durch die noch mehr überhand nehmende „Hitze, dermaßen auseinander gesetzet, daß die in beständigen „Strohm hinzufahrende Feuerluft das Phlogiston in noch grö„serer Menge anziehet, und (o wunderbares Phänomen!) „alsdenn wird hieraus die höchst elastische Materie, das Licht, „zusammengesetzet, welches, nachdem die Menge des Brenn„baren ist, auch unterschiedliche Farben hat.“

Diese Theorie wird hernach S. 102. u. f. zur Erklärung der Eigenschaften des Pyrophors, und S. 110. u. f. des Knallgoldes angewendet, und S. 135. bis 141. behauptet, daß Hitze ein Bestandtheil unterschiedlicher Körper sey. Nach allgemeinem Sprachgebrauch wird unter dem Worte Hitze nur eine besondere sinnliche Wirkung einer gewissen Materie verstanden; der Verf. aber versteht darunter das Wesen selbst, und verwirret also die Begriffe. Seine Hitze und Meyers fette Säure, ist nach seiner Beschreibung einerley Ding, nur unter einem andern Namen; (und dennoch tadelt er in der Vorrede Meyern) wird also auch wohl gleiches Schicksal wie letztere erfahren. — Er nennt sie eine besondere Säure mit Phlogiston verbunden — sie soll aus Alkalien und absorbirenden Erden besondere Arten von Mittelsalzen bilden. — Eben diese Erdarten sollen dadurch in Wasser auflöslich werden, und sich mit Wasser erhitzen. — Die Alkalien würden davon kaustisch, indem wenn solche mit den damit verbundenen absorbirenden Erden vermischt würden, die Hitze von den Erdarten übergienge, u. s. f. Das ist doch nun aber ein offenbares Wortspiel mit Wirkungen, die zwar zum Theil an sich selbst ganz richtig sind; wovon aber des Verf. Begriff von der eigentlichen Grundursach noch viel unwahrscheinlicher ist, als Meyers Begriff von der fetten Säure war, den auch selbst seine vornehmsten Anhänger nun unrichtig erkannt und wieder aufgegeben haben.

Nach der angeführten Beschaffenheit hätten wir Fug und Recht gehabt, diese Schrift sehr kurz abzufertigen; wir haben sie aber etwas umständlich beleuchtet, weil wir durch den allzu günstigen Vorbericht des Hrn. P. Bergmanns, worin er sie ein meisterhaftes Werk genennet, uns etwas getäuschet fanden; da sie aber dennoch wegen allerhand angestellten guten Beobachtungen gelesen zu werden verdienet: so wollten wir

die

die falschen Begriffe des Verf. auszeichnen, und die Leser darauf aufmerksam machen. Der Verf. mag darüber auch etwas länger nachdenken, unsere Einwürfe beherzigen, und dergleichen überspannte Folgerungen künftig vermeiden; sonst möchte er seinen Zweck die Lehren von der Luft und dem Feuer aufzuklären, gar sehr verfehlen.

Bz.

Die drey Reiche der Natur. Pflanzenreichs erste und zweite Ausgabe. Nürnberg, bey Hennings. 1776. 4.

Da haben wir wieder ausgemalte Abbildungen ohne allen, oder doch ohne wirklich nützlichen oder den Bedürfnissen des Publikums angemessenen Plan. Abbildungen von gemeinen, von nutzbaren, von ausländischen, seltenen, noch zur Zeit unbrauchbaren Pflanzen, alle unter einander. Eine sogenannte natürliche Ordnung soll inzwischen die Grundlage seyn, zu deren Erläuterung, falls sie auch vorzüglich wäre, die Kupfertafeln wenig beytragen. Die Pflanzen, welche die Wahl getroffen hat, sind zwar nicht sehr niedlich, aber doch getreu abgebildet, und die deutschen Beschreibungen verrathen einen gelehrten Kenner der Botanik. Von den gelieferten Pflanzen wollen wir einige nennen: Verbena americana, oder die von andern unter dem Namen Aubletia (nicht Obetia) bekannt gemachte Pflanze, Clerodendron, Cortusum, Barleria cristata, Scrophularia nodosa. Jedes Heft hat 10 Tafeln. Von der Fortsetzung finden wir hier keine Nachricht.

Neues systematisches Conchyliencabinet, geordnet und beschrieben von F. H. W. Martini, und unter dessen Aufsicht nach der Natur gezeichnet und mit lebendigen Farben erleuchtet, durch A. F. Happe. Zweyter Band. Nürnberg, 1773. Dritter Band. 1774. 4.

Wir verweisen auf unsere Anzeige im 15ten Bande dieser Bibliothek S. 263. Weil es den Käufern unangenehm seyn mußte, daß sie nicht die ganze Eintheilung des V. aber-

übersehen konnten: so hat dieser bey dem dritten Bande eine Tabelle über das ganze Werk gegeben, welche dem ersten leicht vorgeklebt werden kann. Was wir von der Eintheilung ehemals geurtheilt haben, finden wir nun mit noch größerer Ueberzeugung richtig. Der Werth des kostbaren Werks liegt nicht in der Anordnung; sondern in den genauen Beschreibungen der vielen Arten der Conchylien, und in der zahlreichen Synonymie, wobey der Verf. in diesem Theile der Naturgeschichte viel sorgfältiger gewesen ist, als in den andern. Wahr ist es auch, daß nicht selten Anmerkungen vorkommen, welche einen genauern Beobachter anzeigen, wiewohl manche einigen mikrologisch scheinen können. Die Malerey ist oft zu stark, doch meistentheils getreu. Die Sammler finden an verschiedenen Orten die Preise der seltnen Conchylien angemerkt. Der Admiral Cedo nulli ist im Jahre 1732. auf einer Versteigerung im Haag für 1020 Livers verkauft worden, und dieses Stück soll jetzt in der Königlichen Sammlung zu Lissabon seyn. Der Oberadmiral ist seit einigen Jahren im Preise gefallen. Für den sogenannten Orangeadmiral bezahlt ein reicher Liebhaber noch wohl hundert Gulden. Der dritte Band hat 34 Kupfertafeln mit 396 Zeichnungen, ohne die im Buche angebrachten Zierbilder. Der vierte Band hat 56 Kupfertafeln, deren letzte No. 121 ist. Von den Zierbildern, deren Zahl durch alle Bände durchlaufen, ist das letzte No. 36. Auch vom vierten Bande sollen schon einige Hefte ausgegeben seyn, die wir aber noch nicht gesehen haben. In fünf oder sechs Jahren hoffte der fleißige Verfasser mit dem ganzen Werke fertig zu werden; aber der Tod hat seinen Arbeiten ein früheres Ende gemacht. Wir glauben, daß dieses Werk den Verlust dieses Schriftstellers, der Naturkunde am empfindlichsten macht. Denn in der Conchyliologie war Martini mehr als Sammler. Schwerlich findet der Verleger einen Gelehrten, der Geschicklichkeit, Zeit und Belieben hat, dieses Werk nach dem selbigen Plane zu vollenden. Ein reicher Liebhaber der Conchylien könnte eine vortreffliche Sammlung erhalten, und zugleich ein gutes Werk thun, wenn er die von dem rechtschaffenen Martini hinterlassene Sammlung nach ihrem wahren Werthe ankaufen wollte. Wir wünschen es sehr, und bitten unsere Leser, diesen Wunsch, wenn sie können, zu unterstützen.

J. Sul-

D. Stulzers abgekürzte Geschichte der Insekten, nach dem Linnäischen System. Erster Theil. Winterthur, bey Steiner und Comp. 1776. Zweyter Theil, welcher 32 ausgemalte Kupfertafeln enthält. gr. 4.

Dieses Werk, worauf die Entomologen seit einigen Jahren gehoffet haben, ist nicht eine neue Ausgabe des im Jahre 1761. gedruckten Werks dieses Verfassers, als welches ersteres doch einige Vorzüge vor dem neuern hat. In der Geschichte, die wir anzeigen, welche wegen der lateinischen Lettern, womit sie abgedruckt ist, ein ungefälliges, affektirtes Ansehen hat, sind Zeichnungen und Malerey viel schöner und genauer. Ueberall scheint Geoffroy und der unzuverläßige Müller zum Grunde gelegt zu seyn; wiewohl immer auf die Linnäische Eintheilung Rücksicht genommen ist. Die Abbildungen sind zum Theil ausländische und seltene Insekten, wodurch denn der große Nutzen des ältern Werks diesem neuern entzogen ist, nämlich den Anfängern eine bequeme Anleitung zu seyn. Diesen müssen inländische Arten zu Beyspielen angegeben werden, weil sie diese erhalten, und an diesen also die angegebenen Kennzeichen sehen und lernen können. Der Witz, der in dem ersten Werke etwas tändelte, ist hier wirklich beschwerlicher geworden. Wir geben gern zu: de gustu non est disputandum; aber aus vielfacher eigner Beobachtung wissen wir, daß Tändeleyen in Lehrbüchern, wo man denken, und die Aufmerksamkeit mit Macht halten soll, schaden. Ein sonderbarer Mangel ist der, daß vom Geschlechte Hispa gar keine Abbildung gegeben ist. Doch weit schlimmer ist es, daß hin und wieder Arten unrichtig angegeben sind, auch daß zuweilen in der Terminologie gefehlt ist. Ohne Weitläuftigkeit verweisen wir Kenner nur auf einige Beyspiele, als Tab. X. fig. 17. wo C. stagnorum vorkömmt. Wider des V. amphinachus und teutonica lassen sich auch Zweifel machen, so wie auch wider die Abbildung von Apis lagopoda und Conops calcitrans und Hippobosca hirundinis u. a. Vermuthlich haben Amtsgeschäffte den Verfasser gehindert, alle, oder auch nur die wichtigsten neuern Schriften zu benutzen. Denn hin und wieder kommen längst widerlegte Irrthümer vor, und ausgemachte Wahrheiten sind zuweilen noch zweifelhaft vorgetragen. Dahin gehört, was von den sogenannten Krebsaugen

gesagt ist; auch daß noch gezweifelt wird, ob es sechsfüßige Krebse gebe, ob der Scorpion seine Jungen lebendig zur Welt bringt, u. d. m. Die Raupen heißen hier noch Würmer. Wir glauben immer noch, daß es ein sehr verdienstliches Werk seyn würde, wenn ein Entomolog ein Buch lieferte, worin die Linnäische Entomologie durch richtige, hinlängliche, aber nicht unmäßig angehäufte, ausgemalte Zeichnungen inländischer, doch nicht gar zu bekannter Insekten, erklärt würde. Hrn. Sulzers erstes Werk ist zu einem solchen, als wir wünschen, einigermaßen ein Ideal, und sein zweytes theures Werk macht unsern Wunsch noch nicht überflüßig.

Icones lignorum exoticorum et nostratium germanicorum. Missus secundus. Abbildung in- und ausländischer Hölzer. Zweytes Heft. Tab. XIII. bis XXIV. Nürnberg. 1774. 4.

Wegen dieser Fortsetzung wissen wir zu dem, was Biblioth. XXIII. S. 270. gesagt ist, nichts hinzu zu setzen. Das Werk bleibt sich immer gleich, und wird so kostbar, daß ein Liebhaber sich für diesen Preis die abgebildeten Hölzer selbst anschaffen könnte. Die Wissenschaften gewinnen auch durch die Kunst des Künstlers gar nichts. Hätte ein Kenner der Natur Nachrichten zur Bestimmung der Arten beygebracht: so würde dieses dem Buch einen größern Werth gegeben haben, als der ist, welchen ihm die Malerey giebt. Da es Leute giebt, die Geld für leere Bilder ausgeben mögen, so arbeiten die Nürnberger Künstler fort, ohne die Beyhülfe eines Gelehrten zu suchen.

Hrn. von Büffon Naturgeschichte der Vögel. Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen, Zusätzen, und vielen Kupfern vermehrt, durch Martini. Band II, 1774. III, 1775. IV, 1776. V, VI, 1777. Berlin bey Pauli. 8.

Die Einrichtung dieses Werks ist schon aus der Anzeige im Anhange zum XIII-XXIV Bande S. 579. bekannt. Ueberall sind allerley Nachrichten aus Schriften, die der Fran-

zos

s nicht gebraucht hat, zusammengetragen; auch sind jedem heile viele neue Kupfer aus Catesby, Daubanton und an- rn Werken beygefügt worden. Uebel ist es, daß die Erklä- ng der Kupfer, und die Nachweisung, wohin sie gehören, cht allemal ganz richtig ist. Der zweyte Band endigt noch cht einmal den ersten Band der Urschrift nach der Quart- sgabe: er hat 39 Kupfertafeln. Der dritte und vierte and haben 40 Kupfer, eben soviel hat auch der fünfte, und r sechste allein hat 59 Tafeln. Dieser geht bis zum Ende s zweyten Bandes der Urschrift, und beschließt also die weit sgedehnte Beschreibung der Tauben. Neue Beobachtungen mmen gar nicht vor, und also haben wir zu unserer Anzeige chts weiter hinzu zu setzen.

rn. von Büffon Naturgeschichte der vierfüßigen Thie- re. Mit Vermehrungen aus dem Französischen übersetzt von Martini. Berlin. Dritter Band. 1775. Vierter Band. 1776.

Der dritte Band erzählet die Geschichte der inländischen wilden Thiere, welche Gegenstände der Jagd sind. Der rte fängt mit der Geschichte der fleischfressenden Thiere an. mer hat 16, dieser aber 24 Kupfertafeln, deren Malerey räglich ist. Für den eigentlichen Naturalisten sind sie frey- h nicht gut genug. Unsere Anzeige würde sehr weitläuftig rden, wenn wir alle die Zusätze, welche der deutsche Fleiß sammengetragen hat, erzählen wollten.

. G. W. Martini allgemeine Geschichte der Na- tur, in alphabetischer Ordnung. Vierter Theil. Von Au- bis Bachsteinbrech. Berlin. 1778.

Möchte doch dieses Werk allein ein Beyspiel seyn, wieviel daran gelegen sey, nicht einen ungeheuren Plan, dessen füllung über menschliche Kräfte hinausgeht, zu entwerfen! itte der fleißige Mann diese Regel der Vernunft beobachtet, hätte er entweder sein Werk zu Ende gebracht, oder es hätte anderer es nach seinem Tode endigen können. Aber wer rd nun, nachdem der V. gestorben ist, Muth genug haben,

ein solches Chaos noch zu mehrerer Größe fortzuwälzen! — Ein fleißiger Schreiber gehört dazu, solche Artikel zu liefern, als der ist: Aussauger, worunter alle Schmarotzerpflanzen zusammengebracht sind. Dieser Band hat 44 Kupfertafeln, die uns besser, als in den erstern Theilen gewählt zu seyn scheinen. Wir haben ein ausgemaltes Exemplar vor uns, und merken einen größern Fleiß des Künstlers, als bey den vorigen Kupfern, zu bemerken.

A.

C. Collini Tagebuch einer Reise, welches verschiedene mineralogische Beobachtungen, besonders über die Agate und den Basalt enthält; nebst einer Beschreibung der Verarbeitung der Agate. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. S. Schröter. Mannheim, bey Schwan. 1777. 532 Seiten und 15 Kupfertafeln.

Herr Collini, geheimer Sekretair und Aufseher des Churfürstl. Naturalienkabinets zu Mannheim, reisete auf Kosten seines Landesherrn im Jahr 1774. in verschiedene Gegenden der Pfalz und der angränzenden Länder, um natürliche Merkwürdigkeiten zu beobachten. Im Jahr 1776. gab er seine Bemerkungen französisch heraus, die Herr Schröter nun übersetzt hat. Sie enthalten viele gute mineralogische Nachrichten, die in 21 Abtheilungen oder Kapitel vorgetragen, und im Buche selbst in ihrem Zusammenhange gelesen werden müssen. Aus der Gegend um Alzey, Weinheim, Flonheim und Uffhofen, beschreibt Hr. C. einige seltene Versteinerungen von der concha polyginglyma, zweyer Cypräen oder Porzellanen, und einiger Chamiten mit Dendriten an der Schale. Daß die Entdeckung der letztern so sehr wichtig sey, wie der Uebersetzer meynt, sehen wir nicht ein; weil uns ihre Entstehung auf einer kalkichten Muschelschale eben so leicht und zufällig, als auf andern Kalksteinen vorkömmt. Hr. C. nennt es selbst ein Naturspiel. Von den auf den Feldern zerstreuten Agaten in der eben genannten Gegend, scheint Hr. C. zu glauben, daß sie an den Orten, wo sie liegen, entstanden sind, weil keine höhern Berge, von welchen sie abgerollt seyn könnten,

vor-

vorhanden sind. Er erklärt sogar S. 72. ꝛc., wie sie da haben entstehen können. Sollte die Chymie in Agaten, wenn sie Eisen enthalten, es wirklich nicht entdecken können? (S. 82. Anmerk.) Die versteinerten Fische zu Münsterappel mit eingesprengten Zinnober, (S. 100. ꝛc.) geben einen schönen Beweis von den flözartigen Lagerstätten des Quecksilbers in diesen Gegenden. Von den Quecksilberwerken zu Mörsfeld und einigen andern Orten in der Pfalz, sind die Nachrichten unvollständig. Hr. S. hat Zusätze dazu, aus Ferbers Schriften, in seinen Anmerkungen geliefert. Hingegen ist die Beschreibung des Alaunwerkes zu Kirn, und des Agatschleifens zu Oberstein umständlicher, als die Ferber davon gegeben hat. In einer Anmerkung S. 188. sagt S. daß der Tolfische Alaunstein ein harter Kalkstein sey, welches aber nicht so ist. Wenn man die S. 164. und 165. merkwürdige Beschreibung der Felsart eines Berges nahe bey den Creuznacherischen Salzquellen an der linken Seite der Nahe, aufmerksam gelesen hat, weis man doch am Ende nicht, zu welcher Gattung von Gestein sie zu rechnen sey. Das Bergharz aus der Fischbacher Kupfergrube, S. 193 — 195. ist gewiß keine Ambra, wie der Uebersetzer vermuthet. Die ziemlich weitläuftigen Kapitel von der Erzeugung der Agaten und der Gebirgsart, worin sie liegen, enthalten Hypothesen, die Hr. C. selbst auch nur dafür ausgiebt; und wie sollte man über diese Materie etwas gewisseres erwarten können? Ob aber die hier angegebenen Hypothesen, und die von den Kieselbergen bey Oberstein, unter die sinnreichsten gehören, die je ein menschlicher Verstand hat erfinden können, (S. 212. Anm. d. Uebers.) mögen andere beurtheilen. Sind denn die, in der braunrothen Eisenocher am gefallenen Stein bey Oberstein eingekneteten, runden Kiesel alle wirklich quarzartig? Oder ist nicht der größte Theil derselben kalkspathig? Wenigstens pflegen die Nieren bey den Agatbrüchen, die wir kennen, größtentheils von der letzten Art zu seyn; obschon auch Quarz- und Agatnieren in der eisenthonigten Gebirgsart, nur nicht in der Menge, liegen. Aber Herr Collini behauptet S. 225. und 272. gerade das Gegentheil. Wir würden an diesem Angeben weniger zweifeln, wenn nicht Hr. C. selbst S. 199. erzählte, daß er die Gebirgsart, worin Agaten brechen, bald für Granit, bald für eine besondere Felsart angesehen, und folglich nicht recht gekannt habe; ja noch mehr, S. 249. und 250. erklärt er ausdrücklich, daß er unter Kiesel (Caillou) ohne Absehen

auf die Bestandtheile oder Natur der Materien, nur solche Steine verstehe, die eine bestimmte Figur, nämlich die kugelförmige oder sphärische, haben. Wie unmineralogisch ist dieß Begriff! Kiesel ist der Silex der Lateiner und der Mineralogen, und man muß keine andere Steinart, als solche, darunter verstehen, die die aus allen Mineralogien bekannten Eigenschaften wahrer Kiesel haben; sie mögen nun rund, eckicht oder unförmig seyn; sonst helfen alle Beschreibungen zu nichts, wenn man unbestimmte Wörter braucht und Sachen verwirret. Den Ursprung der Flußkiesel, das ist, nach Herrn Collini, aller abgerundeter Geschiebe in Bächen und Flüssen, leitet er S. 252. von zerfallenen Bergen von der Art her, wie die am gefallenen Fels bey Oberstein sind. Sehr häufig sind solche wohl nicht auf der Erde, wenigstens nicht in allen Ländern, wo es Bäche, Flüsse und darin runde Steine giebt. Allein wir begreifen nicht, warum die Lithologen sich so sehr den Kopf darüber zerbrechen, wie die Flußkiesel entstanden sind, sie mögen nun quarzartig oder von anderer Natur seyn! Es ist wohl nichts natürlicher, als daß Steine, die von festen Gebirgen, worin sie ohne bestimmte Gestalt vorher angewachsen waren, abgefallen oder losgerissen, lange ins Wasser gerollt und weit weggeführt, endlich rund werden müssen. S. 267. heißt es, daß alle Hülsen der Agatnieren, die sie, von der Mutter abscheiden, aus Eisenocher bestehen, da sie doch größtentheils kalkartig sind. Daß die Dendriten Anflüge einer eisenartigen Vegetation sind, soll Hr. C. nach des Uebersetzers Urtheil, S. 268. zuerst entdeckt haben; wir können uns kaum erinnern, wie lange wir schon eben das anderwärts gelesen oder gehört haben, und um des vielen Nachschlagens überhoben zu seyn, verweisen wir nur auf Baumers Naturgeschichte des Mineralreichs, 2tes Buch S. 175. Von Versteinerungen im Jaspis, die einige Stubengelehrte leugnen wollten, führt auch Hr. C. S. 300. Beyspiele an. Warum aber leugnet er (S. 339. und vorhergehenden Seiten,) daß Moos und dergleichen vegetabilische Körper in Agaten eingeschlossen seyn können, wenn es auch selten ist, und öfters Erden für Moos angegeben werden; da er doch das ganze Buch hindurch für wahr hält, daß Agate durch eine schnelle Congelation entstehen, und Jaspis und Agate nur für Abänderungen anstehe? Die wahren Begriffe von Schörl, Basalt, Wolfraum, Blende und Braunstein, und den Unterschied dieser Mineralien, hat Cronstedt deutlich genug in seiner Mineralogie angezeigt; daher es uns befremdet,

ret, daß den Verfasser S. 341. 360. und 561. sich über dun-
le Kenntnisse dieser Mineralien beschwert. Flözlager von
Quarz über Schiefer, die der Verfasser S. 451. 575. und
578. beschreibt, wären gewiß allein der Mühe und der Kosten
einer solchen Reise werth, als Hr. C. unternommen hat. Die
Nachrichten von den Spuren der ehemaligen Vulkanen bey
Coblenz und Andernach, von dem sogenannten Traß bey Pleit,
Krez und Kruffe, von dem Mühlenstein bey Niedermennich,
von dem Backofenstein bey Bell, und von den Basaltbergen
bey Fornich, und Oberwinter im 16ten, 17ten, 18ten, 19ten
und 20sten Kapitel, verdienen den größten Beyfall, und schei-
nen uns keinen Zweifel übrig zu lassen, daß diese Steinarten
Produkte des Feuers sind. Nur hätten wir gewünscht, daß
unser Reisender die kleine Mühe: die Berge, die er für die
alten Feuerspeyer hielte, zu besteigen, und ihre Schlunde zu
entdecken, sich nicht hätte verdrießen lassen. (S. Seite 462.)
Wenn der Uebersetzer, vielleicht aus Gefälligkeit gegen einige
wenige Mineralogen, S. 446. und 457. noch immer zweifelt,
ob Traß und Dimstein ihre Entstehung und jetzige Natur dem
Feuer zu verdanken haben, muß man es ihm so viel weniger
übelnehmen, als man von den Vulkanen und ihren Geburten,
ohne einige derselben gesehen zu haben, sich wirklich keine
wahre Begriffe machen kann.

Phosphorescentia Adamantum nouis experimentis illustrata. Ueber das Leuchten der Diamanten im Finstern, nach neuen Versuchen, von Michael von Grosser. Wien, 1777. gr. 8. 31 Seiten.

Aus dieser kleinen, aber merkwürdigen Schrift, die mit Wilsons Versuchen über phosphorescirende Körper verglichen zu werden verdient, wollen wir unsern Lesern nachstehenden Auszug mittheilen. Der Verfasser theilt mit seinem Lehrer Herbert (in der Streitschrift vom Feuer) die phosphorescirenden Körper S. 5. in zwey Klassen ein. Zu der ersten rechnet er den Urinphosphor des Brandt, (er hieß nicht Prand,) oder Kunkels, das Leuchten des faulen Holzes, des Meeres, einiger Insekten, der Pholaden und anderer Wasserthiere, der in salzigem Wasser gekochten Fische, die

Irrlichter, und die unschädlichen elektrischen Blize in der dünnern Luft, (innocuas illas electricitatis, per rarissimum aerem tralicientis coruscationes,) worunter er vermuthlich entweder das sogenannte Wetterleuchten, oder wohl gar den Nordschein versteht. Alle diese leuchtende Dinge, sagt er, fordern den freyen Zutritt der Luft, um einen Schein von sich zu geben. (D. Slare und Hauksbee haben behauptet, daß der Urinphosphor in luftleerem Raume stärker, als in der freyen Luft leuchte. Siehe Priestl. Optik S. 432.) Kein Fisch, sagt er, leuchtet unter Wasser, (gleichwohl berichtet Shaw und andere Naturforscher, daß die Pennatola phosphorea, eine Thierpflanze, den Meerboden erleuchte. S. Linn. amoën. acad. T. IV. p. 257.) Verliert auch der Urinphosphor, wenn er unter Wasser getaucht wird, sein Licht? (Allerdings löscht der brennende Phosphor alsdenn aus; aber D. Slare hat bemerkt, daß er nachher aus dem Wasser, unter gewissen Umständen, sehr helle Strahlen schieße. S. Priestl. Optik am angeführten Orte.) Zu der zweyten Klasse rechnet der V. S. 6. solche Körper, die im Finstern, ohne Luft, in der torricellianischen Röhre, eben so gut, als in der Luft, leuchten, wohin der bononische, balduinische, cantonische Phosphorus (und der sogenannte fixe Salmiack) gehören. Er wollte nun wissen, zu welcher Art des Leuchtens der Schein des Diamanten zu rechnen wäre. Es war nicht schwer zu vermuthen, daß diese Edelsteine mit dem Urinphosphor, und andern ähnlichen Körpern, die ihr Licht in sich selbst enthalten, und nur durch den Zutritt der Luft es fahren lassen, kaum übereinkommen können; um aber keinen übereilten Schluß zu machen, stellte er Versuche an, durch welche Diamanten mit dem bononischen Phosphorus verglichen wurden. Der erste Versuch zeigt, daß ein gelblicher Diamant, der ungefähr zwey Gran wog, und, nachdem er nur kurze Zeit an der Sonne gelegen, im Finstern ein sehr lange anhaltendes Licht von sich gab, auch in einer luftleeren Barometerröhre leuchtete. Eben dieser Diamant leuchtete ferner, wenn er erwärmet ward, (Zweyter Versuch,) und ließ sich nicht weniger durch den elektrischen Funken zum Leuchten bringen. (Dritter Versuch.) In diesen Stücken war also eine offenbare Aehnlichkeit mit den Eigenschaften des bononischen Phosphors. Der Verf. setzte aber die Vergleichungen noch weiter fort. Es ist bekannt, daß die berühmten Gelehrten, Zanotti und Algarotti, über die Veränderungen, die der bononische Phos-

phorus

phorus in den durch ein Prisma gebrochenen, verschiedentlich gefärbten Lichtstrahlen, in Absicht seines nachherigen Leuchtens erleidet, Versuche angestellt haben; und daß diese Versuche, welche S. 9—13 erzählt werden, zu beweisen scheinen, daß der bononische Phosphorus kein verschiedenes Licht im Finstern von sich gebe, man möchte ihn den blauen oder den rothen Lichtstrahlen vorher lange genug ausgesetzt haben. Auch wollten diese Herren an den auf die vorbeschriebene zweyfache Art beleuchteten Phosphor, wenn sie ihn durch ein Prisma betrachteten, keinen Unterschied des Glanzes bemerkt haben. Unser Verf. hat ihre Versuche wiederholt, und den Erfolg anders gefunden, indem der bononische Phosphor allerdings einen verschiedenen Schein von sich gab, wenn er den blauen, und wenn er den rothen Strahlen ausgesetzt wurde. Im letzten Falle war der Glanz sehr schwach; im ersten aber weit lebhafter, goldfarbig und dem Lichte einer dunkelglühenden Kohle ähnlich. (Vierter Versuch.) Aber der Diamant verinderte sein Licht nicht, wenn er auf diese Art behandelt wurde, (Fünfter Versuch.) welches den V. auf die Gedanken brachte, ob nicht etwa das, durchs Prisma gebrochene Licht für ihn zu schwach seyn möchte. Er machte daher eine solche Anstalt, daß er durch zwey Glaslinzen, die rothen und die blauen Strahlen in die Enge bringen, und jede vor sich in einen Brennpunkt sammeln konnte. (S. 16.) Alsdenn leuchtete der Diamant, wenn er dem blauen Lichte ausgesetzt wurde; aber nicht, wenn die rothen Strahlen ihn beschienen hatten. (Sechster Versuch.) Als er den bononischen Phosphor und den Diamanten, die den also in die Enge gebrachten blauen Strahlen ausgesetzt waren, durch ein aus Flintglas gemachtes Prisma betrachtete, fand er wirklich gegen die Bemerkung des Zanotti, daß sie beyde anders und stärker gefärbt schienen, als wenn er sie mit bloßen Augen betrachtete; und daß das Licht, welches sie alsdenn ausstießen, an dem bonon. Phosphor rothgelb, an den Diamanten gelblich, etwas ins grünliche fallend war. Dieser siebente und achte Versuch zeigt zugleich, daß der bonon. Phosphor und der Diamant ein anders gefärbtes Licht ausstoßen, als das (blaue,) welches sie vorher in sich geschluckt haben. Nun hat aber der P. Beccaria von dem Cantonschen Phosphorus versichert, daß er eben das Licht (und kein anders) gebe, welches ihn vorher bestrahlt hat, wenn die Versuche mit einigen Stücken dieses Phosphors, die in verschiedentlich gefärb-

gen gläsernen Röhren eingeschlossen, und so dem Lichte ausgesetzt worden, erwiesen haben. Dies brachte unsern V. auf den Gedanken, ähnliche Versuche mit dem bonon. Phosphor vorzunehmen, und auch den Diamanten durch verschiedene gefärbte Gläser, wie Du Fay schon vorher gethan, bestrahlen zu lassen. Der bonon. Phosphor leuchtete durchs blaue Glas beschienen, am stärksten goldfarb und etwas röthlich; durch Gläser von andern Farben blasser und schwächer, ins weiße oder grünliche spielend. Aber der Diamant zeigte nach dem Bestrahlen durch diese Gläser von verschiedenen Farben kein Leuchten. (Neunter Versuch.) Doch hält der V. von dieser Art Versuche nicht viel, weil kein gefärbtes Glas nur einerley Licht, sondern mehrere Farben der Lichtstrahlen zugleich durchläßt, u. s. w. (S. 22.)

Aus allen vorhergehenden Versuchen folgt nun, daß der Diamant mit dem bononischen Phosphor in Betracht des Leuchtens in sehr vielen Stücken übereinkommt, und daß er sich hauptsächlich nur dadurch unterscheidet, daß 1) in dem Diamante ein schwächeres Leuchten, als in dem bon. Phosph. durch eine gleiche Behandlung erweckt werde; 2) daß der bonon. Phosph. mit einer goldgelben, der glühenden Kohle nahekommenden Farbe, der Diamant mit einem weißgelben Scheine im Finstern leuchte. (S. 23.) Die Ursachen des Leuchtens sind also wohl für beyde einerley, oder dieselben. Hauptsächlich merkt der Verf. an, daß der Diamant sowohl als der bonon. Phosph. ein ander Licht einschlucken, als das, welches sie wieder ausströhmen lassen, wovon die wahrscheinliche Ursache in der größern Verwandschaft, den diese Körper mit den blauen, als mit den übrigen Lichtstrahlen haben mögen, zu suchen sey. Wegen dieser Verwandschaft verursachen die blauen Strahlen nicht nur ein stärkeres Leuchten, sondern treiben auch die rothen und gelben, u. s. w. aus, auf eben die Art, wie bey chymischen Mischungen eine nähere verwandte Säure, die schwächere oder weniger verwandte heraustreibt. (S. 23. und 24.)

Du Fay hat schon bey seinen vielen Versuchen mit Diamanten gefunden, daß nicht alle, wenn sie dem Sonnenlichte ausgesetzt werden, im Finstern leuchten. Unser Verf. ließ sie das blaue Licht einschlucken, und fand doch, daß einige gar nicht leuchten wollten. Um nun die Ursache dieses Unterschiedes zu erforschen, hat er viele Erfahrungen gesammelt, die er in dem 10ten, 11ten und 12ten Versuche erzählt. Sie

Sie beweisen nachstehende Sätze: 1) Die Farbe ist keine Ursache, warum einige Diamanten leuchten, andere nicht. Er hat röthliche, rosenfarbigte, goldgelbe, dunkelgelbe, grünliche, blaue, schwärzliche und ganz wasserklare Diamanten untersucht, und von derselben Farbe andere leuchtend, andere gar nicht leuchtend gefunden. 2) Die Größe und Gestalt der Diamanten trägt auch nichts dazu bey. Er hat rohe und geschliffene, länglichte und ovale Diamanten, von 66, 40, 36, 24, 17, 14 Gran, und weit kleinere, von einigen Gran, untersucht. Das versteht sich aber von selbst, daß, je größer der Diamant ist, je länger muß er dem blauen Lichte ausgesetzt werden, wenn er nachher leuchten soll; nur sind einige durch die Bestrahlung gar nicht zum Leuchten zu bringen. 3) Das Vaterland ist eben so wenig der Grund dieser Verschiedenheit. Orientalische und occidentalische Diamanten verhalten sich gleich. 4) Das Brennen der Diamanten in einem mäßigen Feuer, (denn in einem sehr starken verfliegen sie ganz,) giebt ihnen nicht die Eigenschaft, im Finstern zu leuchten, man mag sie so vor sich im Feuer halten, oder in Kohlenstaub einpacken, und allen Zutritt der Luft ausschließen. Und gleichwohl erlangt der bologneser Stein sein Leuchten durchs Calciniren, wenn er nachher dem Lichte ausgesetzt wird. — 5) Diamanten, die vorher gar nicht zum Leuchten zu bringen waren, erhielten diese Eigenschaft, wenn sie ½ Stunde mit Borax auf Kohlen vor der Lothröhre in Flammenfeuer gehalten wurden. Bergsalz wollte aber diese Veränderungen nicht zuwege bringen. Der Verf. wäre nicht ungeneigt gewesen, aus diesem Versuche den Schluß zu ziehen, daß eine künstliche Behandlung der Diamanten mit Borax, oder vielleicht noch andern Salzen, die Ursache ihres Leuchtens sey, wenn er nicht öfters gefunden hätte, daß von ganz rohen und unbearbeiteten Diamanten einige die Eigenschaft zu leuchten, andere sie gar nicht, hatten. Dennoch glaubt er, daß eine natürliche Einmischung einiger Salztheile in den rohen, leuchtenden Diamanten, nebst der beständigen Wärme der Atmosphäre in den Ländern, wo sie gegraben werden, vielleicht die Ursache ihres Leuchtens seyn könne.

M. Joh. Gottl. Volkelts gesammelte Nachrichten von Schlesischen Bergwerken. Breslau, 1775. 270 Seiten in 8.

Eben-

Ebendesselben Nachricht von den Schlesischen Mineralien, und den Oertern, wo dieselben gefunden werden. Breslau, 1775. 123 S. in 8.

Diese beyden Werkchen hätten füglich in eines zusammengezogen werden können, da sie einerley Gegenstände betreffen, und zu gleicher Zeit herausgekommen sind. Es würden dadurch die jetzt vorkommenden Wiederholungen vermieden worden. Der Verf. hat in diesen Büchern keine eigene Bemerkungen über die Schlesischen Mineralien und Gebürge, sondern bloß Auszüge aus andern Schriftstellern, als Schwenkfeld, Volkmann, Henel. u. a., geliefert. Er leistet auch keine Gewähr für die Richtigkeit ihrer Angaben; sondern will bloß den künftigen Beobachtern, die Schlesien in Absicht seiner unterirdischen Schätze genauer untersuchen können, die alten Nachrichten und Bergwerksgeschichte des Landes, als eine kurze Anleitung zu ihren Nachforschungen, in die Hände geben. Diese Absicht ist gar nicht zu tadeln; aber nach unserm Urtheil hätte sie weit besser ausgeführt werden können. Es giebt einige, obschon wenige, neuere Schriften, die von verschiedenen Schlesischen Mineralien weit zuverlässigere Nachrichten ertheilen, als die Bücher, aus welchen der V. excerpirt hat; und diese hat er gar nicht genutzt. Zweytens hätte die Kompilation der ältern Autoren mit mehr Auswahl, mehr Kenntniß und mehr Geschmack geschehen müssen, als wir in den angezeigten Blättern finden. Es wäre dies allerdings von einem Manne zu fordern, der selbst eine Mineralogie, (die doch freylich sehr historisch ist,) geschrieben hat. Man darf aber nur gar geringe mineralogische und bergmännische Einsichten haben, um fast auf jedem Blatte in den vom Verf. gesammelten Nachrichten viele alberne, unwichtige, und für einen künftigen Beobachter ganz unnütze Erzählungen zu finden. Warum hat der Sammler diese Alle beybehalten? Warum hat er nicht wenigstens Anmerkungen hinzugefügt, die den weniger kundigen Leser unterrichten könnten, daß diese oder jene Nachricht der ältern Verf. irrig oder unglaublich sey? Hat er denn ihre falsche Meynungen und ihre mangelhafte Kenntnisse durchaus fortpflanzen wollen? Und wie wäre es, wenn Jemand, der Schlesien untersuchen kann, die von dem Verf. gesammelten Nachrichten wirklich zur Richtschnur seiner Nachforschungen wählen würde? Schlesien ist allerdings ein

ein an Mineralien reiches Land; man darf aber nur sehr wenige alte Oryktographien gelesen haben, und sehr wenige Erzgebürge kennen, um zu wissen, daß die ältern Schriftsteller, aus einer übertriebenen Vaterlandsliebe, aus Unwissenheit, und auf leere Erzählungen der Bergknappen, verschiedenen Ländern, und fast jedem Winkel der Gebürge, einen weit gröſsern Vorrath an allen möglichen Mineralien, zugeschrieben haben, als die nachher geschehenen vernünftigen Untersuchungen in der That gefunden haben. Geschieht es nicht heut noch täglich, daß Leute, die in der Chymie und Bergwerkskunde unwissend sind, jeden glänzenden glimmrichten Stein, jeden Kies für gold- und silberhaltig ansehen? Muß man denn nicht behutsamer und gegen solche Erzählungen mißtrauischer werden? Allein Hr. Volkelt kann mit Recht verlangen, daß wir Beweise der unterlassenen Prüfung und der Fehler, die wir ihm zur Last legen, beybringen sollen. Wohlan denn, ein Paar nur; aber doch zur Gnüge, sonst möchten wir zu weitläuftig werden. In den Nachrichten von den Schlesischen Mineralien auf der ersten Seite kommt **gemeine Erde** vor, die vom **Thon** (S. 2.) unterschieden wird. Welche Erde ist wohl gemeiner als Thon? Wie ungegründet ist diese Eintheilung! Ist denn nicht die **gelbe gemeine Erde, aus welcher die Töpfer zu Bunzlau Gefäſse verfertigen, die eine Purpurfarbe bekommen, wenn sie gebrannt werden**, auch thonigt? Wer glaubt wohl jetzt noch, daß die **Siegelerden** wider Pest, Gift, und alle die (S. 3.) genannten Krankheiten dienen? Vermuthlich Herr Volkelt! Sonst würde er unmöglich die Geschichte von der Wirthschafts-Fräulein eines Rathes des Erzbischofs Ernst zu Cölln, S. 4. und 5. so weitläuftig erzählt und abgeschrieben haben. Von der Strigauischen Siegelerde hat D. Kretschmer bemerkt, „daß „sie in dem alten Goldgruben am St. Georgsberge zwischen „einem grauen **lüftigen** Gesteine von dem aufsteigenden Dun„ste des Goldes, welches sich oben in dem Felsen tropfenweise „versammelt und coagulirt, entstehe; andere deriviren sie von „einem centralischen und lüftigen Salze.“ (S. 6.) Warum wiederholt uns Hr. V. alle diese und ähnliche abgeschmackte Meynungen der wohlseeligen Männer, die er ausgeschrieben hat; im Fall er sie nicht selbst für wahr hält? Wozu können sie wohl dem Naturforscher, der die schlesischen Gebirge untersuchen, und sich dabey aus dem Buche des Verfassers Rath holen will, nützen? In welcher Mineralogie wird wohl das

Berg-

Bergblau Bergasche genannt? (S. 7.) Volkmann hat gemeynt, daß man an mehreren Orten in Schlesien Kreide finden würde, wenn vorzüglich die Oerter des Gebirges, wo Bleybergwerke sind, genau untersucht würden. (S. 9.) Was hat denn die Kreide mit dem Bleye zu thun? In jedem Buche sucht der Leser doch wohl Wahrheiten! Was soll man denn von einer Sammlung vieler Unwahrheiten und Irrthümer halten? Daß Salpeter in dem Wasser einiger Brunnen zu London, zu Berlin ꝛc. angetroffen werde, haben Cavendish und der unsterbliche Marggraf gelehret; daß aber dieses Mittelsalz aus einigen schlesischen Quellen durch geübte Salpetersieder wirklich ausgelaugt werde, (S. 12.) verdient wohl keinen Glauben. S. 14. rechnet Hr. V. das Halonitrum, welches aus der alten Mauer eines Gewölbes ausschlägt, mit zum Salpeter. S. 24. sondert er die härtern Quarzkrystalle von den gemeinern und weichern sorgfältig ab, damit Schlesien auch Diamanten, wovon sogar ein ganzer Berg schimmert, (S. 25.) haben möge. Daß der Quarz- oder Bergkrystall im starken Feuer bald fließe, lehret uns der Verfasser S. 26. — Doch wir ermüden alles anzuführen, was wirklich zu rügen wäre, und zum Theil eigene Meynungen des Herrn Volkeit sind, wenn wir auch die Auszüge der Autoren bey Seite setzen wollen. Die Nachrichten von den Bergwerken haben wir, so wie die von den Mineralien, von Anfang bis zu Ende gelesen, und finden daran ebenfalls verschiedenes auszusetzen. Der Vorbericht von der Geschichte aller Bergwerke überhaupt ist so unvollkommen, als unerwartet. Die Aufsätze, die eigentlich die alten schlesischen Gold-, Silber-, Kupfer-, Zinn-, Bley- und Eisenbergwerke betreffen, hätten wenigstens auf die halbe Bogenzahl gebracht werden können, wenn alles Ueberflüßige, Unbrauchbare, und offenbar Unzuverläßige weggeblieben wäre. Es ist recht sehr zu wünschen, daß Schlesien in Absicht seiner mineralogischen Seltenheiten genau untersucht werden möge; aber freylich ist es weit leichter, wohlfeiler und bequemer, Bücher abzuschreiben, und das, was andere Schriftsteller längst gesagt haben, mit allen Fehlern noch einmal zu sagen, als selbst die Gebirge zu befragen, ihre Lage, Abwechselungen und Verhalten gegeneinander auszuforschen, ihre Baunvürdigkeit zu beurtheilen, alte verbrochene Stollen und Schächte zu befahren, die gefundenen Mineralien nicht bloß empirisch oder historisch zu beschreiben, sondern chymisch zu untersuchen, und die wahre unterirdische

Natur-

Naturgeschichte eines Landes, nach einigen Beobachtungen auszuarbeiten.

Joh. Heinr. Gottl. von Justi — von der Churfürstl. Pfälzischen Akademie gekrönte Abhandlung über die Frage: Wie die Kupfererzte mit Ersparung der Zeit und der Kohlen auf den Kupferhütten besser bearbeitet werden können? Nebst einigen andern merkwürdigen kleinen Schriften, die Chymie und Berghüttensachen betreffend. Leipzig, bey Kummer. 1776. gr. 8. 92 S.

Die erste Abhandlung von der Verschmelzung der Kupfererze, ist in dem ersten Bande der pfälzischen Abhandlungen bereits gedruckt, und enthält eine Empfehlung des Cupeloofens zum Kupferschmelzen. Man solle die Erze nicht auf die gewöhnliche Art rösten, und in keinem Ofen, wo sie mit Kohlen vermischt werden, schmelzen, weil das Brennbare der Holzkohlen den Arsenik figirt, und der Säure des Schwefels immer neues brennbares Wesen wieder giebt, so oft das vorige von dem Feuer verzehrt worden. Diese Gründe möchten nun wohl einige Einschränkung leiden; und der Verfasser scheint überdem nicht bedacht zu haben, daß aus den Steinkohlen, womit im Cupelo geheizt wird, viele flüchtige Schwefelsäure und viele ölichte Theile mit der Flamme an die Kupfererze auf den Heerd getrieben werden. Indessen verwerfen wir den Gebrauch des Cupeloofens nicht. Er wird in England zu dem Kupfer- so wie zum Bleyschmelzen gebraucht; auch haben die in den deutschen Hütten gebräuchlichen großen Saar- oder Spleißöfen mit dem Cupelo viel ähnliches. Man erspart überdem viel Wald- und Holzkohlen durch den Gebrauch desselben. Indessen getrauen wir uns nicht etwas allgemeines so gerade zu darüber zu behaupten. Jede Art der Oefen hat nach der Beschaffenheit der Erze und der übrigen Umstände, seine Vortheile und seine Ungelegenheiten. So wäre es z. B. thöricht, bey dem Kupferschmelzen in einer waldichten hochgebürgichten Gegend im Cupelo Steinkohlen zu brennen, die man mit vieler Mühe und Kosten aus der Ebene weiter holen müßte. Die zweyte Abhandlung ist die Beantwor-

antwortung einer Anfrage, auf welche Art ein reichhaltiges arsenikalisches Eisenerz am besten genutzt werden könne. Man solle es mit Wasen oder Reißig (nicht mit Holz) rösten, mit Kalk, Asche und andern Eisenerzen vermischen und schmelzen. Der dritte Aufsatz giebt Rathschläge zur Anlegung einer Weißkupferhütte, oder einer Fabrike von weißem Kupfer. Man solle messingne Geschirre mit einer Vermischung von Arsenik und Kohlenstaub, in dazu gemachte Kästen, in einem Tobackspfeifenofen cementiren, und nachher versilbern; weil der Messing vom Arsenik schöner gefärbt wird, als reines Kupfer. Es sey bey dem Gebrauche des weißen Kupfers zu Schüsseln und andern Eßgeschirren, auch wenn es unversilbert bleibt, keine schädliche Folge für die Gesundheit zu befürchten; denn es könne sich nur sehr wenig davon auflösen. (S. 62.) — Wir glauben allemal, daß es besser sey, mit den Speisen gar keinen, als nur ein wenig Arsenik mit einzuschlucken. — Indessen zeigt Hr. von Justi bey der Anlage einer solchen Fabrike so viele andere Schwierigkeiten an, daß sie von dem Manne wohl niemals angelegt worden wäre, der ihn deßfalls um Rath frug, und der der Eitelkeit der Menschen, deren Einsicht eben nicht groß ist, so viel zutraute, daß sie dergleichen Geräthschaft für wirkliches Silber ansehen möchten, (S. 58.) und dem Herrn Justi auf den Fall, wenn eine solche Fabrike mit Nutzen betrieben werden könnte, zum voraus eine Verschreibung auf 100 Dukaten, (S. 65.) und 12 Dukaten gleich baar zustellte. Hr. v. Justi sagt selbst S. 91. daß diese Fabrike niemals zu Stande gekommen; weil der Künstler, der sie anlegen sollte, ein Windbeutel war. In dem vierten Schreiben erzählt der Hr. v. Justi einem ungenannten Professor, eine ganz außerordentliche und höchst wunderbare Erscheinung in der Chymie, deren Wahrheit er aufs heiligste versichert, und den Liebhabern für den Preiß von 18 Dukaten offenbaren wollte. Soviel aus der, in einem ganz mystischen Tone abgefaßten Erzählung erhellet, soll bey der Zumischung eines Salzes zu einer vorher geschehenen Auflösung, woraus mit einem zugesetzten Metall ein Niederschlag bewirkt war, ein solcher Knall und Getöse entstanden seyn, daß alle Leute im Hause und in der Stube vor Schrecken halb außer sich wurden. Auf ein solches Donnern hätte freylich wohl ein Gebähren irgend eines Niederschlages erfolgen sollen; allein das Flüßige blieb hell. Herr v. Justi that daher ein anderes Metall hinzu, welches sich nicht auflösen wollte. Aus Verdruß

setzte

etzte er die Flasche weg; aber nach langer Zeit entdeckte er darn auf dem Boden ein metallisches Gewächs, das dem allerchönsten Golde ähnlich sahe, in Gestalt eines Berges mit leinen Bäumen. (S. 84.) Diese goldenen Berge vermehren sich von Zeit zu Zeit. (S. 86.) Herr v. Justi will zwar nicht behaupten, daß dieses Gewächse wirkliches Gold gewesen ey; indessen war es wirklich Metall, und noch weniger zu laubeu, daß es ein anderes Metall, als Gold seyn konnte, S. 90. Nach einiger Zeit reisete Hr. v. Justi weg; der Schatz ourde zwey Freunden zur Verwahrung übergeben; hatte aber uletzt das Schicksal, welches die gegrabenen Schätze sehr oft aben sollen — zu verschwinden. Der eine Freund starb; der ndere zog von dem Orte (Altona) weg, und von der Flasche var nichts weiter zu hören oder zu sehen. — Wir haben für ie Aussage eines Mannes, dem man wirkliche Kenntnisse in er Chymie nicht absprechen kann, die er an Eydes statt und ey dem unendlichen und ewigen Gott (S. 90.) thut, zu viee Achtung, als daß wir die Wahrheit seiner Erzählung ganz n Zweifel ziehen sollten; das vermuthen wir aber, daß viel übertriebenes in derselben enthalten sey, und daß der Verfasser us einer großen Neigung zu dem Besondern und Neuen, as er überall entdecken wollte, sich in dieser Sache sowohl, ls in vielen andern, geirret habe. Und nachher können wir nicht umhin, unser großes Mißvergnügen über alle dergleichen Geheimnißkrämereyen an den Tag zu legen, wodurch die Wissenschaften gekränkt, beschimpft, und nichts weniger, als befördert; Leute aber ohne Einsichten auf den Beutel gekappt werden.

Er.

Versuche über die innere Mischung einiger Mineralien: um zu bestimmen, in wiefern durch die Kochsalz- und Vitriolsäure metallische und andere Substanzen vererzet werden können; von Peter Wolfen. Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen. Leipzig. 1778. 31 Seiten in gr. 8.

Diese kleine Abhandlung ist im 66sten Bande der englischen Transaktionen gedruckt, und allerdings werth, durch eine deutsche Uebersetzung unter uns bekannt zu werden. Sie

zerfällt von selbst, ohne daß der Verfasser sie so abgetheilt hätte, in zwey Abschnitte. In dem letzteren S. 24. bis zu Ende, zeigt der Verfasser, daß die Kochsalzsäure in vielen Mineralien, von welchen Herr le Sage es behauptet hat, gar nicht vorhanden sey. Auf den ersten 23 Seiten der Abhandlung wird hingegen die wirkliche Gegenwart der Salzsäure, und zuweilen auch der Vitriolsäure, in dem Hornerze, und in einem von dem Verfasser neu angegebenen Merkurialerze, durch Versuche erwiesen. Was das Hornerz betrifft, so sind die Mineralogen schon längst einig gewesen, daß die zwey wesentlichen Bestandtheile desselben Silber und Salzsäure sind; nur Hr. P. Laxmann zu S. Petersburg hat die letztere darin leugnen wollen. Aber ausführliche Versuche, die die Salzsäure im Hornerze darstellen, hat vor den Herren le Sage, Lommer und Wolf, unsers Wissens Niemand bekannt gemacht. Die Versuche des letzteren, von welchen hier die Rede ist, gehen darauf hinaus, das Silber im Hornerze mittelst hinzugesetzten Weinsteinsalzes von der, mit dem Metalle vermengten Säure, durch die Wirkung des Feuers zu befreyen, um das dadurch erhaltene Salz bestimmen zu können. Zu dem Ende wurden gleiche Theile fein zerschnittenes Hornerz und reines Weinsteinsalz mit etwas destillirtem Wasser zusammengerieben, getrocknet, die Masse zu Pulver gestoßen, dieses in ein Gläschen gethan, solches in einen Tiegel mit Sande bis an den Hals gesteckt, in einem schicklichen Ofen mit glühenden Kohlen umgeben, und eine Stunde lang im Glühfeuer gehalten. Nach dem Erkalten und Zerschlagen des Glases wurde die Masse mit destillirtem Wasser so lange digerirt, bis das Silber von allen anhängenden Salztheilen befreyet war. Die erhaltene Auflösung wurde mit destillirtem Weinessig gesättiget, durchgeseigt, und bis zur Trockene abgeraucht; die blättrige Weinsteinerde mit rektificirtem Weingeist abgewaschen, und das alsdenn übrigbleibende Mittelsalz in wenigem destillirtem Wasser aufgelöset, und zum Anschießen hingestellt; da denn würflichte Krystallen von wieder hergestelltem Kochsalz, oder, Sylwischem Digestivsalz, und etwas vitriolisirter Weinstein erhalten wurden, zum Beweise, daß sowohl Kochsalzsäure als auch (ohngefähr ein Drittheil) Vitriolsäure in dem untersuchten Hornerze befindlich gewesen. Zu mehrerer Gewißheit, daß diese Methode richtig und dem Endzwecke gemäß sey, hat der Verfasser vorher ein künstliches Hornsilber bereitet, und damit verschiedene Gegenversuche angestellt, die so, wie die

mit

mit dem natürlichen Hornerze, ausgefallen sind; wobey einige Erscheinungen dem Verfasser zu Anmerkungen Gelegenheit geben, auf welche wir uns hier unmöglich einlassen können. Arsenik hat er im Hornerz gar nicht gefunden. Das braune und perlfarbene hält zugleich Eisen, das schwärzliche etwas eingemischte Glaserzschwärze oder geschwefeltes Silber. Es ist nun aber die Frage, ob die vitriolische Säure in jedem Hornerze vorhanden sey, nach unserer Meynung, durch die Wolfischen Versuche nicht entschieden; vielmehr scheint es, daß diese Säure nur zufällig in einigen dieser Erze eingemischt sey; weil Hr. Lommer sie nicht in allen gefunden hat, und ein künstliches Hornsilber ohne die geringste Vitriolsäure bereitet werden kann. S. 22. macht Hr. W. das von ihm zu Obermoschel im Zweybrückischen, neu entdeckte Merkurialerz bekannt, welches nach den Versuchen aus Quecksilber, etwas Kochsalzsäure, aber weit mehr Vitriolsäure besteht, in verschiedentlich gebildeten, zum Theil würflichten Krystallen angeschossen ist, und von ihm Hornquecksilber genannt wird. Der Recensent kennt diesen gediegenen Turpeth oder Sublimat, wie man ihn nennen will, gar nicht; es befremdet ihn aber, daß man denselben für einen Spath hat ansehen können, da er doch nach der Beschreibung des Verfassers offenbar salinisch seyn muß. Hat er wirklich eine Aehnlichkeit mit Spath: so sind wahrscheinlich auch erdigte Theile darin enthalten, von welchen der Verfasser gleichwohl nichts erwähnet. Ueberhaupt ist die Nachricht von diesem merkwürdigen Mineralprodukte und dessen Untersuchung kürzer und unvollständiger gerathen, als es verdienet hätte. Hr. Wolf hat sehr wenig davon zu seinem Versuche gehabt, und hat mit Mühe den Zinnober (der Schwefel, also vitriolische Säure enthält) davon absondern können. (S. 23.) Wer weiß nicht, wie leicht man sich bey chymischen Versuchen irren kann, und wie sehr alles auf die Reinigkeit der Arbeiten ankommt! Doch wollen wir die Erfahrungen des Verfassers aus diesem Grunde nicht leugnen. Wir suchen nur ihn oder andere zu erneuerten Untersuchungen aufzumuntern. In einer ansehnlichen Mineralsammlung sahen wir einmal einen weißen, blättrichtwürflichten, glänzenden Spath von Almaden in Spanien, von welchem der gelehrte Besitzer versicherte, daß er sehr viel Quecksilber hielte, und ihn daher Merkurialspath nannte. Wir wünschen, daß er sich gefallen ließe, eine genaue chymische Zergliederung dieses Spathes vorzunehmen und bekannt zu machen.

Reisen nach dem Riesengebirge von Joh. Tobias Volkmar. Bunzlau, 1777. Oktav. 160 Seiten.

Eine so ansehnliche Gebirgsstrecke als die in Schlesien, welche das Riesengebirge genannt wird, und vor Zeiten grosse Schätze an Mineralien geliefert hat, verdient in aller Absicht genau beschrieben zu werden. Es ist auch eine löbliche Unternehmung, die Betrachtung der Natur zur Erbauung anzuwenden, und den Urheber der erschaffenen Dinge aus der weisen Einrichtung seiner Werke kennen zu lernen und zu bewundern. Es ist aber nothwendig, daß der, der Gebirge beschreiben will; in der Mineralogie hinlänglich bewandert sey, und daß man, um den andern Endzweck zu erreichen oder erbauen zu können, das Gewöhnliche in der Natur von dem Besondern zu unterscheiden wisse, und bey diesem die Gedanken erhebe, und andere zu erwecken suche. Die ganze Natur ist freylich schön und wunderbar; wenn man aber Leute, die nicht vorher mit ihr genau bekannt sind, durch einzelne Beyspiele und lokale Nachrichten auf sie aufmerksamer machen will, so muß man solche Gegenstände vorzüglich wählen, die vor andern hervorleuchten, und nicht bey den gemeinsten Dingen, die die Menschen oft zu sehen gewohnt sind, voller Verwunderung stehen bleiben, und zu deklamiren anfangen. In verschiedenen sogenannten physiko-theologischen Schriften glauben wir oft bemerkt zu haben, daß diese Regel der Vorsicht zu sehr aus den Augen gesetzt, und eben dadurch die Absicht der Verfasser weniger erreicht worden sey. Was die hier anzuzeigende Abhandlung betrifft, so möchte dieser Vorwurf sie wohl nur an einigen Stellen treffen; indessen können wir nicht umhin unser Befremden darüber zu äußern, daß der Verfasser S. 79. den bloßen zufälligen Fund eines Geschiebes von weisser, dünnen Rinde, mit einem inwendigen Chrysolithen, wie er sagt, für ein besonderes Geschenk der Vorsehung hält. Uns scheint diese Frömmigkeit übertrieben zu seyn, und daß ein jedes Weltkind, eben so leicht als der Verfasser, diesen Stein, und wenn es auch ein Diamant gewesen wäre, hätte finden können, wenn ein solcher Stein bey dem Niedersteigen von einem Gebirge zu seinen Füßen gelegen hätte. Es sind diese Reisen bereits 1760. in einer Wochenschrift zu Hirschberg zum erstenmal gedruckt, wie die Vorrede der gegenwärtigen neuen Ausgabe, die ein bloßer Nachdruck ist, angezeigt. Hätte der Herausgeber die von dem Verfasser versprochenen Zusätze und

Erläu-

Erläuterungen abgewartet, oder vor der 2ten Ausgabe einem Kenner des Mineralreichs diese Reisen zum Durchsehen übergeben: so ist zu vermuthen, daß viele Irrthümer wider die Mineralogie und physikalische Erdbeschreibung, die sich darin finden, herausgeblieben wären. Wir rügen sie nicht aus Tadelsucht; sondern wünschen vielmehr, daß jeder Prediger auf dem Lande nach dem Beyspiele des Verfassers, der ehemals Pastor in Petersdorf am Riesengebirge war, das merkwürdige seiner Gegend bekannt machen, und sich dazu vorher mit den nöthigen Kenntnissen versehen möchte; allein die Nothwendigkeit einer solchen Vorbereitung, und daß wir die vorliegende Schrift mit gehöriger Aufmerksamkeit gelesen haben, müssen wir durch einige wenige Erinnerungen beweisen. — Ueberhaupt vermissen wir überall in diesen Reisen die Bestimmung des Gesteins, woraus das Riesengebirge und einzelne Theile desselben bestehen; und wenn wir nicht aus andern Nachrichten wüßten, daß der Fuß desselben, und ein großer Theil seiner erzführenden Gegenden bald aus Hornschiefer, bald aus glimmrichten Thonschiefer, mit vielen Quarzadern durchzogen, und die größten Kuppen aus Granit bestehen; so würden uns diese Blätter nicht davon unterrichtet haben. Was kann aber wohl natürlicher und zur Kenntniß eines Gebirges nothwendiger seyn, als die Steinart zu wissen, woraus es zusammengesetzt ist? Zwar erklärt der Verfasser S. 90. was er unter dem so oft vorkommenden Worte Felsen verstehe, nämlich „diejenige Steinart, die sich in Sand oder Staub allein zermalmen läßt.“ Welche ist die aber? Sandstein! würde man nach der Erklärung am ersten vermuthen. Daraus aber bestehen die hohen Kuppen des Riesengebirges, die von dem Verfasser Felsen genannt werden, gewiß nicht; und auf der eben angeführten Seite werden ohnehin die Steinarten, die sich entweder verkalken oder verglasen lassen, von dem Begriffe der Felsen gänzlich ausgeschlossen. Unstreitig wird hier Granit, vielleicht von unvollkommenem Gefüge, dergleichen der helvetische Geisbergerstein ist, gemeynt. Das kann der aber nur errathen, dem die Beschaffenheit des Riesengebirges vorher bekannt ist. Was sind denn das vor Steine, die sich schmelzen und hämmern lassen? S. 25. und 26. wird der weisse Flins als ein reiner Quarzberg (Kiesel heißt es hier) beschrieben, da doch der Herr Bergmeister Lommer, ein guter Kenner der Gebirge, in der Anzeige der Leipziger ökonom. Societät in der Michaelsmesse 1771, S. 83. das Flinsberger

Gebürge ausdrücklich einen grobkörnichten Granit nennt, worin die Quarzkörner, die in der Mischung die Oberhand haben, wie wir aus Stufen daher wissen, milchfarbicht durchscheinend und dem Opal ähnlich sind. S. 53. und 138. wird der von einem Moose (wie aus den Schriften der Pflanzenlehrer zur Genüge bekannt ist) wohlriechende, sogenannte Veilchenstein, für vitriolisch gehalten, und die grüne Farbe der Gräser und Kräuter vom Vitriol hergeleitet. Blutsteine oder Glasköpfe, die gediegenem Stahl gleichen, (S. 59.) kennt der Recensent eben so wenig, als die gediegene Erzart, der sie ähnlich seyn sollen. Ob der Prophet Jeremias, als er im 10 Kap. 13 Vers von den Blitzen im Regen redet, (die zu seiner Zeit bey Gewittern so gut als jetzt gesehen wurden) die Theorie von der Elektricität und der leidenschen Flasche, die erst in neuern Zeiten bekannt geworden, wirklich inne gehabt, daran glaubt der Recensent mit Grund zweifeln zu können, ohne die Beschuldigung des S. 69. getadelten Leichtsinnes und Unglaubens zu verdienen. Die S. 80. gegebene Beschreibung des sogenannten Böhmensteins läßt beynahe muthmaßen, daß er aus dreyeckichten Basaltsäulen bestehe; es dürfte aber doch wohl nur ein zerborstener Granit seyn. Gar zu irrig ist die Meynung, S. 99. daß alle Steinkohlen wirkliches Holz gewesen sind. Ob es ein großes Feuer im Mittelpunkte der Erde gebe oder nicht, ist wohl gleich schwer zu erweisen, als zu widerlegen; daß man aber die Schlünde der feuerspeyenden Berge, (vielleicht hat der Verfasser an die Fabel von der Cyklopenhöle und an die Werkstätte des Vulkans gedacht,) nicht für Luftlöcher oder Schornsteine dieses Feuers, aus dem Mittelpunkte der Erde bis zu der Oberfläche heraus, halten könne, und daß ihre Entzündungen weit zufälligere Ursachen, als einen Ausbruch des Centralfeuers, haben, (S. 126.) erhellet aus allen zuverlässigen Nachrichten, die wir von den bisher bekannten Vulkanen aufweisen können. „Die Materie, die „man in allen Marmorgruben tropfen sieht, (ibid.) wie der „Verfasser sagt, ist gewiß kein Oel.“ Eben so wenig erklären die Feuerströme der Vulkane zu Marmor; und welcher Bergmann mag wohl dem Verfasser versichert haben, daß je tiefer er in die Erde fährt, (S. 127.) je wärmer, heißer und zuletzt unerträglich heiß würde er es finden? Die alte Sage von der Kunst aus Granaten Gold zu schmelzen, wird S. 157. wieder aufgewärmt. Von den wilden Hähnen (S. 129.) die der Verfasser am Fuße der Riesenkoppe des Nachts um 2 Uhr

ihr im Gebüsche krähen hörte, hat der Recensent keine Kenntniß. Unser gemeiner Hahn ist auf dem Riesengebirge gewiß nicht zu Hause. Wider die Hypothesen von dem Ursprunge der Gebirge, (S. 89. und folg.) und über die Entstehung der Erde (S. 98. u. folg.) könnte sehr viel erinnert werden, wenn wir uns bey Hypothesen verweilen wollten. Von dem Alter der Erde urtheilet der Verfasser S. 72. daß die gewöhnliche Chronologie es ganz richtig und genau bestimme. Man ist bey dieser Behauptung wenigstens sicher, nicht als Ketzer auf einen Scheiderhaufen verbrennt zu werden. Es hat aber andern gleichwohl geschienen, daß die Natur solche Werke und Revolutionen vorzeigt, die wohl längere Zeit erfordert haben. Auch ist die Meynung von einem succo lapidifico nicht so einleuchtend, als der Verfasser S. 92. behauptet. Wir haben uns aber schon zu lange bey diesem kleinen Werkchen aufgehalten.

Jr.

Rares Expériences sur l'esprit minéral pour la préparation et transmutation des corps métalliques etc. par Mſr. *de Respour*. Nouvelle Edition révue et corrigée par *Christian Frederic Keller*, à Leipzig, chez Hilscher. 1777. 8. 14 Bogen.

Hätte Henkel dieses Buch nicht vor etlichen dreyßig Jahren aus frommer Meynung, der Goldmacherey zu Gunsten, ins Deutsche übersetzt, und mit häufigen Anmerkungen zu versehen werth geachtet — und, da diese Ausgabe so ziemlich vergessen war, Lehmann eine neue Auflage mit unterschiedlichen neuen Zusätzen nicht veranlasset: so würde diese Schrift vielleicht in Deutschland vor anderu Ausgeburten der Alchymisten kein besseres Schicksal gehabt haben. Weil aber angeführte beyde angesehene Chymisten dieser Schrift einen vorzüglichen Werth durch ihre übel angewandte Mühe unverdienter Weise verschafften, so kam sie in Ansehen, und es wurde dadurch in dem alchymistischen Meere eine Klippe mehr aufgethürmet. Klüger sind dabey die Landesleute des Verf. gewesen, die niemals diese Schrift für etwas mehr als die Frucht der ausschwelfenden Phantasie eines 24jährigen schwär-

mendem Jünglings gehalten haben. Was also die jetzige neue französische Auflage für ein Glück bey den Franzosen machen werde, das wird man aus dem Angeführten abnehmen können; für uns Deutsche aber wird sie ganz unnütz bleiben, obgleich unser Herr Kollege in L. dieser Ausgabe einen entscheidenden Werth beygelegt, und alle diejenigen für Ignoranten erklärt hat, welche die Thorheit der Alchymisten aufdecken, und jedermann dafür warnen.

Dr. Fr. Jos. Wilh. Schröders neue Sammlung der Bibliothek für die höhere Naturwissenschaft und Chemie. Zweyter Band. Marburg, 1776. 8. 18 Bogen.

Mit kraftvoller Begeisterung fährt Hr. S. rüstig fort, zu Nutz und Frommen seiner Zunftverwandten die Anzahl der alchemistischen Abhandlungen zu vermehren. In der Vorrede schimpft er nach seiner eigenen Art und der Gewohnheit dieser Leute, auf seine Kritiker; insbesondere aber erklärt er den unschuldigen Verleger dieser Bibliothek für seinen Erbfeind; und dieß nothwendig darum, weil derjenige Recensent, welchem Hr. M. den ersten Band dieser Sammlung zur Beurtheilung übergeben, den Schröderischen Unsinn und dessen starke Verblendung, wie billig, aufgedecket hat. Wir lassen uns diese Begegnung aber nicht irren, da wir unsere Pflicht gewissenhaft erfüllet haben; der Herausgeber unserer Bibliothek aber daran nicht den allermindesten Antheil hat.

Der Inhalt des gegenwärtigen ersten Theils des zweyten Bandes enthält folgende Abhandlungen: 1) Auszug aus den Begebenheiten eines Filosofen, (nach Schröders Schreibart) zur Erklärung des filosofischen Steins. 2) Des Arabers Abdallah Jurain Uarkadamia, oder Goldkunst im filosofischen Steine. 3) Dr. Adam Gottlob Berlichs Abhandlung von der allgemeinen Arzney, nebst einem Anhange gleichen Inhalts von Montesnyder. 4) Dr. Fr. J. Wilh. Schröders arzneyliche Abhandlungen von der Alchemie und deren Grundanfängen, vom Salze, und von den Fettigkeiten, aufs neue in Eins gesammlet.

Wir schreiben darüber kein Wort weiter, als daß die letzte dieser Abhandlungen eine bloße Uebersetzung der akademischen

mischen Streitschrift ist, die den 22 November 1776. unter dem Titel: De alchemia medicinae necessaria, von Heinr. Ferdin. Hopfner in Marburg vertheidiget worden ist. Statt der Vorrede hat Schröder wiederum die völlig eröffnete Alchemie oder höhere Naturwissenschaft mit abdrucken lassen. Wenn nun nicht alle Aerzte Alchemisten werden, da Hr. S. ihnen die Nothwendigkeit der Alchemie so nahe ans Herz gelegt und bewiesen hat, daß ohne Alchemie niemand ein rechter Arzt seyn könne: so mögen sie sich den Schaden selbst beymessen.

Ti.

Verzeichniß der Fossilien in dem zur allgemeinen Oekonomie gewidmeten Gebäude der K. K. Theresianischen Akademie. Wien, bey Kurzböck. 1777. 8. 410 Seiten.

Der Recensent hat die guten Anstalten zur Erziehung der adelichen Jugend in dem Theresianum zu Wien zu der Zeit gesehen, als verschiedene würdige Männer der noch nicht exorcisirten Väter daselbst Lehrer waren, von welchen es in Betracht der Naturgeschichte genug ist, den P. Schiffmüller und den P. Hohenwarth zu nennen. Die Sammlungen von Insekten, Mineralien, und andern Naturprodukten waren damals schon ansehnlich; noch mehr aber haben sie sich nach der Zeit vermehrt, wie das gegenwärtige Verzeichniß augenscheinlich zeigt. Es ist dieses ohne Zweifel von jemand entworfen, der bessere Einsichten in der Mineralogie gehabt hat, als jener ehrwürdige Vater in einer namhaften Stadt, der die im Jesuiter-Collegio daselbst ehemals vorhandenen Mineralien nach keinem profanen System ordnen wollte; sondern sie zu einer zierlichen Grotte zusammensetzte, welche die Krippe, darinn das Jesus Kindlein gelegt wurde, vorstellen sollte. Dieser erfahrne Mann hatte unter andern ein Stück mit Wachs und Kienruß vermischte Chocolade für ein seltenes Mineral in seiner Sammlung aufgenommen. Wie großen Nutzen kann sich wohl die Jugend von der Unterweisung eines solchen Mannes, oder die gelehrte Welt aus seinen Schriften versprechen? Hätte er wenigstens das gethan, was einige Väter eines andern Ordens thaten, als sie von ihren

Obern bey einer gewissen Erziehungsanstalt zu Lehrern der Bergwerkswissenschaften bestellt wurden. Sie hatten sich zwar niemals vorher auf diese Wissenschaften gelegt; reisten aber auf 6 Wochen nach den Bergwerken, kamen nach der Hauptstadt zurück, und lehrten nun alles Mögliche und Unmögliche in der Kunst, wenigstens 6 Jahr nach der Reihe. So dürfte wohl keiner von den Lehrern des Theresianum, die das gegenwärtige Verzeichniß verfertigten, studirt haben. Die Benennung und Beschreibung der Mineralien ist verständlich und kurz gerathen. Die Zahl derselben ist ansehnlich, aus verschiedenen Ländern. Das in der Anordnung befolgte System ist das Wallerische. Warum nicht lieber das Cronstädtische? Die Angabe der Geburtsörter ist doch nicht immer genau oder genug bestimmt. Bisweilen laufen auch kleine geographische Fehler mit unter. Z. B. S. 83. Rothgelber Schieferthon, von Bornholm in Schweden. Bisher unbekannte Mineralien aus den Oesterreichischen Staaten, können so leicht nicht mehr darinnen vermuthet werden, nachdem der Index Lithophylacii Borniani heraus ist. S. 81. wird eines schwarzen Jaspis, der bey Derbyshire in England zu Hause seyn soll, gedacht. Ein solcher ist uns daher unbekannt; es müßte denn ein Stück des sogenannten Krötensteins, (Toadstone,) ohne weiße Flecken, seyn. Wenn es nur kein polirtes, und vielleicht gefirnißtes Stück des derben und reinen schwarzen Marmors von Ashford ist? Uebrigens merken wir an, daß Derbyshire keine Stadt, sondern eine ganze Provinz sey. Man sagt wohl z. B. daß Agat bey Rochlitz in Sachsen, nicht aber bey Sachsen gefunden werde. Auch scheint uns die grünlichte, thonigte Lava mit eingeschlossenen schwarzen runden Schörlkörnern von Zwickau, (S. 131) verdächtig, und vielleicht nichts anders, als der dort gefundene Mandelstein zu seyn. Die derbe eisenschüssige thonigte Lava, in welcher die Schörlkörner zu weißem Mehl verwittert sind, von Marlirchen in Elsas, (N. 131.) könnte auch wohl etwas anders, als Lava seyn. Es ist nicht alles Lava, was so aussieht. Mehrere dergleichen kleine Unrichtigkeiten dürften sich vielleicht noch an andern Orten in diesem Verzeichnisse finden lassen, welches zu bedauern ist, und die Zuversicht schwächt, womit man sonst von den mineralischen Produkten dieses oder jenen Landes aus erwähntem Catalog Beyspiele und Beweise sammeln könnte.

Jr.

o. Ant. Scopoli — Introductio ad Historiam naturalem, sistens Genera Lapidum, Plantarum et Animalium hactenus detecta, characteribus essentialibus donata, in Tribus diuisa, subinde ad Leges Naturae. — Sur un plan nouveau, toutes connoissances anciennes et nouvelles. Adanſ. Pragae, ap. Gerle. 1777. 8. 1 Alph. 9 Bogen, ohne Vorrede und Reg.

Hr. Scopoli, dessen Ruhm so ausgebreitet und sicher ist, als seine Verdienste um Naturgeschichte unstreitig sind, tritt hier mit einem Werke hervor, das die Aufmerksamkeit und Prüfung aller Kenner auffodert. Noch hat kein Deutscher ein System über die Naturgeschichte geschrieben, seitdem Linne's Werke existiren, das ihm eigen wäre. Hr. Scopoli ist der erste, der dieß unternimmt, und es verdient, umständlich angezeigt zu werden.

Die Vorrede ist nur zwey Seiten, und im Linnäischen, d. i. lakonischen Styl gesetzt, so wie auch die einzelnen vorgesetzten Einleitungen. Nur für die hat der Verf. geschrieben, „die zu den Mysterien der Wissenschaft eingeweihet, gehörig „sammeln, das Gesammelte examiniren, Unterschiede aufsuchen, und die Geheimnisse der Natur forschen.“ Wir wollen den Plan des Ganzen, so viel möglich, ohne abzuschreiben, mit des V. eigenen Worten ausziehen, und unsere Gedanken hin und wieder hinzusetzen, die seinem und anderer Kenner Urtheile unterworfen werden: „Der Schöpfer gründete erst „die Erde, und dann schuf er die Einwohner; daher wird der „nicht irren, der in der Naturgeschichte von dem Steinreich „anfängt — weil das erste Gesetz in dieser Wissenschaft „ist, der Natur zu folgen.“ Hier sind wir nicht allerdings des V. Meynung. Wahr ists, die Körper des Steinreichs sind in ihren Bestandtheilen einfacher, als die der andern Reiche: nur ist die Frage: Sind diese an ihnen sichtbar, und also deutlich genug, um sinnliche Kennzeichen zur Unterscheidung des einen Körpers vom andern zu geben? welches doch selbst des V. und aller vernünftigen Anleitungen zur Naturgeschichte Zweck seyn muß. Alius ordo est struentis, alius disponentis, sagt Linne irgendwo. In der Abhandlung des Steinreichs folgt auch der Verf. diesem Grundsatze nicht selbst; sondern kehrt ihn gerade

nde um. Seine Eintheilung ist, in Beziehung auf den Begriff eines Reiches, nach Tribus (so wie das römische Volk eingetheilt wurde,) wofür uns das Wort Zunft im Deutschen doch nicht recht gefällt; und gleichwohl bezieht sich die Benennung eines jeden Tribus nach irgend einem großen Manne, der sich um dieselbe vorzüglich verdient gemacht, auf diese Idee; und wir gestehen, daß uns die Auswahl dieser Benennungen nicht nur neu ist, sondern auch fast immer gefällt, weil sie mit vielem Scharfsinn gemacht sind. Hier sind nur drey.

I. *Tribus* CRONSTETTI, *Metalla.*
II. — WALLERII *Salia.*
III. — POTTII *Terrae.*

Der I. Tribus wird getheilt 1) in solche, die sich auf keine Art verglasen lassen: Platina, Gold, Quecksilber, Silber. Man sieht, daß diese Rangordnung nach einem jeden eigenthümlichen Gewicht gemacht ist; ein Gesichtspunkt, nach welchem wohl der nicht ordnen sollte, der dem Wege der Natur nachspüren will, den sie in Hervorbringung der Körper genommen hat; 2) die in Kalk und Glas sich verwandeln lassen: Wismuth, Bley, Zinn, Zink, Eisen, Kupfer, Spiesglas, Arsenik. Den Nickel, Kobalt, und was im Wasserbley, Basalt und Glimmer steckt, erkennt der V. nicht für Metalle; man sieht schon aus der ersten Abtheilung, daß er das Wort Halbmetall gar nicht annimmt.

II. Salze. „Ein Einziges salziges specifisches, elementarisches Grundwesen (principium) allenthalben vertheilt, „verschiedentlich modificirt, macht die in die Sinne fallenden „Salze der Metallarbeiter aus. Dieß hat eine doppelte Verwandlung gelitten, im Steinreich durch das unterirdische „Feuer zum Vitriolischen, im Ocean durch dessen Bewohner, „Pflanzen sowohl als Thiere, zum Kochsalzigen, daher keins „von beyden ein ursprüngliches Salz ist, wiewohl das Kochsalz auf den Namen des Erzeugenden mehr Anspruch zu haben scheint, (parentis ingenio propius accedere.) Von „diesen beyden entstehen alle übrigen." — Eine schöne tiefgedachte Theorie, davon den ersten Satz zwar schon mehrere haben; die übrigen aber, so viel wir wissen, dem V. eigen sind. Dies verkürzet die weitläuftige Lehre von den Salzen gar sehr, weil der Verf. nur 2 Gattungen annimmt, Kochsalz (wobey er anderswo zu zeigen verspricht, daß dessen Säure und das mineralische Laugensalz nicht seine Bestandtheile, sondern Producte wären,) und Vitriol. Da die

die Vitriolsäure mit einem brennbaren und glasachtigen Erde den Schwefel macht: so wird dieser mit dem Erdpech und andern ähnlichen Körpern hier erwähnt, ohne von ihnen eine besondere Eintheilung zu machen. „Sollte der reine Schwe„fel, der im rohen Kalkstein zuweilen gefunden ist, frägt der „Verf. S. 30. wohl von den unterseeischen Vulkanen ausge„worfen, und mit der Kalkerde vermischt seyn, die allmäh„lig die Kalkgebirge aufgehäufet hat?“ —

III. Erden. Kalk, Thon, Kiesel. Beynahe in der Ausführung wie Linné. Aber allenthalben sieht man den Mann, der in Bergwerken zu Hause ist, und an Ort und Stelle beobachtet hat. Besonders ist der Satz S. 35. merkwürdig: „Von ferne sah ich, wo ich nicht irre, daß sie (die Thonerde) „aus Jaspis und Granit wieder hergestellt, (rediviva) mit „gewissen Salzen vermischt, unter anderer Gestalt durch die „letzte Verwandlung bis zur Würde der metallischen Erde ge„lange.“ Den Proceß davon möchten wir gerne wissen, und hoffen, daß der Verf. ihn gelegentlich dem Publicum mittheilen wird.

Das Pflanzenreich. „Ein organischer, ausdehnbarer, „nicht reizbarer Körper, der durch in sich nehmen wächst, „(introsumpto) daher lebt, vegetirt, aber nicht empfindet, „noch sich willkührlich bewegt.“ Die organa, Theile, sowohl feste und flüssige, Knospe und Samen, und deren Entwickelung und Beschreibung, nehmen 15 Seiten ein. Einige einzelne Sätze zur Probe: „Der Bau der Theile ist noch dun„kel, weil hier keine Injektion statt findet.“ — Hill hat sie doch zu Stande gebracht, und in the Construction of Timber mit den Geräthschaften beschrieben. „Von dem ersten „Individuo an müsse man anfangen, welches den Erden am „nächsten sey, um alsdenn in fortgehender, geketteten, „nicht netzförmigen Reihe von einer Classe zur andern „fortzuschreiten.“ Dieß möchte nun wohl nicht möglich seyn, indem der Verf. selbst die Seitenverwandschaften nicht nur zugiebt, sondern auch anzeigt. „Wenn einige Classen natür„lich sind, warum sollten nicht mehrere gesucht werden? — „denn darin setze ich die Vollkommenheit der Methode, daß „ähnliche Pflanzen zusammengesetzt, und unähnliche getrennt „werden, mit Haller.“ Ja wenn sich die Aehnlichkeit finden läßt, und nicht von einem willkührlich angenommenen einzelnen Theile genommen wird; sonst kommen die unähnlichsten wegen einer einzelnen Aehnlichkeit zusammen. — Bey der

Frucht

Frucht hat der Verf. vier neue Kunstwörter, die recht fein gut sind,

Theca, eine doppelte Hülle, wovon die äußere berstet, die innere den Samen enthält;

Granatum, ... davon keine berstet, eine lederartig, die andere saftig.

Cysta, dreyfache . . . . . eine häutig, die zweyte saftig, die dritte wieder häutig und zerbrechlich.

Scrinum . . . . . eine holzig, die zweyte pulpös, die innerste häutig.

Die Namen der XXXVI. Tribuum, worunter der V. alle Pflanzen bringt, herzusetzen, würde den wenigsten Lesern nützen, dagegen glauben wir besser zu thun, wenn wir einen zur Probe durchgehen. Da der Verf. alle Aublersche, Forskolsche und Förstersche neuen Geschlechter mit aufnimmt, und sich zum Gesetz gemacht, keine dubias noch vagas stehen zu lassen: so kann es nicht anders seyn, es müssen viele dereinst ganz andere Stellen erhalten, als ihnen jetzt angewiesen sind, wie der Verf. auch selbst mehrmal anzeigt. Insbesondere ist die Lücke im XII. Tribu ihm selbst auffallend, (*Iacquinii*, Contortae) „Mit den vorigen (Cucurbitaceae) kommen sie überein in der doppelten Blumendecke, „einblättrigen Blumenkrone, woran die Staubfaden sitzen, (das haben auch fast alle Tubulatae des V. Trib. XVI. und der ist sehr weitläuftig,) „sind aber davon verschieden durch „den abfallenden Kelch, durch die gemeiniglich nach außen bie„gen und seitwärts gebogenen Lappen der Krone ꝛc.

„Individua, die die **Kürbispflanzen** mit den Ge„**drehten** gewisser verbänden, habe ich nicht gefunden; bis „die Zeit also mehrere entdeckt, habe ich ihnen (den Gedrehten) die Mittelstelle zwischen den **Glockenartigen** und „**Scharfblättrigen** angewiesen, wegen der einblättrigen „Blumenkrone, an der die Staubfaden sitzen, deren nicht „mehr sind, als jene Einschnitte hat.“

Dies Exempel, deren mehrere könnten angegeben werden, wenn es der Raum litte, zeigt, wie schwer es sey, Verbindungen von Classen oder Ordnungen zu machen, die stufenweise fortgehen sollen. *Linné*, der in seinen Fragmentis O. N. nur dann und wann Verbindungen macht, und hin und wieder sie ganz fehlen läßt, wo er sie nicht deutlich genug fand, setzt zwar Campanaceas und Contortas an einander;

ander; läßt aber nach Einschiebung dreyer andern ordinum, davon die beyden letzten wenigstens gar keine Aehnlichkeit mit den vorhergehenden und folgenden haben, Cucurbitaceas, Senticosas und Pomaceas beysammen, worauf nach abermals 4. nicht merklich zusammenhangenden Ordnungen, Asperifoliae und Verticillatae einander folgen. Uns dünkt dieß einzeln genommen, besser, als des V.; nicht weil Linné es so hat, sondern weils natürlicher ist. Denn wenn die Verknüpfung nicht stärker ist, als die angegebene: so ist sie zu unbeträchtlich, um uns weiter zu bringen. Nur noch ein Beyspiel, so kurz als möglich. Der Verf. läßt Tr. XXVI—XXVIII. auf einander folgen: Papilionaceae, Anomalae, Antiscorbuticae, weil ihm der Unterschied zwischen Legumen und Siliqua, wie es scheint, unbedeutend ist; aber eine regelmäßige und unregelmäßige Blume, Proportion und Zahl der Staubfaden, dort 10, hier 6, dort zusammengewachsen, hier frey, sind doch wichtig, und werden durch den eingeschobenen Trib. Anomalae nicht ersetzt.

Der Tribus XX. Nomadeae, *Sauvagesii* wäre als eine Abtheilung in einem künstlichen System recht schön; auch hindert es nicht, daß in diesem, wie nach des Verf. Geständnisse, in allen andern, die Unterabtheilungen künstlich sind; wir wollen sie hersetzen, und die Namen der Geschlechter darneben, nebst einigen Anmerkungen.

Trib. XX.

Gens I. Capsuliferae

Divisio I. Staminibus duplo pluribus ac Petala aut segmenta calycina.

Chrysosplenium	Weinmannia	Clethra) *Bicornes L.*
* Rokeika †)	* Elaphrium	Pyrola)
Saxifraga	Kiggelaria (*Columniferae L.*	* Ouratea.
Hydrangea !	Hæmatoxylum *Dubia.*	Monsonia *Gruinalis L.*
Trianthema	Dionaea (*Gruinalis L.*	Blakea. *Dubia.*
Portulaca	Cunonia *Dubia*	* Roia
Penthorum	Limeum *Miscell.*	Antichorus. *Columnif.*
		Bergia. *Succulenta.*
		Monotropa. *Dubia.*
		* Talisia.

— II.

†) Die vorgesetzten Sterne bezeichnen Gattungen, die Linné noch nicht hat.

— II. — tot, aut pancioribus ac Petala.

Sauvagea	Cyrilla	* Ireon	
Parnassia	* Mayaca	Isnardia	*Calycanth. L.*
* Catha	* Burghartia	* Geruma	
* Sansovinia	Aldrovanda	Linum	*Gruinalis*
Spathelia	* Osterdikia	Lincenia	*Dubia*
Callisia	Heuchera	Fraxinus	*Sepiaria L.*

Gens II. Bacciferae

Divis. I. Monospermae.

Hirtella	Iambolifera	
* Pattara-	* Volutella	
Anabasis		

— II. Polyspermae.

* Schaefferia	Empetrum	Paris	
* Goupia	* Langleia	* Coriaria	
* Cholcas	* Koelpinia	Averrhoa	
		* Biwaldia	

Gens III. Thecatae:	Trichilia.		
— IV. Cystiferae:	Berberis.		
— V. Drupiferae:	Camocladia	* Rottboelia	
	Canarium	Ximenia	
	Myginda	* Cashmira	
	Mangifera	Rhizophora	
	* Digera	Rourea	
	Samara	Mimusops.	
		Malpighia	
— VI. Nuciferae	* Corynocarpus		
— VII. Pericarpiae	Lophanthus.	Lawsonia.	
	Befaria	Leontice.	
— VIII. Ignoti fructus.	Tomex.	* Loghania.	
	Clauceria	Vatica.	
	* Grubia	* Donatia.	
	Allophyllus	* Caucanthus.	

Hier sind von so viel Ordnungen Pflanzen und zum Theil so getrennt, daß, wenn man die Linnäischen Fragmente auch nur größtentheils annimmt, (und warum sollte man das nicht, da sie am meisten durchgedacht sind?) man diesen ganzen Tribus unmöglich für natürlich annehmen kann. Die zu Anfange beygesetzten Namen jener beweisen es für die, welche mehr als eine Pflanze davon kennen. — Warum der V. manche gute Aublesche Namen geändert, und noch mehr, warum er eine Carrichteriam, Hambergeram etc. gemacht, und seine andere Kämpferiam

riam, da er die Linnäische eingehen ließ, und doch eine andere Breynia gemacht hat, wissen wir nicht.

Doch wir eilen, um das Thierreich bey unserm B. zu besehen. „Das Thier ist ein organischer, ausdehn- und „reizbarer Körper, wächst durch in sich nehmen, lebt, vege„tirt, empfindet, und bewegt sich willkührlich.“

„Ein ätherisches lebendes Elementswesen beherrscht die Ma„schine — in allen Thieren, den Menschen allein ausgenom„men, zerstörlich.“ Woher mag der Verf. das wissen, ja auch nur vermuthen? woferne die Beschreibung desselben ein vom Körper verschiedenes Wesen bezeichnet: (und das soll sie doch, allem Ansehen nach,) so läßt sich wohl aus der Naturgeschichte und Naturlehre nicht entscheiden, obs zerstörlich sey, oder nicht. — In der Aufzählung der Diener, (die das Thierreich erhalten helfen,) ist der Verf. genauer, als Linne; Er hat fünf, L. nur drey: Hunger, Durst, Begattung, Schmerz, Schlaf; und beyläufig zeigen die hinzugesetzten Wörter, von welcher Seite jeder dieser zwey Männer sie angesehen. Scopoli sagt: Fames sollicita, Venus anxia, Dolor querulus. Linne: Fames avara, Venus blanda, Dolor atrox.

Medulla triplex, movens, sentiens, multiplicans. Dieß verstehen wir nicht; denn anatomisch ist Medulla allenthalben dieselbe, und die dreyerley Wirkungen können nicht von dreyerley verschiedenen Dingen her. Die Eyer legenden Thiere sind fruchtbarer, als die, welche lebendige Jungen bringen, und die fleischfressenden mehr, als die, so von Gewächsen leben. — Schweine und Mäuse möchten doch wohl Ausnahmen seyn.

Die einzelnen Thiere sind verschieden, 1) nach ihrer Bedeckung, schleimig, hornartig, schuppig, häutig, federig, haarig. 2) Nach ihrem Körper, ohne Glieder (mutila), mit Fühlfaden, Füssen, Flügeln, Flossen; 3) Kinnladen, gar keine, aufliegende, quersitzende; 4) dem Herzen; 5) den Lungen; 6) den Knochen; 7) den Eigenschaften; 8) den Waffen.

Der Verf. macht hierauf XII. Tribus, die wir etwas abgekürzt hersetzen:

I. *Müllerii*, Animalia frigida, minima, similaria .. Infusoria.
II. *Elliſii* . . . . apoda, tentaculata et mutica, texturae magis compositae .. Helminthica.

III. *Gualtierii* - - - - - testam inhabitantia . . . Testacea.
IV. *Swammerdammii* - - polypoda, pleraque cruſtacea, in utroque ſexu aptera . . Lucifuga.
V. *Geoffroy* - - - - - alis nudis . . Gymnoptera.
VI. *Roeſelii* - - - - 4. ſquamoſis : Lepidoptera.
VII. *Reaumurii* - - - 4. ore roſtrato : Proboſcidea.
VIII. *) *Friſchii* - - - 4. ſtructurae diverſae . . . . Coleoptera.
IX. *Artedii* - - - - - branchiis lateralibus reſpirantia, pinnata . . Piſces.
X. *Sebae* - - pulmonibus arbitrariis . . Amphibia.
XI. *Edwardi* - calida, pedata, diptera, plumis veſtita, ore maxillis elongatis corneis, roſtrato . . . . Aves.
XII. *Kleinii* - - mammis lactantia . . . Mammalia.

Außer dem vortrefflichen Müller ſind beym erſten Tribus auch die Beobachtungen und Gattungen von Hill (Compleat Body of Natural Hiſtory) aufgenommen, und zwey ſind vom Verf. ſelbſt bemerkt, Anguina in den Weizenkörnern, und Rotaria, ſo wie im folgenden, eine Globaria.

Im dritten der Schaalthiere folgt der V. dem Linné; doch ſo, daß er alle, die von dem angegebenen Charakter einer Gattung abweichen, zu neuen Gattungen macht, und wo es thunlich, auch den Einwohner beſchreibt. So kommen z. E. unter der V. Gattung Mya folgende Linnäiſche: Mytilus Criſta galli, Donax Trunculus, D. Irus, Pinna rudis, Tellina laevigata. Auch gefällt uns die Rangordnung des Verf. in den Schnecken nicht ſo gut, als die Linnäiſche. Z. E. hier Trochus, Serpula, Dentalium, Turbo.

Von den Inſecten ſagt der Verf.: „Natürliche Claſſen „und Gattungen beſtimmen weder die Freßwerkzeuge allein, „noch die Flügel allein, noch die Fühlhörner allein; ſondern „die genaueſte Beobachtung der Structur des Ganzen, und „des kleinſten Unterſchiedes.“ Wenn nun die Structur des Ganzen einerley iſt: ſo iſt das alsdenn eine natürliche Gattung, die nicht in mehrere bedarf getheilt zu werden, weil das die Namen vervielfältigt, und dieſelbe Leichtigkeit im Aufſuchen erhalten wird, wenn man Unterabtheilungen macht. Z. E.

*) Im Texte ſteht Fabricii. Welcher Name ſoll ſeyn?

Z. E. Cancer Linn. Nicht also mit dessen Musca. In diesem Fache, besonders dem Tribu VI. hat unser Verf. eine Menge neuer Gattungen; die Linnäischen genera sind ihm genres, so wie dessen ordines ihm Classen sind; aber wir können hier nicht weiter ausziehen. Nur die einzige Beobachtung vom Tyrnauischen Prof. Piller müssen wir ihrer Seltenheit halben hersetzen: S. 416. „Zwey Larven von der Phal. Pini Linn. „verwandelten sich in Einem Sacke, den sie gemacht, zu Ei„ner Puppe, daher der Schmetterling an der einen Hälfte „männlich, mit einem fedrigen Fühlhorne und zwey größern „Flügeln, an der andern weiblich, mit einem borstigen Fühl„horn, und zwey kleinern Flügeln war. Was aber noch wun„derbarer ist, der männliche Theil befruchtete ermikro pene „die Eyer des weiblichen Theils, die nachher vollständige Rau„pen gaben.“ —

Die Fische theilt der Verf. nach dem situ ani in drey Ordnungen ein, weil dieß Kennzeichen auf die innere Structur führe, und die Kenntniß der Gattungen erleichtere. Diese Ordnungen werden nach der Zahl der Rückenflossen, nach den Zähnen, und der Lage der Bauchflossen, weiter eingetheilt. Bey allen bisher erwähnten Thieren finden sich viele, theils neue, theils wieder erneuerte alte Namen, worin man freylich jedem Schriftsteller seine Freyheit lassen muß, und an einigen Stellen waren sie unvermeidlich.

Die Amphibia werden in ächte und unächte getheilt; die letzten sind die Nantes Linn. dem der Verf. hier folgt, wegen der innern Structur. Der Uebergang von diesen zu Vögeln, durch den Pegasus, ist nach des Verf. Geständniß ein Sprung. Seine Eintheilung der Vögel ist diese:

Gens. I. Tibiis reticulatis.
Divis. I. Urinatores.
II. Palmipedes.
III. Longipedes.
Ord. I. Digitis basi connexis
II. — liberis
IV. Gallinae.
V. Rapaces.
VI. Psittacenae.

G. II. Tibiis scutatis.
D. I. Neglectae (ab rudimento quem praebent cibum.)
Ord. I. Scandentes.
II. Ambulantes.
II. Canorae.
Ord. I. Tenuirostres.
II. Crassirostres.
III. Brevipedes.

Endlich die Säugthiere. Wallfische. Vierfüßige, die 1) im Wasser, 2) auf der Erde leben, a) mit Hufen, b) mit Klauen. Zur nähern Bestimmung der Abtheilungen wer-

den die Brüste und Zähne zu Hülfe genommen. — Wir enthalten uns aller fernern Anmerkungen, da die Weitläuftigkeit dieser Anzeige kundige Leser in den Stand setzen wird, selbst zu urtheilen. Nur wünschten wir, daß nicht so sehr viel Druckfehler, besonders mit y und th, möchten eingeschlichen seyn.

Om.

J. A. Donndorf Versuch eines Beweises wider die Existenz der anziehenden Kraft. 120 Octavseiten. Quedlinburg, bey Reußner. 1777.

Der Titel giebt noch an, daß man im Texte finden werde 1) eine Erklärung von der wahrscheinlichen Ursache der Wirkungen des Magneten auf das Eisen oder einen andern Magneten. 2) Von der Beschaffenheit der Elektricität, vorzüglich in Ansehung des Anziehens elektrischer Körper, und 3) vom leeren Raum. Gegen die anziehende Kraft schließt der V. folgendermaßen: „Die Anziehung soll eine Wirkung seyn. „Die Wirkung ist die Anwendung der Kraft; die Kraft „aber kann außer dem Subject nicht als möglich gedacht „werden: also ist auch die anziehende Kraft unmöglich." Bald darauf kömmt noch folgender Schluß vor: Wo das Substantiale ist, da muß die Substanz selbst seyn. Der Körper ist die Substanz, die Kraft das Substantiale.

Wo also die Kraft ist, da muß auch der Körper seyn, und umgekehrt. Mit solchen Schlüssen kann man beweisen, was man will.

S. 10. sagt der V. Daniel Bernoulli habe den Newton entweder nicht gelesen, oder zuverläßig nicht verstanden. Wer so von D. Bernoulli urtheilt, der verräth sich als einen in der Mathematik und Physik wenig bewanderten Richter.

J. A. Kretzschmar Vergleichung der drey gewöhnlichen Thermometer, des Fahrenheitschen, Delislischen und Reaumurschen, sowohl durch Rechnung als Verzeichnung. 1777. 8. Leipzig, bey Jacobäern. 4½ Bogen. 1 Kupferbl.

Der

Der Verf. liefert die Geſchichte der Thermometer bis auf Reaumurs Zeit. Reaumurs Verfahren beſchreibt er unzureichend, wenn er ſagt, daß Reaumur zwiſchen dem Frier- und Siedepunct 90tauſendſte Theile Ausdehnung gefunden. Er fand mehr oder weniger, je nachdem er den Weingeiſt mit Waſſer ſchwächte, und er wählte nicht 90, ſondern 80 Grade, weil er beſorgte, es möchten viele, die ſeine Thermometer nachmachen würden, nur gemeinen Weingeiſt gebrauchen. Die bald nach Reaumur von Micheli du Creſt, und zum Theil ſelbſt von Reaumur gemachte Beobachtung, daß Weingeiſt- und Queckſilber-Thermometer nicht zu gleichen Schritten gehen, ſcheint dem Verf. ganz unbekannt zu ſeyn, ungeachtet ſie ganz neulich De Luc und Strohmayer durch neue Verſuche bewährt und bekannt gemacht haben. S. 27. iſt es grundfalſch, daß des Delisle 176⅔, Fahrenheits 32, und Reaumurs 0 den künſtlichen Friercpunct anzeigen. Der erſte dieſer Grade trifft mit beyden letztern nicht zuſammen.

J. H. Helmuth Sendſchreiben an Hrn. v. Unger, über die Entſtehung des Nordlichts, und des am 26ſten Febr. 1777. Abends um 8 Uhr in Süden leuchtenden Bogens. 20 Quartſeiten. Braunſchweig, in der Waysenhausbuchhandlung.

Der Bogen iſt in den Berliniſchen Zeitungen und in dem Wittenbergiſchen Wochenblatte deutlich beſchrieben worden. Hier iſt die Beſchreibung ſehr mangelhaft, und kommt der einige vorzügliche Umſtand von der Entſtehung des Bogens vor, daß nehmlich eine glänzende Maſſe, wie aus Nordoſt, in die Höhe geſchoſſen, am hohen Himmel ſich ſchußweiſe fortgewälzt, und in ein Paar Minuten den leuchtenden Bogen über den ganzen Himmel formirt habe. Die Zeit wird nicht angegeben. Der Verf. bemüht ſich hierauf, zween Sätze zu behaupten: 1) Daß dieſer Bogen ein abgeriſſenes Stück des damals in Norden ſtehenden Nordlichts war. 2) Daß ſeine Entſtehung der Luftelektricität zuzuſchreiben ſey. Am erſtern haben wir keinen Zweifel; das letztere kann ſeyn. Es bleiben wohl noch andere Urſachen zurück, und dann iſt die Frage, ob das Nordlicht von der Luftelektricität, oder dieſe von jenem erregt wird?

J. Chr. P. Erxleben Anfangsgründe der Naturlehre. Zweyte, sehr verbesserte und vermehrte Auflage. 1777. 8. Göttingen, bey Dietrich. 632 S.

Daß das Buch seinem Zwecke ganz gemäß ist, haben wir im XVIII. B. der allg. d. B. bereits umständlich angezeigt, und können es hier, der vom sel. Verf. sowohl im Texte als in den Kupferplatten gemachten vielen Veränderungen unerachtet, ebenfalls sagen.

Fm.

Des Ritter Carl von Linné auserlesene Abhandlungen aus der Naturgeschichte, Physik und Arzneywissenschaft. Mit Kupfern. Dritter Band. Leipzig, bey Böhme. 1778. gr. 8. 1 Alph.

Wir beziehen uns auf die Anzeige der ersten Theile dieser Sammlung. In diesem gegenwärtigen liest man folgende 12 Stücke: 1) Von der Ursache der Wechselfieber. 2) Beschreibung des botanischen Gartens zu Upsal. 3) Vom mannlosen Huflattig. 4) Von den Korallen der Ostsee. 5) Olaus Söderbergs Abhandlung von der Aufmerksamkeit auf die Natur. 6) Von der Senegawurzel. 7) Von der Pelexia. 8) Von der Zwergbirke. 9) Vom Schlangenhohe. 10) Von der Erzeugung des Steines im thierischen Körper. 11) Von der Kästrirung des Viehes in Schweden. 12) Vom Geschmacke der Arzneymittel.

G.

Die Säugthiere, in Abbildungen nach der Natur. Dritter Theil. Erlangen, bey Walther. 1778. 4.

— Vierter Theil. Der XXVIIste Hefft. 1778.

Dieses vortreffliche Schreberische Werk wird immer mit gleicher Sorgfalt in den Abbildungen, und gleicher Genauigkeit in den Beschreibungen, fortgesetzt. Es verdient in der Bibliothek eines jeden Liebhabers der Naturgeschichte der Thiere zu stehen. Der dritte Theil enthält den XII bis XXVI Hefft,

Hefft, nebst einem besondern Nachtrage zum XXVI Hefte. Der XXVIIste Hefft, der zum IVten Theile gehört, ist auch schon heraus.

Cr.

D. Gottl. Konr. Chr. Storr — Entwurf einer Folge von Unterhaltungen zur Einleitung in die Naturgeschichte. Erster Band. Zweyter Theil. Frankfurt, bey Stettin. gr. 8. 1777.

Wann wir nicht für die Vollständigkeit der a. d. B sorgen müßten: so würden wir dies schwäbische Produkt nicht anzeigen. Schon der sonderbare Titul versprach uns nicht viel Gutes. Dem Anfänger ist dies Buch ganz unbrauchbar, und der Kenner legts voll Unwillen auf die Seite, und denkt an die alte sichere Regul: Qui non vult intelligi, non debet legi. Alle Annehmlichkeiten der N. G. wären erdichtet, wenn sie keine andere Gestalt hätte, als das Kleid, in dem man hier die Mineralogie auftreten läßt. Neue Namen genug — aber lauter Dunkelheit und Verwirrung. Durchs ganze Buch herrscht so eine sonderbare Sprache, daß wir zweifeln, ob unter allen Mineralogen vom Agricola an, bis auf Born und Scopoli nur einer den Verf. verstehen würde. Wir könnten den ganzen Inhalt abschreiben, um unser Urtheil zu rechtfertigen. In das Allgemeinere der Naturgeschichte, wie sich Hr. St. ausdrückt, ist Astronomie eingewebt. Luft, Wasser und Land nennt er die 3 Schichten unsers Planeten; Physik, physische Geographie, Bergwerkswissenschaft — alles ist unter einander gewebt, und doch von allem nur Brocken. — Der Verf. redet von Teilganzen, Teilganzen der Teilganzen, Auflöslichkeit, Verflüchtigbarkeit, Entzündlichbarkeit, Inngestalt, Inngewebe, Edelgesteinen, Steinwächsen, Tauchsteinen, Leckstein, Mischverdrusung, Drusstrahl, Blockgestalt, schüttigen Körpern, Bergglasfelssteinen, Flinsborn, Afterhornstein, Holzflint, ferter Flins, Kalkflins. ꝛc. als wenn es noch nöthig wäre, die Schwierigkeiten der Mineralogie durch eine lange Reihe neuer seltsamer Namen zu vergrößern. Unter die Quarzwacken bringt er 25 Gattungen: Grusling, Granitling, Granall, Granding, Grander,

Gänse, Nord, Essert, Schiebling, Gilfing, Grämling, Adel, Mischling ꝛc. und in diesem Tone ist das ganze Werk geschrieben, und so könnten freylich noch ganze Alphabete entstehen — Ob sie aber dem Jungling nutzen, und den geübten Mineralogen weiter führen werden, das geben wir dem V. selber zur Ueberlegung. — Ist es doch nicht anders, als wenn Würtemberg dazu bestimmt wäre, in jedem Fache der Litteratur paradoxe Produkte von Zeit zu Zeit zu liefern! Recens. hat junge Gelehrte über den Zustand der Litteratur in jenem Lande so bittere Klagen führen gehört, daß er sich scheut, sie hier zu wiederholen. Aber es ist traurig, daß so viele wohletablirte Stiftungen und Anstalten nur höchst selten einen nützlichen Gelehrten bilden können.

Pa.

Joseph Danzers — Entwurf einer theoretisch-praktischen Naturlehre. Mit Kupfern. Augsburg, 8. 1777, 12 Bogen. 208 Seiten.

Wieder eine Physik, als wann wir der gekünstelten gekräuselten Physiken nicht schon lange genug hätten. Vermuthlich nur die erste Hälfte, denn die wichtigsten Materien fehlen noch. Zuweilen giebt der Verf. die Anwendungen seiner Sätze im gemeinen Leben an. In Absicht der Sprache wünschten wir einem Lehrbuche mehr Reinigkeit, z. B. erklecklich, unübertretliche Vorschriften, Lockerheit, Naturgesätze, Verlurst, zweenen, Dubämel, kalcinierte, Pillard, Pollwerk — S. 10. Wir pakten die Natur auf der That. Hr. D. nennt oft die Schriftsteller; aber für den Anfänger müssen auch die besten Schriften genannt seyn.

D. Jac. Chr. Schäffers Abbildung und Beschreibung des Mayenwurmkäfers, als eines zuverlässigen Hülfsmittels wider den tollen Hundsbiß. Regensburg. 1778. 4. 2½ Bogen, mit einer ausgemalten Kupfertafel.

Um das vom Königl. Preuss. Oberkollegio medico bekannt gemachte Mittel mit dem Meloe Proscarabeus, und Ma-

alis noch mehr zu verbreiten. — Zuerst die Beschreibung er Insekten, und das Ausschreiben der Preuss. Aerzte selber. Darum schreibt Hr. Schäffer S. 5.: Aus dem Ey kommen othgelbe **Würmer**, statt **Raupen**! Wir finden diese Verirrung noch bey vielen, die für die Naturkunde arbeiten.

Dr.

Zur Theilnehmung an den auf höchsten Befehl öffentlich anzustellenden Versuchen und Erklärungen über die gesammten Naturlehren, wird das Publikum eingeladen, von J. L. Böckmann. Carlsruh, bey Macklot. 1776. $3\frac{1}{2}$ Bog. kl. 8.

Wünsche und Aussichten zur Erweiterung und Vervollkommung der Witterungslehre, von J. L. Böckmann. Ebendas. 1778. $2\frac{2}{2}$ B. kl. 8.

Die erste Schrift ist eine Ankündigung des vortrefflichen Instituts zu Carlsruhe, da außer den besondern Unterweisungen, welche den dortigen Studirenden schon immer gegeben sind, noch dem ganzen Publikum alle Theile der Physik öffentlich erklärt werden, wozu durch die Freygebigkeit des verehrungswürdigen Markgrafen Carl Friedrich, eine ansehnliche Sammlung der nöthigsten Instrumente und Maschinen angeschafft ist, die in der Folge immer vermehrt werden soll. Dieses Geschäfte ist Hrn. Prof. Böckmann aufgetragen, der einen Vortrag mit der Astronomie angefangen hat. Die Vorrede enthält eine sehr gründlich und angenehm abgefaßte Lobrede auf die Naturkunde. Wir wünschen dem Hrn. B. Glück u. einem Geschäfte, welches bis jetzt vermuthlich in Deutschland das einzige in seiner Art ist. Was könnte unser Vaterland nicht noch vielmehr für die Wissenschaften thun, wenn das ruhmwürdige Beyspiel eines Carl Friedrichs viele Nachahmung fände?

Noch einen Beweis der Aufmerksamkeit dieses liebenswürdigen Fürsten auf jede nützliche Veranstaltung, giebt die zweyte angezeigte Schrift. Es sollen vom ersten Jan. 1779. an 12 bis 16 Orten, die ihrer besondern Lage wegen, den mehresten und merklichsten Veränderungen der Witterung ausgesetzt

sind, genaue Beobachtungen darüber, täglich dreymal angestellt werden, wozu Hr. Böckmann mit aller Vorsichtigkeit die Vorschriften entworfen hat, der auch für die Zuverlässigkeit der Werkzeuge sorgen wird. Die Beobachtungen werden an ihn monatlich eingeschickt; woraus er die Resultate ziehen, und sie einigen Akademien der Wissenschaften und einzelnen Gelehrten mittheilen wird. Er hat die Ankündigung dieses neuen Instituts mit einer Abhandlung über den Nutzen und die Möglichkeit einer Witterungslehre, und die Mittel zu ihrer Beförderung begleitet, die wir mit Nutzen und Vergnügen gelesen haben. Hr. B. verdient, daß alle Naturforscher an seinen warmen Bemühungen vielen Antheil nehmen. Wir freuen uns, daß er die glückliche Lage, in welcher er sich befindet, so eifrig nutzet.

Neue physikalische und mathematische Belustigungen, aus dem Französischen des Herrn Guyot. Siebenter Theil. Als ein Anhang zu den vorhergehenden. Augsburg. 1777. bey Kletts Witwe und Frank. 7½ B. 8. mit 6 Kupfern.

Dieser Theil enthält wenig interessante und lehrreiche Belustigungen; sondern größtentheils nur gemeine und nichts bedeutende Kunststücke, z. E. auf einem Papiere leuchtende Buchstaben zu zeigen; eine ausgeschnittene Zeichnung zu illuminiren; an einen sogenannten papiernen Drachen einen ausgeschnittenen Drachen zu hängen, wobey vorausgesetzt wird, daß man den obern nicht mehr zu erkennen im Stande sey; einige magnetische Kunststücke; einige Kartenkünste, wobey es auf das Mischen der Karten ankömmt; ganz schlechte Aufgaben aus der arithmetica divinatoria, und Kleinigkeiten, die man in den gemeinsten Büchern dieser Art antrift, als eine geheime Schrift auf ein Ey zu schreiben, zu machen, daß ein gemalter Fisch sich auf einem Tische bewege; den so bekannten Versuch, Wasser über dem Feuer gefrieren zu machen. Dieses reimt sich nicht zu dem Titel des Werks. Von der Luftpumpe wird eine Beschreibung mitgetheilt, die hieher nicht gehörte, auch sehr unzureichend ist. Ein Hygrometer von der längst bekannten Art mit Saiten oder hanfnen Faden, wird angegeben, wovon das Neue seyn soll, daß der Zeiger

sich

h' um eine Axe, wie an einer Gattung von Barometer, dre, t. Die beste Beiustigung ist wohl die, mittelst eines elek, ischen Schlages ein Häusgen zu zerstören, weil man da, y zeigen kann, wie Spitzen auf einem Gebäude sie vor dem inschlagen bewahren können, und wie die Elektricität weit ichter durch Metalle, als durch andere Körper, gehet. Die ebersetzung ist sehr steif, bisweilen unverständlich oder außer, dentlich wörtlich, als Stundennadel, statt Stundenzei, er, spanisch Wachs statt Siegellack.

Jl.

Martin van Marum Abhandlung über das Elektrisiren, enthaltend die Beschreibung und Abbildung einer neu erfundenen Elektrisirmaschine, nebst einigen neuen Versuchen. Mit zwey Kupfertafeln. Aus dem Holländischen übersetzt von Joh. Wilh. Möller, D. d. A. Gotha, bey Ettinger. 1777. 7½ Bog. in 8.

Wenn gleich der Inhalt dieser Schrift, als eines ausländischen Produkts, eigentlich hierher nicht gehört; so können wir doch unsern Lesern eine kurze Anzeige von der darin ekannt gemachten Erfindung nicht vorenthalten. Van Marum bedient sich bey seiner Maschine, statt der gewöhnlichen läsernen Scheiben, einer Scheibe von Gummilack, die er icht mit Kissen reibt; sondern durch Queckstlber gehen läßt, nd sie dadurch elektrisch macht. Der erste Conduktor ist, wie ie Scheibe sölbst, negativ; das in dem isolirten Becken bendliche Queckstlber aber, so wie der mit diesem verbundene nd neu hinzugefügte zweyte Conduktor, positiv. Die gröss, n Vorzüge dieser Maschine sind: daß sie die zwo Elektricitäten zu gleicher Zeit giebt; daß die Wirkung die Lackscheibe ey abwechselnder Witterung nicht ändert, und daß sie endlich er bequemsten Behandlung fähig ist, weil das Queckstlber ey dem Umdrehen der Scheibe, keinen merklichen Widerstand hut. So sehr diese in Deutschland seltene Schrift, durch eie Uebersetzung bekannt gemacht zu werden verdiente, so ungenehm ist es, daß dieses Geschäffte einem Manne in die Hande gerathen ist, dem es bey diesem an sich gar geringen

Unter-

Unternehmen, an Sprach- und Sachkenntniß gänzlich ermangelt hat. Wir übergehen eine Menge unverzeihlicher Irthümer, und rechtfertigen bloß durch ein Paar Stellen unser Urtheil. S. 72. wo die für die Versuche im luftleeren Raume eingerichtete Maschine beschrieben wird, heißt es: „Die Spindel (worum sich die Scheibe bewegt) hat an dem einen Ende eine Rundung, (Getriebe) worin das horizontale Rad eingreift, dessen Stiel (Welle) bis unter die Schüssel (Teller) geht, woselbst er einen Dreher (Kurbe) hat, womit er umgedrehet werden kann. In der Schüssel ist ein Dögen mit ledernen Scheiben, u. s. w. — Auch muß Herr M. gar nicht wissen, daß man bey der Luftpumpe, zur genauern Bestimmung des Grades der Verdünnung der Luft, sich eines Barometers bedient, sonst wäre es ganz unmöglich, solches Zeug, wie folgendes, hinzuschmieren. Wohl zu merken, daß das Gefäß, worin das Queckſilber zum Reiben der Lackscheibe beſindlich ist, durch das ganze Buch das Queckſilberbecken (Quikbakje) genennet wird, und nun lese man einmal S. 74. u. f. den sechsten Versuch im luftleeren Raume. „Wir verdünnten die Luft unter der Glocke, und als das Queckſilber in dem Queckſilberbecken (Quikbuis) einen Zoll gestiegen war, — als das Queckſilber in dem Queckſilberbecken (Quikbuis) über 15 Rheinische Zoll stieg — und das Queckſilber in dem Queckſilberbecken (Quikbuis) auf 29 Zoll 2 Lin. stand, und zwar nur eine halbe Linie niedriger, als in einem Barometer, welchen wir, um der Verschiedenheit auf das sorgfältigste nachzuspüren, neben dem andern, Queckſilber Behältniſſe (Quikbuis bloß des Wohllauts wegen) in dasselbe Queckſilberbecken (Quikbakje) gestellet hatten.“ Nicht einmal den Unterschied zwischen Quikbakje und Quikbuis hat er gefühlt — Soviel zu unserer Absicht. Die Kupfertafeln, wovon eine die Maschine, die andere die Zurichtung im luftleeren Raume vorstellt, sind die elendesten, die wir je gesehen haben, und soviel wir wissen, von Hrn. M. besorgt worden. Zum Glück sehen wir noch aus einem andern Exemplare, daß diesem Mangel nunmehr durch einen Umstich abgeholfen ist.

Dissertatio physica experimentalis de effectibus electricitatis in quaedam corpora organica. Auctor *Carolus Henricus Koestlin.* Tubingae. 1775.

Die

Diese wenigen Bogen verdienen um so mehr eine Anzeige, da sie der Aufmerksamkeit ohngeachtet, deren sie Ausländ: gewürdiget haben, dennoch in ihrem Vaterlande noch we; gekannt zu seyn scheinen. Hr. K. ist der erste, der die irkung der Elektricität auf organische Körper mit einer Genigkeit untersucht hat, die erfordert wird, etwas sicheres d bestimmtes daraus ableiten zu können. Die Versuche ränken sich auf Hühnereyer, Schmetterlingseyer, einige flanzen und deren Saamen, in Verbindung mit verschiede; n Erdarten, ein, die nach gewissen Graden, bald einer wächern, bald einer stärkern Elektricität ausgesetzt worden d. Die angewendete Grade sind 1) der bloße Durchzug des ktrischen Stroms; 2) die Anhäufung; 3) der einfache Fun; ; 4) die Erschütterung. Wir würden zu weitläuftig were, wenn wir jeden einzelnen Versuch ausziehen wollten. Die ßen Resultate können hinreichend seyn, den Werth dieser handlung einzusehen, und den aufmerksamen Naturforscher ermuntern, seine Untersuchungen auf diesem Pfade weiter tzusetzen. Die Elektricität kommt überhaupt der Entwicke; g organischer Körper merklich zu statten. Bey Hüneren befördere der zweyte Grad das Auskriechen bald mehr, ld weniger, nach der größern oder geringern Stärke der Anufung. Der dritte Grad hatte auf Eyer vor dem Unterle; n zum Ausbrüten, wenig oder gar keinen Einfluß; bey schon tergelegten Eyern aber, hinderte er das Auskriechen. Der erte Grad war in allen Fällen dem Auskommen der Eyer chtheilig. Bey Schmetterlingseyern, war die Wirkung e bey Hünereyern. Frisch in die Erde gelegte Saamen on Pflanzen, keimen bey dem ersten und zweyten Grade erklich früher auf. Die Elektricität vertritt hierbey sogar n Dünger, das Begießen, und selbst den Zugang der freyen ft. Einfache und besonders erschütternde Funken, tödten n Saamen. Das Wachsthum der Pflanzen, wird durch e Elektricität vermehrt, und sie erhalten zugleich eine gewis; Stärke und frisches Ansehen. Zuletzt beschäftiget sich noch r. K. die Wirkungsart der elektrischen Materie hierbey aufzuären, die er in der bekanntlich durch die Elektricität vermehn natürlichen Wärme, und dem durch eben dieselbe beförder; n Umlaufe der Säfte, zu finden glaubt.

Em.

Kurze

Kurze Unterweisung in den Anfangsgründen der Naturlehre, zum Gebrauch der Schulen herausgegeben, von Joh. Jac. Ebert, Leipz. bey Hertel. 1775. 18 Bogen in 8. 4 Kupfer.

Zum Gebrauch der Schulen geschrieben, und für diese Absicht gewiß gut, und das beste Buch in der Art, das Recensent wenigstens kennt.

Tz.

Mineralogische Geschichte des sächsischen Erzgebirges, Hamburg, bey Bohn. 1775. in Oktav, 3¼ Bog.

Diese wenigen Blätter sind von einem Ungenannten, der in der Gegend des Erzgebirges lebt, aufgesetzt worden, um einem Freunde das sächsische Erzgebirge und dessen Mineralien bekannt zu machen. Vielleicht wußte der Verfasser, daß sein Freund nur eine sehr leichte Speise dieser Art vertragen konnte, und gab ihm daher nicht mehr, als wir hier finden, das heißt sehr wenig. Der Herausgeber, D. Miller zu Hamburg, hat nun aber gemeynt, das Werkchen sey wohl wichtig, und so hat er es in Druck gegeben; wozu es nutzen soll, das ist uns wenigstens unbegreiflich: dem prächtigen Titel ist auf keine Weise ein Genüge geschehen.

Das Natursystem der vierfüßigen Thiere in Tabellen, — zum Nutzen der erwachsenen Schuljugend, von J. L. Frisch. Glogau, bey Günther. 1776. in sehr großem Quart, 6 Bogen.

Wir fürchten, der erwachsenen Schuljugend werde dies Werkchen nicht viel Nutzen bringen. Es ist das Kleinische System in Tabellen gebracht, mit vermeynten Verbesserungen des Verfassers; die aber, so wie die ganze Ausführung seines Plans, ziemlich eingeschränkte Kenntnisse der Naturgeschichte bey ihm verrathen.

Des

des Herrn Trembley Abhandlungen zur Geschichte einer Polypenart des süßen Wassers mit hörnerförmigen Armen, übersetzt und mit einigen Zusätzen herausgegeben von Joh. Aug. Ephr. Göze, Quedlinburg, bey Reußner. 1775. 1 Alph. 16 Bogen, in gr. 8. mit 14 Kupfern.

Immer verdiente dieß wichtige Werk eine deutsche Uebersetzung, sollte es auch nur dadurch in mehrere Hände gebracht werden. Die gegenwärtige ist gut, und oben drein noch mit einer Menge von Anmerkungen fast überladen, so wie es H. G. bey seinen Uebersetzungen zu thun gewohnt ist. Noch hat er verschiedene anderwärts her entlehnte Abhandlungen die Polypen betreffend, beygefügt, die hier nicht unrecht stehen, und wohl gewählet sind.

Joh. Casp. Fueßlins Verzeichniß der ihm bekannten schweizerischen Insekten, nebst der Ankündigung eines neuen Insektenwerkes. Zürich, in Commission bey Steiner. 1775. 9½ Bogen, und ein ausgemaltes Kupfer, gr. 4.

Ein starkes Verzeichniß; das der Verf. dennoch selbst nicht für vollständig hält. Bey jeder Art von Insekt ist angemerkt, wo es sich finden läßt, und ob es selten oder gemein. Das angekündigte neue Werk ist eine zweyte umgearbeitete Auflage des Sulzerischen.

Joh. Ellis Anweisung, wie man Saamen und Pflanzen aus Ostindien und andern entlegenen Ländern über See bringen kann, aus dem Engl. übersetzt. Leipzig, bey Flittner und Müller. 1775. 4 Bog. 1 Kupfer, gr. 8.

Eine zwar an sich nützliche; aber den Deutschen wenig werthe kleine Schrift, worin man guten Unterricht von dem findet,

findet, was der Titel anzeigt. Die Uebersetzung ist ganz wol gerathen.

Gust. von Engeströms Beschreibung eines mineralogischen Taschenlaboratoriums, und insbesondere des Nutzens des Blaserohres in der Mineralogie, aus dem Schwedischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von D. Christ. Ehrenfr. Weigel. Greifswalde, bey Röse. 1774. 83 S. in 8. 2 Kupfer.

Das Blaserohr, das Cronstedt zuerst zur Untersuchung der Mineralien gebraucht hat, ist so sehr geschickt zu dieser Anwendung, daß ein jeder Mineraloge es zu führen wissen sollte. Der Verf. lehrt in dieser kleinen lesenswerthen Schrift den Gebrauch desselben deutlich und richtig, und hat in seinem Taschenlaboratorio, außer diesem Blaserohre alle diejenigen Werkzeuge und Geräthe, in einem Bestecke gleichsam angebracht, die einem Mineralogen bey Untersuchung der ihm vorkommenden Mineralien am ersten zur Hand seyn müssen. Wir würden das Büchelchen noch mit in den Kasten zu legen anrathen, zumal für Anfänger. Der Uebersetzer hat nicht nur gut übersetzt, sondern auch nützliche Anmerkungen beygefügt.

Joh. Friedr. Espers ausführliche Nachricht von neuentdeckten Zoolithen unbekannter vierfüßiger Thiere, und den sie enthaltenden, so wie verschiedenen andern denkwürdigen Grüften der obergebürgischen Lande des Marggrafthums Bayreuth. Nürnberg. 1774. bey Knorrs Erben, 39 Bogen mit 14 ausgemalten Kupfern, in groß Folio.

Die vornehmste der in diesem Werke beschriebenen Höhlen, ist die bey Gailenreuth; in ihr und in noch einigen andern, finden sich große Knochen von vierfüßigen Thieren in einer ungeheuren Menge, die der Verf. umständlich beschreibt, und in Abbildungen vorstellig macht. Sonst findet man in dieser Höle auch viel Kohlenstaub und gebrochene Urnen von

thon

ierertey Art; die Erde der Höhle zeigt deutlich, daß sie von erwesten Thieren abstammt. Die Knochen will der Verf. och von der Sündfluth ableiten.

Iac. Christ. Schaeffer elementa ornithologica iconibus viuis coloribus expressis illustrata, Ratisbon. typis Weissianis. 1774. 11 Bogen und 70 ausgemalte Kupfer, in sehr großem Quart.

In allem Betracht ein elendes Werk, so viel Pracht auch äußerlich darauf verwandt ist. Es enthält zuerst eine kurze Einleitung in die Naturgeschichte der Vögel überhaupt, der Erklärung der Kunstwörter durch die Kupfer erläutert, o unvollständig und mangelhaft als man es sich nur gedenken ann; denn eben so etwas von der methodischen Vögelkenniß, und endlich Abbildungen einiger Vögel, die zum Theil er Natur wenig ähnlich sind, und zum Theil aus mittelmäßigen Büchern nur kopirt sind. Wozu soll das ganze Werk ienen?

Drey Preisschriften zu Beantwortung der von der königl. Soc. der Wiss. zu Göttingen aufgegebenen Preisfrage, die den Urkunden und Büchern in Archiven und Bibliotheken schädlichen Insekten betreffend. Hannover. 1775. 54 Seiten in 4.

Nur die Verfasser der ersten und der letzten Schrift sind bekannt; sie sind Hr. Prof. Hermann zu Straßburg, er den Preis erhalten hat, und Hr. Administrationsrath ladd zu Heidelberg.

In dem Hauptsatze kommen eigentlich alle drey Schriften untereinander überein, daß die den Büchern und Urkunden schädlichen Insekten, denselben nicht sowohl des Papieres lbst wegen nachgehen, als vielmehr solcher Dinge wegen, die mal bey dem Einbinden der Bücher gebraucht werden. Verschiedenes, diese Insekten von den Bibliotheken abzuhalten, ird in allen dreyen Schriften übereinstimmig angerathen, und e wirksamsten von den angerathenen Mitteln möchten wohl yn: gänzliche Abschaffung des Mehlkleisters, oder doch wenigstens

nigstens alle mögliche Verminderung des Gebrauches deſſelben, und dagegen Einführung des Leims; Abſchaffung der hölzernen Deckel an den Bänden der Bücher; ſonſtige Anwendung guter Materialien beym Einbinden; fleißiger Gebrauch der Bücher. Die hin und wieder angerathenen Gifte und ſtark riechenden Sachen, wodurch die Inſekten von den Büchern abgehalten werden ſollen, möchten wohl theils unwirkſam, theils bedenklich ſeyn.

Der Preuſſiſche Sammler liefert kurze Auszüge aus Schriften zur Kenntniß der Naturgeſchichte, zur Verbeſſerung der Land- und Stadtwirthſchaft u. ſ. w. Zweyter Band nebſt Regiſter, Königsberg, bey Hartung. 1775. 8.

Dieſer zweyte Band einer ſehr wohl eingerichteten Wochenſchrift, die unter die nützlichſten und angenehmſten gehört, welche wir nur kennen, geht durch das ganze Jahr 1774. in Wochenſtücken, jedes zu einem Bogen. Auch er verdient das Lob, das wir dem erſten Bande ertheilt haben.

X.

Praktiſches Mineralſyſtem, entworfen von Dr. Rudolph Auguſtin Vogel. Zweyte vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. Leipzig, bey Breitkopf. 1776. gr. 8. 582 Seiten.

Die methodiſche Eintheilung der Mineralien in dieſem Syſteme; ſo wie der Plan, nach welchem der Verfaſſer nicht allein die Kennzeichen der Foſſilien, wodurch ſie von einander unterſchieden und erkannt werden, ſondern auch das Vorzüglichſte ihrer Geſchichte, chymiſchen Verhaltens, Art der Gewinnung, Aufbereitung, Probierens und Verſchmelzung beſchrieben hat, ſind aus der erſten Ausgabe hinlänglich bekannt, und nur wenig iſt in dieſer zweyten daran geändert worden. Die Anmerkungen, die der Herausgeber, ein Sohn des ſeligen Verfaſſers, aus den neuern mineralogiſchen Schriften hinzugefüget hat, machen den vorzüglichſten Unterſchied aus. Freylich hätten noch mehr Zuſätze, und verſchiedene nöthi-

othige Verbesserungen hin und wieder angebracht werden kön-
en; indessen bleibt dieß Buch allemal ein gutes Werk zum
achlesen für diejenigen, die einen mündlichen Unterricht von
r Mineralogie und Metallurgie erhalten können.

Er.

robe, wie die Witterung leicht zu berechnen ist, und am 2ten Januar 1778. in Harburg, sowohl mündlich, als schriftlich zum Unterricht bekannt gemacht worden, daß am 7ten Januar, Vormittags um 9 Uhr, nach Anweisung des Kalenders, und nach Beobachtungen in vorigen Jahren, Thauwetter ankommen müsse; von Joh. Jac. Werenberg, Doktor und Inspektor. 1 Bogen.

Kurzer Inhalt der Werenbergischen Hypothese, wie Sonne, Erde und Mond die Witterung wirken. 2 Bogen.

Unter allen den vielen physikalischen Schriften, die fast täglich in Menge erscheinen, enthält gewiß keine auf so wenigen Bogen so viel Originelles, keine so viele Sätze, die, erwiesen, einen so großen Einfluß auf die Glückseeligkeit der Völker haben könnten, als gegenwärtige. Wir rathen daher die Lesung derselben allen Naturkündigern an, die, nach Untersuchung der tiefsinnigsten Wahrheiten — durch Lächeln die Stirn runzeln wollen: so originell excentrisch, so sehr in der Naturkunde der mittlern Jahrhunderte, sind diese Bogen abgefaßt; dabey würde aber doch im Ganzen, der Vortheil ungemein wichtig seyn, wenn man aus zuverläßigen, oder nur sehr wahrscheinlichen Grundsätzen, solche Vorherbestimmungen der Witterung veranstalten könnte.

Ich bin sehr in Verlegenheit, den Zusammenhang dieser Meynung meinen Lesern gehörig vorzulegen; denn diesen habe ich bis jetzt selbst noch nicht ganz gefunden, und der Inhalt ist mir so dunkel, als vom besten alchymistischen Buche. „Das gegenwärtige Jahr, sagt der Verf. sey durch das vorige 19te und durch das 12te Jahr, und durch den letzten Monat zu

errechnen. Die Tage, die einerley Sonnenschein haben, haben uch einerley Witterung, wenn es der Mond nicht verhindert. Da man nun im 19ten Jahre wieder ähnliche Mondzeichen, Bandelbreite genieße; so sey die Hinderung (einer gleichen Witterung) allein in der Erdferne Mond zu suchen. Wer einen Vorrath von beschriebenen Kalendern, (dergleichen seit 720. in der dasigen Stadtschule niedergelegt sind) vom 19ten nd 18ten Jahre hat, der muß das letzte Jahr, das halbe Jahr und den vorhergehenden Monat, mit der gegenwärtigen Witterung vergleichen." Hiermit begnüge dich, wetterlustiger eser; wo nicht; so kaufe dir — den Bogen.

Zur Probe des Inhalts der Hypothese sey folgendes: er Mond kann aus Thau, Reif, Nebel und Wolken machen; mal die Erfahrung nicht zu leugnen, daß der Mondschein ogar die Sälze schwerer mache. — Nachdem der stoßende Sonnenstral ein Wassertröpfchen mit Luft angefüllet hat; suhet die wirbelnde Bewegung des nassen Dunstes einen höhern Ort. — Die Figur und zackichte Stangen am Schnee, verathen uns die mondliche Arbeit; sie ziehet aus der nassen veichen Haut die Luft heraus; oder die steifer gemachte Luft, chlägt, wie eine Stahlfeder, den Dunst entzwey, zerret ihn, nd machet einen harten ausgestreckten Körper, der an seines leichen einhaket. — Die Finsterniß unsers Planeten, seine teife Luft, harte Dünste, und gefrornes Wasser, wohnt an beyden Polen. — Das adriatische Meer hat seine Fluth, weil die aus Norden nach Venedig kommende Finsterniß, Nachtkälte, harter Luftfaden, Reifnebel und Schneewolke nicht so leicht verstöret werden. — Ob ein Schneeflocken aus weniger, als 10000 Dünsten könne bereitet seyn? Ob die sechs Flügel an demselben, das Umdrehen so vieler Fluthen und Ebben vielleicht verrathe? — Gegen diese Philosophie verstummt gewiß der beste Naturkündiger!

Allein so wie oft, unter der unscheinbarsten Hülle, ein herrliches Genie versteckt ist; so könnte wohl unter dieser Verbrämung der sonderbarsten Hypothese, Wahrheit befindlich seyn. Recens. will seine Gedanken hierüber beyfügen, als einen Versuch zur Schadloshaltung fürs Vorhergehende; oder als einen Beytrag, wie man auf verschiedenen Wegen irren könne.

Die Veränderlichkeit der Witterung, die man in verschiedenen Jahren, zu einerley Jahreszeit, in einem und ebendemselben Lande bemerket, muß, so wie alles in der Natur,

seine

te Ursach haben. Der Einfluß der Menschen
rung, durch alle ihre ihnen selbst so wichtig schei-
ungen, ist wohl sehr unbeträchtlich; ich nehme
uung weit ausgebreiteter Wälder, und die Aus-
e großer Moräste aus, welche in den benachbarten Ge-
gewöhnlichen Witterung eine etwas andere Richtung
i. Zu diesen seltenen Ursachen einer geänderten
eit der Luft, rechne ich noch die Erdbeben, deren
die Winde, während dieses Zeitpunktes, besonders
tlich ist: sonst muß die Ursach der jedesmaligen
in dem gewöhnlichen Laufe der Natur liegen. Wol-
die nächste Ursach von jener zurückgehen; so finden
der Unterschied derselben, zu einerley Jahreszeit, in
uf die Wärme oder Kälte, Nässe und Regen, oder
t, von den verschiedenen Winden abhange, nach-
on warmen, oder kalten, nassen oder trockenen Ge-
rkommen. Die Ausdünstung der Erde wird von ih-
oder weniger befördert; und sie machen die aufge-
Dünste früher oder später niederfallen: sie vermehren,
dern die Auflösung abgestorbener organischer Theile.
nde modificiren also die Witterung; aber von welchen
hängt denn (wenn wir die beständigen Winde, wel-
der, durch die Sonne bewirkten Wärme der Luft be-
werden, jetzt übergehen) ihre eigene Veränderlichkeit
i sie nicht aus den besondern Veränderungen auf dem
n selbst entspringen; im Gegentheil (wie bereits be-
ist) die ungleiche Witterung von den verschiedenen Win-
rzurühren scheint; da sie auch nicht von der Lage der
gegen die Sonne abhangen, weil sie sonst zu einerley
szeit unveränderlich seyn müßten: so scheint es ganz na-
, auf einen Körper, außer unserer Erdkugel, Rücksicht
en, welcher auf uns wirken könne: und das wäre dann
Mond, als der nächste. Wir kennen auch schon seinen
uß auf unsere Erde, da er offenbar die Ebbe und Fluth,
seinem Stande in unserm Meridiane, hervorbringt.
ch die Kraft des Monds also, man mag sie der Anziehung,
dem Drucke zuschreiben, steigt das Wasser bis gegen 40.
kann aber unmöglich eine Wirkung auf das Wasser gesche-
, ohne daß die Luft sie auch erfahre: wirkt der Mond
h eine Anziehung; so muß die Luft auch dieselbe erleiden.
te, der Schwere entgegenwirkende Kraft (centrifug.) wird
urch vermehret; und sie wird daher nicht so stark drucken

nnen, als an den Orten, wo sie nicht so stark angezogen
rd: dieß aufgehobene Gleichgewicht muß also einen Wind,
ch der Gegend der Fluth verursachen. — Noch nothwendi-
r müßte dieses erfolgen, wenn man die Fluth einem Druck
s Mondes auf unsere Atmosphäre zuschreiben wollte. — Es
)eint daher aus diesen Bemerkungen zu fließen, daß der
rschiedene Stand des Mondes nothwendig einige Verände-
ng in der Beschaffenheit der Luft hervorbringen müsse: und
r so oft abwechselnde Stand dieses Weltkörpers scheint der
eränderlichkeit der Winde sehr vortheilhaft. Allein außer
m veränderten Stande, den er beym nächsten Umlaufe go
n unserer Erde hat, macht auch schon die mehrere, oder ge
ngere durch die Wärme bewirkte Elasticität der Luft, einen
nterschied in der Wirkung, die der Mond, durch seinen Ein-
ß auf dieselbe hervorbringt, indem das aufgehobene Gleich-
wicht mehr oder minder, alsdenn merklich werden wird. —
Man könnte hierwider einwenden, daß, wenn die Wirkung
s Mondes, die das Wasser 40′ hebt, auf eine ähnliche Art
f die Luft sich äußern sollte, dieselbe keine beträchtliche Ver-
derung in der Atmosphäre, welche doch wenigstens verschie-
ne Meilen hoch ist, hervorbringen könne. Da aber die,
sdenn überwiegende Kraft des Mondes, gleichgeschätzt ist
ner Kraft, die das Wasser 40′ in die Höhe bringen würde,
nd da die ganze Druckkraft unserer Atmosphäre das Wasser
ur 32′ treiben kann; so müßte wohl eine, in die Luft wirken-
e Kraft, die ihre gewöhnliche Druckkraft überwiegt, eine sehr
roße Veränderung in ihr hervorbringen. Daß aber bey jeder
luth nicht ein gleich starker Wind vorhanden sey, nicht immer
on gleicher Gegend komme, hängt 1) von dem verschiedenen
pogeum des Mondes, 2) von seinem Laufe, 3) von der durch
Wärme und Dünste verschiedenen Luftelasticität, 4) von der
rschiedenen anziehenden oder drückenden Kraft der Sonne,
), die bekanntlich diese Wirkung, bey der Ebbe und Fluth,
nd besonders um die Tagegleiche bey den Springfluthen sehr
erklich zeigt. Eben diese, das Fluthen befördernde, Wir-
ng würde also auch auf die Luft sich erstrecken; und die Win-
r würden daher auch verschiedentlich stark oder schwach seyn,
achdem die Sonne correspondirende oder entgegengesetzte Wir-
ng auf die Luft äußerte.

Sollte also der Mond nicht aus diesen Gründen, als die
nzige, wenigstens doch als eine Hauptquelle der Winde anzu-
hen seyn? Die Idee scheint sich auch durch anscheinende Ein-

fachheit

Naturplans zu empfehlen, da alsdenn unsere
rung von Sonne und Mond, die Abwechselung
von jener, der Winde von diesem, abhienge.
iese Hypothese, als wahr voraussetzen; so ließe sich
ären, wie man vermögend wäre, die künftige
voraus zu verkündigen. Da nämlich der Mond,
Monaten, just denselben Lauf, wieder antritt, und
Sonnen- und Mondfinsternisse in derselben Ordnung
nen, das Verhältniß derselben gegen die Sonne,
Erde also dasselbe ist, und diese letzte alsdenn auch
den Stand gegen die Sonne hat; so würde nach 18
uch dieselbe Witterung sich wieder einfinden, die vor-
en war. Wenn man also, nach Hrn. W., genaue
bachtungen von 18 bis 19 Jahren hätte; so würde
us wissen können, welche Witterung nun wiederkom-
sse. — Doch der Gehalt dieser Bemerkungen sey,
r wolle; so möchte doch wohl eine Anzeige des Stan-
Mondes, in dem Plane des Hrn. Böckmanns
he und Aussichten zur Erweiterung und Vervollkom-
er Witterungslehre) immer einen Platz verdienen.

†

e und Religion, betrachtet von M. Gottfried
Zinkler. — Erstes Bändchen. 1775. 214 S.
weytes Bändchen. 1776. 204 S. Drittes
Bändchen. 1777. 204 S. Viertes Bändchen.
777. 204 S. Fünftes Bändchen. 1778. 206 S.
n 8. Waldenburg, bey Hofmann. Bey jedem
Bändchen ein Kupfer.

Jeder, der kein gänzlicher Fremdling in den mathematischen
) und physikalischen Wissenschaften ist, wird sich überzeugt
en, daß Wahrheiten, die mit den ersten Grundlehren die
Wissenschaft genau zusammenhängen, (so deutlich und
erzeugend auch diese Grundlehren an sich sind,) am aller-
wersten so populär vorzutragen sind, daß der Lehrende den
unterrichtenden so gleich vollkommen deutlich wird.

Alles reducirt sich freylich auf die ersten und evidentsten
Grundsätze, deren Wahrheit jeder Unstudirter einsieht; schlägt

aber der Lehrer nicht den rechten Weg ein: so ist er in Gefahr, entweder auf zu große Umwege zu gerathen, und durch eine zu weit ausgedehnte Kette von Materien, den Verstand des Lehrlings zu verwirren, statt ihn aufzuklären; oder er ist auch gezwungen, Sätze, als unerwiesene Hypothesen gelten zu lassen, ohne sie erklären zu können, um daraus die Richtigkeit der verlangten Wahrheiten herzuleiten. Rec. ist dies aus Erfahrung bekannt, und er könnte es durch Beyspiele erläutern, wenn hier der Ort dazu wäre. Zuweilen findet sich der Lehrer genöthiget, eine von diesen beyden Methoden zu ergreifen, um den Laien in der Mathematik und Physik verständlich zu werden, und in diesem Falle ist doch allemal der letzte Weg der sicherste und kürzeste. Dies ist nun der Gesichtspunkt, aus welchem man den ganzen Vortrag des Verf. beurtheilen muß. Er wollte das Vorurtheil und Aberglauben zerstöhren; er wollte den ganzen Schauplatz der blühenden Natur in seiner völligen Schönheit darstellen; er wollte seine Leser mit der ewigen und unzertrennlichen Ordnung des **großen Ganzen** bekannt machen; folglich mußte er alle Erscheinungen und Naturbegebenheiten erzählen, mithin auch diejenigen, die der Unwissende als unangenehme und schreckliche Dinge ganz weg zu seyn wünscht; er mußte die Folgen, die daraus entstehen, deutlich zu machen suchen, um die Herzen seiner Leser zu innigem Dank gegen den Schöpfer anzuflammen. Aber um diese Absicht zu erreichen, war es nothwendig, seine Lehren mit so vieler Kürze und Präcision vorzutragen, daß der unstudirte Leser nicht durch zu vieles Nachdenken abgeschreckt und ermüdet würde. Daher finden sich oft Materien, die allenfalls etwas umständlicher hätten behandelt werden können, und oft wird es freylich dem Leser etwas beschwerlich, dem Verf. genau zu folgen, weil hie und da einige, oft nicht allzu bekannte Sachen, nur im Vorbeygehen, und also nicht zu deutlich erklärt, oft die Erklärung derselben ganz übergangen worden. Wir hätten doch oft gewünscht, daß der Verf. sich etwas mehr Mühe gegeben hätte, über diese oder jene Sachen bestimmtere Erklärungen zu geben, welches für manchen Leser von unendlichem Nutzen gewesen seyn würde. Wir wollen zum Beyspiel nur einige Kleinigkeiten anführen: S. 20. des ersten Theils wird von der Sonne gesagt, sie sey, **die alle himmlische Körper, an ihren Angeln oder Polen eingedrückt.** Dabey werden Angeln oder Polen folgendergestalt erklärt: „Man bilde sich ein, daß durch die

„Sonne

gerade Linie gehe, die beyden Enden den Angeln und Pole.“ Uns dünkt, der unstudirte hierdurch noch nicht wissen, wo er die Linie durch hen müsse, um die als eingedrückt angenommen finden. Der Verf. hätte ja wohl sagen müssen, n einer willkührlichen Linie, sondern von der Axe, um welche sich die Sonne drehet. S. 27. Theils wird das Thermometer erklärt, es sey ein ig, wodurch man die Wärme bemerken eilen kann; das ist ganz richtig; aber für den ufen derjenigen Leser, die Hr. W. sich wünscht, zu gt. Der mehreste Mann kennt freylich das Thermoer der wenigste weiß, was es mit den Graden und Fahrenheitschen, Reaumurschen, u. a. Thermomee Bewandniß hat. Mit vielem Nutzen hätte also ser Anmerkung ganz kurz eine Beschreibung dieses nts und die verschiedenen Arten desselben angeführt nnen, da überdies oft in der Folge das Fahrenheitsche Thermometer erwähnt werden, ohne daß der Leser et worden, worin der Unterschied steckt. S. 11. im Bändchen, bedient Hr. W. sich der gewöhnlichen Luren des Thierkreises, und S. 180. der Planeten, wo: unwissende Leser abermal in der Aufmerksamkeit gerd; wenig Mühe und Raum würde es gekostet hann ihre Bedeutungen beygefüge wären. Unentschiedehen so ganz einseitig für gewisse Wahrheiten auszugehört für kein Buch dieser Art, gar nicht. So ists z. 187. des ersten Bändchens noch gar nicht so gewiß macht, daß der fliegende oder so genannte Mettenier ein Gewebe von Spinnen ist; vielmehr haben be: Naturkündiger hievon ganz andere Meynungen, und che scheinen auch das Gegentheil zu bestätigen. S. 13. eyten Bändchen muß sich der Verf. schon der geometri: Eintheilung des Kreises in Graden bedienen; aber wir nirgends erklärt, daß jeder Kreis, er sey so groß oder in, als er wolle, in 360 gleiche Theile getheilt wird, wo jeder ein Grad heißt. Doch dieß alles ließe sich vertheis; aber das können wir unserm Verf. kaum verzeihen, daß einem Buche, wodurch er Liebe, Dank und Bewunde gegen die unerforschlichen Tiefen der Weisheit des Schös ausbreiten will, dennoch sich verleiten läßt, andern über: zen Schriftstellern so treuherzig zu folgen, wenn sie Krieg,

hunger und wütende Seuche herbeyrufen, damit ja die Erde nicht so sehr bevölkert wird! Recht als wenn der liebe Gott so kurzsichtiger Hausvater wäre, der zu seinem Schaden mehr Gesinde in seinem Dienste nimmt, als er nachher ernähren kann; damit er also mit guter Manier einen Theil davon los wird: so ist es am kommodesten, gelegentlich einige tausend abzuschlachten, damit die zu große Menge ihm nicht zu viel Sorge macht. — Das ist doch verkleinerlich von der unendlichen Weisheit Gottes und von seiner erbarmenden Liebe gegen alle Geschöpfe gedacht, die er alle sättigt mit Wohlgefallen! —

Dahingegen haben wir auch andere Abhandlungen gefunden, die auf die faßlichste Art vorgetragen sind, und die wir mit vielem Wohlgefallen gelesen haben.

Die vorzüglichsten dieser Art sind: **Die Erde, das Gewitter, das Nordlicht, die letzten Stunden des Jahres, die Kälte**, und noch viel andere mehr, die wir jedem Leser selbst aufzusuchen überlassen.

Wir halten dieß Buch für ganz nützlich, und wünschten nur noch zuletzt, daß der Verf. sich hin und wieder weniger einer homiletisch weitschweifigen Schreibart bedient hätte, wodurch dasselbe weit mehr Leser haben würde, welche es seines gemeinnützigen Inhalts halber auch verdient. Wir wünschten besonders lieber auf den Nachttischen deutscher Schönen dieses Buch, als so viele zuckersüße Tändeleyen, welche den Verstand müßig lassen, und das Herz verderben.

Ck.

Geschichte des Elephanten. Berlin. 1777. in der Langeschen Buchhandlung. 45 Octavseiten, ein Kupfer, das das Thier vorstellt.

Ist auf Veranlassung des Elephanten, der vor einigen Jahren in Deutschland, auch in Berlin gezeigt worden, aufgesetzt. Nur eine Sammlung von Erzählungen und Nachrichten, bloß Neugierigen, nicht Naturkundigen bestimmt. Den Schluß machen des erwähnten Elephanten Kunststücke.

J. C. Schmahlings — erläuterte Naturlehre. Halle, bey Curt. 1776. 168 Octavseiten.

Hrn.

Hrn. Schm. Naturlehre für Schulen hat so viel Beyfall und Gebrauch in Schulen gefunden, daß er dadurch ermuntert worden, sie etwas weiter auszuführen, auch manches zu berichtigen, und so den Lehrern mit Erläuterungen, die etwa bey Erklärung jenes kleinen Werks brauchen, oder Schülern, die schon einigen Grund der Wissenschaft gelegt haben, zu dienen. Es scheint auch allerdings, Hr. S. habe so viel geleistet, als sich nach den Schranken, die ihm vermuthlich der Preis des Buchs setzte, leisten ließ, in der Kürze, und ohne Kupfer: nur die Copernicanische Weltordnung in Holzschnitt ist dem Rec. in die Augen gefallen. Es ist, wie in Hrn. S. vorigen Büchern, eigentliche Physik, Naturgeschichte, von der Seele, auch menschlichen Gesellschaft, Künsten und Handwerken.

Beyträge zur Naturgeschichte, von Franz von Paula Schrank. Leipz. bey Fritsch. 1776. 137 Octavs.

Sieben, wie der Titel noch anzeigt, vom Verf. selbst gezeichnete und gestochene Kupfer, stellen Insekten, Würmer und Pflanzen vor, von denen er handelt. Jede Tafel ist in Folioblatt, freylich bequem, viel zusammengehöriges auf einmal zu übersehen; aber wenn man sie nicht in einem eigenen Folianten binden läßt, der Dauer der Kupfer nachheilig. Eilf Abhandlungen enthalten eigene Beobachtungen des Hrn. Verfas., die meistens ihm neu scheinen. Auch erinnert er mit Recht, man wende die Zeit besser an, die Natur selbst zu befragen, als Bibliotheken durchzusuchen, ob sie das Geheimniß, das sie uns entdeckt, schon sonst jemand eröffnet habe. (Nur muß doch jeder Naturforscher überhaupt wissen, was vor ihm gethan, um nicht zu viel Bekanntes als neu zu erzählen.) Hr. Sch. hat diese Pflicht beobachtet, und selbst ein Verzeichniß der Schriften gegeben, die er gebraucht hat. Sollte er auch was beschreiben, das schon sonst jemand beschrieben hat: so wird es eine seltnere Bemerkung seyn, bey der seine Wiederholung nicht überflüssig. Die I. Abh. betrifft eine Mückenpuppe, welche in diesem Zustande vermittelst Floßfedern sich auf den Boden des Wassers senken, und im Wasser schwimmen kann. II. V. X. von Milben. Für alle Arten, die ihm vorgekommen, hat er Hrn. Pallas Kennzeichen richtig befunden: Keine Flügel, 8 Füße, Kopf, Brust,

Brust, Rumpf in einem. Die Augen sind unkenntlicher, daher auch Pallas sie geläugnet; Hr. S. aber hält sich von ihrem Daseyn, wenigstens bey einigen Arten, versichert. III. Ueber die Infusionsthierchen. Aus genauen Beobachtungen, die Hr. Sch. erzählt, schließt er, daß es nicht bloß aufgelöste organische Theilchen sind; sondern Thierchen, bey denen er, wie schon Reaumur wahrgenommen hat, daß die kleinen groß werden. Daß sie abwechselnd, zahlreich und selten sind, erklärt er so: In jedem Wasser, wo was in Fäulung geht, legen sich am Boden kleine Hefen an, die sind die liebste Wohnung der Infusionsthierchen, von denen sie sich nicht wohl anders, als durch Wegnehmung der Hefen, vertreiben lassen. Ob man ihrer also in dem Tropfen, den man unter das Vergrößerungsglas bringt, mehr oder weniger bekömmt, kömmt mit auf Erschütterung des Gefäßes an. IIII. Beschreibung eines Blasenfußes. VI. Abbildung von Insekten, von denen nach Hrn. Schrank Wissen, noch keine, wenigstens gute Zeichnung, vorhanden ist. Es sind vorzüglich kleine. Die Fliege aus der Kiensprossenmotte, Schlupfwespe, aus Wanzeneyern, Erdflöhe, Schildlaus auf Tannenblättern, rothe Schildlaus, Mücken (so heissen bey Herrn Schrank Tipulae,) kleiner Raubkäfer. VII. Insekten deren im Linnäischen Natursystem gar nicht gedacht ist. VIII. Beytrag zur Geschichte der Würmer. Den zuerstenwähnten Gordius insectorum erinnert sich der Rec. oft bey todten Raupen gefunden zu haben, und so viel ihm beyfällt, nennt Frisch ihn den Fadenwurm, oder Zwirnwurm. VIII. Vers. einer Naturgesch. der Läuse. XI. Genauere Untersuchung einiger sich ähnlichen Pflanzen. Hr. Schrank hat allerdings hier durch eigene, und grossentheils neue Bemerkungen der Naturgeschichte mehr genutzt, als wenn er nach jetziger Mode aus zehn Naturhistorien die eilfte zusammengeschrieben, oder bekannte Dinge anders geordnet und geannt hätte. B.

Franz Xav. Epp — Abhandlung von dem Magnetismus der natürlichen Electricität. Mit Kupf. 1777. 8.

Hr. Prof. Epp sagt in diesem Werkchen eben nichts neues; sondern vertheidigt nur sein Unternehmen, daß er auf em Churfürstl. Lustschlosse zu Nymphenburg eine Gewitter-

stange

ange aufgesteckt, mit physikalischen Gründen wider die allge-
einen Vorurtheile unphilosophischer Köpfe. Es giebt noch in
Bayern sogenannte Gottesgelehrte, welche die Ableiter aus
er Ursache verwerfen, daß die Allmacht Gottes dadurch ver-
icht werde.

*
*

Des Herrn **Du Hamel du Monceau Pomona Gallica, oder Abhandlung von den Obstbäumen, ꝛc. Zweyter Theil. Uebersetzt von C. Eph. Oelhafen von Schöllenbach. Nürnberg, bey Winterschmidt. 1777. 4. mit Kupfern.**

Die Einrichtung und der Werth des Werks sind theils aus dem Original, theils aus den bisher übersetzten Theilen ekannt. Die Kupfer heißen auf dem Titel: sehr feine Abildungen, und das sind sie, noch schöner, als bey den vorergehenden Theilen. Also wollen wir bloß den Inhalt anzigen. Die Johannis- und Stachelbeere. Der Apfelbaum. 39 Sorten.) Der Azerolenbaum. — Kupfer sind in allem 6., nämlich 2 von Joh. und Stachelbeeren, die übrigen von epfeln. Warum aber im Deutschen Azerolen, und nicht Nispeln steht, wissen wir nicht. Wenn man den Johanisbeerstrauch so zieht, wie S. 8. N. 3. vorgeschrieben ist, 1 einem 4schuhigen Stamm, und oben den Kopf bildet: so eraubt man sich einer unzähligen Menge Früchte, die man aben kann, wenn man ihn 4—6 Schuh hoch wachsen läßt, hne Kopf und ohne Ausbreitung, mit einem Worte, wenn an ihn pyramidenförmig zieht.

Onomatologia Historiae naturalis completa, oder vollständiges Lexicon, das alle Benennungen der Kunstwörter, der Naturgeschichte — erklärt ꝛc. Siebenter und letzter Band. Mit einer Vorrede, von den Verfassern. Ulm. 1777. gr. 8.

Wir beziehen uns auf das wenige, was wir beym 6ten Bande dieses Werks, (Allg. d. Biblioth. B. XXXII. St. 1.

1. S. 162.) gesagt haben. Allerdings ist ein Werk, wie , besser, als manche andere der Art zu gebrauchen, da zumal letzten Theile besser, als die ersten ausgearbeitet sind; in- derheit ist es rühmlich, daß die Quellen angeführt sind, raus die Artikel genommen; aber eben so wahr ist es, daß abermaliger Durchsicht manches zu ändern und zu bessern n würde, und dieß gestehen die Verf. selbst in der Vorrede.

numeratio Plantarum indigenarum Hassiae, praesertim inferioris, secundum Methodum sexualem disposirarum, edita a *Conrado Moench*. *Pars prior*, cum tabb. aeri incisis. Cassellis. 1777. 17 Bogen. 8.

So sehr uns auch fast eckelt, wenn wir eine neue flora von einem Theile des heil. römischen Reichs erblicken: können wir doch nicht eine jede für schlecht erklären. Bey ieser Hessischen ist erstlich das rühmlich, daß sie von einem potheker gemacht ist, einer Zunft, der nächst den Aerzten am eisten daran liegt, ihre Waaren, davon die meisten aus dem flanzenreiche sind, zu kennen. Ferner daß sie nicht mit über- ßigen Citationen ausgestopft ist, und hauptsächlich daß kurze nd gute Beschreibungen fast bey allen gegeben sind. Ueber- em sind 6 Kupferstiche von Winterschmidt dabey, welche nd: 1) Veronica prostrata. 2) Avena dubia. 3) Sca- iosa dubia. 4) Verbascum phlomoides. 5) Iuncus fu- inus. 6) Stellaria Dilleniana. Diese letztere war uns am ebsten, indem wir die Pflanze längst gekannt, Linne sie aber icht hat, und gleichwohl sie von dessen St. graminea gewiß erschieden ist.

Der V. setzt bey jedem Geschlecht erst die abgekürzten Geschlechtskennzeichen des Syst. Veg. alsdenn die specifischen nd Trivialnamen, dann bey jeder Art das Hallersche Syno- nymum, zuweilen ein Bauhinisches, Dillenisches, Tourne- ortisches noch, dann die deutschen, zuweilen einen französischen Namen, die officinellen, wenn es deren giebt, und den Ge- burtsort, vor welchem des Verf. Beschreibung noch vorher eht. Dieser Theil geht bis zur Icosandria mit eingeschlossen, nd enthält 438. Hier sind viele Pflanzen des sonst noch enig als von Göttingen aus zuweilen besuchten und doch eichhaltigen Meißners bestimmt, der uns mehr als der

Droken

rocken zu haben dünkt, da wir auf beyden selbst gewesen. nsonderheit ist Dryas octopetala eine wahre Alpenpflanze, e wir fast nicht auf demselben erwartet hätten. — Am Ende ein Calendarium florae vom Jahre 1776. in Absicht auf e Blüthzeit beygefügt, und die Tage der Aussaat und Erndt. Noch müssen wir das Verdienst des Verf. nicht vergessen, ß das Werk auf seine Kosten gedruckt ist.

Verzeichniß und Beschreibung der sämmtlichen in den Fürstl. Oranien-Nassauischen Landen wildwachsenden Gewächse. Verfasset von Catharina Helena Dörrien, der botanischen Gesellschaft in Florenz Ehrenmitglied. Herborn, in der Akad. Buchdruckerey. 1777. 1 Alph. 6 Bog. 8.

Eine sonderbare Erscheinung! Ein außer ihrer Gegend wohl nicht bekanntes Frauenzimmer ist Ehrenmitglied einer italienischen botanischen Gesellschaft! — und verdient es zu seyn. Die Vorrede giebt folgende Nachricht vom Entstehen dieses Werks: Die Verfasserin zeichnete und malte die Pflanzen um Dillenburg für den Hrn. von Erath; wie sie mit denen fertig war, reisete sie (auf seine Unterstützung vermuthlich) weiter, und besuchte jede Gegend zweymal zu verschiedenen Jahreszeiten, und malte fast alle Pflanzen nach der Natur. Darüber vergiengen 14 Jahr. Während der Zeit wurden die Beschreibungen gemacht, deren Ausgabe nach der Einrichtung des Hrn. von Erath als ein Verzeichniß der gemalten Pflanzen, nach dem Alphabet in jeder Klasse bestimmt wurde. Es sind 1 Arten und Spielarten über 1200, und wir können nicht anders als den Wunsch eines andern Recensenten (Gött. Anz. 3. St. 78.) wiederholen, daß aus dieser schönen Sammlung diejenigen möchten in Kupfer gestochen werden, welche nicht in der flora-danica sich befinden. Dieß wäre ein würdiges Geschenk für die Wissenschaften von dem Durchlauchtigen Landesherrn, in dessen Gebiet diese Pflanzen gesammelt sind, und wem dieß Verzeichniß zugeeignet ist. Vielleicht auch die beste Belohnung für die unermüdete verdiente Verfasserin. Die Einrichtung ist diese: I. Gräser, 28 Geschlechter, bis S. 30. II. Kräuter, von Geschl. 29 — 308. bis S. 251. III. Bäume und Sträucher von 309 — 349. und S. 277. IV. Aller-

ley

ley Moosarten, bis Geschl. 366. V. Schwämme, bis Geschl. 375. und S. 351. Bey jeder dieser Abtheilungen sind die Geschlechter nach dem Linnäischen Namen alphabetisch geordnet, ohne das Kennzeichen desselben anzugeben, dann die Arten ziemlich kunstmäßig, kurz und deutlich beschrieben, und die Spielarten angeführt, wenn es deren giebt. Nur in den beyden letzten Abtheilungen hat sich die Verfasserin nicht getrauet, allenthalben die Trivialnamen beyzusetzen. Darauf folgt ein lateinisches Verzeichniß dieser Pflanzen nach dem Linnäischen System; mit dem Bauhinischen Beynamen; in den Moosen mit dem Dillenischen, von S. 355 — 440. Alsdenn das deutsche Register, und den Beschluß macht eine kurze aber recht gute Erklärung der Terminologie der Linnäischen Klassen, Ordnungen und Blumen- und Fruchttheile.

Einige von diesen Pflanzen möchten wohl, wie Linné sie nennt, ex hortis aufugae seyn, z. E. CCI. Narcissus; CCVI. Anothera biennis; CCLIX. Scilla amoena u. s. f. Die Farrenkräuter sind unter die übrigen vertheilt.

Heinrich Gottfried, Grafens von Mattuschka, Flora Silesiaca, oder Verzeichniß der in Schlesien wildwachsenden Pflanzen, nebst einer umständlichen Beschreibung derselben, ihres Nutzens und Gebrauchs, sowohl in Absicht auf die Arzney- und Haushaltungswissenschaft. Erster Theil, Leipzig. 1776. 1 Alph. 11 Bog. Zweyter Theil, das. 1777. 1 Alph. 7 Bog. 8.

Schlesien, ein Land, das an natürlicher Fruchtbarkeit, Cultur, Handlung und vortrefflichen merkwürdigen Gegenden, mit vielen Provinzen Deutschlands um den Vorzug streitet, hat in einem Zeitraum von 175 Jahren keinen Mann aufzuweisen, der sich um die Botanik bekümmert hätte. Denn außer Schwenkfelds Catalogus Stirpium et fossilium Silesiae, ist nichts von Pflanzen gedruckt worden, und Kundmanni Rariora Naturae et artis item in re medica 1726. enthalten weit mehr ausländische als einheimische Versteinerungen, und nichts von Pflanzen. Desto abstechender ist auf alle Weise die gegenwärtige Flora, man mag nun auf den innern

nem Werth sehen, oder auch nur darauf, daß eine solche Standesperson, wie der Verf. ein so rühmliches Vorbild zu weiterer Untersuchung giebt. Traurig war es aber für Recens. in der Vorrede zum 2ten Th. nur zwey Männer genannt zu finden, die dem V. Beyträge geliefert haben! Sollten in einem so großen Lande als Schlesien ist, nicht mehrere seyn, Aerzte oder Geistliche, die wenigstens zu sammeln im Stande wären? Und die an Oertern wohnten, wohin auch der fleissigste Sucher nicht so leicht hinkommt? wo es wenigstens einen großen Unterschied macht, einige Tage sich aufzuhalten, und beständig zu wohnen?

Nun zum Werke selbst. — Der erste Th. enthält die ersten XIII Linnäischen Klassen (nach dessen System das Ganze eingerichtet ist;) der zweyte fängt von der XIV. an, und geht bis an die XXIII. mit inbegriffen. Als etwas besonderes bemerken wir noch, daß dieß die erste Flora von Deutschland ist, die deutsch geschrieben worden und es werden mußte, wenn des V. Absicht sollte erreicht werden. Auch alle Kunstwörter sind deutsch und ohne Zwang oder Affektation deutlich übersetzt. Der abgekürzte Character naturalis aus des Ritters Genera Pl. (doch umständlicher als im Systema Veg.) macht den Anfang; alsdenn folgt der Trivialname der Art nebst dem officinellen, wenn die Pflanze einen hat, und dem Linnäischen Zeichen der Dauer; darneben die deutschen Namen, oft in großer Anzahl, wovon der erste der in Schlesien gebräuchliche ist. Ferner der Geburtsort, dann die Beschreibung; einige Abbildungen, und der Gebrauch. Unter den Abbildungen sind auch Ectypa Stirpium Sileſiacarum, angeführt, die der Verf. von allen hier beschriebenen auf seine Kosten und unter seiner Aufsicht verfertigen lassen, und zu liefern erbötig ist, allenfalls auch illuminirt, wenn die Anzahl der Liebhaber den Verleger schadlos halten kann. — Wir wissen nicht, ob wir den Hrn. V. darum bitten sollen oder nicht? Unter den ersten 70 Arten sind etwa 5, die in diesen Ectypis allein abgebildet sind, und wenn diese ausgelesen würden, so würden sie vermuthlich den Botanisten sehr willkommen seyn. Sieht der Verf. aber auf seine Landsleute, die weder den Oeder noch Weinmann rc. haben: so würde unstreitig die Ausgabe von allen ihnen diese flora um so viel brauchbarer machen; zumal wenn von dem Hrn. Grafen oder der dortigen patriotischen Gesellschaft, oder noch besser vom Landesherrn selbst, in jedem Hauptdistrikt (wie mit der flora danica geschah) ein Exemplar geliefert würde,

zum gemeinen Gebrauch; zumal wenns möglich zu machen wäre, daß (wir wollen nicht sagen der Schulmeister, das möchte zuviel gefordert seyn, sondern) der Pfarrer, sie mit denen größern Knaben, die im Stande wären es zu fassen, zuweilen durchgienge, und ihnen aus der flora silef. den Nutzen von einigen anzeigte, durch kleine Belohnungen sie zum Aufsuchen derselben ermunterte u. s. f. — Doch wir lenken ein!

Die Arzneykräfte sind aus Linne's Materia medica ausgezogen und lateinisch gelassen; die ökonomischen aus den besten Schriftstellern gesammelt.

Von den deutschen Namen sind fast alle gesammelt, bey einigen Pflanzen freylich oft nur 3 — 4, öfterer aber 10 — 15, und bey etlichen über 20, ja beym Löwenzahn (Leontodon) 56! daher es kein Wunder ist, daß der Verf. bis auf achthalbtausend davon rechnet, die laut der Vorrede zum 4ten Theil ein eignes Register haben sollen, über dessen Einrichtung wir dem einsichtsvollen Hrn. Verf. zwar nichts vorschreiben wollen; aber doch wünschten, daß wenn es möglich wäre, einigermaßen dabey auf ihre Genealogie oder Entstehungsart des einen aus dem andern gesehen werden möchte, welches hier, wo sie nach dem Alphabet einander folgen, gewissermaßen schon geschehen ist.

Diese 2 Theile enthalten 736 Pflanzen, und die Cryptogamie, die nebst Supplement und Registern den 3ten ausmachen wird, wird sie bis gegen 1000 verstärken. Unter diesen haben wir zwey sehr unerwartete gefunden: Gladiolus communis und Uvularia amplexifolia; und zwey von Linne nicht erwähnte Arten: Auena strigosa und Ranunculus fardous. Sollten aber dagegen nicht noch andere sich finden, die in ähnlichen Gegenden wachsen, und deren Nachbarn doch hier sind? Z. E. Eriophorum alpinum? Potamogeton gramineum? Alchemilla alpina, Dryas octopetala, da wo sich Anemone narcissiflora (No. ..) findet? so wie auch mehr Saxifragae und mehr Rosen? Wirklich werden deren einige unter den Supplementen erwähnt.

Von den Beschreibungen geben wir weder Probe noch Auszug; (wir rechnen hier die Cultur und Gebrauch mit dazu) von manchen ist nur eine Seite, von andern 3 — 4. Z. E. in den Bäumen, Eichen, Fichten u. s. f. wir sagen nur überhaupt, daß sie gerade so sind, wie sie zum Unterricht der Landleute seyn müssen; doch wünschten wir die freylich nur beyläufig angeführten abergläubischen Anwendungen einiger Gewächse,

ganz

ig weg, damit diese soviel eher aussterben möchten. Ueberhaupt wird das Werk durch seine große Brauchbarkeit gewiß schon Käufer genug gefunden haben. Wir aber wollen zum Beschluß noch ein Verzeichniß hersetzen, von welchen Ländern in Deutschland wir noch keine Floras haben, wenn vielleicht ein oder anderer Leser der A. d. Bibl. sich derselben annehmen wollte. Es fehlt bisher an einer

ORA Westphalica; Luneburgensi; Holsatica; Megapolitana; Pomerana; Saxonica; Lusatica; Bohemica; Moravica; Bavarica; Franconica; *) Sueuica; Tyrolensi; Styriaca; Carinthica. — Arbeit genug bis zu der dieses Jahrhunderts!

m. Augustin, M. Dr. Prolegomena in Systema sexuale Botanicorum, Tabulis aeneis ad facilius intelligendos terminos illustrata, Viennae. 1777. 8 mai.

Dieß ist nicht mehr und nicht weniger als des Ritters von Linné Delineatio Plantae vor dem T. II. Syst. Nat. mit den Erklärungen der Kunstwörter aus dessen Termini Botanici, im 17ten B. der Amoen. acad. und den ins kleine gestochten Kupfern aus der Philos. botan. desselben. Als ein Hilfsmittel, die genau bestimmten Begriffe des Ritters durch mehrere Abdrücke bekannt zu machen, wollen wir dem Werkchen die Brauchbarkeit nicht absprechen, aber als Inauguraldissertation? wie es vorher gewesen, laut der Vorrede, sehen wir nicht ein, wie es ein Beweis der Kenntniß des Candidaten seyn kann, so bekannte Sachen abzuschreiben. Die Figuren sind klein; aber deutlich, und besser gestochen als in den meisten ähnlichen Schriften. Von gleicher Art beynahe ist

). Dan. Maukſch, nobilis Hungari Kesmarkiensis, Diss. de Partibus plantarum, quam — in Vniuersitate Tyrnauiensi — submittit. — 1776. 36 Seit. 8.

Nur daß hin und wieder einige nicht ungegründete Anmerkungen über verschiedene terminos vorkommen; auch zu weilen

*) Franckenau's Geschmier verdient nicht mitgerechnet zu werden.

weilen einige Exempel oder Ausnahmen angeführt werden. Es wird auf Figuren verwiesen; die aber bey unserm Exemplar sich nicht finden. So ist auch

Io. Petri Schimert, Saxo-Transsyluani, Diss. de Systemate sexuali, ibid. eod. 24 Seit. 8.

Nur der Abdruck des Clavis Classium mit verschiedenen eingestreuten Anmerkungen, die wohl nicht alle ex autopsia des Respondenten seyn können. Etwas mehr kritisch ist

Ignatii Valentini Kotzi, Hungari Magno-Vardiensis, Diss. de Generibus Plantarum, ib. eod. 32 Seit. 8.

Besonders S. 9. wo mit Exempeln bewiesen wird, daß der Ritter bey neu entdeckten Arten den Charakter des Geschlechts nicht nach demjenigen geändert habe, was diese erfordert hätten. Nachdem hierauf die Grundsätze des Ritters von Anwendung der Zahl, Figur und Verhältniß der Befruchtungstheile zu Kennzeichen der Geschlechter mit Beyspielen erläutert worden: so sammelt der V. nun einige, die von der Substanz, Bekleidung, (vestitus, man erlaube uns die Uebersetzung) Stellung, Verbindung, Richtung, Bewegung, Dauer und Verwandlung der Theile hergenommen sind, und das bey der Demonstration recht gut zu gebrauchen ist, auch wenn man schon viele Pflanzen kennt, zur Wiederhelung.

Sätze aus der Naturgeschichte der Thiere, und der sämmtlichen Viehzucht, als eine Fortsetzung der Sätze aus der Naturgeschichte der Pflanzen, dem Acker- und Wiesenbau, dem Baue der Färbekräuter, und dem Wald-, Wein- und Gartenbaue. Wien, bey Trattnern. 1777. 3¼ Bog.

Die Sätze aus der Naturgeschichte der Pflanzen haben wir nicht gesehen, unsers Wissens auch nicht in der A. d. Bibl. angezeigt gefunden. Diese aus dem Thierreich fangen

mit

philosophischen an, und mit fortlaufenden §§ von 198 — welche das Allgemeine desselben betreffen; alsdenn geht ins unbekannte Verf. die zahmen Thiere nach ihren Klas- durch, und macht über die Art sie zu ziehen, zu füttern ꝛc. Verkungen. — Wir wünschten, daß der V. bey jedem Ab- tt so umständlich gewesen wäre als bey den Bienen, und würden ihm mit Vergnügen gefolgt seyn; so wie wir glau- daß Leser, die die Materie nur einigermaßen interessirt, wenige Blätter gern ganz lesen werden.

nes Plantarum et Analyses partium aeri in- cisae — composuit *D. Casimirus Christoph. Schmidel*, curante et edente *Valentino Bischoff*, chalcographo Norimbergensi. Manipulus II. 1776. Fol.

Mit dem größten Vergnügen zeigen wir an, daß nicht etwa ein neuer Titel, sondern eine wirkliche Fortsetzung des vergleichlichen Schmidelschen Werkes da ist, von welchem (1776.) in dem Anh. z. XIII — XXIV Th. der A. d. bl. S. 1246. einige Nachricht gegeben haben. Zwar sind selbst schon verschiedene Pflanzen dieses Manipuli II. ge- mut, davon Recensent damals zwar die Kupfer, aber noch ot den Text vor sich hatte; mit demselben aber nun noch 6 ue Beschreibungen empfangen, die ganz den vorigen gleich s; in welchen, eben so wie in den vorhergehenden, nächst eigenen Beobachtungen des Verf., die kritische Geschichte Figuren und Synonymen so sehr schätzbar ist, und nur i einem Schmidel so kann geliefert werden. — Die am ief. O. der Bibl. unbestimmt gelassene Chrysocome rupe- is ist Linné Conyza rupestris. Die neuen sind von S: 5. an: Tab. 37. Lycoperdon... (und in der Beschreibung gt sogleich: Tab. XLII. fig. 2. eine andere Art.) 38. Sem- ruiuum arachnoideum. 39. Hyoseris lucida. 40 und 41. ommelina communis. Wir wünschen nochmals, daß kein ütterer Liebhaber der Naturgeschichte dieß vortreffliche erk ungekauft lasse, welches für den Verleger die nächste elohnung seines Fleißes ist.

. *Adami Pollich*, M. D. Historia Plantarum in Palatinatu Electorali sponte crescentium in-

cepta, secundum Systema Sexuale digesta. *Tomus II.* Manhemii ap. Schwan, 1777. 1 Alph. 16 Bog. *Tomus III.* ebendas. 16 Bog. 1 Blatt Kupf. bey jedem.

Den ersten Theil haben wir in der Allg. d. Bibl. B. XXXII. St. 1. S. 148. mit verdientem Lobe aus Ueberzeugung angezeigt, und diese beyden sind ihm völlig gleich. Der zweyte fängt mit der XIten Linnäischen Klasse, Dodecandria, an, und geht bis an die XXIVste, die allein (nebst dem Register) den 3ten Band ausmacht. Außer den am angeführten Orte erwähnten Vorzügen, müssen wir noch hinzusetzen, daß von vielen auch der Gebrauch, sowohl in der Arzney als in der Oekonomie angegeben ist. Das Kupferblatt des zweyten Theils stellt die Arabis thaliana vor, und das vom 3ten verschiedene Moos. Die ganze Anzahl der Pflanzen ist 1205. Ohne dadurch die Verdienste des Verf. zu verkleinern, dünkt uns diese Summe für ein ganzes Land, die Churpfalz, zu gering; da aber der V. selbst auf dem Titel setzt Historia — *incepta*, so hoffen wir nach einigen Jahren Supplemente zu erlangen; wenn die sonstigen Geschäffte es ihm verstatten, seine Excursionen fortzusetzen. Dieß vermuthen wir desto mehr, da die Flora Halensis von Leyser in einem Umkreis von etlichen Meilen mehrere, und die Flora Herbornensis von Ehrs faß eben soviel von einer halben Meile Umfang hat. Denn ob sich schon nicht alle Gegenden gleich sind, an Reichthum von Pflanzen: so kann es doch bey der in der Vorrede zum ersten Theil angezeigten Verschiedenheit der Gegenden, die der V. botanisch untersucht hat, nicht fehlen, daß nicht noch manche mehr seyn sollten.

Von dem auf die Beschreibungen gewandten Fleiß und Genauigkeit des V., zeiget unter andern, daß derselbe z. E. bey der Nymphaea, Ranunculo und andern, die Staubfäden und Stämpfel einzelner Blumen gezählt, bey den Umbellatis die Zahl der Strahlen sowohl der allgemeinen als besondern Dolde u. s. f. Von seiner Beobachtung aber, um unter vielen nur ein Paar, so wie sie uns ins Auge fallen zu gedenken, dieß, daß S. 113. Th. II. die Meynung des Hrn. v. Haller sehr bescheiden widerlegt wird, als wenn der Ranunculus bulbosus sich mit der Zeit in R. repentem verwandele, eine sehr unwahrscheinliche Behauptung; da sie einander freylich sehr ähn-

ähnlich sind, NB. sobald der Kelch abgefallen ist, und man nicht die Wurzel mit ausgräbt. Dieß hätte nun freylich Hr. v. Haller erst thun sollen, da eben von diesem Theile der Name gegeben ist. — Galeopsis cannabina wird von der G. Terahit hier unterschieden als eine besondere Art, aus dem allerdings wichtigen Grunde: nec sata haec (*cannabina*) in praecedentem vnquam migrauit; allein der V. hat vermuthlich nicht den Saamen der im ersten Jahr aufgegangenen Pflanze wieder gesäet, und dieß durch 5 Generationen fortgesetzt, wie der große Beobachter Kölreuter mit seinen Bastardpflanzen that. Sollte sie alsdenn noch so verschieden bleiben, auch in verschiedenem Boden, so müßte man sie freylich wohl für 2 Arten gelten lassen.

In dem 3ten Theile, der allein die Kryptogamisten enthält, hat der V. sich die rühmliche Mühe genommen, die neuern Synonyma alle anzuführen, z. E. von Scopoli, Weiß, Necker ꝛc. Auch hier sind so vollständige Beschreibungen, als die Pflanzen zulassen. Dennoch glaubt der Rec. daß bey Lichen hin und wieder die Arten nicht dieselben seyn möchten, die bey Linné und unserm V. einerley Namen führen, welches z. E. bey Lichen centrifugus und saxatilis wenigstens gewiß scheint. Auch wundert uns, daß der V. vom L. saxat. venosus u. a. die Fruktifikation nicht gefunden.

Hin und wieder sind wir auf einzelne Stellen gestoßen, die in Absicht des Styls etwas Undeutliches haben. Calyx di — triphyllus soll heissen: der zwey bis drey Blättchen hat; aber das Zeichen — ist im Lateinischen das Bindezeichen wie mit Deutschen vormals das = Gleichungszeichen; nicht aber ein Zahl- oder Stufenzeichen, NB. wenn die Zahl durch Worte ausgedrückt wird. Caulis pedalis cubitalis soll einen Stängel, der einen Fuß, auch wohl eine Elle hoch ist, bedeuten; aber unlateinisch ist es gewiß. Dieß sind in gewissem Betrachte Kleinigkeiten; allein wir wünschten auch diese in einem so brauchbaren Buche weg. Und sollte einst eine neue Ausgabe gemacht werden: so wünschten wir weniger von der Structura naturali in jeder Beschreibung der zusammenstehenden natürlichen Ordnungen, z. E. der quirlförmigen, daß der Stängel viereckt, die Zweige und Blätter entgegengesetzt, und dergl. Dieß ist nur nöthig, wenn man eine solche Pflanze ohne Zusammenhang mit andern beschreibt, aber wo sie alle stehen, könnte es füglich im Anfange ein für allemal erinnert seyn.

Catalogue raiſonné des Auteurs qui ont écrit ſur l' Hiſtoire Naturelle de la Suiſſe, par Mr. de *Haller*, Fils. 1777. 19 Bogen. 4.

Mit dieſem Titelblatte ſchickt man uns die Lage aus den Actis helveticis, die als ein beſonder Werk, aber um einen Bogen ſtärker, welcher das Regiſter enthält, ſchon in der allgem. d. Bibl. XX B. I St. S. 254. angezeigt iſt. — Wir nehmen bey dieſer Erwähnung nur Gelegenheit, den V. zu erſuchen, alles was von den noch nicht geendigten Bibliotheken ſeines Vaters zu finden iſt, drucken zu laſſen, weil vielleicht in einem Jahrhundert niemand ſie möchte fortſetzen können; und auch die angefangene neue Ausgabe der größern Phyſiologie *) deſſelben nicht unvollendet zu laſſen; geſetzt auch daß die letzte Hälfte nur von der erſten Auflage müßte unverändert abgedruckt werden.

Oekonomiſche Botanik, zum Gebrauch der Vorleſungen auf der hohen Kameralſchule zu Lautern, von D. Georg Adolph Suckow. — Mannheim, bey Schwan. 1777. 8.

Bisher fehlte wirklich noch ein ſolches Buch, und man iſt dem Verf. allerdings Dank ſchuldig, daß er dieſe Lücke auszufüllen geſucht hat. Denn wer iſt im Stande, die unendliche Menge von ökonomiſchen Schriften zu leſen, die man ohne Kenntniß der ſyſtematiſchen Botanik in allerley Sprachen geſchrieben hat? und wer kann ohne den beſondern Beruf zum öffentlichen Vortrage der Art zu haben, das alles behalten, was in den Schriften der ſyſtematiſchen Botaniſten von ökonom. Bemerkungen ſteckt? Allemal wird alſo Hrn. Suckows Werk willkommen ſeyn, das man freylich nach ſeinem Zweck als Leſebuch beurtheilen muß, und das nicht noch weitläuftiger durfte gemacht werden. Sonſt würde vielleicht mancher mit dem Recenſ. gern geſehen haben, daß aus den angeführten Schriftſtellern, nicht die unendlichen deutſchen, ſondern die gangbaren engliſchen und franzöſiſchen Synony-

*) Kurz vor Abſchickung dieſer Anzeige vernehmen wir, daß dieſe dem Hrn. Dr. Tribolet in Bern aufgetragen iſt, von dem wir einer getreuen Ausführung verſichert ſind.

na möchten hinzugesetzt seyn, und hier wiederum nicht die, welche gelehrte Schriftsteller gebrauchen, sondern die Provinzialnamen. Daß aber der Verf. die lateinischen Synonyma weggelassen, wird wohl jeder mit uns sehr billigen.

Der V. hat die Kennzeichen der Gattungen nicht beygesetzt, „weil wir davon schon eine brauchbare Uebersetzung „von Planer haben;“ dagegen ist die Beschreibung der Arten aus Linne oder andern Botanisten, nebst dem Trivialnamen jedesmal angeführt, und Kupfer nur aus solchen Werken, die er in den Händen seiner Leser vermuthen konnte. Auch hat er einen rühmlichen Fleiß auf die Bestimmung der bekanntern oder nutzbaren Spielarten gewendet; doch war es nicht allemal möglich, sie anzuführen, z. E. bey Obstbäumen nicht, weil ihre Menge zu groß ist. Die Gartenblumen und Treibhauspflanzen sind mit Recht hier übergangen worden, und nur zuweilen einige bekanntere erwähnt.

Die Abtheilungen des Verf. sind diese:

1 Abschnitt. Einheimische wilde Bäume und Sträucher.
2. — Ausländische bey uns ausdauernde Bäume und Sträucher.
3. — Obstbäume.
4. — Küchengewächse.
5. — Getraidearten.
6. — Futterkräuter.
7. — Fabriken- und Handlungsgewächse.
8. — Färbegewächse.
9. — Gerbgewächse.
10. — Oel gebende Gewächse.

Bey dem 4ten Abschnitte ist der Verf. am kürzesten; doch sind die Spielarten hier genau verzeichnet, und die Pflanzen des 5ten Abschn. sind nach Hrn. v. Haller bestimmt. Manche Pflanze gehört zu mehr als Einem Abschnitt, und da wird sie in den letztern nur angeführt, mit Zurückweisung auf den vorhergehenden.

Wir wollen einen Artikel zur Probe abschreiben: so glauben wir unsern Lesern zur Empfehlung des Werks genug gesagt zu haben. S. 24:

„Der Lerchenbaum (P. Larix L.)

„Die Nadeln stehen fast zu ein Paar Dutzend in Büscheln rund um die Zweige herum, sind zugespitzt, und fallen gegen den Winter ab. Die Zapfen sind länglich, und „wachsen an gebogenen Stielen gerade in die Höhe; sie ha-

„ben eyrunde etwas rauhe Schuppen, welche am Rande zer„riſſen ſind, und jede von ihnen zwey geflügelte Samenkör„ner enthält.

„Du Roi II. 61. von Velhaſen. Tab. 17—21.

„Cramer Tab. 28.

„Er wächſt in der Schweiz, Frankreich, Böhmen, Schleſien, „Steyermark, Kärnthen, Tyrol, auf den Carpathiſchen Ge„birgen, und in Siberien. Seine Rinde iſt ſtark, dick, braun„roth, und hat viele Riſſe. Der Wuchs iſt gerade und ge„ſchwind; die Aeſte hängen übereinander hin, und beugen ſich „gegen die Erde. Das Holz iſt braunroth, niemals weiß, „und dauert lange in der Erde, im Waſſer, und in der „Luft aus, wird auch ſeines häufigen Harzes wegen nicht „leicht von Würmern angegriffen. Man nutzt die großen „Stämme zu Maſten beym Schiffbau, und ziehen die Gen„fer es dazu allem übrigen Holze vor. Die Balken tragen „nach neuern Erfahrungen zehnmal mehr, als die von Ei„chen; (welch eine wichtige Empfehlung zum mehrern An„bau!) „ſonſt wird es auch noch zu Sparren, Säulen, Mühl„wellen, Waſſerröhren, gebraucht. Im Waſſer dauert es „länger, als bloß in der freyen Luft, und nach Gmelins Be„richte erhält es darin eine faſt ſteinartige Härte. Es iſt da„her zu Salzwerken, zum Gruben- und Mühlenbaue von be„trächtlichem Vorzug; nur muß man beym Auszimmern der „Schachte und Stollen die Rinde davon abſchälen. In Si„berien und in der Schweiz macht man Bier- und Weinfäſ„ſer daraus, auch kann das Holz zu Brettern geſchnitten, und „zu Schreinarbeit verwendet werden, wenn hiezu die Stämme „nicht zu voll Harz ſind. Zu dauerhaften Schindeln pflegt es „gleichfalls benutzt zu werden. Die Kohlen ſind ſchwerer, als „die von Fichten und Kiefern, und geben auch ein ſtärkeres „Feuer, als dieſe.

„Aus dem Harze des **Lerchenbaumes** wird der ächte „venetianiſche **Terpentin** durch Anzapfen der Stämme ge„wonnen; das Harz, welches er von ſelbſt ausſchwitzt, wird „Bijon genannt. Die Bäume auf den Alpen bringen im Ju„nius, wenn ſie im ſtärkſten Safte ſtehen, kleine weiße Kör„ner, die klebricht und von eckeln Geſchmacke ſind, und dieſe „geben das ſogenannte **Manna von Briançon.** Außer „dieſen harzigen Säften, welche ſich vorzüglich in den äußern „Holzringen befinden, enthält das innere alte Holz ein Gum„mi, welches dem arabiſchen ähnlich, und in Rußland unter

„dem

„dem Namen des Orenburgischen Gummi bekannt ist. Pal„las Reisen II. 127.

„Die Abänderungen des Lerchenbaums, welche Miller „und Beckmann annehmen, scheinen mehr zufällig zu seyn, „indem die verschiedene Farbe der Blüten und Nadeln vor„züglich von der Stärke und Schwäche der Stämme herrühret.“

Wir ersuchen den Verf., die Abhandlung über die fremden hier nicht erwähnten Gewächse, die zum Manufactur- und Handlungswesen gehören, welche er in der Vorrede verspricht, ja nicht schuldig zu bleiben.

Hz.

Commentatio botanico-medica de Saluia, auctor. *Andr. Ern. Ettinger.* Erlang. typ. Walther. 1777. 4. 62 S.

Eine ganz gute Fortsetzung der Geschichte der quirlförmigen Pflanzen, die Hr. Hofr. Schreber vor einigen Jahren (1774.) herauszugeben angefangen. Hr. E. hat nicht nur alle Linnäische Arten der Salbei genau beschrieben, die Benennungen anderer Schriftsteller und die Nachrichten der Alten sorgfältig gesammelt, und mehrere Abbildungen, gemeiniglich mit einem Urtheil über ihre Güte, angeführt; sondern er hat dieses Geschlecht auch mit neuen Arten, mit der Salvia austriaca, napifolia und arguta von Jacquin, mit der Saluia betonicaefolia, und haltata aus Rußland, mit der grandiflora oder tomentosa bey Millern, couinea bey Bucholz, mit der Saluia Banaliari aus Spanien, mit der incarnata oder orientali bey Millern, und mit der tingitana aus Africa vermehrt. Zuletzt noch von den Arzneykräften der Salbey und den Produkten der Destillation. Hr. E. scheint Hrn. Hill nicht zu kennen; sonst würde er vielleicht nicht die Blätter zu seinen Versuchen gewählt haben. In der Asche der Salbey fand er außer einem feuervesten Laugensalze noch die Säure des gemeinen Kochsalzes. Bey der Destillation mit Pottasche erhielt er auch eine Spur von flüchtigem Laugensalze: Fleisch, das er mit dem Pulver des Krautes an die freye Luft gestellt hätte, faulte weit langsamer, als solches, das Hr. E. mit Fieberrinde hinstellte.

As.

Versuch

Versuch über die Naturgeschichte des Maulwurfs, und die Anwendung verschiedener Mittel ihn zu vertilgen, mit Kupf. durch Hrn. de la Faille, aus dem Franz. übersetzt, und mit Zusätzen vermehrt, von J. P. E — * z. K — *. Frankf. und Leipzig, bey Fleischer. 1778. kl. 8. 102 S. ohne eine Zueignung von einigen Seiten an Hrn. v. Hübsch.

Schon im Jahre 1760. verlas der Verf. den historischen Theil dieser Abhandlung in der Versammlung der Akademie zu Rochelle, da Büffon in seiner Geschichte der vierfüßigen Thiere noch nicht so weit gekommen war; im Jahre 1778. läßt sich nun freylich so sehr viel neues für den Naturforscher nicht erwarten, um so mehr da die Zusätze des Uebersetzers nicht so beträchtlich sind, als wir uns Hoffnung gemacht hatten. Selbst die innere Zergliederung des Maulwurfs, ein wesentliches Erforderniß genauer zoologischer Untersuchungen, vermissen wir ungerne; sonst hat der Hr. Verf. manche gute Bemerkung, und vornehmlich eine genaue und durch Zeichnungen erläuterte Beschreibung der nach seiner Erfahrung am besten befundenen Art, dieses Thier zu vertilgen, wenigstens seine Vermehrung zu hindern. S. 12. Ein grausames Verfahren, um das Auge des Maulwurfs zu entdecken. Von dem Maulwurf nimmt der Verf. fünf Gattungen (wir würden trotz dem Widerspruche des V. lieber sagen, Abänderungen,) an: 1) die gemeine schwarze, 2) die weisse, die auch selten in Frankreich, in der Provinz Orleans und unweit Rochelle vorkommt; 3) die hirschbraune von Aulnis; 4) die zonengelbe von Alais; 5) die bunte oder gefleckte, und diefügt der Uebersetzer noch die 6te, die graue auf der Eifel. Nun der nicht Europäische, der rothe aus Amerika, der afrikanische ohne Schwanz, der ungeheure aus Afrika, und eine andere Art aus Canada, von welcher hier eine treffende Zeichnung erscheint. Die Inseln Ré und Sheppey sollen keine Maulwürfe haben; sie können eher dadurch den Schaden, den sie anrichten, einigermaßen vergüten, daß sie Erdwürmer nähren, als daß sie die Erde lycker machen. Die meisten vorgeschlagenen Mittel werden fruchtlos gebraucht, wenn sie in gewisse Gegenden heimsuchen. Wider den leichtgläubigen Pauvre und viele Vorurtheile, die sich in die Naturgeschichte des

Maul-

Maulwurfs eingeschlichen haben, eifert der Verf. mit Recht; auch der Compilationsgeist der Deutschen (der doch auch in Frankreich ziemlich gemein wird,) gefällt ihm nicht. Von S. 50. eine Liste der meisten bisher zur Vertreibung der Maulwürfe vorgeschlagenen Mittel, die der Hr. V. fast alle unzuverlässig, und in den meisten Fällen unzureichend gefunden hat. Die Uebersetzung haben wir ziemlich getreu, und, einige Provinzialismen ausgenommen, rein gefunden. Auch denken wir, z. B. sollte es S. 52. statt Gleichniß Vergleichung heissen. Daß übrigens Verf. und Uebers. Hrn. Gleditsch für den ersten Naturforscher halten, der den todten Maulwurf eines Blickes gewürdiget, die Cirons für Würmchen halten, die zwischen Haut und Fleisch liegen, dem Biber den Namen einer Amphibie beylegen, den alten Aerzten die Lobsprüche des Maulwurfs und seiner Theile ohne Widerrede nachbeten, die zertheilende Kraft des Schierlings für eine Erfindung des Hrn. von Stork halten, und aus diesen Kräften schließen können, er sey gar nicht giftig, müssen wir uns wundern.

Cf.

D. Gottl. Konr. Christ. Storr Entwurf einer Folge von Unterhaltungen zur Einleitung in die Naturgeschichte. Frankf. bey Stettin. 8. 1ster Band. 1777. Erster Theil mit einer Vorrede. 152 S. Zweyter Theil mit einer Vorrede und einem Verzeichniß des ganzen Inhalts des ersten Bandes, welche zusammen drey Bogen ausmachen, von 276—632.

Wenn dunkele unverständliche Sprache Tiefsinn, Schwulst und Steifigkeit Würde des Styls, sophistischer Schulzwang gesunde Logik, alte Hypothesen und Classificationen in einer ungewöhnlichen Einkleidung, neue Ideen, neue Worte neues System sind: so könnten wir diesen Entwurf als eins der vorzüglichsten Produkte unsers Jahrhunderts anpreisen; aber wenn Deutlichkeit, reiner, bestimmter und der Natur der Sache gemäßer Ausdruck und ungezwungene Ordnung im Vortrage die Verdienste eines Schriftstellers bestimmen; wenn eigene Untersuchungen, neue oder doch eigene Bemerkungen

und

und Erfahrungen, oder wenigstens neue aus den Wahrnehmungen anderer gezogene Schlüsse, den Naturforscher auszeichnen: so finden wir uns in unserm Gewissen verpflichtet, gerade das Gegentheil zu thun. Wir sind weit von dem blinden Eifer einiger Neuern entfernt, die unter dem Vorwande, recht populär zu schreiben, und selbst dem Ungelehrtesten faßlich zu werden, die ernsthafteste Wissenschaften bis zur elendesten Tändeley erniedrigen; weit entfernt, den Schmetterlingssammler mit dem ächten Naturforscher zu verwechseln; aber es ist doch so offenbar ganz gegen die Absicht des Lehrers und des Schriftstellers, so zu schreiben, daß man nicht nur von Anfängern nicht verstanden wird, sondern auch geübte Kunstverständige strauchein müssen, ob Sie den Verf. recht verstehen. Man lese, damit wir nur einige Stellen anzeigen, deren wir unzählige im ganzen Werke anführen könnten, z. B. S. 141. die Beschreibung der Thiere: **Diejenige, denen neben der bildenden Kraft, die ihren Bau besorgt, noch ein Geist, ein mit dem Vorstellungsvermögen begabtes einfaches Wesen, zugesellt ist, das, durch dieses Band, zugleich in die Verbindlichkeit, seinen Gefährten als einen Theil, von sich zu erkennen, und in das Recht, ihn, als ein Werkzeug, zur Befriedigung seiner Bedürfnisse zu gebrauchen, versetzt wird, machen auf diese Weise eine doppelt belebte, und über die Vorzüge des Baues noch durch Merkwürdigkeiten der Handlungen wichtige Reihe von Geschöpfen aus;** oder S. 328. **Die Gewalt dieser in der unterirdischen Werkstätte der Bergarten wirksamen mittelpunctfliehenden Kräften, scheint an manchen Beyspielen, selbst die verdrußende Anziehung überwältigt zu haben, wovon die, zu Spielgestalten verbundene, Mißverdrußungen, insbesondere an einigen Stuffen von dem ästigen, aus würflichten Teilganzen bestehenden gediegenen Silber aus dem Fürstenbergischen u. d. sehr einleuchtende Proben abgeben** ꝛc. Und bey einer solchen Schreibart kann der Hr. Verf., nachdem er seine Leser oft ganze Seiten lang mit ähnlichen Betrachtungen unterhalten hat, sich vorstellen, daß er (S. 125.) ihnen ein Licht angesteckt habe, es wagen, seinen Zuhörern, Anfängern, in den Wissenschaften, diese seine Unterhaltungen zu empfehlen, wenn sie ihn in seinen Vorlesungen verstehen wollen. Unsere Leser werden nach den angeführten Proben zu urtheilen, die

guten

uten Jünglinge bedauern, und mit uns befürchten, daß, wenn in solcher Vortrag in der Naturgeschichte allgemein werden ollte, wider die gute Absicht des Hrn. Verf. mancher noch o eifrige **Schüler der Natur** abgeschreckt würde, sich in hre Geheimnisse **einweihen** zu lassen, und nach der **Belohnung** zu trachten, die er, **durch seine ganze Einrichtung um Naturforscher berufen**, (dieß sind die Ausdrücke es Hrn. V.) in der Betrachtung der Natur **genießen** soll.

Aber Hr. St. hat den stolzen Gedanken gefaßt, das ganze Chaos der Naturgeschichte, so wie sie bisher bearbeitet wurde, umzuschaffen, und, so demüthig er auch in der Vorrede inhergeht, als ein zweyter Linné Epoche zu machen. Es ist ier eigentlich der Ort nicht, zu entscheiden, ob das die gute Seite von den Verdiensten eines Linné um die Naturgeschichte t, daß er manche gute alte Namen verdrängt, und dagegen ie ganze Naturgeschichte mit so vielen neuen, selten bessern Namen und Kunstwörtern überschwemmt hat. Weiter hat uch Hr. St. mit dem unsterblichen Ritter in seiner Reformaion nichts gemein: denn wer die Schriften eines Helmont, unkel, Henkel, Büffon, Ferber, Hamilton, Cronstedt, Gerard, Scopoli, Born und einiger anderer kennt, wird sich chwerlich überzeugen können, daß er bey Hrn. St. etwas eues gefunden habe. Was man lange vor ihm chaotische Gegenen genannt hat, das nennt er **Schichten**, die Luftgegend **die lüchtige**, die Wassergegend **die flüssige**, die Erdengegend, die este Schicht. Was andere Hauptveränderungen auf unserer Erenennen, nennt er **Abentheuer**. Linné konnte doch immer noch nen wo nicht hinreichenden, doch scheinbaren Grund angeben, arum er die Namen veränderte: ob das Hr. St. auch immer ann, zweifeln wir sehr; wir wenigstens sehen noch nicht ein, as die Naturgeschichte dabey gewinnt, wenn man statt lebse Körper, **Werke der Mischung**, statt belebte Körper, **Werke der Bildung**, statt gleichartige Theilchen, **Teil**, anz, statt Bruch, **Inngewebe**, statt Krystallengestalt, **Verdrusung**, statt unbestimmte Gestalt, **Robgestalt** u. s. sagt, am allerwenigsten geht das bey den Kunstwörtern in r Mineralogie, einer, auch vielen Ungelehrten so vielfach ützlichen Kunst, an, wo so viele Kunstwörter durch langen ebrauch gebilligt, und die meist durch die Art, wie sie die Sache, die sie ausdrücken sollen, ausdrücken, gerechtfertigt sind, nd also ohne sehr große Verwirrung nicht verdrängt werden önnen. Warum hielt sich denn Hr. St. nicht lieber an die ih-

ter

rer Absicht so sehr mitsprechende (oder nach Hr. St. anmerkende) und ihm, wie wir vermuthen, sehr wohl bekannte Terminologie des viel versprechenden Berggelehrten, Hr. Werner, des würdigen Schülers des Hrn. Pabst v. Ohain? davon nichts zu sagen, daß seine neue Wörter größtentheils nicht gut deutsch sind, und wenn sie es auch sind, die Sache lange nicht so gut ausdrücken, als die alte; davon nichts zu sagen, daß wenn ein jeder angehender Schriftsteller sich berechtigt glaubt, alles mit neuen Namen zu nennen, und Nachfolger findet, die ganze Wissenschaft das Schicksal der Botanik haben, und in dem unerschöpflichen Abgrunde von Namen, die nur das Gedächtniß beschweren, einen großen Theil ihrer Reize verlieren wird. Hätte Hr. St. dem Beyspiele anderer großen Naturforscher gefolgt, denen er (wir trauen es seiner Bescheidenheit zu) ihre wichtige Verdienste nicht absprechen wird: so würde er wenigstens diejenigen Namen der Mineralien gelassen haben, die in allen Gegenden von Deutschland und von allen Schriftstellern Deutschlands anerkannt sind. Aber so verliert der reine Bergkrystall seinen Namen, und erhält dagegen den Namen Bergglas, da er doch wider die Natur des Glases ein blätterichtes Gewebe hat; mancher Leser wird sich gewiß unter dem Namen Bergglas ein ganz anderes Mineral, und gewiß die meisten das Vulkanische Glas denken; der unreine und gefärbte Bergkrystall heißt bey ihm Afterdiamant, ein Name, der eigentlich nur dem wasserhellen, mit zwo Pyramiden versehenen kleinen Bergkrystall zukommt. So heißt der Feldspath bey ihm Glasflus. Kiesel ist bey ihm kein Name für ein besonderes Geschlecht von Steinen; sondern die Benennung einer besondern Gestalt, unter welcher sich mancherley Steine öfters zeigen, nämlich der abgerundeten, (die Cailloux der Franzosen) und er ist daher ernstlich auf diejenigen böß, die seinen Afterhornstein noch Hornkiesel nennen mögen; der Hornstein heißt bey ihm Afterhornstein, und dagegen führt der gemeine Feuerstein den Namen Hornstein. Achat und Jaspis begreift er unter dem undeutschen Namen Flint, den der Engländer einer feinern Spielart des Feuersteins beylegt; den Opal, das Katzenauge und das Weltauge unter Afterflint; das in Achat verwandelte Holz nennt er Holzflint; den Sacholong glatten Flins; ein Name, der nur gar zu leicht mit Flint verwechselt wird, wenn ja der alte Name abgeschafft werden sollte. Den Kiesstein fetter Flins; den Chrysopras Afterflins; den dichten Zeolith

ich, reinern Kalkstein, den Turmalin doppelt elektrischen Kalkstein, mehrere Arten des Basalts und Schörls, eisenartigen Kalkstein; den Granatstein Aftergranat, den Sinopl Eisenschlag, Feldsteine, in welchen eine Kiselart die Grundlage ist, versetzte Glaserden, den Mongischen Mühlenstein Essert, den Perlensand Perlsent, Granit ohne Glimmer, Grauling, oder wenn des Feldspats mehr ist, Aftergrauling, Sandstein mit Granitgeschiebe, Granitling, Quarz mit Granaten, Granall, die Metallmutter Granding, oder wenn der Thon, der einen ihrer Bestandtheile ausmacht, kalkhaltig ist, Grander, den Gestellstein und andere mit ihm verwandte Felssteine, Gäms, Granit, der weniger Feldspat hat, Körnling, Quarz mit Schörl, Aftergäms, und wenn noch Feldspat dabey ist, Afterkörnling, oder statt des Feldspats Granaten, Afterwurl, Quarz mit Schörlblättern und Glimmer Bind, Sandstein, dessen Körner durch eine Kalkart zusammengekittet sind, Kies, den Quadersein Afterflies und Schiebling, das Kupfersanderz, Gilfing und Schiebling, das Eisensanderz, Eisert, das Bleisanderz Bleis, das Koboltsanderz Kobel, Quarz mit mancherley Theilen versetzt, Mischling, Feldspat mit Quarz und Schörl, Aftergranit, Feldspat mit Glasachat, Blasing, Feldspat mit Glimmer und Salz, Wetterling, den Granitone der Italiäner, Fetting, die Breccia porphyrea Porphyrling, der Porphyr mit Schörl, Afterporphyr, der Bänderjaspis, Schichtling, das Verde di Corsica, Wetterling, den Dannemouakiesel, Bänding, den Mandelstein, Afterdrukling, den Bairischen Granit, Aftergrandall, den Trapp mit Schörltheilchen, Trapping, die Lava Vulkanstuß, den Piperino, auch den Granito und die Pietra falina di S. Fiora, Afterling, die Cicherchiten Kieberling, und statt Classe, Ordnung, Geschlecht, Art, Spielart, u. s. w. sagt Hr. St. Hauße, Abtheilung, Unterabtheilung, Versammlung, Abschnitt, Unterabschnitt, Absonderung, Reihe, Gesellschaft, Gattung, Unterart, Spielart, Abart, Abänderung, Abfall. Das sind Beschreibungen, aus welchen unsere Leser schließen können, wie unerschöpflich, aber auch wie glücklich Hr. St. in der Erfindung neuer Namen ist, da er unter der ganzen Abtheilung seiner Glaserden nur wenigen ihren alten Namen gelassen hat. Und nun das mineralogische System des Hrn. St. selbst, von dem er uns hier nur einen kleinen Theil lie-

ert; er gründet es auf die Mischung der Mineralien, ein Plan, dem wir unsern ganzen Beyfall geben. Cronstedt und Gerhard haben diesen Weg schon betreten, und theils auf ihre eigenen, theils auf anderer Erfahrungen ein System erbaut, das allen vorhergehenden die Spitze bot; aber sie fühlten und erkannten die Unvollkommenheit ihres Entwurfs, und die Unmöglichkeit, ein festes Gebäude auf diesen Grundstein aufzuführen. Es war auch unmöglich für einen einzelnen Mann, und ist es für mehrere der Arbeit gewachsene Männer, die dergleichen Endzweck haben, und für mehrere Menschenalter, alle bekannte Werke der Mischung so genau zu untersuchen, daß man ihre Bestandtheile kennen, jedem nach der Art, Mischung, Verbindung, Menge und Verhältniß derselbigen eine Stelle auf das zuverlässigste anweisen, und die Verwirrungen heben kann, welche manchmalen so sehr verschiedenen Körpern beygelegte Namen angerichtet haben. Um also sicherer zu gehen, ordneten sie die Mineralien nach ihrem vorzüglichsten Bestandtheile, nach ihrer Grundlage, und die Unterabtheilungen nach andern sinnlicheren Eigenschaften; andere nächtliche Beymischungen fremder Theile, die an den wesentlichen Eigenschaften nichts änderten, sahen sie nicht als einen Grund zu einer neuen Abtheilung an, weil diese meistens zufällig sind, und ihr Daseyn der Lage der Bergart und der Nachbarschaft anderer, oder andern Zufällen zu danken haben. Wie leicht war es nicht möglich, daß der Feuerstein, der, wann er sich mitten in einer Thonkugel erzeugte, keine Kalkerde enthielt, in dem Kreideberge, in welchem er öfters eingeschlossen ist, Kalkerde in sich nahm; und wäre es wohl nach gesunden Grundsätzen gehandelt, diesen von jenem, oder den schwarzen Kiesel, der sich im Feuer weiß brennt, deswegen, weil er brennbaren Grundstoff enthält, von dem reinern, den Granit, in welchem einer oder der andere seiner Bestandtheile in Uebergewicht vor den andern hat, von dem zu trennen, in welchem alle gleichmäßig vermischt sind? War es wohl besser gehandelt, als aus jeder andern gefärbten Spielart einer Pflanze eine neue Art zu machen? Wir müssen sehr zweifeln, ob Hr. St. alle die Mineralien selbst so genau untersucht hat, daß er ihre Mischung aus eigener Erfahrung auf das genaueste bestimmen könnte, und vermuthen vielmehr aus mehrern von ihm angezeigten Umständen, und aus der häufigen Anführung anderer, daß er sich mehr auf andere verlassen habe, gegen die er, wenigstens zum Theil, bey seinem Entwurfe von dieser Art,

Art, durchaus mißtrauischer hätte seyn sollen. Und wenn das System eines Cronstedt, der, wo nicht alles, doch das meiste selbst untersuchte, nach seinem Tode durch neuere Entdeckungen und Untersuchungen so gewaltige Stöße erlitten hat, wie wird es Hrn. St. ergehen, der sich meistens auf andere, eben nicht immer untrügliche Zeugen, beruft? Hier ist kurz der Plan seines Systems, den wir nachher ganz kurz beleuchten wollen:

A) Erden A. Glaserden, d. i. Kieselarten. I) reine α) reinste, a) reiner Bergkristall, α) in Kristallen, β) in Blöcken, γ) in Kieseln und Körnern, (Sand) δ) Sandsteine, Filtrirstein. b) durchdrungene, mit welchen fremde Bestandtheile, aber auf eine sehr feine Art vermischt sind, a) im Ofenfeuer veränderliche, α) glasfarbige, 1) unreinere und gefärbte Bergkristalle, 2) Topas, Beryll und Smaragd, 3) Diamant, β) fettgefärbte, Sapphyr, b) unveränderliche, Rubin. II) gemischte, a) kalkgemischte, α) reinere, α) Quarz, mit allen Abweichungen seiner Farbe, seines innern Gewebes und seiner äußern Gestalt; b) fremdhaltige, α) Feuerstein, mit seinen Abänderungen, β) Flinshorn, Petrosilex aequabilis Waller. γ) Hornstein, reinerer und eisenschüssiger, δ) Feldspat, (nichts von dem Schieberspat von Labrador,) ε) Lasur, (ist doch offenbar weit mehr gemischt, und gemeiniglich noch dazu versetzt, als daß es hier stehen könnte,) b) mit Alaunerde vermischte, (hier müßten, chemisch zu reden, alle Thon- und die meisten Glimmerarten stehen,) α) reinere, Flint, eisenfreye und eisenschüssige, gefärbte und ungefärbte, unzählige Arten des Achats und Jaspis, b) fremdhaltige, α) Afterflint, mit und ohne Beymischung von Eisen oder Kalkerde, nach mancherley Abänderungen von Farbe, Durchsichtigkeit, Bruch und äußerlicher Gestalt, β) Kalkflint, hat außer Glas und Alaun auch Kalkerde, γ) in Achat verwandeltes Holz, nach seiner größern oder geringern Reinigkeit, Durchsichtigkeit, Bruch und Gestalt, c) mit Bitterfalzerde gemischte; α) reinere, Flint, α) Cacholong, β) Gelesstein, b) fremdhaltige, α) Chrysopras mit seinen Verschiedenheiten, β) Kalkflins, 1) dichter Zeolith, 2) Turmalin, von dessen Eigenschaften und den wunderbaren dadurch hervorgebrachten Erscheinungen, unsere Leser hier eine gedrängte Nachricht finden, 3) mehrere, die härtern Basalt- und Schörlarten, α) mit Eisenerde gemischte, a) reinere, Granat, (hat doch noch immer überdies brennbaren Grundstoff und Alaunerde,) und unter

dieſem auch der Hyacinth, δ) fremdhaltige, ε) Granatſtein, und unter dieſem auch der Zinn- und Bleihaltige, ζ) Sinople, Smirgel, (von dem Hr. St. ſehr wohl bemerkt, daß er nicht immer vom Magnet gezogen wird,) η) kupferhaltiger Jaſpis, (ſo drückt ſich Hr. v. Born beſſer aus, als Herr St. durch Kupferſchlag,) ϑ) kürrer Kobold, Vulkanglas, (warum bringt Hr. St. dieſes nicht nach ſeiner innern Miſchung an ſeine Stelle, da er ja nur auf dieſe, nicht auf die Art der Entſtehung ſieht?) Hr. St. führt mehrere Mannichfaltigkeiten in den Farben an, als andere Naturforſcher bisher bemerkt haben; er hat ſein Vulkanglas auch in mancherley Kriſtallengeſtalten geſehen. Faſt müſſen wir vermuthen, daß es den Glasachat mit den Schörlkriſtallen und Kieſeln verwechſele, die man öfters in den Laver findet; die aber alle in ihrer Härte, und noch mehr in ihrer Miſchung, ſehr weit von einander abweichen. III) Verſetzte, a) Perlenſand, b) Quarzwaken, d. i. Felsſteine, an denen der Quarz den größten Antheil hat, a) Bornkieſling, Sandſtein mit eingeſchloſſenen Brocken von Feuerſtein, b) Granit, ohne Glimmer, c) Sandſtein mit Granitgeſchieben, d) Quarz mit Granaten, e) Metallmutter, f) Metallmutter, an welcher der Thon kalkhaltig iſt, g) Geſtellſtein, h) Granit mit wenigem Feldſpat, i) Murkſtein, k) Quarz mit Glimmer und Schörl, l) Quarz mit Speckſtein, m) Quarz mit Speckſtein und Schörl, n) Quarz mit Schörl, o) Quarz mit Schörl und Feldſpat, p) ſtralichter Felsſtein, q) Quarz mit Schörlblättern und Glimmer, r) Sandſtein mit kalkartigem Kitt, s) Quaderſtein, t) grober Sandſtein, u und x) Kupferſanderz, y) Eiſenſanderz, z) Bleiſand, aa) Koboltſanderz, bb) ein Gemenge von mancherley Mineralien, c) Hornſteinwacken, d) Feldſpatwacken, a) Granit ohne Glimmer, und mit vielem Feldſpat, b) Granit, c) Feldſpat mit Quarz und Schörl, d) Feldſpat mit Glasachat, e) Feldſpat mit Glimmer und Salz, f) Granitone, g) Afterflintwaken, a) Afterflint mit weiſſen Quarz oder Wurſtling, b) Porphyr, c) Breccia porphyrea, d) Porphyrit, e) Bänderjaſpis, f) Verde di Corſica, g) Bandkieſel, h) Mandelſtein, i) Kalkflintwacken, a) Bairiſcher Granat, b) Trapp mit Schörl, g) Vulkanwacken, a) Schlackenſtof mit Vulkanglas, b) Schlackenſtoff mit Schörl, (Vulkanfluß) und unter dieſem Granito di Cortona, und rheiniſcher Mühlenſtein, auch die Baſalten, c) Granito und Pietra ſalina di S. Fiora, Piperino, d) Baſalt mit Granit,

e) Ci-

Cicerchina, B) Weinherden, C) Erze, B) Salze, C) Brennstoffe.

Da Hr. St. die Mineralien, welche andere vor ihm unter den Namen Quarz, Quarzkristall, Quarzdruse, Sand, Sandstein, begriffen, entzweytheilt, wie nachdem sie die Kieselerde rein oder mit Kalk vermischt enthalten: so möchten wir fragen, da die Resultate von den Untersuchungen anderer so widersprechend sind, ob sie Hr. St. alle selbst untersucht, und nach dem Erfolg seiner Untersuchungen so geredet habe? Hat er es nicht gethan: so ist seine Zertheilung auf einen sehr seichten Grund gebauet, und hat er es gethan, so wird doch mancher Leser noch ungewiß seyn, ob er ihm oder einem ältern glaubwürdigen Mineralogen eher glauben soll. Ein geringer Eisengehalt ist dem Quarze und seinen Abarten wenigstens eben so gewöhnlich, als der Gehalt an Kalkerde. Daß die durchdrungene Glaserden unter den reinen Glaserden stehen, hat uns auch befremdet, da sich Hr. St. einmal an die strengste Logik gefesselt hat; sie sind doch immer schon gemischt, nur feiner als die andern. Da Hr. St. nur die Mischung zum Grunde gelegt: so ist es nicht zu bewundern, daß er manchmalen Steine mit einander vereinigt, die in den Stuffen der Härte himmelweit von einander abstehen, und da er nur für die Naturforscher schreibt, die bloß in der Betrachtung der Natur den Zweck ihrer Bestimmung finden: so kann es niemand befremden, daß Hr. St. so wenig für den Bergmann, Schmelzer, Cameralisten, Juwelier, u. d. gesorgt hat; denn nirgends ist der Nutzen oder die Art der Benutzung angeführt. Hr. St. scheint auch noch zu zweifeln, daß der Rubin seine Farbe von Eisentheilchen habe, und geht so weit, Hrn. Gerhard, der sie darin entdeckt haben will, zu beschuldigen, er habe einen Granat statt des Rubins untersucht. Hat doch auch neuerlich Achard in 30 Gran Rubin 3¼ Gran Eisenerde gefunden, und Brückmann gesehen, daß der Rubin wie satter gefärbt, desto stärker unter gewissen Handgriffen vom Magnet gezogen wird. Ist es nicht eben so wohl möglich, daß man in dem andern Versuche, aus dessen Erfolg Hr. St. auf ein brennbares Wesen, als den färbenden Grundstoff des Rubins schließt, einen rothen Diamant statt des Rubins genommen hat? oder ist es sogar wider die Natur der Dinge, daß die Hitze eines Brennspiegels das Eisen flüchtig macht, da doch sogar Silber in dem Brennpunkte eines recht guten Spiegels in Rauch aufgeht? Nur aus diesem Grundstoffe, der die

Glaserde ganz durchdrungen hat, soll Rubin und Saphir bestehen; und doch fand Achard in beyden auch Alaun- und Kalk- und Eisenerde; in 30 Gran Rubin macht die Alaunerde eilf, und die Kalkerde drittehalb Gran aus. Eben Herr Achard hat neben den von Hrn. St. angegebenen Bestandtheilen des Chrysopras, auch einen Kupfergehalt und eine flüchtige Erde, wie die Erde des schweren Spats darin entdeckt. Von der Flüchtigkeit des Diamants hat sich Hr. St. durch einen eigenen Versuch versichert. Richtig bemerkt Hr. St. daß der Diamant nicht, wie noch jetzt Mineralogen behaupten können, unter allen einfachen Steinen, die gröste specifique Schwere habe. Ueberhaupt haben wir mehrere Spuren von dem feinen Beobachtungsgeiste, der Belesenheit und den Kenntnissen des Hrn. Verf. in diesem Werke gefunden, und bedauern nur, daß er sie in diesem ersten Bande nicht besser für seine Leser benutzt hat.

Dt.

Carl Friedrich Wenzel Lehre von der Verwandschaft der Körper. Dresden, 1777. 8. 484 S.

Die Lehre von der chymischen Verwandschaft der Körper ist bisher immer nicht so bearbeitet worden, wie sie es nach ihrer Wichtigkeit allerdings verdient hätte; denn es ist außer Streit, daß sie die wichtigste und die wahre Grundlehre der Scheidekunst ist. Allerdings muß eine solche Unternehmung mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden seyn: und dieß ist auch wohl der wahre Grund, daß man sich bisher immer nur wenig damit beschäfftigt, und daher auch gemeiniglich hie und da bloß kleine Bruchstücke geliefert hat. Wer wollte also nicht mit Grunde vermuthen, daß gegenwärtige Schrift, deren Verfasser als ein geübter und geschickter Scheidekünstler schon bekannt ist, mit Danke und Zuversicht allgemein aufgenommen werden sollte? Wir an unserm Theile bekennen wenigstens, daß sie uns das angenehmste litterarische Geschenke der Michaelmesse des 1778sten Jahres gewesen ist.

Weil man aber eben erst seit kurzen die sichersten Gründe dieser wichtigen Lehre aufzusuchen und festzusetzen angefangen hat: so hat man auch noch immer Ursache, vorsichtig zu seyn, und die dergleichen vorkommende Ausarbeitungen einer genauen

Prü-

Prüfung zu unterwerfen, damit man nicht, in der Hoffnung vorwärts zu gehen, durch ein allzu günstiges Vorurtheil rückwärts geführt werden möge.

In dieser Betrachtung haben wir also vorerwähnte Schrift sehr genau gelesen, und wollen nun unsern Lesern anzeigen, wie wir solche befunden haben, und was unsere unvorgreifliche Meynung davon ist.

Der Verf. giebt zuerst eine Erklärung von dem, was unter der chemischen Verwandschaft der Körper zu verstehen sey, dabey wir nichts zu erinnern finden, indem er solche sehr richtig, „für das Verhältniß der Verbindung, welche die Körper „unter einander, indem sie sich berühren, nach dem Maaße „ihrer Anhänglichkeit, theils ohne, theils nur unter gewissen „Bedingungen eingehen, in sofern sie von Natur dazu geschickt „sind," erklärt.

Hierauf handelt er nun von der eigentlichen Ursache der Verbindung der Körper. Diese, glaubt er, weder in der Aehnlichkeit der gleichartigen Theile, noch in der Newtonischen Anziehungskraft zu finden, und hält vielmehr dafür, daß die Figur der Körper diese Verbindung bestimme, und daß also die Gesetze der Statik auf die Erklärung der von den Eigenschaften der Körper abhängenden Erscheinungen den stärksten Einfluß haben. Es beruhe folglich die auflösende Kraft, die alle flüssige Körper äußern, auf der Figur und der davon abhängenden Beweglichkeit ihrer kleinsten gleichartigen Theile, oder der sogenannten Atomen; so wie gegentheils mit der festen Gewalt, aus gleicher Ursache, ganz entgegengesetzte Eigenschaften verbunden sind. Daß ferner die einzelnen Theile aller Körper als einfache Werkzeuge zu betrachten wären, deren Wirkung sich auf die Lehre von der schiefen Fläche und dem Hebel, oder überhaupt auf den letztern allein gründe; ingleichen, daß durch die bewegende Kraft des Feuers an verschiedenen Körpern, eine Veränderung der Figur der einzelnen Theile und ihrer Eigenschaften, sowohl als durch eine Verbindung der verschieden gestalteten einzelnen Theile zweyer Körper eine dritte Figur hervorgebracht werde, die eigentlich nichts anders, als eine Verflechtung der beyden ersten sey.

Im §. 19. will der Verf. eben dieß auch von den eigenthümlichen Bestandtheilen der Körper behaupten, und deren Figur, Zusammensetzung und Veränderung betrachten. Wir finden den Verf. hier auf einem rauhen holperichten Wege, auf dem sich mit allerhand grundlosen Beweisen forthelfen will, z. B.

mit den in seiner Einleitung zur höhern Chemie bestimmten Bestandtheilen des Zinks, welche Phosphorus und Erde seyn sollen, worin er sich doch sehr irrt. Eben so ist auch die im §. 16. beschriebene Verwandlung der Salpetersäure in ein flüchtiges Alkali grundfalsch, also zu einem Beweise nicht tüchtig; denn es kann sicherer bewiesen werden, daß das unter der Verpuffung des Salpeters mit Kohlen zum Vorschein kommende flüchtige Alkali, bey der hier vorgehenden Zerstörung der Salpetersäure durch das Brennbare der Kohlen, vielmehr als ein Bestandtheil der genannten Säure, ohne eine vorgegangene Veränderung der Figur, bloß ausgeschieden werde. Besser aber beweist das §. 17. angeführte Beyspiel des Rußes eine vorgegangene Veränderung in der Form der Bestandtheile; das aber wohl nicht allgemein angewandt werden kann. So gewiß es übrigens ist, daß gewisse Eigenschaften der Körper von der veränderten Figur der kleinsten Theile herrühren: so gewiß scheint es uns dennoch auch, daß sie nicht allemal auf diesem Grunde beruhen, sondern in vielen, und wohl den mehresten Fällen, von der Verschiedenheit der Materie abhängen.

Es soll also, nach des Verf. Begriff, die Anhänglichkeit der Körper, oder das Vermögen, sich mit einander zu verbinden, bloß auf der Figur beruhen, und keine andere physische Ursache ihrer Verbindung und des Zusammenhanges seyn, als eben die, wodurch ein Nagel oder Schraube in einer Wand fest erhalten wird. So wenig uns dieß und des Verf. angeführtes Beyspiel, die Bereitung des Papiers, von dieser Meynung überführen kann; wobey die zarten Leinfasern bloß wegen ihrer Figur mit einander verbunden werden, und in einen festen Zusammenhang kommen, welches zwar ein in die Augen fallendes mechanisches, aber auf die chymischen Verbindungen gewiß nicht passendes Beyspiel ist; eben so wenig dürfte es uns auch wohl durch andere davon überzeugen können. Es ist wohl freylich ganz natürlich, daß sich Oel mit Wasser deswegen nicht vereiniget, weil die Beschaffenheit der Oberfläche ihrer einzelnen Theile der gegenseitigen Anhänglichkeit hinderlich ist. Dieß mag immer die nächste Ursache seyn; worin liegt aber die entfernte? wenn es nicht die mit dem wässerichten Bestandtheile des Oels verbundene brennbare Materie und Erde ist. Diese Theile geben dem Wasser durch ihre Verbindung mit selbigem, andere Eigenschaften, und berauben solches dagegen seiner vorigen Anhänglichkeit gegen anderes Wasser. Hier erken-

erkennen wir mehr als bloß veränderte Figur — Wirksamkeit der Zusammensetzung — Eigenschaft der Materie, die schon in den entfernten Bestandtheilen befindlich ist, nach unserm Bedünken nicht undeutlich. Wir können demnach mit dem Verf. darin unmöglich einstimmen, daß Verbindung und Entbindung der Körper überhaupt, als eine Mechanik zu betrachten sey, wobey alle ihre Theile, wegen ihrer Figur, bloß Werkzeuge abgeben, so die Bewegung sowohl befördern als verhindern können.

Bey der Verbindung der Körper erkennet der Verf. folgendes Gesetz: **Die Verwandtschaft der Körper mit einem gemeinschaftlichen Auflösungsmittel ist umgekehrt wie die Zeiten der Auflösung.** Nach diesen sollen sich die Grade oder die Ordnung der daher entstehenden Reihen, bestimmen lassen. Zugleich werden auch die bekanntesten streitigen Verwandtschaftsfälle erwogen, wobey sich in dem flüßigen aufgelösten Zustande der Körper ein anderer Verwandtschaftsgrad bemerken läßt, als bey einer Behandlung im bloßen Feuer, wovon ganz richtig der Grund in der gewaltsamern Wirkung des Feuers gesucht werden muß.

Die andere Abtheilung dieser Schrift enthält die Beschreibung der Verwandtschaft der Körper insbesondere, und besteht aus bloßen eignen Erfahrungen. Die erste Abhandlung geht die Verwandschaft des Vitriolsauren an; 1) mit dem reinen brennlichen Wesen. Diese soll also vor allen andern Körpern damit die stärkste seyn, welches doch nach vielen Erscheinungen, und selbst nach andern vorhergehenden Stellen des Verf. nicht seyn kann. 2) Mit den beyden feuerbeständigen Laugensalzen. Beyde sollen mit dem Vitriolsauren eine gleich große Verwandtschaft besitzen, — das doch sicher unrichtig ist; denn eine Auflösung des Glauberischen Wundersalzes mit Weinsteinsalz vermischt, liefert vitriolisirten Weinstein: also hat die Vitriolsäure mit dem gemeinen Alkali eine stärkere Verwandtschaft, als mit dem mineralischen. 3) Mit den flüchtigen alkalischen Salzen. 4) Mit reiner Kalcherde, Magnesia, Kobold- und Eisenbeinerde. (warum nicht lieber, im allgemeinen Verstande, — thierische oder Knochenerde?) Diese vier Erden sollen abermals eine gleich große Verwandtschaft mit der Vitriolsäure besitzen. So wenig aber, als wir dieses aus des Verf. Versuchen erkennen können, so sind wir vielmehr durch andere eigene Erfahrungen versichert, daß die Verwandtschaft der Kalcherde mit dieser Säure größer ist, als der Magnesia.

Man löse nur eine Menge Bittersalz in kochendem Wasser auf, und schütte einen an der Luft zerfallenen Kalk in sattsamen Verhältniß hinzu; so wird man bemerken, wie die Bittersalzauflösung ihren Geschmack verliert, die Magnesia die Vitriolsäure verläßt, und die letztere sich mit der Kalcherde verbinden wird. 5) Mit dem Zinke. 6) Mit dem Eisen. 7) Mit dem Bley. 8) Mit dem Zinn. 9) Mit dem Kupfer. 10) Mit dem Indig. 11) Mit der Alaunerde. 12) Mit dem Wismuth. 13) Mit dem Queckſilber. 14) Mit dem Silber, und 15) Mit dem Kampfer.

Die zweyte Abhandlung betrifft die Verwandtſchaft des Salpeterſauren; 1) mit dem reinen brennbaren Weſen; 2) mit den beyden feuerbeſtändigen Laugenſalzen. Die Verwandtſchaft dieſer beyden Salze mit der Salpeterſäure ſoll abermals gleich groß ſeyn, — nach unſerer Beobachtung aber nicht; denn eine Auflöſung des kubiſchen Salpeters bringt durch den Zuſatz eines gemeinen Laugenſalzes einen priſmatiſchen Salpeter hervor. Auch iſt es falſch, daß die Salpeterſäure aus beyden Mittelſalzen, durch bloßes Feuer geſchieden werden könne, es ſey denn, daß man zugeben wollte, daß dieſes von dem Angriff des alkaliſchen Beſtandtheils auf die erdigten Theile des Tiegels eigentlich herrühre. Dann aber wäre dieſe Verbindung, und nicht das bloße Feuer der wirkſame Grund von der Abſcheidung der Salpeterſäure. 3) Mit dem flüchtigen Alkali. 4) Mit der Kalcherde, Magneſia, Kobold- und Eiſenbeinerde. 5) Mit dem Zink. 6) Mit dem Eiſen. Hierbey haben wir wieder nicht begreifen können, wie der Verf. behaupten will, daß das Eiſen vom Salpeterſauren, es möge verdünnet oder in die Enge gebracht ſeyn, war angegriffen, aber nicht vollkommen aufgelöſet werden könne; und daß, ſobald ſich ein Theil dieſer Säure mit Eiſen geſättiget habe, das meiſte von dieſem als ein brauner Kalch wieder zu Boden geſchlagen werde. Der Verf. mag wohl diesen Erfolg richtig beobachtet haben, wie er uns auch aus eigener Erfahrung bekannt iſt; aber er beruhet auch allezeit auf einem begangenen Fehler. Es ereignet ſich dieſer Fall nur dann, wenn man entweder mit einemmale zu viel Eiſen in das Salpeterſaure bringt, und dadurch einen zu gewaltſamen Angriff verurſacht, oder, wenn man in der bereits mit Eiſen geſättigten Auflöſung noch überflüßiges Eiſen liegen läßt; in beyden Fällen wird der größte Theil des allbereits aufgelöſeten wieder niedergeſchlagen. Wird aber das Eiſen fein langſam,

sam, nach und nach in die Salpeterſäure eingetragen, bis man bemerket, daß das Auflösungsmittel nicht mehr angreifen will, und dann kein unaufgelöstes Eiſen länger darin liegen gelaſſen: ſo erlangt man eine vollkommene wohl geſättigte Auflöſung des Eiſens. Daß aber der Verf. den erſtern Fehler wirklich begangen hat, zeiget ſeine eigene Beſchreibung der Auflöſung, die unter einem ſehr heftigen Angriff vor ſich gegangen iſt. 7) Mit dem Bley. 8) Mit dem Zinn. 9) Mit dem Kupfer. 10) Mit der Alaunerde. 11) Mit dem Wismuth. 12) Mit dem Queckſilber. 13) Mit dem Silber. 14) Mit dem Kampfer.

Die dritte Abhandlung enthält die Verwandtſchaft der Salzſäure mit eben dieſen und noch einigen andern Körpern. Auch hier wird wieder behauptet, daß die beyden feuerbeſtändigen Laugenſalze mit dieſer Säure eine gleiche Verwandtſchaft beſäßen, wovon uns gleichfalls Erfahrungen bekannt ſind, die beweiſen, daß das mineraliſche Alkali mit dieſer Säure genauer verwandt ſey, als das gemeine. Es findet ſich auch hier unter andern eine ſinnreiche Art, eine wahre verſüßte Salzſäure zu bereiten; auch eine einfachere Art, als die Marggrafiſche, das Silber aus dem Hornſilber zu ſcheiden. Sie beſteht in dem bloßen Zuſatz des fixen Alkali, wie es Baume ſchon angegeben hat.

Die vierte Abhandlung beſchreibt die Verwandtſchaft zuſammengeſetzter Säuren, als des Goldſcheidewaſſers, des Vitriol- und Salzſauren, ingleichen des Vitriol- und Salpeterſauren gegen verſchiedene Körper. Die fünfte Abhandlung lehrt die Verwandtſchaft des Weineſſigs, die ſechſte des Phoſphorſauren; die ſiebente, des Citronenſaftes.

Die achte Abhandlung betrifft die fixe Luft und die fette Säure, wovon der Verf. in ſeiner vorläufigen Anzeige dieſer Schrift nichts mit erwähnet hat. Wir waren ſehr begierig darauf, und führen daher auch unſern Leſern, weil dieſe Materie doch noch immer bearbeitet wird, von des Verf. Unterſuchungen einiges daraus an. Der Verf. erkennet das Daſeyn der ſogenannten fixen Luft in den Körpern für ungezweifelt richtig; aber er glaubt, daß die Vertheidiger dieſer Lehre dennoch zu weit giengen, und mehr dadurch erklären wollten, als mit Beſtand der Wahrheit geſchehen könnte. Er beweiſt dagegen durch Erfahrungen, daß unter der Brennung des rohen Kalchſteins, nach Abſonderung der figirt geweſenen Luft, noch etwas anders aus dem Feuer zu der nun luftleer gewordenen

Kalch-

Kalcherde hinzutrete, und daher bey der Erklärung der Eigenschaften des gebrannten Kalchs mit in Betrachtung gezogen werden müsse. Der Verf. tritt also hiermit auf Wieglebs Seite, der, durch die von den Gegnern angeführten Erfahrungen bewogen worden, seinen verbesserten Begriff in einer Anmerkung zu Vogels Lehrsätzen der Chemie vorzutragen. Sehr seltsam aber und auffallend war es uns, daß er eben dasselbe Wesen, wovon er die Schärfe des gebrannten Kalchs, wie auch der Laugensalze herleitet, sowohl Kaustikum, als auch an mehrern Orten, fette Säure benennet hat; also ganz dem Meyerischen Begriff gemäß, da er doch kurz zuvor eben diesen Begriff nach der Bedeutung der letztern Benennung mit Recht verworfen hatte. Man könnte es niemanden verdenken, wer dabey fragte: was ist Wahrheit? Der Verf. hat auch bey den aufgelöst gewesenen und mit alkalischen Salzen niedergeschlagenen Metallen die Menge der fixen Luft, so sich unter der Niederschlagung damit verbunden hat, zu bestimmen gesucht; wir können aber seine Berechnung nicht für ganz richtig erkennen, weil er dabey auf die Säure des Auflösungsmittels keine Rücksicht genommen hat, wovon doch in allen dergleichen Fällen etwas mit den metallischen Kalchen verbunden bleibt; er müßte denn Luft haben, das letztere zu läugnen. Ohne dieß hat er auch S. 266. selbst schon bemerket, daß er aus den erwähnten Kalchen nicht soviel Luft wieder entwickeln können, als er solche nach dem Uebergewichte berechnet hat; glaubt aber, daß den Metallen beym Niederschlagen auch ein Theil Wasser zuwachse. Kein Wasser, sondern Säure des Auflösungsmittels dürfte es wohl seyn, was neben einer Portion Luft mit den niedergeschlagenen Metallkalchen verbunden bleibt, und das Uebergewichte mit ausmachet. Man nehme nur z. B. eine Unze von einer Mineralsäure, welche man will, und sättige sie mit feuerbeständigem Alkali, wovon man das benöthigte Gewichte hierzu genau bemerken muß. Nun nehme man von eben derselben Säure noch eine Unze, sättige sie nach und nach mit einem Metalle vollkommen, und schlage hernach das Metall daraus wieder mit gleichem feuerbeständigen Alkali mit erforderlicher Vorsicht nieder: so wird man erfahren, daß hierzu weniger Alkali nöthig seyn wird, das Auflösungsmittel damit zu sättigen, als im gegenseitigen reinen Zustande darzu nöthig war. Die Ursache findet sich von selbst. Zu geschweigen, daß auch andere Wege vorhanden sind, die Säure an den niedergeschlagenen

Metall-

Metallkalchen unleugbar zu beweisen. Es muß also wohl S. 267. in der daselbst befindlichen Tabelle, das angegebene Gewichte des Wassers, so sich bey den Metallkalchen noch befinden soll, sicherer von der noch mitverbundenen Säure verstanden werden.

Auch ist der Verf. durch die nach Mackbridens Art erlangte fixe Luft betrogen worden, der fixen Luft überhaupt eine Säure zuzuschreiben, deren Eigenschaften doch der bloßen reinen fixen Luft nicht zukommen; sondern in allen Fällen von der mitverbundenen Säure herrühren. Merkwürdig ist es, wenn anders der Versuch S. 281. richtig ist, daß 125 Gran reine luftleere Kalcherde unter der Brennung wirklich 2½ Gran Zunahme im Gewichte bekommen, welches der Betrag des Feuerwesens sey, das sich hierbey mit der Kalcherde verbunden habe. Es scheint auch überhaupt, als ob der V. die Zunahme des Gewichts verschiedener Körper im Feuer als den größten Beweis von dem Beytritte eines gewissen Wesens aus dem Feuer ansehe; denn er will dagegen die nachherige Erhitzung dergleichen Körper nicht für einen gleichen Beweis anerkennen; uns dünkt aber, diese letztere Eigenschaft ein, wo nicht stärkerer, doch eben so starker Beweis zu seyn. Bey dieser Gelegenheit schreibt er unter andern auch: „So lange die Blakische Lehre wider diejenigen vertheidiget werde, die ihre Wahrheiten verdächtig zu machen, bemühet sind, ist alles überzeugend und widersprechlich; wenn man sie aber bis auf das Verkalchen der Metalle ausdehnt, und die Vermehrung ihres Gewichts im Feuer daraus erklären will: so geschähe eben das, was man an den Gegnern so tadelnswürdig finde.“ Hierbey wird Lavoisiers Beweis, worauf man sich gemeiniglich beruft, sehr gut entkräftet, auch der in diesem Falle von Erxleben begangene Irrthum dargethan.

Die neunte Abhandlung betrifft die Verwandschaft des Weinsteins; die zehnte, des Sauerkleesalzes; die eilfte, des Bernsteinsalzes; die zwölfte, des Urinsalzes; die dreyzehnte, des Sedativsalzes; die vierzehnte, des Arseniks; die funfzehnte, des Schwefels; die sechszehnte, die alkalischen Auflösungsmittel, worunter auch die Blutlauge mit gerechnet wird; die siebenzehnte beschreibt Erfahrungen über die Auflösung der Salze im Weingeiste, und die achtzehnte die Auflösung der Salze im gemeinen Wasser. Endlich besteht die vierzehnte in einem Verzeichniß von der Menge des Kristallisationswassers, welches sich von einigen Salzen ohne ihre Zersetzung absondern läßt.

Den

Den Beschluß macht ein Entwurf von der Anwendung dieser Lehre von der Verwandschaft der Körper auf besondere Vorfälle. Sehr vortrefflich und lehrreich ist diese Abhandlung, woraus jeder Leser die überaus große Nützlichkeit von des Verf. Erfahrungen, die in dieser Schrift befindlich sind, einleuchtend erkennen muß. Beym §. 6. finden wir den V. schlummernd, aber nur am Schreibtische einen Erfolg bestimmt zu haben, den niemand sonst in der That so bemerken wird. Die Sache betrifft die künstliche Zusammensetzung von Mindererers. Geist, die nach des Verf. Erklärung an sich richtig ist, nur bis auf die Ueberdestillation, bey welcher sich dieser sogenannte Geist nie als ein flüssiger Salmiak übertreiben läßt. Sinnreich ist aber wieder die Betrachtung und Erklärung über die Bereitung, die Bestandtheile und die Wirkungen des Schießpulvers.

Aus dieser sehr wichtigen Schrift findet man vorzüglich die Menge, in welcher sich ein jedes Metall, Erde, Salz, ꝛc. und mit welchem Auflösungsmittel es sich verbindet; ferner die Bedingungen, unter welchen die meisten dieser Verbindungen zu erfolgen pflegen, auch die Beschaffenheit der daraus entstehenden neuen Produkte sehr genau angezeigt. Wer diese Schrift erst durchaus wird verstanden haben, dem kann die nützliche Anwendung bey sehr vielen Fällen nicht fehlen. Es würde jedoch diese Schrift einen noch höhern Grad der Vollkommenheit erreicht haben, wenn sich der Verf. auf die Verwandschaften, so auf dem sogenannten trocknen Wege, oder bey Schmelzungen vorkommen, mehr eingelassen hätte, welches den Anfängern in der Metallurgie zu einem gründlichen Unterrichte sehr nützlich hätte seyn können. Auch wäre es nicht überflüssig noch unnütz gewesen, die Verwandschaften der Oele, ausgepreßter und ätherischer, ingleichen des Queckſilbers, mit angeführt zu haben; wie er denn auch manche Verwandschaft mehr berichtiget haben würde, wenn er die Verhältnisse der Körper auf dem flüssigen und trocknen Wege von einander unterschieden hätte.

Wir haben uns sehr verwundert, daß der Verf., der sein Buch selbst, auf Vorausbezahlung, hat drucken lassen, nach der angehängten Liste der Personen, nicht mehr als ohngefähr 300 Exemplare untergebracht hat. Dadurch ist ihm seine große Mühe noch nicht vergolten worden; wir hoffen aber, daß nach weiterer Bekanntwerdung dieser Schrift, die über-

hrigen Exemplare noch von Liebhabern dieser Wissenschaft gesucht werden sollen, wozu wir jedermann hierdurch einladen.

Bz.

9. Physiognomik.

Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und der Menschenliebe, von Johann Kaspar Lavater. Dritter Versuch. Leipzig und Winterthur, 1777. 356 S. in klein Folio, nebst 104 Kupfertafeln und vielen eingedruckten Vignetten.

Vierter Versuch. 1778. 490 Seiten, in klein Folio, nebst 64 Kupfertafeln und vielen eingedruckten Vignetten.

In des XXIXsten Bandes 1tem Stück dieser Biblioth. (S. 379 bis 414.) stehet der Anfang einer Recension des **ersten und zweyten Bandes** dieses Werks. Der Recensent war damals willens, diese Recension bald fortzusetzen. Aber er ward durch unaufschiebliche Geschäffte länger, als zwey Jahre lang verhindert, daran zu denken. Unter der Zeit sind auch die beyden letztern Theile dieses Werks herausgekommen: denn mit dem **vierten Bande** ist es geschlossen. Der Rec. hat nicht allein jetzt den **dritten** und **vierten Band**, sondern auch nochmals den **ersten** und **zweyten Band** aufmerksam, und zwar mit der Feder in der Hand gelesen. Er hat eine große Menge von Anmerkungen darüber niedergeschrieben. Aber eben hierdurch sieht er, daß es unmöglich seyn würde, die Recension mit der Ausführlichkeit, wie Anfangs, fortzusetzen. Es müßte noch der größte Theil des **ersten Bandes** nachgeholt, und der **zweyte, dritte** und **vierte Band** ganz angezeigt werden. Die Materie ist so reichhaltig; Hr. **Lavater** hat so viel neues, wahres und nützliches darüber gesagt; aber er hat auch so viel seltsame Grillen eingemischt; er hat seine Gegenstände so wenig in zusammenhängender Ordnung vorgetragen, daß nun alles dieses aus einander zu setzen, die Gränzen auch der längsten Recension nicht hinreichen könnten, sondern daß

dazu

azu ein Buch erfordert würde. Ein solches Buch zu schreiben, hätte der Recensent Stoff genug, wenn es sonst seine Muße, und die Lage, in der er sich befindet, ihm jemals erlauben sollten. Jetzt muß er sich begnügen, hier nur noch etwas weniges über dieses Werk zu sagen.

In Absicht auf sein allgemeines Urtheil über dieses Werk, ann er sich auf die Recension im XXIXsten Bande S. 382. is S. 394. berufen, doch will er auch darüber folgendes noch, heils daraus wiederholen, theils auch hinzusetzen, was ihm ey unpartheyischer Beurtheilung dieses Werks das hauptsächichste zu seyn scheint.

Man merkt Hrn. Lavatern besonders in den drey ersten Bänden nur allzusehr an, daß er bey seiner Physiognomik zwey Nebenzwecke gehabt habe, die ihm sehr wichtig ind; die aber wohl sehr wenigen seiner Leser in ähnlichem Maaße wichtig seyn möchten. Der erste ist die große Meynung, die er von seinen Freunden hat, auch seinen Lesern beyzubringen; und die zweyte, seine mystischen Grillen über Religion und künftiges Leben durch die Physiognomik noch mehr zu befestigen.

Dem erstern Nebenzwecke zu gefallen, sind eine Menge großer Bilder mit vielen Kosten gestochen worden, die der Physiognomik in der That sehr wenig nutzen, da sie größtentheils schlecht und unsicher gestochen sind, und da dieser Unsicherheit ungeachtet, Hr. L. zuweilen in den Gesichtern Dinge finden will, die wahrhaftig der größte Physiognomist, bloß aus Profilbildnissen nimmermehr mit Zuverlässigkeit wird erkennen können. Dieß ist für seine Leser nicht lehrreich, und kann sie vielmehr irreführen.*) Denn da sie die richtigen Kennzeichen in diesen unzuverlässigen Bildern, (indem drey Bilder eben desselben Menschen eben so wenig unter sich, als mit dem Gesichte desjenigen, den sie vorstellen sollen, übereinstimmen,) nimmermehr finden können; da ein Theil desjenigen, was Hr. L. enthusiastischer Weise von seinen Freunden behauptet, überall schwerlich jemals auch aus dem besten Bilde erkannt werden kann: so ists unmöglich, daß hierdurch richtiges physiognomisches Gefühl befördert werde. Vielmehr lernt der Anfänger ins Gelag hineinschwatzen, welches so manche seynwollende Physiognomisten, bekanntlich, bis zum Kindischen getrieben haben. Ich berufe mich, da ich hierüber weder weitläuftig seyn kann noch mag, auf das, was Hr. L. über

*) S. deutsche Bibl. XXIX B. 2 St. S. 389.

)dger Goethe Goethberg *) (II. B. S. 244. u. f.)
mann **) (III B. S. 158. u. f.) und über Ge
). S. 218. u. f.) gesagt hat. Hierher gehört auch
sel des III. Bandes, worauf zwanzig Schatten
n Freunden stehen. Daß ein Theil dieser Freun
terarische Freunde sind, welche durch imagi
d sonderbare Denkungsart in Verbindung ge
den, welche nicht zusammen an einem Orte leben,
an von einigen, aus andern Data, zweifeln möch
sobald sie an Einem Orte lebten, und in gewöhnli
weise in wichtige Kollisionen des menschlichen Le
n, noch gänzlich in eben dem Maaße Freunde blei
ben

ist jedem Leser anstößig, daß nachdem Sr. St. im Nam
, von L. mit so unmäßigen Lobeserhebungen geschrieben
, nunmehr L. an die Gr. Sr. in der Physiognomik mit
in so gewaltiges Lob verschwendet, daß sich beyde dur
brauchsaß recht an den Kopf werfen. Desgleichen, daß da
St. Hrn. L. zur physiognomischen Zeichnung und Beob
ng sollen gesessen haben, und daß doch die von ihnen
erten Schattenbilder und Abrisse, wesentlich untereinan
verschieden sind.

ieser A. ist ein junger Mann, der vor einigen Jahren in
tschland herumreisete, und sich zuweilen durch einige ein
che Sonderbarkeiten auszeichnete. Hr L. und viele seiner
offen, schrieen ihn als einen der außerordentlichsten Men
i aus, so daß er angegafft ward, wohin er kam, und mach
en schon im Voraus von ihm, daß er außerordentliche
ge in seinem Leben verrichten würde. Dieß von einem
nschen zu sagen, der noch gar nichts gethan hatte, war
ide eben so ungereimt, als von einem Lips zu weissagen,
werde ein Chodowiecki werden. Diejenigen, welche diesen
etwas näher haben kennen lernen, und durch die Gaunerey
) Silenenhülle, die er gemeiniglich um sich warf, leicht
durchschauen konnten, merkten, daß er im Grunde ein ganz
er Mensch war, der weder etwas wußte noch that, das die
ifte von tausend andern Menschen überstieg, der zu viel
rstand hatte, die Wunderdinge welche seine Freunde von
n prädicirten, selbst zu glauben, und nur im selbstbehaglic
n Genusse dessen, was ihm gefiel, durch die Welt schlen
te. Hr. L. verräth die große Meynung die er von seinem
eundes Charakter hat, auch dadurch, daß er unter dessen
ildniß (S. 181.) setzt: Man kann, was man will. Je
n er aber hinzufügt: Man will, was man kann, so nimmt
ese zweyte Sentenz der ersteren gerade so viel, als aller Wahr
einlichkeit nach, der Erfolg der Weissagung nehmen wird.

en dürften, mag ganz beyseite gesetzt seyn. Aber in Absicht uf **Physiognomik** ists ausgemacht, daß diese Schattenrisse lle zum Theil in den wesentlichsten Theilen unrichtig, unsicher nd den Originalen wenig ähnlich sind, und daß es daher eine anz ungereimte Forderung ist, wenn Hr. L. (III B. S. 8.) verlangt, daß man diese Tafel voll kahler, verschnittener, chlafgewischter Schattenbilder, **studiren** soll, um „**Gründe** von Linien und Umrissen zu finden, die das **Verhältniß** der **Freundschaftlichkeit** bestimmen.“

Wie sehr der zweyte Nebenzweck Hrn. L. auf Abwege ührre, fällt in die Augen. Sein ganzes Buch ist voll davon; ber ich will hier zu einem einzigen Beyspiele mich nur auf as berufen, was er im III B. S. 229. u. f. besonders S. 31. und S. 233. von **Religionskräften**, vom **Sensorium der Gottheit** *) u. dgl. sagt. Dieß ist offenbar der röbste Unsinn, zu dessen Entschuldigung oder gar Bestätigung eder Schrift noch Vernunft Beweisgründe an die Hand geen können. Mit solcher mystischer Beschaulichkeit sind seine rtheile fast beständig tingirt, selbst wenn er über wissenschaftiche Dinge urtheilt, (z. B. III B. S. 207. über *Dichtkunst*) nd sie führt ihn alle Augenblicke auf die seltsamsten Grillen nd Absprünge, sogar daß er im IV B. S. 46. behauptet: ber das der Gefühl **Homogenität** in der Natur und in Kunstwerken, das aller Stümperey und Flickerey widersteht, müsse n **Christus glauben**. — **Praxiteles** und **Polyklet** sollen also nach Hrn. L. Grundsatze billig Christen gewesen eyn! —

Hierher gehört auch, was Hr. L. so reichlich von **Christus**- und **Apostelköpfen** daher schwatzt. Es ist sehr inwiefern, daß er mehr als einmal zu verstehen giebt, daß derjenige, er diese Grillen in der Physiognomik nicht leiden mag, **Christum verachte**. Diese sämmtliche Grillen gehören deswegen nicht in die Physiognomik, weil es Unsinn ist, das Angesicht **irgend eines Menschen** a priori bestimmen und abzeichnen zu wollen; weil es Unsinn ist, das Angesicht eines **vollkommenen Menschen** abzeichnen zu wollen, (da selbst er Begriff **Mensch**, den Begriff **Unvollkommenheit** mit ch führt, und da das Abstraktum der **Schönheit** in den riechischen Bildsäulen himmelweit von **Vollkommenheit** unter-

*) Man sehe hierüber auch Hrn. Lavaters Aussichten 4 Th. wo diese ungehörte Grillen, mit ganzer Macht hervorgebracht und herausgestrichen werden.

ist) und weil Christus, selbst nach Hrn. L. weit mehr als Mensch ist. Nun ists unmög- r uns einen Begriff von einem übermenschlich len Angesichte *) (ich protestire nochmals, keine göttliche Schönheit hierher ziehen zu wollen) Wir können und sollen es auch nicht. Die Schrift zend gesagt, wie und auf was Art Christus un- Natur, sich mit seiner menschlichen Natur verei- noch weniger, wie weit sich seine übermensch- r, **) in dem menschlichen Körper, in dem gezeigt habe, oder habe zeigen können. Da st gegen alle andere Menschen, ein in seiner Art s Wesen war: so kann keine Regel der Physio- Zeichnung seines wahren Gesichts angewendet wer- führt alle Bemühung hierzu auf Trugschlüsse und in der Physiognomik nichts nutzen, oder dieser schädlich werden können, und daher daraus zieg- n.

leider! ausgemacht, daß sehr sichtliche Grillen, sächlich sich auf die beyden gedachten Neben- hen, die Hr. L. nie aus den Augen läßt, mehr fte des Buchs ausmachen. Es ist daher nicht daß dieß Werk solchen Lesern, denen weder die , welche Hr. L. seinen Freunden machen will, nystische Religionsgrillen wichtig sind, sondern bloß von der Physiognomik zu unterrichten ge- höchst beschwerlich und unangenehm zu lesen ist. noch die Unordnung, worin Hr. L. alle Ma- t, wodurch die so nöthige Rücksicht und Ver- schwer gemacht wird, und so vieles Gerede, das

I. S. 122. geht Hr. L. so weit, daß er hoffet im ewi- „im Angesichte Christus den Mund der Gott- sehen und zu fühlen" Aufs gelindeste zu sagen, e leere Aussicht in einen Guckkasten, den Hr. L. wigkeit hält. In die Physiognomik, die sich auf Beobachtung gründen muß, gehört solch Zeug nicht.

Nase eines gewissen Christuskopfs fand Hr. L. im 116. erst zu viel menschliches. Aber hernach soll 13. in der vorher allzumenschlich gefundenen Nase, „viel göttliches — nur nicht die höchste Göttlich- finden seyn. Unsinn und kein Ende! die höchste in einer Nase! Haben muß jedem verständigen Leser, t, was Menschlichkeit ist, die Vernunft nöthig

einen Leser interessiren kann, (z. B. III B. S. 157. Eine Ermahnung in schlechten Versen, an einen individuellen Jüngling, den der Leser nicht kennet, u. dgl.) Auch wird dem verständigen Leser, der Unterricht sucht, Hrn. Lavaters beständige Begierde, etwas nachdrückliches und außerordentliches zu sagen, oft sehr lästig. Dieses verleitet ihn zu unversichtlicher Behauptung solcher Dinge, die man kaum muthmaßen kann, und wenn er zu seinem Gefühl keine Gründe angeben kann, so verläßt er sich auf Trümpfe und Ausrufungen. Wer sieht nicht? *) heißt es dann, oder Wer dieß nicht fühle, muß gar von Physiognomik nicht mitsprechen! u. dgl. mehr. Dieses verleitet ihn zu den seltsamsten Sprüngen, **) und ungeheuersten Grillen, ***) die theils den Leser verwirren, theils ihm Eckel erwecken.

Auch

*) Eine Vertheidigung dieses öftern Ausrufs, die Hr. L. macht, wo man sie nicht suchen sollte, (III B. S. 250.) ist sehr unzulänglich; denn hier zeigt er einmal, in welchem Theile des Gesichts das liegen soll, was er sieht. An sehr vielen Stellen aber, ists nichts als bloße allgemeine Ausrufung.

**) Z. B. IV B. S. 71. Wo er mit einemmal vermeynt, daß die Einbildungskraft der Schwangern, welche auf den Embryo wirkt, im Grunde mit dem Ihm so werthen Wunderglauben, einerley sey, und daß die nähere Beleuchtung dieser Vermuthung zu den tiefsten Geheimnissen der Physiognomik führe.

***) Z. B. IV S. 134. vom Weissagungssinne, welcher wohl mit dem Sensorium der Gottheit, das Hr. L. III B. S. 233. als einen besondern innern Sinn im Menschen finden will, bloß in der Klasse der Rêves creux zu setzen, und auch sonst nirgend zu finden ist. Oder IV B. S. 56. „Wenn sich der „Kopf einer Bienenkönigin kasiren ließe, und man durch ein „Sonnenmikroskop ihre Silhouette genau ziehen könnte, diese „Silhouette sich von den Silhouetten anderer Bienen so unterscheiden würde, daß man das Königliche, das Superiöre „darin erkennen könnte." Doch nicht genug! Hr. Lavater will noch mehr: „Wenn ihr Verhältniß zu den Umrissen genauer Bienenköpfe genau angegeben werden könnte, ließe sich „vielleicht eine allgemeine Königslinie finden, eine Chiffre „ins große Alphabeth der Physiognomik, die innere Obermacht über seines gleichen anzeigte." Grillen und kein Ende! Wer wird von Bienen auf Menschen auf solche Art schließen wollen? Und wie, wenn dieß, was wir Königin oder Weisel nennen, blos das allgemeine Weib des Schwarms wäre, (wie manche Naturkundige behaupten) und die Bienen flögen ihr aus bloßem thierischen Geruchsinstinkt nach? wo bliebe denn das Superiöre, und die Königslinie? O! über den Drang, immer außerordentliche Dinge sagen zu wollen!

Auch vermindert es den Nutzen von Hrn. L. physiognomischen Beobachtungen gar sehr, daß er so sehr oft aus allzuwenigen Data positive Sätze zieht. Z. B. wenn er im III B. S. 53. bey Gelegenheit eines sehr elenden Bildes vom Hesiodus, mit einemmal den Fürsten zuruft: „O Fürsten! mit allen Schätzen und allen Vortheilen, erkauft euch solche „Stirnen und Nasen zu Ministern!“ Die Ungereimtheit, jemand auf die bloße Betrachtung der Stirn und Nase, außerordentliche Geschicklichkeit zu so komplicirten Geschäfften, als die eines Ministers sind, zuzuschreiben, fällt in die Augen. Aber überhaupt ist es ein wesentlicher Schaden für die Physiognomik, wenn man aus einzelnen Gliedern oder Zeichen solche positive Urtheile fällen will, ohne auf die so höchst nöthige Vergleichung und Rücksicht, auf die Beobachtung des Verhältnisses der Klarheit der Zeichen, zurückzusehen. Die von Hrn. L. oft behauptete Homogenität des menschlichen Körpers, vermöge welcher gewisse Beschaffenheiten der Glieder gar nicht zugleich in einem und eben demselben Körper existiren können, langt hier nicht aus, Objektiv ist sie vollkommen wahr. Aber in einzelnen Fällen ist sie subjektive oft sehr schwer zu finden.

Dieses schnelle Behaupten, und zugleich das einseitige, wodurch in Hrn. L. Urtheile über Köpfe und menschliche Charaktere eine gewisse Einförmigkeit kommt, indem er gewisse Seiten des Menschen stark, und andere beynahe gar nicht betrachtet, an vielen Gesichtern allzu enthusiastisch theilnimmt, andere allzuweit wegwirft, entstehet wohl zum Theil aus seinem Stande und seiner Lebensart. Ihm sind, beyden zufolge, viele Seiten des menschlichen Lebens, *) viele der großen Kollisionen, durch welche, Menschen, vermittelst ihrer Absichten, Begierden, Vergnügungen, schneller Verän-

*) Da Hr. L. im IV B. S. 66. eines Pique As erwähnet, so beliebe es ihm hinzu zu setzen: „oder wie das Ding heissen „mag.“ Im Grunde ist dieß Cant, welcher nur zu verstehen geben soll, daß Hr. L. ein Pique As nicht kennen will, oder nicht kennen dürfe. Ich sehe freylich nicht weshalb? Denn der feyerlichste, so wie der tugendhafteste Mann, kann so gut wissen, was Pique As ist, als was Ehebruch oder Vatermord ist, ohne mit einem von diesen dreyen Dingen etwas zu thun zu haben. Doch dem sey wie ihm wolle. Ein Physiognomist, der niemals Menschen, weder in den Vergnügungen noch in den Leidenschaften des Spieles gesehen hat, entbehrt wichtige Gelegenheit, Zeichen menschlicher Charaktere und Neigungen zu sehen.

, auseinander gerissen,
eben, ja ganze Stän-
eben und handeln, bey-
seiner ihm schon natür-
rden) Neigung von der
nem Zirkel ihm gleicher
hrung. Aus diesem ein-
r Welt und Menschen
ußrt er, was in denselben
Theilnehmung auf, und
che von der Schönheit
usgeht, „das jetzige Men-
„schen-

des IV Bandes S. 40. u. f.
öne Natur; Nachahmung,
zum Theil eine viel genauere
wird jedermann gern zugeben,
schönere Körper mögen gebaut
zwischen der Zimmet und den
? Folgt daraus, daß die Bild-
einwohner Vorwelt, besserer
ese der Zeit, ein abscheulichen
Wie Hr. L. behaupten. Primä-
inftige Begriffe verwirren, wenn
n schönerer Mensch ein besserer
müßte folgen, daß Antinous und
n als Aesop und Sokrates. Man
rrifft schon längst verwirret haben,
kann, daß das Gesicht einer schö-
Maaß für die Vortrefflichkeit oder
Menschen seyn, daß Schönheit über-
s Werths einer Nation seyn könne.
r einer Nation kann geringer seyn,
und umgekehrt. Man muß sich nur
man unter Schönheit und was man
nd nicht mit Worten um sich werfen.
ie an einer Bildsäule, das Maaß der
ralten Figur, ist ganz unterschieden
den Menschen, der Essen verdauen,
ertragen, Fehler begehen und sich bey
öner Mensch kann von einem vor-
ssreichen, tugendhaften, u. s. w. sehr
gleich wahr ist und bleibt, daß Tugend
ert, und Laster und Dummheit ver-
diesen Satz nur nicht um ein Haar
gehöre, und spiele nicht mit Worten,
besen blendend zu machen. Die ächten
wenig zwischen Schönheit und Tu-

gend,

„schengeschlechte für gesunken, für Hefe der Zeit, für „ein abscheuliches Geschlecht im Ganzen hält, das nicht „fühlt, daß es gesunken ist, sich nicht schäme seiner er„niedrigten Gestalten, seiner verzerrten fleischigen „Bildungen, (III B. S. 46.) welche die Menschheit „für verstimmt, für verunmenschlicht ausgiebt," (III B. S. 121.) u. s. w. und sich dann mit Aussichten in die Ewigkeit tröstet, da sich alle Physiognomien veredeln und verklären werden, da Lavater, (und die, gleich ihm, Gott zunächst seyn werden): „Im Angesichte Christus, den „Mund der Gottheit mit Augen sehen und auffauchzend „fühlen werden." u. s. w. Die Trüglichkeit solcher Hypothesen und Hoffnungen beyseite gesetzt, ist es offenbar, daß eine Menge menschlicher Handlungen, Charaktere, Neigungen, gar nicht aus solchem Augpunkte überhaupt könne angesehen, wenigstens nicht richtig betrachtet werden, und daß also eine solche Physiognomik allemal sehr einseitig bleiben müsse. Dahin gehört auch die gutgemeynte Art, nur das Gute in den menschlichen Gesichtern aufzusuchen, und das Böse sich zu verdecken. Denn da kein Mensch ganz gut oder ganz böse, ganz stark oder ganz schwach ist; so kann ohne genaue Kenntniß des Verhältnisses aller dieser Eigenschaften, keine genaue Kenntniß des Menschen statt finden.

Indessen, ohngeachtet dieser großen und in die Augen fallenden Fehler, ohngeachtet aller der Ausschweifungen und Thorheiten, welche dreist zu rügen erlaubt, ja nöthig ist, würde es ungerecht seyn, wenn man den großen Schritt, den Hr. Lavater zur Wiederherstellung, Erweiterung und Verbesserung der fast verloren gegangenen Wissenschaft der Physiognomik*) gethan hat, nicht mit Dank erkennen, und den Eifer und den Fleiß, den er an dieses Werk gewendet hat, bewundern wollte. Selbst sein weites Ausholen, und seine weit hergeholten Ideen, die dem Leser, der ihm fast unmöglich folgen kann, freylich wohl oft unangenehm werden, dienen doch die Physiognomik in dem weiten Umfange zu zeigen, den sie haben kann, und wirklich hat. Es ist übrigens dieses Werk keinesweges nur aus Grillen und unzuverläßigen Behauptungen zusammengesetzt, wie manche Leute glauben;

gend, richtig auseinander zu setzen, verdient des Hrn. Moses Mendelssohn kurzer Aufsatz im deutschen Museum, März, 1778. S. 193. aufmerksam nachgelesen zu werden.

*) S. darüber B. XXIX. 2. S. 380 — 382.

…zum Beobachten…
…der Natur wirklich
…ehrwürdig sind, und
… schon höchst nützlich
…geschränktern Maaße
…IV. Band besonders
…ey diesen Beobachtun…
…, der sonst so schwät…
…träge sie bestimmt und
… IV Abschnitt des IV
…es Werk voll von nütz…
…anfangenden, sondern
…nützlich sind. Dahin
…ment des II Abschnitts
…s eine Anleitung zum
…nthält, und wovon man
Das Instrument zum
…, im IV Bande S. 237.
…uiert hat, ist sinnreich,
…denen soll, sehr nützlich

…, vergleichungsweise wo…
…, welche in diesem Wer…
…vorkommen, äußerst be…
physiognomischer Li…
…wieder verspricht. Sind
…wie ich sie mir vorstelle,
…was Hr. L. davon schon
…ch sie der Anfang zu einer
…will, wenn sie es sind,
…ruß vergessen, womit ich
…er vorläufigen Bände

Das

…, daß einem Anfänger nicht
…raktur ganz studiren zu wol…
…enntniß und Menschenkenn…
…n. Man muß bey einzelnen
…ese bey mehreren Gesichtern
…t (S. 146.) von einem be…
…b würde ich (S. 147.) einem
…f Aehnlichkeit, als auf Ver…
…, da diese merkbarer ist als
…erubigung giebt.

Das einzige möchte ich nur noch erinnern: Da diese Linien, so viel wie ich aus den Proben sehe, größtentheils Abstraktionen seyn werden, so bitte ich Hrn. L. sehr, zu sorgen, daß sie jederzeit in Concreto können gedacht werden. Das heißt, er setze entweder wirkliche Bilder hinzu, worin die Linien zu finden sind, oder er weise bey jeder auf mehrere Bilder zurück, die wir in seinen vier Bänden schon betrachtet haben, welches auch ein Mittel seyn würde, viele sonst nicht sonderlich brauchbare Bilder zur Physiognomik nützlich zu machen. Im Fall zur Anwendung der Linien, auf Gesichter und andere Theile des menschlichen Körpers, nicht jederzeit unmittelbare Anleitung gegeben würde; so wären falschen Auslegungen nicht vorgebeugt; oder wenigstens würden diese Linien nur eine Art von geheimer Schrift seyn, nur wenigen verständlich, und doch so geredet, daß sie zu jeder falschen Deutung eine Hinterthür offen ließen. Es würde Hrn. L. um so viel leichter werden, bey diesen Linien beständig auf Gesichter oder andere Glieder zurückzuweisen, da er die Linien nothwendig davon hat abstrahiren müssen, so, daß er uns nur zu den Quellen zurückweisen darf, woraus er seine Beobachtungen gezogen hat. Diese Zurückweisung würde dabey auch noch den großen Nutzen haben, daß man z. B. die einzelnen Theile eines Gesichts, von dessen Linien die Rede ist, jederzeit in dem Gesichte selbst mit den übrigen Theilen desselben vereinigt sehen würde, wodurch der Totaleindruck, der bey jeder physiognomischen Beobachtung, wenn man auch ins kleinste Detail gehet, nie aus der Acht gelassen werden muß, sehr viel gewinnen müßte. Ich habe schon oft in diesen vier Theilen, wenn Hr. L. Zeichnungen von einzelnen Mündern, Nasen, Augen, Händen ꝛc. geliefert hat, es sehr bedauert, wenn er neben der besondern Zeichnung, auch nicht das ganze Gesicht, wozu sie gehören, hat liefern wollen. An den wenigen Orten, wo er nachgewiesen hat, habe ich allezeit sorgfältig nachgesehen, und den großen Nutzen, den diese Rücksicht vom Allgemeinen aufs Besondere, und vom Besondern aufs Allgemeine, auf die mehrere Deutlichkeit und Bestimmtheit hat, noch mehr eingesehen.

Um theils eine Probe von der wirklichen Brauchbarkeit dieses Werks zu einer vernünftigen Physiognomik zu geben, theils auch, um den Trieb zur Beobachtung, so viel an mir ist, aufzumuntern, will ich eine Anzahl Beobachtungen und Bemerkungen aus demselben ausziehen, die ohne

nnen verstanden werden, die zeigen können,
le seine Vorgänger übertrifft, mit wie vie-
trachtet hat, noch mehr, die sämmtlich ent-
wahr und richtig, oder doch merkwürdig
Untersuchung und Verificirung höchst wür-
rdne sie nach den Theilen des menschlichen
e Vergleichung mit der Natur um so viel-
erde. Ich werde auch einige Anmerkungen
nzuthun.

1) Von Knochen.

en (bey den Thieren) sind die Grundfesten
d umfassen die Eigenschaften eines Geschö-
glichen Theile formen sich nach ihnen, und
nur so weit, als es die festen vergönnen." **)
L.

es schon bemerkt haben, daß ich das Kno-
Grundzeichnung des Menschen, den Schä-
nent des Knochensystems, und alles Fleisch
Kolorit dieser Zeichnung halte; daß ich auf
die Form und Wölbung des Schädels, so
mehr achte, als meine Vorgänger alle
festern, weniger veränderlichen, leichter
des menschlichen Körpers, für die Grund-
nik angesehen wissen möchte." **) II.

2) Vom

daß diese Anmerkung bey Menschenschä-
eide. Sie gilt aber, dünkt mich, auch da-
darum mehr modificirt, weil die mensch-
Theile einen viel mannichfaltigern Spiel-
beweglichen Theile der Thiere.

loß Kolorit sey, ist zu wenig. Im Fleis
idheit, Krankheit, Wirksamkeit, Träg
f. w. In der Beredtsamkeit des Schä
L. vollkommen eins. Und das von ihm
iebene Stirnmaß, das auch den Schä
irectionen messen kann, kann einen gro
Augen haben. Indessen daß der Schä
es Knochensystems sey, ist etwas unei
s möchte vielmehr der Rückgrad seyn.
wohnem nimmt innerhalb des Schädels
dem er das Gehirn und alle von dem
en beschränkt, muß er sie auf gewisse

2) Vom Haupte.

„Wohlproportionirte reine Profile sind so breit als hoch. „Eine Horizontallinie gezogen, von der Spitze der Nase an, „bis an das Ende des kahlen Kopfs, wenn der Kopf nicht „vorwärts und nicht zurücksinkt, ist gemeiniglich gerade so „lang, als die Perpendikularlinie von dem höchsten Punkte „des Scheitels an, bis wo Kinn und Hals sich scheiden.“

„Merkliche Abweichungen von dieser Regel scheinen immer „sehr glückliche oder sehr unglückliche Anomalien zu seyn. „Ist der Kopf länger als breite so ists, wenn die Umrisse „hart und eckigt sind, Zeichen außerordentlichen Harnsinns; hingegen Zeichen außerordentlichen Schlafsinns, wenn der Umriß locker und zugleich gedehnt ist.“

„Ist der Kopf breiter als lang, bey harten, steifen, „eckigt gespanntem Umrisse, die furchtbarste Unerbittlichkeit, die selten ohne verruchte Bosheit *) ist. Sind „aber bey größerer Breite die Umrisse schlaff und weich „— so ist Sinnlichkeit, Trägheit, Wollust, im hohen „Grade sichtbar.“ II. 97. 98.

„Ueberhaupt drückt der Schattenriß vielmehr die Anlage, als die Wirklichkeit des Charakters aus.“ II. 98.

Die Eintheilung des Hauptes in 9 Theile, im IIten Theile S. 97—99. ist sehr nützlich, so wie auch die Linien, um die Abschweifungen des Profils zu bemerken, auf der zu Seite 1227. gehörigen Tafel.

3) Vom Hinterhaupte.

„Das Hinterhaupt (im Ganzen) zeigt die Beweglichkeit, Reizbarkeit, Elasticität des Charakters.“

„Ich habe bemerkt, daß Kahlköpfe, die, von hinten angesehen, oben her zirkelbogigt sind, die beste, plattenförmige, „sehr mittelmäßig, oft schwach und zugespitzte Thoren sind.“ **) II. 134.

„Starke Temperamente sind gemeiniglich hinten perpendikularer, schwache gewölbter.“ ***) I. 162.

4) Vom

*) Beydes ist offenbar viel zu stark gesagt. Hartsinn kann immer da seyn, und kann auch veranlassen, daß weniger Sinn für Begehrung harter und böser Handlungen da ist.

**) Herr L. versteht unter Thoren hier vermuthlich Einfältige.

***) Hier ist nicht genau ausgedrückt, was unter Temperament verstanden wird.

4) Vom Angesichte.

„Perpendikularität zeigt immer Kälte, Unelasticität, „Beschränktheit, daher Feste, die Standhaftigkeit, der Eigen„sinn, der Hartsinn, die Schwärmerey werden kann.“ IV. 109.

Im vierten Bande S. 477. sind Erklärungen verschiedener Namen von Gesichtern, welche sehr nützlich sind, damit man sie genau verstehe. Noch nützlicher würde es gewesen seyn, wenn Hr. L. bey einer jeden auf einige besondere Gesichter zurückgewiesen hätte, wodurch manches noch deutlicher geworden seyn würde.

5) Vom Scheitel.

„Der Scheitel (im Ganzen) entscheidet nicht sowohl „die Kraft, als den Reichthum des Verstandes.“ II. 98.

„An zwey Knaben von außerordentlichen Gedächtnissen, „fand ich oben am Schädel, ohngefähr bey der Sutur, eine „Quervertiefung, mithin oben an der Stirne ein kleines Ge„wölbe, so daß der Schädel im Profil sich ohngefähr so zeichnete: ⟨ *) IV. 371.

6) Von der Stirn.

„Stirn und Scheitel zeigen am öftersten und sichersten „den Verstand und die Leidens- und Wirkungskraft des Men„schen.“ II. 98.

„Je reinbogigter die Stirn, desto weiblicher.“ II. 117.

„Bey einer sanftgewölbten Stirn, das hervorstehen„de Eckchen, ist Zeichen der feinsten Zartheit und der fein„sten Forschungskraft.“ II. 121.

„Wo eine eckloſe ununterbrochene Wölbung der Stirn „ist, da werdet ihr kaum eine vorgebogene Hahlchtsnase, ihr „werdet den Umriß der Nase hohl finden, und wo diese hohl, „und die Stirne beym Augknochen zirkelbogigt eckloſ ist, da „wird das Kinn zurückstehen.“ II. 128.

„Schiefheit der Stirn und die Rundung über den Schlein„hölen, zeigt mehr Imagination, als Forschsinn.“ II. 153.

„Die Perpendikularität der Stirn mit *IVB.* aufgezogenen Augen-

*) Ich habe eben dieses auch bey Erwachsenen, die sehr starke Gedächtnißkraft hatten, gefunden.

„Augenbraunen, deutet Eigensinn und Mangel an überschauender Denkungskraft.“ *) II. 198.

„Unscharfe, wohlgewölbte Stirn, ist nicht des scharfen, „tiefen, aber des hellen, bestimmten, reichen Denkers oder „Schnellsehers.“ II. 232.

„Sehr zurückgehende Stirn, oben sich gegen den Scheitel zuspitzend, Zeichen von gedrängter Kraft, bey scharfer „nicht überhängender Ecke des Augenknochens.“ II. 176.

„Laune mit so zurückgehenden Stirnen und Augenbraunen in den Augenwinkel hineingehend, und auf der andern Seite höher, habe ich größtentheils witzreich, lebhaft, „jovialisch gefunden.“ I. S. 232.

„Eine Stirn, die von obenher betrachtet, im Grunde „nicht hohl, nicht platt, beynahe zirkelbogigt ist, ist ein sicheres Zeichen von heiterm festen Verstande, ohne kleingeistigen „Eigensinn.“ I. 261.

„Alle sehr seltene Stirnen verrathen überhaupt einen „sehr seltenen Charakter.“ II. 101.

„Die horizontalen nahe an einander liegenden Falten „der Stirne sind sonst gemeiniglich nicht sehr vortheilhaft. „Sie sind beynahe immer ein Zeichen irgend einer Schwäche, „einer Nachlässigkeit, Lockerheit, Schlappheit. Wir lernten „aber doch aus dem Bilde des Erasmus, daß sie sich auch „an großen Leuten finden.“ II. 268.

„Es kann schlechterdings keinen Dichter geben, der eine „Stirne so: \ oder so: ⟨ hat. III. 207.

„Die ungewöhnlich kurze, so ganz gebogene Stirn, ist „sicheres Zeichen von weiblicher Schwachheit. — Solche Stirnen nehmen Licht an; aber forschen nicht mit Drange nach „Licht. — Solche Stirnen haben gemeiniglich die Augenbraunen hoch über die Augen — selten kleine Augen — nie „Augen, an denen das obere Augenlied sich bis zum unmerkbaren zurückzieht, — immer sichtbar große obere Augenlieder — „selten andere, als kleine, nie starkknochichte vordringende „Augen.“ **) III. 284.

„Man

*) Ich habe mehr das letztere als das erstere gefunden. Im IIten Bande S. 194. stehen sehr merkwürdige Umrisse von auf verschiedene Art perpendikulairen starrsinnigen Stirnen. Auch die Linien von Stirnen im IVten Bande S. 217. und 226. sind sehr merkwürdig und nützlich.

**) Diese Anmerkungen über eine weibliche Stirne scheinen mir sehr wichtig und fruchtbar. Ich habe sie auch immer in der Natur bestätigt gefunden.

„Man lege ein Stückchen Papier mitten auf die kürzeste Stirn, bis zwischen die Augenbraunen, dasselbige Papierchen ungefähr schlagen, wird von diesen Puncten bis an die Spitze der Nase reichen, wenns an Stirn und Nase angelegt wird. Also heißt nur die Stirne kurz und lang, die so scheint, daher alle Stirnen dieser Art lange platte Vertiefungen, von den Augenbraunen an bis zur Nasenspitze mit sich führen.“ *) III. 285.

„Bey Leuten, die nicht abstrahiren, bey denen alle Seelenkräfte thätig sind; ist die Stirn weniger scharf, weniger geradlinigt, weniger perpendikular, weniger gefurcht, die Haut weniger gespannt, leicht beweglicher, weichlicher.“ IV. 13. 114.

„Jemehr sich Stirn und Nase der Perpendikularität nähert, destomehr verliert sie den Charakter der Weisheit und Grazie — und destomehr den Charakter der Würde; und je gerader perpendikularer zugleich das Profil der Stirn und Nase, destomehr nähert sich das Profil des obigen Theils vom Kopf einem rechten Winkel, vor welchem Schönheit **)

„und

*) Dieses bezieht sich auf dasjenige, was Hr. L. III. 142. sehr richtig von der geradlinigten und bogenlinigten Proportion sagt. Aber der Satz, der hieraus gefolget wird, ist nicht allgemein. Wahr ist es, daß öfters eine Stirne lang, oder kurz scheint, die, wenn man ein Papier auf die eben beschriebene Art anlegt, es nicht ist. In sofern ist seine Bemerkung nützlich. Aber es giebt viele tausend Gesichter, an welchen die Stirnlänge und Nasenlänge wesentlich verschieden ist, und dieses, richtig betrachtet, ist eins von den sichtbarsten physiognomischen Zeichen.

**) Hr. L. will in dieser Stelle Winkelmannen widerlegen, der die bekannte Anmerkung macht, daß bey den griechischen Göttern und Göttinnen die Stirn und Nase eine beinahe gerade Linie machten. Der Streit ist sonderbar. Winkelmann sucht die Schönheit in abstracto, an Kunstwerken. Lavater redet von der Bedeutsamkeit in concreto an lebenden Menschen. Beyde haben in ihrer Art recht, aber beyde können nicht zusammenkommen. Ich habe in den folgenden Anmerkungen, die Hr. L. über W. macht, noch mehr Bosheit gefunden, daß Hr. L. in den eigentlichen Sinn Winkelmanns nicht eingedrungen ist. Dieser Schönheitsspürer hatte ganz andere Absichten als L. Man sehe dies I. B. S. 172. no. 7. und S. 174. bey no. 15. — Was im IV B. S. 219. bis 236. von Stirnen vorkommt, ist sehr merkwürdig, und Hr. L. deutliche Beobachtungen machen einen sichtlichen Kontrast mit dem Geschwätze seiner Vorgänger.

„und Wirksheit, mit gleichen Schritten fliehen.“ IV. 171.

„Hohe, länglichte, von vorn anzusehen, gevierte □ „Stirnen, wie z. E. Kasanbon, Scaliger, Lipsius haben, lo„ckere, weißlichte, fleischichte Stirnhaut, auf einer geräumi„gen unscharfen Stirne, sind Zeichen der Gedächtnißkraft.“ IV. 371. — „Nicht alle breite, hohe, geräumige Stirnen ha„ben ein gutes Gedächtniß, nicht wenn die Haut zähe, hart „angezogen, bräunlicht ist, nicht wenn die Seiten geradlinigt „und schief ist.“ IV. 372.

g) Von den Augen.

„Die Augen des Poeten liegen selten sehr tief. Die Kno„chen um die Augen sind selten sehr scharf und hervorstehend.“ I. 242.

„Tiefe Augen, mit zurückgeschobenen obern Augenliede, „sind selten vordringender erhabener Geister —, nicht dumm, „nicht schwache, es sind großentheils glückliche, aber keine „große schöpferische Genies. — Ich möchte dieß Auge das „Künstler-Auge nennen.“ I Theil. 251.

„Künstlerauge, mit zurückgeschobenem obern Augenlied, „arbeiten gemeiniglich vortrefflich im Detail — mit Augenlie„dern, die etwas schmachtend über dem Augapfel.“

„Das halbgeschlossene Auge, von der Tiefe und Schnitte, „wie des Erasmus, sicherlich allemal das Auge feiner und „kluger Planmacher.“ II. 267.

„Zarte Augbraunen sind beynahe immer ein Zeichen ei„ner feinen, empfindlichen sanften Bildung. So wie starke, „vollgedrängte auswüchsige Augbraunen — Ueberfluß von „Cholera und Stolz anzeigen.“ III. 248.

„Dachförmige gedrängte Augenbraunen findet man an vie„len englischen Denkern, und kaltforschenden Philosophen.“ III. 270.

„Das mehr zusinkende obere Augenlied, wird durch eben „dieses Zusinken, unmerkbarer, verschließt die Empfindung mehr „in sich selbst.“ III. 129.

„Die Höhlung“ (eigentlich Erniedrigung) „in der Mit„te der Augenbraunen ist dem Herauswölben des Stolzes ent„gengesetzt. Zeigt Bescheidenheit und Schaam an.“ *) I. 292.

Augen-

*) Dieß ist meines Erachtens nicht allgemein.

n, und
Stim,

?.
angel an
ange, Ge-

ngekommen
und ist zum
lem S. 254.

n bemerkt, daß
354.

k, Empfindlich,

der Nasenlinie im
:, wenigstens phy-
genehmlichen Mann-
34.
Nasenmuskel, zeigt

-und Klugheits-

ekende Nasen, **)
h an keinem einzigen
ferament nicht bisweil
orstehende Unterlippen,
: sehr fleischigtes Kinn."

wie beym Erasmus,)
chenden Beobachtungen
s und zurückhaltenden."

„Ich

Das blose Niederwärts-
driges Zeichen.

Nasen im eigentlichsten Ver-
igen beschnittenen Nasen,
verhandener Art.

„Ich glaube bemerkt zu haben, daß die Stutznasen „leichten sinnlichen Eindruck, und NB. durch verschiedene „Grade, NB. mit andern Nebenbestimmungen, auch Stumpf„heit und Dummheit bezeichnen.“ II. 150.

„An der Nase macht das aufgezogene gehässige — „und das fleischige unbedeutende NB. zusammen, einen „fatalen Effekt.“ II. 277.

„Ein horizontales Nasloch — einen feinen Mann.“ *) I. 181.

10) Von den Lefzen und Lippen.

„Eine vorzügliche Länge des Palliums, **) der Zähne „und der Oberlippe, habe ich noch an keinem Menschen wahr„genommen, der mehr kalten Verstand als Einbildungskraft „hatte.“ ***) I. 232.

„Spitziger Winkel der Oberlippe bis an die Nase, ist „Buchstaben von herrschender Klugheit, bey keinen vor„versprechenden Zügen.“ II. 270.

„Bey der Hohlung zwischen der Nasenspitze und der Ober„lippe das gebrochene (oder winkelichte) mehr Ausdruck von „Feinheit des Geschmacks †) und innerm Sinne, als das „ausgeschliffne.“ (oder rundlichte) III. 152.

„Die Lippen (überhaupt) zeigen am vorzüglichsten Gram„muth und Zornmuth, Liebe und Haß.“ ††) II. 98.

Vorstehen der Unterlippe, Hang zum Zorn.“ †††) I. 240.

„Wenn

*) Man sehe die unhorizontalen Nasslöcher des Gaskoniers im I Band. S. 232. mit der dazu gehörigen Kupferplatte.

**) Den Abstand der Nase, bis an die eigentliche rothe Oberlippe, die Hr. L. hier Pallium, nennt er (II. 97.) auch die Oberlippe.

***) Es wäre zu untersuchen, ob es nicht, (so wie es in der Kupfertafel stehet) auch ein Zeichen sey, daß Neigung zu trockner Befriedigung der Begierden da sey.

†) Ist eine sehr richtige Bemerkung. Nur ist hier ein Beweis, wie sorgfältig man im Ausdrucke seyn muß. Geschmack hätte hier im figürlichen Sinne nicht gebraucht werden sollen, da es jemand, nach dem Konterf. auch gar füglich vom körperlichen Geschmack verstehen könnte.

††) Auch sind sie oft sehr deutliche Zeichen der Schärfe und Stumpfheit der Sinnen, worüber ich, nie falsch befundene Bemerkungen gemacht habe.

†††) Ist eine gewöhnliche Bemerkung, die aber Einschränkung erfordert.

„Wenn die vorstehende Unterlippe, die jedoch an sich ein eichen des Phlegma ist, indem sie offenbar vom Ueberflusse, icht vom Mangel der Feuchtigkeiten herrühret, *) eckicht harf gezeichnet ist, so ists Zeichen von cholerisirtem Phleg. ıa; ist sie weich, abgestumpft, kraftlos, hängend, so ists ineres Phlegma.“ IV. 352.

„Ein Mund, der an einem Ende sich steif zudrückt, an m andern sich lässig öffnen will, wird immer ein unerägliches Ausdruck irgend einer unerträglichen **) Gehüthsart.“ II. 74.

„Die Güte, in den sich emporziehenden beyden Enden, rnehmlich in dem Herabsinken des mittelsten Theils der Mittellinie.“ †) III. 123.

„Alle eigentliche Lippen des Mundes sind kleinlich und enig merkbar, wo das Pallium der Zähne länglicht, id nicht hohl im Profil ist.“ ††) III. 353. desgl. IV. 43.

„Läng-

*) Diese Anmerkung ist leere Theorie, die man nicht in die Physiognomik bringen sollte. Sonst habe ich wider die Betrachtung an sich, nichts einzuwenden.

**) Unerträglich, ist nicht völlig das rechte Wort, sonst ist die Bemerkung sehr richtig.

†) Dieß scheint mir, so wie es auf dem Blatte Mm no. 13. vorgestellt ist, äußerst richtig. Die sehr große Bedeutsamkeit der Mittellinie, welche beyde Lippen machen, ist ausgemacht, und eben so ausgemacht, daß es meistens äußerst schwer ist, diese Mittellinie völlig richtig auf dem Papiere vorzustellen. Herr L. jammert unter andern im III. S. 122. sehr darüber, daß 10. bis 20. seiner Zeichner, das Anschaubare eines Mundes nicht haben auf dem Papiere ausdrücken können. Dieß kann wohl freylich einigermaßen *subiective*, in ihrer Fähigkeit liegen. Aber hauptsächlich liegt es *obiective*, in der Natur der Lippen selbst, in welchen ein großer Theil des Charakteristischen transitorisch ist, und also niemals auf dem Papier genau kann angezeigt werden. So wenig wir den Mund einer Gottheit sehen können, so wenig kann ein Maler die Mittellinie eines menschlichen Mundes, völlig so wie sie in der Natur ist, zeichnen. Selbst so charakteristisch die Abgüsse sind, so ist es doch gerade am Munde am schwersten, sie richtig zu bekommen. Der Mund ist allemal verschlossener (als) in der Natur, und wenn sich sowohl der Former, als die abgeformte Person nicht wohl in Acht nehmen, so ziehen sich die duktile Lippen entweder, oder werden vom Gyps gedrückt.

††) Diese Bemerkung hat etwas Wahres; ist aber bey weiten nicht allgemein. Die Sache scheint mir, nach meinen Bemerkungen, folgendergestalt zu seyn. Kleinliche unmerkbare Lippen

„Länglichte Geſtalten und Geſichter haben gröſtentheils „wohl ausgezeichnete fleiſchichte Lippen.“ *) IV. 43.

11) Von Zähnen.

„Die Vorgewölbtheit der Zähne, zeigt gewiß nicht herku„liſche Kraft, vielleicht witzige Geſchwätzigkeit.“ II. 153.

„Melancholiker haben ſelten ordentliche und nett gereihete „und reinlich weiße Zähne.“ IV. 353.

„Was im IV Bande S. 262. 263. von Zähnen ſteht, iſt merkwürdig, obgleich noch verſchiedene Anmerkungen dabey zu machen wären.

12) Vom Kinne.

„Das Kinn (im Ganzen) zeigt den Grad und die Art „der Sinnlichkeit.“ **) II. 98.

„Ein zurückgehendes Kinn, wo der obere Theil des Ge„ſichts aus lauter flachrunden eckloſen Umriſſen beſteht, zeigt „Weichlichkeit.“ II. 127.

„Spitziges Kinn, iſt viel öfter ein Zeichen von heimtü„ckiſcher Liſt, — als zurückgehendes. Zurückgehendes, iſt ſel„ten planvoll und unternehmend.“ IV. 188.

„Wo männliche feſte Klugheit, ſtehende Denkkraft iſt, „iſt das Kinn vordringend, oder eigentlich: Vordringendes „Kinn, iſt immer Zeichen von Kraft, Männlichkeit, Stän„digkeit.“ II. 128.

pen, beſonders die innere Geſpanntheit der Unterlippe, deuten immer auf Stumpfſinnigkeit von irgend einer Art. Dieſe Bedeutung aber wird ſehr gemindert und gemildert, wenn ein langes, perpendikulares, nicht hohles Pallium dabey iſt. In dem Kopfe, von dem Hr. L. redet, ſind in der Natur, die Lippen keinesweges wenig merkbar, (S. auch die Vignette S. 352.) ſondern vielmehr, obgleich nicht hervorgehend, doch, bey dem geringſten Sprechen, äuſerſt bedeutſam, und ſehr ruhig hervorſpielend, wenn ich ſo ſagen darf.

*) Dieß iſt gänzlich unrichtig, eben als wenn ich ſagen wollte, alle längliche Geſtalten haben ſcharfe Sinne. Ich habe viel längliche Geſichter geſehen, die dünnlippig, oder lippenlos waren.

**) Einen gewiſſen Abſchnitt des Oberkinns, deſſen Linie Hr. L. zeichnet, hält er vor ein poſitives Zeichen von Denkungskraft. II. 108.

„Es verdient angemerkt zu werden, daß die meisten Bildhauer, fette Köpfe, weiche fleischichte Kinne haben.“ *) III. 192.

Was im IV Bande S. 263. 264. vom Kinne steht, ist zur nähern Untersuchung zu empfehlen.

13) Von den Ohren.

„Ich kenne einen Mann von großen und rohen Ohren, „der außerordentlich fein höret, und verständig ist. Sonst „habe ich besonders an Thoren vorzüglich große Ohren bemerkt; „und an sehr schwachen, empfindlichen weiblichen Charaktern „außerordentlich kleine.“ **) IV. 274.

14) Vom Halse.

„Der Hals (im Ganzen) sammt dem Nacken und der „Stellung, entscheidet die Lockerheit, die Gespanntheit, oder „freye Gerabheit des Charakters.“ II. 98.

„Ein Mensch schwanigten Halses, oder mit einem vorgebogenen Profile und blonden Haaren, ist empfindlich und „stolz.“ ***) III. 68.

15) Von Händen.

Des III Bandes 4ter Abschnitt handelt von Händen. Daß an den Händen wichtige physiognomische Zeichen sind, ist ausgemacht, und die Achtsamkeit darauf ist sehr zu empfehlen. Ich wünschte nur, daß Hr. L. die Hände nicht in malerischen Stellungen, sondern ganz ruhig hätte zeichnen lassen, besonders daß kein Gelenk oder Nagel verdeckt wäre, welche oft wichtig sind. Auch möchte ich nicht aus einzelnen Händen, am wenigsten aus Schattenbildern, so positiv den Charakter

*) Wenn diese Bemerkung wahr ist, welches ich nicht untersucht habe: so würde sie eine Bestätigung des, auch bey andern wichtigen Vorfällen anzuwendenden, sehr wahren Satzes seyn, daß die innere Beschaulichkeit des körperlichen Schönen, sich mit Wollust verträgt, und oft auf Wollust deutet. Wenn doch Hr. L. im Künstler nicht den Menschen vergessen wollte.

**) Ich glaube bemerkt zu haben, daß sehr feine musikalische Ohren, den innern Ohrkreis groß und fein rundlich geschweift haben.

***) Mich dünkt diese Bemerkung, besonders in Absicht auf die Haare, verdient große Einschränkung und Bestimmung. Ein merkwürdiges vorgebogenes Profil eines langen Halses, findet man auf dem zu S. 325. des III Bandes gehörigen Bildnisse.

rakter bestimmen wollen, als Hr. L. thut. Dieß ist nicht der Weg zur Wahrheit; Vergleichung aller Theile ist nothwendig. Es wäre daher sehr nöthig gewesen, daß Hr. L. von jeder Hand wenigstens das Gesicht, wozu sie gehört, gegeben hätte, so wie dieses, bey allen einzelnen Theilen hätte geschehen sollen.

Die Sätze: so wie das Gesicht, so die Hand, und je ähnlicher sich die Gesichter, desto ähnlicher sich die Hände: müssen viel genauer bestimmt werden. In der größten Ausdehnung habe ich sie in der Erfahrung grundfalsch gefunden. Sie folgen auch keinesweges, wie Hr. L. zu glauben scheint, aus der Homogenität des menschlichen Körpers. Selbst wenn ich mir das Gesicht als den Mittelpunkt vorstellen wollte, von dem die menschliche Physiognomie ausginge: so können doch die Zeichen, wenn sie auch von einem gemeinsamen oder ähnlichen Mittelpunkte ausgehen, auf sehr verschiedene Art divergiren.

16) Von der Handschrift.

Hiervon wird im III Bande S. 110. u. f. gehandelt. Die Anmerkungen und Beyspiele sind merkwürdig, und verdienen weitere Untersuchung. Indessen ist diese Materie noch sehr dunkel, da bey der Handschrift die durch Unterricht erlangte Kunstfertigkeit sehr mit in Betrachtung kommt. Doch als ein Nebenhülfsmittel, ist die Sache nicht ganz zu verachten. Ich führe von dieser Materie den Titel eines raren Traktats an, den ich nirgend citirt gefunden habe: Trattato come da una lettera missiva si conoscano la natura e qualità dello Scrittore raccolto dagli Scritti del Signor *Camillo Baldi*, Cittadino Bolognese, e dato alle stampe da *Gio. Franc. Grillenzoni*. In Milano, appresso Gio. Batt. Bidelli. MDCXXV. 55 Seiten in 8. Baldi sieht aber nicht allein auf die Handschrift, sondern auch auf die Schreibart.

Ueber die Physiognomik; wider Physiognomen. Zu Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntniß. Göttingen, bey Dietrich. 1778. 93 Seit. 8.

Der Hr. Prof. Lichtenberg in Göttingen, machte diese Abhandlung zuerst im Göttingischen Taschenkalender bekannt, und liefert sie hier vermehrt. Man sieht offenbar, daß der kindische Mißbrauch, der bekanntlich an vielen

mik getrieben worden, ihn bewogen
nomen eigentlich zu schreiben. Er
llte Mißtrauen erwecken gegen jene
ng, wodurch mancher glauben ge-
uf Erden gesprochen ist, käme vom
Unternehmen, wofür er herzlichen
uch gleich, in seinem Eifer wider
ach seinem Ausdruck S. 7.) „die
d da allzuweit vom Abgrunde ge-
ganze Physiognomik wegfallen
Es ist freylich ein sonderbarer
er die Physiognomik schreibt,
dlung, und aus andern kleinen
, den trefflichsten physiognomi-
elbst berichtet, daß er von In-
Beobachtungen gemacht, aber
ognomik mißtrauisch worden,
Aufsatz einige der trefflichsten
nacht. Daß ein Mann, der
ngen gemacht hat, dennoch
nomik werden kann, ist uns
heitliebenden Physiognomen
, besonders, wenn er, wie
geschwind einen zu weiten
triß hat begreifen wollen;
ien, die den Verstand ge-
en, von langfortgesetzten
chtungen abgezogen wor-
h, „daß er nicht die Ab-
omischer Grundregeln zu
soll, sich Bemühungen
ihnen ähnlichen, den
lichere Dinge leiten
diesen traurigen Ta-
chtungsgeist auf-
führen, und den

Physiognomik, keine
e, indem ich ihre
e objektive Gewiß-
nn durch derselben
ebenzwecke, zu
deren

deren Erreichung sie allerdings dienen kann, erreicht würden. In dieser Absicht ersuche ich Hrn. **Lichtenberg** sehr angelegentlich, seine sämmtlichen **physiognomischen Beobachtungen**, die Widersprüche mit eingeschlossen, wodurch Er gegen sie, und **gegen die Physiognomik überhaupt, mißtrauisch** geworden ist, bekannt zu machen. Sie könnten nicht anders als höchstlehrreich seyn, da sie von einem Manne herkommen, der so viel Verstand und Witz, so viel Weltkenntniß und Beobachtungsgeist, so viel mathematische und physikalische mit so viel eigentlichen **physiognomischen** Kenntnissen verbindet, der zeichnen kann, der die Sprache so sehr in seiner Gewalt hat, daß er durch sie Dinge deutlich zu beschreiben weiß, die man glauben sollte, nur durchs Anschauen begreifen zu können, wie man unter andern aus seinen Nachrichten von **Garricks** Art zu spielen (im **deutschen Museum**) sieht. Seine **physiognomischen Beobachtungen** würden unter andern auch noch den Vortheil haben, daß sie den Menschen ganz aus dem **Lavatern** entgegengesetzten Augpunkte betrachten, und also Seiten an demselben zeigen würden, die **Lavatern** entgangen sind, wie ich oben S. 1257. angemerkt habe.

Uebrigens kann ich zur nähern Beleuchtung desjenigen, was Hr. **Lichtenberg** hier wider die Physiognomik sagt, bey meinem eingeschränkten Raume nichts sagen, und es ist auch um so viel weniger nöthig, da Hr. L. hierauf im IVten Bande seiner **physiognomischen Fragmente** S. 3 bis 38, wie ich glaube, in den meisten Stücken befriedigend, und zugleich mit solcher Bescheidenheit und Pertinenz geantwortet hat, die ich allen gelehrten Streitigkeiten wünschen möchte.

Was Hr. L. an gedachtem Orte S. 39. über **Physiognomik** und **Pathognomik** sagt, scheint mir nicht so völlig befriedigend zu seyn. Nur darinn bin ich mit Hrn. L. vollkommen einig, daß beyde **unzertrennlich** seyn müssen, und in der That beständig in einander fließen. Ich wundere mich in der That, daß ein so scharfsinniger Kopf, wie Hr. **Lichtenberg**, beyde trennen will, und der **Pathognomik** zwar richtige Zeichen zuzugestehen, und folglich ihre Kultur zu empfehlen; der **Physiognomik** aber alles abzusprechen scheint. Meines Erachtens läßt sich eine richtige Kenntniß der **Pathognomik** ohne **Physiognomik** gar nicht denken. **Physiognomik** und **Pathognomik** entsprechen sich gerade eben so, wie **Physiologie** und **Pathologie**. Beyde fließen auch eben so in ein-

)er Natur nimmermehr einen völlig ge-
)logischen Zustand giebt: so muß der
ziſchen Beobachtungen am Kranken-
)ysiologiſche Beſchaffenheit des Kran-
Grunde ſo iſt es auch, wenn man die
hen pathognomiſch beurtheilen will.
geſchehen, wenn man nicht auf seine
ht. Und es giebt ſo viele Zuſtände
Bewegungen der Lippen, der Na-
ſe, bey denen es ſchwer zu ſagen
nomiſch oder pathognomiſch be-
er ohne alle Rückſicht auf Phyſio-
chtig beurtheilt werden.

)biers über die Phyſiognomik.
Intelligenzcontor in Han-
)dmanns Erben und Reich.

eine launigte Art, daß Vieh
nach dem Aeußerlichen beur-
cht ſo gar dumm ſeyn könne,
vom Aeußerlichen aufs In-

wirklich ins Hannöver-
Als in Leipzig dieſer
den, fiel es einem gelehr-
welcher der Einfalt des
lehrter mit der deutſchen
unte, nachhelfen zu müſ-
Schreibart ſein ſäuberlich,
Hülfsverbindung hinzu,
in einen gelehrten um,
ch zuſammen, u. ſ. w.
en ſo blieben, wie ſie
nippermäpſches Ding
)biers und Korrektor.
r ſchalt den Korrek-
n Dinge unbekümmert,
en, und ließ ſein
s geſchrieben hatte.

Dieß

Dieß giebt nun zwey Menschenmen von Schreiben, die sich so ähnlich sehen, daß es scheint, man könne sie an ihrer Physiognomie gar nicht unterscheiden, ob sie gleich innerlich sehr verschieden sind. Indessen wer nur den Titel mit dem rechten Blicke anschauet, kann auch den Unterschied merken. Denn auf dem rechten Abdruck steht Contor, und auf dem falschen steht Contoir. Der weise Korrektor hatte wirklich geglaubt, er müsse auch hierinn der Unwissenheit des Viehhändlers zu Hülfe kommen, und ihn lehren, wie gelehrte Leute das Wort, in seiner eigenthümlichen französischen Rechtschreibung, zu schreiben wissen.

Physiognomisches Cabinet, für Freunde und Schüler der Menschenkenntniß. Mit eingedruckten Kupfern. Frankf. u. Leipz. bey Perrenon. Erste Eröffnung. 1777. 243 Seiten 8. Zwote Eröffnung. 1778. 219 S. 8.

Dieses Buch ist recht gut gemeynt; kommt aber von keinem Mann, der mehr als gewöhnliche Einsichten in die Physiognomik hat. Er hat vieles gesehen, aber wenig beobachtet, viel gelesen, aber wenig verdauet. Die eingedruckten Bilder haben sämmtlich eine gewisse Schlaffheit und Unbestimmtheit, die von der Manier des Zeichners oder Radierers herkommt, und ein großer Theil ist noch dazu häßlich verzeichnet.

Zufällige Gedanken über Hrn. Lavaters physiognomische Fragmente. Erster Theil. Halle, bey Hendel. 1776. 54 S. in kl. 8.

Diese Gedanken sind nicht allein sehr zufällig; sondern auch sehr unzulänglich. Der Verfasser weiß eigentlich selbst wohl nicht, was er will. Es ist daher recht gut, daß es bey diesem ersten Theile geblieben ist.

Hannibal. Ein physiognomisches Fragment, von Joh. Chr. Loffius. Gotha, bey Ettinger. 64 S. 8.

Viel schöne Worte; aber der Physiognomik ist wohl wenig damit geholfen. Weder mit allen den lieben Dingen, die in Hannibals (idealischem) Bilde gesehen und nicht gesehen worden, (dergleichen man an jedem andern Bilde auch sehen und sagen kann, ohne daß man deswegen ein Haarbreit mehr Physiognom ist, oder wird,) noch mit dem schönen Entwurfe, die Physiognomik zu einer schulgerechten Wissenschaft zu machen, und ihre Theorie zu bestimmen, welcher wenigstens fünfhundert Jahre zu früh kommt, und eben so lange die Physiognomik verderben könnte. So hat die Theorie Jahrhunderte lang die Arzneykunst verdorben, bis man endlich so klug geworden ist, von allen Theorieen abzugehen, und die Kunst auf Beobachtung zu gründen.

Christus-Köpfe, von C. L. Junker. Bern, bey der typographischen Gesellschaft. 1776. 71 Seiten in 8. nebst einer langen Vorrede.

Verschiedene Christusköpfe, und zum Anhange einige Marieenköpfe nach Kupferstichen, von Hrn. Junker abgezeichnet, und von Danker radirt, und von Hrn. Junker wieder beräsonirt. Ich habe schon oben etwas von Lav. schwankender und grillenhafter Idee von Christusköpfen gesagt. Diese läßt Hr. J. auf, und behandelt sie nach seiner Weise. Er sagt selbst auf der letzten Seite: „Dieß kleine Werkchen solle ein Vehikulum seyn, dem jungen Künstler den ganzen Werth der Physiognomik begreiflich und eindringend zu machen.“ Aber weder der junge Künstler, noch sonst jemand, wird aus diesem windschiefen Raisonnement über schlechte Köpfe, irgend etwas besser erkennen. Es ist nichts richtig gefasset. Hr. J. hatte 1) einen Kupferstich vor sich. 2) Daran erhitzte er sich zu einem hohen Ideale. 3) zeichnete ihn schwach nach, und theilte ihm sowohl von seiner eigenen Specialidee, als auch von seiner eigenen Schwäche in der Kunst die Merkmale mit. 4) Im radiren wird alles noch zaghafter und schlelender, und das Aezwasser fraß noch wohl zufälliger Weise hier ein eingebildetes Merkmal der Gottheit, dort ein eingebildetes Merkmal der Menschheit weg. 5) Es ist zehn gegen eins zu verwetten, daß durch diese viele Ideale und schlechte Bilder in Hrn. J. Kopfe ein neues Ideal entstand.

6) Ueber

6) Ueber dieses, nicht über das wirkliche geätzte Bild, räsonnirte er in schwankenden, bald gesalbten, bald ästhetischen, bald malerischen Ausdrücken, dachte niemals weder an Zweck der Kunst, noch Bedürfniß, noch Schranken der Kunst, mischte Sinn und Unsinn so nahe neben einander, daß endlich das unerfindliche Ding daraus ward, das dieses Büchlein ist.

Ich bin so dreist, es für ganz unnütz zu erklären; denn wie in einem Schattenspiele, ändern sich und verschwinden die glänzenden Bilder, ohne einen wahren Eindruck zu hinterlassen, außer allenfalls bey Kindern, den Eindruck der einfältigen Bewunderung dessen, was nichts ist.

Silhouetten jetztlebender Gelehrten, en Bou-Magie. Erstes Heft, nebst einem von ihnen selber durchgesehenen Verzeichniß ihrer Schriften. Hamburg, bey Herold. 1778. 6 Kupfer. 8 S. 4.

Es ist Affektation, ausländische Wörter zu brauchen, wo man eben so gute deutsche hat. **Silhouetten**? — *en Bou-Magie*? Wer soll das verstehen? Warum heißt der Titel nicht: **Schattenbilder.** — — **auf eine neuerfundene Art geätzt**? Das würde jedermann verstanden haben: denn die *Bou-Magie* ist nichts als eine Art von Aetzung, es sey in Kupfer oder in ein anderes Metall, die ein Hr. **Jacob von Döhren, Otto Sohn**, in Hamburg, erfunden hat. Die Schattenbilder, die hier geliefert werden, sind folgende: **C. P. E. Bach, J. G. Büsch, J. H. Campe, C. D. Ebeling, F. G. Klopstock, J. J. Schmidlin.** Der Rec. kennt keinen von diesen Herren persönlich, um von der Genauigkeit der Schattenrisse urtheilen zu können. Indessen, obgleich in der Vorrede die **große Genauigkeit** der sogenanten *Bou-Magie* gerühmt wird; so sind dem Rec. doch verschiedene Zweifel aufgestiegen. Besonders möchte er, ohne ein **Lavater** zu seyn, sehr zweifeln, daß ein Mann, wie **Klopstock**, solche **starre gezogene verschnittene Lippen** haben könne, als ihm hier gegeben worden. Zugleich hat er aber auch mit großem Vergnügen, eine äußerste Feinheit in der Mitte der Stirn dieses berühmten Mannes bemerkt.

Physiognomische Reisen, voran ein physiognomisches Tagebuch, heftweis' herausgegeben. Altenburg, bey Richter. 1778. 191 S. in 8.

Derselbe zweytes Heft. Ebend. 1778. 228 S. in 8.

Die vielen Grillen, mit welchen Lavater seine Physiognomik durchwebt hat, und besonders der kindische Mißbrauch, den so viele Leute mit Schattenbildern, Physiognomisiren, Charakterisiren, und so ferner, treiben, gaben einem Schriftsteller, der gesunden Verstand und viel muntere satyrische Laune hat, zu dem gegenwärtigen Buche Gelegenheit. Ich glaube, jeder Leser, er sey Physiognom, oder Antiphysiognom, werde diese Reisen mit Vergnügen lesen, denn sie sind sehr unterhaltend. Der wahren Physiognomik können sie, meines Erachtens, nicht schaden, denn, wenn Beobachtungen gemacht, und Beobachtungen verificirt werden: so bestehen sie, trotz der witzigsten Brochüre. Aber die viele Kinderey, die mit Physiognomisiren getrieben wird, und die allzu schnelle Anwendung noch nicht genug untersuchter Grundsätze, in ihrem lächerlichen Lichte zu zeigen, ist dieses Buch höchst erwünscht.

Der Verf. schildert sich, als den Besitzer eines Gutes, der sich von Lavatern zur Physiognomik hat entflammen lassen, der seine Unterthanen und Nachbarn abschattet, und dem sein Portiönchen Charakteristik völlig in Lavatrischen Worten, zutheilt. Darüber hält er denn sein Tagebuch, worinn z. B. mit Verwunderung zu lesen, wie der Beamte Pörtler, ein zweyter Physiognomist, dem der Verfasser ein Schattenbild schickt, dasselbe für das Profil eines ausgestandenen Diebes ansiehet; wie der Schäfer Markus, dessen Profil der Verf., nachdem der Schäfer mit den Hammeln verschwunden war, für verschmitzt und diebisch erklärt, eigentlich den Dieben nachgesetzt hatte, und die Hammel zurückbrachte; und wie Sophie, ein Mädchen, „von reiner keuscher Engelsphysiognomie, die stehend in ihrer hohen Menschenwürde, deren ganzes Gesicht kindliche Unschuld und Aufrichtigkeit war, ein Gesicht, das ohne Prätension präsentirt, eine zahme, gute, in sich selbst wohnende Seele. Die Züge so eindrucksfähig, so ohne alles Arge. Die Nase sicherlich einer keuschen, edeln jungfräulichen Seele würdig. Empfind-

„pfiffigkeit und verschmitzige Züge in der vorstehenden „Oberlippe u. s. w.“ — Wie, sage ich, besagte Sophie, welche der Verf. hinter einem Zaun liegend fand, und auf ihre Physiognomie in sein Haus aufnahm, einen Griff in seine Kleinodien thut, und sich mit denselben und seinem sämmtlichen Pathengelde, heimlich davon macht. Die Kümmernis hierüber bewegte ihn zu der physiognomischen Reise, welche im zweyten Bande ihren Anfang nimmt. Sein erster Weg ist nach Leipzig, wo er in einem Caffeehause einen Menschen antrifft, den er, weil er eben so gekleidet ist, und die Tabackspfeife so original hält, als Tellow von Klopstock berichtet, für Klopstock hält. Es war aber Mag. Wabbel, ein Arbeiter in der Uebersetzungsmanufaktur. Es werden in diesem Buche überhaupt neben den physiognomischen Thorheiten, noch viele andere litterarische Thorheiten hin und wieder mit dem Finger gezeigt, und besonders wird der gedachte Tellow wegen vieler in sein Buch eingemischten Haseryen, ganz sanft wider den Strich gekämmt.

La Connoissance de l'Homme moral, par celle de l'Homme physique, par l'Abbé *Antoine-Joseph Pernety*. à Berlin, chez Decker. 1776. 326 S. in gr. 8. *Tome second.* 1777. 341 S. in gr. 8.

Observations sur les Maladies de l'Ame, pour servir de Suite au Traité de la Connoissance de l'Homme moral par celle de l'Homme physique, par le meme Auteur. 1777. 294 Seiten in gr. 8.

Diese Physiognomik ist in allem von der Lavaterischen gänzlich unterschieden, und was mich wundert, ist, daß Lavaters auch nicht einmal mit einem Worte erwähnt wird. Dieß Werk ist meistens aus den ältern Physiognomisten zusammengetragen, und auch nach Art derselben eingerichtet. Es sind hin und wieder auch wohl einige eigene Bemerkungen; welches aber hier heraus zu suchen oder zu prüfen, um so viel weniger der Ort ist, da dieses Werk eigentlich zur französischen Litteratur gehört, und nur bloß wegen des Aufenthalts des Verfassers in Deutschland hier angezeigt wird.

N.

Physiognomische Reisen, voran ein physiognomisches Tagebuch, heftweis' herausgegeben. Altenburg, bey Richter. 1778. 191 S. in 8.

Derselben zweytes Heft. Ebend. 1778. 228 S. in 8.

Die vielen Grillen, mit welchen Lavater seine Physiognomik durchwebt hat, und besonders der kindische Mißrauch, den so viele Leute mit Schattenbildern, Physiognomisiren, Charakterisiren, und so ferner, treiben, gaben einem Schriftsteller, der gesunden Verstand und viel muntere sarkastische Laune hat, zu dem gegenwärtigen Buche Gelegenheit. Ich glaube, jeder Leser, er sey Physiognom, oder Antiphysiognom, werde diese Reisen mit Vergnügen lesen, denn sie sind sehr unterhaltend. Der wahren Physiognomik können sie, meines Erachtens, nicht schaden, denn, wenn Beobachtungen gemacht, und Beobachtungen verificirt werden: so bestehen sie, trotz der witzigsten Brochüre. Aber die viele Kinrey, die mit Physiognomisiren getrieben wird, und die allzu schnelle Anwendung noch nicht genug untersuchter Grundsätze, in ihrem lächerlichen Lichte zu zeigen, ist dieses Buch höchst erwünscht.

Der Verf. schildert sich, als den Besitzer eines Gutes, der sich von Lavatern zur Physiognomik hat entflammen lassen, der seine Unterthanen und Nachbarn abschattet, und diesem sein Portiönchen Charakteristik völlig in Lavaterischen Worten, zutheilt. Darüber hält er denn sein Tagebuch, worinn z. B. mit Verwunderung zu lesen, wie der Beamte Pörtler, ein zweyter Physiognomist, dem der Verfasser ein Schattenbild schickt, dasselbe für das Profil eines ausgesetzten Diebes ansiehet; wie der Schäfer Markus, dessen Profil der Verf., nachdem der Schäfer mit den Hammeln verschwunden war, für verschmitzt und diebisch erklärt, eigentlich den Dieben nachgesetzt hatte, und die Hammel zurückbrachte; und wie Sophie, ein Mädchen, „von reiner kreuher Engelsphysiognomie, die stehend in ihrer hohen Menschenwürde, deren ganzes Gesicht kindliche Unschuld und Aufrichtigkeit war, ein Gesicht, das ohne Prätension prädinirt, eine reine, gute, in sich selbst wohnende Seele. Die Stirn so eindrucksfähig, so ohne alles Arge. Die Nase sicherlich einer keuschen, edeln jungfräulichen Seele würdig. Empfind-

„pfiffigkeit und [illegible] in der vorstehenden „Oberlippe u. s. w.“ — Wie, sage ich, besagte Sophie, welche der Verf. hinter einem Zaun liegend fand, und auf ihre Physiognomie in sein Haus aufnahm, einen Griff in seine Kleinodien thut, und sich mit denselben und seinem sämmtlichen Pathengelde, heimlich davon macht. Die Kümmernüß hierüber bewegte ihn zu der physiognomischen Reise, welche im zweyten Bande ihren Anfang nimmt. Sein erster Weg ist nach Leipzig, wo er in einem Caffeehause einen Menschen antrifft, den er, weil er eben so gekleidet ist, und die Tabackspfeife so original hält, als Tellow von Klopstock berichtet, für Klopstock hält. Es war aber Mag. Wabbel, ein Arbeiter in der Uebersetzungsmanufaktur. Es werden in diesem Buche überhaupt neben den physiognomischen Thorheiten, noch viele andere litterarische Thorheiten hin und wieder mit dem Finger gezeigt, und besonders wird der gedachte Tellow wegen vieler in sein Buch eingemischten Haseryen, ganz sanft wider den Strich gekämmt.

La Connoissance de l'Homme moral, par celle de l'Homme physique, par l'Abbé *Antoine-Joseph Pernety*. à Berlin, chez Decker. 1776. 326 S. in gr. 8. *Tome second*. 1777. 341 S. in gr. 8.

Observations sur les Maladies de l'Ame, pour servir de Suite au Traité de la Connoissance de l'Homme moral par celle de l'Homme physique, par le meme Auteur. 1777. 294 Seiten in gr. 8.

Diese Physiognomik ist in allem von der Lavaterischen gänzlich unterschieden, und was mich wundert, ist, daß Lavaters auch nicht einmal mit einem Worte erwähnt wird. Dieß Werk ist meistens aus den ältern Physiognomisten zusammengetragen, und auch nach Art derselben eingerichtet Es sind hin und wieder auch wohl einige eigene Bemerkungen; welches aber hier heraus zu suchen oder zu prüfen, um so viel weniger der Ort ist, da dieses Werk eigentlich zur französischen Litteratur gehört, und nur bloß wegen des Aufenthalts des Verfassers in Deutschland hier angezeigt wird.

N.

Wiſſenſchaften.

mmtliche Werke.
ɔſſ. 1778. 1 Theil,
in gr. 8.

edelſten Empfindungen
h korrekten Ausdrucks,
rſchienen. Schon bey
Ramler um Kritiken
ɔitten, und die ihm von
n. Nach ſeinem Tode
erungen. Aus dieſen,
t nun Ramler immer
Werken herauszugeben;
ɔn Kleiſt würde gebe-
ı hat. Die Aenderun-
betreffen nur die letzte
rte Härte eines Verſes,
. dgl. S. 89. ſagt uns
rathen, mit eingeſtreu-
ohlgewählten Beyſpie-
ɔhiloſophiſchen Betrach-
hte, die häufigen Bil-
chen, und das Gedicht
ɔße Verbeſſerung hätte
ɔer Tod übereilt hätte.
ichte von Emire und
: zu bringen, und ſo
einem kleinen Epiſode
von K. in Proſa auf-
gereimte Alexandrinen
nommenen Kupfer und
von der ſchönen Zeich-
ı der Grabſtichel Ende-

Lyri-

Lyrische Blumenlese. VI bis IX Buch. Leipzig, Weidmanns Erben und Reich. 1778. 1 Alph. 5 Bog. in 8.

Dieser zweyte Theil von Ramlers bekannter Liedersammlung enthält die mehresten und gewiß die besten von den Liedern der Deutschen, ferner Stücke von unsern alten und neuern Liederdichtern, worunter sein Ungenannter, der Zahl und dem Werthe nach, viel geliefert hat. Es ist bekannt, daß R. diese Lieder nicht bloß abdrucken läßt; sondern durch Aenderungen nach seiner Empfindung sie der Vollkommenheit näher zu bringen sucht. So haben auch jene in den Liedern der Deutschen schon verbesserte Stücke hier noch eine neue Bearbeitung erfahren. Wir wollen hier mit Niemand über diese Methode Ramlers streiten; auch wäre die genaue Auseinandersetzung der Sache zu weitläuftig. Genug, man behält ja auch noch seine Dichter in der ursprünglichen Lesart, und wir versichern die Leser, daß die Vergleichung derselben mit der neuen, theils einige vortreffliche Aenderungen zeigen, theils sehr lehrreich seyn wird. — Die vortrefflichen Vignetten von J. W. Meils Erfindung und eigner Arbeit, können an Grazie und Feinheit und Genauigkeit, nicht genug gelobt werden.

Vermischte Gedichte von Herrn Ludw. Heinr. Nicolai (Kabinetssekretär und Bibliothekar des Großfürsten von Rußland.) Berlin und Stettin, Nicolai. 1778. I Theil, (mit einem Titelkupfer von J. W. Meil.) 20 Bog. II Th. 18 Bog. in 8.

Dieser außer Deutschland (in Straßburg) geborne, und noch itzt außer Deutschland (in Petersburg) lebende Mann, hat bey seinen anderweitigen Kenntnissen und seinen Geschäfften immer die deutschen Musen geliebt, und zwar so, daß es ihm Ehre bringt, und er ihnen Ehre macht. Dieß soll kein Entschuldigungskompliment seyn. Aber wohl gereicht ihm dieser Umstand zum Ruhm. Es ist eine wahre Freude und Erquickung für einen armen Recensenten, wenn er unter unserm sich täglich mehrenden Haufen neuer deutscher Dichter auch nur auf Einen guten stößt. Als einen solchen können wir

unsern

anstrit V. den Lesern ankündigen. Die beyden ersten Bände enthalten: Fabeln, I Th. S. 3—64. Sie sind nicht alle von Erfindung neu, aber gut und munter erzählt; vorzüglich dünkt uns der V. den Ton des Dialogs darin sehr gut getroffen zu haben. Der lehrreiche Inhalt, die ganze Darstellungsart und bey einigen auch die Erfindung, verdienen Lob. Zur Probe schreiben wir eine der kürzern, nicht gerade der besten ab:

Der Rathsherr und der Jüngling.

Ein Rathsherr einer Stadt, der täglich eine Stunde
Vor der Versammlungszeit des Raths zur Kirche schlich,
Bat Gott allda von Herzensgrunde
Am Segen für die Stadt, und sich.
Auch täglich schlich bey erster Helle
Aus einer heimlichen Kapelle,
Ein Jüngling, der die ganze Nacht
Mit feilen Dirnen zugebracht.
Ganz nahe standen die Gebäude,
Das Gotteshaus, das Haus der Freude,
Und täglich kreuzte sich ein Paar,
Das in ungleichem Dienst gleich ämsig war.
Doch keiner wußte von des andern Wegen.
Der Rathsherr sprach: Der wackre junge Mann,
Er flehet täglich Gott, noch eh als ich, um Segen
In seinem Tempel an.
Der Jüngling dachte: Pfuy dem Alten!
Er soll auf Zucht und Sitten halten;
Und geht doch niemals in den Rath,
Eh er der Wollust Sitz besuchet hat.

II. Briefe. S. 67—186. Die drey ersten machen eine Art von kleinem moralischen Lehrgedicht aus; der Gegenstand ist die Glückseligkeit. Der bald lebhafte und munitere, bald gedrängte und spruchreich starke Ausdruck, die ganze Anlage des Räsonnements mit Gründen und Gegengründen, die Darstellung der gemachten Einwürfe, die Erläuterung durch Exempel, Geschichten und Gleichnisse, der edle Freyheitssinn, der Laster und Thorheit auch in Pallästen schilt, der Enthusiasmus für Tugend, Weisheit und Vernunft: alles dieß hat uns immer ungemein gefallen, da wir dieß Gedicht mehr als einmal gelesen haben. Will man durchaus vergleichen: so gehört es in die Klasse der Satyren oder Sermonen der Römer, und zwar nähert ihr leichte lachende Ton und der feine Spott mit Weltkenntniß verbunden, ihn mehr dem

Horaz.

Horaz. — Alle Menschen loben und beneiden den vom ihnen besser gehaltenen Stand: Ein jeder sieht nur empor. —

Der Bauer lobt des Handwerksmannes Künste,
Und der des Kaufmanns reichere Gewinnste,
Der das gewisse Brod des Pfaffen, den entzückt
Des Richters leichtes Amt, der in dem Rathe nickt.
Dem Richter fehlet noch des Adels Ehre;
Der Junker sucht ein Ansehen in dem Heere,
Der Oberste wünscht sich zum General,
Der in der schiefen Bänder Zahl,
Der Ritter endlich zum Minister.
Dieß ist der Wünsche steter Lauf:
Vom Küster steigt man so bis zu dem Kayser auf,
Und nie herab vom Kayser zu dem Küster.

Der Höfling,

Mit Rauche will der Thor den Hunger stillen.
Er kauft, als Gold und Edelstein,
Ein schlechtes Glas und Messing ein.
Er meynt, es sey genug, dem Löwen gleich zu seyn,
Sich in des Löwen Haut zu hüllen.
Er sucht den Schlaf, wo Rad und Mühle rauscht,
Und Ehre, wo Verläumdung lauscht.
Er wünscht den Federbusch, und übersieht die Bürde,
Von der gebückt das Thier mit wundem Rücken schleicht,
Und er vergißt, daß unverdiente Würde
Dem Todten nur zum Spott gereicht.

Einwurf des Rousseau, und derer die ihn itzt nachschreiben:

Wohlan! der Weg zum wahren Glücke
Ist, der Natur getreu zu seyn! —
So bringe mich zuerst auf ihren Stand zurücke,
(Gelobter Swies! nicht ohne Schein
Wirft man vielleicht mir dieses ein;)
Laß sich in unzertheilte Ländereyen
Das freygesprochne Volk zerstreuen!
Mach, daß ich mir genug, daß jedes jedem gleich,
Am Wünschen arm, an Kräften reich,
Den starken Leib zu Frost und Hitze kühle;
Gesättigt mit der Bäume Frucht,
Zu groß für Eigennutz, zu roh für Eifersucht,
Das Mitleid zum Gesetz, zum Kuß die nächste wähle.

Entdecke mir die erſten Einfalt Spur,
Dann ſage: ſey beglückt, und folge der Natur! —
Doch in der Städte Schlamm, wo Geiz und Ehrſucht wühlet,
Dem Klugen oft der Thor gebietet,
Wo einer Alles hat, und zehnen Alles fehlt,
Wo jeder gilt, ſoviel er zählt,
Wo ſchlaues Recht mehr Laſter brütet,
Als es beſtrafet und verhütet,
Wo Liebe rechnend wählt, wo Schein für Tugend gilt,
Wo der Gebrechen Troß die gift'gen Tiſche füllt,
Wo feiler Künſte Brut den trägen Leib entkräftet,
Wo Vorurtheil den Ruhm an helle Laſter heftet,
Wo wir, aus Schüchternheit dem offnen Wald entflohn,
Uns neue Wälder baun, da wildre Thiere drohn,
Wo Freyheit, Sicherheit und Menſchlichkeit verſchwinden:
Wie ſoll ich da Natur und wahres Glücke finden? —
— — — — — —
So ſpringt ein kranker Geiſt in ſeiner Wünſche Fieber
Vom größten Ueberfluß zum größten Mangel über;
Und, dem zum Schluß ihr kaum der Traum genügt,
Glaubt, daß er ruhiger auf harter Erde liegt,
Im Staate will er nichts, als Wilder — Alles miſſen.
Von allen Banden losgeriſſen,
Weil eine Braut ihn betrog,
Weil ihn ſein eigen Herz belog,
Weil ihn ein Klügerer verlachte,
Weil ihm der Mißbrauch Ekel brachte,
Will ſein empörter Stolz auch wahren Vortheil nicht.

Nun ſehr richtig und ſtark zum Lobe der Geſellſchaft, der Kultur, und der itzigen Zeiten; ein Kapitel, wo itzt ſoviel über geſchwärmt wird. Gefühl der Exiſtenz: eine große Quelle von Luſt und Glück! Alles ſchön und ſtark geſagt, doch wir können nicht Alles abſchreiben. — Nach der Schilderung der ächten Gelaſſenheit folgt:

Beglückt, wer kalt wie du, ſich ſelbſt gebieten kann!
(Erwiedert Kleon hier.) Im Zorne nicht entbrennen
Braucht mehr, als Wollen, um zu können. —
Wie, Kleon? Du beſtiehlſt: ſo läuft dein ganzes Haus,
Und führet deinen Willen aus!
Mit deiner Unterſchrift kömmt ein verſchloßner Vogen
Nach Amſterdam, nach Kadix hingeflogen:

Und

Und alles reget sich! der Steuermann verläßt
Der jungen Gattinn Arm, sein sichres, warmes Nest,
Und trotzt den Winden und den Wellen
Den fernen Auftrag zu bestellen!
Und du, auf dessen Wink so manches Auge wache,
Hast über dich allein nicht Macht?
Verdammest die Vernunft zum Schweigen,
Und machst sie nur zu deiner Thorheit Zeugen?

Endlich: suche das Glücke nicht außer dir, sondern in deinem eignen Herzen.

Wie, wenn der Sturm ein Schiff zerrissen,
Und von dem Volke, das es trug
Ein Einziger sich durch die Wellen schlug:
Der, an ein ödes Land geschmissen,
Zur Wohnung sich die nächste Höhle wählt;
Doch, eh er sie beziehet, vom heißen Durst gequält,
Umherirrt, forscht, und suchet. Gesalzne Fluthen trüben
Untrinkbar um den Strand. In einer Felsige Schooß
Steht trübes Naß, das aus den Wolken floß.
Vergebens wagt er es, den trocknen Mund zu füllen,
Ein eckler Graus erschüttert ihn;
Und traurig kehret er nach seiner Höle hin, —
Durchsucht die krummen Gänge weiter.
Ein dunkles Murmeln schlägt sein Ohr,
Er geht ihm nach. Und siehe! frisch und heiter
Springt in der Höle selbst ein süßer Quell hervor.
So, liebster Fries, wenn Welt und Zeiten
Dir falsches Glück und eckle Lust bereiten,
So steig in dich hinab! Entdeck' in deiner Brust
Die hellen Bäche reiner Lust.

Das Gefühl der Schönheit, an Natur und Kunst, sehr malerisch beschrieben. Weisheit. Tugend. — Die 2 folgenden Briefe an den Großfürsten, und an Panin, sind voll starker großer Sätze und lebhafter Diktion; seine Kenntniß in der politischen Geschichte und Auffassung des Wichtigen, ist bemerkenswerth. — Der 6te Brief ist in seiner Art gar vortrefflich: in Knittelversen, an die Straßburger Censores, die ein Gedicht des V. nicht wollten drucken lassen, weil er die Kreuzzüge fromme Wuth genannt hatte. Aechter Witz, feiner und beißender Spott, Laune, Drolligkeit des Versmaßes,

s, Untermischung von Wörtern und Versen aus fremden Sprachen, u. s. w. lassen den Leser nicht ermüden, obgleich as Stück etwas lang ist.

Gesetzt nun, liebe Herren mein!
Es fiel einmal den Türken ein,
Daß sie kämen in unser Land
Mit Sack und Pack daher gerannt,
Aus Syrien, Arabia,
Aus Persien, Natolia, —
— — — — —
Und schrien: fort ihr Christenrotten!
Gewürgt, gebraten und gesotten
Das unbeschnittene Geschmeiß,
Das nichts vom großen Machmud weiß!
Das Land das wollen wir bezwingen,
Und das Elsaß vor allen Dingen
Da wolln wir alles knick'n und knacken
Und in kleine Stücken zerhacken,
Und seng'n und brennen weit und breit
Zu unsrer Seelen Seeligkeit!

Mein, sag'n Sie mir, ihr Herrn Censores,
Wären das wohl vernünftge mores?
Und wär das nicht gewüthet frey
Wid'r alles Recht und Polizey?
Nun, wollte man denn heißen Muth
So zu vergießen Christenblut,
Warum soll man nicht heißen Muth
So zu vergießen Türkenblut?
Sind Gut und Böß zweydeut'ge Sachen?
Und, was gerad ist, krumm zu machen,
Wenns jener oder der gethan,
Rückts auf ein Stücklein Vorhaut an? — —

Der eingeführte Mollvog des zu Hause gekommnen Kreuzrers ist sehr komisch: Er hat itzt nichts als Hörner von seinem Weibe,

— — und ein' Indulgenz,
Und Schläg', und etwas Pestilenz.

Noch eine Stelle wollen wir abschreiben:

Nun will ich ihnen zeigen an,
Wie groß Unrecht sie mir gethan.

Es

Es lebt ein alter Versifex
In oder bey dem Ländchen Gex.
Soll ich ihn deutlich nennen? Er
Mit einem Worte heißt Voltair.
Ist ein Franzos'; ist weltbekannt.
Der hat geschrieb'n mit seiner Hand
Mehr als der ganze weise Rath
Zu St—g je gelesen hat.
Nun unter seinen Opera
Ist eines, heißt Historia.
Da steht ein langes, lang's Kapitel,
Geschrieben unter diesem Titel:
Von den Fahrten nach Morgenland.
Ist voller Klugheit und Verstand.
Da kömmt er nun die Herrn herunter
Daß man dran hat sein Freud und Wunder. — —
Hingegen einen Saladin
Malt er so tapfer und so kühn,
So liebreich und so edelmüthig,
So billig, so gerecht und gütig,
Daß, eh man noch daran gedacht,
Er einen selbst zum Türken macht. — —
Dieß Buch nun ist in manchem Land
Gedruckt, und allerwärts bekannt;
Und ist wohl auch in ihrer Stadt
Hier und da einer der es hat.
Ferner ist einer Robertson
(Ich führ ihn in den Noten an) -
Der ist ein Priester in Schottland
(Liegt noch weit hinter Engelland.)
Der schrieb ein Büchlein suae linguae
Von dem Kayser Carolus quinque.
In solchem sagt er unverholen,
Was ich von ihm nicht hab gestolen,
Sondern entlehnt und extrahirt,
Daher ich ihn denn auch citirt.
Das Buch das ward so hochgeschätzt,
Daß es ein Franzmann übersetzt,
Und solches mitten in Paris,
Von Wort zu Worte drucken ließ.

Aus allem dem zieh ich den Schluß,
Daß es doch wohl erlaubt seyn muß,

Zu sag'n, ob vor 600 Jahren
Die Leute recht bey Sinnen waren,
Und daß den g'raden Weg zu wandern
Mir so frey steht als einem andern. u. s. w. — —

III. Elegieen, S. 189–254. Und hier müssen wir den Lesern sagen, daß unser V. derselbe A. ist, dessen Elegieen wir in seinen Versen und Prosa A. d. B. XXIV. angezeigt haben. Sie sind hier ganz mit ungemeiner Sorgfalt und Feinheit umgearbeitet, und mit neuen Stücken vermehrt. IV. Rittergeschichten aus dem Ariost, S. 257–312. d. i. bis zu Ende, und der ganze II Band. Der V. hat sich, wie billig, sehr viel Freyheiten mit dem Ariost genommen, verändert, zusammengeschmolzen, getrennt, Eingänge gemacht, u. s. w. Aber er zeigt überall einen so arioſtiſchen Schwung der Phantasie und Leichtigkeit der Sprache, daß er sogar Wielanden gleichkommt, wo er ihn nicht hin und wieder übertrifft. Einige Geschichten sind lang, und in mehrere Gesänge getheilt. — Hier weiß uns die Wahl des Abschreibens schwer; doch zur Probe nur eine Stelle, die erste die uns in die Hand fällt. II Th. S. 193:

Wenn ich von Adams an bis auf den heutgen Tag
Mir eine Zeit erwählen sollte,
In welcher ich am lichsten leben wollte:
So wär' es (was nun auch ein Andrer denken mag)
Nicht in der Zeit der Patriarchen,
Nicht in der Zeit assyrischer Monarchen,
Nicht in der Zeit des freyen Griechenlands,
Des stolzen Roms, der Skauren, der Katonen,
Noch der Homere, der Maronen,
Nein, sondern in der Zeit der Peruonen,
Der Amadisse, der Gryphonen,
Mit einem Wort: des Ritterstands.

Welch eine Lust! nächst Gott und Kayser
Sein eigner Meister seyn, entlegne Länder sehn,
Und ohne Geld in groß und kleine Häuser,
Wie sich es trifft, als in sein eignes gehn;
Mit dunkeln Schriften aus Athen
Und Latien sich nie den Kopf zerbrechen,
Von Ranken und Processen nichts verstehn,
Und mit dem Schwerdte sich das Urtheil selber sprechen. —

Zwar

Zwar freylich gab es dazumal
Auch Riesen, Drachen, Ungeheuer,
Und Zauberer und tausend Abendteuer;
Doch gab es auch geseyten Stahl,
Und Ringe, die den Zauberdunst vertrieben,
Und Schwerdter, die durch Stein und Eisen hieben,
Und Hippogryphe, deren Flug
Die Ritter bis zum Monde trug.
Was ich insonderheit zurücke wünschen möchte,
Ist: in dem schöneren Geschlechte
Der damals so getreue Sinn;
Dagegen Eine Lügnerinn,
Orillen gleich, sich überall Amanden,
Marfisen, Bradamanten fanden,
Die Reiz und treuen Muth verbanden.
Nun aber hat, seitdem die Ritter aufgehört,
Sich der Orillen Brut vermehrt;
Und fand man damals unter zehnen eine,
So findet man itzt unter zehnen neune.

Wir haben uns gern bey einer längern Anzeige unsers V. verweilt; denn es macht natürlich ein großes Vergnügen, einen neuen (vorher war er noch immer so gut als unbekannt, auch hatte er sich nie so gezeigt) großen deutschen Dichter anzuzeigen. Seine Stärke in so mannichfachen Dichtungsarten, glauben wir, versichert ihm diesen Namen hinlänglich. — Ganz wenig Härten, vornehmlich des Reims, (als: voeksen. reissen; Städte, hätte) sind uns aufgefallen; ein Paarmal schien uns auch der Verstand wegen Dunkelheit aufzuhalten. — Vornehmlich warnen wir den V. vor Weitschweifigkeit! Er dränge alles mehr zusammen; dann wird er an Stärke des Ausdrucks gewinnen. Selbst Wieland, dem der Verf. so sehr gleicht, ist hin und wieder an dieser Klippe gescheitert. Noch müssen wir eines trefflichen Titelkupfers von J. W. Meil, das den ersten Band zieret, gedenken. Wie wir hören, ist der dritte Band, welcher abermals Rittergeschichte enthält, unter der Presse.

Ta.

Des Herrn Abt Pet. Metastasio dramatische Gedichte; aus dem Ital. übersetzt. Siebenter und

Leipzig. 1775. 1776.

Bänden eben ſo elend
n nur eine Art (VII

en,
kennen;

r
der

elende Ueberſetzung

Mn.

e Groſſier. Aus
ey den Eichen-
8.

wenn man ſie ſo
Mitarbeiter des
1777. u. 1778.
oll die Urſachen
ieren Nationen
ie großen Män-
Geſchmack ihres
auf die Natur
ſuchten. Die
Litteratur ge-
ritiſchen Geiſt-
Redner aus,
tire, Mem-
nen berühm-
r mittheilen,
theile über
ihnen Wiſſ-
ſenſchaft

schaften, erkennet man einen ernsthaften und nachdenkenden Kopf. Nur hat das Gesagte durch den engen Raum viel an Ordnung und Bestimmung der Zeiten und Begriffe leiden müssen, weil der Verfasser, wie es immer beym raisonniren zu gehen pflegt, gar zu weit ausholt. Neues haben wir eben nicht gefunden, außer einen Gedanken, den der V. dafür ausgiebt. Es heißt S. 45.: „Aber nach den Zeiten der Antonine, sahe „man Dichtkunst und Wohlredenheit, wenigstens bey den Latei„nern, ersterben, und, was noch nicht bemerkt worden ist, die „Philosophie, die Markus Aurelius in Schutz genommen hat„te, war mit eine von den vornehmsten Ursachen, die die „Barbarey herbeyführten. Vergebens verbreitete Lucian über „diese vorgegebene Philosophen, womit Rom damals über„schwemmt war, das Lächerliche.“ Wenn der Verf. die stoische Philosophie von dieser Seite ansähe: so mußte er doch auch zugleich bemerkt haben, daß eben diese Sekte bey den alten Römern so lange den Wachsthum und die Verbreitung des Geschmacks an den schönen Wissenschaften verhindert und verzögert hat, mehr als die Philosophie der Cyniker und Epikureer, welche abwechselnd sich des Verstandes der Römer bemächtigten. Ueberhaupt ist für den Beobachter die Bemerkung wichtig, wie bey Griechen, und noch mehr bey Römern die abwechselnde Herrschaft der verschiedenen philosophischen Secten, einen ganz besondern Einfluß auf die schönen Wissenschaften gezeigt, und eine mehr als die andere den Geschmack der wahren Beredsamkeit und Dichtkunst unterdrückt oder verdorben hat. Also ist wohl die Bemerkung des Verf. richtig; aber sie gilt nicht allein von der Regierung der Antonine, und nur etwas mehr von der Secte des Zeno, als der cynischen und epikureischen. — Die Uebersetzung ist ganz gut gerathen, bis auf einige Ausdrücke, die entweder nach dem französischen gebildet, oder undeutsch sind. Dahin rechnen wir S. 21. **die kostbare Niederlage des guten Geschmacks und die Ehre der Wissenschaften beyzubehalten.** Soll das französische dépôt bedeuten. S. 32. **Ihre Manier schien neu und eingreifend.** Sollte das wohl im französischen usurpée heißen? Eben so finden wir S. 67. **Ein stolzer und durchgreifender Ton.** Am wunderlichsten läßt folgende Stelle S. 67. **Und diesen großen Zügen, die über ihre Fassungsfähigkeiten sind, kleine Annehmlichkeiten unterstellen.** Fs.

Nachtrag zu den schönen Künsten.
(S. 796.)

Von Hrn. Bernhard Rode sind noch folgende Stücken nachzuholen: 42) Absolon am Zweige einer Eiche hängend, wird von Joab mit einem Spieße durchstochen. 1776. 43) Ein Druide nimmt feyerlich die heilige Eichenmistel ab. Noch in. XVI. 44; 1776. 44) Aegyptisches Gericht über die Todten, nach Diodor von Sicilien. I. 70. 92; 1777. 45) Antonius fischt in Gesellschaft der Kleopatra, und hat einen gefangenen Fisch herausgezogen. 46) Diogenes sucht Menschen, auf einem Platze, wo sich die Menschen mit Thieren beschäftigen.

Eben dieser berühmte Künstler hat im December 1778. **Verzeichniß seiner sämmtlichen bis dahin radirten** 8 Blätter, auf ½ Bogen drucken lassen. Es sind 48 Stück aus der bibl. Geschichte, 60 Stück weltl. Geschichte und Allegorien, 39 Blätter nach Bastreliefen, von A. Schlüter, zusammen 147 Blatt, verschiedene ungerechnet, die er doppelt hat.

Zu S. 200. Z. 20.

Zu der Folge der **Denkmünzen deutscher berühmter Schriftsteller**, die Hr. **Abraham Abramson** herausgiebt, ist noch eine Münze auf **Wieland**. Ebenderselbe hat auf sel. D. **Martini** eine Denkmünze verfertigt. Jetzt ist er einer auf **Klopstock** beschäftigt.

Daselbst zu Z. 3. von unten: Hr. A. L. **Krüger** zu Hamburg hat noch 1778. folgende radirte Blätter herausgegeben: 1) Die drey Grazien, nach Domenichino. Ein Blatt, nach einem Gemälde in der königl. Gallerie zu Dresden. 2) Susanna nach Correggio. Ein Folioblatt. 3) Eine Landschaft, worauf ein Monument zu sehen, welchem verschiedene Thiere liegen, nach Dubois. 4) Ein Gegenstück dazu, von ihm selbst erfunden und geätzt. Alles in klein Querfolio.

Nach-

Nachrichten.

Hr. Eißen, der vor einigen Jahren, nach niedergelegter Predigerstelle zu Torma in Liefland, Professor zu Mitau geworden, und von dem Herzog von Curland zu ökonomischen Verbesserungen seiner Kammergüter gebraucht wurde, hat nun auch diese Stelle verlassen, und ist nach Petersburg gegangen, um dort entweder seine großen ökonomischen und kameralistischen Entwürfe zu realisiren, oder doch auf andere Art seine Umstände zu verbessern.

Hr. D. und Prof. Schütz in Hamburg will einen mäßigen Quartband von bisher ungedruckten Beweis- und Erläuterungsschriften zur Hamburgischen Geschichte in dem Format seiner bekannten, noch nicht vollendeten Geschichte von Hamburg drucken lassen. Mit dem Druck wird aber nicht eher angefangen werden, als bis sich eine hinreichende Anzahl Subscribenten wird gemeldet haben. Diese erhalten alsdenn das Exemplar auf Druckpapier für 4 Markl. und auf Postpapier für 6 Markl. grob Cour.

Auf Veranstaltung des Durchl. Markgrafen von Baden sollen an 12 bis 16 Orten der Markgrafschaft, die ihrer besondern Lage wegen den meisten und merklichsten Veränderungen in der Witterung ausgesetzt sind, mit dem Anfange des J. 1779. meteorologische Beobachtungen angestellt, beym Schlusse eines jeden Monats an den Hrn. Hofr. Böckmann in Carlsruhe eingeschickt, damit die physikalischen Berichte der Landärzte von Krankheiten, die in jedem Monat geherrscht haben, die Sterblisten der Pfarrer, und die Berichte der Vorsteher der Gemeinden von dem Zustande des Wachsthums der Pflanzen verbunden, und alle drey Monate vom gedachten Herrn Böckmann die vornehmsten Punkte aus sämmtlichen Beobachtungen in eine allgemeine Tabelle gebracht werden, die an die gelehrten Gesellschaften zu Mannheim, Bern und Zürich, wie auch an einzelne Gelehrte in Genf, Basel und Straßburg, zur Knüpfung eines wissenschaftlichen Freundschaftsbandes geschickt werden soll.

Hr. Hofr. Meyer in Culmbach will ein gelehrtes Franken, und Hr. Sekretar Strieder in Cassel, ein gelehrtes

tes Hessen herausgeben. Beyde Arbeiten werden sich aber nur über jetztlebende Gelehrte erstrecken.

Mit dem May dieses Jahres wird ein Frauenzimmer, sub auspiciis des Hrn. Hofraths Hezel in Ilmenau, eine periodische Schrift anfangen, unter dem Titel: Wochenblatt fürs schöne Geschlecht.

Hr. Bremer, Lehrer der Realschule in Berlin, legt ein Archiv für die profane Litteratur an, und erbittet sich Beyträge dazu.

Die Dykische Buchhandlung zu Leipzig kündigt einen Clavierauszug von der letztern in Schweden von dem Hrn. Kapellmeister Naumann verfertigten Oper Cora an.

Hr. Crusius kündigt an eine Situationscharte derer Gegenden, durch welche die vereinte Preuss. und Sächsische Armeen im J. 1778. in Böhmen eingedrungen sind, und welche sie in diesem Königreiche bis zum Ausmarsch eingenommen haben. Ein Königl. Preuss. Officier von großen Verdiensten giebt sie heraus.

Eben so soll bey W. G. Korn in Breslau herauskommen: Charte vom Marggrafthum Mähren in sechs Blättern, vom K. Pr. Ingenieurlieutnant von Geyer.

In kurzem soll auch ein militarischer Almanach erscheinen.

Hr. Prof. Cartheuser zu Giessen hat seine Dimission begehrt und erhalten, und will seine übrigen Tage auf dem, von ihm im Nassau-Usingischen erkauften Gute in Ruhe zubringen.

Hr. D. Jung, öffentl. ordentl. Lehrer der Landwirthschaft, Handlungswissenschaft und Viehartzneykunde zu Lautern, giebt einen Versuch einer Grundlehre sämmtlicher Kameralwissenschaften, zum Gebrauche öffentlicher Vorlesungen auf der Kameral-Hohenschule zu Lautern, auf Unterzeichnung heraus. Der Unterzeichnungspreiß ist 1 Gulden.

Beför-

Beförderungen.

1778.

Anstatt des in Wittenberg verstorbenen Hrn. D. und Prof. Schmid ist Hr. D. Dassde, bisheriger Prof. der orientalischen Sprachen daselbst, vierter Prof. der Theologie geworden. Die dritte Stelle aber, nebst der Ephorie der Churfürstl. Stipendiaten hat der bisherige vierte Prof. der Theologie und Probst an der Schloß- und Universitätskirche, Hr. D. Tittmann, erhalten.

Zu Bützow ist an die Stelle des nach Halle abgegangenen Hrn. Hofr. Karsten, Hr. Hecker, bisheriger Inspektor an der Realschule zu Berlin, zum Professor der Mathematik bestellt worden.

Herr Alauker, bisheriger Prorektor in Lemgo, ist nach Hrn. Wagners Absterben als Rektor und Professor an das Gymnasium zu Osnabrück gekommen.

Auf der Universität zu Göttingen ist Hr. Gmelin, bisheriger ordentlicher Professor der Philosophie, und außerordentlicher der Medicin, zum ordentlichen Professor der Medicin ernannt worden, und aus der philosophischen Fakultät getreten. Auch Hr. D. Blumenbach, bisher außerordentlicher Prof. der Medicin, hat eine ordentliche Lehrstelle in der medicinischen Fakultät daselbst erhalten.

Der bisherige Archidiakonus in Anspach, Herr Rabe, Uebersetzer der Mischna und Gemara, ist an des seel. Meyers Stelle Stadtpfarrer und wirklicher Konsistorialrath daselbst geworden.

Herr Pastor Goldhagen zu Mohra im Hohensteinischen, bekannt durch vortreffliche Predigten und durch gute Uebersetzung einiger Sophokleischen Trauerspiele, ist zum Generalsuperintendenten des Fürstenthums Minden ernennet worden.

Herr Rektor Wideburg in Helmstädt hat daselbst auch eine außerordentliche Professur der Philosophie mit Gehalt erlangt.

Herr August Lebrecht Wilke, bisheriger Superintendent zu Herzberg, ist in gleicher Qualität nach Zeitz an des

zu

zu einer theologischen Professur in Leipzig beförderten Hrn. D. Schwarzens Stelle gekommen.

1779.

Der durch verschiedene Schriften rühmlich bekannte Herr Hofrath Jakob Paul Lang in Göttingen ist erster Konsulent des Ritterorts Altmühl geworden.

Der jüngere Herr Forster, der mit seinem Vater und Kap. Cooke die Reise um die Welt gethan, ist Professor der Naturgeschichte bey dem Karolinum in Cassel, und Mitglied der dortigen antiquarischen Gesellschaft geworden. Die philos. Fakultät in Göttingen hat ihm ein Magisterdiplom geschenkt. Von ihm hat man die Fortsetzung des Martinischen Naturlexikons und der Uebersetzung Büffons zu erwarten.

Todesfälle.

1778.

Im Jul. starb zu Frankfurt am Mayn Herr Johann Balthasar Kölbele, D. der Rechten und Praktikus. Seit seiner Religionsstreitigkeit mit Hrn. Moses Mendelssohn hat er unsers Wissens nichts drucken lassen.

Am 25 Jul. ist zu Kopenhagen Herr D. Bernhard Möllmann, ordentlicher Professor der Geschichte und vaterländischen Alterthümer, wie auch Königl. Dänischer Justizrath, Historiograph und Bibliothekar, im 76sten Jahr seines Alters gestorben.

Zu Frankf. am M. starb im August Herr David Friedr. Megerlin, ein sonderbarer Mann, der erst Professor zu Maulbronn in Würtenberg, hernach bis 1769. Pastor und Rektor zu Laubach war. Er privatisirte seit dieser Zeit zu Frankfurt am Mayn, und wollte, so wie Kölbele, Juden zu Christen machen. Sein letztes Werk war eine mißlungene deutsche Uebersetzung des Koran.

Am 12ten Sept. starb in Wittenberg Hr. M. Karl Friedrich Müller, Kustos der Universitätsbibliothek, im 32sten Jahr seines Alters. Er hat eine zum Druck fertige Ausgabe des Dichters Lykophron hinterlassen.

Am

Am 3ten Oktob. starb Herr D. Benedikt Schmidt, Kurbayerischer Hofrath und Professor des Staats- und Lehnrechts auf der Universität zu Ingolstadt, in seinem 52sten Jahr.

Am 9ten Oktob. starb zu Altona Herr Johann Peter Kohl, ehemaliger Professor Honorarius in Petersburg, ein ehemals starker Polygraph, im 81sten Jahr seines Alters.

Am 4ten Novemb. ist Herr M. Johann Friedrich Frisch, Prediger bey der St. Georgenkirche in Leipzig, gestorben, alt 63 Jahre.

Im Novemb. starb in Dresden Herr Christoph Friedrich Weber, D. der Arzneygelahrheit und der Chirurgie, wie auch Churſächsischer Oberthierarzt, im 35sten Jahr seines Alters.

Am 30sten Novemb. starb zu Wernigeroda Herr Hans Dieterich von Janthier, Gräfl. Stollberg-Wernigerodischer Oberforst- und Jägermeister, im 62sten Jahr seines Alters. Er hat sich durch brauchbare Schriften um die Forstwissenschaft verdient gemacht.

Druckfehler.

In des XXXVI. Bandes I. Stück.

S. 235. Z. 12. beyde, l. beyder. Z. 2. scharfwiehernde, l. scharfriechende. S. 236 Z. 29. War es, l. War er. Z. 3. v. u. sich verstellen, l. sich verstecken. l. Z. l die Scieredändigerin. S. 237. Z. 34. erinnern wir auch, l. erinnern wir noch. Z. 3. v. u. derer, l. deren. S. 298. Z. 16. gestürzt, l. gestützt. S. 299. Z. 6. ganze, l. ganz.

In des XXXVI. B. II. St.

S. 428. Z 11. Vorbehaltungsregel, l. Vorbehaltungsclausel. S. 431. Z. 9 nach Freudenbergischen, ist hinzuzusetzen: Geschlecht. S. 459. Z. 3. Beobachtungen, l. Betrachtungen. S. 527. Z. 7. Citra, l. Citre. S. 528. Z. 7. l. de la Tapie. S. 533. Z. 3. Simonetta. Z. 4. v. u. l de Tillot. S. 535. Z. 12. ihr Gehalt, der nie ofte auf dem alten Fuß bleibt, l. ihr Gehalt, der, wie ofte, auf dem alten Fuß bleibt. S. 538. Z. 16. Uebersetzung, l. Uebersetzungen. l. Z. leichten, l. lichten. S. 539. Z. 6. l. ch'io, Z. 20. occhi, und blickende. S. 540. Z. 27. 441. l. 44.

Beförderungen.

Professur in Leipzig beförderten Hrn. D. gekommen.

1779.

hiedene Schriften rühmlich bekannte Herr
ul Lange in Göttingen ist erster Konsu-
rmahl geworden.

rr Forster, der mit seinem Vater und
um die Welt gethan, ist Professor der
i Karolinum in Cassel, und Mitglied
en Gesellschaft geworden. Die philos.
hat ihm ein Magisterdiplom geschenkt.
vorhabung des Martinischen Naturle-
ig Büffons zu erwarten.

Todesfälle.

778.

ssurt am Mayn Herr Johann
i Rechten und Praktikus. Sein
Hrn. Moses Mendelssohn hat
i lassen.

nhagen Herr D. Bernhard
ssor der Geschichte und vater-
h Königl. Dänischer Justiz-
rkar, im 76sten Jahr seines

ngust Herr David Friedr.
in, der erst Professor zu
h bis 1769. Pastor und
atistirte seit dieser Zeit zu
r wie Köldele, Juden zu
rk war eine mißlungene

rg Hr. M. Karl Frie-
sbibliothek, im 32sten
Druck fertige Ausgabe

Am

Am 3ten Oktob. starb Herr D. Benedikt Schmids, Kurbayerischer Hofrath und Professor des Staats- und Lehnrechts auf der Universität zu Ingolstadt, in seinem 54sten Jahr.

Am 9ten Oktob. starb zu Altona Herr Johann Peter Kohl, ehemaliger Professor Honoratius in Petersburg, ein ehemals starker Polygraph, im 81sten Jahr seines Alters.

Am 4ten Novemb. ist Herr M. Johann Friedrich Frisch, Prediger bey der St. Georgenkirche in Leipzig, gestorben, alt 63 Jahre.

Im Novemb. starb in Dresden Herr Christoph Friedrich Weber, D. der Arzneygelahrheit und der Chirurgie, wie auch Churfächsischer Oberthierarzt, im 35sten Jahr seines Alters.

Am 30sten Novemb. starb zu Wernigeroda Herr Hans Dieterich von Janthier, Gräfl. Stollberg-Wernigerodischer Oberforst- und Jägermeister, im 62sten Jahr seines Alters. Er hat sich durch brauchbare Schriften um die Forstwissenschaft verdient gemacht.

Druckfehler.

In des XXXVI. Bandes I. Stück.

S. 235. Z. 12. beyde, l. beyder. Z. 2. scharfwiehernde, l. scharfriechende. S. 236 Z. 29. War es, l. War er. Z. 3. v. u. sich verstellen, l. sich verstecken. l. Z. l die Scieredändigerin. S. 237. Z. 34. erinnern wir auch, l. erinnern wir noch. Z. 3. v. u. derer, l. deren. S. 298. Z. 16. gestürzt, l. gestützt. S. 299. Z. 6. ganze, l. ganz.

In des XXXVI. B. II. St.

S. 428. Z. 11. Vorbehaltungsregel, l. Vorbehaltungsclausel. S. 431. Z. 9 nach Freudenbergischen, ist hinzuzusetzen: Geschlecht. S. 459. Z. 3. Beobachtungen, l. Betrachtungen. S. 527. Z. 7. Citra, l. Citre. S. 528. Z. 7. l. de la Tapie. S. 533. Z. 3. Simonetta. Z. 4. v. u. l de Tillot. S. 535. Z. 11. ihr Gehalt, der nie ofte auf dem alten Fuß bleibt, l. ihr Gehalt, der, wie ofte, auf dem alten Fuß bleibt. S. 538. Z. 16. Uebersetzung, l. Uebersetzungen. l. Z. leichten, l. lichten. S. 539. Z. 6. l. ch'io, Z. 10. occhi, und bleckende. S. 540. Z. 27. 441. l. 44.

Todesfälle.

ıänderlicher Irrthum, l. ein wunderlicher
nireuleuſement. S. 539. Z. 38. l. Göttinq.
8. und 1771. S. 282. S. 554. Z. 9. nach
darzu: auf das neue N. T. S. 558. Z. 11.
ſetze. Z. 31. l. Numerus ſtatt Argument.

:n Bande des IIIten Anhangs.

. 12. Z. 23. Retzü, l. Retzii. S. 272. Z. 1.
welcher. S. 272. Z. 16. dieſe wäre, l. diese
. 18. aber der ſich jetzt, l. aber der ſich jetzt.
es heißen: Und billig wird doch der nächtliche
) aus dem Stalle ſtiehlt, weil das Verbrechen
iſt, mit einer gelindern Strafe belegt, als ein
ge Vieh aus der Heerde gestreift. S. 420.
ıentiſſimo, l. a clementiſſimo. S. 537. Z. 5.
ii. S. 578. Z. 16. ihm l. ihn. S. 591. Z.
en Liedern. S. 592. Z. 21. rächenden, l. rus
l. 5. v. u. Verpen, l. Venen. S. 596. Z. 12.
ngen. S. 599. Z. 27. erſten, l. naſſen. S.
ouo, l. nono. S. 640. Z. 9. v. u. in der Nä
ſich. S. 641. Z. 20. dem, l. den. S. 642.
, l. weiden. S. 647. letzte Z. Küſter, l. Kü
3. Wiz dieſer, l. Wiesern derſelbe. S. 651. Z.
benbigen. S. 655. Z. 5. nach Mäsner, wird
Daſ. Z. 22. Nur, l. nun. Daſ. Z. 28. erſtis
. S. 657. Z. 6. v. u. ſchädlich, ſchändlich. S.
9. u. folgendergeſtalt geleſen werden: „Durch
ewickelt, und alſo deſſen Wirkung gehindert
S. 661 Z. 28. muß nicht, ausgeſtrichen wer
:t. bemerkt, l. bemerke. S. 664. Z. 3. ſoll, l.
12. nach Hänschen, fehlt Bunkel. S. 682.
elands. Daſ. Z. 3. v. u. Hercuet, l. Hecquet.
er erſten Note Erziehung, l. Erziehung. S. 684.
cht in die vierte, ſondern in die dritte Zeile,

:n Bande des IIIten Anhangs.

6. des, l. das. Daſ. Z. 29. bleibt das Wort
804. Z. 7. nach ſich bleibt das Semicolon weg.
l. ſchändlich.

BUILDING
USE ONLY

ING
NLY

BUILDING
USE ONLY

BUILDING
USE ONLY

BUILDING
USE ONLY

ING
NLY